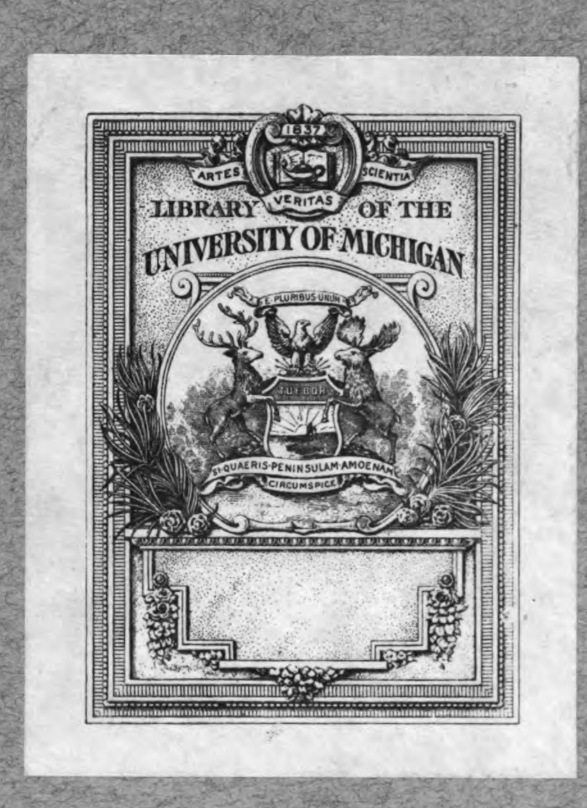




Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertneununddreißigster Band.

Januar bis März 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.



Inhaltsverzeichnis

des

139. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Seite

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Seite

Der Maler der Frühromantik.

Von

Albert Dresdner.

Die Philosophie und die Dichtung der Romantik sind besser und gründlicher studiert worden, als ihre Leistungen in der bildenden Kunst. Und unter diesen wieder ist die Spätromantik bevorzugt worden. Schwind z. B., den man etwa Eichendorff vergleichen könnte, ward wiederholt behandelt; aber Philipp Otto Runge, der Maler der Frühromantik, ward so vernachlässigt, daß Haym in seinem großen Werke über die Romantik nicht einmal seinen Namen nennt. Ja, bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit war Runge und sein Schaffen überhaupt verschollen; erst Lichtwark hat ihn wieder entdeckt und durch die Vereinigung der Hauptmasse seiner Arbeiten in der Hamburger Kunsthalle dieser einen großen Schatz gesichert. Und wohl gehört Runges Werk nach Hamburg; denn Hamburg hat im Mittelpunkte seines Lebens gestanden, und in Hamburg hat er die letzten sechs Jahre seines kurzen Daseins gewirkt. Seine künstlerische Lehrzeit aber hat er in Kopenhagen durchgemacht, wo Abildgaard und Jens Juel auf ihn Einfluß gehabt haben. Es ist nun eine der liebenswürdigen Launen, die die Geschichte manchmal hat, daß es wieder ein Mann aus dem skandinavischen Norden ist, der uns jetzt die erste zusammenfassende Untersuchung über Runge und sein Schaffen schenkt. Das ist Dr. Andreas Aubert, dessen Buch „Runge und die Romantik" der Verlag von Paul Cassirer in Berlin in einem (bis auf eine Anzahl kleinerer Druckfehler) tadellos und fein ausgestatteten Bande herausgebracht hat. Er ist mit einer Anzahl von guten Abbildungen geschmückt, die zum Teil wenig bekannte und entlegene Arbeiten Runges wiedergeben.

Andreas Aubert ist unter den gegenwärtigen Kunstschriftstellern Norwegens wohl der feinste und originellste Kopf. Mit der größten



Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

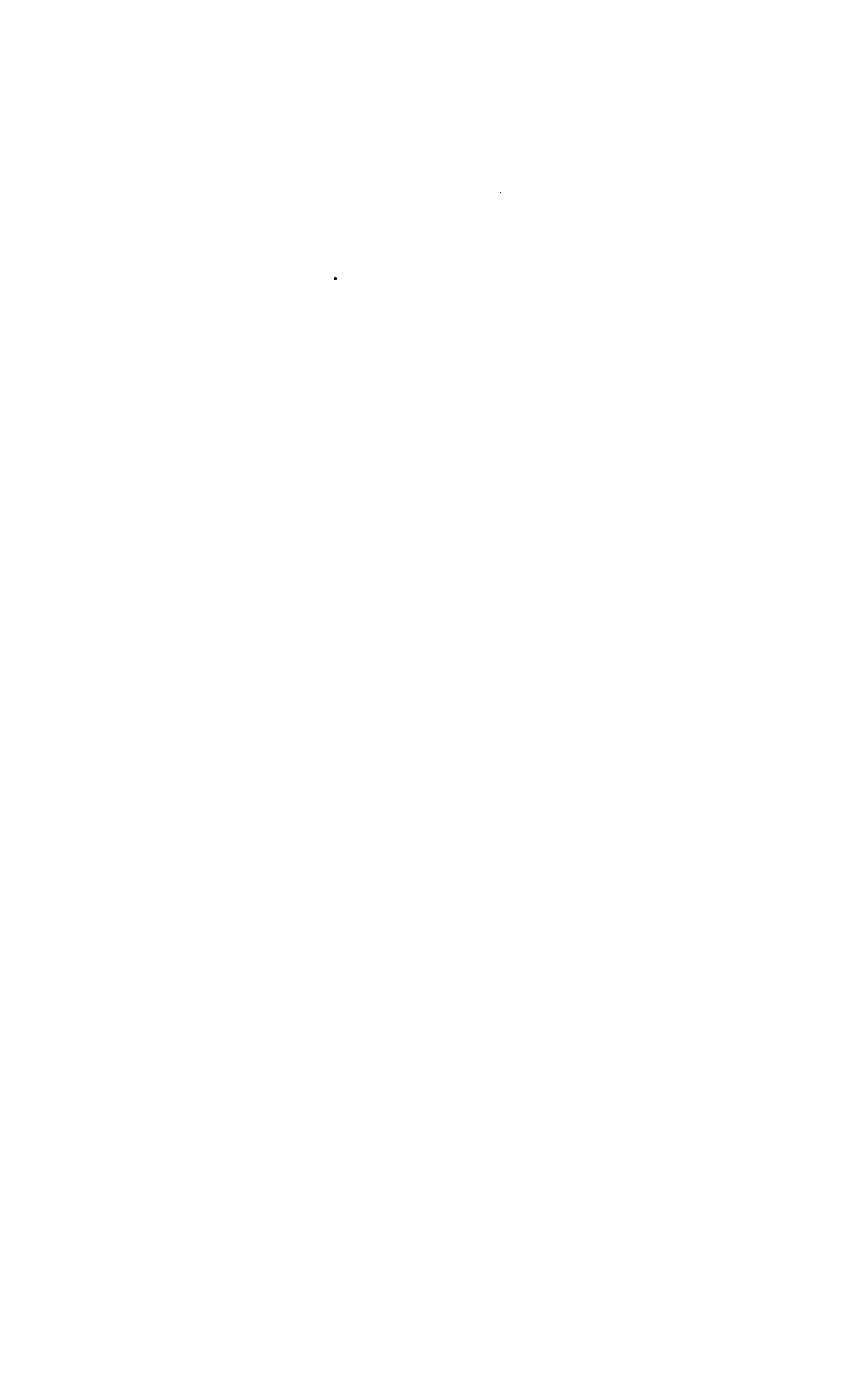
Hans Delbrück.

Einhundertneununddreißigster Band.

Januar bis März 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.



Inhaltsverzeichnis

des

139. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Seite

Der Maler der Frühromantik.

Von

Albert Dresdner.

[illegible] Philosophie und die Dichtung der Romantik sind besser [illegible]cher studiert worden, als ihre Leistungen in der bildenden [illegible]. Und unter diesen wieder ist die Spätromantik bevorzugt [illegible] Schwind z. B., den man etwa Eichendorff vergleichen [illegible] wiederholt behandelt; aber Philipp Otto Runge, der [illegible] der Frühromantik, ward so vernachlässigt, daß Haym in [illegible] Werke über die Romantik nicht einmal seinen Namen [illegible] bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit war Runge und [illegible]en überhaupt verschollen; erst Lichtwark hat ihn wieder [illegible] und durch die Vereinigung der Hauptmasse seiner Arbeiten [illegible] Hamburger Kunsthalle dieser einen großen Schatz gesichert. [illegible] gehört Runges Werk nach Hamburg; denn Hamburg hat [illegible]punkte seines Lebens gestanden, und in Hamburg hat er [illegible] Jahre seines kurzen Daseins gewirkt. Seine künst[illegible] aber hat er in Kopenhagen durchgemacht, wo [illegible] und Jens Juel auf ihn Einfluß gehabt haben. Es ist [illegible] der liebenswürdigen Launen, die die Geschichte manchmal [illegible] es wieder ein Mann aus dem skandinavischen Norden ist, [illegible] die erste zusammenfassende Untersuchung über Runge [illegible] Schaffen schenkt. Das ist Dr. Andreas Aubert, dessen [illegible] und die Romantik“ der Verlag von Paul Cassirer in [illegible] (bis auf eine Anzahl kleinerer Druckfehler) tadel[illegible] ausgestatteten Bande herausgebracht hat. Er ist [illegible] Anzahl von guten Abbildungen geschmückt, die zum Teil [illegible] und entlegene Arbeiten Runges wiedergeben.

[illegible] Aubert ist unter den gegenwärtigen Kunstschriftstellern [illegible] der feinste und originellste Kopf. Mit der größten

Sauberkeit der wissenschaftlichen Arbeit verbindet er eine tiefe, ja leidenschaftliche Liebe zur Schönheit und Kunst und ein echt künstlerisches Empfinden. Es bildet einen der größten Mängel unserer letzthin so stark angeschwollenen Kunstliteratur, daß die Persönlichkeiten und Schöpfungen der Kunst in zahlreichen Fällen mit einer eiskalten Nüchternheit, in einem pseudowissenschaftlichen Herbariumsstile behandelt werden, der bei diesen Gegenständen ebenso unleidlich, wie verkehrt und unfruchtbar ist. Denn die Kunst kann und soll nur künstlerisch erfaßt und dargestellt werden — oder es ist das Bild, das man von ihr gibt, ein Zerrbild, ein blut- und lebloser Schemen. Aubert aber ist eine Künstlernatur, er sieht Künstler und Kunstwerke mit zärtlicher Behutsamkeit an und erweckt sie durch den mächtigen Geist der Liebe zu neuem Leben. Sein umfassendes, sehr gehaltvolles und feines Buch über den alten Dahl, den „Vater der norwegischen Malerei" (Christiania 1893–1894), verdiente, wenn auch vielleicht mit einigen Kürzungen, auch in deutscher Sprache zugänglich gemacht zu werden. Von Dahl sah er sich auf Kaspar David Friedrich, den einst so großen Verkannten, geführt, mit dem ja der norwegische Maler durch enge Freundschaft verbunden war, und man erwartet aus seiner Feder das Werk über Friedrich, das uns noch fehlt. Friedrichs Persönlichkeit und Schaffen aber wies wieder entschieden zurück auf den Kreis der frühromantischen Kunst, vor allem aber auf Runge, als dessen stärkerer Nachfolger und Fortsetzer Friedrich anzusehen ist. So ist es gekommen, daß wir von einem Ausländer ein Buch über einen der deutschesten Meister empfangen haben, den die Kunst des 19. Jahrhunderts kennt, und durch [illegible] des Ausländers für unsre Kunst nicht über-[illegible] heißen wir diese Arbeit mit doppelter Freude und Dankbarkeit willkommen. Aubert hat seinem Buche nicht die Form einer chronologisch angeordneten Darstellung gegeben und dadurch seine Übersichtlichkeit erschwert. Ich gestehe, daß es mir zuerst den nicht ganz leicht wurde, den Faden des Zusammenhanges festzuhalten, [illegible]

[illegible]

… Das ist viel, aber es ist meines Bedünkens … gesagt. Gewiß ist Runge von den Einflüssen seiner … unberührt geblieben. Tischbein, Flaxman, wahrschein- … der englische Phantast William Blake haben auf ihn ge- … Kopenhagen hat er von Juel gelernt, und unverkennbar … seiner Kunst auch Elemente vorhanden, die auf Prudhon … Sind diese, wie es den Anschein hat, nicht auf direkte … durch den Franzosen zurückzuführen, so beweisen sie … daß auch Runge dem ganzen Kunstcharakter seiner Zeit, … der „Empire“-Kunst, seinen Tribut schuldig ist. Aber … wiegt das alles in seinem Lebenswerke! Wie wenig ist … Anführung dieser Namen über die eigentliche Richtung … Schaffens gesagt! Diese kennzeichnet sich vielmehr dadurch, … mit der ganzen Unerschrockenheit des echten Genies auf das … Ja, es ist ganz wahr, daß er sich selbst manchen … hätte sparen, daß er vielleicht schneller hätte zu dem ihm … Ziele gelangen können, wäre er weniger revolutionär … Inmitten der die Zeit beherrschenden künstlerischen Ten- … behauptet er eine imponierende Selbständigkeit. Er hält sich … von der Nachahmung der Antike, die die Weimarischen … also Goethe und Meyer, empfahlen, wie von dem … an die italienisch-deutsche Kunst des 15. und 16. Jahr- … den die Nazarener pflegten. Eine Zeitlang stand er sogar … überhaupt ablehnend gegenüber, doch nicht aus Mangel … sondern aus dem trotzigen Drange, sich selbst zu finden … behaupten; und so hat sich denn auch, indem er reifte, sein … zur Tradition notwendig positiver gestaltet. Unter allen … aber bleibt der feste Pol, der den Gang seiner Ent- … bestimmt, der Drang nach einer neuen, nach einer wahrhaft … Kunst. Er fühlt, daß eine Zeit, die die französische Revo- … und Napoleon erlebt hat und unter dem Zeichen des alles … und alles beeinflussenden Geistes Goethes, sowie des … der deutschen Philosophie steht: daß eine solche Zeit … auch eine Kunst erzeugen müsse, die von der der Vorzeit … ganzen Sein und Wesen, und nicht etwa bloß in … und Einzelheiten, unterscheidet. Die Zeit hat gelehrt, daß … dieser Auffassung recht hatte; wäre es ihm vergönnt ge- … Ideal vollständiger und bestimmter zu verwirklichen, als … gewesen ist, so wäre der deutschen Kunst vielleicht der … nah verwandte Bruch mit der Vergangenheit

erspart geblieben, der unvermeidlich wurde, als die Spannung zwischen Tradition und Gegenwartsforderung eine unerträgliche Stärke erreicht hatte.

Welcher Art und Gestalt aber die neue Kunst sein sollte, der Runge zustrebte, das ist nicht so leicht in kurzen Worten zu sagen, weil sie doch eben auch bei ihm nur Versprechen und Andeutung geblieben und nicht Wirklichkeit geworden ist. Das typische Geschick der Frühromantiker, das Los, Fragment zu bleiben, ist auch ihm nicht erspart geblieben — freilich nicht, weil er, wie z. B. Friedrich Schlegel, eine von Hause aus fragmentarische Natur gewesen wäre, sondern deshalb, weil die grausame Parze seinen Lebensfaden vor der Zeit durchschnitten hat. Auch die „Tageszeiten", die das Opus Magnum seines Lebens werden sollten, sind schließlich unvollendet geblieben, und den letzten Entwurf des „Morgens" hat Runges Bruder Daniel auf das Gebot des Malers hin nach seinem Tode zerschnitten. Aber unter den so entstandenen Bruchstücken befinden sich zwei, die [illegible] Natur der Kunst Runges und [illegible] Aufklärung zu geben. [illegible]

[illegible] sich z. B. Guido Reni bei der Behandlung eines
[illegible]wandten Gegenstandes bedient hat. Runges Werke sind
[illegible]zurückzuführen auf eine von aller Ueberlieferung unab-
[illegible]n dem innersten Gemütsleben des Individuums wurzelnde
[illegible] unmittelbare Versenkung in die Natur, auf eine durchaus
[illegible] mächtige Erfassung ihres Geistes und auf die Wieder-
[illegible]es Geistes zu neuer Form durch die schöpferische Macht
[illegible]rischen Phantasie. So betrachtet, läßt sich das Ideal
[illegible] die einfache Formel bringen, daß er ein neues Ver-
[illegible]es Künstlers zur Natur fordert. Er schiebt die Tradition
[illegible]sofern sie sich zwischen den Künstler und das Natur-
[illegible], und strebt darnach, die Natur allein durch die Organe
[illegible]nlichen Empfindens und Lebens zu erfassen. Er begnügt
[illegible] damit — wie es noch das in seiner Zeit mächtig nach-
[illegible] Rokoko getan hatte —, die Natur als den Schauplatz des
[illegible]n Menschen, gewissermaßen als das räumliche Attribut
[illegible]ns anzusehen und darzustellen, sondern er faßt sie zunächst
[illegible]genen, vom Menschen unabhängigen Existenz und gibt sich
[illegible]n, macht sie sich dann aber auch durch seine freie geistige
[illegible]en, indem er sie in sein eigenes Innenleben eingehen
[illegible] dadurch deutet. Und wirklich ist es ein neues, frucht-
[illegible]reiches Prinzip, das Runge hiermit aufgestellt hat. Es
[illegible] anderes, als das neue, das moderne Naturgefühl, das in
[illegible]n gegeben ist — jenes im Norden heimische Natur-
[illegible]s sich in der Kunstgeschichte bis dahin doch nur vereinzelt
[illegible]n Rembrandts und Ruysdaels angekündigt hatte; und
[illegible] es die völlige Befreiung der künstlerischen Subjektivität,
[illegible]n Gedankengang notwendig führt. Eben diese beiden
[illegible]aber — das neue Naturgefühl und der Drang zur
[illegible]wicklung der künstlerischen Subjektivität — sind es ge-
[illegible]letzten Endes die ganze Entwicklung der modernen Malerei
[illegible]n, und so darf man mit gutem Fug Runge einen
[illegible] an der Spitze dieser Entwicklung anweisen und ihn als
[illegible] moderner Kunst bezeichnen. Man wird hiernach nicht
[illegible]n, wenn man findet, daß Runge zuerst das Ideal einer
[illegible] Landschaftsmalerei aufgestellt und zuerst der Landschaft
[illegible] angewiesen hat, die die Kunstgeschichte des 19. Jahr-
[illegible] dann bestätigte: die Stellung als zentrale Gattung der
[illegible] sagt: bisher hätten die Künstler darnach gestrebt, in
[illegible]n das Regen und Bewegen der Elemente und Natur-

kräfte zu sehen und auszudrücken. „Die Landschaft bestände nun natürlich in dem umgekehrten Satz, daß die Menschen in allen Blumen und Gewächsen und in allen Naturerscheinungen sich und ihre Eigenschaften und Leidenschaften sehen." Und: „Wie selbst die Philosophen dahin kommen, daß man alles nur aus sich heraus imaginiert, so sehen wir oder sollen wir sehen in jeder Blume den lebendigen Geist, den der Mensch hineinlegt, und dadurch wird die Landschaft entstehen, denn alle Tiere und die Blumen sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei tut. So dringt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt alles Bedeutung und Sprache."

Hätte die Landschaftsmalerei den Weg eingehalten, den Runge hier ahnungsweise angedeutet hat, so besäßen wir heute vielleicht die wahrhaft moderne Landschaftskunst, die wir in Wirklichkeit entbehren. In dem Werke Kaspar David Friedrichs, in einzelnen Arbeiten Schwinds, wie der „Morgenstunde" und der „Ritterlichen Ueberfahrt", in dem Schaffen Böcklins, auch in einigen der besten Landschaften Thomas sehen wir seine Ideen fortleben und sich weiter entwickeln. Allein die Landschaft, die heute als die „moderne" bezeichnet wird, ist von einem ganz anderen Streben [illegible]

[illegible]

[illegible] Erzeugnissen dieser Art müsse er unwillkürlich sagen: „Der ist beim [illegible] O, es ist nur zu wahr: unsere Modernen „sind beim Ton“. [illegible] wird selbst ihr Naturstudium am Ende notwendig salzlos, [illegible] es des geistigen Hintergrundes und Zieles entbehrt, während [illegible] Naturstudium, wie es aus seinen Werken erkennbar wird, [illegible] Originalität, Geist und Bedeutung selbst da zur Bewunderung [illegible], wo es nur zu unvollkommenen Ergebnissen geführt hat.

Die Art, wie Runge die Natur erfaßte und verarbeitete, wird [illegible] an seinen drei großen Gruppenbildnissen ersichtlich. Das [illegible] das Bild „Wir Drei“, das ihn, seine Frau und seinen Bruder [illegible], das Gruppenporträt der Hülsenbeckschen Kinder, endlich [illegible] Bildnis der Großeltern Runge mit zwei Enkeln. Um die [illegible] zu würdigen, die diese Arbeiten darstellen, muß man sich [illegible] ihre Entstehungszeit und an die allgemeine künstlerische Lage in [illegible] Augenblicke erinnern. Entstanden sind sie in den Jahren 1804—1806, und das Haupt- und Grundproblem, das die europäische Kunst in diesem Zeitpunkte beschäftigte, war die Befreiung [illegible] Geiste und Stile der Rokokokunst, deren souveräne Sicherheit [illegible] zu spielerischer Routine und dürftigem Schematismus entartet und so ein Hindernis jedes Fortschrittes geworden war. Noch [illegible] Graff, der unter behutsamer Schonung der Tradition und ohne [illegible] das Rokoko ganz zu verleugnen in seinen Bildnissen zu einer [illegible] und unmittelbareren Natur- und Lebensauffassung im [illegible] der später so genannten Bürgerkunst zu gelangen strebte; [illegible] gerade 10 Jahre vorher (1795) hatte David in Paris jene [illegible], jetzt im Louvre hängenden Bildnisse des Ehepaares Sériziat [illegible], die ihn in seiner Weise auf einem ähnlichen Wege wie Graff zeigen und zugleich beweisen, daß seine Opposition gegen die Ueberlieferung des Rokokos im Porträt sich viel vorsichtiger gab, als es in seinen historischen Kompositionen der Fall war. Vergleicht man nun Runges Gruppenbildnisse mit den Porträts Davids und Graffs, so setzt ihre unerschrockene Selbständigkeit in Erstaunen. Das Rokokoschema der Behandlung der Natur und der Schilderung des Menschen ist in ihnen mit einer Sicherheit, Selbstverständlichkeit und Gründlichkeit ausgeschaltet, die weit über die Leistungen der beiden andern Maler hinausgehen; und das vornehmlich durch den beinahe [illegible] zu nennenden Ernst, die unerschütterliche Wahrhaftigkeit, die rastlose, zuweilen selbst ans Peinliche streifende Gewissenhaftigkeit, mit der der Künstler die Natur selbst, Form und Farbe, Bewegung und Licht, Raum, Gestalten, Vegetation und Landschaft, studiert

Seite

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Der Maler der Frühromantik.

Von

Albert Dresdner.

Die Philosophie und die Dichtung der Romantik sind besser und gründlicher studiert worden, als ihre Leistungen in der bildenden Kunst. Und unter diesen wieder ist die Spätromantik bevorzugt worden. Schwind z. B., den man etwa Eichendorff vergleichen könnte, ward wiederholt behandelt; aber Philipp Otto Runge, der Maler der Frühromantik, ward so vernachlässigt, daß Haym in seinem großen Werke über die Romantik nicht einmal seinen Namen nennt. Ja, bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit war Runge und sein Schaffen überhaupt verschollen; erst Lichtwark hat ihn wieder entdeckt und durch die Vereinigung der Hauptmasse seiner Arbeiten in der Hamburger Kunsthalle dieser einen großen Schatz gesichert. Und wohl gehört Runges Werk nach Hamburg: denn Hamburg hat im Mittelpunkte seines Lebens gestanden, und in Hamburg hat er die letzten sechs Jahre seines kurzen Daseins gewirkt. Seine künstlerische Lehrzeit aber hat er in Kopenhagen durchgemacht, wo Abilgaard und Jens Juel auf ihn Einfluß gehabt haben. Es ist nun eine der liebenswürdigen Launen, die die Geschichte manchmal hat, daß es wieder ein Mann aus dem skandinavischen Norden ist, der uns jetzt die erste zusammenfassende Untersuchung über Runge und sein Schaffen schenkt. Das ist Dr. Andreas Aubert, dessen Buch „Runge und die Romantik" der Verlag von Paul Cassirer in Berlin in einem (bis auf eine Anzahl kleinerer Druckfehler) tadellosen und fein ausgestatteten Bande herausgebracht hat. Er ist mit einer Anzahl von guten Abbildungen geschmückt, die zum Teil kaum bekannte und entlegene Arbeiten Runges wiedergeben.

Andreas Aubert ist unter den gegenwärtigen Kunstschriftstellern Norwegens wohl der feinste und originellste Kopf. Mit der größten

Sauberkeit der wissenschaftlichen Arbeit verbindet er eine [illegible] leidenschaftliche Liebe zur Schönheit und Kunst und ein echt künstlerisches Empfinden. Es bildet einen der größten Mängel unserer letzthin so stark angeschwollenen Kunstliteratur, daß die Persönlichkeiten und Schöpfungen der Kunst in zahlreichen Fällen mit einer erkälteten Nüchternheit, in einem pseudowissenschaftlichen [illegible]stile behandelt werden, der bei diesen Gegenständen ebenso unleidlich, wie verfehlt und unfruchtbar ist. Denn die Kunst kann und soll nur künstlerisch erfaßt und dargestellt werden: oder es ist das Bild, das man von ihr gibt, ein Zerrbild, ein blut- und lebloser Schemen. Aubert aber ist eine Künstlernatur, er faßt Künstler und Kunstwerke mit zärtlicher Behutsamkeit an und erweckt sie durch den mächtigen Geist der Liebe zu neuem Leben. Sein umfassendes, sehr gehaltvolles und feines Buch über den alten Dahl, den „Vater der norwegischen Malerei" (Christiania 1893–1894), verdiente, wenn auch vielleicht mit einigen Kürzungen, auch in deutscher Sprache zugänglich gemacht zu werden. Von Dahl [illegible] er sich auf Kaspar David Friedrich, den anderen großen [illegible], geführt, mit dem ja der norwegische Maler durch enge Freundschaft verbunden war, und man erwartet aus seiner Feder das Werk über Friedrich, das uns noch fehlt. Friedrichs Persönlichkeit und Schaffen aber wies wieder entschieden zurück auf den Kreis der [illegible] Kunst [illegible] aber auf Runge, als dessen [illegible] Nachfolger und [illegible] Friedrich anzusehen ist. So ist es gekommen, daß wir von einem Ausländer ein Buch über einen der deutschesten Meister empfangen haben, den die Kunst des 19. Jahrhunderts kennt, und durch [illegible] unsere Kunst nicht übermäßig verwöhnt, [illegible] Arbeit mit [illegible] Freude und Dankbarkeit [illegible]. Aubert hat seinem Buche nicht die Form einer [illegible] Darstellung gegeben und dadurch [illegible]. Ich glaube, daß es mir zur [illegible] [illegible] Buch nicht [illegible]. [illegible] [illegible] Buch [illegible]. [illegible] Grundzügen [illegible]

[illegible]

Masse der Neuerer. Das ist viel, aber es ist meines Bedünkens nicht zu viel gesagt. Gewiß ist Runge von den Einflüssen seiner Zeit nicht unberührt geblieben. Tischbein, Flaxman, wahrscheinlich auch der englische Phantast William Blake haben auf ihn gewirkt; in Kopenhagen hat er von Juel gelernt, und unverkennbar sind in seiner Kunst auch Elemente vorhanden, die auf Prudhon hinweisen. Sind diese, wie es den Anschein hat, nicht auf direkte Beeinflussung durch den Franzosen zurückzuführen, so beweisen sie doch so viel, daß auch Runge dem ganzen Kunstcharakter seiner Zeit, dem Charakter der „Empire“-Kunst, seinen Tribut schuldig ist. Aber wie leicht wiegt das alles in seinem Lebenswerke! Wie wenig ist mit der Anführung dieser Namen über die eigentliche Richtung seines Schaffens gesagt! Diese kennzeichnet sich vielmehr dadurch, daß er mit der ganzen Unerschrockenheit des echten Genies auf das Neue losging. Ja, es ist ganz wahr, daß er sich selbst manchen Umweg hätte sparen, daß er vielleicht schneller hätte zu dem ihm vorschwebenden Ziele gelangen können, wäre er weniger revolutionär gewesen. Inmitten der die Zeit beherrschenden künstlerischen Tendenzen behauptet er eine imponierende Selbständigkeit. Er hält sich ebenso fern von der Nachahmung der Antike, die die Weimarischen Kunstfreunde, also Goethe und Meyer, empfahlen, wie von dem Anschlusse an die italienisch-deutsche Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts, den die Nazarener pflegten. Eine Zeitlang stand er sogar der Tradition überhaupt ablehnend gegenüber, doch nicht aus Mangel an Pietät, sondern aus dem trotzigen Drange, sich selbst zu finden und zu behaupten; und so hat sich denn auch, indem er reifte, sein Verhältnis zur Tradition notwendig positiver gestaltet. Unter allen Wandlungen aber bleibt der feste Pol, der den Gang seiner Entwicklung bestimmt, der Drang nach einer neuen, nach einer wahrhaft modernen Kunst. Er fühlt, daß eine Zeit, die die französische Revolution und Napoleon erlebt hat und unter dem Zeichen des alles erfassenden und alles beeinflussenden Geistes Goethes, sowie des Werdens der deutschen Philosophie steht: daß eine solche Zeit notwendig auch eine Kunst erzeugen müsse, die von der der Vorzeit sich in ihrem ganzen Sein und Wesen, und nicht etwa bloß in Nuancen und Einzelheiten, unterscheidet. Die Zeit hat gelehrt, daß Runge in dieser Auffassung recht hatte; wäre es ihm vergönnt gewesen, sein Ideal vollständiger und bestimmter zu verwirklichen, als es der Fall gewesen ist, so wäre der deutschen Kunst vielleicht der einer Katastrophe nah verwandte Bruch mit der Vergangenheit

erspart geblieben, der unvermeidlich wurde, als die Spannung zwischen Tradition und Gegenwartsforderung eine unerträgliche Stärke erreicht hatte.

Welcher Art und Gestalt aber die neue Kunst sein sollte, der Runge zustrebte, das ist nicht so leicht in runden Worten zu sagen, weil sie doch eben auch bei ihm nur Versprechen und Andeutung geblieben und nicht Wirklichkeit geworden ist. Das typische Geschick der Frühromantiker, das Los, Fragment zu bleiben, ist auch ihm nicht erspart geblieben — freilich nicht, weil er, wie z. B. Friedrich Schlegel, eine von Hause aus fragmentarische Natur gewesen wäre, sondern deshalb, weil die grausame Parze seinen Lebensfaden vor der Zeit durchgeschnitten hat. Auch die „Tageszeiten“, die das Opus Magnum seines Lebens werden sollten, sind schließlich unvollendet geblieben, und den letzten Entwurf des „Morgens“ hat Runges Bruder Daniel auf das Gebot des Malers hin nach seinem Tode zerschnitten. Allein unter den so entstandenen Bruchstücken befinden sich zwei, die in hohem Grade geeignet scheinen, über die Natur der Kunst Runges und über das ihm vorschwebende Kunstideal Aufklärung zu geben. Das eine zeigt ein nacktes Kindlein, das im frischkühlen Lichte des Morgens auf tauiger Wiese liegt. Tappend breitet es seine Aermchen aus, als wolle es das herniederströmende Licht umfangen und mit großen, glücklichen, lächelnden Augen blickt es dem Wunder des jungen Tages entgegen. Auf dem andern Bruchstücke sieht man die in stillem, reinem Glanze erstrahlende Licht-Lilie, in deren Schoße eine kleine Schar anmutsvoll-ernster Genien nistet, und darüber den leuchtenden Morgenstern, den drei andere Gestalten ähnlicher Art im Reigen umschweben. Das eigentlich Charakteristische in diesen schönen Arbeiten erblicke ich nun in der darin vollzogenen, sehr nachdrücklichen und originellen Intensierung der Natur und des Naturgefühls. Was zum Ausdrucke gebracht ist, das ist einmal der Morgen in seiner ganzen Unschuld, Frische, Heiterkeit und Hoffnung, das andere Mal die Erscheinung des neuen Lichts, in dessen heiligem Schoße alles tönende und bewegte Leben ruht, — und zwar ist der Ausdruck dieser Dinge ganz und allein durch die unmittelbare und freie persönliche Empfindung und Erfindung des Künstlers erreicht. Es sind keine Allegorien, die Runge da geschaffen hat; denn Allegorien sind Verdeutlichungen der Dinge durch einen Vergleich, Runge aber stellt die Dinge selbst in ihrer geistigen Wesenheit dar. Auch verschmäht er die Motive der Ueberlieferung, vor allem die der Religion oder des

[illegible]ives, deren sich z. B. Guido Reni bei der Behandlung eines
[illegible]ch verwandten Gegenstandes bedient hat. Runges Werke sind
[illegible] zurückzuführen auf eine von aller Ueberlieferung unab-
[illegible], in dem innersten Gemütsleben des Individuums wurzelnde
[illegible] und unmittelbare Versenkung in die Natur, auf eine durchaus
[illegible]ge, mächtige Erfassung ihres Geistes und auf die Wieder-
[illegible] dieses Geistes zu neuer Form durch die schöpferische Macht
[illegible] künstlerischen Phantasie. So betrachtet, läßt sich das Ideal
[illegible] auf die einfache Formel bringen, daß er ein neues Ver-
[illegible] des Künstlers zur Natur fordert. Er schiebt die Tradition
[illegible], insofern sie sich zwischen den Künstler und das Natur-
[illegible] stellt, und strebt darnach, die Natur allein durch die Organe
[illegible] persönlichen Empfindens und Lebens zu erfassen. Er begnügt
[illegible] nicht damit — wie es noch das in seiner Zeit mächtig nach-
[illegible] Rokoko getan hatte —, die Natur als den Schauplatz des
[illegible]den Menschen, gewissermaßen als das räumliche Attribut
[illegible] Seins anzusehen und darzustellen, sondern er faßt sie zunächst
[illegible] eigenen, vom Menschen unabhängigen Existenz und gibt sich
[illegible] hin, macht sie sich dann aber auch durch seine freie geistige
[illegible] zu eigen, indem er sie in sein eigenes Innenleben eingehen
[illegible] und sie dadurch deutet. Und wirklich ist es ein neues, frucht-
[illegible] künstlerisches Prinzip, das Runge hiermit aufgestellt hat. Es
[illegible] nichts anderes, als das neue, das moderne Naturgefühl, das in
[illegible] Arbeiten gegeben ist — jenes im Norden heimische Natur-
[illegible], das sich in der Kunstgeschichte bis dahin doch nur vereinzelt
[illegible] Werken Rembrandts und Ruysdaels angekündigt hatte; und
[illegible] ist es die völlige Befreiung der künstlerischen Subjektivität,
[illegible] der sein Gedankengang notwendig führt. Eben diese beiden
[illegible]emente aber — das neue Naturgefühl und der Drang zur
[illegible] Entfesselung der künstlerischen Subjektivität — sind es ge-
[illegible], die letzten Endes die ganze Entwicklung der modernen Malerei
[illegible]immt haben, und so darf man mit gutem Fug Runge einen
[illegible] an der Spitze dieser Entwicklung anweisen und ihn als
[illegible] Herold moderner Kunst bezeichnen. Man wird hiernach nicht
[illegible] sein, wenn man findet, daß Runge zuerst das Ideal einer
[illegible] Landschaftsmalerei aufgestellt und zuerst der Landschaft
[illegible] Stellung angewiesen hat, die die Kunstgeschichte des 19. Jahr-
[illegible] ihr dann bestätigte: die Stellung als zentrale Gattung der
[illegible]. Er sagt: bisher hätten die Künstler darnach gestrebt, in
[illegible] Menschen das Regen und Bewegen der Elemente und Natur-

kräfte zu sehen und auszudrücken. „Die Landschaft bestände nun natürlich in dem umgekehrten Satze, daß die Menschen in allen Blumen und Gewächsen und in allen Naturerscheinungen sich und ihre Eigenschaften und Leidenschaften sähen." Und: „Wie selbst die Philosophen dahinkommen, daß man alles nur aus sich heraus imaginiert, so sehen wir oder sollen wir sehen in jeder Blume den lebendigen Geist, den der Mensch hineinlegt, und dadurch wird die Landschaft entstehen, denn alle Tiere und die Blumen sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei tut; so drängt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt alles Bedeutung und Sprache."

Hätte die Landschaftsmalerei den Weg innegehalten, den Runge hier ahnungsweise angedeutet hat, so besäßen wir heut vielleicht die wahrhaft moderne Landschaftskunst, deren wir in Wirklichkeit entbehren. In dem Werke Kaspar David Friedrichs, in einzelnen Arbeiten Schwinds, wie der „Morgensonne" und der „Nächtlichen Ueberfahrt", in dem Schaffen Böcklins, auch in einigen der besten Landschaften Thomas sehen wir seine Ideen fortwirken und sich weiter entwickeln. Allein die Landschaft, die heute als die „moderne" bezeichnet wird, ist von einem ganz anderen Schlage. Hatte Runge das ungestörte, höchst persönliche Verhältnis des Künstlers zur Natur unter Ausschaltung der Tradition zum Zwecke der Vergeistigung der Natur durch das Kunstwerk gefordert, so hält die moderne Landschaftsmalerei, die sich seit Courbet, Manet und den Impressionisten entwickelt hat und heut fast in ganz Europa die Herrschaft behauptet, allerdings an dieser Forderung, soweit sie das unmittelbare Verhältnis des Malers zur Natur betrifft, fest; allein indem sie die Aufgabe der geistigen Neuschaffung der Natur durch ihn fallen läßt, wird dies Verhältnis ein Mittel ohne Zweck, eine Voraussetzung ohne Erfüllung — und somit eine Sinnwidrigkeit. Ist es doch, als ob Runge selbst bereits die in seiner Auffassung schlummernde Gefahr geahnt und im voraus sein Urteil über unsere moderne Kunst abgegeben hätte, wenn er mit dem höchsten Nachdrucke betont, daß jedes echte Kunstwerk durchaus von unserer Ahnung in Gott und der Empfindung unser selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen ausgehen und von dieser Grundlage aus durch Stoffwahl, Komposition, Farbengebung usw. bis zur höchsten Vollendung im Tone entwickelt werden müsse. Fehle aber jene geistige Voraussetzung, so entstehe nie etwas anderes als eine Künstelei und Spielerei, und sei das Werk sonst in Komposition, Farbe und Ton noch so vollendet.

bei Erzeugnissen dieser Art müsse er unwillkürlich sagen: „Der ist beim Ton!" O, es ist nur zu wahr: unsere Modernen „sind beim Ton". Übrigens wird selbst ihr Naturstudium am Ende notwendig salzlos, weil es des geistigen Hintergrundes und Zieles entbehrt, während Runges Naturstudium, wie es aus seinen Werken erkennbar wird, durch Originalität, Geist und Bedeutung selbst da zur Bewunderung zwingt, wo es nur zu unvollkommenen Ergebnissen geführt hat.

Die Art, wie Runge die Natur erfaßte und verarbeitete, wird am besten an seinen drei großen Gruppenbildnissen ersichtlich. Das ist das Bild „Wir Drei", das ihn, seine Frau und seinen Bruder darstellt, das Gruppenporträt der Hülsenbeckschen Kinder, endlich das Bildnis der Großeltern Runge mit zwei Enkeln. Um die Leistung zu würdigen, die diese Arbeiten darstellen, muß man sich an ihre Entstehungszeit und an die allgemeine künstlerische Lage in diesem Augenblicke erinnern. Entstanden sind sie in den Jahren 1804—1806, und das Haupt- und Grundproblem, das die europäische Kunst in diesem Zeitpunkte beschäftigte, war die Befreiung vom Geiste und Stile der Rokokokunst, deren souveräne Sicherheit endlich zu spielerischer Routine und dürftigem Schematismus entartet und so ein Hindernis jedes Fortschrittes geworden war. Noch lebte Graff, der unter behutsamer Schonung der Tradition und ohne noch das Rokoko ganz zu verleugnen in seinen Bildnissen zu einer frischeren und unmittelbareren Natur- und Lebensauffassung im Sinne der später so genannten Bürgerkunst zu gelangen strebte; und gerade 10 Jahre vorher (1795) hatte David in Paris jene schönen, jetzt im Louvre hängenden Bildnisse des Ehepaares Sériziat vollendet, die ihn in seiner Weise auf einem ähnlichen Wege wie Graff zeigen und zugleich beweisen, daß seine Opposition gegen die Ueberlieferung des Rokokos im Porträt sich viel vorsichtiger gab, als es in seinen historischen Kompositionen der Fall war. Vergleicht man nun Runges Gruppenbildnisse mit den Porträts Davids und Graffs, so setzt ihre unerschrockene Selbständigkeit in Erstaunen. Das Rokokoschema der Behandlung der Natur und der Schilderung des Menschen ist in ihnen mit einer Sicherheit, Selbstverständlichkeit und Gründlichkeit ausgeschaltet, die weit über die Leistungen der beiden andern Maler hinausgehen; und das vornehmlich durch den beinahe bäurisch zu nennenden Ernst, die unerschütterliche Wahrhaftigkeit, die rastlose, zuweilen selbst ans Peinliche streifende Gewissenhaftigkeit, mit der der Künstler die Natur selbst, Form und Farbe, Bewegung und Licht, Raum, Gestalten, Vegetation und Landschaft, studiert

und beobachtet hat. In diesen Bildnissen sind das Alter, die Kindheit und die Jahre der Blüte bei Mann und Frau mit einer Wahrheit und Kraft der Formen und Charaktere dargestellt, zu der es in der zeitgenössischen Kunst kaum ein Seitenstück gibt. In der Schilderung der Pflanze — die, vielleicht als das Symbol des ganz in sich geschlossenen, restlos sich erfüllenden Daseins, stets ein besonderer Liebling Runges gewesen ist — bewährt sich ein in der Zeit neuer Sinn für das Organische in ihrem Bau und Leben. Was die Landschaft angeht, so ist sie auf dem Gruppenbildnisse „Wir Drei" noch konventionell gehalten, aber in den Bildern der Hülsenbeckschen Kinder und der Großeltern stoßen wir dann auf die merkwürdigen Freilichtversuche Runges. Er nimmt das Problem der Darstellung einer Figuren-Gruppe im vollen Sonnenlichte auf, und er strebt darnach, die Unterelblandschaft in ihrer natürlichen atmosphärischen Erscheinung zu charakterisieren. Man braucht diese Versuche nicht zu überschätzen und mag Aubert gern darin zustimmen, daß Runge über eine mehr oder weniger unklare Ahnung der Freilichtmalerei nicht hinausgelangt ist; allein auch dann bleiben diese Versuche ein bedeutsames Zeugnis der hohen Originalität, mit der Runge die Welt der Erscheinungen studierte, und der Kühnheit, mit der er an neue künstlerische Aufgaben herantrat; und wenn es erlaubt ist, von den Leistungen eines Künstlers auf das zu schließen, was ihm seiner ganzen Anlage und Natur nach noch vorbehalten schien, so trifft Aubert wohl wieder das Richtige, wenn er sagt: „Mit großer Energie nahm er stückweise die Aufgaben der Freilichtmalerei — das Spiel der Sonne und der Schatten über der menschlichen Figur — in Angriff, und er hätte auf diesem Wege notwendig zum vollen Freilicht in modernen Sinne gelangen müssen, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen." Doch bleibt zu Runges Verhältnis zum Freilichtprobleme noch eines zu erinnern: dies nämlich, daß er in viel zu hohem Grade echter schöpferischer Künstler war, als daß er sich je in Spezialistentum hätte verlieren können. Als ihm im Zusammenhang bedeutender Aufgaben das Freilichtproblem aufstieß, machte er sich mutig daran und förderte es, soweit er zur Zeit konnte — ohne übrigens selbst von der Lösung ganz befriedigt zu sein. Es stieß ihm aber auf die natürlichste Weise auf, indem es ihm bei der Darstellung ihm bekannter Persönlichkeiten zur Erhöhung und Vertiefung der Gesamtcharakteristik geboten schien, sie in und mit der Natur zu schildern, in der sie lebten und die auch ihm vertraut war. Allein immer blieb ihm Hauptsache das

Ganze des Kunstwerkes, von dem jede, auch die bedeutendste Einzelheit im Bilde erst ihr künstlerisches Recht und ihren künstlerischen Sinn empfängt; und man darf als gewiß behaupten, daß er auch das Freilichtproblem nur insofern weiter verfolgt und entwickelt hätte, als es ihm von Fall zu Fall zur inneren, zur geistigen Deutung der Erscheinungswelt hätte helfen können. Als dies Problem dann in den 60er und 70er Jahren wieder aufgenommen und in den Mittelpunkt der Malerei gestellt wurde, ist man bekanntlich anders verfahren, indem man ihm ein Spezialstudium widmete, neben dem alle andern Seiten und Aufgaben des künstlerischen Schaffens in den Hintergrund treten mußten. Die Folge dieses Verfahrens war allerdings eine schnelle und energische Förderung der Lösung des Freilichtproblems, zugleich aber auch eine verhängnisvolle Beeinträchtigung des Sinnes für das Kunstwerk als Ganzes und damit die Unterschiebung der Studie an die Stelle der in sich geschlossenen und organischen Kunstschöpfung. An Runges Naturstudium ist aber gerade der durchgehende große organische Zug, das nie getrübte Zweckbewußtsein zu bewundern, mit dem er alle Teile der Natur und jeden an seiner richtigen Stelle und im richtigen Maße erfaßt und berücksichtigt. Das gilt auch für sein Verhältnis zur Farbe. Wenn Aubert mit Eifer hervorhebt, daß Runge als geborener Maler anzusehen sei, so ist dies unanfechtbar richtig; besäßen wir von ihm nichts anderes, als sein Selbstbildnis in der Hamburger Kunsthalle, so wäre der Beweis hierfür ausreichend geführt. Und doch: was man heut unter einem „Koloristen" pur sang zu verstehen beliebt, das ist er nicht gewesen. Denn als dessen Kennzeichen sieht man gegenwärtig an, daß er die Natur überhaupt nur als Farbe sieht und sie möglichst prima vista als solche wiederzugeben strebt. Das aber war Runges Bekenntnis nicht, sondern er betrachtete, wie wir sahen,*) auch hierin tief organisch, die Erzeugung eines Gemäldes als einen sich steigernden Entwicklungsprozeß, der sich allerdings erst in Farbe und Ton erfüllt, der aber auch eine bloße Seifenblase bleiben muß, wenn der Vollendung in der Farbe die festen Grundlagen gesunder Erfindung, Raumbildung, Formengebung usw. fehlen. Das ist wieder ein Moment, das ihn von den heutigen Modernen scharf scheidet und das vielleicht mehr als alles andere die auffallend kühle Aufnahme erklärt, die auf der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung Runges Werken im Gegensatze

*) Vgl. seine oben, S. 6, angeführte Aeußerung.

zu denen anderer „Verkannter“, wie Olde, Wasmann und Friedrich, bereitet wurde. Aber wahrhaftig war Runge ein geborener Maler, weil er eben erst in der Farbe die Vollendung seiner Werke sah und weil er für die Stellung und die Werte der Farben in der Malerei das feinste Verständnis besaß. Auch sein großes Lebenswerk, die „Jahreszeiten“, war, wie Aubert erwiesen hat, von vornherein durchaus in Farbe gedacht und konnte und sollte erst in der Farbe sich erklären. In den Bruchstücken, die uns erhalten sind, finden sich denn auch ausgezeichnete koloristische Partien. Warum blieb dies Werk unvollendet? War es wirklich nur der frühe Tod des Künstlers, der ihm den Pinsel aus der Hand nahm? Oder lag da doch ein inneres Hemmnis vor, eine Schwierigkeit, mit der er zu ringen hatte und die die Vollendung der Arbeit immer wieder hinausschob? Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf das Verhältnis Runges zur Romantik.

Steffens, vor allem aber Tieck waren es, die Runge die Romantik vermittelten. Sein eigenes Wesen, schwärmerisch, leicht erregbar, ahnungsvoll, dem Mystischen und Symbolischen tief zugeneigt, kam den romantischen Zeitideen auf mehr als halbem Wege entgegen. Was ihn an sie fesselte, das war nicht sowohl die systematische Lehre und Weltanschauung der Romantik, denn Runge war kein philosophischer Geist, sondern es war in erster Linie der stark ausgeprägte künstlerisch-poetische Charakter des romantischen Denkens — und dann wohl auch noch dies, daß er den in seiner Brust lebenden und wirkenden Gedanken und Trieb der Begründung einer neuen Kunst wieder zu erkennen und nachdrücklich bestätigt zu finden glaubte in dieser von tausend Keimen schwangeren Romantik, die ungeahnte Möglichkeiten zu eröffnen, ein in allen Formen und Aeußerungen ganz neues Leben zu verheißen schien.*) So war die geistige und seelische Grundstimmung bei Runge und bei den Romantikern die gleiche — und doch steht er nur als Geistesverwandter neben ihnen, nicht aber als Genosse mitten unter ihnen, weil zwischen ihm und den führenden Geistern der Frühromantik immer die Schranke einiger bedeutender und für beide Teile charakteristischer Verschiedenheiten bleibt. Tieck fand an ihm großen Gefallen; denkt man sich aber Runge in jenen berühmten Jenaer Romantikerkreis

*) „Es ist alsdann“ — schreibt er einmal — „deutlich zu fühlen, daß wieder die Welt mit etwas schwanger geht, daß die Gleichgültigkeit gegen das Tiefste, das im Menschen liegt, nicht bestehen wird und wir etwas Herrliches zu erwarten haben.“ Hinterl. Schriften II, 183.

[illegible], so darf man zweifeln, wie er in ihm bestanden, und noch mehr, ob er sich darin behagt haben würde. Denn schon wirkte in diesem Kreise jene immer wache, bohrende Selbstbeobachtung, jene grausam scharfäugige und hellhörige Beobachtung und Belauschung des andern, das Ausspionieren der Seelenregungen, die keine Grenzen, keine Rechte scheuende psychologische Experimentiererei, woraus der Geist ätzender Selbstzersetzung erwuchs, der einen der Charakterzüge der Frühromantiker bildet. Selbst Novalis war von diesem Geiste nicht frei; Clemens Brentano wurde zuweilen durch ihn sich selbst zum Ekel; eine so hochbegabte Persönlichkeit, wie Friedrich Schlegel, ist am Ende dadurch zerstört worden, und die ganze Produktionsfähigkeit der Frühromantik ward durch ihn gelähmt. An diesem Geiste aber hatte Runge keinen Teil. Er war eine durchaus positive, selbst in seinen schwärmerischsten Ergüssen und Phantasien immer auf die Sache gerichtete, wenn man will: naive, im höchsten Sinne natürliche Natur, die die Dinge überall ernst, ja sogar schwer nahm, und der denn auch die Gabe der romantischen Ironie völlig abging. Als er durch die Aussichtslosigkeit seiner Liebe zu Pauline Bassenge tief niedergedruckt war, hatte sein wackerer Freund Friedrich Perthes im Sinne dieser romantischen Ironie gut raten: „Nimm dein Verhältnis romantischer!“ Ein Romantiker dieses Schlages war Runge er ja nicht; und was hätte auch wohl er mit der romantischen Ironie anfangen sollen, da er sich als bildender Künstler durchaus auf objektive, eindeutige Gegenständlichkeit hingewiesen sah? Wenn aber die Romantiker das ganze Sein, Staat, Gesellschaft und Familie, Denken und Sittlichkeit, mehr oder weniger in das freie künstlerische Spiel der individuellen Laune auflösten, so unterschied sich Runge auch hierin von ihnen, insofern sein geistiges Leben auf einer festen Grundlage ruhte und sich nach einem sicheren Pole orientierte. Das war die Religion.*) Nimmt man Novalis aus, so ist die religiöse Seite der Romantik bei keinem so rein und so tief verkörpert, wie bei Runge; und zwar hat sich Runge nie auf Vermischung der Grenzen zwischen Religion und Kunst eingelassen, zu der die Romantiker sonst leicht geneigt waren. Die Religion ist nicht die Kunst und die Kunst nicht Religion, betonte er mit Nachdruck, ja selbst

*) Daß auch Runge selbst wohl fühlte, was ihn von der „romantischen Schule“ trennte und sich mit ihr nicht etwa schlechthin identifiziert hat, beweist z. B. die Stelle Hinterl. Schriften II, 149: „Das ist nun die sogenannte neue Partei oder Schule, in welcher aber eben auch Böses und Gutes gesondert ist. Sie erkennen die Welt und die Natur, und die Guten unter ihnen erkennen die Offenbarung, so müssen sie sich trennen.“

mit Feierlichkeit (Hinterl. Schriften II, 148; vgl. Aubert S. 47); wohl aber forderte er, daß die Kunst tief im religiösen Sinne gegründet, daß das Kunstwerk aus der Religion, „aus unserer Ahnung von Gott" geschöpft sein müsse. Und wenn er hierbei unter Religion „die Empfindung unser selbst im Zusammenhang mit dem Ganzen", also das gefühlsmäßige Bedürfnis des Menschen, sich als Aeußerung und Form des Unendlichen zu begreifen, versteht, so spricht er mit dieser Auffassung nur eine Lebensbedingung aller wahrhaft fruchtbaren Kunstübung aus. In seinen eigenen Werken hat er diese seine Forderung so vollkommen erfüllt, daß man sie mit gutem Fug alle als religiöse Bilder bezeichnen darf, obwohl er meines Wissens nur ein einziges Mal (in der Hamburger „Ruhe auf der Flucht") einen eigentlich religiösen Gegenstand behandelt hat. Was dazu berechtigt, ist nicht nur der unschuldige, anbetungsvolle, wahrhaft fromme Geist, mit dem er die ganze Erscheinungswelt liebend und verehrend umfaßte, sondern noch mehr eine ihm eigentümliche organische Kraft, die in und hinter seinen Schöpfungen überall fühlbar ist. Da existiert nichts für sich, sondern alle Erscheinungen, Menschen und Pflanzen, Landschaft, Licht und Farbe, deuten aufeinander, wirken ineinander. Die Menschen haben etwas Pflanzenhaftes, die Pflanzen sind lebendige Wesen, und alles schließt sich zusammen zu einem großen ewigen Kreislaufe, in dem der eine geheime Schöpferwille mächtig ist.

In dem Hauptwerke der Tageszeiten nun sollte diese religiöse Grundstimmung ihren stärksten und feierlichsten Ausdruck erhalten: „Licht, Liebe und bewegendes Leben", das geheimnisvolle, erhabene Schöpfungswunder selbst in seinem täglich sich erneuernden Rhythmus sollte versinnlicht werden. Es liegt auf der Hand, daß dieser Vorwurf, insoweit er transzendentaler Natur ist, die Grenzen der bildenden Kunst überschreitet, indem diese nur sinnliche Erscheinungen gibt und sinnliche Eindrücke vermittelt und nur dadurch Vorstellungen geistiger Art in uns zu erzeugen vermag, als das, was das Auge aufnimmt, allerdings sogleich den ganzen Apparat unseres seelischen und geistigen Lebens in Bewegung setzt. Runge hatte bis dahin in seinen Schöpfungen einen so gesunden Sinn für das malerisch Darstellbare erwiesen, daß sich die Frage aufdrängt, wie er zu diesem für einen bildenden Künstler nicht ungefährlichen Thema gekommen ist. Da erfahren wir denn (Aubert S. 43), daß ihm der Gedanke der „Tageszeiten" in der Zeit seiner jungen Freundschaft mit Tieck aufgedämmert ist, als er durch diesen tiefer in das Reich

des romantischen Denkens hineingeführt worden war. Nun bestand aber bei den Romantikern die Neigung, aus der an sich ganz richtigen Anschauung von der Grundeinheit aller Künste heraus die kaum gewonnene Festsetzung der Grenzen der Künste wieder in Frage zu stellen; und zwar war es bei ihnen die Urkunst des individuellen Lebens und Empfindens, die Musik, die als die magna mater und Gesetzgeberin aller Künste erschien. Man sprach von der „stummen Musik" der Architektur (im 18. Jahrhundert hatte die Malerei eine stumme Poesie sein sollen); Tieck vertrat eine bewußt musikalisch-malerische Doppelempfindung, die Synästhesie, und schon tauchte der unhaltbare Gedanke des musikalisch-dichterisch-malerischen Gesamtkunstwerkes auf, den Wagner später aufgegriffen hat. Dies war die Ideenwelt, der die „Tageszeiten" entstammten. Auch sie sollten ein „Gesamtkunstwerk" werden, und Runge sah sich nun vor die schwierige Aufgabe gestellt, seine Vorstellungen in ein durchaus sinnliches Bild zu fassen, das sich im ganzen, wie in seinen Teilen aus sich selbst erklären und eine überzeugende Existenz im Raume besitzen mußte. Nichts beweist besser, wie sehr er bei allen dichterischen Neigungen ganz bildender Künstler war, als die hartnäckige Arbeit, die er an die Lösung dieser Aufgabe gesetzt hat. Mehrere Entwürfe entstanden, einer immer reicher als der andere an Originalität, Erfindung, Geist, Schönheit, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, seinem Vorwurfe als Ganzem die restlose räumlich sinnliche Eindeutigkeit, die völlige malerische Darstellbarkeit abzuringen, deren er benötigte. Goethe wußte wohl, warum er bei lebhafter Anerkennung der Schönheiten der ihm vorliegenden Umrißstiche der „Tageszeiten" doch den Wunsch aussprach, daß die Kunst den von Runge eingeschlagenen Weg nicht verfolgen möge.*) Glückte es ihm schließlich, in jenen einzelnen Partien, von denen früher die Rede war, zu vollkommen reiner Darstellung durchzudringen, so blieben doch noch immer Teile, die erst durch Erklärungen dem Verständnisse nahe zu bringen waren, und Runge selbst hat wohl das

*) Was er am 4. Mai 1811 über das Werk zu Sulpiz Boisserée gesagt hat, ist interessant genug, um hier angeführt zu werden. „Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist! Zum Rasendwerden! Schön und toll zugleich ... Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen. Da sehen Sie nur! Was für Teufelszeug! Und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten; er ist schon hin. Es ist nicht anders möglich: was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden; da ist keine Gnade."

Problem schließlich als ungelöst angesehen, da er sterbend den Bruder anwies, die letzte Fassung des „Morgens“ zu zerschneiden. Aber man kann diese letzte Form, die er dem Stoffe gegeben hat, nicht betrachten, ohne die höchste Bewunderung dafür zu empfinden, bis zu welchem Grade er der Schwierigkeit Herr geworden ist, und man scheidet von ihm mit dem Gedanken, daß es Runge bei längerem Leben kraft seiner hohen geistigen Energie und Redlichkeit vielleicht doch noch gelungen wäre, in den „Tageszeiten“ ein Werk zu schaffen, das romantische Kunst und doch legitime Malerei gewesen wäre.

Die Werdens- und Leidensgeschichte der „Tageszeiten“ aber wirft überhaupt Licht auf das Verhältnis der Romantik zur bildenden Kunst. Trotz des Interesses, das die Romantiker schon seit Wackenroder der bildenden Kunst entgegengebracht, trotz der schwärmerischen Begeisterung, die sie ihr gewidmet, und der wirklichen erheblichen Verdienste, die sie sich um ihr Verständnis erworben haben, ist die bildende Kunst ein Stiefkind der Romantik geblieben — hat sie es bleiben müssen. Man vermißt in dem romantischen Denken, soweit es mir bekannt ist, den Sinn für die spezifische Eigentümlichkeit, für die Grenzen und die besonderen Aufgaben der bildenden Kunst. Es ist unwahrscheinlich, daß einer von den romantischen Freunden die Schwierigkeiten, mit denen Runge bei den „Tageszeiten“ zu kämpfen hatte, wirklich ganz erfaßt hat; auch Runge hebt hervor, daß an den Entwürfen doch nur das Poetische bewundert wurde, und wenn Friedrich Schlegel für die Riepenhausen eintrat, so war es im wesentlichen wieder nur die Gesinnung, zu deren Anwalt er sich machte. In dem Geiste der Frühromantik lag ein Mangel an Plastik, mit dem die bildende Kunst nicht fertig werden konnte; auch ihre Dichtungen sind ja nur selten [illegible]

[illegible]

Frühzeit der Romantik, ist der einzige, der völlig Ernst mit der Aufgabe gemacht hat, eine Malerei auf romantischer Grundlage zu schaffen. Schon Kaspar David Friedrich, sein unmittelbarer und bedeutendster Nachfolger, — und neben ihm auch der künstlerisch weniger bedeutende Carus — hat die Aufgabe beschränkter gefaßt, indem er sich auf die Landschaftsmalerei im Sinne Runges konzentrierte; allein gerade in dieser beschränkteren Fassung hat sich der romantische Gedanke als fruchtbar für die Malerei erwiesen, und von Friedrich führt die Linie bedeutender Künstler weiter zu Dahl und Blechen. Ja, man kann sagen, daß die ganze deutsche Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts auf dieser Grundlage gestanden und sich unter der romantischen Anregung reich und glücklich entwickelt hat, bis der Einbruch der modernen französischen Kunst dieser Entwicklung vorläufig ein Ende machte. Vorläufig — denn ich halte es für zweifellos, daß die deutsche Kunst sich früher oder später wieder auf sich selbst besinnen und — hoffentlich durch das französische Intermezzo bereichert — wieder die Aufgabe ergreifen wird, in ihrem eigenen Sinne die Natur zu erfassen und zu schildern. Dann wird sie Runge noch manchmal auf ihrem Wege treffen, und darum hat Lichtwark recht mit dem prophetischen Worte: „Die Schüler, die er im neunzehnten Jahrhundert nicht bilden konnte, wird ihm das zwanzigste zuführen.“

Die Lungentuberkulose des Proletariats.

Sozial-medizinische und praktisch-soziale Untersuchungen.

Von

Chefarzt **Dr. F. Köhler**,
Heilstätte Holsterhausen bei Werden (Ruhr).

Die Debatte über den Wert, die Betriebsregelung und die Rückwirkung der Lungenheilstättenbehandlung auf die Arbeitstätigkeit der Lungenkranken ist noch nicht zum Abschluß gelangt. Das liegt zweifellos daran, daß die Erfahrung lehrt, daß die Heilstättenbehandlung nicht ohne weiteres den Erfolg aufzuweisen hat wie eine Kur, die man einem nervenabgespannten Menschen zuteil werden läßt, mit dem Resultat, daß der Kranke ohne Einschränkung in seinen Beruf zurückkehrt und in demselben tätig bleibt, als wenn er niemals krank gewesen sei.

Für den Kenner der einschlägigen Verhältnisse sind die verwickelten Bedingtheiten nichts besonderes, er rechnet von vornherein mit dem Charakter jeder Konstitutionskrankheit und ihrer Tragweite und hält sich fern von unrichtiger Nivellierung auf dem Gebiete der Beziehungen zwischen Krankheit und sozialer Mitleidenschaft. Die Tuberkulose bietet in dieser Beziehung ein recht kompliziertes Problem, welches sich indessen trotz des Außenscheins recht wohl verstehen und lösen läßt, sobald man in die tieferen Gründe hineinleuchtet.

Die gegenwärtigen Ausführungen bieten die Grundlagen zu einer eingehenden gutachtlichen Aeußerung, welche ich dem Vorstande der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz unterbreitete, auf Grund einer Anfrage im Anschluß an den Bericht der Fürsorgestelle für Lungenkranke in Straßburg, zu dem ein Kommentar von ärztlicher Seite der genannten Stelle vorlag.

Die veranlassenden Ausführungen legten es mir nahe, erstens die Frage der Beziehungen der Lungentuberkulose zum gewerblichen Berufe, insbesondere die Frage der Wiederaufnahme des Berufes nach der Heilstättenbehandlung, ferner die Ernährungsfrage unserer Pfleglinge in den Heilstätten und die Beschäftigungsfrage in den Mittelpunkt der Erörterung zu rücken, wobei ich die Notwendigkeit der Vermeidung einseitiger medizinischer oder sozial-hygienischer Betrachtungsweise gegenüber den naturgemäß sich geltend machenden rein nationalökonomischen Gesichtspunkten ausdrücklich betonen möchte.

I.

Es ist für die in den industriellen Bezirken unseres Vaterlandes arbeitenden Heilstättenärzte kein Geheimnis, daß die gewerblichen Betriebe häufig nur recht ungern die aus den Heilstätten Entlassenen wieder in Dienst nehmen. Es spielt hier einmal die Ansteckungsfurcht eine große Rolle. Man kann diesen Gedanken der Ansteckung nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Bedenkt man, daß in der Tat nur etwa 20 % der Bazillenhuster die Bazillen durch die Kur verlieren, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unter den aus den Heilstätten Entlassenen eine recht erhebliche Anzahl bei Wiederaufnahme der Arbeit noch Bazillen entleert. Der bazillenhustende Arbeiter ist keineswegs nach meiner festen Ueberzeugung für jeden, der in seiner Nähe sich aufhält, eine Gefahr, vielmehr gehört zur Uebertragung der Tuberkulose die Geeignetheit des Zweiten zur Erkrankung dazu. Mir scheint, in voller Uebereinstimmung mit Meißens Anschauungen, die Infektionsgefahr im allgemeinen überaus groß, die Erkrankungsgefahr gering.

Die Erkrankungsgefahr wird um so geringer werden, je mehr sich die gesundheitliche Erziehung unseres Volkes zu einem Gemeingut der Nation entwickelt. Aber diese Erziehung wird sich nicht nur durch Belehrung realisieren lassen, sie wird von einer Hebung des gesamten Niveaus unseres Proletariats abhängen, in dem sozialer Wohlstand, Wohnungsfürsorge, Arbeitsvermittlung, Förderung des Verständnisses für kulturelle Errungenschaften auf seiten der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer den ersten Platz einnehmen.

Auch die Heilstättenbehandlung unserer Arbeiter arbeitet in dieser Richtung durch Verbreitung der hygienischen Lehren. Daß dieselben aber dem Arbeiter auf dem ganzen Lebenswege ein treuer

Leitstern bleiben können, dazu müssen unzweifelhaft Förderung ge- meinnütziger Bestrebungen und Besserung des Arbeiterlohnes [illegible] in Haus und Familie beitragen!

Behält man diesen Gedankengang im Auge, so wird man die Ansteckungsgefahr der aus den Heilstätten Entlassenen nicht [illegible] schätzen. Anderseits darf man sie gerechterweise nicht gänzlich aus- schalten.

Vom Standpunkt der strengen Tuberkulosebekämpfung aus [illegible] eine Ausschaltung der Bazillenhuster bis zur erfolgten Be- seitigung des Bazillengehalts des Auswurfs anzustreben. [illegible] sind sich die Hygieniker wohl klar. Aber [illegible] der [illegible] liche Gesichtspunkt [illegible] nicht zu unterschätzende Rolle [illegible]

Die strenge Durchführung der Maßregeln der Tuberkulose- bekämpfung bleibt für den Tuberkulösen [illegible] ein unerfüllbares [illegible] Postulat.

Die bazillenhustenden Arbeiter sind [illegible] Prozent nicht arbeitsunfähig. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] anstreben, die unheilbaren Kranken aus ihrer Umgebung [illegible]en, wobei begreiflicherweise sich ebenfalls große Schwierig-[illegible]ben.

Durchgreifend werden in der ganzen Tuberkulosebekämpfung erst Bestrebungen helfen können, welche im Verein mit der Belehrung durch eine Hebung des gesamten geistigen Niveaus den Boden [illegible] für eine verständnisvolle Aufnahme aller der Dinge, welche die körperliche und geistige Gesundung zum Ziele haben, für [illegible] eine gewaltige Verbesserung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Proletariats die unbedingte Voraussetzung ist. In der Armut gedeiht keine gefestigte Gesundheit, wenn die Armut ein dauernder, aufreibender Kampf um die [illegible] bedeutet.

Ob aber unsere gesamte wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung gerade dahin tendiert, den Unbegüterten wirklich voll-[illegible] den Existenzkampf ohne Schaden an Leib und Seele bestehen [illegible]n, erscheint mir zweifelhaft. Es soll dieser Satz in keiner Weise die [illegible]en Bestrebungen der gegenwärtigen sozialen Fürsorge herab-[illegible], sondern lediglich darauf hinweisen, daß die wirtschaftlichen [illegible]sätze, welche die gesamten Fragen der Volksgesundheit aufs [illegible] beeinflussen, sich meines Erachtens in unserer kulturellen und handelspolitischen Entwicklung immer mehr verschärfen werden, so daß trotz aller Fürsorge eine wirtschaftliche Hilflosigkeit des Proletariats unvermeidlich bleibt. Handelskrisen wie politische Krisen [illegible]en den Mann und die Familie im Volke naturgemäß mehr und [illegible]nder, wie den kapitalskräftigen, und drohen nur zu leicht, die gesundheitlichen Bestrebungen, die Erfüllung der Notwendigkeit [illegible]ender und rationeller Ernährung und gesunder Wohnung [illegible] deren Unterhaltung, ebenso die genügende Versorgung der [illegible] zunichte zu machen. Ebenso aber liegen die Dinge, wenn Krankheit über den Ernährer der Familie oder ein Glied derselben hereinbricht.

Aus diesen nationalökonomischen Tatsachen heraus erklärt sich der enorme Eingriff in das gesamte Lebensniveau, den die Tuberkulose für den Proletarier bedeutet.

Wir gingen nun davon aus, daß einmal die Ansteckungsfurcht seitens der Arbeitgeber es dem Tuberkulösen erschwere, nach einer [illegible]stättenkur wieder in den Kreis der Arbeitnehmer einzurücken. Dieser betrüblichen Erscheinung stehen wir nicht ganz machtlos gegenüber. Ich glaube, daß es mit der Zeit doch gelingen wird,

die übertriebene Ansteckungsfurcht zu beseitigen. Indessen wird dies bei der Tuberkulose nicht dadurch geschehen können, daß man die Isolierungsnotwendigkeit immer mehr in den Vordergrund rückt, denn eine solche ist, wie ausgeführt, in der Tat unmöglich, sondern es wird immer mehr Nachdruck darauf gelegt werden müssen, zu lehren, daß der reinliche Phthisiker keine Gefahr darstellt, daß nicht jeder Bazillus eine Tuberkuloseerkrankung verursacht und daß der Mensch, was für alle Krankheiten gilt, durch eine vernünftige Lebensweise, durch Selbstzucht und Vermeidung aller Ausschreitungen sich selbst unempfänglich zu machen bestrebt sein soll. Nicht alle können es zu einer gleichmäßigen Gesundheit und Kräftigkeit bringen, der Ueberschuß der Natur hat in manchen [illegible] ungesunden Familien den Minderjährigen nicht versagt, aber dem einzelnen Individuum von der Stunde der Geburt an den Mangel der gesundheitlichen Aussteuer beschert. Darum werden auch in der Erhaltungsfrage die schwerwiegenden Gesetze von Arm und Reich im Kampfe gegen die Krankheiten, die einen zum hohen Alter vordringen lassen, die andern in der Blüte der Jahre dahinraffen. Diese Lebensgesetze wird man nicht aufheben, aber doch in ihrer Schärfe beträchtlich mindern können.

Vielleicht finden unsere aus der Heilstätte entlassenen Lungenkranken deshalb eine so große Schwierigkeit [illegible] vor, weil man sie nicht mehr als vollkommen [illegible] ansieht, nachdem sie einmal einen Lungen[illegible] haben.

Die Arbeitsvermittlung für Heilstättenentlassene [illegible] [illegible] mit ihren [illegible] sondern weil [illegible] [illegible] und [illegible] kann [illegible] haben.

[illegible]

gesund sind, aber aus irgend welchen Gründen nicht verwertet werden — das ist der Gedankengang des Arbeitnehmers, der sozialpolitisch durchaus verständlich ist. Darüber darf sich die vom karitativen Standpunkt aus wünschenswerte Fürsorge für Heilstättenentlassene nicht wundern; es handelt sich eben um Verhältnisse, bei denen die nationalökonomischen Gesichtspunkte so lange maßgebend werden bleiben müssen, als noch kein Mangel an vollwertigen Arbeitern, welche keine Bedrohung ihrer Leistungsfähigkeit aufzuweisen haben, besteht.

Unser Arbeiterstand ist allmählich zu einem solchen Reichtum an verwendbaren Kräften entwickelt, daß eine volle Ausnutzung eventuell bei einer ganz außergewöhnlich günstigen Gesamtkonjunktur zu erwarten steht, aber sicherlich nicht bei einem so gewaltigen Niedergang, wie ihn das gesamte wirtschaftliche Leben in Deutschland nunmehr seit drei Jahren durchmacht, dessen allmähliche Erholung sich nunmehr in langsamstem Tempo vollzieht.

Die Ueberzahl im Arbeiterstand ist meines Erachtens eine notwendige Beigabe zu jeder gewaltigen industriellen Entwicklung, zumal einer so phänomenalen, wie sie Deutschland in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Der Kinderreichtum unserer Arbeiter hat uns ohne Zweifel für den Staat einen großen Zuwachs an Kräften, an Nationalwerten, gebracht, aber wir dürfen uns gleichzeitig nicht verhehlen, daß bei so einem Reichtum an menschlichen Kräften naturgemäß alle diejenigen im wirtschaftlichen Leben zu einer Kategorie zweiten Ranges degradiert werden, welche nicht über einen guten Gesundheitszustand verfügen oder nach der Ueberwindung eines konstitutionellen Leidens ein Risiko für die Stellen, welche die Kräfte bis zum Maximum der Leistungsfähigkeit naturgemäß ausnützen wollen und müssen, in sich bergen.

Unsere gegenwärtige Krankenfürsorge kann diesen Verhältnissen, die nationalökonomisch bedingt sind, nicht gerecht werden. Die Schwierigkeiten, die sich aus dem wohl verständlichen Fabrik-[illegible]system ergeben, habe ich oben besprochen. Aber sehen wir uns einmal den Modus an, wie er bei den Landesversicherungsanstalten gehandhabt wird.

Die Invalidität wird anerkannt, wenn der Arbeiter nicht mehr über ⅓ erwerbsfähig ist. Wie steht es aber um diejenigen, die etwa noch zur Hälfte erwerbsfähig sind? — Mögen sie in der Tat nach ihren körperlichen Fähigkeiten etwa zur Hälfte ebenbürtig dem voll arbeitsfähigen Arbeiter zur Seite gestellt

werden, im praktischen Wirtschaftsleben sind sie die [illegible] weniger, ja geradezu die Ueberlastungen, für die nur eine außerordentlich geringe Anzahl von Stellen eventuell in Betracht kommt. Und dazu begehrt man im allgemeinen auch lieber mit vollwertigen Kräften, bei denen eine Unterbrechung der Arbeit nicht so leicht zu befürchten steht. Die Zahl dieser Vollwertigen ist hoch genug. Die Arbeitseröffnung im gewerblichen Betriebe aber bewirkt eine Nachfrage an anderer Stelle, und naturgemäß läßt man weniger gern eine vollwertige Arbeitskraft brach liegen, als eine halbwertige.

Gewiß wird es in dieser Konstellation von Angebot und Nachfrage Schwankungen geben, immer aber bieten sich [illegible] zahlreiche vollwertige Arbeitskräfte ihre Dienste an, und man nimmt sie denn für leichtere Stellen, vorausgesetzt, daß der Lohn für dieselben nicht zu gering ist, so daß [illegible] der vollwertige Arbeiter [illegible] immer noch auf leichteren Stellen unterzukommen geneigt ist.

[illegible]

Tuberkulose. Die Erkrankung an Tuberkulose bedeutet für den Unbemittelten eine gewaltige Einbuße an wirtschaftlichem Kredit. Selbst wenn die Heilstättenbehandlung imstande ist, den Lungenkranken medizinisch voll arbeitsfähig zu machen, so stellen sich ihm im praktischen Leben außerordentliche Schwierigkeiten entgegen, so daß es in erster Linie darauf ankommen muß zu verhüten, daß überhaupt der Proletarier an Lungentuberkulose erkrankt. Es soll damit keineswegs dem Effekt der Heilstättenbehandlung ein schlechtes Zeugnis ausgestellt werden. Ich bemerke aber speziell zur Heilstättenbehandlung, daß von ihr naturgemäß nicht erwartet werden kann, daß sie jeden Arbeiter zu jedem Berufe fähig zu machen imstande ist.

Ohne Zweifel sind lungenkrank Gewesene oder Leichtlungenkranke für solche Betriebe, die sich in stark staubiger Luft, vielleicht auch in ätzenden und ungesunden Dämpfen abspielen, grundsätzlich als ungeeignet anzusehen. Es liegt das darin begründet, daß die Lunge ein subtiles Organ ist, das natürlich bei einer übrigens meist angebornen Schwäche bei immer wieder auf sie einwirkenden Schädlichkeiten von neuem erkranken muß. Die Lunge läßt sich nicht mit Knochen vergleichen. Ein gut geheilter Armbruch wird keine Veranlassung bieten, sich fernerhin von jeder die Extremität anstrengenden Tätigkeit fernzuhalten. Ueber die physiologischen Grenzen des Lungenwiderstandes werden wir nicht hinauskommen, immerhin wird die Gewerbehygiene auch hier durch Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Betrieben die Anforderungen an gefährdete Lungenorgane herabsetzen können.

Die Erfordernisse für eine krank gewesene Lunge sind nun in der Tat recht weitgehend, sobald wir in die Betriebe, in die der Proletarier nach einer Heilstättenkur zurückkehren soll, hineinblicken, so daß es ganz selbstverständlich ist, daß die Einwirkung der Heilstättenkur eine ganz außergewöhnliche sein muß, wenn die Wiederaufnahme der Tätigkeit in staubiger Luft, zumal bei ausgedehntesten Arbeitsstunden, bei ungenügender Nachtruhe, bei sehr bescheidenen materiellen Verhältnissen, bei der meist großen Beschränkung körperlicher Erholung, welche bisher dem Begüterten und in letzter Zeit immer mehr auch den Angestellten der kaufmännischen Bureaus ermöglicht wird, keine schädlichen Folgen für die schwache Lunge nach sich ziehen soll. Ueber diese Dinge darf man sich nicht hinwegtäuschen. Es ist eben ganz bedeutend leichter, einen wohlhabenden Menschen über die Krise, welche ihm eine beginnende Lungen-

tuberkulose bereitet, erfolgreich beizubringen, wie dem Proletarier, dessen gesamte Verhältnisse zum Betrieben des Lebenskampfes mehr eher einen Ueberschuß an Kraft und Energie erfordern, als daß eine Unterbilanz an körperlichen Kräften durch eine mehrmonatige Kur ausgeglichen werden könnte.

Aber zerstören denn nicht diese schlechten Aussichten ohne weiteres alle Hoffnungen, welche man gerade für den Arbeiterstand an die Wirkung der Lungenheilstätten geknüpft hat?

Uebertriebene Hoffnungen zerstören sie ganz gewiß, andererseits aber geben sie uns den rechten Fingerzeig, um auf dem Gebiete der Lungentuberkulose auch dem Arbeiter die Errungenschaften der Kultur und unserer Wissenschaft dienstbar zu machen. Wir dürfen uns aus den geschilderten nationalökonomischen wie aus medizinischen Gesichtspunkten heraus nicht verhehlen, daß die Heilstättenkur bei einer so tief eingreifenden Konstitutionskrankheit wie der Lungentuberkulose nicht imstande sein kann, den Phthisiker ohne weiteres für den schweren Beruf des Proletariats arbeitsfähig zu machen. Das liegt in der Natur der Lungentuberkulose begründet, es liegt aber auch in sozialmedizinischen Momenten begründet. Der Lungenschwache sollte eben von vornherein gar nicht den [illegible] Beruf ergreifen dürfen, und an diesem Punkte müssen wir die ärztliche Fürsorge einsetzen lassen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] des gewöhnlichen Mannes besäße, wenn der Arbeiter zu der [illegible]ung gebracht werden könnte, daß die Gesundheit des [illegible] auch ein Wort bei der Berufswahl mitzusprechen [illegible] die engere Verbindung von Schule und Haus dem [illegible] eine gewichtigere Stimme verschaffte in dem Augenblicke, [illegible] jungen Arbeitersöhne die Volksschule verlassen und in das [illegible] hinaustreten. Ich glaube, dieser Punkt verdient weitgehende [illegible]

In diesem Zusammenhange würde alsdann auch die Erkennung [illegible] schwachen Lunge, der allgemeinen Schwäche, be[illegible] Wegweiser liefern für den künftigen Beruf, und manche Er[illegible] an Lungentuberkulose, welche nach unseren übereinstimmen[illegible] Erfahrungen gerade in den ersten Jahren des praktischen Be[illegible] so überaus häufig einsetzt, hintenanhalten.

[illegible] mahnen unsere Erfahrungen, die Fürsorge für das [illegible] so frühzeitig wie möglich beginnen zu lassen, um [illegible] wirken, daß am Ende der Schulzeit eine wirklich voll[illegible] Arbeitskraft ins Erwerbsleben hinaustritt. Zu diesem Ende [illegible] Maßnahmen, welche eine Kräftigung des jugendlichen [illegible] anstreben, eine Heilung skrofulöser Symptome, eine [illegible] der Kraftenergien von Geburt schwacher Individuen, [illegible] leicht angelegter und labil veranlagter Charaktere [illegible] fassen, mitwirken müssen!

Das wichtigste im Kampfe gegen die Lungentuberkulose wird [illegible] Prophylaxe sein, welche von früh auf die Stärkung [illegible] Widerstandskraft des Einzelorganismus gegen Er[illegible], die Erziehung des Einzelindividuums zur [illegible] vernünftigen Lebensweise auf Grund [illegible] Charakterbildung und die Anpassung der [illegible] Individualität an die Berufswahl zum [illegible] der Bestrebungen macht. Sind diese Bedingungen [illegible] wird, falls tatsächlich eine Erkrankung an Lungen[illegible] erfolgt, die Behandlung in den Heilstätten in der Tat [illegible] günstigeren Erfolgen begleitet sein, wie bisher. Dann [illegible] die an Tuberkulose Erkrankenden aus dem Berufe nicht die [illegible] schwerwiegende allgemeine Asthenie mit, das Produkt [illegible] Mißverhältnisses der urspünglichen körperlichen Kraft [illegible] gewählten Berufe!

Ich habe aus meiner langjährigen Tätigkeit an der Spitze einer [illegible], in der ich vorwiegend Arbeiter aus der Industrie zur

Behandlung bekomme, den Eindruck gewonnen, daß dieses Mißverhältnis einen außerordentlich wichtigen Faktor bildet. Eine übermäßig große Anzahl der erkrankten Arbeiter hatte nach dem Verlassen der Volksschule den Beruf gar nicht wählen dürfen, in den sie [illegible] Mutes, oft gedrängt durch die verschiedenen [illegible] hineingegangen sind. Die Erkrankung an Lungentuberkulose ist die Quittung für das Ansinnen, welches der junge Arbeiter seinem eigenen Zustande mit der falschen Berufswahl gestellt hat. Dann ist es denn natürlich ganz außerordentlich schwer, den Lungenkranken, zumal wenn ihn das eigene Verständnis für den [illegible] erst spät zum Arzte treibt, schadlos zu halten.

Es ist aber ebenso unangenehm, wenn der Rat des Arztes [illegible] ja nicht [illegible] eine Arbeit zu schaffen, zu der nach ihrer ganzen Natur nur [illegible] vollwertige Kräfte [illegible] und kann nicht als eine Unzulänglichkeit der Heilstätten [illegible] angesehen werden. Die Heilstätten können recht wohl den an Tuberkulose erkrankten Arbeiter [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] können sie wirklich heilen und segensreich
[illegible] daß immer mehr die Lungenheilstätten die rechte Therapie
[illegible] je weniger der einzelne Kranke infolge jahrelanger Irr-
[illegible] und Verkennung der materiellen und sozialen Erfordernisse
[illegible] und Geistes gegen seine Krankheit getan hat.

[illegible] Erfahrungen lehren also, daß gerade bei der Lungen-
[illegible] wie bei kaum einer anderen Krankheit die
[illegible] der Krankheit, die gesamten sozialen Ver-
[illegible] und die Bildungsstufe des Kranken einen auf
[illegible] der Behandlung ausschlaggebenden Einfluß
[illegible] Darum ist auch die Hebung des Proletariats inbezug
[illegible] Qualitäten und Besserung der materiellen Verhältnisse,
[illegible] Arbeiter eine gesunde Wohnung und auskömmlich zu
[illegible] Kinder ausreichend und energiefördernd in der Lebens-
[illegible] auszustatten erlauben, so außerordentlich wichtig für die Tuber-
[illegible]. Der Tuberkuloseerreger selbst wird so leicht nicht
[illegible], aber es wird mit allen Mitteln angestrebt werden
[illegible] Infektionserreger den Menschen als den Sitz seines
[illegible]werkes zu entziehen nnd damit die Menschheit von der
[illegible]erkrankung zu befreien.

[illegible] gesagt, die von vornherein schwächlichen Individuen aus
[illegible]kreisen werden nicht genügend nachhaltig durch eine
[illegible] beeinflußt werden können, weil von Jugend auf die
[illegible], das Training der Zellenenergie, Mangel gelitten hat,
[illegible] kurze, mehrmonatige Besserung der gesamten gesundheit-
[illegible] nicht hinreicht, um den Kampf des Organismus
[illegible] Infektionserreger, welcher eben wegen dieses Energiemankos
[illegible] fassen können, für den Körper siegreich zu gestalten. Man
[illegible] so weniger darauf hoffen können, je ungesunder die Ver-
[illegible] des Berufs und der Lebensführung vor der Erkrankung
[illegible] und je weniger Aussicht besteht, den Pflegling nach
[illegible] in gesunde Verhältnisse zu verbringen. Die Gewerbe-
[illegible] wird sich diese Erfahrungen zunutze machen müssen, um
[illegible] der gesunden Betriebe zu erweitern.

[illegible] wird man sich nicht verhehlen können, daß hier vielfach
[illegible] durch die Art der Betriebe selbst gegeben sind. Die
[illegible] Arbeiten in den Eisenbetrieben, am Hochofen usw., werden
[illegible] der Erleichterung der dem einzelnen zufallenden Auf-
[illegible]ben können. Für solche Betriebsarbeiten wird man

demgemäß festhalten müssen, daß schwächliche Arbeiter nicht hineingehören, insonderheit nicht, wenn sie eine Lungenerkrankung durchgemacht haben, vor deren üblem Ausgang sie eine Heilstättenkur rechtzeitig bewahrt hat.

Auch für den Bergmann, der bis zur Erkrankung an Tuberkulose unter Tage gearbeitet hat, wird man einen widerstandsfähigen Körper von vornherein postulieren müssen und nach der Heilstättenkur demselben nur in seltensten Fällen die Wiederaufnahme der Arbeit unter der Erde gestatten können.

Wenn ich aber oben auch die Hebung der geistigen Qualitäten des Proletariats als einen wichtigen Faktor der erfolgreichen Tuberkulosebekämpfung bezeichnete, so habe ich dabei einmal im Auge, daß es erreicht werden müßte, dem Arbeiter das Verständnis für die Erfordernisse seines Körpers mehr, wie es bisher geschehen und möglich gewesen ist, einzuimpfen, so daß er engere Fühlung mit dem Arzte von Jugend auf und insbesondere bei der Berufswahl nimmt, daß er seinen schädlichen Neigungen, wie insbesondere dem Mißbrauche des Alkohols und unverhältnismäßige Vergnügungsausgaben zu machen, entsagt. In dieser Beziehung können Bildungsvereine und die Ärzte selbst, vor allen Dingen auch die Schule viel tun [illegible]

Daß eine Heilstättenkur in den meisten Fällen dem Körper des Lungenkranken [illegible]

Ich möchte weiterhin betonen, daß es für die Erhaltung der [illegible] Energien während der Heilstättenkur von besonderer Bedeutung ist, daß der Entlassene materiell sich in der Tat so stellen kann, daß dem Körper nicht ein **Mißverhältnis zwischen Arbeit und Ernährung**, sowie **zwischen Arbeit und Ruhe**, welche dem Organismus unbedingt erforderlich ist, entsteht.

Auf die Frage der Ernährung habe ich im 3. Teil meiner Abhandlung noch näher einzugehen. Aber hier möchte ich nachdrücklich auf das Gebot des richtigen Verhältnisses zwischen **Arbeit und Ruhe** eingehen.

Ich glaube, daß das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Ruhe in der ganzen Pathologie des menschlichen Organismus eine außerordentliche Rolle spielt. In einem auf der Stockholmer Internationalen Tuberkulosekonferenz Juli 1909 gehaltenen Vortrage habe ich in einer Erörterung der Beziehungen des Nervensystems zur Tuberkulose eingehend die Gesetze der **Assimilation und Dissimilation**, wie sie uns namentlich **Verworn und Goldscheider** gelehrt haben, entwickelt und darauf hingewiesen, daß durch die Störung dieser degenerativen und regenerativen Verhältnisse nicht nur das gesamte Nervensystem, sondern auch die gesamten Funktionen in Mitleidenschaft gezogen werden müssen, wodurch die **Disposition zur Lungentuberkulose** meines Erachtens ganz eminent erhöht wird. Die Überlastung der einzelnen Organe, des Herzens, der Niere, der Lunge, des Magens und Darmes in Wechselwirkung mit dem Ausbleiben der Schonung schädigen ohne Zweifel das einzelne Organ. Die **Überanstrengung, ohne nachfolgende ausgiebige Ruhe muß naturgemäß den gesamten Körper schädigen und ihn widerstandsunfähig machen.**

In den Kreisen der Wohlhabenden, der geistig Arbeitenden, gehört die jährliche Ferienausspannung zur unumgänglichen Notwendigkeit. Dieser Tatsache hat ja auch der Staat wie die Kommune Rechnung getragen durch vertragsmäßige Urlaubsgewährung an [illegible] Beamten, ohne Reduktion des Gehaltes, in der sicheren Erwartung, sich dadurch die Kräfte leistungsfähig bis in ein hohes Lebensalter zu erhalten. Die Urlaubsgewährung hat in den letzten Jahren auch in den Privatbetrieben einen großen Umfang angenommen, so daß heute, wie gesagt, vielfach Bureauangestellte usw. auch wirkliche Ferien von 2 oder 3 Wochen genießen können. Dem gegenüber steht das **Proletariat** außerordentlich ungünstig da. Ich verkenne durchaus nicht die große nationalökonomische

Schwierigkeit, welche sich bei der Uebertragung dieser in verhältnis-
mäßig kleinen Betrieben und [illegible] üblichen [illegible]
auf die großen Massen der Arbeiter ergeben würde. Aber es ist
nicht zu verkennen, daß diesem Mangel an zusammenhängender
Ruhe nach angestrengter Arbeit ein großer Teil der Ursachen [illegible]
licher Erkrankung des Proletariers zuzuschreiben ist. [illegible]
en kann in der Tat der Eisenarbeiter, der Bergmann, der Arbeiter
in staubigen Schleifereien und Drehereien nicht ohne [illegible] ein-
tretende Schädigung seines Körpers angestrengt arbeiten. Die Sonn-
tagsruhe — in manchen Betrieben fehlt ja auch diese — genügt
gegenüber den in den sechs Wochentagen an den Körper gestellten
Anforderungen nicht, zumal wenn, wie häufig, der Sonntag nur
zu Vergnügungsausschreitungen, die nur ermüdend und [illegible]
wirken, benutzt wird. In dieser Frage der [illegible] des Aus-
gleichs der durch die Arbeit geschaffenen [illegible] eine [illegible]
Lösung zu finden, ist nicht ohne weiteres leicht. Lehrt doch die
Erfahrung, daß gerade die Arbeiter, wenn sie in kleinen [illegible],
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Disposition zu ernsten Erkrankungen, so auch zur Tuber-
[illegible]öht.

[illegible] meine ich, ist die gelegentliche Arbeitsenthaltung des schwer
[illegible]n Mannes geradezu ein prophylaktisches Postulat.

[illegible] wird im einzelnen Falle durch die Betrachtung des ge-
[illegible] Ernährungszustandes, durch den gewonnenen Ueberblick über
[illegible] Leistung und die Zahl der Arbeitstage recht wohl in
[illegible], die wohlbegründete Asthenie aus Ueberarbeitung
[illegible]ren und dann dem Arbeiter eine Erholungszeit von
[illegible] Wochen gönnen können. Mannigfach gelingt es, solchen
[illegible] einen Aufenthalt in einem Erholungshause oder in einem
[illegible] wo es indessen einer Aufsicht bedarf, zu verschaffen. In
[illegible]hung aber kann noch weit mehr geschehen als bisher.
[illegible] sich dem nicht entziehen können, wenn man im Auge
[illegible] daß diese Frage des richtigen Ausgleichs von Ruhe und
[illegible] für die gesamte Widerstandskraft des Einzelindividuums
[illegible] wichtig ist, daß auf der Erhaltung eines gewissen
[illegible] Normalmaßes der Körperenergie die Wahrschein-
[illegible] Unwahrscheinlichkeit der Erkrankung an schwereren
[illegible] besonders auch der Tuberkulose, beruht

[illegible] derartige liberale Behandlung der Erkrankungsfrage zu-
[illegible] unerhebliche Kosten verursacht, ist selbstverständlich. In-
[illegible] eine gerechte und zweckmäßige Zubilligung unzweifelhaft
[illegible] Resultat zeitigen, daß der Proletarier mehr wie bis-
[illegible] schweren und langwierigen Erkrankungen bewahrt bleibt,
[illegible] den Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten
[illegible] Dauerausgaben erspart, anderseits wird ohne Zweifel die
[illegible] gänzliche Arbeitsunfähigkeit hinausgeschoben werden, in-
[illegible] Leistungsmöglichkeit eine länger dauernde wird. Der
[illegible] wird länger ein Nationalvermögen bedeuten und
[illegible] einen gedeihlichen Unterhalt gewähren können, als
[illegible] vorzeitiger Abnutzung anheimfällt.

[illegible] glaube, daß diese gesamte Gedankenentwicklung bisher in
[illegible]bedeutung für die Tuberkulosefrage wie für den ge-
[illegible] Gesundheitszustand des Proletariats noch nicht genügende
[illegible] und praktische Verwirklichung gefunden hat. Daß
[illegible] sozialpolitische Verhältnisse berührt werden von großer
[illegible], liegt wohl auf der Hand.

[illegible] habe mich in der vorliegenden Erörterung deswegen so
[illegible] mit den einschlägigen Verhältnissen beschäftigt, weil meines

Erachtens die Aetiologie der Tuberkulose des Proletariats so tiefgründig ist, weil sie mit sozialpolitischen und nationalökonomischen Prinzipien so eng verknüpft ist, zum Teil in [illegible] liegt, und weil die Bekämpfung gerade dieser Krankheit in der Menge des gewöhnlichen Volkes in bedeutend höherem Maße die Kreise ziehen muß, wie in der Schar der Begüterten und Intellektuellen. Hier genügen nicht einfache Regeln der Therapie, wie sie der Arzt in jeder anderen Krankheit anzuordnen pflegt, hier helfen nur großzügige Reformen, Besserung der Verhältnisse nach zahlreichen Richtungen hin, Organisieren einer rechten Sozialhygiene, nicht einseitiger Art, sondern in voller Berücksichtigung der nationalökonomischen [illegible] —

II

Der zweite Teil unserer Untersuchungen soll sich [illegible] mit der Ernährungsfrage der Lungenkranken in den Heilstätten beschäftigen.

Ich bin überzeugt, daß die [illegible] unserer [illegible] Lungenheilstätten bei den Arbeitern in erster Linie der [illegible] gebotenen Verpflegung in denselben zuzuschreiben ist. [illegible] mit [illegible] oder mit [illegible] — Die Ansichten darüber sind [illegible] kann [illegible]. Da man von den [illegible] Heilstätten [illegible] an den Gesichtspunkt [illegible], daß die gute Ernährung in der Tat eine Hauptbedingung ist, um [illegible] und nicht mit [illegible] in der [illegible] und [illegible] Ernährung ein Mittel [illegible] um die [illegible] der Tuberkulose [illegible] gilt auch heute noch die Ernährungsfrage [illegible] Teil der [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Betonung der Notwendigkeit reichlicher, aber nicht [illegible] Milchquantitäten hat ihre Berechtigung, zumal wenn [illegible] unter der Tuberkuloseerkrankung schon gelitten [illegible] korpulenten an Tuberkulose Erkrankenden wird man auf [illegible] allgemeiner gesunder Ernährung dringen müssen.

[illegible] hier interessieren uns vorwiegend die Proletarier. Ich [illegible] und bei keiner Gelegenheit wird die Lehre der zweck[illegible] Ernährung leichter gelehrt werden können, als gerade in [illegible]. Der erkrankte Arbeitsmann wird während seiner [illegible] reichlicher und feudaler ernährt, als wie es ihm zu [illegible] möglich ist, das kann nicht bestritten werden. Aber [illegible] er soll auch einmal besser ernährt werden, er soll so er[illegible], wie es einer gewissen gesundheitlichen Norm ent[illegible] leider in den Arbeiterkreisen zum Teil aus materiellem [illegible] zum Teil aus mangelnder Intelligenz im eigenen Hause [illegible] durchführen läßt. Halten wir das fest und sind wir von [illegible]mäßigkeit der Arbeiterernährung überzeugt, dann wird [illegible] Bestreben der Heilstätten, dem erkrankten Arbeiter die [illegible]bedingungen zur Genesung auch in der Frage der Er[illegible] darzubieten, durchaus verstehen und billigen.

[illegible] halte es für durchaus verkehrt, immer in fast pedantischer [illegible] danach zu streben, die Ernährung in den Heilstätten [illegible] in dem Arbeiterheime anpassen zu wollen. Viel[illegible] die Dinge so: Der Arbeiter muß es einmal besser [illegible] daheim und will es auch besser haben. Die letztere, [illegible] einmal von einem Arbeiter mündlich geäußerte Idee [illegible] durchaus verständlich und berechtigt.

[illegible] Krankheit erfordert besondere Fürsorge, und wenn [illegible] den intimen Zusammenhang der Tuberkulose mit [illegible] und Ernährung des Körpers betont, so muß die [illegible] der materiellen Versorgung in den Vordergrund treten. [illegible] doch nur daran, wie in den besseren Kreisen bei Krank[illegible] die Küche eine Verfeinerung erfährt, indem man an[illegible] Lust des Kranken zu selteneren Genüssen, wie Geflügel, [illegible], nach Möglichkeit, im Einklang mit den Darbietungen [illegible], zu befriedigen, nicht als ob man in den meisten Fällen [illegible] diesen Dingen eine besondere Ernährungsenergetik er[illegible] wird man von dem von der gewohnten, meist recht [illegible] Ernährungsweise abweichenden Regime nur eine [illegible] Wirkung erwarten können.

Hier spielt ein außerordentlich wichtiger psychologischer Faktor mit, wie in aller Diätetik.

Ich halte es für ganz falsch, Diät lediglich nach chemischen Grundsätzen handhaben zu wollen, mit Kalorienzahl das erschöpfen zu wollen, was in außerordentlichem Maße von den nahezu imponderablen seelischen Momenten abhängig ist. Das lehrt schon die Erfahrung, die man mit der Ernährungsfrage bei nervösen Leuten, bei Melancholikern usw., macht. Die Assimilation hängt ganz außerordentlich vom Nervensystem und von der psychischen Verfassung ab, das muß jeder Praktiker wissen, und kaum etwas fördert die Nutzbarmachung des Dargebotenen und in den Körper Aufgenommenen mehr, als gerade die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit, von der Fürsorge und von der Lustbetonung.

Darum soll der Proletarier mit seiner Lungentuberkulose zu seiner eignen Freude ernährt werden, abwechslungsreich, „mit Liebe", wie man zu sagen pflegt. Es ist deshalb durchaus nicht übertrieben, wenn man alleweil zum Mittagessen dem Kranken Suppe, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln, nicht allzu selten auch Kompott oder eine süße Speise gibt. Wichtig aber ist die Art der Aufnahme dieser Speisen. Es geschehe nicht mit einer unmäßig verlangenden Gier, sondern unter gründlichem Gebrauch der Zähne, was zur leichteren Verdauung notwendig ist. Wenn nun aber wirklich der Arme in der Freude seines Herzens seine Mahlzeiten in etwas sehr reichlicher Quantität genießt, so mag das gewiß nicht voll im Hinblick auf die Ausnutzung gerechtfertigt sein, aber hier scheint mir eine strenge Rigorosität doch nicht am Platze. Es wird doch jedenfalls ein Maximum der Assimilation erreicht, um so mehr als die psychische Begleitstimmung dem Prozesse durchaus förderlich zur Seite steht, und was eben über dieses Maximum der Assimilationsfähigkeit hinausreicht, das wird durch die Selbstregulierung des Organismus beseitigt und herausgeschafft.

Ich kann mich der Meinung nicht anschließen, daß es sich bei den meisten unserer Pfleglinge in den Heilstätten bei der guten Ernährung lediglich um einen trägen Fettansatz handelt. Vielmehr liegen doch viel wahrscheinlicher die Verhältnisse so, daß die Zellen der Muskeln, des Gehirns und der übrigen Organe das an sich zu reißen suchen, was sie kraft ihrer Energie noch aufzunehmen in der Lage sind. Ich glaube demgemäß an eine qualitative Verbesserung der gesamten Körperzellen bei der wirklich guten Er-

[illegible] und diese wiegt bei weitem das Ereignis auf, daß die [illegible] gleichzeitig ernährt und vermehrt werden. Auf dieser [illegible] beruht doch auch recht eigentlich die Lehre, daß der [illegible] einer recht guten Ernährung bedarf, eines ausschließ- [illegible] bedarf er doch zweifellos nicht.

[illegible] sind wir in der Tat nicht so weit, daß die alltägliche [illegible] des Arbeiters als eine ausreichende, der angestrengten [illegible] Arbeit entsprechende anzusehen ist. Die Dissimilation [illegible] ganz außerordentliche, die Assimilation eine zu [illegible]. Und gerade diesem Mißverhältnisse will die gute [illegible]ernährung begegnen. Beobachten wir aber alsdann eine [illegible] Unmäßigkeit, die sich zweifellos mancher Arbeiter in der Zeit [illegible] zu schulden kommen läßt, dann ist der Schaden [illegible] Erachtens immer noch nicht so groß, als wenn der Arbeiter [illegible] nicht zu einer Auffrischung seiner Zellenqualitäten kommt. [illegible] Meinung, daß die im Verhältnis zur beruflichen körper- [illegible] Anstrengung sehr ausgedehnte Ruhe eine gegenüber den [illegible] Zuständen gesteigerte Ernährung nicht rechtfertige, ist nicht [illegible] Ruhe und Ernährung soll eben den abgespannten und [illegible] nicht genügend ernährten Körper gemeinsam kräftigen, und [illegible] ein großer Segen!

Ich möchte mich nicht im einzelnen mit der Frage der Alkohol- [illegible] beschäftigen. Ich kann mich aber nicht dem Eindruck [illegible], daß gewisse, bescheidene Mengen Alkohol wohl geeignet [illegible] Appetit zu steigern und insbesondere in Fieberzuständen [illegible] recht gute Dienste leisten kann.

Daß gewisse Unzuträglichkeiten sich hierbei leicht ereignen [illegible] verkenne ich nicht. Aber diese Dinge sind zum Teil vom [illegible] des Individuums abhängig. Idiosynkrasien gegen Alkohol [illegible] ohne Zweifel, und in diesen Fällen ist es schon dringend [illegible] danach zu streben, dem einzelnen die Ueberzeugung [illegible] Eigenschaft des Körpers, Alkohol nicht zu vertragen, beizu- [illegible]. Hier gibt es stets einen schweren Kampf zwischen [illegible] und Körperfürsorge, und nur der gefestigte [illegible] findet den rechten Weg. Die Vorbedingungen für die [illegible] und Fertigkeit des Charakters aber liegen meist vor der [illegible], von einem gewissen Alter an pflegt bei den meisten [illegible] Alkoholfrage die Belehrung auf steinigen Boden zu fallen, [illegible] auch in der Anstalt die Disziplin den Alkoholgenuß [illegible] fähig sein kann, so geschieht meist der Mißbrauch

vor den Türen dennoch. Der erwachsene Mensch ist da so recht seines Glückes Schmied! Hier scheitert leicht auch der beste Wille des Pädagogen an der Schwelle eindringlicher geistiger Apperzeptionsfähigkeit des Einzelindividuums, das ist nicht zu vergessen.

Wenn Ritter auf der VI. Tuberkuloseärzteversammlung 1909 aussprach, daß man dem Lungenkranken in der Heilstätte zeigen müsse, daß der Alkohol in keiner Weise notwendig sei, aber leicht schädigen könne, und deshalb der Alkohol aus den Heilstätten gänzlich zu verbannen sei, so liegt diesem Standpunkt das zweifellos löbliche Bestreben zugrunde, den Alkoholgenuß im ganzen einzuschränken. Ob allerdings dadurch die Einschränkung in der Tat eintritt, halte ich für zweifelhaft, und das liegt daran, daß sich die Lehre von dem absolut Notwendigen keiner sonderlichen Beliebtheit erfreut.

In der Tat besteht ja doch auch das ganze Leben keineswegs aus bloßen Notwendigkeiten, vielmehr spielen überall gewisse Begleiterscheinungen der Notwendigkeiten eine ausschlaggebende Rolle, ebenso wie die Würze zur Speise, welche erst unter Vermittlung des Lustgefühls zur rechten Wirkung kommt. Dauernd im Rahmen der Notwendigkeiten mit Verzicht auf alles Beiwerk, auf Erfüllung menschlich verständlicher Wünsche, lebt kein Mensch, gewisse Abwechslungen auch außerhalb des Rahmens des Notwendigen, eine gewisse Ueberbetätigung, tut not, wofern man nicht dem ungenießbaren, trockenen Philistertum anheimfallen will. Auch der Arbeiter hegt durchaus verständliche Wünsche, welche über das Notwendige hinausgehen, aus innerstem Herzensdrang und Lebenslustgefühl heraus, daran wird man nichts ändern können. Ja, unser gesamtes Gesellschaftsleben zeigt sich in keiner Weise in den engen Kreis des Notwendigen hineingezwängt, sondern spielt sich ab vor den durchaus berechtigten Forderungen der Etikette und der Formen, welche zunächst keineswegs als unumgänglich notwendig zur Existenz des Gemeinschaftslebens zu gelten haben, welche aber infolge ihrer ästhetischen Wirkung ihre Berechtigung haben und unter dem Einfluß kultureller Höherentwicklung tatsächlich doch zu „Notwendigkeiten“ werden.

Ich will mit der Ausführung dieser Gedanken nur andeuten, daß die Notwendigkeiten im alltäglichen Leben gewiß in erster Linie zu erfüllen sind, daß mit ihnen aber keineswegs den wirklichen Anforderungen genügt ist. Das Leben ist für den Proletarier noch nicht in voller Gestalt ein wirkliches Gut, wenn sein Inhalt ledig-

[illegible] Arbeit und Lohn, von knapper Ernährung und Familie [illegible] ist, deren Unterhalt bei normalen Verhältnissen vielleicht [illegible]stritten werden kann, bei den geringsten Zwischenfällen aber, [illegible]n nur das Notwendigste für das Leben ohne die Wechsel[illegible]des Schicksals vorhanden ist, eine äußerst unsichere Lebenslage [illegible]. Es fehlt das, was im handelspolitischen Leben den zum [illegible] erforderlichen „Reservefond“ ausmacht.

[illegible] gebe ich Ritter gewiß gerne zu, daß er recht hat, wenn [illegible] den Alkohol nicht für notwendig erachtet, aber ich betone immer [illegible], daß aus Notwendigkeiten allein sich das Leben nicht zu[illegible]stützt, sondern daß die Praxis des alltäglichen Lebens überall [illegible] die Schranken des bloß Notwendigen tatsächlich hinausgeht, [illegible] das bloß Notwendige dem Menschen nicht ein genügendes [illegible]cht bieten kann für die zahllosen Unsicherheiten und Ent[illegible]ungen, Schwierigkeiten und unlustbetonten Ereignisse im [illegible]ben.

[illegible] hat viel mehr Berechtigung hat die Betonung der möglichen [illegible]lichkeit des Alkohols. Und auch hier darf man nicht zu [illegible]. Der Alkohol ist nicht unbedingt schädlich, darüber [illegible] nur in den Kreisen mit der Lebenspraxis nicht genügend ver[illegible] Abstinenzler noch ein Zweifel herrschen. Für viele ist der [illegible] gewiß schädlich, ja, er ist um so schädlicher, je weniger bei [illegible] Einzelindividuum Erkenntnisfähigkeit vorhanden und voraus[illegible] werden darf. Aber ich meine, es ist für die Höherentwicklung [illegible] Einzelindividuums, speziell für den Proletarier, sehr viel wich[illegible], daß man eine Hebung des geistigen Niveau anstrebt, auf dem [illegible] eine Erkenntnis der Gefahren ermöglicht ist, als daß man [illegible] den Alkohol als schädlich hinstellt.

[illegible] Strom der Welt hat noch immer den ethisch tief[illegible]ndsten Faktor bei der Bildung des Charakters reprä[illegible]. Die Versuchung gibt den besten Prüfstein für den Charakter. Deshalb halte ich es vom ethischen Standpunkt für allein [illegible], es unsere vornehmste Aufgabe sein zu lassen, das sitt[illegible] Bewußtsein, die Erkenntnis des Warum und die bekenntnis[illegible] Bewährung zum Darum in den Ideenkreis des unwissenden [illegible] auf dem ethischen Gebiete nicht genügend erzogenen Volkes ein[illegible] und zu einer das ganze Selbst beherrschenden Größe zu [illegible]. Nicht darin besteht wirkliche Größe und kulturelles [illegible], daß der Mensch die Versuchung nach Möglichkeit gewisser[illegible] [illegible] beseitigt, sondern daß er sie besteht in charakter=

voller Selbstbeherrschung. Versuchungen wird es ja allezeit [illegible] geben, solange der Mensch im Gebiete der großen Welt, im [illegible] der Gefühle, der Lust und der Unlust, und in dem [illegible] des Verkehrs mit seinen kontrastierenden Interessen seinen Weg zurücklegen muß; ihn unbehelligt gehen wird er nur, wenn der Charakter gefestigt ist und bestimmt, wenn das Lustgefühl zurückgetreten hat vor dem intellektuellen und dem ethischen Bewußtsein.

Darum aber ist die pädagogische Bedeutung der [illegible]stätten eine so außerordentlich wichtige. Man wird [illegible] verkennen dürfen, daß oft genug, leider zu oft die sittliche Bildung zu spät kommt, indem namentlich bei unseren Pfleglingen aus der „schlechten Kinderstube" die Eindrücke der Kindheit zu tief wurzeln, als daß sie noch ausgetrieben werden könnten, um [illegible], sittlich befriedigenden Lebensauffassung Platz zu machen, um [illegible] zu können, ob sich das über die bloßen Notwendigkeiten [illegible]gehende mit der Menschenwürde verträgt und nicht den Keim des sittlichen Niederganges in sich trägt. Aber nicht [illegible] intellektuellen [illegible] ist immer [illegible] zu trachten, um [illegible] die [illegible] Lebenslage des Proletariats [illegible] eine große sittliche Gefahr in sich birgt und [illegible] in den Kinderjahren nicht den Grund [illegible] Erfassung des sittlichen Problems gelegt hat.

In einem [illegible] Aufsatz in der „[illegible]" [illegible] von den [illegible] der „[illegible]" [illegible] und [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] großzügig verfahren wollen, darauf hinzielen, die In-[illegible] des Proletariats, die Erkenntnis der Postulate der Ge-[illegible] zu fordern, um willige Zuhörer für unsere Lehren und [illegible] Arbeiten von gesundem Egoismus zu gewinnen.

[illegible] man befürchtet, durch das Wohlleben in den Heilstätten [illegible] eine allmähliche Unzufriedenheit des Arbeiters mit seinen [illegible] daheim, so ist daran gewiß etwas Richtiges.

[illegible] man vergesse nicht: Ohne eine gewisse Unzufriedenheit [illegible] häufig genug durchaus unzulänglichen Verhältnisse des [illegible] in weitestem Umfange keiner Besserung entgegengehen. [illegible] Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen unhygienischen Woh-[illegible] niemals der Arbeiter selbst nach einer hygienisch gesunden [illegible] streben und unsere ganzen Wohnungsreformbestrebungen [illegible] Kreise von Unverständigen gelten, die sich eben in [illegible] ungesunden Wohnungen durchaus wohl fühlen. Soll es [illegible], dann ist auch ein Verständnis und eine Unzufrieden-[illegible] als Prämisse unumgänglich, mit denen es besser werden soll.

[illegible] so geht es auch mit den Ernährungsverhältnissen, mit [illegible] der vorliegende Abschnitt in erster Linie beschäftigen [illegible] Wege der Proletarier in den Heilstätten lernen, daß es nur [illegible] und geistigen Wohles willen einer rationellen, aus-[illegible] Ernährung bedarf, möge er lernen, daß ein Glas Milch [illegible] Bier vorzuziehen sei und daß ein Uebermaß, wie in [illegible], sich auch in Fragen der Ernährung als unzweck-[illegible]. Anderseits aber werden auch alle die, welche als [illegible] der Arbeiter in einer sozialen Mithilfe tätig sein sollen, [illegible] Pflicht empfinden müssen, die Lebensbedürfnisse des Prole-[illegible] zu werten und im Lichte kultureller Weiterentwicklung [illegible] Befriedigung entgegenzuführen, gleichwie die im vergangenen [illegible] begonnene soziale Fürsorge auf gesetzlichem Wege die [illegible] des Proletariats, sofern sie sich bei der unsicheren Lebens-[illegible] aus Krankheiten und Alter naturgemäß ergibt, zu [illegible] ist.

[illegible] den Arbeiter selber wird es in letzter Linie auf eine [illegible] Charakterentwicklung ankommen, die nicht, wie heute [illegible], in der fruchtlosen, alles verneinenden Resignation, [illegible], sondern die in der Adaption an ethisch und national-[illegible] gerechtfertigte Erhaltungserfordernisse auf dem Wege [illegible] Selbstzucht und Selbstbeherrschung, dem treuesten Be-[illegible] dem Lebenswege des Einzelnen, besteht. Geben wir da-

zu dem Proletarier die logische Möglichkeit, so wird der Kampf um die Hebung des Elends des breiten Volkes auf der Erkenntnis und dem gesunden Streben des Einzelindividuums aufgebaut sein und Erfolg zeitigen!

Gewiß ist die hier entwickelte Maxime nicht ohne eine gewisse Gefahr. Laehr schreibt kürzlich in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie LXVI: „Je mehr sich die Lebens- und Arbeitsverhältnisse des Proletariers denen der bürgerlichen Kreise nähern, um so mehr wird er auch ein Opfer ihrer Kulturbedürfnisse und geraten in immer größere Gefahr, infolge gesteigerter gemütlicher Spannung der Nervosität anheimzufallen".

Diese Auffassung eines Nervenarztes wird der ernsten Beachtung bedürfen. Die Hebung eines Standes ist stets von gewissen Gefahren bedroht, daran wird man nicht zweifeln können, und die körperliche Widerstandskraft bei dem Umschwung der Verhältnisse leidet nur zu leicht, wenn nicht der Charakter gleichen Schritt hält. In einer lesenswerten Broschüre über „Die Geistesstörungen bei den Juden" hat jüngst Sichel (Leipzig, K. W. Kaufmann, 19..) darauf hingewiesen, daß die Emporhebung des jüdischen Volkes aus der Knechtschaft, aus dem unbehaglichen, aber doch friedlich zusammenhängenden Leben des mittelalterlichen Ghettos zum Kampf im Wettbewerb der europäischen Völker der [illegible] Grund ist für die weitverbreitete Nervosität und die Neigung der Juden zur Geistesstörung. So dürfen wir die Auffassung [illegible] liche Verallgemeinerung [illegible] nicht unterschätzen. Um so mehr [illegible] die Aufgaben der [illegible] Tradition, die [illegible] Erziehung [illegible] eine notwendige Verbesserung [illegible] der Proletarier.

III

[illegible]

[illegible]

[illegible]rkulose Heimgesuchten sehr zweckdienlich sei und predigen [illegible] man müsse in den Heilstätten dafür sorgen, daß Gelegenheit [illegible]licher Arbeit gegeben werde.

[illegible] erschöpfenden Behandlung der Frage gehen wir von dem [illegible]danken aller Heilanstalten aus, nämlich der Idee, daß der [illegible] der gewohnten Beschäftigung zu entziehen ist und unter dem [illegible] der Ruhe und zweckmäßigen Behandlung der Genesung [illegible]lichkeit entgegengeführt werden soll. Der Gedanke, daß [illegible] Kranker arbeiten soll, ist weder in Hospitälern und Kranken- [illegible] selbst, wie im Anschauungskreise des Volkes lebendig. Der [illegible] bedarf der Enthaltung von der Arbeit, das ist die leitende [illegible] die Arbeit hat die Erkrankung, wenn nicht hervorgerufen, so [illegible] befördert. Wie sollte also ein Lungenkranker durch Arbeit [illegible] gesunden können?

In den Krankenhäusern arbeitet kein Kranker; könnte er [illegible], dann wäre auch die Entfernung des Individuums aus dem [illegible] nicht erforderlich. Das ist die Ueberzeugung des [illegible]. Sie entbehrt nicht einer gewissen Logik und darum [illegible] auch zu dem psychologischen Fundament der Tatsache, [illegible] Proletarier in den Lungenheilstätten nicht arbeiten will, [illegible] arbeiten zu dürfen glaubt. Anderseits kann der ärztlichen [illegible] gewiß die Grundlage für die Ansicht nicht abgesprochen [illegible], daß der leicht Lungenkranke recht wohl in den Heilstätten [illegible] einer gewissen Frist der Ruhe, vorausgesetzt, daß er nicht zu [illegible]ntzündungen und Temperaturerhöhungen neigt, leichte land- [illegible]schaftliche Beschäftigung treiben kann.

Die Erfahrungen in den sächsischen Heilstätten haben gezeigt, [illegible] recht wohl der Lungenkranke zu Arbeiten herangezogen [illegible] kann. In Carolagrün sind Bänke und Lauben in den An- [illegible] der Anstalt von Pfleglingen angefertigt worden. Ich habe [illegible] die entgegengesetzten Erfahrungen gemacht. Nicht als ob [illegible] Opposition gegen die ärztliche Anordnung die Versuche [illegible] hätte, die Versuche wurden recht wohl gemacht, es fanden [illegible] wieder einzelne Willige, aber die Opposition der Stuben- [illegible], die hetzerischen Bestrebungen, nur gar nicht die Anstalt [illegible] Gewinn auf Kosten der Arbeitskraft der Pfleglinge [illegible] zu lassen, ließen es nicht zu einer geregelten Arbeit kommen. [illegible] der Hinweis politisch regsamer Naturen, um das Mit- [illegible] den zahlreichen Arbeitslosen des Industriebezirks, über [illegible] Zeitungen ja oft genug Mitteilungen brachten, bei den

arbeitswilligen Pfleglingen zu erwecken, so daß sie alsbald die Arbeit aufgaben.

Aber auch unmoralische Umtriebe nahmen mit alsbald den Mut, auf die Beschäftigung unserer Pfleglinge zu reflektieren. Gerätschaften gingen verloren, indem der eine den Hammer oder die Zange dem anderen geliehen haben wollte, die Harken wurden schlecht behandelt, zahlreiches Handwerkszeug verschwand, zweifellos um später eigenen Zwecken der Pfleglinge zu dienen. Die aufsichtführenden Gärtnergehilfen, ja selbst der Obergärtner, hatten ein schweres Amt. Die Pfleglinge arbeiteten nicht anhaltend und entschuldigten sich mit Uebermüdung, mit Gesundheitsgefährdung und dergleichen.

Da konnte auch keine Belehrung etwas ausrichten, daß die Arbeit zur Genesung beitrage. Der lungenkranke Proletarier ist eben von Herzensgrund überzeugt, daß die Arbeit eine Tat des Gesunden, die Ruhe und Arbeitslosigkeit aber ein **Recht** des Kranken ist. Das ist ein tiefeingreifendes psychologisches Moment, das beherrscht und weckt und den Argwohn unterstützt, der leitende Arzt der Heilstätte wolle mit der Beschäftigung seiner Patienten nur einen Vorteil für seine Anstalt herausschlagen. Es ist ja richtig, der arbeitende Heilstättenpflegling arbeitet nicht für sich, sondern für die Anstalt, welche die [illegible] Bank und [illegible] als ihr Inventar betrachten kann, wovon der einzelne [illegible] mehrere Monate profitiert. Das Resultat der Arbeit aber betrachtet die Anstalt als ein [illegible]

Damit geht der Wert der Arbeit für den Pflegling verloren, denn für den Gedanken, daß die Arbeit ein Kurmittel sei, fehlt dem Arbeiter völlig das Verständnis [illegible]

[illegible]

titelungen, wie „Groschenfuxer“ usw. sehr bald, den Arbeitsbestrebungen ein Ende zu bereiten.

So bin ich auf Grund praktischer Erfahrung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Beschäftigung in den Heilstätten wenigstens für den Industriebezirk nicht auf Sympathie und praktische Realisierung zu rechnen hat. Der Kranke will eben wirklich für krank und arbeitsunfähig gelten. Daran wird sich nichts ändern lassen. Theoretisch bin ich darum nicht weniger der Meinung, daß es recht gut wäre, wenn die Arbeiter in den Heilstätten zu Arbeiten leichterer Art herangezogen werden könnten, ich muß mich aber der praktischen Erfahrung fügen, daß die regelmäßige, zweckentsprechende Arbeit in der Heilstätte wenigstens für unsere Industriebezirke nicht realisierbar ist, es sei denn, daß die Heilstätte über so zahlreiches ärztliches Personal verfügt, daß ein Arzt zur dauernden Ueberwachung der Arbeit verfügbar wäre. Das wird kaum der Fall sein, und auch die wenigsten Aerzte würden in dieser Aufsehertätigkeit eine berufsfreudige Tätigkeit erblicken. Gärtner, Wärter oder Schwestern genügen jedenfalls nicht, um die Arbeitskur ohne Schwierigkeiten zu überwachen.

Auch will ich nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß die Arbeitskuren insofern etwas Mißliches an sich haben, daß alle leichten Beschwerden rheumatischer Natur, oder eventuelle Beeinträchtigung des Schlafes oder des gesamten Wohlbefindens, insbesondere auch Blutungen, die sich gelegentlich gewiß einmal einstellen können, stets einer Ueberanstrengung in der Arbeitskur seitens des Patienten zur Last gelegt werden. Da wird die Beschäftigung zu einer Art Unfallsgelegenheit, der Arzt zu einem unvorsichtigen Beobachter gestempelt, so daß aus der Arbeit nur unangenehme Folgen resultieren.

Ich lehne aus allen diesen Gründen eine zwangsmäßige Beschäftigung der Heilstättenpfleglinge während der Kur ab, verzichte auf die Hoffnung, mit dem Hinweis auf die Arbeit als auf einen Kurfaktor irgendwie psychologisches Verständnis bei den dem Arbeiterstande angehörenden Pfleglingen zu finden und glaube besser zum Ziele der Nutzbarmachung der Arbeit, der körperlichen Bewegung, zu kommen auf einem Wege, über den ich noch in Verbindung mit den Erörterungen über das Sonnenbad Mitteilungen machen werde.

Ich habe mich bei dieser Frage der Beschäftigung der Heilstättenpfleglinge deshalb länger aufgehalten, weil von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden ist, gewissermaßen G e l e g e n h e i t e n zur G e s u n d h e i t s a r b e i t ins Leben zu rufen. Man hat vorgeschlagen,

landwirtschaftliche Kolonien zu gründen und hier die Lungenkranken zum Zwecke der Genesung arbeiten zu lassen. Als man diesen Plan einmal verwirklichte, zeigte sich alsbald, daß man sich völlig verrechnet hatte. Die Pfleglinge arbeiteten vielleicht eine kurze Zeitlang, dann war es mit der Lust zur Arbeit und mit jedem Nutzeffekt zu Ende. Neuerdings las ich einen eingehenden Entwurf von ärztlicher Seite in derselben Richtung, man könne Obstgärten mit Viehzucht einrichten, hier sei dann ein Paradies für lungenkranke Arbeiter geschaffen und die Erträgnisse könnten die Kurkosten erheblich herabmindern.

Solche Vorschläge rechnen nicht mit den psychologischen Verhältnissen, welche am Ende doch den Ausschlag geben.

Sind schon Obstbäume in den Anlagen und Gemüsegärten unserer Heilstätten, wenn die Früchte sich im Entwicklungsstadium befinden, alsbald ein Opfer der Pfleglinge, so wird man sich auf Obsternten, wenn der Pflegling selber die Obstzucht betreiben soll, als Erträgnis für den Besitzer der Kolonie niemals freuen können. Die Leute machen sich alsbald über die Früchte her und plündern, wo es nach Gesetz und Recht nicht erlaubt ist. [illegible] Aber auch das Kapitel der Psychologie der Arbeit gibt uns hier wichtige Erkenntnisse und Schlußfolgerungen.

[illegible]

[illegible]

entsprechend dem Arbeiter Lohn bringen. Der Arbeiter hält sich alsdann nach Möglichkeit schadlos, indem er entweder die Arbeiten nur unwillig, lässig und nicht dem Zeitaufwand entsprechend vollführt, oder aber an den Erträgnissen teilzunehmen für sich selbst das Recht nimmt.

Auch sollte man nicht vergessen, daß die landwirtschaftliche Arbeit, wenn sie wirklich gediegen und gut geleistet werden soll, gewisse Kenntnisse und vor allen Dingen wirkliche Lust zur Natur erfordert. Beides kann man beim Industriearbeiter in nur seltensten Fällen antreffen. Woher sollte auch der Städter mit seiner eintönigen Fabrikarbeit diese Vorbedingungen erfüllen können? Mit den landwirtschaftlichen Kenntnissen steht es meist außerordentlich schlecht und die Liebe zur Natur ist meist nichts anderes als die Freude am Sonntagsspaziergange mit Aufenthalt in einer Sommerwirtschaft. Das klingt zunächst außerordentlich prosaisch, und doch wird man sich wundern, wenn man sich die Mühe nimmt, über diese Dinge mit dem Durchschnittsarbeiter sich zu unterhalten. Die alltägliche Fabrikarbeit muß den Sinn für Poesie und Natur ertöten, darüber kommt man nicht hinweg; ja, man hat von sozialpolitischer Seite mit Recht auch darauf hingewiesen, daß die Industriearbeit insofern ein degenerierendes Moment in sich berge, als sie bei der minutiösen Arbeitsteilung des ethischen Momentes entbehre, da der Einzelarbeiter heutzutage kaum mehr ein volles selbständiges Werk vollführe, an dessen Vollendung er sich freue, sondern zu einer ewigen Teilarbeit verdammt sei, die erst in der Zusammenfassung mit anderen Leistungen ein volles Ganzes repräsentiere.

Alle diese Dinge aber sprechen in der Arbeitsfrage für den Kranken ein besonders beredtes Wort. Man wird eben vom Kranken niemals ein arbeitsfreudiges Tun erwarten können, und die Arbeit als Kurfaktor hinzustellen, wird theoretisch und medizinisch gewiß wohl berechtigt sein, aber praktisch sich als nicht realisierbar dartun, weil es den gesamten Grundsätzen der Psychologie der Arbeit, wie sie sich in dem Anschauungskreise des Proletariers ausgebildet hat, widerspricht.

Aber soll man darum ganz auf Arbeit des lungenkranken Arbeiters verzichten? — Ich glaube nicht. Es scheint mir nur erforderlich, die Arbeit aus dem Assoziationskreis mit der Lohnfrage, wie er für das wirtschaftliche Leben besteht, herauszunehmen. Man lasse also nicht in den Heilstätten Arbeiten verrichten, die im ge-

wöhnlichen Leben mit klingendem Lohn bezahlt werden, sondern daß die turnerische Arbeit als Körperübung für diejenigen, bei denen der körperliche Zustand es erlaubt, zur täglichen Gewohnheit werden. Während ich früher täglich Freiübungen mit Stäben in schulmäßiger Methode ausführen ließ, verbinde ich jetzt gymnastische Uebungen mit der Ausübung des Sonnenbades. Diese Turnübungen werden durchweg gerne gemacht. Man sieht, wie nahezu jeder danach strebt, dem Ueben in der Kolonne das Ansehen eines wirklich sportlichen Könnens zu geben. Durch geeignete Belehrung, glaube ich, kann das Verständnis für die gesundheitliche Seite dieser Freiübungen nachhaltig geweckt werden, so daß, gleichwie die anderen hydrotherapeutischen Maßnahmen und die Bewegungskuren für das fernere Leben eine Liebe zu Wasser und Luft in die Seele des Arbeiters pflanzen, auch die körperliche Tätigkeit im Freien bei heller Sonnenbeleuchtung, wo nur irgend angängig, zu einer Gewohnheit wird, welche der Erhaltung der Gesundheit [illegible] förderlich ist.

Dies halte ich für die richtige Lösung der Arbeitsfrage in den Heilstätten. Die letztere wird damit aus dem wirtschaftlichen Zusammenhange mit [illegible] und [illegible] und aus den rein ökonomischen Gedanken herausgelöst, wodurch die Frage an der körperlichen Betätigung für den Patienten erst einen [illegible] Wert erhält.

IV

[illegible]

Daß aber bei dieser Placierung gerade das Charakteristikum des Proletariats, das materielle Unvermögen, die gesamte hygienische [illegible] einen besonderen Gesichtswinkel rücken muß, scheint mir [illegible] Zweifel zu unterliegen.

Das reale Leben bietet dauernd den Beweis, daß die Armut [illegible] der schlimmste Feind aller Hygiene ist, ebenso wie [illegible] gesundheitlichen Kapitals des Einzelnen, mit dem jeder auf [illegible]nsplatz tritt, aber auch des „Reservefonds“, dessen der [illegible]stande bedarf. Diese Dinge kommen uns ganz besonders bei [illegible] Erkrankung wie der Lungentuberkulose zum Bewußtsein. Ein- [illegible] haben wir im ersten Teile unserer Erörterungen beleuchtet, [illegible] Arbeiter, dem die materiellen Verhältnisse den Aufstieg zur [illegible]lich höheren Stufe nicht gestatten, in seinem Berufe, der [illegible] körperlich schwere Arbeit unter oft genug ungesunden [illegible]verhältnissen und unter Wegfall physiologisch notwendiger Er- [illegible] mit sich bringt, nur dann einen sorgenfreien Lebensweg [illegible] in der Lage ist, wenn — einmal ganz abgesehen von [illegible] Existenzerschwerungen — er über eine Maximal- [illegible]fähigkeit, die nur ein gesunder Körper mit gesunden Ent- [illegible]bedingungen gewährt, verfügt. Die Einbuße an Kredit [illegible]ungsfähigkeit, welche die Lungentuberkulose mit sich bringt, [illegible] Proletarier zweifellos von ganz besonders einschneidender [illegible], und zwar deshalb, weil, dem Charakter einer konstitu- [illegible] Krankheit entsprechend, die Lungentuberkulose auch nach [illegible] dringliche Forderungen für das erkrankt gewesene [illegible] zurückläßt, die in den Ablauf des wirtschaftlichen Lebens, [illegible] in die Eigenarten des Industriebetriebes nicht hinein- [illegible] Dieser Umstand macht sich aus nationalökonomischen [illegible] um so fühlbarer, da eine gesunde Wirtschaftspolitik in [illegible] die Ausnutzung vollwertiger Kräfte ohne gesundheitliche [illegible]nahmen verlangt.

Andererseits greift die Lungentuberkulose zurück auf die Ent- [illegible]dingungen des Einzelindividuums. Je ungünstiger diese [illegible] und je weniger die Voraussetzungen der Berufswahl mit [illegible]heitlichen Verhältnissen in Einklang gebracht werden [illegible] um so sicherer wird sich die Lungentuberkulose in der Pro- [illegible] festsetzen. Daher steht die Lungentuberkulose in [illegible]hung zu den individuell-materiellen Verhältnissen, deren [illegible] Gestaltung beim Proletariat die erste Vorbedingung ist zu [illegible]ren Familienentwicklung, zur Förderung des hygieni-

ichen Reinlichkeitssinnes, zu einer Kräftigung der [illegible] und zu einer größeren Widerstandsfähigkeit gegenüber wirtschaftlichen Krisen, welche einschneidend auf die gesundheitlichen [illegible]möglichkeiten einwirken.

Die Lungentuberkulose im Proletarierkreise ist in ganz anderem Sinne eine Menschheitsgeißel wie die Lungentuberkulose im Kreise der Begüterten, weil ihre rückwirkende Verknüpfung mit den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen sich für das Proletariat so ungemein destruierend geltend macht.

Was weiterhin die medizinische Behandlung der Lungentuberkulose des Proletariers angeht, so liegt ja gewiß ein außerordentlicher Fortschritt gegen frühere Zeiten darin ausgesprochen, daß heute die Landesversicherungsanstalten dem Erkrankten in den Anfangsstadien meist eine Heilstättenkur gewähren, durch welche [illegible] oft genützt werden kann. Aber es darf trotzdem nicht verkannt werden, daß die Heilstättenkuren allein der großen Aufgabe der Ueberwindung der Tuberkulose nicht gerecht werden können. Abgesehen davon, daß heute noch keineswegs der Proletarier ein Recht auf Heilstättenbehandlung besitzt, daß vielmehr die Landesversicherungsanstalten eine solche ablehnen können, wenn es ihnen beliebt, sowie abgesehen davon, daß gewiß noch mancher Lungenkranke gerettet werden könnte, wenn die übliche dreimonatige Kur auf 6 Monate verlängert, [illegible]

[illegible] und die Berufsverhältnisse nach der Heil-
[illegible] bessere wären!

[illegible] aber habe ich in der moralischen Hebung des
[illegible] einen der wichtigsten Faktoren für die Tuberkulose-
[illegible] gekennzeichnet, indem ich die Bedeutung des
[illegible]rakters, der sich in weiser Selbstmäßigung und in der
[illegible] der mit der gesamten Tuberkulosefrage verknüpften
[illegible]ausprägt, für ausschlaggebend ansehe.

[illegible] münden wir in das breite Meer der gesamten Kultur-
[illegible] Nicht nur die wissenschaftliche und technische Höher-
[illegible]ung ist es, welche das gesamte Niveau der Völker erhebt,
[illegible] auch die Einzelförderung des Individuums, welche
[illegible] in einschneidendem Maße wirken läßt auf die Gesund-
[illegible] Einzelnen, der Familie und des gesamten Volkes. Eine
[illegible] der Mittelpunkt aller pädagogischen Bestrebungen sein
[illegible] darum ist es wichtig, daß diesen Punkt Sozialpolitiker,
[illegible] Ärzte und wer sich sonst kraft seiner Stellung die Er-
[illegible] des Volkes angelegen sein lassen sollte, in seiner ganzen
[illegible] und Bedeutung erfassen. Wir werden um so mehr
[illegible]chtzeitige Geltendmachung dieser Faktoren dringen, als die
[illegible]ökonomischen Verhältnisse dem gesunden Einzelnen vor dem
[illegible] oder mit dem unsicheren Risiko Behafteten natur-
[illegible] sicher bevorzugte Stellung einräumen. Wir werden
[illegible] den psychologischen Momenten, die uns in den
[illegible] Verhältnissen entgegentreten, eine besondere Beachtung
[illegible]gehendes Verständnis widmen müssen, um nicht unter
[illegible] Grundsätzen und erfahrungsunkundiger Behandlung der
[illegible] Verhaltnisse den realen Boden unter den Füßen zu
[illegible]

Ostmärkische Ansiedlung.

Von

R. v. Kienitz,

[illegible]

[illegible] entwickelt einmal irgendwo einen [illegible] Gedanken: wenn man die [illegible] des Ennius [illegible] und [illegible] ehernen Tafeln in die einzelnen Buchstaben [illegible] nur einen Haufen von Buchstaben müßte das [illegible]. Man [illegible] nicht recht, was man dazu [illegible]. [illegible] und [illegible] großen Haufens kleiner [illegible] hat [illegible]. Hätte aber der brave [illegible] auf [illegible] zu drucken und je nach [illegible] abzuklatschen [illegible] dann hätte er die Buchdruckkunst erfunden.

Eine ähnliche [illegible] [illegible]

[illegible] der Heiligkeit des Großgrundbesitzes. Denn wenn das [illegible] der Grund ist, der die Erwägung des Verfassers an und [illegible] bestimmt, so ist doch der angegebene Grund, die Furcht vor [illegible] Parzellierung, zu schwächlich, als daß man nicht empfinden [illegible] hier wieder einmal die instinktive Scheu, nur den Groß- [illegible] nicht antasten zu lassen, einen klaren Gedanken durch [illegible] Begründung verdorben hat.

[illegible] Parzellierung sollte schon das Gesetz von 1904 ver- [illegible] Sind trotzdem Fälle vorgekommen, so ist das nur ein [illegible] übrigens vorausgesehener Beweis der Erfolglosigkeit unserer [illegible] Politik. Wir könnten nun freilich weitergehen, gewaltiger [illegible] Nachdem wir die Möglichkeit der Enteignung des [illegible] Grundbesitzes gesetzlich festgestellt haben, wäre das direkte [illegible] polnischer Parzellierung nur ein Minus. Indessen lassen [illegible] Kampfesart einmal beiseite: sollen wir wirklich eine deutsche [illegible]rung nur deshalb verhüten, weil auch die Polen parzellieren [illegible] Wenn sie nun das einzige Heilmittel für uns wäre! [illegible] es liegen lassen, bloß weil auch der Gegner den Versuch [illegible] könnte, sich so zu kräftigen? Sind wir wirklich national [illegible] so ohnmächtig, daß wir die Nahrung vernichten und selbst [illegible] müssen, nur damit der Gegner auch nichts zu [illegible]

[illegible] abgesehen von dem Mangel an deutschen Landarbeitern [illegible] der Abneigung des deutschen Grundbesitzes, das Wenige, [illegible] von diesem Gute noch hat, an den Osten abzutreten, braucht [illegible] nur einmal den Fuß westlich über die Elbe oder auch bloß [illegible] die Oder gesetzt zu haben, um zu wissen, daß der Stand des [illegible] Arbeiters" nicht mehr zu den Reizmitteln moderner [illegible]anschauung gehört. Ob die Leute dabei richtig denken, ob sie [illegible] der ländlichen Halbhörigkeit praktisch immer noch besser ge- [illegible] als das Proletariat großstädtischer Fabrikarbeiter, wäre [illegible] müßige Untersuchung. Sie denken nun einmal so. Also [illegible] „Pachtstellen" beim ostmärkischen Großgrundbesitze wird man [illegible] Hund nicht vom Ofen locken, und ebensowenig mit genossen- [illegible] Siedlungen, wenn ihre Wirkung sich tatsächlich nicht [illegible] das Pachtstellensystem erhebt. Soll sie das aber tun, soll sie [illegible] *unabhängige eigene* Wirtschaft, freien Grund und Boden [illegible] — nun, dann handelt es sich nicht mehr um Ansiedlung des [illegible] *Arbeiters*, sondern um Ansiedlung des *freien Bauern*. [illegible] ist es eben, was wir brauchen.

Wer hat denn den „ländlichen Arbeiter“ erfunden? Doch nur der Großbesitz, für den die Arbeitskraft des Bauern und der Seinigen nicht mehr ausreichte. So mancher Bauernsohn des mittleren und westlichen Deutschlands, der als zweiter oder dritter Sohn das väterliche Gut nicht erben kann, wird dem Suchen nach einer [illegible] unsicheren Existenz gern die freie Scholle vorziehen, auch wenn sie in der ihm fremden Ostmark geboten wird, aber nur wenn er dort selbständiger Bauer sein kann. Als ländlicher Arbeiter konnte er auch daheim beim älteren Bruder bleiben. Das hat denn auch die Ansiedlungskommission gemerkt. Das ursprüngliche System der Bildung größerer Bauerhöfe von 15 ha hat den gewünschten Zuzug nicht gebracht, zumal diese Großbauern beim Mangel deutscher Arbeiter Polen annehmen mußten, [illegible] nicht her-gekommen wären. Daher werden jetzt auch kleinere Bauernstellen ausgegeben. In einer solchen Gruppierung größerer und kleinerer Bauern [illegible] was der Einzelne nicht kann, [illegible] Maschinen, [illegible] und [illegible] das Deutschtum in der Ostmark [illegible].

[illegible]

[illegible] weiß, daß auch seine andern Söhne, außer dem erst-
[illegible]n, sich wieder Bauernstellen dort erwerben können, dann
[illegible] ein Ansporn gegeben sein, den innersten Grund unserer
[illegible]n Misère gegenüber dem Polentum zu beseitigen, die
[illegible]nschwäche, jenen durch die Besitzsucht der höheren Kultur
[illegible]n Neumalthusianismus, mit dem wir natürlich auf
[illegible] gegenüber der zeugungskräftigeren Rasse unterliegen
[illegible]n.

[illegible] der Großgrundbesitz an sich kulturell notwendig ist, be-
[illegible] niemand. Und selbst wenn es bestritten würde, bliebe er
[illegible] genügendem Maße bestehen, so lange es einmal Reichtum
[illegible]rmut in der Welt gibt. Aber in der Ostmark gerade ist er
[illegible]t, ein Schaden in jeder Richtung. Er stört, wie wir sehen,
[illegible]dlung des freien deutschen Bauern und kann selbst nicht
[illegible]ben, als vom polnischen Landarbeiter; denn der deutsche
[illegible] wird immer fehlen. Den Versuch, deutsche Landarbeiter
[illegible] Ostmark zu ziehen, wird der Großgrundbesitz der Ostmark
[illegible]lich begrüßen, aber lediglich im Interesse des Arbeits-
[illegible], nicht weil es sich um deutsche, sondern weil es sich um
[illegible] Arbeiter handelt; und er wird bei genügendem Angebot
[illegible]n anspruchsloseren und billigeren Polen wählen. Wenn
[illegible] unter dem Titel der Ansiedlung Kredite für Beschaffung neuer
[illegible]nehmen in der Ostmark bereitgestellt haben, so war das ein-
[illegible] systematischer Mißgriff, wenigstens in dem Sinne, wie die
[illegible]nahme gedacht war, als ein zugunsten des Großgrundbesitzes
[illegible] Gegengewicht gegen die kleinbäuerliche Ansiedlung.
[illegible] man kann sich mit der Sache insofern abfinden, als wir
[illegible]n staatlichen Grundbesitz erworben haben, den wir nach
[illegible] Erkenntnis jederzeit noch parzellieren können. Das ist ja
[illegible]r Gang der Ansiedlung bisher gewesen. Das Wirken der
[illegible]ungskommission ist über den Gedankengang ihres Schöpfers
[illegible]nausgewachsen. Bismarck hatte nur den Ankauf polnischer
[illegible]n an und für sich im Auge. Die Vorstellung vom Polen-
[illegible]t der er aufgewachsen war, und die er bis zuletzt behalten
[illegible] nichts von der heutigen Gefahr. Er glaubte noch, mit
[illegible]rrschaft über das Großgut auch ohne weiteres die Gemüter
[illegible]n gekauft zu haben, bei denen er irgendwelches eigene
[illegible] nicht vermutete. Darum dachte er auch nicht an die
[illegible]kung der deutschen „kleinen Leute“. Sein politischer Instinkt
[illegible], daß damit eine Frage aufgerollt würde, deren vielleicht

verhängnisvolle Konsequenzen er nicht übersehen konnte und nicht verantworten mochte. Indessen es ist anders gekommen. Der Stein rollt bereits. Und unsere Sache ist es jetzt, jene Konsequenzen wenigstens so verständig zu gestalten, wie es für eine erträgliche politische Zukunft möglich ist.

Die bisherige Erfolglosigkeit unserer Polenpolitik, die nach dem [illegible] ihrer Einleitung durch die Ansiedlungskommission gemeinhin als „Ansiedlungspolitik" bezeichnet zu werden pflegt, hat dazu geführt, daß viele auch von der Ansiedlung nichts mehr erhoffen. In einem Nachworte zu dem obengenannten Aufsatze über „Siedlungspolitik in der Provinz Posen" erhebt Prof. Delbrück so manche Bedenken, über die nicht hinweggegangen werden kann. Was er über die Möglichkeit des deutschen Gewerbes in der Ostmark [illegible] die nur auf Staatshilfe lauert und weitherzig den [illegible] Druck der Deutschen, nicht bei Polen zu kaufen, [illegible] monopolisierten [illegible] ausnutzt, ist leider nur [illegible] richtig. [illegible] Einwände gegen die Ansiedlung [illegible] Gewicht [illegible] Taktik, mit Ansiedlungen [illegible] vom Polonismus [illegible] Städte [illegible] Deshalb braucht man [illegible] nicht [illegible] [illegible] Wenn es [illegible] [illegible] Polen in der Stadt Posen [illegible] [illegible] Ansiedlungen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] deutschen Volkstums [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] deutschen [illegible]

Ernster ist das andre Bedenken, daß wir für jede Siedlerstelle durchschnittlich 9000 M. Staatsgeld aufwenden und doch kaum vorwärts kommen, während der Pole nicht nur ohne solche Hilfe, sondern dazu noch gegenüber den Schwierigkeiten, die unsre Politik ihm in den Weg legt, ruhig weiter gedeiht. Das ist richtig; aber man braucht darum doch noch nicht die bittere Erwägung anzustellen, ob die Nachwelt dem Deutschen oder dem Polen mehr Respekt erweisen werde. Der innere Grund ist nun einmal das unwägbare Geheimnis der nationalen Kraft, die der Pole aus dem Heimatlande saugt und die uns dort zumeist noch fehlt. Der Pole ist dort ein Antäus und der Deutsche kein Herakles. Die rein wirtschaftliche Feststellung aber, daß wir für die Siedlerstelle erst 9000 M. (oder wieviel sonst) staatlich anlegen müssen, die der Pole nicht braucht, hat auch ihre Ursache in der höheren Kultur, die das Individuum kostbarer macht. Am Beispiele wird man das am ehesten erkennen: Wenn die Franzosen uns als Barbaren betrachten, so liegt das schließlich nicht an den mehr oder weniger schönen Pinselstrichen unsrer Gemälde oder gar an den eleganten Formen des Lebens, die nämlich dort in der breiten Masse dürftiger sind als bei uns, sondern an der Erfahrung der Kriege, an der Erfahrung, daß Menschenmassen ohne jede Rücksicht auf den Wert der Individualität blindlings sich in den Tod werfen. Das muß auf den mehr differenzierten Kulturmenschen einen grausigen Eindruck machen, wie etwa auf uns das kriegerische Verhalten der Japaner; denn soweit sind auch wir nicht mehr „Barbaren", daß wir, wie jene, einfach nach Tiefe und Breite des Wallgrabens rechnerisch feststellten, wieviel zuckende Leichen nötig sind, um die Brücke für die Angriffskolonne zu bilden. So liegt die Sache auch wirtschaftlich. Der englische Arbeiter braucht mehr als der deutsche, dieser mehr als der russische usw. Es geht eben nicht anders, der Wert des Individuums wächst mit der Kultur. Die Polen anzusiedeln, ist nach unseren Begriffen eine Kleinigkeit. Ein Stück Land und ein Stall. Im ersten Jahre wird mit dem Vieh zusammen gelebt, im zweiten Jahre die Scheune mit Kredithilfe gebaut, in den späteren Jahren kommt das Wohnhaus hinzu. Auf diese Weise deutsche Ansiedler anzusetzen und sogar anzulocken, ist unmöglich. Wir müssen mehr aufwenden, und — das ist das Korrelat der höheren Kultur — unser Wohlstand erlaubt das auch. Uebrigens stecken in dem Durchschnittssatze von 9000 M. (oder wieviel sonst) auch die Kosten für Kirchen- und Schulbauten,

die bei den polnischen Siedlungen meist wegen des Anschlusses an bestehende Anlagen nicht erforderlich sind. Und schließlich kommt noch ein nationalökonomischer Gesichtspunkt in Betracht:

Das Landgut wird für den Fruchtgenuß eigentlich als vorhanden vorausgesetzt. Sein Ertrag soll eben den Lebensunterhalt des Bebauers und seiner Familie bestreiten. In der bekannten Klarheit der Römer erscheinen die Zinsen eines Kapitals als fructus civiles, als „fingierte Früchte", d. h. der Zinsfuß des Kapitals soll sich nach dem einzig natürlichen Maßstabe, dem Ertrage des Bodens richten. Will man dem Bauern den Lebensunterhalt bieten, so muß man ihm das Landgut erst einmal geben, wie man dem Rentner erst das Kapital geben muß, wenn er von den Renten leben soll; und das kostet jenes Geld. Der Bauer steckt dann seine Arbeitskraft in das gebotene Landgut, um die Früchte für seinen und der Seinigen Unterhalt zu gewinnen, wie der andre Arbeiter seine Arbeitskraft in andere, ihm gebotene Erwerbsgelegenheiten steckt, um bares Geld zu verdienen. Allerdings ist das nur eine allgemeine begriffliche Konstruktion. Tatsächlich verdient die Landwirtschaft heute mehr als den bloßen Lebensunterhalt. Aber dies Mehr brauchen wir andrerseits im vorliegenden Falle als Mittel der Anlockung; ein Mittel, das jedenfalls besser ist als in früheren Jahrhunderten die Anlockung durch Eroberungsbeute, mit der regelmäßig die Siedlungen begründet wurden, ohne daß deshalb die Angesiedelten minderwertig gewesen oder geworden wären. Umsonst wird der Grund und Boden nicht einmal gegeben; die Renten müssen abgetragen werden. Und die mannigfachen Schwierigkeiten des östlichen Lebens erfordern auch für das gemütliche Empfinden des deutschen Bauern, der seine Berge, Wälder und Ströme zugunsten einer eindruckslosen Fläche verlassen soll, eine Prämie, die ihm das Leben in der neuen Heimat durch einen gesicherten Wohlstand begehrenswert und behaglich machen soll.

Drei viertel Milliarden sind freilich eine ganze Menge, und das Ende ist vorläufig noch nicht bestimmt. Aber was ist das Geld, wenn wir es haben, gegenüber einem großen Ziele! Es wird ja in Grund und Boden angelegt. Allerdings verhältnismäßig hoch; wenn wir indes auf diese Weise die wirtschaftliche Kraft einer vermehrten Population unterbringen, so geht uns dafür nicht der Wert einer entsprechenden Auswanderung verloren. Diese wirtschaftliche Rechnung unserer Ostmarkenpolitik brauchte wahrlich noch nicht schlecht zu sein. Ob auch die politische Rechnung dieser Politik

gut sei, ist eine andere Frage. Aber auch wer diese Frage verneint, muß sich darüber klar werden, daß, wie die Sachen liegen, das System der Ansiedlung deutscher Bauern nicht verlassen werden darf. Gewiß ist auch diese Ansiedlung ein Vorstoß gegen das Polentum, aber der natürlichste und staatlich am meisten gerechtfertigte. Niemand kann erwarten, daß wir jemals daran denken, die Ostmark aufzugeben. Dann kann auch niemand es tadeln, daß wir als die staatlichen Herren dieses Gebiets unsere Volksart dort allmählich zu verbreiten suchen. Alle andern Angriffsakte unserer Ostmarkenpolitik könnten wir ohne Schaden fallen lassen. Die Ansiedlung fallen zu lassen, würde neben dem ungeheueren staatswirtschaftlichen Verluste einen staatsmoralischen Bankerott bedeuten. Und wenn der Kampf der Nationalitäten nun einmal so ist, wie er ist — die Tatsache müssen wir jetzt hinnehmen —, so bleibt es unsere zwingende Aufgabe, unsere deutsche Volksart in diesem Kampfe zu stärken. Denn wie er auch entschieden wird, selbst bei friedlicher Erledigung wird er danach entschieden, welche Macht wir in die Wagschale zu werfen haben. Diese Macht wird nie in Regierungsgewalt, sondern immer nur in Volkskraft bestehen können. Und Volkskraft können wir in der Ostmark vorläufig nicht anders beschaffen, als durch weitgehende Ansiedlung deutscher Bauern.

Ob wir auch Platz für sie haben? Zunächst stehen noch auf Jahre hinaus Staatsdomänen zur Verfügung, und nachher können wir den sogenannten deutschen Großgrundbesitz enteignen. Denn — das muß immer wieder hervorgehoben werden — dieser Besitz ist eigentlich nicht deutsch, sondern polnisch. Nur der eine Grundbesitzer und allenfalls noch ein paar Inspektoren sind nicht Polen; sonst ist es ein Gebiet der polnischen Volksart. Schön ist ja auch hier die Enteignung nicht. Indessen müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß wir vor aller Welt die bequeme Möglichkeit einer Enteignung in diesem Falle als ein staatsrechtliches Prinzip, als ein Gebot der Staatsraison aufgestellt haben, der sich natürlich der Deutsche ebenso beugen muß, wie der Pole. Und das mußte vorausgesehen werden und ist auch vorausgesehen worden, daß ein Prinzip von solcher Bedeutung seine Wirkung auch über den ersten Anwendungsfall hinaus fühlbar machen wird, selbst wenn man im Augenblick an ein Expropriieren der Expropriateurs noch nicht denkt. Dann ist aber in der Tat nicht abzusehen, weshalb wir vor dieser Art von „deutschem“ Grundbesitze Halt machen sollten. Der für

die Enteignung des eigentlich polnischen Grundbesitzes seinerzeit geltend gemachte und damals ausschlaggebende Grund trifft nämlich auch hier genau zu. Es war doch der, daß die Polen nicht freiwillig an die Ansiedlungskommission verkaufen wollten. Genau das ist bei den deutschen Besitzern polnischen Landes der Fall. Zwar wahren sie noch den Schein durch Verkaufsangebote an die Ansiedlungskommission, aber mit unmöglichen Preisen und regelmäßig in der artigen Form, daß, wenn die Ansiedlungskommission nicht binnen wenigen Tagen zuschlage, man sich leider genötigt sehen werde, an den Polen zu verkaufen. Bei dem unheimlichen Drang nach Umsetzung in Geld, der den ostmärkischen deutschen Grundbesitz seit Bestehen der Ansiedlungsfonds befallen hat, ist solches Angebot für die Ansiedlungskommission meist ebenso wertlos, wie eine glatte Weigerung, die hier noch dazu mit der gravis nota der Zweideutigkeit behaftet ist. So ist seit dem Bestehen der Ansiedlungskommission das viele deutsche Land in die polnische Hand übergegangen. Ob etwa letzthin seit jenem Enteignungsgesetz eine Wendung eingetreten ist, darüber wird die genannte Behörde Aufschluß geben können. Ist es der Fall, so liegt nach den bisherigen Erfahrungen sicherlich nicht gerade patriotische Gesinnung zugrunde. Wenn nun man mit dem bekannten Ertragswerte, der ja der Maßstab der Polenenteignung gelten soll, den sogenannten deutschen Grundbesitz [illegible]

[illegible]

ernsten Bedenken ausgesetzt zu sein, die sich gegen die Enteignung der Polen erheben, weil immerhin schon deutsches Eigentum besteht. Uebrigens wird, wenn eine Ansiedlung im großen Stile erfolgen soll, ohnehin in baldiger Zukunft eine wesentliche Erbreiterung des nun einmal geschaffenen Weges wohl notwendig sein, wenn die Möglichkeit des freien Kaufes sich nicht bessert. Denn die vorläufig zur Enteignung gestellten 70 000 Hektar polnischen Landes bedeuten nicht viel. Eine gerade gegen die Polen gerichtete nationale Enteignung von neuem vorzuschlagen, wird die Staatsregierung vielleicht Bedenken tragen, zumal schließlich auch die Polen irgendwo bleiben müssen. Soweit wir durch Parzellierung des deutschen Großgrundbesitzes die dort ansässigen polnischen Landarbeiter zum Weggange nötigen, müssen wir ihnen durch Parzellierung der volksarmen polnischen Latifundien andere Seßhaftigkeit bieten, schon weil der polnische Landmann immer sicherer und ruhiger sein wird als der polnische Proletarier. Wir müssen also auch die polnische Parzellierung, statt sie zu verhindern, in gleichem Maße wie die deutsche fördern. Dies würde wahrscheinlich auch viel eher zur Bildung normaler Grundstückspreise in der Ostmark führen, als der Druck jenes Enteignungsgesetzes, dessen Wirkung man bisher wenig spürt.

Uebertrieben zweckmäßig ist es freilich zunächst nicht, nur gerade das deutsche Eigentum für Deutsche und das polnische für Polen zu parzellieren. Das liegt aber an der Erregung des nationalen Kampfes. Ein verständiger Austausch und Ausgleich wird sich erst ermöglichen lassen, wenn diese Erregung beseitigt und durch einen nationalen Frieden ersetzt sein wird. Denn wenn wir auch unsere Volkskraft in dem bestehenden Kampfe stärken wollen, so bleibt das immer nur die Stärkung der eigenen Position. Wie der Kampf schließlich ausgehen wird, ist damit noch nicht gesagt. So wie er bisher betrieben wird, kann er zu einem Siege nicht führen, weil die Art dieses bisherigen Betriebes nur Sinn hätte, wenn es möglich wäre, 4 Millionen Polen zu ekrasieren oder in Deutsche zu verwandeln. Beides ist unmöglich; und um so mehr wird immer von neuem ein Widerstand hervorgerufen, dessen Erbitterung eben der Unmöglichkeit des Ansinnens entspricht. Diese zwecklose und deshalb gefährliche Art des Kampfes zugunsten eines würdigen Friedens aufzugeben, wird für jede Maßnahme, auch für die Ansiedlung, das letzte Ziel bleiben müssen.

Der staatsbürgerliche Unterricht an den Schweizer Schulen.

Von

Dr. Adolf Hedler, Hamburg

ist. Freilich sind die Anfänge hierzu bereits an vielen Stellen gemacht. Zahlreiche Lehrer flechten bürger- und wirtschaftskundliche Abschnitte an geeigneten Stellen des Geschichtsunterrichts ein. Einige historische Handbücher bemühen sich, hierzu die geeignete Grundlage zu geben. Lehrbücher und Leitfäden der Bürgerkunde gibt es sogar sehr viele, große und kleine, wissenschaftliche und populäre. Aber keins von diesen ist hinlänglich erprobt, weil bei uns die für die Beurteilung des Wertes eines Lehrbuches allein maßgebende längere Praxis fehlt. Auch mehrere Unterrichtsverwaltungen, besonders in Süddeutschland, zeigen diesen Bestrebungen gegenüber großes Entgegenkommen. Andere indessen verhalten sich ablehnend, zum mindesten abwartend, was durch die verhältnismäßige Neuheit der Sache bei uns und durch schultechnische Schwierigkeiten in der Unterbringung des gewünschten Lehrstoffes erklärt wird.

Wenn dieser politische Unterricht nun auch für Deutschland etwas Neues ist, so besteht er doch schon geraume Zeit in andern Staaten, vor allen Dingen in unsern Nachbarländern Frankreich und der Schweiz. In Ermangelung eigener Erfahrungen auf diesem Gebiete müssen wir also sehen, ob und was wir von diesen unsern Nachbarn lernen können. Die französische „Instruction civique“ kann uns weniger zum Muster dienen. Denn erstens weicht die ganze Schulorganisation dort doch etwas gar zu sehr von der unsrigen ab; ferner ist mit der Instruction civique auch die Morallehre verbunden, welche den in den französischen Schulen fehlenden Religionsunterricht ersetzen muß. Vor allen Dingen aber kann man die Einrichtungen eines romanischen Landes gerade auf dem Gebiete der Erziehung nicht so ohne weiteres auf Deutschland übertragen. Der Unterschied in Sprache, Sitte, Temperament usw. ist zu groß. Ganz anders dagegen steht es mit der Schweiz. Die Schweizer sind zum größten Teile Alemannen, also desselben Stammes wie die meisten Süddeutschen. Ihre Schriftsprache ist dasselbe Hochdeutsch, welches auch bei uns geschrieben wird. Besonders dadurch stehen sie uns weit näher als z. B. die gleichfalls stammverwandten Holländer, die aber durch eine eigene, Jahrhunderte alte, ausgebildete Schriftsprache den literarischen Zusammenhang mit dem Deutschtum fast ganz verloren haben. Dieser ist indessen vom Schweizer trotz der politischen Trennung niemals aufgegeben. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens, ja der ganzen Kultur ist und bleibt der Schweizer ebenso kerndeutsch wie der Deutsch-Oesterreicher. Pestalozzi wie Böcklin betrachten wir völlig als die unsrigen. Die

im Laufe der Geschichte an die Schweiz angegliederten [illegible] Elemente französischer, italienischer und romanischer [illegible] haben den echt deutschen Grundton niemals unterdrücken können. Endlich sind auch die Schulen den unsrigen entsprechend [illegible] Die Primarschule entspricht unserer Volks- oder Gemeindeschule, die Sekundar- unserer Mittelschule. Auch bei den Gymnasien unterscheidet man Real- und Literar-, d. h. humanistische Anstalten mit obligatorischem Griechisch. Daß die dortigen Hochschulen mit den unsrigen gleichwertig sind, beweist schon der lebhafte [illegible] Professorenaustausch. Wenn also irgend ein Land auf [illegible] Gebiete mit Deutschland in Parallele gestellt werden kann, so ist es die Schweiz. Und diese ist das klassische Land für den politischen Unterricht.

Man hat hierfür den Namen „Vaterlandskunde“. Diese Bezeichnung gibt es nicht in unsern Lehrplänen, und wenn sie vorkommt, ist sie gleichbedeutend mit Heimatskunde. Heimatkunde treiben wir bekanntlich die Anfangsgründe des geographischen Unterrichts, der sich auf der Mittelstufe der Volksschule [illegible] Vorschule der höheren Lehranstalten [illegible] mit der [illegible] In der Schweiz setzt sich die Vaterlandskunde zusammen 1. aus der Geographie, 2. aus der Geschichte und 3. aus der Verfassungskunde des Heimatkantons und der Eidgenossenschaft. [illegible] fällt zunächst angenehm auf, daß diese drei Fächer, die ja innerlich zusammengehören, auch äußerlich durch den Lehrplan mit einander verbunden sind. Sehen wir uns dagegen die Stundenpläne unserer höheren Lehranstalten an, so finden wir, daß gar häufig der Geschichts- und Geographieunterricht in [illegible] Hand liegt, daß somit die aufs engste zusammengehörenden [illegible] [illegible] und beide in ihrer Wirkung [illegible]

Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Schweiz und Deutschland liegt aber in der Bewertung des Unterrichts [illegible] Die Vaterlandskunde ist nicht nur auf allen Schweizer Schu- [illegible]

Schweizer. Bei der Grenzbesetzung 1870 und der Internierung der durch das Schwert der Deutschen, durch Hunger und Kälte zum Uebertritt auf Schweizer Gebiet gezwungenen Bourbakischen Armee mit 85 000 Mann hatten sich bedenkliche Mängel, besonders in der Militärorganisation der Eidgenossenschaft, herausgestellt. Die Folge war eine gründliche Reform der Bundesverfassung von 1848 im zentralisierenden Sinne, die nach einem Fehlschlage von 1872 im Jahre 1874 glücklich zustande kam. Seit dieser Zeit müssen sich nun alle militärpflichtigen Schweizer einer pädagogischen Prüfung unterziehen, durch welche der Stand ihrer Schulkenntnisse festgestellt wird. Unter dem Eindrucke der deutschen Siege war man zu der Ueberzeugung gekommen, daß der intelligenteste Soldat unter den heutigen Verhältnissen auch der brauchbarste Soldat ist. Es wird demnach am Tage der Aushebung ein jeder in seiner Muttersprache, also entweder im Deutschen oder Französischen oder Italienischen, in vier Gegenständen geprüft, nämlich im Lesen nebst mündlicher Wiedergabe des Gelesenen, im Aufsatz, im mündlichen und Kopfrechnen und in der Vaterlandskunde.*) Diese gehört somit zu den Elementarfächern, deren Beherrschung selbst vom Zöglinge der entlegensten Dorfschule des äußersten Talwinkels verlangt wird. Die Beurteilung der Leistungen zeigt, wie bei uns, eine fünffache Abstufung, indem es für die besten Leistungen Nr. 1, für die schlechtesten Nr. 5 gibt.

Die Rekruten sind meistens 19—20 Jahre alt, doch werden die aus irgend einem Grunde später zur Gestellung gekommenen noch bis zum 26. Lebensjahre geprüft. Der Examinator sieht in ihnen natürlich nicht mehr die Schüler, denen etwa nur Einzelheiten, Namen, Daten, Zahlen usw. abgehört werden, ohne daß ein Urteil verlangt werden kann. Vielmehr sind sie die in das stimmberechtigte Alter eintretenden Bürger, denen man wohl eine gewisse, wenn auch noch so bescheidene Urteilsfähigkeit zumuten muß. Es ist aber ausdrücklich vorgeschrieben, daß die Examinatoren sich der Lebensstellung der Rekruten und dem durch diese bedingten Gesichtskreise anpassen, also stets individuell und niemals schematisch prüfen. Auch sollen sie alle Mühe anwenden, um die richtige, möglichst gute Note erteilen zu können. Es wäre zu wünschen, wenn auch unsere deutschen Kommissionen zur Prüfung der Einjährig-Freiwilligen

*) Vergl. „Die pädagogische Rekrutenprüfung in der Schweiz und ihre Lehren". Preuß. Jahrb. 1909, Bd. 137, Heft 1.

diese Vorschrift recht beherzigen möchten. Der Prüfungsstoff gliedert sich nach konzentrischen Kreisen, welche den verschiedenen Notenstufen entsprechen. Jeder höhere Kreis setzt das Gebiet des nächst niederen als sichere Grundlage voraus. Da die Vaterlandskunde im Verlauf der Prüfung zeitlich das letzte Fach ist, so ist der Examinator auf Grund der vorhergegangenen Leistungen, besonders im Lesen, Erzählen und Aufsatz, bereits über die allgemeinen Fähigkeiten des einzelnen orientiert und weiß, mit welchem Kreise er einzusetzen hat. Dabei sollen die einzelnen Fragen kein buntes Durcheinanderwerfen der verschiedenen Sachgebiete sein, sondern, wenn möglich, im inneren Zusammenhange stehen, so daß Geographie, Geschichte und Verfassungskunde ein einheitliches Gesamtbild darstellen. Die Note wird nicht etwa nur durch die Zahl der Antworten bestimmt, sondern vor allen Dingen durch den Grad des Verständnisses. Auch gibt die Beantwortung oder Nichtbeantwortung einzelner Fragen niemals den Ausschlag, sondern das Gesamtbild der Prüfung. Es werden nur ganze Noten gegeben, ausgesprochene Mittelstufen zwischen zwei aufeinander folgenden Kreisen sind mit der günstigeren Note zu zensieren. Diese und ähnliche vortrefflichen „Grundsätze", die auch für jede andere Prüfung gelten sollten, sind von Professor F. Nager in Altdorf verfaßt, von der Konferenz der pädagogischen Experten einstimmig angenommen und vom Militärdepartement genehmigt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es nun, zu erfahren, wie die Leistungen in den einzelnen Prüfungskreisen abgestuft sind.

Die Note 5 erhält derjenige, welcher über die allereinfachsten landeskundlichen Verhältnisse nicht Bescheid weiß, das heißt in dem für die Note 4 aufgestellten Fragenkreise durchaus ungenügend bewandert ist. Ein Prüfungsprotokoll entrollt uns folgendes bemühendes Bild: Ein Rekrut aus einem kleinen Bergdorfe macht schon von vornherein einen ungünstigen Eindruck. Trotzdem er nur zehn Minuten vom Schulhause entfernt wohnt und in ganz guten Vermögensverhältnissen lebt, hat er doch den in seinem Kanton obligatorischen „Rekrutenunterricht" fast nie besucht und muß deshalb und wegen frechen Betragens gegen seinen Lehrer gleich nach der Rekrutierung eine Gefängnisstrafe antreten, zu der ihn die Heimatbehörde verurteilt hat. Im Lesen und Aufsatz erhält er Nr. 5, im Rechnen Nr. 4. Die Prüfung in der Vaterlandskunde verläuft wie folgt: „Durch welche Ortschaften kamt ihr auf dem

[illegible] Rekrutierungsort?“ — Er kennt von vieren eine einzige. [illegible] führt der Bergpaß, der von eurem Wohnorte ausgeht?“ [illegible] habe diesen Weg nie gemacht, ich weiß es nicht.“ — „Nennt [illegible] höchsten Berge eures Kantons.“ — Er weiß nur den [illegible]. — „Wie heißt euer Heimatkanton und dessen Haupt- [illegible] — Er nennt nur den Kanton beim richtigen Namen. — [illegible] euren Kanton auf der Landkarte zeigen?“ — „Von der [illegible] verstehe ich gar nichts.“ — „Wird in der Schweiz nur [illegible] gesprochen?“ — „Ich glaube, auch welsch, aber ich weiß [illegible]“ — „Welche Männer nennt man die drei Eidgenossen [illegible] drei Männer am Rütli?“ — Stillschweigen. — „Wodurch [illegible] bekannt?“ — „Durch eine Schlacht gegen die Fran- [illegible] — „Nennt einen berühmten Mann aus der Schweizer- [illegible] — „Geßler.“ — „Wißt ihr keinen andern?“ — „Nein.“ [illegible] könnt ihr von Geßler erzählen?“ — „Er hat zu [illegible] gekämpft.“ — „Von wem wird der Präsident eurer Ge- [illegible] gewählt?“ — „Ich habe mich nie darum bekümmert.“ — [illegible] euch jeweilen zum Besuch des „Vorkursus“ aufgefordert?“ [illegible]“ — „Im Namen welcher Behörde?“ — „Er hat es [illegible] gesagt.“ — „Warum seid ihr so ungern in die Schule [illegible]“ — „Ich hatte keine Freude am Lernen, und zu Hause [illegible] mich immer: das nützt doch alles nichts.“ Glücklicher- [illegible] fügt der Bericht hinzu, sind solche Erscheinungen nicht [illegible]

[illegible] Note 4 erhält derjenige, welcher wenigstens einige der [illegible] Fragen aus der Landeskunde beantworten kann. Hier- [illegible] aus der Geographie die nächste Umgebung des Wohn- [illegible] Kenntnis des Heimatkantons, d. h. Namen einiger [illegible] Gewässer, Täler, Bezirke, des Hauptortes und anderer [illegible] etwas über die Hauptbeschäftigung und Sprache der [illegible] Bekannt sein soll die Zahl der Kantone, die Namen [illegible] Kantone, einiger Städte, Berge, Flüsse, Seen der Schweiz. [illegible] Karte wird der einfachste Begriff verlangt, d. h. die Be- [illegible] der Seen, Flüsse, Gletscher, Ortschaften, Grenze, Eisen- [illegible] Schlachtfelder, sowie die Namen der Haupthimmelsrichtungen. [illegible] vaterländischen Geschichte muß der Rekrut wenigstens die [illegible] Männer und Schlachten wissen. Von eigentlicher [illegible] Verfassungskunde kann nicht die Rede sein, wohl aber muß der [illegible] wenigstens wissen, ob die Schweiz eine Republik oder ein [illegible], daß er nächstens stimmfähig wird und Militärdienst

der bei den politischen [illegible] [illegible] Anlagen nicht erforderlich sind. Und [illegible] noch ein nationalökonomischer Gesichtspunkt in Betracht.

Das Landgut wird für den Fruchtgenuß eigentlich [illegible] vorausgesetzt. Sein Ertrag soll eben den Lebensunterhalt des Bauern und seiner Familie bestreiten. In der [illegible] Mehrheit der Menschen erscheinen die Zinsen eines Kapitals als Früchte [illegible], als „Frucht", d. h. der Zinsfuß des Kapitals soll sich nach dem einzig natürlichen Maßstabe, dem Ertrage des Bodens richten. Will man dem Bauern den Lebensunterhalt [illegible] bieten, so muß man ihm das Landgut erst einmal geben, [illegible] dem Rentner erst das Kapital geben muß, wenn er von den Renten leben soll, und das kostet [illegible] Geld. Der Bauer [illegible] Arbeitskraft an das gebotene Landgut, um die Früchte für sich und die Seinigen Unterhalt zu gewinnen, [illegible] Arbeitskraft [illegible] gebotene [illegible] um [illegible] Geld zu [illegible] [illegible]

[illegible]

... ist eine andere Frage. Aber auch wer diese Frage ver-
neint, muß sich darüber klar werden, daß, wie die Sachen liegen,
das System der Ansiedlung deutscher Bauern nicht ver-
lassen werden darf. Gewiß ist auch diese Ansiedlung ein Vor-
gehen gegen das Polentum, aber der natürlichste und staatlich am
besten gerechtfertigte. Niemand kann erwarten, daß wir jemals
daran denken, die Ostmark aufzugeben. Dann kann auch niemand
verlangen, daß wir als die staatlichen Herren dieses Gebiets unsere
Volksart dort allmählich zu verbreiten suchen. Alle andern An-
sätze unserer Ostmarkenpolitik könnten wir ohne Schaden fallen
lassen. Die Ansiedlung fallen zu lassen, würde neben dem unge-
heuren staatswirtschaftlichen Verluste einen staatsmoralischen
Bankrott bedeuten. Und wenn der Kampf der Nationalitäten nun
einmal so ist, wie er ist — die Tatsache müssen wir jetzt hin-
nehmen —, so bleibt es unsere **zwingende Aufgabe**, unsere
deutsche Volksart in diesem Kampfe zu stärken. Denn wie er auch
entschieden wird, selbst bei friedlicher Erledigung wird er danach
entschieden, welche **Macht** wir in die Wagschale zu werfen haben.
Diese Macht wird nie in Regierungsgewalt, sondern immer nur in
Volkskraft bestehen können. Und Volkskraft können wir in der
Ostmark vorläufig nicht anders beschaffen, als durch weitgehende
Ansiedlung deutscher Bauern.

Ob wir auch Platz für sie haben? Zunächst stehen noch auf
lange hinaus Staatsdomänen zur Verfügung, und nachher können
wir den sogenannten deutschen Großgrundbesitz enteignen. Denn
— das muß immer wieder hervorgehoben werden — dieser Besitz
ist nämlich nicht deutsch, sondern polnisch. Nur der eine Grund-
herr und allenfalls noch ein paar Inspektoren sind nicht Polen:
sonst ist es ein Gebiet der polnischen Volksart. Schön ist ja auch
diese Enteignung nicht. Indessen müssen wir mit der Tatsache
rechnen, daß wir vor aller Welt die bequeme Möglichkeit einer Ent-
eignung in diesem Falle als ein staatsrechtliches Prinzip, als ein
Gebot der Staatsraison aufgestellt haben, der sich natürlich der
Deutsche ebenso beugen muß, wie der Pole. Und das mußte vor-
ausgesehen werden und ist auch vorausgesehen worden, daß ein
Vorgang von solcher Bedeutung seine Wirkung auch über den ersten
Anwendungsfall hinaus fühlbar machen wird, selbst wenn man im
Augenblick an ein Expropriieren der Expropriateurs noch nicht denkt.
Dann ist aber in der Tat nicht abzusehen, weshalb wir vor dieser
Art von „deutschem“ Grundbesitze Halt machen sollten. Der für

die Enteignung des eigentlich polnischen Grundbesitzes [illegible] geltend gemachte und damals ausschlaggebende Grund trifft nämlich auch hier genau zu. Es war doch der, daß die Polen nicht freiwillig an die Ansiedlungskommission verkaufen wollten. Nun, das ist bei den deutschen Besitzern polnischen Landes [illegible]. Zwar wahren sie noch den Schein durch Verkaufsangebote an die Ansiedlungskommission, aber mit unmöglichen Preisen und [illegible] meist in der artigen Form, daß, wenn die Ansiedlungskommission nicht binnen wenigen Tagen zuschlage, man sich leider genötigt sehen würde, an den Polen zu verkaufen. Bei dem unbezwinglichen Drang nach Umsetzung in Geld, der den ehemaligen (deutschen) Grundbesitz seit Bestehen der Ansiedlungsgesetze befallen hat, ist solches Angebot für die Ansiedlungskommission meist ebenso wertlos, wie eine glatte Weigerung, die hier noch dazu mit der gravis nota der Scheinheiligkeit behaftet ist. So ist seit dem Bestehen der Ansiedlungskommission das viele deutsche Land in die polnische Hand übergegangen. Ob etwa [illegible] seit jenem Enteignungsgesetz eine Änderung eingetreten ist, darüber wird die genannte [illegible] Aufschluß geben können. Ist es der Fall, so kann noch [illegible] Erwägungen [illegible] politische [illegible]. Wenn wir nun mit dem bekannten [illegible] der Polen [illegible] [illegible]

[illegible]

ernsten Bedenken ausgesetzt zu sein, die sich gegen die Enteignung der Polen erheben, weil immerhin schon deutsches Eigentum besteht. Uebrigens wird, wenn eine Ansiedlung im großen Stile erfolgen soll, ohnehin in baldiger Zukunft eine wesentliche Erbreiterung des nun einmal geschaffenen Weges wohl notwendig sein, wenn die Möglichkeit des freien Kaufes sich nicht bessert. Denn die vorläufig zur Enteignung gestellten 70 000 Hektar polnischen Landes bedeuten nicht viel. Eine gerade gegen die Polen gerichtete nationale Enteignung von neuem vorzuschlagen, wird die Staatsregierung vielleicht Bedenken tragen, zumal schließlich auch die Polen irgendwo bleiben müssen. Soweit wir durch Parzellierung des deutschen Großgrundbesitzes die dort ansässigen polnischen Landarbeiter zum Weggange nötigen, müssen wir ihnen durch Parzellierung der volksarmen polnischen Latifundien andere Seßhaftigkeit bieten, schon weil der polnische Landmann immer sicherer und ruhiger sein wird als der polnische Proletarier. Wir müssen also auch die polnische Parzellierung, statt sie zu verhindern, in gleichem Maße wie die deutsche fördern. Dies würde wahrscheinlich auch viel eher zur Bildung normaler Grundstückspreise in der Ostmark führen, als der Druck jenes Enteignungsgesetzes, dessen Wirkung man bisher wenig spürt.

Uebertrieben zweckmäßig ist es freilich zunächst nicht, nur gerade das deutsche Eigentum für Deutsche und das polnische für Polen zu parzellieren. Das liegt aber an der Erregung des nationalen Kampfes. Ein verständiger Austausch und Ausgleich wird sich erst ermöglichen lassen, wenn diese Erregung beseitigt und durch einen nationalen Frieden ersetzt sein wird. Denn wenn wir auch unsere Volkskraft in dem bestehenden Kampfe stärken wollen, so bleibt das immer nur die Stärkung der eigenen Position. Wie der Kampf schließlich ausgehen wird, ist damit noch nicht gesagt. So wie er bisher betrieben wird, kann er zu einem Siege nicht führen, weil die Art dieses bisherigen Betriebes nur Sinn hätte, wenn es möglich wäre, 4 Millionen Polen zu ekrasieren oder in Deutsche zu verwandeln. Beides ist unmöglich; und um so mehr wird immer von neuem ein Widerstand hervorgerufen, dessen Erbitterung eben der Unmöglichkeit des Ansinnens entspricht. Diese zwecklose und deshalb gefährliche Art des Kampfes zugunsten eines würdigen Friedens aufzugeben, wird für jede Maßnahme, auch für die Ansiedlung, das letzte Ziel bleiben müssen.

Der staatsbürgerliche Unterricht an den Schweizer Schulen.

Von

Dr. Adolf Hedler, Hamburg.

Schon längst beschwert man sich — und nicht mit Unrecht — darüber, daß weite Kreise unseres Volkes wenig Verständnis für die öffentlichen Angelegenheiten zeigen, deren Behandlung einstmals im alten Athen als die einzige eines freien Mannes würdige Beschäftigung galt. Man beklagt die Gleichgültigkeit und Unwissenheit auf politischem Gebiete, deren verhängnisvollste Folge darin besteht, daß mit Leichtigkeit eine gewandte Presse und geschickte Agitatoren die öffentliche Meinung „machen" und bei Wahlen die Abstimmungen lenken. Man hört daher vielfach die „volksverführenden" Zeitungen tadeln und wegwerfend von politischen Schlagworten und Phrasen reden, welche das Volk gedankenlos nachspräche. Es ist dieser Vorwurf ja äußerst bequem, aber verrät eine Kurzsichtigkeit, die man gerade denen, die ihn erheben, nicht zutrauen sollte. Denn jeder Begriff kann zur leeren Phrase werden, wird es aber nur für den, welcher dessen Sinn nicht versteht. Man unterlasse es daher, die an sich selbstverständlichen Folge- und Begleiterscheinungen zu bekämpfen, sondern lege die Axt an die Wurzel, mit anderen Worten: man beseitige die politische Unwissenheit im Volke. Wenn der Deutsche schon in seiner Jugend die notwendigsten staatswissenschaftlichen und wirtschaftspolitischen Grundbegriffe kennen lernt, dann wird er sich niemals durch unverstandene Schlagworte in der Presse oder von redegewandten Agitatoren beirren lassen. Daher dringen einsichtsvolle und weitblickende Pädagogen und Politiker der verschiedensten Richtungen darauf, daß unsere Jugend für eine spätere politische Betätigung besser vorbereitet werden müsse, als dies bis jetzt geschehen

ist. Freilich sind die Anfänge hierzu bereits an vielen Stellen gemacht. Zahlreiche Lehrer flechten bürger- und wirtschaftskundliche Abschnitte an geeigneten Stellen des Geschichtsunterrichts ein. Einige historische Handbücher bemühen sich, hierzu die geeignete Grundlage zu geben. Lehrbücher und Leitfäden der Bürgerkunde gibt es sogar sehr viele, große und kleine, wissenschaftliche und populäre. Aber keins von diesen ist hinlänglich erprobt, weil bei uns die für die Beurteilung des Wertes eines Lehrbuches allein maßgebende längere Praxis fehlt. Auch mehrere Unterrichtsverwaltungen, besonders in Süddeutschland, zeigen diesen Bestrebungen gegenüber großes Entgegenkommen. Andere indessen verhalten sich ablehnend, zum mindesten abwartend, was durch die verhältnismäßige Neuheit der Sache bei uns und durch schultechnische Schwierigkeiten in der Unterbringung des gewünschten Lehrstoffes erklärt wird.

Wenn dieser politische Unterricht nun auch für Deutschland etwas Neues ist, so besteht er doch schon geraume Zeit in andern Staaten, vor allen Dingen in unsern Nachbarländern Frankreich und der Schweiz. In Ermangelung eigener Erfahrungen auf diesem Gebiete müssen wir also sehen, ob und was wir von diesen unsern Nachbarn lernen können. Die französische „Instruction civique" kann uns weniger zum Muster dienen. Denn erstens weicht die ganze Schulorganisation dort doch etwas gar zu sehr von der unsrigen ab; ferner ist mit der Instruction civique auch die Morallehre verbunden, welche den in den französischen Schulen fehlenden Religionsunterricht ersetzen muß. Vor allen Dingen aber kann man die Einrichtungen eines romanischen Landes gerade auf dem Gebiete der Erziehung nicht so ohne weiteres auf Deutschland übertragen. Der Unterschied in Sprache, Sitte, Temperament usw. ist zu groß. Ganz anders dagegen steht es mit der Schweiz. Die Schweizer sind zum größten Teile Alemannen, also desselben Stammes wie die meisten Süddeutschen. Ihre Schriftsprache ist dasselbe Hochdeutsch, welches auch bei uns geschrieben wird. Besonders dadurch stehen sie uns weit näher als z. B. die gleichfalls stammverwandten Holländer, die aber durch eine eigene, Jahrhunderte alte, ausgebildete Schriftsprache den literarischen Zusammenhang mit dem Deutschtum fast ganz verloren haben. Dieser ist indessen vom Schweizer trotz der politischen Trennung niemals aufgegeben. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens, ja der ganzen Kultur ist und bleibt der Schweizer ebenso kerndeutsch wie der Deutsch-Oesterreicher. Pestalozzi wie Böcklin betrachten wir völlig als die unsrigen. Die

im Laufe der Geschichte an die Schweiz angegliederten [illegible] Elemente französischer, italienischer und romanischer [illegible] haben den echt deutschen Grundton niemals umstimmen können. Endlich sind auch die Schulen den unsrigen entsprechend [illegible] Die Primarschule entspricht unserer Volks- oder Elementarschule, die Sekundar- unserer Mittelschule. Auch bei den Gymnasien unterscheidet man Real- und Literar-, d. h. humanistische Anstalten [illegible] obligatorischem Griechisch. Daß die dortigen Hochschulen mit den unsrigen gleichwertig sind, beweist schon der lebhafte [illegible] Professorenaustausch. Wenn also irgend ein Land auf [illegible] Gebiete mit Deutschland in Parallele gestellt werden kann, so ist die Schweiz. Und diese ist das klassische Land für den politischen Unterricht.

Man hat hierfür den Namen „Vaterlandskunde“. Diese Bezeichnung gibt es nicht in unseren Lehrplänen, und wenn sie [illegible] kommt, ist sie gleichbedeutend mit Heimatskunde. [illegible] ist bei uns bekanntlich die Anfangsstufe des geographischen Unterrichts, der sich auf der Mittelstufe der Volksschule [illegible] Vorschule der höheren Lehranstalten [illegible] mit der engeren [illegible] In der Schweiz [illegible] sich die Vaterlandskunde zusammen 1. aus der Geographie, 2. aus der Geschichte und 3. aus der Verfassungskunde des Heimatkantons und der Eidgenossenschaft. [illegible] zunächst angenehm auf, daß diese drei Fächer, die ja innerlich zusammengehören, auch äußerlich durch den Lehrplan miteinander verschmolzen sind. Sehen wir uns daraufhin die Stundenpläne unserer höheren Lehranstalten an, so finden wir, daß [illegible] der Geschichts- und Geographieunterricht [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible] Bei der Grenzbesetzung 1870 und der Internierung der [illegible] das Schwert der Deutschen, durch Hunger und Kälte zum [illegible] auf Schweizer Gebiet gezwungenen Bourbakischen Armee [illegible] Mann hatten sich bedenkliche Mängel, besonders in der [illegible]ation der Eidgenossenschaft, herausgestellt. Die Folge [illegible] gründliche Reform der Bundesverfassung von 1848 im [illegible] Sinne, die nach einem Fehlschlage von 1872 im [illegible] 1874 glücklich zustande kam. Seit dieser Zeit müssen sich [illegible] militärpflichtigen Schweizer einer pädagogischen Prüfung [illegible], durch welche der Stand ihrer Schulkenntnisse festgestellt [illegible] Unter dem Eindrucke der deutschen Siege war man zu der [illegible]zeugung gekommen, daß der intelligenteste Soldat unter den [illegible] Verhältnissen auch der brauchbarste Soldat ist. Es wird [illegible] am Tage der Aushebung ein jeder in seiner Muttersprache, [illegible] im Deutschen oder Französischen oder Italienischen, [illegible] Gegenständen geprüft, nämlich im Lesen nebst mündlicher [illegible] des Gelesenen, im Aufsatz, im mündlichen und Kopf- [illegible] und in der Vaterlandskunde.*) Diese gehört somit zu den [illegible]fächern, deren Beherrschung selbst vom Zöglinge der ent- [illegible] Dorfschule des äußersten Talwinkels verlangt wird. Die [illegible] der Leistungen zeigt, wie bei uns, eine fünffache Ab- [illegible], indem es für die besten Leistungen Nr. 1, für die schlech- [illegible] Nr. 5 gibt.

Die Rekruten sind meistens 19—20 Jahre alt, doch werden [illegible] irgend einem Grunde später zur Gestellung gekommenen [illegible] zum 26. Lebensjahre geprüft. Der Examinator sieht in [illegible] natürlich nicht mehr die Schüler, denen etwa nur Einzel- [illegible] Namen, Daten, Zahlen usw. abgehört werden, ohne daß ein [illegible] verlangt werden kann. Vielmehr sind sie die in das stimm- [illegible] Alter eintretenden Bürger, denen man wohl eine gewisse, [illegible] auch noch so bescheidene Urteilsfähigkeit zumuten muß. Es [illegible] ausdrücklich vorgeschrieben, daß die Examinatoren sich der [illegible]stellung der Rekruten und dem durch diese bedingten Gesichts- [illegible], also stets individuell und niemals schematisch prüfen. [illegible] sollen sie alle Mühe anwenden, um die richtige, möglichst gute [illegible] erteilen zu können. Es wäre zu wünschen, wenn auch unsere [illegible] Kommissionen zur Prüfung der Einjährig-Freiwilligen

*) [illegible] „Die pädagogische Rekrutenprüfung in der Schweiz und ihre [illegible]." Preuß. Jahrb. 1909, Bd. 137, Heft 1.

diese Vorschrift recht beherzigen möchten. Der Prüfungsstoff gliedert sich nach konzentrischen Kreisen, welche den verschiedenen Notenstufen entsprechen. Jeder höhere Kreis setzt das Gebiet des nächst niederen als sichere Grundlage voraus. Da die Vaterlandskunde im Verlauf der Prüfung zeitlich das letzte Fach ist, so ist der Examinator auf Grund der vorhergegangenen Leistungen, besonders im Lesen, Erzählen und Aufsatz, bereits über die allgemeinen Fähigkeiten des einzelnen orientiert und weiß, mit welchem Kreise er einzusetzen hat. Dabei sollen die einzelnen Fragen kein buntes Durcheinanderwerfen der verschiedenen Sachgebiete sein, sondern, wenn möglich, im inneren Zusammenhange stehen, so daß Geographie, Geschichte und Verfassungskunde ein einheitliches Gesamtbild darstellen. Die Note wird nicht etwa nur durch die Zahl der Antworten bestimmt, sondern vor allen Dingen durch den Grad des Verständnisses. Auch gibt die Beantwortung oder Nichtbeantwortung einzelner Fragen niemals den Ausschlag, sondern das Gesamtbild der Prüfung. Es werden nur ganze Noten gegeben, ausgesprochene Mittelstufen zwischen zwei auf einander folgenden Kreisen sind mit der günstigeren Note zu zensieren. Diese und ähnliche vortrefflichen „Grundsätze", die auch für jede andere Prüfung gelten sollten, sind von Professor F. Nager in Altdorf verfaßt, von der Konferenz der pädagogischen Experten einstimmig angenommen und vom Militärdepartement genehmigt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es nun, zu erfahren, wie die Leistungen in den einzelnen Prüfungskreisen abgestuft sind.

Die Note 5 erhält derjenige, welcher über die allereinfachsten landeskundlichen Verhältnisse nicht Bescheid weiß, das heißt in dem für die Note 4 aufgestellten Fragenkreise durchaus ungenügend bewandert ist. Ein Prüfungsprotokoll entrollt uns folgendes betrübendes Bild: Ein Rekrut aus einem kleinen Bergdorfe macht schon von vornherein einen ungünstigen Eindruck. Trotzdem er nur zehn Minuten vom Schulhause entfernt wohnt und in ganz guten Vermögensverhältnissen lebt, hat er doch den in seinem Kanton obligatorischen „Vorunterricht" fast nie besucht und muß deshalb und wegen frechen Betragens gegen seinen Lehrer gleich nach der Rekrutierung eine Gefängnisstrafe antreten, zu der ihn die Heimatsbehörde verurteilt hat. Im Lesen und Aufsatz erhält er Nr. 5, im Rechnen Nr. 4. Die Prüfung in der Vaterlandskunde verläuft wie folgt: „Durch welche Ortschaften kamet ihr auf dem

Wege zum Rekrutierungsort?" — Er kennt von vieren eine einzige. — „Wohin führt der Bergpaß, der von eurem Wohnorte ausgeht?" — „Ich habe diesen Weg nie gemacht, ich weiß es nicht." — „Nennt einige der höchsten Berge eures Kantons." — Er weiß nur den G. anzugeben. — „Wie heißt euer Heimatkanton und dessen Hauptort?" — Er nennt nur den Kanton beim richtigen Namen. — „Könnt ihr euren Kanton auf der Landkarte zeigen?" — „Von der Landkarte verstehe ich gar nichts." — „Wird in der Schweiz nur deutsch gesprochen?" — „Ich glaube, auch welsch, aber ich weiß nicht wo." — „Welche Männer nennt man die drei Eidgenossen oder die drei Männer am Rütli?" — Stillschweigen. — „Wodurch ist das Rütli bekannt?" — „Durch eine Schlacht gegen die Franzosen." — „Nennt einen berühmten Mann aus der Schweizergeschichte." — „Geßler." — „Wißt ihr keinen andern?" — „Nein." — „Was könnt ihr von Geßler erzählen?" — „Er hat zu Sempach gekämpft." — „Von wem wird der Präsident eurer Gemeinde gewählt?" — „Ich habe mich nie darum bekümmert." — „Wer hat euch jeweilen zum Besuch des „Vorkursus" aufgefordert?" „Der Weibel." — „Im Namen welcher Behörde?" — „Er hat es mir nicht gesagt." — „Warum seid ihr so ungern in die Schule gegangen?" — „Ich hatte keine Freude am Lernen, und zu Hause sagte man auch immer: das nützt doch alles nichts." Glücklicherweise, so fügt der Bericht hinzu, sind solche Erscheinungen nicht häufig.

Die Note 4 erhält derjenige, welcher wenigstens einige der elementarsten Fragen aus der Landeskunde beantworten kann. Hierher gehört aus der Geographie die nächste Umgebung des Wohnortes, einige Kenntnis des Heimatkantons, d. h. Namen einiger Berge, Gewässer, Täler, Bezirke, des Hauptortes und anderer Ortschaften, etwas über die Hauptbeschäftigung und Sprache der Einwohner. Bekannt sein soll die Zahl der Kantone, die Namen einiger Kantone, einiger Städte, Berge, Flüsse, Seen der Schweiz. Von der Karte wird der einfachste Begriff verlangt, d. h. die Bezeichnung der Seen, Flüsse, Gletscher, Ortschaften, Grenze, Eisenbahnen, Schlachtfelder, sowie die Namen der Haupthimmelsrichtungen. Aus der vaterländischen Geschichte muß der Rekrut wenigstens die Namen einiger Männer und Schlachten wissen. Von eigentlicher Verfassungskunde kann nicht die Rede sein, wohl aber muß der Rekrut wenigstens wissen, ob die Schweiz eine Republik oder ein Königreich ist, daß er nächstens stimmfähig wird und Militärdienst

leisten muß. Er soll auch zum mindesten eine Kantons- oder Gemeindebehörde nennen und einige Beamtenarten angeben können.

Diese beiden Nummern 4 und 5 werden von der Statistik als die „schlechten" zusammenfaßt.

Um ein „genügend" zu erlangen, ist die Kenntnis einzelner Tatsachen oder Namen aus der Geschichte oder Geographie erforderlich. In der letzteren soll man die Karte — und zwar wird den jungen Leuten eine sogenannte stumme Karte vorgelegt — benutzen können und besonders über den Heimatskanton genauer unterrichtet sein. Auch einzelne andere, besonders benachbarte Kantone und deren Hauptorte sollen auf der Karte gezeigt und dabei angegeben werden können, ob der betreffende Kanton in der Mittel-, Ost- oder Westschweiz liegt usw., ob er zu den größeren oder kleineren. zu den gebirgigen oder flacheren Kantonen gehöre, welche Sprache dort gesprochen werde und dergl. Einfache Angaben über Alpen, Mittelland und Jura müssen gemacht werden, auch einige Kantone genannt, die in diesen Gebieten liegen Bekannt sein müssen einzelne Bergketten, Berge, Gletscher, Täler, die größeren Flüsse und Seen, die Grenzen und einige Grenzkantone. Auch einzelne Kantone mit viel Viehzucht und Alpenwirtschaft, Acker- und Weinbau, Fabriken, Fremdenverkehr, dazu Aus- und Einfuhrartikel sollen gegenwärtig sein. Aus der Geschichte muß vor allem die Stiftung des Schweizerbundes und das Heldenzeitalter bis zur Reformation bekannt sein, dazu Namen und Verdienste einzelner Männer, sowie die Namen älterer und neuerer Kantone. In der Verfassungskunde werden auch für diese Note noch keine zusammenhängenden Kenntnisse verlangt, wohl aber ein gewisser, wenn auch in schlichter Weise ausgedrückter Begriff von Stimmrecht und Wehrpflicht. Der junge Bürger soll ferner die wichtigsten Behörden seiner Gemeinde, seines Bezirkes, seines Kantons und des Bundes nennen und wenigstens teilweise sagen können, von wem sie gewählt werden, wo sie sich versammeln und dergl. Man lege einmal, natürlich unter Uebertragung der Schweizer auf die deutschen Verhältnisse, diese und ähnliche leichte Fragen unsern zwanzigjährigen jungen Leuten vor, und man wird erschreckt sein über das Ergebnis.

Um die Note „gut" zu erhalten, muß der junge Eidgenosse nun nicht nur umfangreichere Kenntnisse besitzen, sondern vor allem eine gründlichere, zusammenhängendere und reifere Auffassung des Stoffes zeigen. Er muß sich sicher auf der stummen Schweizer Karte zurechtfinden, die Hauptalpenketten nebst Voralpen und Jura,

die wichtigsten Berge, die Stromgebiete, die Haupt- und bedeutendsten Nebenflüsse, die Seen mit Dampfschiffahrt, die wichtigsten Pässe, die Haupteisenbahnen usw. kennen. Daneben soll er die Haus- und Jagdtiere, Nutzpflanzen und wichtigsten Mineralien, zumal in seinem Heimatskantone, angeben können. Die Hauptorte aller Kantone, sowie andere wichtige, besonders geschichtliche Ortschaften sollen bekannt sein, auch etwas genauere Angaben über Erwerbsquellen, Aus- und Einfuhr in Kanton und Bund, Sprachen und Konfessionen gemacht werden. In der Geschichte soll die ganze Entwicklung der Schweiz mit Ausschluß von Nebensächlichem bekannt sein. Nicht verlangt wird die Zeit vor der Stiftung der Eidgenossenschaft und die schwierigen Verfassungsänderungen der napoleonischen Zeit. Dagegen erwartet man auf dieser Stufe etwas besseres Verständnis von der Wahlart der Bundes-, der wichtigsten Kantons-, Bezirks- und Gemeindebehörden, einige Auffassung von den Volksrechten und Freiheiten des Bürgers, z. B. Abstimmung über Bundesgesetze und Gesetze des eigenen Kantons, freie Niederlassung, Glaubensfreiheit usw. Der Prüfling soll wissen, daß Militär, Post, Telegraph, Zoll, Geld, Maß und Gewicht in der Schweiz einheitlich gestaltet sind, während im übrigen jeder Kanton seine Einrichtungen nach eigenem Ermessen trifft. Er soll unterrichtet sein über das Budget des Staates und der Gemeinde, öffentliche Werke, z. B. Straßen und Wasserbauten, welche vom Staat mit Geldbeiträgen unterstützt werden, und dergl.

Auch für die Note 1 wird das Anpassen des Examinators an die Lebensstellung des Rekruten verlangt. Ueberhaupt besteht die oberste Grenze der Fragestellung im Ausschluß alles desjenigen, was nach Stoff und Form die Leistungen einer guten Primar- und Fortbildungsschule, sowie den objektiven Gesichtskreis des Examinanden übersteigt. In diesem Sinne werden auf allen drei Gebieten abgerundete, verständnisvolle Antworten verlangt. Wie weit man da geht, ergeben die weiter unten skizzierten Lehrbücher für Fortbildungsschulen. Statt hier nun die genauen Forderungen der „Wegleitung für die Prüfung in der Vaterlandskunde“ von Professor Nager anzuführen, möchte ich ein Prüfungsprotokoll wenigstens auszugsweise wiedergeben, welches tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. „D., ein kräftig gebauter Jüngling, sonnengebräunt und mit schwieligen Händen, ist Landarbeiter, Knecht im Aargau, hat nur die Primar- und Fortbildungsschule besucht, lese aber jeden Sonntag etwas, und im Hause werde nicht nur von Feld und Vieh, sondern auch etwa

von öffentlichen Angelegenheiten gesprochen.“ Nach verständnisvollen Antworten aus der Geographie, die hier übergangen werden mögen, „lenkt man das Gespräch auf die Verhältnisse und Rechte des Landwirtes, und da meint unser Rekrut, der Bauer habe es wohl nie zu gut gehabt und immer arbeiten müssen; aber anders sei es jetzt doch als vor Altem. In der grauen Vorzeit hätte es mehr Leibeigene und Hörige gegeben als Freie, und die vielen Burgruinen lassen deutlich auf die wenigen Rechte des Volkes in damaliger Zeit schließen. Während der Herrschaft der sogenannten vornehmen Geschlechter und ihrer Landvögte habe es an Laune und Willkür nicht gefehlt, und wenn auch die Regierung da und dort eine milde und die Steuern nicht groß gewesen, so war doch der Bürger von allen öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen und namentlich der Bauer in Handel und Verkehr zugunsten der Städte ungemein beschränkt. Jetzt seien doch alle Bürger gleichen Rechtes; er sei nur Knecht, aber bei der Wahl und Abstimmung zähle seine Stimme wie diejenige des Meisters und Landammannes. Auch werde jetzt manches zur Hebung der Landwirtschaft getan. Es gebe schon viele Parteistreitigkeiten; aber das glaube er sicher, wenn es Ernst gelten sollte, dann würden alle Eidgenossen treu zusammenhalten, treu um das weiße Kreuz im roten Feld sich scharen und nicht bloß die alten Bünde beschwören, wie es beim Franzoseneinfall auf der Tagsatzung zu Aarau geschehen sei. Der Schweizer ist stolz auf seine Rechte und Freiheiten, aber man muß auch die Pflichten gegen das Vaterland erfüllen und nach Kräften und Verhältnissen zu seinem Gedeihen beitragen.“

Alle diese, für einen Reichsdeutschen nicht so ohne weiteres verständlichen historischen Andeutungen setzen genaue Kenntnis der Geschichte der engeren und weiteren Heimat voraus. Im Grunde aber ist dies schon kein Prüfungsprotokoll mehr, sondern das herzerquickende politische Glaubensbekenntnis eines innerlich gefestigten Jünglings. Wahrlich, das ist der höchste Triumph der staatsbürgerlichen Erziehung!

Wie verhält es sich nun angesichts dieser Forderungen und Ergebnisse mit dem, was in den deutschen Schulen verlangt wird? Es soll ohne weiteres zugegeben werden, daß die Landeskunde Deutschlands nicht nur ungleich umfangreicher, sondern auch weit mannigfaltiger und dadurch für das Verständnis der Schüler schwieriger ist, als diejenige der Schweiz. Denn diese umfaßt, schon rein geologisch betrachtet, nur ziemlich verwandte Gebiete, Alpen,

... Jura, während wir in Deutschland Hoch- und Mittel-
... Hoch- und Flachland haben, dazu komplizierte Küstengebilde,
... Wanderdünen u. a. m. Aber andererseits ist auch die
... der Schweiz nicht leicht, denn sie bietet mit ihren mannig-
...n Gebirgsgruppierungen, Tälern und Pässen einen sehr um-
...den Memorierstoff, der zugleich die größten Anforderungen
... Verständnis der Schüler stellt. Nun mag in der deutschen
... von einer genauen Kenntnis des ganzen Vaterlandes
... werden. Aber sind etwa in unseren Landschulen,
... äußere Verhältnisse denen in der Schweiz entsprechen, die
... wirklich auch nur über ihre engere Heimat, ihren Bundes-
... ihre Provinz derartig orientiert, daß sie eine stumme
... derselben verstehen? Wird doch selbst an unseren höheren
... die Geographie nur als „Nebenfach“ betrachtet und scheidet
... oberen Klassen als überflüssig gänzlich aus.

In der Schweiz bildet sie ferner ein wichtiges Glied in
...te der nationalen Erziehung, ein Moment, welches bei
... nicht genügende Beachtung findet. Unser erdkundlicher
...t beschäftigt sich weit mehr mit fremden Ländern und Erd-
... als nötig ist; er übermittelt verhältnismäßig zuviel Wissens-
... aus entlegeneren Gebieten, während die Heimat demgegenüber
... zu kurz kommt. Von den 6 Jahren des Geographie-
...richts an unseren höheren Schulen werden nur zwei auf
...land verwandt. In Sexta wird eine allgemeine Uebersicht
... die ganze Erde gegeben, Untersekunda ist als Examensklasse
... der Repetition gewidmet, in Quarta werden die außerdeutschen
... Europas, in Untertertia die fremden Erdteile behandelt. So
... für unser Vaterland nur Quinta und Obertertia übrig, in der
... die deutschen Kolonien durchgenommen werden sollen.
... vielleicht zu erwägen sein, ob man nicht den Geographie-
...richt besonders an unseren höheren Schulen auf
... mehr nationale Basis stellen und unter Einschränkung
... Erdkunde die Heimatkunde — im weiteren Sinne — mehr
...treten könnte, wie dies eben in der Schweiz geschieht. Zum
... sind in dem Lehr- und Lesebuche für das 7. und
...jahr der Primarschule in Zürich der allgemeinen Erdkunde 15,
... Europa 19, allen übrigen Erdteilen zusammen nur 14
... gewidmet, denen die Geographie der Schweiz allein mit
... 14 Lesestücken gegenübersteht. Dabei ist wohl zu bedenken,
... ganze Eidgenossenschaft mit ihren 3³/₄ Millionen Ein-

wohnern der Größe nach nur einer einzigen preußischen [illegible] oder einem mittleren Bundesstaat entspricht. Es müßte [illegible] einem derartigen deutschen Buche die Zahl der Lesestücke [illegible] Sechzig Millionen Vaterlande entsprechend erhöht gedacht [illegible]. [illegible] Lesebuch auf dieser Stufe, welches auch nur annähernd [illegible] heimatkundlichen Stoff bietet, dürfte es wohl bei uns [illegible] nicht geben.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Geographie [illegible] Schweiz mancherlei beherzigenswerte Winke, sondern auch auf [illegible] des geschichtlichen Unterrichts. [illegible] im Dienste der nationalen Erziehung. Wenn die Schweiz auch nur ein kleines Land ist und [illegible] Staat, dessen Stimme im Areopag der europäischen [illegible] nicht gehört wird, so blickt sie doch auf eine [illegible] Vergangenheit zurück. Ja, man kann mit Recht [illegible] war, um den [illegible] Frankreichs und Italiens [illegible]

[illegible]

[illegible] sogar von Friedrich dem Großen an bis auf unsere [illegible] durchgenommen und dann noch die gesamte deutsche [illegible] für das Einjährigen-Examen repetiert werden.*)

[illegible] die Behandlung der Geschichte in den preußischen Volks[illegible] maßgebend ist ein Erlaß vom 13. Oktober 1890, in dem [illegible] vorgeschrieben wird, daß die vaterländische Geschichte bis zum [illegible]antritt des jetzigen Kaisers weitergeführt und die Ver[illegible] der preußischen Herrscher um das Volkswohl besonders her[illegible] werden sollen. Dieser Erlaß fußt wieder auf der be[illegible] Kaiserlichen Ordre vom 1. Mai 1890, in der es heißt: [illegible] Schule muß bestrebt sein, schon der Jugend die Ueberzeugung [illegible], daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den [illegible] Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, [illegible] in der Wirklichkeit unausführbar und in ihren Konsequenzen [illegible] und dem Ganzen gleich verderblich sind. Sie muß [illegible] und die neuste Zeitgeschichte mehr als bisher in den [illegible] der Unterrichtsgegenstände ziehen und nachweisen, daß die [illegible] allein dem Einzelnen seine Familie, seine Freiheit, [illegible] schützen kann, und der Jugend zum Bewußtsein bringen, [illegible] Könige bemüht gewesen sind, in fortschreitender Ent[illegible] die Lebensbedingungen der Arbeiter zu heben. Sie muß [illegible] durch statistische Tatsachen nachweisen, wie wesentlich und [illegible] in diesem Jahrhundert die Lohn- und Lebensverhältnisse [illegible] Klassen unter diesem monarchischen Schutze sich [illegible] haben." Trotzdem diese bestimmten Vorschriften schon [illegible] Jahren erlassen sind, wird in vielen Volksschulen die neuste [illegible] nicht in dem geforderten Maße betrieben.

[illegible] erblicke hierin keinen Vorwurf gegen die Volksschule im [illegible] oder deren Lehrer im Speziellen; vielmehr scheint mir [illegible] Ordre vorauszusetzen, daß die allgemeine Volks- und [illegible]geschichte der neusten Zeit an den Schulen weit intensiver [illegible] wird, als dies allgemein geschieht. Die Lehrpläne stellen [illegible] biographische Moment stark in den Vordergrund, sie [illegible] in erster Linie „Lebensbilder" hervorragender Persönlich-

*) [illegible] Ueberhäufung zu beseitigen, habe ich eine andere Verteilung des [illegible] an den sechsstufigen Realschulen vorgeschlagen. Durch wesent[illegible] der für den Realschüler an sich schon schwer verständ[illegible] und römischen Geschichte ist es möglich, in der zweiten [illegible] (Obertertia) bis zum Wiener Kongreß zu kommen, so daß für die [illegible] nur die neuste Zeit übrig bleibt. (Vergl. Zeitschr. f. lateinlose [illegible] Schulen. XX Jahrg. Heft 8. 1909.)

leiten. Nun sind aber die modernen Bewegungen ganz an[illegible]. Ohne die Bedeutung der führenden Personen zu verkennen, kann man doch nicht bestreiten, daß das Volk an sich jetzt ein [illegible] Faktor in der Geschichte geworden ist. Erst war es der dritte Stand, dann kam der vierte, dann die Frauen und, um ein [illegible] Beispiel anzuführen, die erstmals nach oben hin völlig [illegible] lose Beamtenschaft, die sich [illegible] ihrer Massenorganisation bewußt [illegible]. Um also die [illegible], den Staat erschütternden und [illegible] suchenden Bewegungen der Gesellschaft mit Erfolg [illegible] zu können, bedarf es einer wirklichen Kenntnis [illegible] Massenbewegungen, mit anderen Worten, einer wahren Volks- oder, wenn man den Ausdruck lieber will, Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Nur eine objektive Darstellung der [illegible] und wirtschaftlichen Entwicklung des letzten Jahrhunderts von den Stein-Hardenbergschen Reformen bis auf die [illegible] der Gegenwart kann aufklärend und belehrend wirken und daher auch im Sinne des [illegible] als Richtung im [illegible] die [illegible] und [illegible] Leben der [illegible] dienen. Wie weit wir aber noch von dieser Form der Geschichtsbetrachtung entfernt sind, braucht nicht erörtert zu werden.

Nun [illegible] man oft dem Gedanken, daß [illegible] ischule nicht [illegible] kann, weil die 15- bis 14jährigen [illegible] noch nicht [illegible] Reife [illegible] hätten. Wie [illegible] von 1789, [illegible] 18[illegible] 18[illegible] 1848 [illegible] 1848 [illegible] 1871 [illegible] 1848 [illegible]

[illegible]

fehlt. Nur in einigen wenigen städtischen Volksschulen werden Belehrungen über die politische Verfassung unseres Landes sowie über die geschichtliche Entwicklung der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse und der bestehenden Gesellschaftsordnung vorgeschrieben. In dem Lehrplan für die Knaben-Volksschulen in Kiel heißt es nur, daß „der Sorge der Hohenzollern um die Hebung des Volkswohles zu gedenken ist", Verfassungsgeschichte ist nicht vorgesehen. In Stettin wird wenigstens im achten Schuljahr nach dem Lehrplan „Unsere Staatsverfassung und die Friedensarbeit im neuen Deutschen Reich" besprochen. Wirkliche Verfassungsgeschichte habe ich nur im Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen von 1903 gefunden. Hier ist in der ersten Klasse bei drei wöchentlichen Stunden außer Ländergeschichte ausdrücklich Verfassungsgeschichte und Kulturgeschichte vorgeschrieben. Es wird die Entwicklung der deutschen Verfassungsgeschichte von der Gründung des römischen Reiches deutscher Nation bis zur jetzigen deutschen Reichsverfassung vorgeführt und ebenso die der preußischen Verfassung von der Entstehung des Absolutismus bis auf unsere Tage. Etwas Aehnliches strebt auch der von der hamburgischen Schulsynode ausgearbeitete Lehrplan für Volksschulen an. Auf unseren Landschulen ist aber an dergleichen Belehrungen überhaupt nicht zu denken.

Was dem gegenüber der Schweizer Elementarschüler leistet, geht aus den Lehrbüchern der Vaterlandskunde hervor, auf die weiter unten des näheren einzugehen ist. Nicht nur staatstheoretische Kenntnisse über Monarchie und Republik, Demokratie und Aristokratie, Absolutismus und Parlamentarismus usw. verlangt man von ihm, sondern auch Auskunft über praktische Fragen des politischen Lebens, z. B. des Vereins- und Petitionsrechts, der Fabrikgesetzgebung und Haftpflicht, der Kranken- und Unfallversicherung, des Wahlrechts und Wahlmodus, auch soll er die einzelnen Behörden der Gemeinde, des Kantons und des Bundes, die verschiedenen Arten der Gerichte kennen usw. Angesichts dieser Tatsachen ist es keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß in der Schweiz an die Primarschüler auf diesem Gebiete Anforderungen gestellt werden, wie kaum an die Primaner eines deutschen Gymnasiums.

Es mag nun kurz erörtert werden, in welcher Weise es in der Schweiz gelungen ist, den politischen Unterricht in den Schulen auf eine so hohe Stufe zu bringen. Die oben erwähnte pädagogische Prüfung der Gestellungspflichtigen ist zunächst öffentlich, so

daß sich jedermann von den Leistungen der Rekruten selbst über- zeugen kann. Dann aber werden die Examensresultate amtlich be- kannt gegeben, und zwar sowohl nach Kantonen als auch nach Be- zirken oder Ämtern. Es erfährt also die gesamte Eidgenossenschaft, wie viele gute und schlechte Leistungen in den verschiedenen Kan- tonen und Bezirken alljährlich bei der Aushebung sich heraus[illegible]. Den Veröffentlichungen sind Schweizerkarten beigegeben, in denen die Bezirke mit geringeren Leistungen durch dunklere Farben be- zeichnet sind. Solche Bloßstellung vor dem ganzen Vaterland ist natürlich zunächst den kantonalen Behörden höchst peinlich, und diese sind deshalb eifrigst bemüht, die dunklen Flecke auszumerzen. Sie wirken daher nach Kräften auf die lokalen Schulbehörden ein, daß diese die Leistungen in den ihnen unterstellten Anstalten steigern. So entsteht ein edler Wetteifer unter allen Beteiligten im ganzen Unterrichtswesen, und diesem hat es die Schweiz vor allem zu ver- danken, daß in ihr die Volksbildung eine solche Höhe erreicht hat. Dabei ist wohl zu beachten, welch gewaltige Mittel [illegible] werden mußten, um dieses Ziel zu erreichen. In den großen und [illegible] städtischen Gemeinden [illegible] Die Schweiz zählte im Jahre 1900 außer den drei Großstädten Zürich, Basel und Genf noch 15 Städte mit mehr als 10000 Einwohnern [illegible] Kantonen [illegible]

[illegible]	6884 qkm des Kantons	Bern	[illegible]	[illegible]
"	2818	"	[illegible]	[illegible]
"	[illegible]	"	[illegible]	[illegible]
"	7218	"	[illegible]	[illegible]
"	[illegible]	"	[illegible]	[illegible]
"	[illegible]	"	[illegible]	[illegible]
	[illegible] qkm			

[illegible] Schweiz [illegible] 41 4?? qkm [illegible]

über das ganze Gebirgsgebiet verteilt. Diese wohnt nun vielfach in Lawinentälern, die im Winter dadurch dermaßen bedroht sind, daß die Schule wochenlang nicht besucht werden darf. Im Sommer müssen anderseits die Kinder derselben Gegenden auf entlegenen Weiden und Alpentriften das Vieh hüten, so daß wiederum nicht an Unterricht zu denken ist. Deshalb sind z. B. in Uri nur 30, in Graubünden, Tessin und Wallis sogar nur 26 Wochen im Jahre Schule, also ein volles Halbjahr Ferien. Dazu kommen in den einsamen Alpentälern mit ihrer schwachen Bevölkerung — in Graubünden, dem größten Kanton, kommen überhaupt nur 14 Einwohner auf den qkm — noch die sehr weiten Schulwege der Kinder. Aber auch pekuniäre Gründe tragen dazu bei, die Entwicklung zu verzögern. Denn einerseits sind die Gemeinden oft nur klein und wenig leistungsfähig, anderseits war es aber auch nicht so ganz leicht, die bäurische Bevölkerung von der Notwendigkeit einer intensiven Schulbildung zu überzeugen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist es möglich gewesen, im Laufe von einigen 30 Jahren die Leistungen aufs höchste zu steigern. Noch 1875 waren 3,6 % aller Gestellungspflichtigen Analphabeten, im Jahre 1907 nur 3 von rund 27 500.

Ich habe bei der Darlegung der Schwierigkeiten, welche sich der Entwicklung des Schweizer Schulwesens entgegenstellten, absichtlich länger verweilt, um von vornherein dem Einwurfe zu begegnen, daß in Deutschland die Einführung des politischen Unterrichts schon durch äußere Umstände erschwert oder gar unmöglich gemacht würde. Was in der Schweiz unter den geschilderten Verhältnissen möglich war, ist in Deutschland nicht unerreichbar. Natürlich kann man nicht sofortige Erfolge verlangen, man darf nicht erwarten, daß schon in einigen Jahren sich gute Resultate herausstellen, sondern es bedarf der unermüdlichen Pionierarbeit eines Menschenalters. Die Schulmänner, welche jetzt die Samenkörner ausstreuen, werden schwerlich die Ernte erleben. Daß man aber, wenn auch in langsamem, so doch in sicherem Fortschreiten die höchsten Leistungen erzielen kann, beweist eine vergleichende Statistik der Schweizer Rekrutenprüfungen. Als man im Jahre 1875 das erste derartige Examen vornahm, erhielten 21,5 % aller Gestellungspflichtigen die schlechteste Note — damals war es noch Nr. 4 — in der Vaterlandskunde. Also über $^1/_5$ aller angehenden Schweizer Bürger waren völlig unwissend auf diesem Gebiete. Im Jahre 1876 wurden die Anforderungen, die bei der

ersten Prüfung naturgemäß verhältnismäßig gering gewesen waren, gesteigert, und das Ergebnis war 28,5 % ungenügende Leistungen. Dann aber wurde es langsam besser. Im Jahre 1898 erhielten Nr. 4 und 5, also nicht nur die allerschlechteste, sondern die beiden schlechtesten Noten, nur noch 15 %, und im Jahre 1907 war die Zahl der ungenügenden und mangelhaften Leistungen sogar auf 8 % herabgesunken. Der Kanton Unterwalden ob dem Wald z. B., in dem 1875 sogar 56,2 % Vierer waren, hatte 1907 nicht eine einzige 4 oder 5 aufzuweisen. Statt jeder weiteren Auseinandersetzung mögen im Folgenden die Leistungen der 25 Kantone in 5 beliebig herausgegriffenen Jahren zusammengestellt werden.

Es erhielten:

	Nr. 4		Nr. 4 und 5		
	1875	1876	1898	1903	1907
Schweiz	21,5 %	28,5 %	15 %	12 %	8 %
1. Zürich	11,4 „	13,3 „	11 „	12 „	10 „
2. Bern	26,4 „	47,0 „	16 „	13 „	8 „
3. Luzern	23,9 „	20,5 „	18 „	18 „	9 „
4. Uri	32,7 „	26,9 „	18 „	18 „	11 „
5. Schwyz	42,1 „	28,8 „	20 „	16 „	16 „
6. Unterwalden ob d. W.	56,2 „	37,6 „	5 „	9 „	— „
7. Unterwalden nid d. W.	58,1 „	50,5 „	21 „	12 „	4 „
8. Glarus	43,7 „	54,0 „	14 „	13 „	12 „
9. Zug	23,2 „	33,8 „	13 „	9 „	3 „
10. Freiburg	36,0 „	40,8 „	8 „	6 „	4 „
11. Solothurn	21,8 „	20,0 „	12 „	10 „	8 „
12. Baselstadt	9,0 „	12,9 „	8 „	8 „	8 „
13. Baselland	18,0 „	27,3 „	15 „	14 „	6 „
14. Schaffhausen	15,5 „	18,8 „	9 „	10 „	11 „
15. Appenzell Inner R.	19,5 „	20,3 „	13 „	16 „	9 „
16. Appenzell Außen R.	70,4 „	64,4 „	43 „	20 „	13 „
17. St. Gallen	18,7 „	18,5 „	22 „	12 „	13 „
18. Graubünden	41,8 „	46,3 „	28 „	17 „	11 „
19. Aargau	13,7 „	17,2 „	12 „	10 „	5 „
20. Thurgau	8,2 „	5,3 „	12 „	10 „	9 „
21. Tessin	34,6 „	40,8 „	29 „	21 „	11 „
22. Waadt	10,1 „	12,3 „	12 „	6 „	5 „
23. Wallis	47,3 „	88,8 „	7 „	9 „	6 „
24. Neuenburg	17,7 „	19,5 „	9 „	6 „	8 „
25. Genf	13,4 „	19,8 „	9 „	5 „	5 „

Ich komme nun zur Behandlung der Vaterlandskunde an den Schweizer Schulen im einzelnen. Daß sie überall ein Hauptfach bildet, ist bereits gesagt worden. Für die höheren Schulen, Literar- und Realgymnasien, Industrie- und Landwirtschaftsschulen, Kantons- und Bezirksschulen, Sekundarschulen oder wie die zahlreichen Bezeichnungen auch heißen mögen — denn in der Schweiz ordnet jeder Kanton das höhere Schulwesen nach eigenem Ermessen — bedarf es wohl keines Beweises. In den obligatorischen Fortbildungsschulen, die in einzelnen Kantonen auch Bürger- oder Wiederholungsschulen heißen, sind die verbindlichen Lehrfächer: Lesen nebst Erzählen, Aufsatz, Kopf- und Zifferrechnen und Vaterlandskunde. Aber auch für die Primarschulen ist sie überall vorgeschrieben. Das allgemeine Reglement für die Primarschulen des Kantons Freiburg z. B. bestimmt als Lehrgegenstände für Knaben: Religion, Muttersprache, Schreiben, Rechnen, physikalische und politische Geographie der Schweiz, Geschichte des Kantons und der Schweiz, Verfassungskunde, Singen und Turnen. Ja sogar in den kleinsten Gebirgsschulen, in denen nur ein halbes Jahr Winterschule ist, und zwar oft, wie erwähnt, unter den schwierigsten Verhältnissen und mit häufigen Unterbrechungen, so daß man sich auf nur fünf Unterrichtsgegenstände beschränkt, erscheint neben Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen wiederum die Vaterlandskunde. Es dürfte wenig Landschulen bei uns geben, in denen die sonstigen Anforderungen etwa noch geringer wären, als in diesen weltabgeschiedenen Gebirgsschulen, aber die Vaterlandskunde wird doch überall gelehrt. Wie großen Wert man darauf legt, daß alle künftigen Bürger für ihre spätere politische Tätigkeit vorgebildet werden, geht auch daraus hervor, daß man sogar den körperlich oder geistig zurückgebliebenen Kindern, soweit es bei ihrem Fassungsvermögen angebracht erscheint, staatsbürgerliche Kenntnisse übermittelt. So wird in Hohenrain in Luzern in einer Schule für schwachsinnige Kinder in der dritthöchsten Klasse u. a. das Dorf Hohenrain, die Pfarrei und die politische Gemeinde, der Gerichtskreis und das Amt besprochen. In der zweiten Klasse kommt der Kanton Luzern, seine Ortschaften, Behörden usw. an die Reihe, und in der ersten werden gelegentliche Belehrungen aus der Verfassungskunde der Gemeinde, des Kantons und der Eidgenossenschaft lehrplangemäß gegeben. Trotzdem in der Schweiz das Frauenstimmrecht noch nicht besteht, haben doch einige Kantone, hauptsächlich aus dem italienisch und französisch sprechenden Teil, die Verfassungs-

kunde selbst für Mädchen eingeführt. Im „Plan d'études pour les classes primaires supérieures“ des Kantons Waadt heißt es: Etudes des institutions politiques de la Suisse. Notion du droit usuel, für Knaben zwei Stunden, für Mädchen eine Stunde wöchentlich. Ferner haben in der Kantonschule in Neuchâtel in der obersten Klasse die Mädchen wöchentlich eine Stunde instruction civique, und zwar institutions cantonales und fédérales. In den oberen Abteilungen der weiblichen Fortbildungsschule des Kantons Tessin sind für Geschichte und Bürgerkunde zwei Wochenstunden vorgeschrieben, und zwar werden nach dem Spezziallehrplan sehr genaue Kenntnisse in der Verfassungs- und Wirtschaftskunde verlangt.

Was nun die methodische Behandlung der Verfassungskunde im besonderen anbetrifft, so ist sie in den einzelnen Kantonen und Schularten begreiflicherweise recht verschieden. Wohl in den meisten Anstalten für die schulpflichtige Jugend bildet die Bürgerkunde kein besonderes Fach für sich, sondern wird zusammen mit der Schweizer Geschichte gelehrt. In den Primarschulen hat man für diesen verbundenen Unterricht, wie oben ausgeführt, die Bezeichnung „Vaterlandskunde“. Doch sind auch hier mannigfache Abweichungen und Verschiedenheiten vorhanden. Im Kanton Zug z. B. ist die auch in Deutschland gebräuchliche zusammenfassende Bezeichnung „Realien“ für Geschichte, Geographie und Naturgeschichte im Lehrplan gewählt. Auch in den höheren Schulen, wenigstens soweit ich habe Kenntnis von den Bestimmungen nehmen können, bildet die Bürgerkunde meistens kein besonderes Lehrfach. Wohl aber findet sich als Fachbezeichnung „Geschichte und Verfassungskunde“, wodurch schon äußerlich die Wichtigkeit der letzteren hervorgehoben werden soll. In den Lehrzielen des Geschichtsunterrichts an den höheren Schulen heißt es wiederholt, daß durch ihn das Verständnis des politischen Lebens geweckt werden soll. Es gibt allerdings auch andererseits höhere Schulen, in denen die Bürgerkunde als besonderes Lehrfach auftritt, z. B. die eben erwähnte Kantonsschule in Neuchâtel, in welcher neben der Geschichte auch eine Stunde wöchentlich instruction civique erteilt wird.

In denjenigen Anstalten aber, welche im nachschulpflichtigen Alter besucht werden, den Fortbildungs- und Bürgerschulen, bildet die Bürgerkunde meistens ein gesondertes Lehrfach. Gewiß wird auch in diesen Schulen Schweizer Geschichte und Geographie gelehrt, schon mit Rücksicht auf die den jungen Leuten

bevorstehende Rekrutenprüfung; doch kann bei der verhältnismäßig geringen Anzahl von Unterrichtsstunden, die für dieses Fach zur Verfügung stehen — in Aargau z. B. sind es lehrplanmäßig 30 Stunden im Jahre —, eine gründliche Besprechung der Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im ganzen Verlaufe der Schweizer Geschichte nicht vorgenommen werden. Das kann wohl während des ganzen Ganges der Schulzeit in den Primar- und besonders in den höheren Schulen geschehen, in den Fortbildungsschulen dagegen müssen die jungen Leute vor die vollendete Tatsache der heutigen Verfassung gestellt werden.

Bei dieser grundlegenden Verschiedenheit muß natürlich auch die methodische Behandlung der Verfassungskunde in den genannten Schulgattungen eine völlig verschiedene sein. In den höheren und niederen Schulen kann man die politischen und sozialen Grundbegriffe an der Hand der Entwicklung des Landes, der einzelnen geschichtlichen Tatsachen im Laufe der Jahrhunderte seinen Schülern ohne Schwierigkeiten in Fleisch und Blut überführen. Ich will von den Schweizer Verhältnissen absehen und der Einfachheit halber Beispiele aus der deutschen Geschichte anführen. Was allgemeine Verfassungsfragen anbetrifft, so kann z. B. der Unterschied zwischen Monarchie und Republik bereits an der Hand der ältesten deutschen Geschichte klar gemacht werden. Die Ostgermanen waren noch zu Tacitus Zeiten Nomaden. Auf dieser Kulturstufe muß eine Hand den Stamm leiten, die Weideplätze anweisen, Aufbruch und Niederlassung bestimmen. Es ergibt sich also aus der Natur heraus die absolut monarchische Regierungsform. Die Westgermanen dagegen waren Ackerbauer; über das ganze Land zerstreut, saßen sie einzeln auf ihren Höfen, ihr Zusammengehörigkeitsgefühl ging kaum über die Gemeinde hinaus, ihre naturgemäße Staatsform war also die Republik. Selbst eine alle überragende Heldengestalt, wie es Arminius war, konnte die althergebrachte Sitte nicht durchbrechen; er fiel, weil er die Monarchie anstrebte. Als aber dann die Westgermanen ihre angestammten Wohnsitze aufgaben und erobernd in das römische Reich einfielen, gaben sie ihre republikanische Vergangenheit preis zugunsten des dynastischen Prinzipes. Dieser Monarchismus bedingte aber noch durchaus nicht die jetzt geltende Erbfolge. Denn sowohl die Dynastie der Karolinger, wie diejenige der Ottonen kam unter ausdrücklicher Mißachtung des Legitimitätsprinzips zur Regierung. Der Unterschied zwischen Aristokratie und Demokratie wird bei den

Kämpfen zwischen den Geschlechtern und den Zünften in den mittelalterlichen Städten zu besprechen sein. Die sogenannte Teilung der Gewalten in Exekutive, Legislative und Jurisdiktion, die Organisation der Gerichtsverfassung (Schwurgerichte usw.) ergibt sich von selbst bei der Einführung der konstitutionellen Regierungsform, ebenso die Darstellung der äußeren Formen der parlamentarischen Verhandlungen. Andrerseits können aber auch die Elemente der Wirtschaftskunde in die laufende Geschichtserzählung eingefügt werden: die Wirtschaftsstufen der Jäger und Fischer, Nomaden und Ackerbauer bei der germanischen Vorzeit, der Uebergang von der uralten Feldgraswirtschaft zur Dreifelderwirtschaft bei der friedlichen Eroberung Deutschlands durch Romanen- und Christentum, die allmähliche Ersetzung der Natural- durch die Geldwirtschaft bei den Bestimmungen über das Wergeld. Das Wechsel- und Bankwesen wird in der Renaissancezeit besprochen (doppelte italienische Buchführung), Protektionismus und Merkantilismus, Prohibitiv- und sonstige Zölle in der Geschichte des Absolutismus. Die Verderblichkeit der sozialdemokratischen Utopien — um auf die kaiserlichen Erlasse zurückzukommen — ergibt sich aus den Wirren des Bauernkrieges, der Wiedertäuferbewegung, der französischen Revolution von 1848 und der Kommune von 1871. Die äußerst wichtigen Gesetze der Unfall-, Kranken- und Altersversicherung werden bei der Inaugurierung der Sozialpolitik unter Kaiser Wilhelm I. besprochen. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um nachzuweisen, daß es auf den Schulen mit mehrjährigem, eingehendem Geschichtsunterrichte eines besonderen Faches der Bürgerkunde nicht bedarf.

Wohl aber dürfte es notwendig sein, in den Abschlußklassen, also der Untersekunda, beziehungsweise der ersten Klasse der Realschulen und der Oberprima eine zusammenfassende Uebersicht über das zu geben, was im Laufe der Jahre auf diesem Gebiete dagewesen ist. Es dürften freilich keine abstrakt-staatswissenschaftlichen Auseinandersetzungen gegeben werden, vor allen Dingen nicht in der ersten Klasse der Realschule, sondern es muß der engste Anschluß an die historische Entwicklung gewahrt bleiben. In diesem Sinne beantwortet z. B. E. Lüthi, einer der erfahrensten Fachmänner im bürgerkundlichen Unterrichte, auf dem Gymnasium zu Bern zunächst die Frage „Was ist der Staat?" Hier wird an der Hand von Beispielen, z. B. der Wilden, der Juden, der Helvetier unter römischer Herrschaft der Begriff staatenloser Völker erklärt, ebenso

an der Hand der Schweizer Geschichte der Unterschied zwischen Staat und Regierung. Bei der Beantwortung der zweiten Frage „Wie ist der Staat entstanden?“ kommt er zu dem Resultate, daß er nicht aus einzelnen Familien hervorgegangen ist; denn die Wilden und die Nomaden haben keinen Staat, sondern nur ein Oberhaupt mit unumschränkter Gewalt und gemeinschaftliches Eigentum. Der Staatsbegriff entsteht erst durch die Ansiedlung und mit der Entwicklung des Privateigentums. Der Staat selbst erscheint ihm als ein griechischer Tempel; die Fundamente sind Land und Volk, die vier Säulen, auf denen das alle beschirmende Dach ruht, die vier Staatsgedanken: Eigentum, Wehrkraft, Recht, Kultur. Diese werden dann nacheinander an vielen Beispielen aus der allgemeinen und Schweizergeschichte im einzelnen erläutert. Mir erscheint dieses Bild ganz besonders günstig gewählt. Auch eignet es sich nicht nur für die republikanische Schweiz, sondern ebenso vorzüglich für das monarchische Deutschland, indem dann der Giebel die durch die vier Staatsgedanken getragene monarchische Spitze darstellt. Bei einer derartigen Repetition werden also die im Laufe der Geschichtserzählung in den einzelnen Klassen vorgekommenen bürger- und wirtschaftskundlichen Elemente nochmals zu befestigen und gegebenen Falles zu erweitern sein.

Ganz anders ist es dagegen mit den Fortbildungsschulen. Die obligatorische allgemeine Fortbildungsschule ist zwar noch für große Teile unseres Vaterlandes ein frommer Wunsch. Aber wem die Zukunft unseres Volkes am Herzen liegt, der muß die Notwendigkeit ihrer allseitigen Einführung einsehen und vertreten. Wenn der Jüngling mit dem beendeten 14. Lebensjahre die Schule verläßt, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, so ist er, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, nicht genügend darauf vorbereitet. Ein genaueres Eingehen auf diese wichtige Frage würde zu weit führen; es mag daher hier nur die Tatsache festgestellt werden, daß in allen Kantonen der Schweiz Fortbildungsschulen bestehen, obligatorische und freiwillige, berufliche und allgemeine, durch welche die jungen Leute, die schon ins Erwerbsleben eingetreten sind, bis zum 16., 17., 18., ja 19. Lebensjahre schulmäßig weiter unterrichtet werden. Die einzigen Kantone, welche 1907 noch keine obligatorischen Fortbildungsschulen hatten, waren Zürich und Genf. Doch mag das jetzt auch schon anders geworden sein. In allen diesen Anstalten ist wiederum die Vaterlandskunde obligatorisches Lehrfach. Es gibt da fast für jeden Kanton ein

besonderes Lehrbuch, welches den örtlichen Verhältnissen angepaßt ist und auf die Geschichte und Verfassungskunde des Heimatkantons besonders eingeht. Durch die Güte der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern und des Pestalozzianum in Zürich ist mir über ein Dutzend derartiger Lehrmittel zur Verfügung gestellt, auf deren methodische Verschiedenheiten nunmehr eingegangen werden mag, da man hieraus sehr viel für eine schulmäßige Behandlung der deutschen Verfassungskunde lernen kann.

Die älteste Gruppe dieser Bücher, als deren Vertreter „E. Kälin: Der Schweizer Rekrut, Leitfaden für Fortbildungsschulen" genannt werden mag, schlägt den abstrakt-theoretischen Weg ein. Man beginnt da mit den allgemeinen Begriffen der Monarchie und Republik, der Aristokratie, der reinen und repräsentativen Demokratie, des obligatorischen und fakultativen Referendum (Volksabstimmung) usw. Dann kommen die Bundesbehörden: zunächst die Bundesversammlung, die aus dem Nationalrat (Vertreter des Volkes) und Ständerat (Vertreter der Kantone) besteht, die Wahlkreiseinteilung, Wahlrecht, Wahlmodus, Wahlperiode. Nachdem die Exekutive (der Bundesrat) und das Bundesgericht behandelt ist, folgt die Erläuterung der Bundesverfassung, indem der Reihe nach die Rechte und Pflichten 1. des Bundes, 2. der Kantone und 3. der Einzelbürger theoretisch besprochen werden. Von dem sonstigen Inhalt des Buches, das sich mit der Geschichte und Geographie der Schweiz und den anderen Gegenständen der Rekrutenprüfung beschäftigt, mag hier abgesehen werden. Diese rein theoretische Behandlungsart der Verfassungskunde, wie wir sie auch in fast allen deutschen Lehrbüchern auf diesem Gebiete finden, ist indessen — das hat eine dreißigjährige Praxis bewiesen — für die jungen Leute zu abstrakt, und es liegt die Gefahr nahe, daß nur wesenlose Begriffe ohne rechten Inhalt eingeprägt werden.

Man ist deshalb dazu übergegangen, allerdings immer noch unter Beibehaltung der rein theoretischen Belehrungsform, dieser einen Lesestoff zur praktischen Einübung der staatswissenschaftlichen Begriffe hinzuzufügen. Als Musterbeispiel mag hier „Nager: Uebungsstoff für Fortbildungsschulen, Altdorf 1909" genannt werden. Dieser gibt zunächst eine große Anzahl von kurzen Lesestücken religiösen, historischen, politischen Inhaltes, zuweilen auch, um das Interesse zu erwecken, in humoristischer Form. Ganz vorzüglich ist z. B. ein Lesestück „Verschiedene Werke", in dem in ungezwungener Weise nach einander Beispiele von Werken rein privater,

privat-wohltätiger, gemeinnütziger und öffentlicher Natur, letzteres von seiten der Gemeinde, des Kantons und des Bundes behandelt werden. Es folgt dann ein Abschnitt über Schweizer Geographie teils in Frage-, teils in Erzählungsform und ein weiterer über die kriegerischen Ereignisse der Vergangenheit, die ohne Innehaltung der Chronologie in Freiheits-, Bürger-, Eroberungs- und Söldnerkriege geteilt sind. Nach einer jetzt streng chronologischen „Entwicklung unseres Vaterlandes" und einer Geschichtstabelle kommt dann der theoretisch-staatswissenschaftliche Teil mit fortwährendem Hinweis auf die vorangegangenen Lesestücke oder auch in Frageform. Es werden zuerst die Behörden behandelt: 1. im allgemeinen, 2. die Gemeindebehörden, 3. die kantonalen Ratsbehörden, 4. die Gerichte im Kanton, 5. die eidgenössischen Ratsbehörden, 6. das Bundesgericht. Dann erst folgen die allgemeinpolitischen Betrachtungen über Monarchie und Republik, Bundesstaat und Staatenbund, Trennung der Gewalten, Monopole, Regalien, Steuern, Bürgerrecht und ähnliches. Den nächsten Teil bildet „die Stellung des Staates und seiner Bürger". Hier werden zunächst die Leistungen des Staates im allgemeinen besprochen, nämlich das Kirchen-, Schul-, Armen- und Sanitätswesen, die Vormundschaft, Polizei, Rechtspflege, Schuldbetreibung, Hypothekenwesen, Wege, Post und Telegraph, Eisenbahnen, Förderung von Künsten und Wissenschaften, Landwirtschaft und Gewerbe, Arbeiterschutz, Forstwirtschaft, Gewässerkorrektion, Landesverteidigung. Dann kommt die Verteilung dieser Leistungen auf Bund, Kanton und Gemeinde und die Rechte und Pflichten der Bürger. Genauere Belehrungen über das Eisenbahnwesen, die Schweizer Nationalbank und das Militärwesen machen den Schluß. Ich habe diese Gelegenheit wieder benutzt, um an der Hand des vorliegenden Lehrbuches zu zeigen, was für Anforderungen inbezug auf politisches Wissen an den jungen Schweizer gestellt werden.

Wenngleich diese Behandlungsmethode weit anschaulicher ist als die zuerst geschilderte, so enthält sie doch immerhin in ihrem zweiten Teile viele staatstheoretische Auseinandersetzungen, welche das Interesse der Jugend nicht hinlänglich fesseln dürften.

Man hat daher einen ganz anderen Weg beschritten, indem man versucht hat, die innere Entwicklung des Staatsgedankens, d. h. die Befriedigung des Gemeinsamkeitsbedürfnisses darzustellen. Man hat damit gleichzeitig dem pädagogischen Grundsatze Rechnung getragen, daß allmählich vom Einfachen zum Kom-

plizierteren, vom Naheliegenden zum Fremderen fortgeschritten werden müsse. Hier mag die „kurzgefaßte Vaterlandskunde, vorzugsweise zur Wiederholung für die bernische Jugend“ von Wittwer genannt werden. Mutter, Vater und Kinder, so beginnt er, bilden die Familie, mehrere Familien eine Gemeinde, welche schon eine ganze Reihe von gemeinsamen Bedürfnissen hat, besonders Schulen, Wege, Löschgeräte, Armenpflege, Polizei u. a. m. Zur Bestreitung dieser gemeinsamen Bedürfnisse gehört Geld, welches durch Beiträge der Gemeindemitglieder aufgebracht werden muß. Die Höhe dieser sogenannten Steuern setzt die Gemeindeversammlung fest, welche aus allen Männern, die 20 Jahre alt sind, besteht. Diese wählt auch zur Führung der Geschäfte den Gemeinderat, dessen Tätigkeit und Befugnisse dann auseinandergesetzt werden. Es gibt nun aber gemeinsame Bedürfnisse, die über den engen Kreis einer einzelnen Gemeinde hinausgehen, und darum bilden mehrere Gemeinden wiederum einen Amtsbezirk, dessen Geschäftstätigkeit nunmehr dargestellt wird. In derselben Weise geht der Verfasser dann zum Kanton und schließlich zur Eidgenossenschaft über.

Diese Art der Darstellungsweise finden wir in einer sehr großen Anzahl von Leitfäden der verschiedenen Kantone. Doch ist auch hier wieder ein Fortschritt inbezug auf die Anschaulichkeit zu verzeichnen, indem man vielfach Protokolle der Sitzungen der Gemeindeversammlung, des Gemeinderates und der einzelnen Kommissionen, z. B. des Waisenamtes, der Steuer-, Gesundheits-, Krankenhauskommission einstreut.

Zur weiteren Veranschaulichung wird in einigen Lehrbüchern eine bestimmte Gemeinde mit fingiertem Namen vorgeführt, werden einzelne Familien aus ihr, deren Mitglieder und Schicksale, soweit sie öffentliches Interesse erregen, besprochen, auch wohl an einem Kärtchen die Eigentums-, Grenz-, Wege- und sonstigen Verhältnisse gezeigt. Ein gutes Buch dieser Gruppe ist z. B. die „Verfassungskunde in elementarer Form“ von Schneebeli, Zürich 1881. Dieses übermittelt in ungezwungener Weise und einer selbst für den Primarschüler leicht verständlichen Sprache auf dem geringen Raum von 32 Seiten die wichtigsten Punkte der Bürgerkunde. Sie führt uns in das Dorf Tannheim im Kantone Eichgau und erzählt von den Angehörigen zweier Familien und deren Schicksalen. Dabei werden ganz zwanglos allgemein wirtschaftliche, sprachliche (z. B. von der deutschen und französischen Schweiz), Schulangelegenheiten und ähnliches behandelt. Der Brand einer

Scheune führt zur Besprechung des Feuerlöschwesens, der Feuerpolizei und im Anschluß daran der sonstigen Gemeindebehörden. Beim Wiederaufbau der Scheune gibt es einen Rechtsstreit mit dem Grenznachbarn, wobei die niedere Gerichtsbarkeit (Friedensrichter) behandelt wird, und einen Bauunfall mit tödlichem Ausgang, der zur Besprechung des Schwurgerichtes und seiner Geschäftsbehandlung führt. Die beabsichtigte Veränderung des Begräbnisplatzes der Gemeinde gibt Veranlassung zur Darstellung einer Gemeindeversammlung und der parlamentarischen Verhandlungsformen. So wird an der Hand einfacher Begebenheiten aus dem gewöhnlichen Leben, die jeder Schüler verstehen kann, von den Gemeinde- und Bezirksbehörden, vom Kreisnotar und Grundbuchwesen, vom Regierungs- und Kantonsrat, von der Kanton- und Bundesverfassung usw. erzählt, indem jede Theoretisierung vermieden wird.

Wieder eine andere Gruppe von Lehrbüchern geht nicht von der Familie als der Einheit aus, sondern von dem Gedanken, daß der Mensch das Bedürfnis hat, sich mit seinen Mitmenschen zu gemeinsamer Tätigkeit zu vereinen. Für diese ist also der Verein die Zelle, aus welcher sich der Staatsgedanke entwickelt. Bei dem in der Schweiz ebenso wie in Deutschland üppig blühenden Vereinsleben ist dieser Ausgangspunkt gerade für Fortbildungsschüler, die wohl selbst meistens schon irgend einem Vereine angehören, vielleicht noch ungezwungener und natürlicher als die Herleitung des Staatsbegriffes aus der Familie. So beginnt H. Huber (Gesetzes- und Verfassungskunde für Sekundar- und Fortbildungsschüler, Zürich 1899) mit den verschiedenen Arten von Vereinen zwecks körperlicher, geistiger und beruflicher Ausbildung, wohltätiger, politischer und religiöser Art, Versicherungs-, Krankenkassen usw. Er behandelt nach einander Zweck, Vorstand, Statuten und Wahlen der Vereine und geht dann zur Betrachtung der Gemeinde unter ähnlichen Gesichtspunkten über. Ziemlich strenge ist diese Analogie durchgeführt von Karl Bürki (Verfassungskunde für Schule und Haus, Bern 1906). Da bei weitem die meisten Schweizer in der Landwirtschaft beschäftigt, zum mindesten mit ihr vertraut sind, so wählt er als Ausgangspunkt einen landwirtschaftlichen Verein, eine Käsereigenossenschaft. Er bespricht zunächst den Zweck dieses Vereins, dann die Statuten, den Vorstand und dessen Aufgaben, die Gebäude und Einrichtungen und schließlich die Leistungen der Mitglieder. Von einem solchen freien Vereine unterscheidet sich die Gemeinde im Grunde genommen nur dadurch, daß die Mitglied-

schaft bei ihr obligatorisch ist und nur durch Tod oder [illegible] erlischt. Auch der Zweck der Gemeinde ist im Prinzip kein [illegible] als der einer solchen Genossenschaft. Wie der einzelne Bauer nicht die Mittel und die Einrichtungen hat, die Milch in gewinnbringender Weise zu Käse zu verarbeiten, so ist auch der [illegible] zur Lösung notwendiger Aufgaben, z. B. auf dem Gebiete des Schul-, Armen-, Polizeiwesens ebenfalls genötigt, sich mit seinen näheren Nachbarn zusammenzutun. Größere und umfangreichere Werke, wie Gewässerkorrektion, Straßenbau oder gar [illegible] verlangen sogar noch weitschichtigere Verbände. Die Statuten des Vereins entsprechen der Gemeindeverfassung, der Vorstand den Behörden, die Leistungen der Mitglieder den Steuern usw. In derselben Weise entwickeln sich dann aus der Gemeinde die größeren staatlichen Gebilde.

Das ist im großen Zuge der Gang der Entwicklung des Schweizer Lehrbuches auf diesem Gebiete. Die Ergebnisse des [illegible], mehr als die [illegible] Tatsachen [illegible] dürften hier wohl anregend und ermutigend wirken auf die Bestrebungen, auch unserer Jugend Kenntnisse allgemein politischer und wirtschaftlicher Art zu übermitteln. Ich [illegible] den Wunsch der Anregung und Ermutigung. Denn es kann und wird wohl niemandem in den Sinn kommen, etwa das Schweizer Lehrbuch und dessen Anforderungen mutatis mutandis für unser Land auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Was man aber lernen kann, ist die Methode. [illegible]

oder jener Weise betätigen. Wer die Jugend ins politische Leben einführen will, muß selbst in ihm stehen und wirken. Dieser Patriotismus der Tat zeigt sich überall in den Schweizer Lehrbüchern. Eine warme Vaterlandsliebe strömt uns wohltuend entgegen, die sich nicht nur auf die Heimat an sich bezieht, sondern auch auf deren politische Einrichtungen. Für jeden Eidgenossen steht unverbrüchlich fest, daß die demokratische Republik zugleich auch theoretisch die beste Staatsform ist. So oft auch Kritik in diesen Büchern an Zuständen und Verhältnissen der Vergangenheit geübt wird, die Einrichtungen der Gegenwart gelten als Kräutlein „Rühr mich nicht an“, sie sind eben das historisch notwendig Gewordene. Freilich sollte man niemals theoretisch von einer „besten“ Staatsverfassung an sich sprechen, denn „jeder Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig“. Aber wie für die Schweizer die demokratische Republik, so ist für die Deutschen die konstitutionelle Monarchie zurzeit der natürliche, weil historisch gewordene und verfassungsmäßig gültige Zustand, abgesehen bekanntlich von Mecklenburg und den drei Stadtrepubliken Hamburg, Lübeck und Bremen.

Während wir also inbezug auf verfassungstheoretische Ausführungen einen ganz anderen Standpunkt vertreten werden, können wir uns die Betrachtungen der Schweizer Lehrbücher über das Wehrwesen völlig zu eigen machen. Die Nachkommen der Helden von Sempach und Moorgarten sind noch bis auf den heutigen Tag geborene Soldaten. Jeder Schweizer — nur wenige Gruppen von Beamten sind ausgenommen — ist wehrpflichtig, und wer aus irgend einem Grunde dieser vornehmsten aller Pflichten nicht nachkommen kann, muß als Aequivalent dafür eine seinen Mitteln entsprechende Wehrsteuer entrichten. Hohe Begeisterung für den Dienst zur Aufrechterhaltung der Selbständigkeit des Vaterlandes spricht überall aus den Lehrbüchern. Während andere kleinere Staaten, wie Belgien und Holland, und selbst das meerbeherrschende England die allgemeine Wehrpflicht nicht kennen, muß jeder Schweizer, ob vornehm oder gering, im Waffendienst geübt werden. Daß für die Schweiz ein Milizheer, für Deutschland ein stehendes Heer das natürlich gegebene ist, ändert an dem vorbildlichen Werte der allgemeinen Betrachtungen über diese Ehrenpflicht nichts. Auch Lüthi nennt, wie oben erwähnt, als die vier Stützen des Staatsgedankens: Eigentum, Wehrkraft, Recht, Kultur.

Das Eigentum steht an erster Stelle, und damit ist zugleich die Stellungnahme gegen die Sozialdemokratie geoffenbart.

Früher stand die Schweiz vielfach bei uns in dem Rufe der Sozialistenfreundlichkeit, weil sie nach ihrer Verfassung den aus Deutschland ausgewiesenen Sozialdemokraten ein Asyl gewährte und sie nicht hinderte, auf eidgenössischem Boden ihre Kongresse abzuhalten und ihre bei uns verbotenen Zeitschriften zu drucken. Diese Gastfreundschaft bedeutet aber keine Ideengemeinschaft. Der Schweizer ist wohl ein Demokrat, aber, da er meistens selbst im Besitze von Grund und Boden ist, aus sehr begreiflichen Gründen ein entschiedener Verfechter des Privateigentums und damit der heutigen Gesellschaftsordnung. Weil der Sozialismus im politischen Leben der Schweiz nur eine geringe Rolle spielt, finden wir ihn in den Lehrbüchern gar nicht oder nur selten erwähnt, wohl aber die Bestrebungen der anderen historisch gewordenen Parteien. Bei der großen Ausdehnung der Sozialdemokratie in Deutschland dagegen muß auch auf die Entstehung, Entwicklung und Ziele dieser Partei ebenso eingegangen werden, wie auf das Zentrum, Konservative und Liberale.

In den Streit der Tagesmeinungen wird sich ein Schulbuch natürlich nicht mischen dürfen, ebensowenig darf es von irgend einem parteipolitischen Standpunkte aus geschrieben sein. Dennoch wird man von gewissen Differenzierungen im Unterrichte — das beweisen wieder die Schweizer Lehrbücher — nicht absehen können. Es ist nicht dasselbe, ob für einen [illegible] oder für einen [illegible] geschrieben ist, ob für einen [illegible] mit deutscher oder einen [illegible] mit [illegible] Muttersprache, ob für einen [illegible] aus [illegible] oder einen [illegible] aus [illegible]. So wird man auch bei uns von jeder Uniformierung auf diesem Gebiete absehen und sich nach den [illegible] der einzelnen Landesteile richten müssen, nach ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem [illegible] und [illegible] Standpunkt. [illegible]

[illegible]

[illegible]

wünschen sein, daß die **ausdrückliche, zielbewußte Eingliederung des staatsbürgerlichen Unterrichts in Lehrplan und Lehrbuch** überall baldigst erfolgen möge, damit nicht der Gleichgültigkeit oder Willkür des einzelnen Lehrers auf diesem Gebiet Tür und Tor geöffnet wird.

Benutzte Literatur.

I. Allgemeines.

Oberst E. Frey: „Die Erziehung der schweizerischen Jungmannschaft zur Erfüllung ihrer Bürgerpflicht." Zürich 1906.
Dr. Huber: Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz. Zürich 1908 und 1909.
Dr. Kummer: Das Fortbildungsschulwesen. Zürich 1875.
Rühlmann: Politische Bildung. Leipzig 1908.
Schatzmann: Ueber Organisation und Führung landwirtschaftlicher Fortbildungsschulen. Chur 1871.
Professor Dr. Zürcher: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode 1907.

II. Berichte, Gesetze und Verordnungen.

Berichte über die pädagogische Rekrutenprüfung von 1875 bis 1907.
Die Ergebnisse der Turnprüfung bei der Rekrutierung im Herbst 1907.
Verschiedene Reglements, Gesetze und Verordnungen, z. B. Reglement der Anstalt für schwachsinnige, bildungsfähige Kinder in Hohenrain in Luzern, Plan d'études pour les classes primaires superieures des Kantons Waadt. Lehrplan des Literargymnasium in Zürich, der Kantonschule in Neuchâtel, Reglement für die Fortbildungsschule für Jünglinge im Kanton Bern, 1894, Allgemeines Reglement für die Primarschule des Kantons Freiburg, 1900, Schulgesetz für den Kanton Zug, 1898, Vollziehungsverordnung dazu, 1900, Verordnung betr. Einführung d. Fortbildungsschule f. d. männl. Jugend in Uri, 1897, Gesetz betr. d. Einführg. d. obligator. Bürgerschule in Aargau, 1894, Vollziehungsverordnung dazu, 1895, u. a.

III. Lehrbücher der Vaterlandskunde.

1. E. Beck: Vaterlandskunde der Schweiz zum Gebrauche in Bürgerschulen. Aarau 1905.
2. Karl Bürki: Verfassungskunde für Schule und Haus. Bern 1906.
3. „ „ Der Unterricht in der Verfassungskunde. Bern 1907.
4. „Der Fortbildungsschüler", Zeitschrift, herausgegeben von Prof. Ganzinger. Solothurn.
5. Fuhrer: Verfassungskunde. Herisau.
6. Herzog, Ad.: Staatskunde. Baden.
7. Huber, E : Anschauliche Bürgerschule. St. Gallen.

8. Huber, H.: Gesetzes- und Verfassungskunde f. Sekundar- und Fortbildungsschulen. Zürich 1899.
9. E. Kälin: Der Schweizer Rekrut, Leitfaden für Fortbildungsschulen.
10. Lüthi, E.: Staats- und Verfassungskunde der Schweiz. Aus dem „Pionier" 1900/1901.
11. Nager: Uebungsstoff für Fortbildungsschulen. Altdorf 1909.
12. B. Pfister: Bürgerschule. Aarau.
13. Pobler: Verfassungskunde. Frauenfeld.
14. Rebsamen, J. U.: Leitfaden der Gesellschafts- und Verfassungskunde. Frauenfeld.
15. Schneebeli: Verfassungskunde in elementarer Form. Zürich 1891.
16. Wittwer: Kurzgefaßte Vaterlandskunde, vorzugsweise zur Wiederholung für die bernische Jugend. Mit Karte. Bern.

Deutschland, England und die Vereinigten Staaten.

Von

Dr. Wm. Weber, Pastor zu Alleghany in Pennsylvanien.

Verschiedene hochgestellte Engländer haben vor einiger Zeit in Amerika darüber bittere Klage geführt, wie sehr England von Deutschland bedroht werde. Diese Gefahr sei so groß und schrecklich, daß nur ein Bündnis aller Angelsachsen der ganzen Welt England erretten könne. Sie befürworteten demgemäß ein gegen Deutschland gerichtetes Schutz- und Trutzbündnis zwischen England und den Vereinigten Staaten. Diese Stimmen haben auch in Deutschland ein Echo gefunden und, nach unseren Zeitungsberichten zu urteilen, hier und da eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen.

Man soll sich aber durch derartiges törichtes Gerede in Deutschland nicht beirren lassen. Solche Schwätzer schaden nur ihrem eignen Lande. Sie blamieren England vor allen Dingen in den Augen der Amerikaner. Wenn England schon jetzt bei dem ungeheuren Uebergewicht seiner Seerüstung um Hilfe gegen Deutschland betteln geht, wie schwach muß es da um die Vaterlandsliebe, den Opfermut und die Tapferkeit der stolzen Briten bestellt sein!

Außerdem verraten diese englischen Patrioten eine bodenlose Unkenntnis der amerikanischen Verhältnisse, des Charakters der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, ihrer Geschichte und ihrer politischen Parteien.

Es ist wahr, die Vereinigten Staaten sind ein für allemal ein englisch sprechendes Land. Sie können sich daher in gewisser Beziehung viel leichter mit England als mit irgendeinem andern Lande verständigen. Besonders die englische Literatur übt einen sehr großen Einfluß auf Amerika aus. Es gibt eben noch gar

keine nationale amerikanische Literatur. Wer sich davon [illegible] will, bis zu welchem Grade Amerika geistig von England [illegible] ist, der lese in den Katalogen unserer leitenden amerikanischen Universitäten nach, was für Aufnahmebedingungen die Schüler der englischen Sprache erfüllen müssen. Er findet dort, daß diese Prüfungen fast ausschließlich auf englische Materien [illegible]. Die paar amerikanischen Schriftsteller, die man so nebenbei [illegible], ohne auf ihrem Studium zu bestehen, beweisen nur, wie [illegible] um die amerikanische Literatur bestellt ist. Es stehen auf [illegible] Seite: Shakespeare, Milton, Addison, Goldsmith, Burke, [illegible] Macaulay, Carlyle, Byron, Tennyson, Dickens, Eliot, [illegible] anderen; [illegible] Selbstbiographie von Franklin, Das Haus mit [illegible] sieben Giebeln von Hawthorne, die [illegible] von [illegible] und die Bunker Hill Rede von Webster. Die Erklärung [illegible] allem andern Reichtum beschämenden Armut ist [illegible], daß bis auf diesen Tag Kunst, Poesie und Wissenschaft [illegible] Aschenbrödelrolle in den Vereinigten Staaten spielen. [illegible] als Schulmann auch politisch erfolgreicher Deutsch-Amerikaner [illegible] mir einmal: „Es ist wunderbar, mit wie wenig [illegible] und Können man unter den Amerikanern ein [illegible] kann."

Wenn Amerikaner etwas wirklich [illegible] und [illegible] wollen, sind sie auf die Erzeugnisse der Literatur Englands angewiesen. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Drittel dieser Bevölkerung deutscher Abstammung und ebenfalls fast ein Drittel irländischer Herkunft. Erst in neuerer Zeit verschiebt sich dieses Verhältnis, aber keineswegs zugunsten der angelsächsischen Rasse. Denn die französischen Kanadier, die Italiener, die Oesterreicher und Ungarn, die übrigen Einwanderer aus dem östlichen und südöstlichen Europa, aus Kleinasien und Syrien, die jetzt in so großen Scharen hier landen, haben noch nie Anspruch auf Blutsverwandtschaft mit den Engländern erhoben. Diese eigentümliche Mischung des amerikanischen Blutes allein schon macht es unmöglich, daß in einem Kriege zwischen England und Deutschland die Vereinigten Staaten für England gegen Deutschland Partei ergreifen könnten. Das angelsächsische Element ist bei weitem nicht stark genug, um das amerikanische Staatswesen mit sich fortzureißen, selbst wenn es wollte.

Wenn aber von internationaler Freundschaft, abgesehen von Blutsverwandtschaft, die Rede sein soll, so muß man auch die bisherige Geschichte der beiden in Betracht kommenden Nationen berücksichtigen. Die amerikanische Nation verdankt einer Revolution ihr Dasein. Diese Revolution aber richtete sich gegen England. In einem mehr als achtjährigen Kriege, von 1775—1783, hat sich Amerika seine Unabhängigkeit von England erkämpfen müssen. England ist zudem der einzige äußere Feind gewesen, der auch nachher die nationale Existenz der Vereinigten Staaten ernstlich bedroht hat. Von 1812—1814, oder richtiger bis zur Schlacht bei New Orleans am 8. Januar 1815, mußten sich die Amerikaner in ihrem eignen Lande gegen die Anmaßung der Engländer verteidigen. In diesem Kriege wurde die Bundeshauptstadt von den Engländern besetzt und teilweise zerstört. In diesem selben Kriege wurde auch die noch heute von jedem Amerikaner gesungene nationale Hymne The Star Spangled Banner gedichtet. Die beiden anderen auswärtigen Kriege, die Amerika gegen Mexiko und später gegen Spanien führte, waren so ungefährlich und so glorreich für den Sieger, daß die Amerikaner schon deshalb die Mexikaner und die Spanier als ihre besonderen Freunde betrachten. Freilich mag diese Freundschaft etwas einseitiger Natur sein.

Noch während des Bürgerkrieges, von kleineren Differenzen, Grenzstreitigkeiten usw. ganz zu schweigen, wäre England nur zu geneigt gewesen, die rebellierenden Südstaaten als kriegführende Macht anzuerkennen und zu unterstützen. Dazu kam noch bis vor kurzem eine provozierende Ueberhebung, die England den Vereinigten

Staaten gegenüber gelegentlich zur Schau trug. Die bekannte, seinerzeit in Europa wegen ihres schroffen Tones scharf kritisierte Venezuelabotschaft von Präsident Cleveland wurde in Amerika fast einstimmig als eine nationale Tat begrüßt. Die Amerikaner würden sich ganz ohne Zweifel damals wie ein Mann erhoben haben, um England eine blutige Lektion zu geben, wenn nicht die englische Diplomatie schleunigst eingelenkt hätte. Seitdem hat England seine Haltung Amerika gegenüber völlig geändert und hat sich beständig um Amerikas Freundschaft bemüht. Aber das löscht das Gedächtnis unserer Geschichte nicht aus in den Herzen des amerikanischen Volkes. Deutschland ist Amerika außerdem auch niemals zu nahe getreten. Wenn England daher Deutschland mit Krieg überfallen, oder es zwingen will, seine Seerüstung zu verringern, so kann es dabei nicht auf die Unterstützung Amerikas rechnen. Die Vereinigten Staaten sind sich weder einer Dankespflicht gegen England bewußt, noch haben sie Anlaß, an Deutschland Rache zu suchen.

Dazu kommt noch die ganz bestimmt formulierte politische Tradition Amerikas, die Monroe-Doktrin. Diese verbietet in Uebereinstimmung mit dem sogenannten Testamente Washingtons, des ersten Präsidenten, des Vaters des Vaterlandes, den Vereinigten Staaten, sich in ein Bündnis mit europäischen Mächten einzulassen. Sie verlangt, daß die europäischen Mächte sich der Einmischung in amerikanische Verhältnisse enthalten. Sie schreibt dafür den Vereinigten Staaten vor, sich nicht um europäische Verhältnisse zu bekümmern. So wenigstens wird die Monroe-Doktrin allgemein aufgefaßt. Man hat wohl behauptet, die Erwerbung der Philippinen habe die Monroe-Doktrin durchlöchert. Aber das ist doch nur scheinbar der Fall. Erstlich konnte Präsident Monroe keine Vorschriften über unser Verhalten im Stillen Ozean erlassen, weil damals die Vereinigten Staaten noch gar keine Besitzungen an diesem Meere hatten. Wir verdanken die Staaten Oregon und Washington dem Eifer von Dr. Marcus Whitmann von New York, der als Missionar nach Walla Walla gegangen war, und dessen Bemühungen es zuzuschreiben ist, daß im Jahre 1846 den Vereinigten Staaten das die beiden genannten Staaten bildende Gebiet von England zuerkannt wurde. Außerdem hat Amerika die Philippinen auch nicht durch ein Bündnis mit irgendeiner nichtamerikanischen Macht, sondern in einem in erster Linie um eine amerikanische Frage geführten Kriege erobert. Soweit daher ein möglicher Krieg zwischen England und Deutschland in Betracht

kommt, ist gar nicht an eine Beseitigung der Monro-Doktrin und an ein Bündnis mit England zu denken.

Es sind aber nicht allein geschichtliche, mehr oder weniger akademische Gründe, die zu dem Schlusse führen, daß Amerika bei einem etwaigen Kriege zwischen England und Deutschland unbedingt neutral bleiben wird. Es gibt dafür noch viel näherliegende und zwingendere Gründe.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist eine Parteiregierung. Es hat bis jetzt immer nur zwei regierungsfähige Parteien gegeben, die republikanische und die demokratische, wie sie gegenwärtig heißen. Diese Parteien verdanken ihre Herrschaft allein und ausschließlich der Gunst der Wähler. Die Präsidentschaftskandidaten erhielten in den letzten vier Wahlen die folgenden Stimmen: Im Jahre 1896 wurde McKinley von 7 104 779 Stimmen gewählt. Bryan hatte nur 6 502 925 Stimmen erhalten. Seitdem ist die republikanische Partei beständig siegreich geblieben. Im Jahre 1900 hatte McKinley 7 207 923, Bryan dagegen nur 6 158 333 Stimmen. Roosevelt erzielte im Jahre 1904 eine Mehrheit von 2 545 515 Stimmen über seinen demokratischen Gegner. Das war aber eine ganz außergewöhnliche Pluralität. Im letzten Jahre betrug Tafts Mehrheit 1 045 715. Es folgt daraus, daß selbst Roosevelt geschlagen wäre, wenn aus irgendeinem Grunde 1 300 000 gewöhnlich republikanische Stimmen auf seinen demokratischen Gegner übertragen worden wären. Bei den meisten Präsidentenwahlen aber gibt schon eine viel kleinere Zahl von Abtrünnigen den Ausschlag.

Der Deutsch-Amerikanische Nationalverband, an dessen Spitze Dr. Hexamer von Philadelphia steht, hat nach den letzten Berichten 2 Millionen Mitglieder, die alle amerikanische Bürger und Stimmgeber sind. Die Hauptaufgabe dieses Verbandes ist freilich die Bekämpfung der Prohibition, d. h. die Vertretung der Interessen der Brauereien, Brennereien und Wirtschaften. Das ist zwar kein hochideales Ziel, sichert aber dem Verbande unbedingt die nötigen Barmittel für seine Propaganda und an allen Orten und Enden der Vereinigten Staaten eifrige Werber, die nicht allein um eines Ideales willen, sondern für ihr tägliches Brot für den Verband arbeiten. Dieser Verband tritt aber, abgesehen von seinem Antiprohibitionskampf, auch für alle idealen deutschen Bestrebungen ein, an denen ein guter amerikanischer Bürger deutscher Abkunft festhalten darf und naturgemäß auch festhält. Das sichert ihm das Wohlwollen und die Mitarbeit auch solcher Kreise, die sich um die

Prohibitionsfrage allein nicht sonderlich bekümmern würden. Unter den idealen Bestrebungen steht aber obenan die Erhaltung des Friedens zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Der Verband hat sich in der Tat bereits entschieden und offiziell dahin ausgesprochen: **Unter keinen Umständen ein Bündnis mit England gegen Deutschland!**

Die eben mitgeteilten Zahlen beweisen, daß der Verband diese Forderung unbedingt durchsetzen kann. Seine zwei Millionen stimmberechtigter Mitglieder gehören fast alle der republikanischen Partei an. In der demokratischen Partei finden wir eigentümlicherweise eigentlich nur die Deutschen katholischer Konfession. Diese aber gehören nicht zum Nationalverbande. Sie haben auf eine Anfrage erwidert: „Wir sympathisieren mit Euren Bestrebungen. Aber wir ziehen vor, getrennt zu marschieren und vereint zu schlagen." Sollten daher zu irgendeiner Zeit sich diese zwei Millionen deutscher Stimmgeber von der republikanischen Partei lossagen, weil sie mit der Haltung dieser Partei Deutschland gegenüber unzufrieden wären, so würde das einen republikanischen Präsidentschaftskandidaten völlig schlagen. Bei einem solchen Uebergang eines Stimmgebers von einer Partei zur andern zählt eben jede Stimme doppelt. Sie wird nicht nur zur Stimmenzahl der neuen Partei addiert, sondern gleichzeitig auch von der Stimmenzahl der alten Partei subtrahiert.

Dieses Rechenexempel ist so einleuchtend und überzeugend, daß die herrschende, republikanische Partei nimmermehr eine Deutschland feindliche Politik zugunsten Englands inaugurieren wird, solange wenigstens der Deutsch-Amerikanische Nationalverband fest organisiert bleibt. Diese letztere Frage hängt allerdings davon ab, ob die den Verband leitenden Herren sich und ihre Hauptleute zu beschränken und dadurch als rechte Meister zu bewähren wissen. Politischer Einfluß ist immer eine verführerische Sache und hat schon manchen guten Mann aufs Glatteis geführt. Schon auf dem letzten Konvente des Verbandes wurde verschiedenes beraten und beschlossen, was die weitsichtigeren Freunde seiner Bestrebungen mit Bedenken erfüllt hat. Die Frage z. B., ob die Vereinigten Staaten ihre Handelsflotte durch Subsidien unterstützen sollen, hätten die geehrten Herren ganz gut den beiden großen politischen Parteien zur Entscheidung überlassen können. Hoffentlich arbeitet man auf diesem abschüssigen Wege nicht weiter. Antiprohibition, eine Deutschland nicht feindliche Politik der Vereinigten Staaten und Förderung des

deutschen Unterrichtes ist gerade genug. Wenn es über einer von diesen Fragen zum Bruche mit einer der großen Parteien kommen sollte, werden alle Mitglieder des Verbandes Heeresfolge leisten. Wenn man sich dagegen wegen einer so gleichgültigen Frage, wie Schiffssubsidien, mit der republikanischen Partei überwerfen sollte, können sich die Führer des Verbandes nur blamieren. Die Verbandsmitglieder würden ihnen nicht folgen. Man muß immer bedenken, wie ungeheuer schwer es ist, einen Mann dazu zu bringen, daß er seine Partei im Stich läßt. Man darf daher auch nur im alleräußersten Notfall zu einem solchen Schritte seine Zuflucht nehmen.

Aber am Ende möchte vielleicht die demokratische Partei den Versuch machen, durch eine England freundliche Politik die England freundlichen Elemente der republikanischen Partei an sich zu ziehen? Das ist aber ganz undenkbar. Das Gros der demokratischen Stimmgeber in den nördlichen Staaten besteht aus eingewanderten Irländern, die fast so zahlreich wie die Deutschen sind und seit den Tagen Cromwells von dem bittersten Hasse gegen England beseelt werden. Es ist das ein ähnlicher Gegensatz wie der zwischen den Tschechen und Deutschen in Böhmen, der aus den Tagen von Johann Huß datiert. Irland ist eine offene Wunde am britischen Staatskörper. Seine Bewohner betrachten die Engländer als fremde Eroberer und tyrannische Bedrücker. Die in Amerika eingewanderten Irländer haben diesen angeborenen Haß mitgebracht und auf ihre amerikanischen Nachkommen vererbt. Sie werden daher mit ihren Kindern immer entschiedene Gegner einer Politik der Vereinigten Staaten sein, die ihrem Erbfeinde England besondere Vorteile verschaffen will. Diese Gesinnung der Irländer ist um so wichtiger, als sie hervorragendes politisches Talent besitzen. Sie haben außerdem sofort dem Deutsch-Amerikanischen Nationalverbande ihre Unterstützung zugesichert, als die Frage eines englisch-amerikanischen Bündnisses gegen Deutschland von Engländern angeregt wurde.

Das Deutsche Reich hat daher nicht den geringsten Anlaß, sich über die Haltung der Vereinigten Staaten in einem von England heraufbeschworenen Kriege zu beunruhigen. Das törichte Werben um die Freundschaft der Vereinigten Staaten, zu dem sich einige einflußreiche Engländer haben verleiten lassen, muß vielmehr als ein sehr erfreuliches Symptom bezeichnet werden. Die Engländer verzichten anscheinend darauf, mit Deutschland allein anzubinden. Das garantiert aber den Weltfrieden. Denn Deutschland bedarf keines Krieges, um seinen überseeischen Handel und seine Kolonien gedeih-

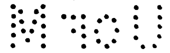
lich zu entwickeln. Es ist Englands Neid auf das Wachstum und die Entwicklung des Reichtums und der Macht Deutschlands, der allein den Weltfrieden gefährdet.

Englands bisherige Geschichte lehrt, daß dieses Reich sich nie ein Gewissen daraus gemacht hat, einen unbequemen Konkurrenten selbst im tiefsten Frieden zu überfallen und zu vernichten, wenn dazu eine Gelegenheit geboten wurde. Die Ausbrüche des englischen Neides sind daher sehr ernste Warnungen für das Deutsche Reich. Es darf seinen Seehandel und seine überseeischen Besitzungen mit allem, was daran hängt, nicht von der Gnade und Ungnade der Engländer abhängig sein lassen. Deutschland muß imstande sein, auch zur See jederzeit und jedem Feinde gegenüber sein gutes Recht und sein Eigentum erfolgreich zu verteidigen. Wenn auf irgend eine Phase der Weltgeschichte, paßt auf diese der alte Spruch: Si vis pacem, para bellum.

Englands Zukunft wird übrigens zurzeit noch von einer anderen Seite her sehr ernstlich bedroht. Wenn Irland eine offene Wunde in seinem Staatsorganismus ist, so verspricht Indien eine eiternde Beule zu werden. England hat, was Indien anbelangt, nichts gelernt und nichts vergessen. Es hat dort dieselben, ja noch viel schlimmere Zustände geschaffen, als die waren, die zur amerikanikanischen Revolution führten. Die Fehler in der Behandlung der Kolonisten, die damals zum Verluste seiner größten und wichtigsten Kolonie führten, sind von England in seinen übrigen von Europäern besiedelten Kolonien allerdings nicht wiederholt worden, selbst nicht in Afrika nach dem Burenkriege. Aber in Indien hat man sich absolut geweigert, die harte Lektion auch dort anzuwenden.

Die englischen Schriftsteller faseln soviel von dem, was sie Oriental Mind nennen und was von dem gesunden Menschenverstande des kaukasischen Abendländers grundverschieden sein soll. Als wenn nicht alle Menschen ohne Ausnahme ein sehr bestimmtes Gefühl dafür besäßen, wenn ihnen unrecht geschieht. Es wäre amüsant, immer wieder jene Phrase vom orientalischen Menschenverstande zu lesen, wenn die Sache nicht so ernst wäre. Sie soll eben verschleiern, daß die so gerechten und gottesfürchtigen Engländer in der Regierung Indiens jedes göttliche und menschliche Gesetz beiseite setzen und Indien nicht zum Wohl und Besten der Inder, sondern zur Bereicherung Englands regieren.

Die Inder verlangen heute genau dasselbe, was die merikanischen Kolonisten im Jahre 1775 forderten, nämlich das Recht der



Selbstregierung unter dem Schutze Englands. Es ist aber fraglich, ob die Engländer dort heute noch das bewilligen können, was sie schon längst aus freien Stücken hätten bewilligen sollen. Vielleicht möchte eine zu späte Bewilligung der Selbstherrschaft den Abfall der Inder nur beschleunigen. Aber wenn England dieses Recht verweigert, wird es ganz sicher Indien verlieren.*)

Der Sieg Japans über Rußland hat einen ganz gewaltigen Einfluß auf das Gemüt der Asiaten ausgeübt. Ihr Selbstbewußtsein regt sich mächtig. England hat außerdem tausende von Indern im Gebrauche europäischer Waffen und in den Grundsätzen europäischer Kriegskunst unterwiesen. Es war immer die beliebte Politik der Engländer, ihre Siege zu erkaufen und sie mit dem Blute und den Knochen fremder Söldner zu bezahlen. Das birgt eine doppelte Gefahr in sich. Der Engländer verliert seine militärischen Tugenden. Der fremde Gladiator lernt die schwachen Seiten des Engländers kennen und wird zu seinem Besieger herangezogen. Das römische Kaiserreich ist seinerzeit an dieser selben Scheu seiner Bewohner vor dem Kriegsdienste und an der Ausbildung germanischer Söldlinge zugrunde gegangen.

Die Gefahr, Indien zu verlieren, mag schon bald die Aufmerksamkeit und den Neid Englands von der wachsenden See- und Handelsmacht Deutschlands ablenken. Es besteht allerdings auch die Möglichkeit, daß England seine Sache in Indien von vornherein verloren gibt und dafür seine Kräfte und seine Aufmerksamkeit ganz auf Afrika konzentriert. Es würde dann zuerst Deutschland aus Afrika zu vertreiben suchen, um hernach auch die Franzosen aus dem Tempel hinauszuwerfen. Der einzige Schutz dagegen ist, daß Deutschland seine Seemacht so ausbaut, um jeden Augenblick feindliche Angriffe blutig abweisen zu können.

Aber wie gesagt, das Werben von einflußreichen Engländern, die in ihrem eignen Lande leitende Stellungen einnehmen, ist ein sehr günstiges Zeichen. Man darf daraufhin schon die zuversichtliche Prophezeiung wagen, daß es nie zum Kriege zwischen Deutschland und England kommen wird. Die beiden Nationen haben gar keinen Grund, sich dauernd zu hassen. Der wachsende Reichtum Deutschlands macht England nicht ärmer. Die beiden Mächte sind

*) **Anmerkung der Redaktion.** Wir können den Ausführungen unseres Herrn Mitarbeiters über die englische Herrschaft in Indien nicht vollkommen zustimmen. Allerdings haben die Briten am Ganges und Indus manches Unrecht begangen, aber auch Kulturwerte geschaffen, welche die Inder selber unmöglich übersehen können. Auch tritt der Vergleich zwischen den heutigen Indern und den Amerikanern von 1775 den Letzteren wohl zu nahe.

außerdem blutsverwandt sowohl als auch religionsverwandt. Sie marschieren an der Spitze der Völker Europas als Kulturträger und Kulturförderer erster Klasse. Sie werden und können der Welt und Menschheit unbedingt mehr nützen durch friedlichen Wettbewerb und freundschaftlichen Austausch ihrer geistigen und materiellen Güter als durch den glorreichsten Sieg, den die eine Macht über die andere erfechten könnte.

Wer fünfundzwanzig Jahre lang der englischen Sprache, Literatur und Geschichte besondere Aufmerksamkeit erwiesen hat, wer dabei in intimen Verkehr mit Menschen englischer Abstammung gekommen ist, der kann die vielen großen und edlen Eigenschaften des englischen Nationalcharakters nicht übersehen, der muß diese tüchtige und erfolgreiche Nation hochschätzen, der muß stolz darauf sein, daß sie germanischer Abstammung ist, daß sie sich selber so gern Angelsachsen nennen. Wer zugleich in Deutschland geboren und ausgebildet worden ist und in langen Jahren amerikanischen Aufenthaltes immer fester davon überzeugt worden ist, daß er auf Grund dessen, was er in Deutschland gelernt hat, eine wichtige Mission in Amerika zu erfüllen hat, einerlei ob diese Mission anerkannt wird und augenblickliche Früchte bringt oder nicht, der kann nicht verkennen, daß Deutschland noch eine große, weltgeschichtliche Mission zu erfüllen hat.

Wer dann in unparteiischer Weise zwischen Deutschland und England abwägt, der wird zu dem Schlusse kommen, daß Deutschland in einem von England provozierten Kriege siegreich sein muß, weil gegenwärtig wenigstens die Sache Deutschlands die Sache der Menschheit ist. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß menschlichem Ermessen nach Englands Aufgabe gegenwärtig im wesentlichen als erfüllt erscheint. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Hoffentlich aber und wahrscheinlich gehört England nicht zu denen, von denen es heißt, quos deus vult perdere prius dementat. Es läßt sich meiner Meinung nach kein größeres, weltgeschichtliches Verbrechen denken, als das Heraufbeschwören eines Krieges zwischen Deutschland und England. Die idealen Aufgaben der beiden Völker sind wohl zu vereinen und ergänzen sich in wunderbarer Weise. Beide können und sollten von einander lernen. Die möglicherweise sich befehdenden materiellen Interessen dürfen diese wichtige Tatsache nicht verdunkeln. Sie werden im Gegenteil erst dann zu ihrem vollen Rechte kommen, wenn die idealen Güter nicht auf dem Altare der nationalen Selbstsucht geopfert werden.

Zur Reform der Preußischen Finanzverwaltung.

Von

Oberverwaltungsgerichtsrat **Mrozek**, Steglitz.

Die zur Vorbereitung der Verwaltungsreform eingesetzte Immediatkommission hat sich in besondere Ausschüsse gegliedert; einer davon soll sich mit der Verbesserung der Finanzverwaltung beschäftigen. Hier wird vor allem die Verwaltung der direkten Steuern in Betracht kommen. Die Klagen über eine unzureichende Erfassung des Einkommens und Vermögens werden immer lauter und allgemeiner. Auch darüber besteht kaum noch Streit, daß dieser ungesunde Zustand zum Teil auf die Unzulänglichkeit der Veranlagungsarbeiten zurückzuführen ist. Da muß sich einem die Frage aufdrängen: Wie war es möglich, daß sich jener Uebelstand achtzehn volle Jahre durchschleppen konnte, fehlte denn die Aufsicht?

Aufsichtsorgane sind vorhanden, es sind die III. Abteilung bei den Regierungen (Abteilung für direkte Steuern) und vor allem der Dirigent dieser Abteilung als Vorsitzender der Einkommensteuer-Berufungskommission. Gesetz und Ausführungsanweisung geben der Aufsicht auch die besten Mittel an die Hand, sich geltend zu machen; es heißt da*): Der Vorsitzende der Berufungskommission ist inbezug auf die richtige Feststellung der Steuer der Vertreter der Staatsinteressen für seinen Bezirk. Ihm liegt die obere Leitung des gesamten Veranlagungsgeschäfts im Bezirk ob. Er hat die gleichmäßige Anwendung der Veranlagungsgrundsätze zu überwachen und die Geschäftsführung der Vorsitzenden der Veranlagungskommissionen zu beaufsichtigen. Den Aufträgen und Weisungen des Vorsitzenden

---

*) § 47 des Einkommensteuergesetzes in der Fassung vom 19. Juni 1906 und Artikel 51, Nr. 2, Abs. 2, Nr. 4, Artikel 68, Nr. 3c, Artikel 70 III, Nr. 1, 2, 3 und 5 der Ausführungs-Anweisung vom 25. 7. 06.

der Berufungskommission sind die Vorsitzenden der Veranlagungskommissionen pünktlich nachzukommen verpflichtet. Letztere müssen auf Anweisung des ersteren von den Rechtsmitteln Gebrauch machen. Der Vorsitzende der Berufungskommission darf sich nicht auf die Erörterung der Berufungen und Beschwerden beschränken, sondern muß von Amtswegen für die sachgemäße Handhabung der bestehenden Vorschriften Sorge tragen und die zur Beseitigung der wahrgenommenen Mängel geeigneten Maßregeln treffen. Zu diesem Zwecke hat er sich über alle in Betracht kommenden Verhältnisse fortlaufend unterrichtet zu halten und namentlich alljährlich mehrere Kreise seines Bezirks zu bereisen, um durch persönliche Anschauung von der Art der Ausführung der die Steuerveranlagung betreffenden Vorschriften und von der Behandlung der bezüglichen Geschäfte an Ort und Stelle Kenntnis zu nehmen. Seine besondere Aufmerksamkeit muß er der Aufstellung geeigneter Normen für die Schätzung des landwirtschaftlichen und des gewerblichen Einkommens widmen und die auf diesem Gebiete von den Vorsitzenden der Veranlagungskommissionen zu entwickelnde Tätigkeit fortlaufend im Auge behalten.

Bessere Mittel, eine zutreffende Erfassung des Einkommens und des Vermögens herbeizuführen, lassen sich kaum ersinnen. Wenn trotzdem nur Mangelhaftes erreicht worden ist, so muß die Schuld daran liegen, daß jene Mittel nicht oder nicht richtig zur Anwendung gekommen sind; sie k ö n n e n nämlich nicht im erforderlichen Umfange gebraucht werden. Im Wege steht die bestehende Organisation, die Verwaltung der direkten Steuern durch die Regierungen.

Die Stelle des Dirigenten der Steuerabteilung und Vorsitzenden der Berufungskommission müßte nach den Aufgaben, die ihm das Gesetz stellt, recht arbeitsreich sein, und doch gilt sie in den maßgebenden Kreisen als ganz bequem. Sie wird nur deshalb wenig begehrt, weil mit ihr die Laufbahn regelmäßig abgeschlossen ist, und weil die Beschäftigung mit den Steuersachen dem Fernstehenden entsetzlich langweilig erscheint; und sie ist auch wirklich langweilig, wenn man sich nicht die Mühe gibt, in die Sachen hineinzusteigen und so zu ihrer Beherrschung zu gelangen. Als bequem gilt jene Stellung, weil der Regierungspräsident in die Geschäftsführung des Vorsitzenden der Berufungskommission nichts hineinzureden hat, und die andern Sachen ihm so fern liegen, daß sich sein Eingreifen in der Regel auf die Personalien beschränkt. Das ist aber wiederum für die Steuerverwaltung der wunde Punkt.

Denn es ist ganz selbstverständlich, daß der Regierungspräsident sich die besten Arbeitskräfte für das Arbeitsfeld bereit hält, auf dem er selbst die volle Verantwortung trägt; so fällt für die Steuerverwaltung nicht viel ab. Neben den wenigen, die sich aus Neigung der Steuerverwaltung widmen, finden da viele verbrauchte Kräfte Verwendung. Der Abteilungsdirigent erhält dann recht oft für seinen großen Geschäftskreis nicht die erforderliche Unterstützung, wie ihm auch die Geschäfte der beiden anderen Abteilungen der Regierung nur selten eine Anregung für sein Geschäftsgebiet geben. Die Hauptschwierigkeit seiner Geschäftsführung bleibt aber folgende: Im Interesse einer ersprießlichen Kreisverwaltung liegt ein gutes Einvernehmen zwischen dem Landrat und den im Wirtschaftsleben besonders hevortretenden Persönlichkeiten seines Kreises. Ganz allgemein wird geltend gemacht, daß mit jenem Interesse eine kraftvolle Durchführung der Vorschriften der Steuergesetze unvereinbar sei. Ob das richtig ist, kann auf sich beruhen, jedenfalls herrscht diese Meinung, und sie zu überwinden ist der Vorsitzende der Berufungskommission außerstande; dazu fehlt ihm die nötige Autorität. Auf die Unterstützung des Regierungspräsidenten wird er nur selten rechnen können, denn auch jenem wird die Aufrechterhaltung des guten Einvernehmens zwischen Landrat und Kreis wertvoller erscheinen als die zutreffende Erfassung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse für die Steuer. In diesem ungleichen Kampfe muß der Vorsitzende der Berufungskommission bald ermüden, besonders wenn in seiner Geschäftsführung noch Ungeschicklichkeiten unterlaufen, die von oben gerügt werden oder gar seine Versetzung im Dienstinteresse herbeiführen. Dann gewinnt der Vorsitzende bald eine bequemere Auffassung seiner Aufgaben, und ist erst dieser Zustand eingetreten, so bleibt seine Rückwirkung auf die untergeordneten Behörden nicht aus, selbst wenn sie von besonderen Kommissaren verwaltet sein sollten.

Eine Besserung der Veranlagung ist nur zu erwarten, wenn die Stellung des Vorsitzenden der Berufungskommission mit solcher Autorität und solchen Hilfskräften ausgestattet wird, daß er von seinem Aufsichtsrecht über die Veranlagungsbehörden auch Gebrauch machen kann. Es ist deshalb vorgeschlagen worden, in der III. Abteilung ebenfalls das Präfektursystem einzuführen und den Regierungspräsidenten zum Vorsitzenden der Berufungskommission zu machen. Diese Aenderung könnte aber schon deshalb nicht die beabsichtigte Wirkung äußern, weil dem Regierungspräsidenten wie dem

Landrat das gute Einvernehmen mit den wirtschaftlich maßgebenden Einwohnern des Bezirks das höchste Gebot bleiben wird. Auch wäre der Regierungspräsident mangels der erforderlichen Sachkunde außerstande, seine Hilfsarbeiter mit den nötigen Weisungen zu versehen und ihre Geschäftsführung ausreichend zu überwachen. Sollten nun gar, wie verlautet, die Geschäfte der Generalkommission und die Meliorationen dem Regierungspräsidenten unterstellt werden, so ist es für ihn menschlich unmöglich, auch den ihm fernstehenden Geschäften der Steuerverwaltung die nötige Aufsicht und Förderung zuteil werden zu lassen.

Hiernach erscheint eine vollständige Trennung der Verwaltung der direkten Steuern von den Regierungen unabweisbar. Für Berlin besteht bereits ein eigener, lediglich der Steuerverwaltung dienender Behördenorganismus in der „Direktion für die Verwaltung der direkten Steuern in Berlin", und diese Einrichtung hat sich ausgezeichnet bewährt.

Eine ähnliche Behörde bestand auch schon einmal für eine Provinz. Nach der Einverleibung des vormaligen Königreichs Hannover*) in das preußische Staatsgebiet wurden nämlich dort die Geschäfte der Steuerverwaltung, „bis die anderweitige Organisation der Verwaltungsbehörden erfolgt sein würde, dem Ober-Steuer-Kollegium, und zwei Jahre später nebst der Domänen- und der Forstverwaltung der neu errichteten Königlichen Finanzdirektion in Hannover überwiesen. Diese Organisation wurde später aufgehoben, nicht etwa, weil sie sich nicht bewährt hatte, sondern weil jene „anderweitige Organisation" der Verwaltungsbehörden eintrat. Das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 bestimmte im § 25**): „In der Provinz Hannover treten an die Stelle der Landdrosteien und der Finanzdirektion sechs Regierungspräsidenten und Regierungen . . ."

In Elsaß-Lothringen***) ist die Verwaltung der direkten Steuern im Jahre 1884 zentralisiert worden. Ein Direktor der direkten Steuern leitet den Veranlagungs- und Erhebungsdienst. Dem

*) § 4 der Verordnung vom 28. 4. 67, betr. die Einführung der Preußischen Gesetzgebung inbetreff der direkten Steuern in dem Gebiete des vormaligen Königreichs Hannover (GS. S. 533). — Allerhöchster Erlaß vom 5. 4. 69. betr. die Einrichtung einer Provinzial-Finanzbehörde in Hannover (GS. S. 511).

**) Mit dem 1. Juli 1885 in Hannover in Kraft getreten (§ 120 der Kreisordnung für die Provinz Hannover vom 6. Mai 1884 — GS. S. 181).

***) Die Verfassung und Verwaltung von Elsaß-Lothringen, von Karl Mandel, neubearbeitet von Oskar Grunewald, Straßburg 1905. S. 115.

Steuerdirektor liegt auch die Leitung des Kataster- und Vermessungswesens ob.

Auch in Oesterreich*) bestehen als Mittelinstanz „Finanzlandesdirektionen“ oder Finanzdirektionen“. „Sie wurden geschaffen, um im Einklange mit der geänderten Einrichtung der politischen Behörden in allen Kronländern eine einheitliche Verwaltung und Leitung der verschiedenen Finanzzweige ins Leben treten zu lassen und die Geschäftsleitung für die direkte Besteuerung mit jener der übrigen Finanzzweige und des Kassenwesens soviel als möglich in einer Art zu vereinigen.“

Der Einrichtung in Oesterreich würde eine Angliederung der jetzigen Steuerabteilungen der Regierung an die Provinzialsteuerdirektionen der Provinzen entsprechen. Eine solche Vereinigung der Verwaltung der direkten Steuern mit der der indirekten Steuern unter der gemeinsamen Leitung des Provinzialsteuerdirektors widerstrebt aber dem inneren Wesen dieser Verwaltungen. Der Aufbau, der Geschäftsgang und die Zwangsmittel zur Durchführung ihrer Aufgaben sind grundverschieden. Die indirekten Steuern werden von Beamten festgesetzt, denen die schärfsten Zwangsmittel zu Gebote stehen. Dagegen sind zur Festsetzung der direkten Steuern an erster Stelle die Staatsbürger selbst berufen; Beamte beaufsichtigen und regeln nur den Geschäftsgang der Selbstverwaltung und sorgen für die Ausführung ihrer Beschlüsse. Während ferner für die Verwaltung der indirekten Steuern das fiskalische Interesse den obersten Grundsatz bilden muß, darf dieser die Verwaltung der direkten Steuern nicht allein beherrschen. Die indirekten Steuern wird man nur unter gewissen, mehr oder minder leicht feststellbaren Umständen schuldig, die Gesetze über die direkten Steuern fordern dagegen von jedem Staatsbürger jahraus jahrein Leistungen, deren Feststellung vielfach nur bei seinem guten Willen möglich wird. Daraus erwächst für die Verwaltung der direkten Steuern die sittliche Pflicht, das Volk zur Steuerwilligkeit und Steuerehrlichkeit zu erziehen. Das ist auch der Grund, weshalb dieser Verwaltung keine Zwangsmittel gegeben sind, welche, wie Beschlagnahme und Durchsuchungen, das Ehrgefühl der Steuerpflichtigen verletzen könnten. Bei dieser Verschiedenheit zwischen den beiden Verwaltungen wäre ihre gedeihliche Entwicklung unter gemeinsamer Leitung kaum erreichbar; da wäre dem gegenwärtigen Zustande noch der Vorzug zu geben.

*) Oesterreichisches Staatshandwörterbuch von Mischler & Ulbrich, Wien 1906, II. Bd., S. 25.

Es bleibt hiernach nur ein Weg, der zu einer wirklichen Verbesserung der Verwaltung der direkten Steuern führen kann: Man schaffe für jede Provinz eine besondere Steuerregierung, welcher der Geschäftskreis der jetzigen III. Abteilung der Regierung, soweit er die Verwaltung der direkten Steuern betrifft, überwiesen wird. Die Behörde könnte die Benennung „Königliche Finanzdirektion“ führen. An ihrer Spitze muß ein dem Regierungspräsidenten an Rang und Einkünften gleichstehender Präsident stehen. Dies ist erforderlich, damit der Präsident die nötige Autorität besitze, bei den Verwaltungsbehörden und den anderen Provinzialbehörden sich durchzusetzen, und auch um den Posten den vortragenden Räten des Finanzministeriums begehrenswert erscheinen zu lassen; gerade dies würde ein besonders geeignetes Mittel sein, den [illegible] der höchsten Instanz bis in die kleinsten [illegible] des Organismus Geltung zu verschaffen.

Der Präsident würde die Geschäfte nach dem [illegible] des Landesverwaltungsgesetzes v. 30. 7. 83 leiten und [illegible]

[illegible]

Staffel zu erreichen suchen. Umgekehrt würden jüngere Kräfte, wenn sie in der Beschäftigung mit den direkten Steuern keine Befriedigung fänden, die Möglichkeit des Rücktritts in das Arbeitsfeld der allgemeinen Verwaltung behalten. Endlich würde der Zusammenhang mit dieser im Beamtenersatze der Verwaltung der direkten Steuern gewisse unmeßbare Werte sichern, welche für ihre Stellung nach außen und den Laienkommissionen gegenüber sehr viel bedeuten.

Der Betrag der Feuerversicherungswerte in Deutschland.

Von

Dr. F. Freiherr von Liebig.

[illegible]

[illegible]

und ausländischen Aktiengesellschaften. Während in der Statistik des Aufsichtsamts hierfür 82 307 + 11 331 = 93 638 Mill. Mark figurieren, führt das Reichsschatzamt hierfür 96 969 654 Millionen Mark an. Auf Grund welcher Unterlagen das Reichsschatzamt zu diesem höheren Betrage kommt, ist mir nicht bekannt.

May fügt nun seiner Grundlage von 173 340 Millionen Mark für 1906 einen für das Jahr 1907 errechneten Schätzungsposten von 6 934 Millionen Mark hinzu und kommt auf diese Weise zu 180 274 Millionen Mark.

Dieser Schätzungsposten kommt der Wirklichkeit ziemlich nahe, denn wir ersehen aus der inzwischen erschienenen Versicherungsstatistik des Kaiserl. Aufsichtsamts für 1907, daß die Gesamtsumme der deutschen versicherten Werte im Jahre 1907 um 7 422 Millionen Mark auf 177 601 Millionen Mark gestiegen ist, so daß im großen und ganzen die schätzungsweise angenommene Zahl Mays mit der amtlichen Statistik bis auf die im Reichsschatzamt entstandene Differenz von ca. 3 Milliarden übereinstimmt. In diesen Gesamtsummen für 1906 und 1907 sind nun nach der völlig übereinstimmenden Statistik des Reichsschatzamts, des Statistischen Jahrbuchs und des Kaiserl. Aufsichtsamts an Werten, die von öffentlichen Feuerversicherungsanstalten versichert waren, für 1906 63 480 und für 1907 66 449 Millionen Mark enthalten.

May glaubt nun aus dem Statistischen Jahrbuch für 1909, S. 353, ersehen zu können, daß in diesen Zahlen ein ziemlicher Betrag Doppelversicherung, d. h. Rückversicherung enthalten sei, nämlich für 1906 5,4 % und für 1907 sogar 8,4 %, so daß er aus der Identität der Zahlen für die öffentlichen Anstalten in der Statistik des Reichsschatzamts mit denen der Statistik des Statistischen Jahrbuchs den Schluß ziehen zu müssen glaubt, es stecke ein ähnlicher Prozentsatz von Rückversicherung auch in den Zahlen des Reichsschatzamts für die Aktiengesellschaften und Gegenseitigkeitsgesellschaften. Er glaubt daher zu einem Abzug für Gesamtrückversicherung berechtigt und verpflichtet zu sein, den er unter Annahme eines Durchschnittsprozentsatzes von 5,5 % für Rückversicherung auf rund 12 000 Millionen festsetzt. Dieser Abzug ist jedoch völlig unbegründet.

Wie aus der Statistik des Kaiserl. Aufsichtsamts, deren Zuverlässigkeit nicht zu bezweifeln sein wird, klar und deutlich hervorgeht, handelt es sich bei diesen Ziffern (siehe Versicherungsstatistik für 1906 und 1907, S. 62 bezw. S. 56) lediglich um unmittelbar versicherte Beträge und ebenso verhält es sich bei den Ziffern des Statistischen Jahrbuchs für 1909.

May ist in diesem Falle das Opfer einer für den Laien (nicht aber für den Versicherungsfachmann) zu Zweifeln Anlaß gebenden Ausdrucksweise im Statistischen Jahrbuch geworden.

Dort heißt es nämlich, nachdem die Zahlen für 1906 und 1907 aufgeführt sind: „davon Rückversicherungen“

für 1906: 3 399 213 000 Mk. = 5,4 %,
für 1907: 5 591 343 000 Mk. = 8,4 %.

Das heißt jedoch nicht, daß diese Beträge etwa von den öffentlichen Anstalten übernommene Rückversicherungen sind und deshalb in den aufgeführten Ziffern doppelt stecken, sondern das heißt, daß von den 63 480 bezw. 66 449 Millionen direkten (unmittelbaren) Versicherungen 3 399 bezw. 5 591 Millionen in Rückversicherung abgegeben, d. h. rückversichert sind und zwar ist ein größerer Teil bei der Rückversicherungsabteilung des Verbandes deutscher öffentlicher Feuerversicherungsanstalten und der kleinere Teil bei Privatgesellschaften rückversichert. Hierzu ist zu bemerken, daß der Verband deutscher öffentlicher Feuerversicherungsanstalten eine für sich bestehende juristische Person ist. (Vgl. Mitteilungen für die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten, Februar 1909, S. 22 ff.). Völlig verfehlt sind natürlich auch die Schlüsse, die May auf Grund dieses Irrtums bezüglich des Prozentsatzes der Versicherungszunahme bei den öffentlichen Anstalten zieht. Die Versicherungssumme ist bei diesen Anstalten nicht etwa zurückgegangen, sondern stetig gestiegen.

Wir müssen also, ohne diesen Abzug von 12 Milliarden als gerechtfertigt anzuerkennen, einstweilen mit der von May gewonnenen Zahl von 180 274 Millionen bezw. mit der in der Statistik des Kaiserl. Aufsichtsamts für 1907 angegebenen Ziffer von 177 601 Millionen, die miteinander, abgesehen von der bereits erwähnten Differenz von ca. 3 Milliarden korrespondieren, weiterrechnen. In diesem letzteren Betrage von 177 601 Millionen sind jedoch lediglich die Zahlen der unter der Reichsaufsicht stehenden Versicherungsunternehmungen und der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten enthalten. Es fehlen also die Beträge der bei den unter Landesaufsicht stehenden Feuerversicherungsunternehmungen versicherten Werte. Daß diese Werte keine quantité négligeable darstellen, mag schon der Umstand erweisen, daß allein ca. 200—300 auf den Bundesstaat Preußen beschränkte Feuerversicherungsvereine (kleinere oder größere Vereine) bestehen, deren Versicherungsbestand sich großenteils auf viele Millionen beziffert. Es sei hier nur an die zahlreichen Gilden Schleswig-Holsteins und die Feuerkassen des Marienburger Kreises erinnert, die auf das ehrwürdige Alter von Jahrhunderten zurückblicken können. In ähnlicher Weise wie in Preußen bestehen auch in den andern Bundesstaaten des Deutschen Reichs kleinere und größere Feuerversicherungsvereine, die ebenfalls, weil nur auf das Gebiet dieser Bundesstaaten beschränkt, nicht unter der Aufsicht des Kaiserl. Aufsichtsamts stehen und infolgedessen statistisch noch nicht erfaßt sind.

Zu diesen namhaften Versicherungswerten kommen die im Deutschen Reiche noch nicht versicherten Werte des Privat-

eigentums hinzu. Delbrück hat sich bezüglich der Frage des heute noch unversicherten Eigentums an den Generaldirektor der Bayrischen Versicherungsbank, Herrn von Rasp, gewandt, der sich dahin ausgesprochen hat, daß in neuerer Zeit das unversicherte Eigentum ganz bedeutend zurückgegangen sei (vgl. näheres Preußische Jahrbücher, Band 136, 1. Heft, S. 168 f.). Ich stimme der Anschauung dieses erfahrenen Fachmanns völlig bei, möchte aber doch hervorheben, daß meiner Ueberzeugung nach das unversicherte Privateigentum immerhin noch einen nicht unwesentlichen Faktor unseres Nationalvermögens darstellt. Man denke unter anderem nur an die unzähligen kleinen und kleinsten Haushaltungen, namentlich in den großen Städten, um deren Gewinnung sich in neuerer Zeit eine hervorragende Feuerversicherungs-Gesellschaft durch Einführung von Wochenprämien (ein Zahlungsmodus, wie er bis dahin nur in der sogenannten Volksversicherung bekannt war) mit großem Erfolg bemüht. Jedenfalls wird der etwas kühne Schluß Mays, den er aus der sinkenden Produktionsziffer der Feuerversicherungsunternehmungen für die Jahre 1904—1906 zieht, daß nämlich das bis 1904 vermutlich vorhanden gewesene Reservoir der noch nicht versicherten Objekte seitdem zu fließen aufgehört habe, durch die inzwischen amtlich ermittelte, gegen das Vorjahr um 303 Millionen erhöhte Produktionsziffer widerlegt (die Zunahme war im Jahre 1904 7557 Millionen, im Jahre 1905 7295, im Jahre 1906 7119, dagegen im Jahre 1907 7422 Millionen).

Was nun den von May und auch von Delbrück angenommenen Prozentsatz, der für Ueberversicherung an den feststehenden Ziffern in Abzug gebracht werden müsse, anbetrifft, so übersehen beide, und auch der um seine Meinung hierüber befragte Herr von Rasp geht darauf nicht ein, daß den tatsächlich, namentlich auf dem Gebiete der Immobiliarversicherung bestehenden Ueberversicherungen ein Gleichgewicht in den ebenso zweifellos vorhandenen Unterversicherungen gegenübersteht. Tagtäglich erweisen die Schadenregulierungen zum Nachteile der Versicherten das Vorhandensein bedeutender Unterversicherungen, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß sie völlig den Ueberversicherungen die Wage halten, so reduzieren sie doch dieselben so stark, daß meines Erachtens für einen nennenswerten Abzug kein Raum mehr bleibt. Erwähnt mag hierzu noch werden, daß in Deutschland der größere Teil der Immobiliarversicherung, bei der die Ueberversicherung vorwiegend eine Rolle spielt, in den Händen der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten sich befindet, bei denen durch entsprechende Taxationen der Ueberversicherung wirksam vorgebeugt wird.

Trotzdem hält May noch einen Abzug von 15% für Ueberversicherung für recht mäßig und führt zur Begründung der von ihm behaupteten Ueberversicherung aus: „Die Feuerversicherung hat den Zweck, den ganzen durch das Feuer möglichen Schaden zu decken, wozu auch der Mieteausfall bis nach Wiederaufbau gehört.“ May übersieht hierbei, daß die Mietausfallversicherung fast in sämtlichen deutschen Bundesstaaten gesetzlich verboten

war, „daß nur reale, bewegliche und unbewegliche Gegenstände gegen unmittelbar oder mittelbar durch Feuer verursachte Schäden versichert werden durften", (preuß. Ministerialverfügung vom 23. Juni 1892; in gleicher Weise untersagten Bayern und Baden ausdrücklich die sogenannte indirekte Versicherung) und stützt seine Behauptung offenbar lediglich darauf, daß es nach dem Hamburger Feuerkassengesetz vom 20. Februar 1885 bisher möglich war, „einen Aufschlag von 10 vom Hundert auf die Schätzungssumme zu versichern" (§ 10 a. a. O.). Bemerkt darf hier werden, daß mit dem Grundsatze des Verbots der indirekten Versicherung allerdings das Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag vom 30. Mai 1908, das am 1. Januar 1910 in Kraft tritt, bricht. (§§ 53, 89 und 90). Wenn May in seiner weiteren Beweisführung behauptet, „daß eine Zwangsversicherung (bezüglich der Versicherungssumme) besonders liberal sein müsse und daß bei der Hamburger Feuersozietät der Versicherungsbetrag tatsächlich häufig mehr als das Doppelte des Wertes betrage", so tut er, glaube ich, doch den „Zwangsversicherungen" im allgemeinen und der „Hamburger Feuersozietät" im besonderen Unrecht. Denn gerade die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten machen im Gegensatz zu den privaten Feuerversicherungsgesellschaften die Versicherung von einer vorgängigen Taxation der aufzunehmenden Gebäude durch beeidigte Taxatoren abhängig. So auch die Hamburger Feuerkasse („die Feuerkasse beauftragt zwei ihrer beeidigten Taxatoren nach bestimmter Reihenfolge mit der Schätzung zum Behuf der Aufnahme" (§ 23 a. a. O. Siehe auch §§ 22, 24 ff.), die doppelt vorsichtig ist, indem sie die Schätzung der Taxatoren noch durch zwei Revisoren nachprüfen läßt (§ 25). Auch die Ausführung Mays zur Begründung der Berechtigung eines so hohen Abzugs für Ueberversicherung, daß der Hausrat allgemein zum Anschaffungswert versichert werde, obgleich die Gesellschaften diesen beim Brand nicht vergüten, sondern nur den wesentlich niedrigeren des alten Hausrats, ist völlig unzutreffend. May übersieht hierbei, daß Nachschaffungen, die in jedem normalen Haushalte vorkommen, in die Versicherung eingeschlossen sind, sofern der Wert des gesamten Haushalts die Versicherungssumme nicht übersteigt, daß sonach die Abnutzung durch Neuanschaffungen ausgeglichen werden kann und in der Regel auch ausgeglichen wird. Ebenso unrichtig sind die Behauptungen Mays betreffs der Ueberversicherung in Waren, die er zwischen 20%—50% schätzt. Der Kaufmann, der in normalen Zeiten ein kleines Lager hält, wird sich hüten, die Prämie für den Saisonlagerbestand während des ganzen Jahres zu bezahlen, er wird vielmehr für die Saison eine kurzfristige Nachversicherung nehmen. May denkt offenbar bei seiner Behauptung an Versicherungen über veränderliche Summen, wobei allerdings die Police stets über den höchsten Betrag ausgestellt ist. Daß aus dem Bestehen solcher Versicherungen jedoch der Schluß auf eine 20—50%ige Ueberversicherung bei den Warenversicherungen im allgemeinen gezogen wird, halte ich nicht für angängig. Ich glaube also, daß May für die

Berechtigung eines Abzugs von 15% für Ueberversicherungen den Beweis nicht erbracht hat, noch viel weniger dafür, daß dieser Abzug so mäßig sei, daß die noch nicht versicherten Objekte des Privatbesitzes außer Ansatz bleiben können.

Ich glaube vielmehr, daß eine Bewertung des am Ende des Jahres 1907 gegen Feuer versicherten oder versicherungsfähigen Privateigentums — die fiskalischen Werte, die ja in der Regel nicht versichert werden, sind hierbei völlig außer Betracht gelassen — mit 200 Milliarden nicht zu hoch gegriffen sein dürfte, indem ich annehme, daß zu den nach der amtlichen Statistik unmittelbar gegen Feuer versicherten 177½ Milliarden noch gut und gerne 22½ Milliarden an solchen Werten hinzugerechnet werden dürfen, die einerseits bei den unter Landesaufsicht stehenden Unternehmungen versichert und andrerseits noch unversichert sind. Hierzu ist noch zu bemerken, daß die amtliche Statistik eine jährliche Zunahme von ca. 7 Milliarden an bei den unter der Reichsaufsicht stehenden Unternehmungen und bei den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten versicherten Werten ergibt.

Die genauen Zahlen sind die folgenden:

1902	142 997 816 000
1903	149 061 980 000
1904	155 512 565 000
1905 . . .	162 609 178 000
1906	170 037 042 000
1907	177 601 000 000

Wenn auch der größte Teil dieses Neuzuwachses an versicherten Werten auf das Konto der **Neuproduktion** an Werten zu setzen ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß hierunter alljährlich ein nicht unbeträchtlicher Teil von bis dahin unversicherten Werten enthalten ist.

Sonach hat Delbrück mit seinem Ergebnis, daß im Jahre 1907 im Deutschen Reich für wenigstens 170 Milliarden gegen Feuer versicherte oder versicherbare Objekte vorhanden waren, sicherlich nicht, wie May behauptet, zu hoch gegriffen, sondern er hat meiner Ueberzeugung nach, den Betrag sehr bescheiden angesetzt.

Noch einmal: Lehren des Kieler Werftprozesses.

(Vgl. Dezemberheft S. 451 u. ff.)

Von

Dr. Ferdinand Elz.

Die Lehren, welche „Faustus" aus dem Kieler Werftprozeß ziehen will, gipfeln darin, daß die Leitung einer Kaiserlichen Werft in die Hände eines Fachmanns, eines Technikers, gehöre und daß mehr als bisher die volle Verantwortung dem Techniker auferlegt werde, daß dagegen der Einfluß des Offiziers und des „Juristen" zurückgedrängt werden müsse. Diese Forderungen werden mit der Behauptung begründet, es sei für jeden, der offenen Auges über eine Kaiserliche Werft geht, klar, daß es absolut falsch sein würde, das Wesen der Werft in militärischen Dingen zu sehen, die Werft sei im ganzen ein technischer Bau- und Reparaturbetrieb, eingefügt in den militärischen Organismus der Marine.

Diese Behauptung ist aber nicht zutreffend. Die Werft im ganzen ist nicht ein technischer Bau- und Reparaturbetrieb, sondern dieser technische Betrieb ist nur ein Teil des Werftbetriebes, eingefügt in den militärischen Organismus der W e r f t. Die Kaiserlichen Werften haben die Aufgabe, nicht nur Schiffe im Sinne des Schiffbau- und Maschinenbau-Technikers herzustellen oder zu reparieren, sondern die Schiffe bis in die letzte Einzelheit schlagfertig herzustellen und zu erhalten. Und dazu gehört eine Menge von Arbeit, die außerhalb des Wirkungskreises des Schiffbau- und Maschinenbau-Technikers liegt. Richtig ist, daß diese beiden Branchen der Masse nach — Zahl der Arbeiter und Geldverbrauch — den Hauptteil der Werft ausmachen, nicht richtig aber ist, daß sie darum für den Endzweck, für die Herstellung des schlagfertigen Schiffes, irgendwie wichtiger seien, als eins der andern beteiligten Ressorts, Artillerie, Torpedowesen, Ausrüstung, Navigation. Jedes der sechs genannten Ressorts hat das natürliche Streben, in dem herzustellenden Schiffe seinen speziellen Gegenstand zur höchsten Vollendung zu bringen, ebenso natürlich ist es aber auch, daß diese Bestrebungen in dem engen Raume eines Schiffes aufeinanderstoßen, sich gegenseitig beeinträchtigen müssen. Die so entstehenden Gegensätze müssen

[illegible] geschlichtet werden, der, um nicht befangen zu sein, [illegible] Gruppen nach Ausbildung und Neigung angehören [illegible] allgemeines militärisches Verständnis besitzen muß: als die [illegible] ergibt sich in der Marine ohne weiteres ein Seeoffizier. [illegible] allen Marinen an der Spitze der Kriegswerften Seeoffiziere

[illegible] sich aber nicht nur darum, innerhalb der Werften ent- [illegible] durch Kompromisse auszugleichen, auch von außen her [illegible] die verschiedensten Ansprüche an die Werft heran: wenn [illegible] Herbstmanöver z. B. die sämtlichen Seestreitkräfte in den [illegible] kurzen Ruhepausen die Werft überfallen, um schleunigst wieder [illegible] ausgerüstet zu werden. Jeder der Schiffskommandanten [illegible] gerade sein Schiff in kürzester Frist und in seinem Sinne [illegible] wieder hergestellt haben; weitgehende Ansprüche [illegible] vom einseitig militärischen Standpunkte aus ganz mit Recht [illegible] nachdrücklichst vertreten. Da bedarf es der Entscheidung, [illegible] Arbeit aus ökonomischen oder anderen Gründen nicht [illegible] unausgeführt bleiben muß oder ob zur Erreichung der mög- [illegible] Leistungsfähigkeit der Flotte nicht die Arbeit auf dem einen [illegible] hinter die auf einem andern zurückgestellt werden muß. [illegible] kann, ohne daß endlose Reklamationen entstünden, [illegible] Kommandanten, welche die verschiedensten militärischen Grade [illegible] wiederum nur von einem Seeoffizier getroffen werden, der in [illegible] militärischen Range den Kommandanten gegenüber genügende [illegible] besitzt. Daß diese eigenartigen Verhältnisse, die sehr [illegible], daß die Kriegswerften nicht im gewöhnlichen Sinne [illegible] Reparaturbetriebe sind, sich im Ernstfalle, bei einer Mobil- [illegible] während des Kriegszustandes, geradezu potenzieren würden, braucht [illegible] zu werden.

[illegible] nun aber einmal von dem militärischen Charakter des Werft- [illegible] absehen wollen, wenn wir nur fragen wollen, ob aus technischen [illegible] Gründen es vorteilhaft sein würde, an die Spitze der Werften [illegible] zu stellen, so bringt uns ein Blick in die Privatindustrie zu der [illegible] Regelmäßig steht an der Spitze der Privatwerften kein [illegible] kommt es einmal vor, so ist dieser Mann, der seine Aus- [illegible] der Technik genossen hat, ein Verwaltungsmann — also eine [illegible] geworden, der gelernt hat, seine einseitigen Ansichten als [illegible] höheren Rücksichten auf das Ganze unterzuordnen. Regel- [illegible] in der Privatindustrie, nicht nur auf den Werften, [illegible] die Oberleitung, ihm müssen sich die technischen Leiter des [illegible] unterordnen, ganz besonders in solchen Unternehmungen, in [illegible] verschiedener Branchen miteinander arbeiten sollen, aber — [illegible] einmal in der menschlichen Natur begründet ist — in ein- [illegible] häufig genug gegeneinander arbeiten. Wir können

Noch einmal: Lehren des Kieler Werftprozesses.

(Vgl. Dezemberheft S. [illegible] u. ff.)

Von

Dr. Ferdinand Elz.

von einem Vorgesetzten geschlichtet werden, der, um nicht befangen zu sein, keiner der beteiligten Gruppen nach Ausbildung und Neigung angehören darf und doch allgemeines militärisches Verständnis besitzen muß: als die geeignete Person ergibt sich in der Marine ohne weiteres ein Seeoffizier. Wie denn in allen Marinen an der Spitze der Kriegswerften Seeoffiziere stehen.

Es handelt sich aber nicht nur darum, innerhalb der Werften entstehende Gegensätze durch Kompromisse auszugleichen, auch von außen her treten gleichzeitig die verschiedensten Ansprüche an die Werft heran: wenn während der Herbstmanöver z. B. die sämtlichen Seestreitkräfte in den wenigen und kurzen Ruhepausen die Werft überfallen, um schleunigst wieder hergestellt oder ausgerüstet zu werden. Jeder der Schiffskommandanten will natürlich gerade sein Schiff in kürzester Frist und in seinem Sinne vollkommen aktionsfähig wieder hergestellt haben; weitgehende Ansprüche werden — und vom einseitig militärischen Standpunkte aus ganz mit Recht — gestellt und nachdrücklichst vertreten. Da bedarf es der Entscheidung, ob eine verlangte Arbeit aus ökonomischen oder anderen Gründen nicht überhaupt unausgeführt bleiben muß oder ob zur Erreichung der möglichsten Gesamtleistungsfähigkeit der Flotte nicht die Arbeit auf dem einen Schiffe zeitweise hinter die auf einem andern zurückgestellt werden muß. Solche Entscheidung kann, ohne daß endlose Reklamationen entstünden, gegenüber den Kommandanten, welche die verschiedensten militärischen Grade bekleiden, wiederum nur von einem Seeoffizier getroffen werden, der in seinem hohen militärischen Range den Kommandanten gegenüber genügende dienstliche Autorität besitzt. Daß diese eigenartigen Verhältnisse, die sehr eindringlich zeigen, daß die Kriegswerften nicht im gewöhnlichen Sinne Bau- und Reparaturbetriebe sind, sich im Ernstfalle, bei einer Mobilmachung, während des Kriegszustandes, geradezu potenzieren würden, braucht nur angedeutet zu werden.

Wenn wir nun aber einmal von dem militärischen Charakter des Werftorganismus ganz absehen wollen, wenn wir nur fragen wollen, ob aus technischen und ökonomischen Gründen es vorteilhaft sein würde, an die Spitze der Werften einen Techniker zu stellen, so bringt uns ein Blick in die Privatindustrie zu der Antwort: „Nein!“ Regelmäßig steht an der Spitze der Privatwerften kein Techniker. Und kommt es einmal vor, so ist dieser Mann, der seine Ausbildung in der Technik genossen hat, ein Verwaltungsmann — also eine Ausnahme — geworden, der gelernt hat, seine einseitigen Ansichten als Techniker den höheren Rücksichten auf das Ganze unterzuordnen. Regelmäßig hat in der Privatindustrie, nicht nur auf den Werften, der Kaufmann die Oberleitung, ihm müssen sich die technischen Leiter des Betriebes unterordnen, ganz besonders in solchen Unternehmungen, in denen Techniker verschiedener Branchen miteinander arbeiten sollen, aber — wie das nun einmal in der menschlichen Natur begründet ist — in einseitiger Befangenheit häufig genug gegeneinander arbeiten. Wir können

doch nicht annehmen, daß unsere Privatindustrie, der man äußerste Wirtschaftlichkeit gewiß nicht absprechen wird, ohne Grund den Kaufmann oder den Nichttechniker in der leitenden Stelle bevorzugt. Auch hier gibt es eben Gegensätze auszugleichen, was nur demjenigen gelingt, der vermöge seiner Erziehung und Ausbildung gelernt hat, die Dinge vom höheren, als nur dem Ressortstandpunkte zu beurteilen.

Und es ist noch ein anderes. Die Privatindustrie hat eben die Erfahrung gemacht, daß der sich selbst überlassene Techniker nur zu leicht, um der technischen Vollendung seines Werkes willen, zu wenig Rücksicht auf die Kosten nimmt, das heißt: zu teuer arbeitet. Und dabei wird der Techniker in der Privatindustrie ganz anders auf Sparsamkeit erzogen als der Techniker auf den Kaiserlichen Werften. Wenn jener nicht ebenso billig arbeitet, wie sein Kollege in einem Konkurrenzunternehmen, wird sich kein Absatz für seine Produkte finden, aber auch, seines Bleibens auf seinem Posten dürfte nicht lange sein. Auf den Kaiserlichen Werften gibt es solchen Zwang nicht, weil es an der Konkurrenz und damit an der Möglichkeit einwandfreien Vergleichs mit der Konkurrenz fehlt. Der weiland Finanzminister v. Miquel hatte mit seinem Ausspruch doch recht, daß der Techniker allein nicht sparsam arbeiten könne.

Sonach: es wäre auch aus ökonomischen Gründen unrichtig, einen Techniker an die Spitze der Kaiserlichen Werft zu setzen, es wäre in der Praxis aber auch gar nicht ausführbar: wollte man einen Schiffbautechniker dazu nehmen, würden sich die Kollegen vom Maschinenbau beeinträchtigt fühlen, und umgekehrt; die Arbeitskraft beider Teile würde sich in endlosen Reibereien erschöpfen.

Man kann aber „Faustus" nicht einmal in der Forderung zustimmen, daß der Techniker in seinem Ressort volle Selbständigkeit, daß er für Angelegenheiten seines Ressorts die volle und alleinige Verantwortung haben müsse.

Selbstverständlich, die Verantwortung für die eigentliche kunstgerecht-technische Ausführung soll und muß dem Techniker uneingeschränkt bleiben. Handelt es sich aber um darüber hinausgehende, um Verwaltungsangelegenheiten, so kann die Mitwirkung eines verwaltungsmäßig geschulten Beamten nicht entbehrt werden.

Zu diesen Angelegenheiten gehört die allgemeine Disposition über die Geldmittel. Will man darin, daß den technischen Ressorts der Kaiserlichen Werften die Bestimmung über die Verwendung der ihnen zugeteilten Geldmittel überlassen wird, noch so weit gehen, so muß doch von außerhalb des Ressortstandpunktes bestimmt, und es muß kontrolliert werden, daß in den verschiedenen miteinander arbeitenden Ressorts die Dispositionssummen nach einheitlichen Gesichtspunkten in der gleichen Richtung verwendet werden. Daß also z. B. nicht in einem Ressort die Arbeiten an einem Schiffe bis auf die letzte gefördert und vollendet werden, während das Schwesterressort seine Tätigkeit in gleicher Weise auf ein anderes Schiff richtet. — Die

Arbeitsdispositionen müssen aufeinander eingestimmt werden. Selbst dann kann also der Techniker in seinem Ressort nicht völlig selbständig gelassen werden, er muß seine Spezialdispositionen, auch wenn dies vom Ressortstandpunkt aus lästig und selbst unrichtig erscheint, nach den Gesamtdispositionen der Werft einrichten.

Es ist aber nicht einmal nötig, daß den technischen Ressorts eine selbständige Disposition über Geldmittel überhaupt überlassen wird. Wenn die technischen Ressorts einer Kaiserlichen Werft, bei denen es nun einmal darauf ankommt, daß die durch den Etat bewilligten Mittel nicht überschritten werden, durch Begrenzung ihrer Arbeiterzahl dahin gebunden werden, daß sie über eine gewisse erfahrungsmäßig feststehende Summe hinaus im ganzen nicht verarbeiten können, so brauchen sie gar nicht zu wissen, wieviel sie im einzelnen verarbeiten dürfen und verarbeitet haben. Der technischen Güte und der Sparsamkeit der Arbeit geschieht dadurch kein Abbruch. Wir haben ein schlagendes Beispiel aus der Privatindustrie. Auf einer unsrer großen Privatwerften — vielleicht auf mehreren — wird dem Techniker absichtlich die Kenntnis davon vorenthalten, wieviel die Arbeit seines Ressorts gekostet hat. Er hat hinsichtlich der Kostenermittlung nichts weiter zu tun, als die Zahl der verarbeitenden Arbeitsstunden und die Mengen des verarbeiteten Materials an die Zentralbuchhalterei zu melden. Erst in dieser wird der Geldeffekt errechnet, aber nicht dem Ressorttechniker, sondern nur der Oberleitung zur Kenntnis gebracht. Es ist ohne weiteres klar, daß die Oberleitung hierdurch ein getreueres Bild von den Kosten jeder einzelnen Arbeit und von dem ökonomischen Betriebe in jeder Werkstatt erhält, als wenn der Geldeffekt bereits im Werkstattbureau errechnet und — vielleicht nach andern Gesichtspunkten als nach rein sachlichen Entstehungsgründen — zurechtgeschoben wird. Daß ein solches Zurechtschieben auch auf den Kaiserlichen Werften nicht für ausgeschlossen angesehen wird, läßt der noch viel weiter gehende Satz des Kommissionsberichts (veröffentlicht in der Nordd. Allg. Ztg., anfangs November) erkennen, es müsse kontrolliert werden, daß Material und Löhne nur für solche Zwecke verwendet werden, für welche sie nach den Dispositivvorschriften bestimmt sind. Zweifellos wird der Techniker, der auch noch für die Richtigkeit der Geldberechnungen in seinem Werkstattbureau einstehen soll, hierdurch mit einer Verwaltungsarbeit belastet, die ihm erspart bleiben kann; wird sie ihm abgenommen, kann er um so ungestörter seine Arbeitskraft und Kontrolle seinen technischen Aufgaben sowohl wie der sachgemäßen und sparsamen Verwendung von Lohn und Material im technischen Teile seines Betriebes widmen.

Um nachzuweisen, wie sehr der Techniker durch den Verwaltungsbeamten oder, wie „Faustus“ mit Vorliebe sagt, durch den „Werftjuristen“ gekrebelt wird, oder geknebelt werden kann, entwirft er ein sonderliches Bild von einem solchen Werftjuristen. Da muß doch gesagt werden, daß solche phantastische Fossile in der Werftverwaltung nicht existieren, nicht

eintreten können, weil die Erziehung durch den lebendigen W[illegible] [illegible] einem Verwaltungsbeamten, der mit der bloßen Neigung zur [illegible] auf die Werft käme, diese bald austreiben würde. Aber [illegible] verkennt hier die Aufgabe des Verwaltungsbeamten sowohl als die [illegible] tümlichen Bestimmungen, welchen ein Staatsbetrieb durch die [illegible] unterliegt. Er sagt, der Jurist müsse erst noch gefunden [illegible] der es wagen könnte, sein Urteil, ob im wohlverstandenen Sinne eine [illegible] nahme verbilligend wirke, dem des Technikers entgegenzusetzen. [illegible] Gegenteil wird der Verwaltungsbeamte allerdings die Pflicht haben, [illegible] selbst ein Urteil zu bilden, ehe er in solche Maßnahmen [illegible] Maßnahme denn wirklich verbilligend wirkt. Er wird von dem Techniker, [illegible] in technischem Enthusiasmus in eine neue [illegible] Handlungs- verliebt haben kann, eine gründliche [illegible] einfordern und prüfen müssen, ob deren einzelne Posten [illegible] besondern Verhältnisse der Werft modifiziert werden [illegible] Werkstätten denken, in denen die alte [illegible] besonderen Betriebe der Werft immer noch im großen [illegible] eine neue, absolut sparsamer arbeitende. Auch der [illegible] Betriebes wird seine Werkstätten nicht herausreißen und [illegible] neue ersetzen, wenn er nicht die Überzeugung hat, [illegible]

[illegible]

der Arbeit der gesetzgebenden Faktoren hervorgeht, desto schwieriger wird es, praktisch mit ihm zu arbeiten.

Es mag gern, als in der Theorie zutreffend, zugegeben werden, daß, wie Faustus sagt, „ein im besten Sinne moderner, auf höchste Oekonomie der Produktion gerichteter Sinn durch die Technikerwelt geht". Wenn aber die Marineverwaltung es für nötig hält, in allen Betriebsstellen der Werft eine schärfere Kontrolle durchzuführen, so wird sich dies daraus erklären, daß ihr der Beweis noch nicht erbracht scheint, daß dieser Sinn auch die Techniker der Kaiserlichen Werften bereits sämtlich erfaßt und bis zu seiner Uebersetzung in die Praxis durchdrungen hat. Bis dies erwiesen ist, werden sich diese Techniker die schärfere Kontrolle ebenso wie alle andern Stellen der Werft gefallen lassen müssen. Dadurch wird ihre Selbständigkeit und Verantwortlichkeit in ihren eigentlichen Obliegenheiten nicht eingeschränkt.

Auch was „Faustus" in seinem Schlußworte über die Persönlichkeit sagt, wenn er dort fordert, daß man eine Persönlichkeit in ihrem Wirkungskreise unbeschränkt und unbeaufsichtigt wirken lassen solle, um die höchste Leistung zu erzielen, ist im allgemeinen gewiß richtig. Aber es kommt darauf an, was als Wirkungskreis anzusehen ist: nicht alles, was im Betriebe eines technischen Ressorts vorkommt, was zum Betriebe nötig ist, gehört in den Wirkungskreis des Technikers. In einem Betriebe von der Ausdehnung der technischen Ressorts einer Kaiserlichen Werft, der nicht mehr stets bis in alle seine Einzelheiten von einer Person übersehen und beherrscht werden kann, muß die Arbeit nach ihrer Art geteilt, der Wirkungskreis für jeden einzelnen nicht nach der Breite, sondern nach der Tiefe abgegrenzt werden; die Arbeitskraft auch einer tüchtigen Persönlichkeit darf nicht dadurch zersplittert und geschwächt werden, daß man von ihr die Bewältigung einer Vielheit von heterogenen Dingen verlangt.

Der richtige Mann am richtigen Platze in einem solchen Betriebe, der sich als Teil eines großen Organismus erkannt hat, wird nicht aus Ressortpartikularismus die Arbeit anderer Stellen an sich reißen wollen, er wird im Gegenteil diese anderen Stellen dankbar für sich arbeiten lassen, um seine ganze Arbeitskraft ungeschmälert für die Erreichung des ihm gesteckten Zieles einsetzen zu können.

Mädchenschulreform und Oberlehrerinnenfrage.

Von

Richard Wagner, Bildstock.

In eindringlicher Weise hat Fräulein Dr. Christiane von Wedel im Oktoberheft dieses Jahrgangs auf die schweren Gefahren aufmerksam gemacht, die der Neuordnung des Mädchenschulwesens in Preußen durch den noch immer steigenden Mangel an Oberlehrern drohen. Das stimmt um so bedenklicher, als damit eine neu angebahnte Entwicklung schon in ihren Anfängen empfindlich gehemmt wird und leicht in verderbliche Bahnen gedrängt werden kann.

Nur wenig wurde die Neuordnung des preußischen höheren Mädchenschulwesens vom 18. August vorigen Jahres außerhalb der Fachkreise besprochen, und fast scheint es, als sei man sich in weiteren Kreisen gar nicht über ihre ungeheure Tragweite genügend klar. Bedeutet sie doch einen so tiefen Einschnitt in unser gesamtes Kulturleben, wie er folgenreicher gar nicht gedacht werden kann! Zum ersten Male wird, so lange Europas Geschichte und Kultur währt, durch diese Reform in Preußen dem weiblichen Geschlechte von Staatswegen zugestanden, nach denselben Geistes- und Bildungswerten wie die Männer zu streben, wird es grundsätzlich allgemein bis zu den letzten Quellen wissenschaftlichen Lebens hingeführt, wird der Unterschied des formalen Ziels männlicher und weiblicher Erziehung und Bildung aufgehoben.

Und nun, da diese gewaltige Wandlung kaum eingeleitet ist, wird darauf hingewiesen, welch eines wichtigen — zunächst sogar des allerwichtigsten — Faktors man sich versehen hat, indem für eine auch nicht annähernd ausreichende Zahl von Lehrkräften für das neue Werk gesorgt ist. Denn der Mangel macht sich mehr noch als an Oberlehrern an Oberlehrerinnen geltend; und es besteht die Vorschrift, daß im gegenseitigen Verhältnis der akademisch gebildeten Lehrer und Lehrerinnen an einer Anstalt die Zahl des einen Teiles nicht unter ein Drittel der Gesamtzahl herabgehen soll. Nach einer Statistik vom vorigen Jahre betrug die Anzahl der pro fac. doc. geprüften Lehrerinnen in Preußen 30—40; sie ist

bis heute nicht nennenswert größer geworden und verschwindet gänzlich gegenüber dem Bedarf. Außerdem gab es etwa 500 Oberlehrerinnen, die die „wissenschaftliche Prüfung der Lehrerinnen“ abgelegt hatten. Aber auch hier war schon vor der Reform die Nachfrage, wenn man so sagen darf, größer als das Angebot. Dieses Mißverhältnis hat sich nun durch die Mädchenschulordnung ins Ungeheuerliche vergrößert und schon begonnen auf der „Jagd“ nach Oberlehrerinnen gar wunderliche Blüten zu treiben.

In der Tat, es wäre ein schwerer Vorwurf für eine verantwortliche Staatsregierung, eine so umwälzende Neuordnung in die Wege zu leiten, ohne daß auch nur die notwendigsten Vorbedingungen erfüllt waren, wenn nicht bekannt und an maßgebender Stelle wiederholt ausgesprochen worden wäre, daß die Regierung entschlossen war, alle notwendigen und übersehbaren Vorbereitungen zu treffen, und sich Zeit dafür gelassen wissen wollte: daß sie sich aber des immer heftigeren Drängens von seiten der Frauenbewegung nicht mehr erwehren konnte. Deshalb entschloß sie sich im August 1908, mit der Herausgabe der Bestimmungen über die Neuordnung die ersten und entscheidenden Schritte zur Verwirklichung des ungeduldig erwarteten Planes zu tun. Wie weit sie aber von vornherein der berührten wunden Stelle abzuhelfen bestrebt war, geht aus den allgemeinen Ausführungsbestimmungen vom 12. Dezember 1908 hervor, wonach als akademische Lehrkräfte im Sinne der neuen Ordnung auch die Oberlehrerinnen verstanden wurden, die durch die wissenschaftliche Prüfung der Lehrerinnen die Befähigung zur Anstellung als Oberlehrerinnen an öffentlichen höheren Mädchenschulen erworben hatten. Ja noch mehr; am 3. April 1909 erfolgte der Erlaß, wonach Lehrerinnen, die an einem höheren Lehrerinnenseminar ihre Abgangsprüfung bestanden und mindestens zwei Jahre an einer höheren Mädchenschule unterrichtet haben, zur Prüfung pro fac. doc. berechtigt wurden.

Dieses Vorgehen ist nun nicht nur um deswillen so freudig zu begrüßen, weil es der Not der Zeit aufs wirksamste begegnet, sondern weil er den Grund zur Gestaltung eines einheitlichen Lehrkörpers an den neuen Mädchenbildungsanstalten legt, und weil es eine hoffnungsvolle Anbahnung neuer Möglichkeiten zur Ausbildung höherer Lehrkräfte darstellt. Nun aber erhob sich ein unbegreiflicher, agitatorischer Sturm gegen diesen Aprilerlaß, und gerade aus den Kreisen der Frauenbewegung, die durch ihre Ungeduld die besprochene mißliche Lage hauptsächlich verschuldet hatten. Vergebens sieht man sich nach Gründen um, die der durch vollzogene Tatsachen bedingten Lage gegenüber jenem Widerstand eine stichhaltige, innere Berechtigung verschaffen könnten. Es ist der „Paritätsfanatismus“, der hier seine freudeverlassenen Früchte zeitigt, indem behauptet wird, daß im höheren Lehrberuf nur d i e Frau Ausreichendes zu leisten imstande sei, die genau dieselbe Vorbildung wie der Mann erfahren habe. Es ist derselbe „Paritätsfanatismus“, der auch die neugeschaffenen Studienanstalten nicht gelten lassen will, weil sie nicht genau so organisiert sind wie die

höheren Knabenbildungsanstalten; wobei man dann aber außer acht läßt, daß nirgends so viel Ungenüge empfunden und demgemäß reformiert und experimentiert wird wie eben auf diesem Gebiete unseres Schulwesens. Gerade durch Berücksichtigung der hier gemachten Erfahrungen stellt jene Ordnung der Studienanstalten ein durchaus modernes, selbständiges und den Knabenanstalten zum mindesten gleichwertiges Gebilde dar. Und man darf wohl auch selbst auf die Gefahr hin, für einen unkundigen Beurteiler des Wesens der Frauenaufwärtsbewegung angesehen zu werden, die Frage aufwerfen, ob die Frauen der Sache ihres Studiums wirklich einen Dienst damit tun, wenn sie so bedingungslos danach trachten, auch im Geistesleben jeglichen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Eigenart auszutilgen.

Von vielen Seiten wird nun schon seit langem darauf hingewiesen, daß die Ausbildung der Oberlehrer durchaus nicht derart sei, um in allen Stücken als ohne weiteres vorbildlich gelten zu können. Am allerwenigsten sei sie es deshalb, weil dem Kandidaten des höheren Lehramts keine Möglichkeit zu Gebote stehe, sich die nötigen praktischen Vorkenntnisse für seinen späteren unterrichtlichen Beruf anzueignen und seine Fähigkeit dazu zu erproben. Gerade vor diesem Uebelstand ist die frühere Lehrerin bewahrt. Schon auf dem Seminar hat sie nicht nur theoretisch Didaktik und Methodik getrieben, sie hat auch an der Uebungsschule praktisch zu unterrichten gelernt. Sie hat in der Seminarabgangsprüfung ihre Befähigung für ihren Beruf nachgewiesen und dann noch, ehe sie zur Universität kommt, wenigstens zwei Jahre lang unterrichtet. Mit diesem wertvollen Vorsprung beginnt sie nun ihre eigentlich wissenschaftlichen Studien, denen sie dann genau so gerecht werden muß, wie jeder Abiturient und jede Abiturientin auch, wenn anders sie die höhere Lehrbefähigung erhalten will. Der Aprilerlaß also schafft einen neuen und, wie leicht zu sehen, glücklichen Typus von Mädchenschullehrkräften aus einer organischen Verbindung bereits vorhandener und erprobter Elemente. Man darf sich also mit gutem Grunde über den zu erwartenden Leistungen dieser neuen Art von weiblichen Oberlehrern getrost halten.*)

Aber ein anderer Einwand ist noch nachdrücklicher als der besprochene aus Frauenkreisen vorgebracht worden. Man erklärte, die Lehrerin sei mit

*) Nach Niederschrift dieses Aufsatzes erhalte ich die Abhandlung: „Pro facultate docendi“ von Prof. Dr. G. Thurau (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, VIII. Band, 5. Heft Weidmannscher Verlag. November 1909.) In ganz ausgezeichneter Weise beleuchtet Prof. Th. „die ganze Sachlage vom Standpunkte eines Universitätslehrers“ im historischen Zusammenhang und auf dem Boden der bisher gesetzmäßig festgelegten und tatsächlichen Verhältnisse. Darin heißt es S. 15: „Nach meinen Betrachtungen halte ich die Chancen der seminaristisch vorgebildeten Oberlehrerinnen pro fac. doc. keineswegs für geringer als die der Abiturientinnen, die ihre Ueberlegenheit in der Unterrichtspraxis oder in der wissenschaftlichen Arbeit auch noch erst zu erweisen haben.“

ihrer Vorbildung überhaupt nicht zum wissenschaftlichen Studium befähigt, ja sie bedeute geradezu eine Gefährdung der deutschen Wissenschaft und drücke das Niveau der Vorlesungen an unseren Universitäten. Und der Verband der Vereine studierender Frauen Deutschlands erklärte auf seiner Frankfurter Tagung vom 3. und 4. August v. J. in verblüffender Ahnungslosigkeit über die wirklichen Verhältnisse und ohne weitere Begründung jene Berechtigungserweiterung der Lehrerinnen einfach für „eine Gefahr für das Frauenstudium.*)

Nun bedarf es aber noch weniger des Enthusiasmus als ruhiger, unvoreingenommener Ueberlegung, um der Bedenken über die nicht zureichende Befähigung der Lehrerin zum akademischen Studium Herr zu werden. Eine Frau, die nach zweijähriger Unterrichtspraxis den Beruf zu wissenschaftlicher Weiterarbeit in sich fühlt und den keineswegs leichten Entschluß faßt, den ernsten, schweren Weg durch die Prüfung pro fac. doc. zu gehen, ist sich ganz gewiß in den allermeisten Fällen über die unerläßlichen Vorbedingungen und die Folgen ihres Tuns vollkommen klar. Das traute ihr schon der Regierungserlaß vom 15. Juni 1900 über die Neuregelung der sogen. Oberlehrerinnenprüfung zu, wenn er sagte: „Ein etwas geringeres Maß positiver Kenntnisse auf dem einen oder anderen Teilgebiete der gewählten Wissenschaft kommt demgegenüber (sc. dem Universitätsstudium) weniger in Betracht; das läßt sich jederzeit nachholen und wird von einer tüchtigen Lehrerin in dem Maße nachgeholt werden, als ihr der Mangel zum Bewußtsein kommt."

Die Stätte zur Anleitung und Einführung in die eigentlich wissenschaftliche Arbeit sind ja doch erst die Universitäten. Und Dozenten einiger von ihnen haben sich durch Einrichtung sogenannter Oberlehrerinnenkurse der Weiterbildung der Lehrerin in einer Weise angenommen, die auch den letzten Einwand gegen deren erfolgreichen und darum berechtigten Besuch der Universität haltlos zu machen geeignet ist. Mir liegen die Studienpläne der Greifswalder Kurse vor, die Michaelis 1908 von Prof. Thurau eingerichet wurden und als typisch und vorbildlich zugleich angesehen werden dürfen, namentlich mit Rücksicht auf die damit verbundenen Realgymnasialkurse. Diese Verbindung wurde in Greifswald als erste derartige Einrichtung geschaffen und ermöglicht den Lehrerinnen eine rasche und gründliche Nachholung ihrer etwa unvollständigen Vorkenntnisse. Der Schwerpunkt dieser Realgymnasialkurse liegt nicht so sehr in der Vorbereitung zum Abiturientenexamen, obwohl ihr Ziel auch bis dahin führt, wie in der

*) Von der angeblichen Gefährdung der Wissenschaft an der Universität sagt Prof. Thurau a. a. O. S. 8: „Das Häuflein Lehrerinnen, das ihr (der alma mater) jetzt zugeführt wird, wird sie auch nicht ein Atom ihres Wesens kosten. Sie hat im Lauf der letzten Jahrzehnte immer neue Kategorien „mittelmäßiger" Scholaren an ihre Brust nehmen und hegen müssen, aber niemand in der Welt kann leugnen, daß trotzdem oder vielleicht auch z. T. darum ihre Bedeutung und Macht wie unter einer auffrischenden Blutzufuhr gewachsen ist."

[illegible] Vermittlung der auf die einzelnen [illegible] entfallenden [illegible] bildung durch [illegible] ein- und mehrsemestrige Teilnahme an den einzelnen Unterrichtsstunden der Schule. Der Unterricht liegt [illegible] hauptsächlich in den Händen gewandter Lehrkräfte, und es ist [illegible] nichts anderes [illegible] als die sogenannten „Anfangsklassen" im [illegible] Latein, die seit einigen Jahren für Abiturienten von [illegible] Oberrealschulen an den Universitäten abgehalten werden.

Daneben oder darüber bestehen die eigentlichen Studentinnen[illegible] [illegible]kurse, die nach dem Vorbilde der Schule in [illegible] und Königsberg eingerichtet worden und ausschließlich der [illegible] von Lehrerinnen zur Oberlehrerinnen-Prüfung dienen sollen. [illegible] Unterricht [illegible] der [illegible] mit der Prüfungsordnung [illegible] Bestimmung [illegible]. Da die alte Oberlehrerinnenprüfung nur [illegible] 1913 abgehalten werden soll, erreicht das Ziel der Schule [illegible] Bedeutung, ohne daß jedoch [illegible]

[illegible]

[illegible]

ausdrücklicher Berücksichtigung des vorgeschriebenen Unterrichts in höheren Mädchenschulen, sowie nationalökonomische Vorlesungen dargeboten werden.

Ohne Zweifel sind diese Kursusveranstaltungen durchaus von dem Geiste getragen, der an unseren Universitäten seine Pflegstätte je und je gehabt hat. Deutlich ist schon seit längerer Zeit dieser propädeutische Zug auch in anderen Zweigen akademischer Tätigkeit wirksam gewesen. Von der klassisch-philologischen Abteilung ging er aus, die vor ihren Seminaren Proseminare, zuweilen in drei aufsteigenden Stufen errichtete, und ganz zuletzt wurden hier vielfach praktisch tätige Gymnasialprofessoren von der Fakultät beauftragt, mit den Studierenden lateinische und griechische stilistische Uebungen abzuhalten. Bald gab es nicht allein mehr germanistische, romanistische, historische Proseminare, sondern auch bei anderen Fakultäten begannen diese Einrichtungen heimisch zu werden. Nun versuche man nur einmal das Wort „Oberlehrerkurse" auf diese Erscheinungen in Anwendung zu bringen, und man erkennt sie ohne weiteres als eine Parallele zu den Oberlehrerinnenkursen. Vielleicht gehen einmal noch von diesen letzteren, systematischer ausgebauten Kursen Anregungen aus zur weiteren Organisation der vielfach als wünschenswert empfundenen planmäßigen Universitätsvorbereitung der Oberlehrer.*)

Wenn hier auf die Greifswalder Kurse exemplifiziert wurde, so gelten diese Ausführungen ebenso vielleicht mit einigen unwesentlichen Modifikationen, denen in Bonn, Göttingen und Königsberg. In Bonn und Göttingen werden neuerdings ebenfalls realgymnasiale Vorbereitungskurse aufgetan. Die Anzahl dieser Kurse wird wohl vorläufig genügen; denn die Lehrerinnen werden in ihrem eigensten Interesse die Universitäten aufsuchen, die ihnen diese ausgezeichneten Vorbildungsmöglichkeiten bieten.

So baut sich denn auf ihnen die frohe Zuversicht auf, daß wenigstens einem Teile — und wahrlich keinem geringen — der geschilderten und beklemmenden Gefahren für das Zustandekommen der Mädchenschulreform aufs wirksamste begegnet sei.

*) Einige beachtenswerte Vorschläge zur Neuordnung einzelner Prüfungsbestimmungen macht Prof. Thurau a. a. O. S. 25.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Eduard von Hartmann. System der Philosophie im Grundriß. Band VI: Grundriß der ethischen Prinzipienlehre, Band VII: Grundriß der Religionsphilosophie, Band VIII: Grundriß der Aesthetik. Verlag von Hermann Haacke, Bad Sachsa im Harz, 1909.

Mit dem Erscheinen dieser drei Bände ist die Herausgabe des nachgelassenen Werkes E. v. Hartmanns beendet. Hätte ihn der Tod nicht abgerufen, so würde er uns außer diesem achtbändigen Grundriß voraussichtlich noch eine „Philosophie der Geschichte" geschenkt haben; denn wie Frau Alma von Hartmann in der von ihr mit einem biographischen Geleitwort versehenen zweiten Auflage der Schrift über „die sozialen Kernfragen" berichtet, die sie, einen letzten Willen ihres Gatten erfüllend, mit anerkennenswerter Genehmigung des ersten Verlegers derselben in dem billigen Verlag der „Deutschen Bücherei" erscheinen ließ, war der Philosoph vor seinem Ableben hauptsächlich noch mit umfangreichen historischen Studien beschäftigt. So aber sind wir seiner Geschichtsphilosophie verlustig gegangen, was recht bedauerlich ist; würde doch vermutlich auch sie den Entwicklungsgang der Menschheit vom Gesichtspunkt der Bewußtwerdung des unbewußten Geistes aus betrachtet und gedeutet haben, da dies ja der Brennpunkt ist, in dem sich die Strahlen fast aller seiner früheren philosophischen Schriften, sowie auch die des vorliegenden Grundrisses und zwar sowohl seiner theoretischen als auch seiner praktischen Teile vereinigen. Inwiefern dies in den Grundrissen zur theoretischen Philosophie der Fall ist, haben wir bei unserer Besprechung derselben gesehen; daß auch seine praktische Philosophie dieses Brennpunktes nicht ermangelt, zeigt sich uns, sobald wir auch deren Grundrisse einer Betrachtung unterziehen.

So ist es Hartmann in der Ethik vor allem um Auffindung eines „höchsten" Moralprinzips zu tun. Zu diesem Zwecke durchmustert er phänomenologisch alle möglichen Moralprinzipien, gleichviel ob sie schon in der Geschichte der Menschheit und in der Geschichte der Philosophie hervorgetreten sind oder nicht, und zwar in einer Reihenfolge und Ordnung,

wie der Begriff des Gegenstandes es fordert. Obschon überall ein bestimmtes Maß positiver Bedeutung anerkennend, findet er sich dennoch gerade durch die kritisch erkannten Grenzen der Leistungsfähigkeit bei jedem Prinzip genötigt, zu einer anderen ergänzenden Gestaltung weiterzugehen und von den niederen Prinzipien zu höheren aufzusteigen. Auf diesem Wege gelangt er dann schließlich zu einem allumfassenden höchsten Prinzip. So schreitet er über die egoistische und die heterenome Pseudomoral als Vorstufen zur Sittlichkeit durch die Selbstverleugnung und sittliche Autonomie des freien Gewissen aufwärts zu den Triebfedern des echten sittlichen Bewußtseins oder zu den Moralprinzipien des sittlichen „Geschmacks": der rechten Mitte oder des Maßes, der individuellen und universellen Harmonie, der Vervollkommnung, des ethischen Ideals und der künstlerischen Lebensgestaltung, ferner zu den Prinzipien des sittlichen „Gefühls": des Selbst-, Nach- und Gegengefühls oder Vergeltungstriebs, des Geselligkeitstriebs, Mitgefühls, der Pietät, Treue, Liebe und des Pflichtgefühls und schließlich zu den „rationalistischen" Moralprinzipien der praktischen Vernunft, Wahrheit, Freiheit und Gleichheit, der sittlichen Freiheit des liberum arbitrium indifferentiae, der transzendentalen Freiheit, Ordnung, Rechtlichkeit und Gerechtigkeit, Billigkeit und des Zweckes. Nach Erörterung dieser „subjektiven" Moralprinzipien wendet er sich alsdann zur Prüfung der „objektiven" oder der Ziele der Sittlichkeit, in dieser Hinsicht ein sozialeudämonistisches, evolutionistisches und ein Moralprinzip der sittlichen Weltordnung unterscheidend und einander überordnend. Die sittliche Weltordnung endlich weist ihn auf den „Urgrund" der Sittlichkeit hin oder zu den „absoluten" Moralprinzipien, d. i. zu dem monistischen der Wesensidentität der Individuen, dem religiösen der Wesensidentität mit dem Absoluten und zuletzt zu dem höchsten, dem Moralprinzip der absoluten Teleologie, dem Hartmann das privativ absolut eudämonistische Moralprinzip der „Erlösung" als letztes substituiert.

Ueberblicken wir diesen Gang der Untersuchung, so sehen wir, daß Hartmann in dem Grundriß der ethischen Prinzipienlehre denselben Weg zurückgelegt hat, wie s. Z. in seinem umfangreicheren Werk über „Das sittliche Bewußtsein", diesmal jedoch mit größeren Schritten, so daß er mit 217 Seiten schon den Raum durchmessen, während jenes Buch 700 Seiten umfaßt. Wem es an Zeit gebricht, der mag deshalb dem Grundriß den Vorzug geben; zu diesem Zwecke hat ihn ja Hartmann verfaßt. Er erkannte, wie nötig unserer hastenden Zeit eine derartig zusammengedrängte Prinzipienlehre ist, denn seiner Ansicht nach beruht die Zerfahrenheit der modernen Kultur wesentlich auf der Unklarheit über das Prinzip der Moral, beziehungsweise über das Wertverhältnis und die Rangordnung der vielen verschiedenen Moralprinzipien und werde dieselbe nicht eher wieder ein einheitliches Antlitz aufweisen, als bis es uns gelungen sei, uns über die ethische Prinzipienlehre zu verständigen. Stütze sich doch z. B. der Liberalismus auf das Prinzip des Individualeudämo-

nismus (die Klugheitsmoral des weitblickenden Egoismus), der Ultramontanismus auf das Prinzip der kirchlichen Heteronomie, die Sozialdemokratie auf das Prinzip des Sozialeudämonismus (das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl), der Anarchismus auf das Prinzip der Freiheit, der monarchische Legitimismus auf das Prinzip der Autorität des Fürsten, der Feudalismus auf das Prinzip der patriarchalischen Autorität des Gutsherrn, die evangelische Rechtgläubigkeit auf die heteronome Autorität der Bibel und der alten Bekenntnisformeln, die weltflüchtige Heiligkeit der Klosterinsassen auf die Einseitigkeit des religiösen Moralprinzips, das tatkräftige Wirken in Staat und Gesellschaft auf das evolutionistische Moralprinzip. Die Intellektuellen und die Mehrheit der gebildeten Männer könnten sich nicht denken, daß andere als vernünftige Prinzipien für die Moral maßgebend sein sollten; die Mehrzahl der Frauen dagegen finde Vernunftmoralprinzipien abstrakt, pedantisch und abstoßend und verlasse sich auf ihr sittliches Gefühl; viele künstlerisch veranlagte Naturen und die modernen Aesthcten, die die Welt von der Kunst aus regenerieren möchten, verlangten auch für die Moral, soweit sie eine solche noch gelten ließen, eine rein ästhetische Fundamentierung usw.

Durch das „Erlösungsprinzip" ist Hartmanns Ethik mit seiner Religionsphilosophie verknüpft. Bildet es dort den Gipfelpunkt der Prinzipienlehre, so hier die Grundlage der Religion des Geistes, wie der Religion überhaupt, und zwar zunächst als Bedürfnis, von „Uebel und Schuld" erlöst zu werden. Wo dies Bedürfnis fehlt, hält Hartmann die Entstehung der Religion für ausgeschlossen und hätten für derartige Menschen die vorgefundenen religiösen Einrichtungen und die Teilnahme an ihnen nur die Bedeutung einer heteronomen Autorität und Verpflichtung oder einer gedankenlos mitgemachten Sitte oder einer ästhetischen Anregung oder eines gefälligen Schmucks der familiären oder politischen Festtage unter gänzlichem Wegfall eines inneren religiösen Verhältnisses. Eine gewiß ebenso treffende kurze Charakteristik der leider nur allzu verbreiteten Pseudoreligiosität unserer Zeit wie die obige der herrschenden moralischen Zersplitterung! Solchen Leuten sei daher Hartmanns Grundriß noch besonders angelegentlich empfohlen zur Erweckung des ihnen fehlenden Grundbedürfnisses und damit des Verlangens nach einem „wahren" religiösen Verhältnis. Auf nicht mehr als 101 Seiten finden sich darin die Religion des Geistes psychologisch, metaphysisch und ethisch begründet, indem in dem religionspsychologischen Teil die religiöse Funktion als Vorstellung, Gefühl und Wille, also als einseitig menschliche, und darauf das religiöse Verhältnis als doppelseitige, göttliche und menschliche Funktion oder als Gnade und Glaube im allgemeinen und näher als „Offenbarungsgnade und intellektueller Glaube", „Erlösungsgnade und Gemütsglaube" und „Heiligungsgnade und praktischer Glaube" betrachtet werden, wonach in dem religionsmetaphysischen Teil einerseits das religiöse Objekt oder Gott als das die Abhängigkeit „von der Welt" überwindende, die

„absolute“ Abhängigkeit und die Freiheit dagegen begründende Moment und andererseits das religiöse Subjekt oder der Mensch und die Welt in ihrer Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit dargestellt und schließlich in der Religionsethik der subjektive und objektive Heilsprozeß, und zwar in ersterer Beziehung die Erweckung, Entfaltung und Früchte der Gnade einzeln erörtert werden. Die Bedeutung der Hartmannschen Religionsphilosophie eingehender zu explizieren, dürfte für religiöse Leser hier kaum erforderlich sein, ist sie doch auch an dieser Stelle selbst von andersdenkenden Theologen und Religionsphilosophen bereits öfters anerkannt worden. Man würdigte sie hier wie anderswo unter den Philosophien der Gegenwart als willkommene Stütze der Religion und zählte ihren Autor zu den stärksten Verteidigern derselben. Als Bahnbrecher freilich wurde leider auch er bisher verkannt; ihm auch in dieser Hinsicht gerecht zu werden, bleibt der Zukunft vorbehalten. Wie in der Defensive war er nicht minder in der Offensive ein Held, allzeit bereit, vorzugehen und einzustehen für seine unerschütterliche Ueberzeugung, daß die Religion „den höchsten Kulturfaktor der Menschheit, den Mittelpunkt im Geistesleben des Einzelnen und den unentbehrlichen Grund der sittlichen Gesinnung“ bildet. In dieser Ueberzeugung verfaßte er schließlich denn auch noch seinen Grundriß und gab ihr in dessen erstem Satz mit vorstehend zitierten Worten letzten Ausdruck.

Gleich standhaft erweist er sich auch in seinem „Grundriß der Aesthetik“, insofern er hier das Banner des „konkreten Idealismus“, das er vor vielen Jahren schon unter recht widrigen Umständen entfaltete, unentwegt aufrecht erhält. Nach einer historisch-kritischen Arbeit über „Die deutsche Aesthetik seit Kant“ hatte er es damals in seiner „Philosophie des Schönen“ aufgepflanzt, befestigt durch eine sorgfältige psychologische und erkenntnistheoretische Begründung des Begriffs des „ästhetischen Scheins“, und es seitdem unbekümmert um all die inzwischen aufgetauchten und wieder verschwundenen künstlerischen Modeströmungen und die es bedräuenden ästhetischen Winde wie festgewurzelt stehen lassen. Erst jetzt nahm er gelegentlich der Abfassung seines Grundrisses einige kleine Ausbesserungen vor, indem er manche Punkte, die in der „Philosophie des Schönen“ allzu knapp behandelt waren, genauer erörterte und die von der Kritik berechtigterweise aufgezeigten Mängel zu verbessern sich bemühte, die jedoch nur geringfügige Bestandteile seines Idealismus betrafen, so daß derselbe in seinem Wesen als „konkreter“ unverändert bleiben konnte. Danach ist das Schöne das Scheinen der Idee in der konkreten Phänomenalität oder dem Sinnenschein. Hartmann geht somit wie in der Naturwirklichkeit, so auch in der künstlerischen Subjektivität und deren Schöpfungen auf eine objektive Idee und damit auf den unbewußten Geist zurück. Er zeigt uns, inwiefern das Schöne nur im „ästhetischen Schein“ zu suchen ist, zergliedert es nach „Konkretionsstufen“ und „Modifikationen“ und läßt es uns in ersterer Beziehung im sinnlich Angenehmen, mathematisch und dynamisch Gefälligen,

passiv Zweckmäßigen, Lebendigen, Gattungsmäßigen und mikrokosmisch Individuellen begegnen, worauf dann separat auch sein Gegensatz, das Häßliche, auf den verschiedenen Konkretionsstufen zur Darstellung gelangt. Die Modifikationen des Schönen teilt er in konfliktlose, das Erhabene, Anmutige und rein Schöne in sich begreifende, und konflikthaltige ein, die je nach der Lösung des Konflikts als Rührendes, Komisches, Tragisches und Humoristisches unterschieden werden. Nach Erörterung dieser Modifikationen, die zu dem bedeutendsten und tiefsten gehört, was die Aesthetik überhaupt aufzuweisen hat, betrachtet er die Beziehungen zwischen Schönheit einerseits und Bedürfnis, Wahrheit, Sittlichkeit und Religion andererseits, sowie die Stellung des Schönen im Weltganzen, womit gleich seiner „Philosophie des Schönen" das erste Buch seines Grundrisses über den „Begriff des Schönen" abschließt. Im zweiten Buch wird alsdann das „Dasein des Schönen" beleuchtet und dabei das Naturschöne und geschichtlich Schöne, die Entstehung des Kunstschönen, die unselbständigen formalschönen, ferner die unfreien, die einfach freien und schließlich die zusammengesetzten Künste in allen ihren mannigfachen Arten untersucht und systematisch geordnet. In beiden Büchern läßt Hartmann keine Gelegenheit unbenutzt, sich mit schlagenden Bemerkungen gegen den Realismus, Naturalismus, Verismus, Empirismus, Anthropologismus, Subjektivismus, Symbolismus, abstrakten Idealismus und leeren Formalismus zu wenden, um der Verwirrung, Geschmacklosigkeit, Verrohung, Verwüstung und Ratlosigkeit, die hierdurch in den Köpfen der Künstler, Kunstkritiker und des kunstgenießenden Publikums hervorgerufen worden, so viel als möglich zu steuern, wie denn der Grundriß ebenfalls hauptsächlich dazu dienen soll, dem nach Abwirtschaftung obiger verkehrter Kunstrichtungen wiederaufblühenden „Idealismus" den Boden zu bereiten, damit er sich endlich als „konkreter" Idealismus zu voller Blüte entfalten könne. Schon tauche ja, meinte Hartmann, die Sehnsucht nach einer neuen Art Idealismus allenthalben auf, aber in vorläufig noch ganz unklarer zusammenhangsloser Weise und ohne die Einsicht, daß der neue Idealismus sich eben als konkreter von dem alten abstrakten Idealismus unterscheiden müsse. Eine Orientierung hierüber dürfe daher nicht unangebracht scheinen. Hoffentlich erfüllt sich Hartmanns Erwartung und wird die idealistische Dämmerung auch in der Kunst recht bald wieder zum Tage! Jedenfalls ist jetzt mittelst seines Grundrisses allen Freunden des neuen Idealismus ein Führer an die Hand gegeben, der sie in bequemer Weise und auf kurzem Wege an das Ziel ihrer Sehnsucht führen könnte, wenn sie ihm vertrauen wollten.

So schließen wir denn unsere Anzeige des kostbaren nachgelassenen Werkes des Meisters, uns allen weiteren Rühmens, das nicht nach seinem Sinne wäre, enthaltend und nur noch eingedenk seiner ebenso schlichten wie erhabenen Worte über die Wahrheit, die er s. Z. als Aphorismen seiner Schrift über „Das Christentum des neuen Testaments" vorsetzte und wo

es u. a. heißt: „Die Wahrheit ist sittlich, ehrwürdig, heilig! Ein tiefer, unerschütterlicher Wahrheitssinn ist die festeste Grundlage der Sittlichkeit. Der Wahrheitssinn duldet nicht die leiseste Ungerechtigkeit, gegen wen es auch immer sei. Wem die Wahrheit das Höchste ist, der ist hoch erhaben über allen den kleinlichen Interessen der Selbstsucht, die zum Bösen verlocken, der ist ein Idealist, und mag er noch so wenig glauben, es zu sein. Die Wahrheit ist groß und ehrwürdig, denn sie ist objektiv-interesselos und sucht nicht das Ihre. Sie ist unantastbar, jede Trübung durch interessiertes Streben entweiht ihre ätherische Reinheit; sie ist heilig." „Die Wahrheit zu verkünden, ist heilige Pflicht." Wir erblicken diese Gedanken in den Werken ihres Urhebers zur Tat geworden und verneigen uns still vor seiner Größe.

C. Lloyd **Morgan, Instinkt und Gewohnheit.** Autorisierte deutsche Uebersetzung von Maria Semon. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, 1909. VII und 396 Seiten.

Das Problem, zu dem in diesem Buche die Lösung gesucht wird, ist das schwierige Problem der Vererbung, und zwar der Vererbung von Gewohnheiten, mittelst deren diese zu Instinkten werden. Der Verfasser glaubt, diese Lösung zu erreichen, indem er anstelle der gegensätzlichen Theorien der direkten Vererbung von Gewohnheiten, wie sie von den Lamarckisten vertreten wird, und der Leugnung der Vererbung erworbener Eigenschaften seitens der extremen Darwinisten Weismannscher Richtung eine Theorie der indirekten Vererbung setzt.

Zu diesem Zwecke werden von ihm zunächst in mehreren Kapiteln seines Buches zahlreiche Beispiele von erworbenen und angeborenen Eigenschaften der Tiere unterschiedlich dargestellt. Dann wird die Beziehung des Bewußtseins zur Instinkthandlung untersucht, dabei aber der leider nicht unverbreitete, verhängnisvolle Irrtum begangen, ein aktives Bewußtsein vorauszusetzen, das insbesondere bei der Erwerbung von Gewohnheiten eine „leitende" Rolle spielen soll, indem es mittelst Erzeugung von Assoziationen zwischen verschiedenen Handlungen so lange bewußt wähle, bis diese bewußten Handlungen durch öftere Wiederholung stereotypiert und dadurch teilweise allmählich zu unbewußten Gewohnheiten würden. Eine tiefer dringende Psychologie hätte indes Morgan lehren können, daß das Bewußtsein selber ein phänomenales Produkt unbewußt-psychischer Funktionen ist und daher nicht es, sondern diese die Wahlentscheidung bestimmen. Da er jedoch absichtlich weder auf die Entstehung des Bewußtseins noch auf dessen Verknüpfung mit seinem materiellen Substrat, dem Gehirn, eingeht, derartige „äußerst schwierige Probleme" vielmehr „resolut ignoriert", so verharrt er sein ganzes Buch hindurch in diesem Irrtum und begegnet daher natürlich anderen um so schwierigeren Problemen, zu deren Erklärung sein Standpunkt dann zugestandenermaßen unzureichend ist. So weiß er z. B. schon gleich nicht, wie es geschieht, daß Handlungen, die

zuerst unsere vollste bewußte Aufmerksamkeit und Kontrolle erfordern, mit der Zeit den Charakter automatischer Tätigkeiten gewinnen; er weiß nicht den die Ausübung einer Instinkthandlung bewirkenden Impuls „psychologisch“ zu erklären, sondern begnügt sich mit einer „physiologischen“ Betrachtung; ebenso ergeht es ihm hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen angenehmem und unangenehmem Geschmacksreiz einerseits und Erhöhung bezw. Hemmung des Triebes, die betr. Nahrung aufzunehmen, andererseits und so fort. Wir wollen jedoch die Reihe der von ihm teils freiwillig, teils unfreiwillig offen gelassenen Fragen hier nicht weiter aufzählen, sondern lieber prüfen, ob seine Arbeit schließlich dennoch ihren Hauptzweck erfüllt, wobei wir nicht umhin können, seine Vererbungstheorie etwas deutlicher zu skizzieren.

Zurückgehend auf die körperliche Entwicklung der Organismen unterscheidet er „Modifikationen“ und „Variationen“, und zwar im Hinblick auf deren Ursprung, insofern die Modifikationen dem „plastischen“ Körpergewebe und die Variationen der Keimsubstanz entspringen sollen. Während er die Erblichkeit der Variationen für unzweifelhaft hält, erachtet er diejenige der Modifikationen dagegen für höchst fraglich. Nichtsdestoweniger kann und will er nicht jeglichen Zusammenhang zwischen Modifikationen und Variationen bestreiten, denn wenn die Modifikationen auch wirklich nicht erblich sein sollten, so gibt es doch zahlreiche nachfolgende Variationen, die ihnen gleichen, so daß irgendwelche Beziehungen zwischen ihnen jedenfalls anzunehmen sind. Welcher Art sind nun aber diese? Mit den Lamarckisten eine direkte Beeinflussung der Keimsubstanz durch das modifizierte Körpergewebe anzunehmen, erscheint ihm im Hinblick auf die Fraglichkeit der nicht selten ausbleibenden Modifikationsvererbung nicht nur nicht erforderlich, sondern er findet eine solche mit Weismann physiologisch auch äußerst schwer denkbar. Wahrscheinlicher sei es also, daß die Modifikationen sich überhaupt nicht vererben, vielmehr nur den nach allen möglichen Richtungen tendierenden nachfolgenden Variationen gleichsam den Weg ebnen, und zwar mittelst der so wichtigen Selektion, welche bei veränderten Lebensbedingungen die unmodifizierten Organismen oder diejenigen mit unnützlichen Modifikationen ausmerze und die vorteilhaft modifizierten erhalte. Letztere könnten sich dann fortpflanzen und damit gleich- oder ganz ähnlich gerichteten Variationen Gelegenheit geben, sich zu entfalten, und zwar im Geleise der vorangegangenen nützlichen Modifikationen, insofern durch die Selektion auch die minderwertigen Variationen ausgelöscht würden, so daß schließlich in den überlebenden Individuen die Variationen den Modifikationen ihrer Eltern dermaßen glichen, daß sehr wohl der Schein entstehen könne, auch die letzteren seien direkt erblich übertragen. Wie mit den Modifikationen und Variationen werde es sich nun aber auch mit den Gewohnheiten und Instinkten verhalten, von denen die Instinkte, wie die Variationen ebenfalls der Keimsubstanz entspringend, angeboren, die Gewohnheiten hingegen wie die Modifikationen durch die Individuen im Laufe ihres Lebens erworben seien.

Sind mit dieser hypothetischen Theorie die Schwierigkeiten des Vererbungsproblems nunmehr beseitigt oder auch nur verringert? Wir glauben nicht! Denn abgesehen davon, daß all die Fragen über die inneren Vorgänge sowohl bei der Modifikation als der Variation — in die uns auch keine Wörter wie „Plastizität" und unbestimmte Tendenz Einblick verschaffen —, als auch bei der Gewohnheit und dem Instinkt — über deren Entstehungsprozeß uns Morgan ja, wie gesagt, nichts näheres mitzuteilen hat —, ganz abgesehen davon also, daß diese Fragen offen bleiben, läßt auch seine Theorie der indirekten Vererbung etwas sehr Schwerwiegendes uneinbegriffen, nämlich diejenigen Fälle, in denen Modifikationen bezw. Gewohnheiten ohne Selektionswert in den nächsten Generationen wiedererscheinen. Diesen gegenüber versagt sie gänzlich. Der Versuch des Verfassers, derartige Gewohnheiten als durch Tradition, d. h. durch Belehrung seitens der Eltern und Nachahmung seitens der Jungen übertragen, hinzustellen, ist unhaltbar, denn auch er versagt in den Fällen, in denen die Jungen der Tradition nicht teilhaftig werden können und ganz besonders in Anbetracht der Modifikationen, bei denen von einer Tradition durch Belehrung und Nachahmung doch wahrlich keine Rede sein kann. Es braucht daher eigentlich nicht noch extra gesagt zu werden, daß das Buch also nicht bloß, wie oben gezeigt, in scheinbaren Nebensachen, sondern auch in seiner Hauptsache das Ziel verfehlt hat. Immerhin bleibt es beachtenswert, wegen der darin enthaltenen auf sorgfältigen Beobachtungen beruhenden anschaulichen Darstellungen tierischer Handlungen und der überwiegend physiologischen Erklärungsversuche, da man an letzteren, insofern sie gewöhnlich unzulängliche psychologische Erklärungen ersetzen sollen, so recht deutlich die Grenzen der Naturwissenschaft sowie der empirischen Bewußtseinspsychologie erkennen kann und dadurch angeregt werden dürfte, der spekulativen Psychologie, die es nicht scheut, induktiv darüber hinauszugehen, mehr Beachtung zu schenken, wenn man nicht geradezu wie die „reinen" Empiriker auf Erklärung und Verständnis der Phänomene verzichten will.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Philosophie als Grundwissenschaft von Dr. **Johannes Rehmke**, o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald. — 1910; Leipzig und Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Meyer).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Erkenntnistheorie zum Hauptgegenstand der philosophischen Untersuchung gemacht worden. Wurde ehedem auf den Universitäten „Logik und Metaphysik" gelesen, so trat dafür nunmehr „Logik und Erkenntnistheorie" an diese Stelle. Damit wurde also zum Ausdruck gebracht, daß die Metaphysik aus dem akademischen Unterrichtsbetrieb ausgeschaltet und durch das,

was man „Erkenntnistheorie“ nannte, ersetzt werden sollte. [illegible] aber nahm diese Bewegung von der fortschreitenden Ver[illegible] spekulativen Idealismus einerseits und von der immer stärker [illegible] den Übergang zum psychologischen Empirismus andererseits. [illegible] philosophische Sinn war doch noch nicht gleich so weit [illegible] man sagen, wie es später wirklich geschah, [illegible] empirische Psychologie als Grundwissenschaft aller [illegible] Erkenntnis überhaupt auszugeben, sondern man verwarf zunächst nur [illegible] spekulative Methode Fichtes, Schellings und Hegels, und [illegible] [illegible] Niedergang der Philosophie erst noch vor dem [illegible] nismus Halt. Dies geschah durch den sogenannten Neukantianismus, [illegible] das Stichwort ausgab: „Zurück zu Kant!“ Aber was war [illegible] Kant? Nicht der echte, sondern ein willkürlich zurechtgemachter, [illegible] man sich nach Fr. A. Lange [illegible] ausdrückte, der [illegible] pretierte Kant. Denn man ließ gerade das Wesentliche [illegible] nismus, nämlich alle Erkenntnis aus reiner Vernunft, [illegible] statt dessen die allgemeinen Formen der Sinnlichkeit, des [illegible] der Vernunft aus den psychologischen Prozessen, [illegible] oder der inneren Erfahrung abzuleiten. Auf diese Weise [illegible] Neukantianer im Grunde nicht zu Kant, sondern etwa [illegible] wie Fries zurück, um dessen Stelle auf die [illegible] [illegible]

[illegible]

mehr geschehen. Johannes Rehmke hat in seinem soeben erschienenen Werke „Philosophie als Grundwissenschaft" den ersten energischen und umfassenden Versuch gemacht, die Unhaltbarkeit der sogenannten erkenntnistheoretischen Philosophie nachzuweisen und an ihrer Stelle einen neuen eigenartigen Entwurf der philosophischen Methode aufzustellen. Er sah sich dabei vor die schwierige Aufgabe gestellt, die zentralwissenschaftliche Bedeutung der Philosophie einerseits gegen den metaphysischen Dogmatismus und anderseits gegen den erkenntnistheoretischen Psychologismus durch eine gesichertere Fundamentierung zu schützen. Welche Zustimmung und welchen Widerspruch dieses verstandesscharfe Unternehmen nun auch immer bei den Vertretern der verschiedenen philosophischen Richtungen finden wird, so wird doch das jedenfalls seine allgemeine Bedeutung sein, durch das eingeschlagene Verfahren die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie als philosophischer Grundwissenschaft gezeigt zu haben.

Wenn der Verfasser (S. 439) erklärt: „Nur aus dem Miterleben des Bankerotts, in dem jede Erkenntnistheorie endet, kann man von dem Wahn gründlich befreit werden, daß Erkenntnistheorie die grundlegende Wissenschaft sei" —, so ist daraus ersichtlich, was ihn dazu gedrängt hat, das Wesen der allgemeinen Wissenschaft auf gesichertere Weise zu bestimmen. Was nämlich das erkenntnistheoretische Verfahren völlig untauglich mache, sich als Grundwissenschaft aufzuspielen, sei dies, daß sie schon in ihrem Ansatz zweierlei Gegebenes habe, nämlich einerseits das Bewußtsein und anderseits den unabhängig davon gegebenen Daseinsbestand der Dinge, den jenes sich erst zum Besitz mache. Damit soll also gesagt sein: es ist sehr wohl auch dies eine Aufgabe der empirischen Wissenschaft, zu zeigen, wie das individuelle Bewußtsein im Verlauf des Lebens gesetzmäßig zu seinem Bewußtseinsinhalt komme: dagegen ist es aber eine völlig verkehrte Ansicht, die Entwicklung dieses empirischen Problems als das Grundproblem der Wissenschaft überhaupt auszugeben. Welches ist der Grund dieser Verirrung? Kein anderer als der, daß der Begriff der Erfahrung, wie er von der psychologischen Erkenntnistheorie gefaßt wird und auch von ihrem besonderen Standpunkt aus gefaßt werden muß, durchaus unzureichend ist, sobald er in dieser eingeschränkten Form zum Ausgangspunkt für die Grundwissenschaft gemacht wird. Schon Locke, der Urtypus aller neueren Erkenntnistheoretiker, verfiel der beklagenswerten Selbsttäuschung, daß er zwar von der Erfahrung ausgehen wollte, in Wahrheit aber eine in der unmittelbaren Erfahrung gar nicht gegebene Voraussetzung zur Grundlage machte. Denn er, wie alle Psychologisten bis auf den heutigen Tag, gründete seine Untersuchung sogleich auf die sekundäre Voraussetzung, daß auf der einen Seite das leere menschliche Bewußtsein und auf der anderen die Welt der Dinge stehe, und er bestimmte nun erst hinterher das Wesen der Erfahrung dahin, daß sie in der Aufnahme der von den Dingen ausgehenden Eindrücke in das Bewußtsein und ihrer Bearbeitung durch dieses bestünde. Ist diese

hypothetische Annahme für die Feststellung bestimmter Vorgänge [illegible] berechtigt, so ist doch das der ungeheure, sich beständig fortsetzende [illegible] [illegible], daß sich dieser erkenntnistheoretische Psychologismus als [illegible] [illegible] und Grundwissenschaft aufspielt. Es ist nicht [illegible], daß [illegible] psychologische Empirismus von der unmittelbaren Erfahrung [illegible] gang nimmt, und eben weil er das nicht tut, darum taugt er [illegible] nicht zur Grundwissenschaft. Er legt Erfahrung [illegible] [illegible] die Erfahrung zugrunde. Wahre Grundwissenschaft kann nur [illegible] Erkenntnisart sein, die sich auf den unmittelbar gegebenen [illegible] Zusammenhang stützt. In dieser so genommenen Erfahrung [illegible] menschliche Bewußtsein und die Welt der Dinge nicht [illegible], sondern sie ist ein einheitlicher Zusammenhang, in welchem die Dinge [illegible] dem Bewußtsein ursprünglich gegebenen Besitz ausmachen. [illegible] konkrete Erfahrung kann zum Standpunkt der Grundwissenschaft [illegible] werden.

Rehmke nennt den Bestand des unmittelbaren [illegible] Bewußtseins das „Gegebene", und es sei nun die [illegible] des Bewußtseins, seinen eigenen Bewußtseinsbesitz [illegible] „Wissenschaft [illegible]", so heißt es S. 11, „ist die logische Arbeit, die [illegible] bestimmten Bewußtseinsbesitz angeht; die logische Arbeit des [illegible] aber ist eben das Bestimmen; sie setzt also Bewußtseinsbesitz voraus. [illegible] das Bewußtsein nicht besitzt, kann es überhaupt auch nicht bestimmen. [illegible], wie überhaupt alle logische Arbeit, ist für das Bewußtsein [illegible] möglich an einem Besitz, und dessen Erkenntnis ist [illegible] unter Frage stehenden Besitz [illegible] bestimmen. [illegible]

[illegible]

Einzelwesen, weder ein einfaches, noch ein zusammengesetztes, sondern die stetige Wirkungseinheit eines Bewußtseins und eines Dinges, die als die gegebenen Bestimmungsmomente solcher Wirkungseinheit die menschliche Seele und der menschliche Leib genannt werden. Einzelwesen ist der Leib und Einzelwesen ist auch die Seele; der Mensch aber ist als die stetige Wirkungseinheit zwischen Leib und Seele die Einheit zweier Einzelwesen. Vielleicht läßt sich dies am besten so ausdrücken: der Mensch h a t einen Leib und eine Seele, aber er i s t weder Leib, noch Seele, noch aus diesen beiden Einzelwesen zusammengesetzt, sondern er ist die lebendige Einheit, in deren Wirken sich der stets erneuernde Gegensatz jener Einzelwesen beständig aufhebt.

Was hat den Verfasser auf diesen Gedanken gebracht? Die Erfahrung! Denn der Begriff der Erfahrung drückt nur ganz allgemein aus, was der Mensch im besonderen ist. Wie dieser, stellt sich auch die Erfahrung als die stetige Wirkenseinheit zweier allgemeiner Einzelwesen dar, nämlich als diejenige des Bewußtseins und ihres Bewußtseinsbesitzes, so daß die Erfahrung in ihrer konkreten Allgemeinheit gar nichts anderes ist, als die lebendige Einheit, in der sich der Gegensatz jener selbständigen Erfahrungsmomente oder Einzelwesen ebenfalls beständig aufhebt und in dieser Aufhebung erhält.

Diese Bestimmung des Menschen auf Grund des allgemeinen Erfahrungsbewußtseins mit seinen konkreten Bestimmungsmomenten bildet den Kern und das wesentliche Ergebnis dieses Werkes. In der Darlegung dieses Punktes wurzeln alle übrigen Ausführungen und müssen von hier aus verstanden werden. Will sich die Erkenntnistheorie diesem Sturmangriff entgegensetzen, so wird sie zeigen müssen, daß ihre Auffassung vom Menschen als einem abstrakten Einzelwesen nach wie vor die richtige sei; kann sie das aber nicht, so wird sie auf der ganzen Linie ihren Rückzug antreten müssen. Die Vertreter der psychologischen Erkenntnistheorie sind damit zu einem kritischen Kampf herausgefordert, der über ihr Sein oder Nichtsein entscheiden wird, und sie werden sich nicht damit decken können, daß sie nur diese oder jene einzelne Darlegung zum Angriffspunkt wählen, das Kardinalproblem aber unberücksichtigt lassen. Tun sie dies, so kann es nur als Zeichen dafür gelten, daß sie stillschweigend ihre Hauptposition von selber preisgeben.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Geschichte.

Bayern bei der Reichsgründung.

Bayern und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs. Von Prof. Dr. A. von Ruville. Berlin, H. Walther, 1909.

Ruville begründet seinen Versuch, die Geschichte der Reichsgründung aufs neue zu untersuchen, nicht mit der Benutzung unbekannten Materials,

sondern mit einem eigentümlichen methodischen Verfahren. Wie man, sagt er, aus einer Anzahl zerbrochener Münzstücke durch fortwährendes Anpassen die richtige Gestalt der Münze herausfinden kann, so muß der Historiker, der unvollkommenes Quellenmaterial hat, durch unermüdliches Aufstellen von Hypothesen schließlich eine finden, die mit allen Quellenstücken vereinbar ist, also die richtige Lösung bietet. Freilich tue überaus scharfe Prüfung der Möglichkeiten not, und vor gewaltsamer Interpretation müsse man sich hüten. „Es kommt nur immer wieder auf das feine Gefühl für Möglichkeiten und Unmöglichkeiten an, aus dem das treffende Urteil erwächst." Rubille will diese Methode nicht gerade als neu bezeichnen, aber er findet, daß sie nur selten in völliger Reinheit angewendet worden sei; Parteilichkeit und Mangel an Exaktheit hätten die Autoren häufig irre geführt. Unser Verfasser glaubt nun, diese Fehler vermieden zu haben und so über die bisherige Forschung weit hinausgekommen zu sein. Es lohnt, seine Ergebnisse nachzuprüfen, da sie in der Tat, wenn sie zutreffen, die bisherige Forschung in wichtigen Punkten über den Haufen werfen.

Eine seiner ersten Untersuchungen ist dem Frieden und dem Bündnis zwischen Preußen und Bayern im Jahre 1866 gewidmet. Bisher herrschte die Auffassung, daß König Ludwig II. starke Abneigung gegen ein Zusammengehen mit dem Norddeutschen Bunde gehabt habe, weil er eine Verminderung seiner Souveränität besorgte: bei Rubille erscheint Ludwig in ganz anderem Lichte. Er geht noch über den Allianzvertrag hinaus, er verpfändet durch ein geheimes eigenhändiges Schreiben an König Wilhelm sein Ehrenwort, den Vertrag stets peinlich erfüllen zu wollen, und, gestützt auf dieses königliche Versprechen, hat Bismarck keinen Augenblick die Besorgnis gehegt, von Bayern gegen Frankreich im Stich gelassen zu werden. Dies Königswort, führt Rubille weitläufig aus, gab dem Bündnis erst den rechten Wert, denn es verhinderte, daß die bayerische Regierung im Moment der Gefahr den Bündnistext anders als die preußische auslegte. — Mit der Prüfung dieser Darstellung brauchen wir uns nicht mehr aufzuhalten; sie ist bereits unternommen von Karl Alexander von Müller in seinem Buche „Bayern im Jahre 1866" (München, Oldenbourg 1909). Müller weist überzeugend nach, daß es für Rubilles Behauptung vom Königswort eine positive Quelle nicht gibt, wohl aber wichtige Zeugnisse, die dagegen sprechen, und daß sie innere Wahrscheinlichkeit nicht hat. Sie ist unvereinbar mit dem Gange der preußisch-bayerischen Friedensverhandlungen und mit dem Charakter der handelnden Personen. Nur durch eine Reihe methodischer Fehler konnte Rubille zu seinem Ergebnis gelangen. Da wir im Folgenden ebenfalls ernste Bedenken gegen Rubilles Arbeitsweise erheben müssen, wird dem Leser diese Kritik auch ohne Wiederholung der Müllerschen Argumente einleuchten.

Durchaus im Einklang mit seiner Auffassung der bayerischen Politik seit 1866 erzählt Rubille weiter, es sei seit dem Herbst des Jahres 1869 ein Versuch gemacht worden, dem Könige von Preußen die deutsche Kaiser-

krone zu verschaffen, und die Verhandlungen darüber seien ziemlich weit gediehen: „zur Zeit des Kriegsausbruchs war also“, sagt er, „die Kaiserwürde für Wilhelm I. so gut wie gesichert“ (S. 128).

Die Quelle für diese Anschauung ist in erster Linie ein Bericht des französischen Diplomaten Rothan*), der bei mehreren norddeutschen Fürsten beglaubigt war. Nach seiner Erzählung vom Mai 1870 soll Bismarck (dit-on) seit dem Dezember 1869 die Wiederaufrichtung der Kaiserwürde angestrebt haben, weil er von einer stationären Politik Unzuträglichkeiten für seine Regierung und seine Popularität fürchtete. Im März 1870 gewann er eine Reihe deutscher Klein- und Mittelstaaten und unmittelbar darauf ließ er seinen Plan den Königen von Bayern und Württemberg vortragen. Alles sollte in den politischen Beziehungen zwischen dem Norden und Süden unverändert bleiben: die neue Kaiserwürde sollte allein vor der ganzen Welt die Unauflöslichkeit des Bündnisses dartun. Die beiden süddeutschen Könige sollten von ihrer Selbständigkeit nichts preisgeben, sie sollten sogar durch das Kaisertum vor weiteren unitarischen Bestrebungen geschützt werden, ja Bismarck bot ihnen Unterstützung gegen die demokratischen Elemente in ihren Kammern an, wenn sie sie brauchten. Indessen der Plan scheiterte an dem Mißtrauen der beiden Könige. — Andere Quellen sind einige Zeitungsartikel aus dem Frühjahr 1870, die von ähnlichen Bestrebungen gehört haben wollen, und zwei Erzählungen des Fürsten Hohenlohe aus derselben Zeit, daß unter den Diplomaten Gerüchte über Kaiserpläne umgingen, sicheres aber nicht zu erfahren sei.

Es ist kein Zweifel, daß alle diese Gerüchte nur Kombinationen ohne reellen Hintergrund darstellten. Die Vollendung der deutschen Einheit war ja das Problem der deutschen Politik, an dem sich zahlreiche Politiker aller Schattierungen versuchten; da ist es ganz natürlich, daß fortwährend solche Gerüchte umliefen und mit mehr oder weniger Phantasie ausgestaltet wurden. Daß auch der Bundeskanzler die Herstellung der Kaiserwürde nie aus dem Auge verloren hat, ist bekannt, z. B. durch den Großherzog von Baden bezeugt. „Ihm sei“, sagte er im September 1870, „schon seit dem März bekannt, daß Bismarck eine weitere Verfolgung der Kaiseridee jetzt gern sähe.“ Diese Worte sprechen aber dafür, daß damals nichts unternommen worden ist, sondern daß Bismarck nur allgemeine Wünsche geäußert hat. Wie wenig gerade die Hauptquelle für die Kaiseraktion, Rothan, näher informiert ist, beweist schon seine Bemerkung, König Wilhelm habe die Kaiserkrone „heiß begehrt“; aber aus Furcht vor internationalen Verwicklungen sei er jetzt nicht für die Kaiserproklamation gewesen; Bismarck habe daher die Verhandlungen ohne sein Wissen geführt. Der Gesandte hat eben nur wiederholen können, was ihm aus Vorzimmern und Redaktionen zugetragen worden ist.

---

*) L'Allemagne et l'Italie 1870/71. S. 363. Paris 1884.

[illegible] ging aber weit über seine Gewährsmänner hinaus. [illegible] [illegible] mit [illegible] und [illegible] behauptet er, König [illegible] und [illegible] seien für das Projekt gewonnen worden, dagegen habe es der [illegible] Herzog von Baden abgelehnt, weil es ihm nicht [illegible] in der den bayerischen Landtag beherrschenden [illegible] sei mit Erfolg für den Plan Propaganda gemacht worden. [illegible] Behauptungen fehlt die positive Unterlage. Was [illegible] und Fürsten, aus [illegible] von [illegible] sich durchaus verständlich sind, geht er so weit [illegible] paganda in der Patriotenpartei erblickt er [illegible] eines Abgeordneten, die sich bequemt hat, ein [illegible] einem evangelischen [illegible] [illegible] S. 111). Ein eigentümlicher Erfolg der [illegible] mit dem Projekt unverträglichen Forderung [illegible] wie Bismarck die süddeutschen Staaten vor [illegible] [illegible] konnte, wodurch die [illegible] Baden, Oldenburg, Weimar u. a. [illegible] erörtert er nicht [illegible] daß ein [illegible] gehen Preußens gegen die süddeutschen Demokraten [illegible] [illegible] in Bayern [illegible] in einem [illegible] [illegible]

[illegible]

unmittelbar durch ihn geführt worden. Auch mit den Kammern hatte eine gewisse Uebereinstimmung bestanden, denn selbst das Kaiserprojekt hätte voraussichtlich deren Billigung gefunden".

Betrachten wir nun, wie Ruville die bayerische Politik in der Genesis des Krieges — ein hochwichtiges Kapitel seines Buches — darstellt.

Er nimmt da mit Recht auf Grund der Besprechungen zwischen Kaiser Franz Josef und dem französischen General Lebrun über den Kriegsplan gegen Preußen an, daß ernste Bündnisverhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich bestanden haben, behauptet aber in etwas naiver Entdeckerfreude, daß man bisher stets die damaligen Aeußerungen des Kaisers Franz Josef unrichtig als Bekenntnis zur Friedenspolitik aufgefaßt habe, während schon i. J. 1895 Delbrück in jenen Worten des Kaisers den Beweis für die Kriegslust Oesterreichs erkannt hat. Auf die Erkenntnis der österreichischen Kriegspolitik sucht nun Ruville sogleich eine neue Erklärung der bayerischen Politik zu begründen. Der Kaiser Franz Josef, sagt er, forderte durch den General Lebrun den Kaiser Napoleon auf, in Süddeutschland als Befreier einzurücken und nach der österreichischen Grenze vorzudringen, dann werde Oesterreich seine Truppen mit den französischen vereinigen (Juni 1870). Diese bestimmte Aufforderung an Frankreich, eine Befreierrolle in Süddeutschland zu spielen, enthielt „die vorsichtig verschleierte Mitteilung, daß Süddeutschland oder zum wenigsten Bayern geneigt sei, sich durch Frankreich von den Fesseln befreien zu lassen, die ihm Preußen umgeschlungen, daß die Verhandlungen zwischen den Diplomaten, also Beust und Bray, weit genug gediehen seien, um französischen Vorschlägen eine günstige Aufnahme zu sichern" (S. 151). Ohne Zweifel hat, fährt Ruville fort, Napoleon nach diesem Wink sogleich mit Bayern eine Verhandlung über ein Bündnis gegen Preußen oder Neutralität angesponnen, von der uns allerdings nichts aufbewahrt ist. Aber Graf Bray muß sich darin sehr entgegenkommend gezeigt haben, denn sonst hätte Napoleon später nicht ein so unerschütterliches Vertrauen auf die günstige Stimmung der süddeutschen Könige „selbst den Warnungen Beusts gegenüber" bewahren können. — Sogleich erkennt man in diesen Sätzen einen gewissen inneren Widerspruch: erst hat Beust von Bray weitgehende Zusicherungen erhalten, dann mahnt er Napoleon, von Bayern nicht zuviel zu erwarten. Aber abgesehen hiervon: es fehlt jede Spur einer quellenmäßigen Begründung für eine solche Verhandlung zwischen Bayern und Frankreich. Gerade Ruville mußte sie bei seiner Anschauung von den bayerischen Dingen für unwahrscheinlich halten. Sollte Bray sie hinter dem Rücken König Ludwigs gewagt haben? Denn der durch sein Ehrenwort an Preußen gebundne König hätte sie natürlich nie zugelassen. Hätte dem König auch eine solche Verhandlung verborgen bleiben können? Aber wer auch an das „Königswort" nicht glaubt, wird sich ohne positiven Beweis nicht entschließen, dem bayerischen Minister eine solche mit dem Bunde von 1866 unvereinbare Handlung zuzuschreiben. Nirgends ist übrigens später auf eine solche französisch-

bayerische Transaktion angespielt worden; Gramont, der seine Politik mit bayerischen Avancen hätte rechtfertigen und Oesterreichs Kriegslust steigern können, erwähnt weder in seiner Korrespondenz mit Beust 1870 noch in seinen späteren Streitschriften etwas davon. Um die Hoffnung Napoleons, Süddeutschland durchziehen zu können, zu verstehen, braucht man diese Hypothese nicht; sie erklärt sich hinreichend aus der in Frankreich und Oesterreich herrschenden Voraussetzung, daß die französische Armee, schneller mobil als ihre deutschen Gegner, den Rhein überschreiten und im Herzen Bayerns erscheinen könne, ehe die Preußen oder gar die Süddeutschen es hindern konnten.

So nimmt Ruville eine Verflechtung Bayerns in die französisch-österreichischen Kriegspläne und ein besonders intimes Verhältnis Bayerns zu Oesterreich an, denn mit Hilfe Oesterreichs wollte Graf Bray die internationale Stellung seines Vaterlandes behaupten. Ueberdies verband ihn innige persönliche Freundschaft mit dem österreichischen Reichskanzler. Diese besonderen Beziehungen hat nun Graf Beust, wie Ruville meint, im österreichischen Interesse auszunutzen gesucht, und Bray hat ihm bereitwillig sekundiert, als die spanische Thronfrage den politischen Horizont zu verdunkeln begann. Man weiß, daß Beust den Krieg gegen den Norddeutschen Bund nicht vor der vollendeten Reorganisation der kaiserlichen Armee, nicht vor dem Jahr 1871, zu beginnen wünschte und daß ihm daher die französische Kriegstreiberei seit Anfang Juli 1870 recht widerwärtig war. Da mußte ihm, erzählt Ruville, eine Anfrage seines Freundes Bray vom 10. Juli, welche Haltung Bayern in der augenblicklichen Krisis einnehmen solle, gelegen kommen. Er antwortete, Bray möge, um den Frieden zu sichern, nach beiden Seiten drohen, dem Berliner Hof mit Nichtanerkennung des casus foederis, wenn er wegen der spanischen Frage Krieg führe, dem Pariser mit Erfüllung der Verpflichtung gegen Preußen, wenn er durch sein schroffes Verhalten den Krieg entzünde." (S. 157). — Die Quelle für diese Erzählung sind Beusts Denkwürdigkeiten, denen sich Ruville trotz ihrer oft erwiesenen Unzuverlässigkeit anschließt. Nur in Einem Punkte weicht er von seinem Gewährsmann ab. Nach Beust ist seine Antwort zu spät nach München gekommen, um noch eine Wirkung ausüben zu können; nach Ruville hat Bray sich in allen seinen Schritten den Ratschlägen des Freundes angepaßt. „Der Inhalt des Beustschen Briefes bietet den Schlüssel für das Verständnis aller seiner Maßnahmen und Aeußerungen bis zum 16. Juli" (S. 158). Der Bismarckschen Politik, den unvermeidlichen Krieg sogleich, in dem für Deutschland günstigsten Moment, zum Ausbruch zu bringen, erwuchs also in dem von Beust geleiteten Bray ein starker Gegner. An demselben Tage, erzählt Ruville weiter, da Bray Beusts Schreiben erhielt, befolgte er seine Weisungen (14. Juli). Am Mittag teilte ihm der preußische Gesandte die Vorgänge des 13. mit, die Forderungen Benedettis in Ems, ihre Abweisung durch den König und die Veröffentlichung der „Emser Depesche" durch Bismarck; unmittelbar darauf hatte der Minister

mit dem französischen Gesandten eine Unterredung. Dem Preußen sagte er nichts von der Anerkennung des casus foederis, und dem Franzosen riet er dringend, die spanische Frage nicht als Kriegsgrund zu betrachten, sondern Vorschläge befreundeter Mächte anzunehmen. — Hier hat unser Autor einen Grundsatz der historischen Methode, die Feststellung der Chronologie, deren Notwendigkeit er in der Einleitung stark betont (S. 19), außer acht gelassen. Als Bray die Gespräche führte, hatte er die Weisung seines Mentors noch nicht, denn wie Beust selbst angibt, hat er seinen Brief am 14. Juli geschrieben; Bray kann ihn also nicht vor dem 15. empfangen haben. So fällt die ganze Konstruktion zu Boden. Und eine weitere Bemerkung drängt sich bei der Betrachtung der Daten auf. Unmöglich können die Beziehungen zwischen Beust und Bray so eng gewesen sein, unmöglich kann Beust Bayern als einen so gewichtigen Faktor in seiner Politik betrachtet haben, wenn er den Brief vom 10. in dieser Krisis, wo es auf Tage und Stunden ankam, erst am 14. beantwortete. Es ist das ein weiterer Grund gegen die von Ruville behaupteten österreichisch-bayerisch-französischen Beziehungen seit dem Juni. Schon dies dreitägige Schweigen hätte Ruville stutzig machen und zu schärferer Kritik veranlassen müssen, ehe er diesen Briefwechsel zur Erklärung der österreichisch-bayerischen Politik verwendete.

Indessen Ruville meint, auch in den folgenden Tagen habe der bayerische Minister seine Politik nach Beusts Ratschlägen eingerichtet, und da wäre es ja — die Richtigkeit der Beustschen Notiz vorausgesetzt — chronologisch möglich. Am 15. fand, wie L. v. Kobell berichtet, ein Ministerrat statt, und in dessen Beschluß erkennt Ruville den Beustschen Einfluß. Zwar gingen, sagt er, die Minister nicht völlig auf die Wiener Wünsche ein, denn danach hätte man Preußen mit der Verweigerung des casus foederis drohen müssen, „aber es wurde doch Preußen eben die Zumutung gestellt, mittelst der sich, wie man meinte, die spanische Frage aus der Welt schaffen, der Krieg verhüten ließ. König Wilhelm sollte eine allgemein gehaltene Versicherung geben, daß er hinsichtlich der spanischen Krone dasselbe Prinzip befolgen werde, das einst von Frankreich gegenüber der belgischen, von England gegenüber der griechischen Krone beobachtet worden sei, d. h. daß er keinen Prinzen seines Hauses je als Thronkandidaten Spaniens zulassen werde." (S. 163.) Da man nach den Ereignissen des 13. wußte, daß König Wilhelm nicht leicht hierauf eingehen würde, „so hatte der Vorgang nur einen Sinn, wenn die Leugnung des casus foederis als unausgesprochene Drohung dahinter stand." (S. 164.) Am 16. wurde der Vorschlag in der Tat in Berlin gemacht, stieß aber auf nachdrückliche Ablehnung durch König Wilhelm. Somit hatte, fährt der Verfasser fort, Beust mit seinem Rat nichts erreicht, denn Preußen ließ sich nicht zur Nachgiebigkeit stimmen. Ja, er hat sogar die Situation verschärft, denn der bayerische Schritt wurde auch in Paris bekannt: Gramont schöpfte daraus die Hoffnung, daß Bayern sich von Preußen trennen wolle

und sah darin natürlich einen Grund mehr, kräftig gegen Preußen aufzutreten. „Der ganze Rat Beusts war ja darum so töricht, weil nicht zu erwarten stand, daß die zweiseitigen, sich widersprechenden Drohungen geheim blieben.“ (S. 164.) Zeugnisse, daß diese Ereignisse sich gerade in diesen Tagen abgespielt haben, besitzt Ruville nicht, aber er erschließt die Datierung aus einer Mitteilung Gramonts, daß er am 17. von dem Münchner Beschluß und seiner Ausführung telegraphisch Nachricht erhalten habe, und aus der Tatsache, daß der bayerische Gesandte in Berlin am 14. und 15 in München geweilt habe. Er habe also die Instruktion des Ministerrats empfangen und am 16. ausführen können.

Aber gerade, da in Berlin die Münchner Forderung gestellt wurde, lesen wir weiter, brach Brays politisches System in der Heimat zusammen. König Ludwig entschied aus eigner Initiative für den Anschluß an Preußen. Nach dem Vortrage des Ministerialsekretärs Grafen Berchem in Schloß Berg befahl er sofort die Mobilmachung (16. morgens). Bray, der am Abend zum Vortrag erschien, stand einer vollendeten Tatsache gegenüber und fügte sich. Er setzte nur durch, daß der casus foederis vor der Beratung der Kammern nicht öffentlich anerkannt wurde, weil die Abgeordneten das als Eingriff in ihre Rechte hätten betrachten können. „Bray aber hatte davon den Vorteil, daß man im Ausland noch immer über die Haltung Bayerns im ungewissen blieb, und daß er noch weiter sich den Wünschen Beusts, wenn auch nur zum Scheine, gefügig zeigen konnte.“ (S. 175.)

Es ist also ein recht verschlungenes und zugleich ungeschicktes Ränkespiel, das Ruville die beiden Ministerpräsidenten versuchen läßt. Ob der Rat Beusts wirklich so töricht war, können wir dahingestellt sein lassen; nach dem Erzählten dürfte man allein von einer ungeschickten Ausführung durch Bray sprechen. Aber die ganze Schilderung der bayerischen Politik ist unhaltbar; teils widerspricht sie den Quellen, teils dem Zusammenhang der Ereignisse.

Zunächst ist die Charakteristik der Brayschen Politik für den 16. Juli falsch. Denn hierüber haben wir ein authentisches, auch Ruville bekanntes, aber von ihm nicht genügend beachtetes Zeugnis. Der englische Gesandte in München, Sir Howard, berichtet seiner Regierung am 17. Juli: „Ich habe eben den Grafen Bray gesehen, der mir mitteilte, daß das Bayerische Kabinett gestern Abend den Entschluß, den der König sanktioniert habe, gefaßt habe, in Erfüllung seiner vertragsmäßigen Verpflichtungen, in dem kommenden Kriege mit Frankreich mit Preußen zusammenzugehen, und daß er letzte Nacht diesen Beschluß dem preußischen Minister mitgeteilt habe, ohne in eine Diskussion über den casus foederis einzutreten“*) Bedingungen habe er nicht gestellt, sondern nur die Erwartung ausgesprochen, daß Bayern nach dem Kriege nicht schlechter als vorher behandelt werde.

*) Engl. Blaubuch Franco-Prussian War. (3). 1870. C. 210.

Also keine Möglichkeit, daß Bray nach dem 16. den Anschluß an Preußen vor dem Auslande habe verstecken und Beusts Ratschlägen wenigstens äußerlich Rechnung tragen wollen. Ferner geht daraus hervor, daß es ein Ministerialbeschluß war, den der König genehmigt hat, und nicht, daß das Ministerium zu seiner Stellung vom König gezwungen worden ist.

Prüfen wir nun die Schilderung der bayerischen Politik vor dem 16., die bayerische Vermittlung in Berlin. Falls sie stattgefunden hat, muß sie am 16. unternommen sein, denn nach dem eben Festgestellten hatte die bayerische Regierung nachher eine andere politische Stellung, und vor dem 15. abends war König Wilhelm nicht in Berlin. Man sieht sofort, daß dieser Versuch Brays eine genaue Untersuchung verdient: er verlangt ja ungefähr dasselbe wie Benedetti in Ems: eine Wiederholung der von König Wilhelm und der öffentlichen Meinung als Beleidigung empfundenen Forderung durch den ersten Bundesgenossen Preußens! Freilich tauchen sofort bei näherer Betrachtung allerlei Schwierigkeiten auf. Nach Ruville handelt in München das Ministerium durchaus selbständig; der König erfährt von dem angeblichen Beschluß des 15. nichts, er weilt fern in Hohenschwangau und kommt erst abends spät nach Berg. Ist es denkbar, daß die Minister einen derartigen Schritt, der die ganze bayerische Politik kompromittieren konnte, ohne Wissen des auf seine Stellung so eifersüchtigen Königs gewagt haben? Sollten nicht die preußenfreundlichen Minister, voran der Kriegsminister v. Pranckh, alles aufgeboten haben, den Schritt zu verhindern, ihn mindestens durch eine Meldung an den König zu verzögern? Schon das genügt, um den bayerischen Vermittlungsversuch ins Reich der Fabel zu verweisen.

Aber prüfen wir, um ganz sicher zu gehen, seine quellenmäßige Grundlage. Sie ist enthalten in der Korrespondenz englischer Diplomaten. Am 19. Juli schreibt der Botschafter in Paris, Lord Lyons, an den Minister des Auswärtigen, Lord Granville:*)

„Der Herzog von Gramont sagte mir heute Nachmittag, Graf Bray, der bayerische Minister des Aeußern, habe geraten (suggested), der König von Preußen solle eine allgemeine Zusicherung geben, daß er betreffs der spanischen Krone dasselbe Prinzip beobachten wolle, nach welchem Frankreich gehandelt habe, als die belgische Krone Sr. Kgl. Hoheit, dem Herzog von Nemours angeboten sei, und England, als Se. Kgl. Hoheit der Prinz Alfred zum König von Griechenland gewählt wurde. Dieser Vorschlag sei vom preußischen Gesandten in München gebilligt worden und, wie Herr v. Gramont glaubte, dem König v. Preußen durch die britische Regierung empfohlen worden. Der König habe ihn jedoch entschieden zurückgewiesen. . . . . „Ich sagte, Ihrer Majestät Gesandter in München habe Ew. Lord-

*) Blaubuch C. 210. Ruville ist auch hier in der Datierung ungenau. Er datiert diese Depesche auf den 17., da er sie mit einer späteren Erzählung Gramonts zusammenwirft.

schaft mitgeteilt, daß Graf Bray irgendeine allgemeine Zusicherung solcher Art von seiten Preußens als eine Lösung der Frage vorgeschlagen habe, aber daß mir nichts bekannt sei außer dem bloßen Faktum, daß der Vorschlag des Grafen Bray gemacht worden sei."

Hierauf antwortete Lord Granville am 20. Juli:*) „Ich habe Ew. Exzellenz Depesche vom 19., die über einen Vorschlag berichtet, den der bayerische Minister dem Herzog v. Gramont gemacht hat betreffs einer vom König von Preußen zu erlangenden allgemeinen Zusicherung" . . usw. . . . . . „Ich muß jedoch Ew. Exzellenz mit Bezug auf die von Herrn v. Gramont ausgedrückte Vermutung, ein Vorschlag zu dem genannten Zweck sei von Ihrer Majestät Regierung der preußischen Regierung empfohlen worden, versichern, daß eine solche Empfehlung an die preußische Regierung nicht gerichtet worden ist."

Aus diesen beiden Aktenstücken geht zunächst mit völliger Sicherheit hervor, daß Graf Bray in der Tat auswärtigen Diplomaten von der Möglichkeit eines solchen Vorschlags in Berlin gesprochen und daß auch der französische Gesandte davon erfahren hat. Aber über den Zeitpunkt der Unterredung ist nichts gesagt. Ferner erfahren wir, daß die englische Regierung auf die bayerische Anregung nicht eingegangen ist. Alles weitere, daß Werthern, der preußische Gesandte in München den Vorschlag gebilligt, daß er in Berlin wirklich gemacht und zurückgewiesen sei, erscheint als Behauptung Gramonts oder des Herzogs von Cadore, des französischen Gesandten in München. Ohne Zweifel sind beide Franzosen unsichere Gewährsmänner. Niemand kann verbürgen, daß Cadore richtig informiert war, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Gramont dem Lord Lyons falsches erzählt hat: es lag ihm daran, die französische Politik als versöhnlich hinzustellen; das konnte nicht besser geschehen als durch den Hinweis, daß die bayerische Regierung die französiche Forderung ungefähr akzeptiert habe. Ehe wir den Franzosen Glauben schenken können, müßte ihre Erzählung erst durch eine einwandfreie Quelle bestätigt oder wenigstens wahrscheinlich gemacht werden können. Aber wir haben schon gesehen, wie wenig sie sich mit der bayerischen Politik verträgt, und betrachtet man die preußischen Verhältnisse, so verstärken sich die Gegengründe noch mehr: was wäre wohl, darf man fragen, einem preußischen Diplomaten widerfahren, der nach den Vorgängen des 13. und 14. seinem Könige einen solchen Vorschlag zu empfehlen gewagt hätte? Sollte den Verfasser hier nicht das feine Gefühl für Möglichkeiten und Unmöglichkeiten im Stiche gelassen haben? Also, in dem einen Punkt, daß Herr v. Werthern den bayerischen Antrag empfohlen habe, ist die Erzählung sicher falsch, und das gestattet

*) Dasselbe Blaubuch. — Ruville kennt dies Aktenstück nicht, da er das Blaubuch nicht zu Rate gezogen, sondern sich mit Gramonts Referat, der nur Lyons' Bericht zitiert, begnügt. — Im „Staats-Archiv", Bd. 19, wo englische Korrespondenzen über den Krieg abgedruckt sind, fehlen die drei von uns verwendeten Aktenstücke.

der Schluß, daß auch der andere, die Vorstellung sei nach Berlin gerichtet worden, ebenso falsch ist. Von allen Nachrichten über Brays Politik bleibt nur übrig, daß er mit dem englischen, vielleicht auch dem französischen Gesandten von einer solchen Vermittlung gesprochen hat. Und zwar kann das, da hieraus nichts hervorgegangen ist, nur im unverbindlichen Gespräch geschehen sein; vielleicht wollte Bray die Ansicht der fremden Regierungen über eine Milderung der französischen Forderung erforschen; jedenfalls läßt sich eine bayerische diplomatische Aktion hierdurch nicht begründen.

Man sieht also: Bray hat weder im Frühjahr 1870 in Beust Hoffnungen auf Bruch des preußischen Bündnisses erweckt, noch hat er Napoleon ähnliche Andeutungen gemacht, noch hat er im Dienste der österreichischen Politik während der Julikrisis eine Vermittlung versucht, noch hat er sich von König Ludwig in eine andere Richtung drängen lassen. Die bayerischen Minister waren vielmehr von Anfang an überzeugt, mit Preußen zusammengehen zu müssen: schon vor dem 13. hat Bray dem französischen Gesandten hierüber keinen Zweifel gelassen*), und in den Verhandlungen mit Württemberg sieht Bray (spätestens am 14. Juli) den Anschluß an Preußen als selbstverständlich an, wenn der casus foederis gestellt werde.**) Nur die Frage stellt er zur Diskussion, ob man sich als Preis für die Waffenhilfe die bisherige Souveränetät garantieren lassen solle. König Ludwig, der am 16. mit seinen Ministern in Verbindung trat, brauchte sie also nicht mehr vorwärts zu treiben. Die scheinbare Unentschiedenheit Bayerns in den nächsten Tagen erklärt sich aus der Rücksicht, die man auf die Kammer nahm. Bray machte zwar, ohne Zweifel im Einverständnis mit dem Könige, Versuche, für den Anschluß als Gegengabe eine Revision der Allianzverträge und das Veto im Zollverein zu erlangen***), aber als Bedingung für den Anschluß ist weder diese von Bismarck abgelehnte Forderung noch jener an Württemberg gerichtete Vorschlag gestellt worden. Diesen vergeblichen Versuch Brays hat Ruville zwar richtig erkannt, bringt ihn aber in einen ganz willkürlichen Zusammenhang (S. 174).

Auch den Anschluß Württembergs, den Ruville nebenbei behandelt, schildert er irrig. Nach seiner Meinung hat Freiherr v. Varnbüler zwar das Zusammengehen mit Preußen von Anfang an beschlossen, aber im Einverständnis mit Bayern eine zweideutige Haltung von Mitte bis Ende Juli angenommen, um nicht Napoleon zum sofortigen Angriff auf Süddeutschland zu reizen, so lange die deutschen Heere nicht mobil waren (S. 178, 180). Daß Bayern seine Politik seit dem 17. Juli nicht mehr verbarg, wissen wir bereits, und in der Schilderung der württembergischen Politik widerspricht sich Ruville selbst: er sagt, am 19. habe Varnbüler

*) König Wilhelm an die Königin Augusta, 13. Juli, W. Oncken, Unser Heldenkaiser. S. 192.

**) Dr. Freiherr v. Mittnacht, Rückblicke. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1909. S. 53.

***) Hohenlohe, Denkwürdigkeiten. II, S. 20.

dem französischen Gesandten die Erfüllung des Bündnisses angezeigt und hierdurch die sofortige Abberufung des Gesandten veranlaßt (S. 179). Wie ist das mit einer Zweideutigkeit bis Ende des Monats vereinbar?

Auf die folgenden Kapitel des Ruvilleschen Buches, die das eigentliche Problem der Reichsgründung, die Gewinnung Bayerns für Kaiser und Reich, behandeln, brauchen wir nur einen kurzen Blick zu werfen. Der Verfasser meint — und diese These ist der Kernsatz seiner Arbeit —, in diesen Verhandlungen hätten die geheimen Beziehungen zwischen Bray und Napoleon vor dem Kriege noch einmal eine Rolle gespielt: Bismarck habe aus beschlagnahmten französischen Dokumenten im Oktober Kenntnis davon erhalten und dadurch den dem Reiche widerstrebenden Grafen Bray in seine Hand bekommen. Anfang November, vermutlich am 5., drohte er ihm in Versailles, die kompromittierenden Papiere dem König Wilhelm und dem König Ludwig mitzuteilen, und sogleich hörte die Opposition Brays auf. — Da wir nicht an eine solche Verhandlung aus dem Juni glauben, können wir uns die Nachprüfung der überaus künstlichen Konstruktionen, in denen sich dann Ruville zur Erklärung der weiteren Bismarckschen und Brayschen Politik ergeht, sparen. Nur so viel sei gesagt, daß von einer beginnenden Nachgiebigkeit Bayerns seit Anfang November nicht die Rede sein kann. Denn gerade in diesen Tagen schienen die Differenzen mit Bayern unversöhnlich; es wurde in der ersten Novemberhälfte mit seinen Bevollmächtigten kaum noch unterhandelt, und Bismarck war überaus unzufrieden mit ihnen. Erst in der zweiten Hälfte begannen die Verhandlungen von neuem, als sich die Verhältnisse durch eine vorübergehende plötzliche Schwenkung der württembergischen Politik geändert hatten. Ruville meint zwar ein Einlenken der Bayern am 6. November darin zu erkennen, daß sie die Abreise nach München, von der Bray einige Tage vorher gesprochen hatte, aufgegeben hätten, aber dieser Verzicht läßt sich auch anders erklären: aus dem Wunsche, den Verhandlungen mit den übrigen Süddeutschen beizuwohnen, da deren Fortgang für die bayerische Politik von höchster Wichtigkeit war.

An keiner Stelle des Ruvilleschen Buches kann ich daher eine Förderung der Wissenschaft erblicken, und es ist ein recht unbehagliches Gefühl, mit dem man von ihm Abschied nimmt: fast nirgends hat der Verfasser die Anforderungen, die er an den Historiker stellt, selbst erfüllt. Um so trauriger stimmt dies Urteil, weil man einem Werke, das mit großem Fleiße und mit Liebe zum Gegenstande gearbeitet ist, gegenübersteht, und weil der Verfasser, wie er mit Recht von sich sagt, aufrichtig bestrebt gewesen ist, jede Parteilichkeit auszuschalten.

Gustav Roloff.

Johann Friedrich Benzenberg, der erste Rheinische Liberale. Von Julius Heyderhoff. Vereinsgabe des Düsseldorfer Geschäfts-Vereins. 1909. Druck und Verlag von Ed. Lintz, Düsseldorf. 190 S. 4,20 Mk.

Benzenberg gehört nicht zu den führenden Geistern iu der Epoche unseres werdenden Nationalbewußtseins und des Neubaus des preußischen Staates, aber sowohl durch seine persönliche Entwicklung, wie der Napoleon-Verehrer durch die Erhebung von 1813 zum deutschdenkenden Manne wurde, sowie durch seine Beziehungen zu Gneisenau und Hardenberg, ist er eine höchst interessante Figur. Niemals hat er, als es in Deutschland und Preußen in der Zeit der Demagogenverfolgung trüber und trüber wurde und die Aussicht, durch rechtzeitige Gewährung einer Verfassung die zukünftige Revolution zu vermeiden, immer geringer, niemals hat er dennoch den Mut sinken lassen. Schon 1815 in Paris hatte er Gneisenau eine Schrift des Naturforschers La Place „über die Wahrscheinlichkeit" zugeschickt, weil man aus ihr etwas entnehmen könne über die Ursachen, welche das Konstante in den Weltbegebenheiten hervorbringen — das, was wir die Herrschaft der Dinge nennen." „Daß die Dinge einem gewissen Zuge folgen, der in allem Wechsel zu erkennen, daß die Kurve, die die Kulturgeschichte der Völker darstellt, ungeachtet mancherlei Krümmungen, doch eine bestimmte Richtung behält."

Als Gneisenau schon im Frühjahr 1816 den Abschied nahm, machte ihn Benzenburg auf einen Ausspruch Machiavellis aufmerksam, daß die Männer von außerordentlichem Verdienst in ruhigen Zeiten stets vernachlässigt worden seien und immer vernachlässigt sein würden. „Mir scheint", fügt Benzenberg hinzu, „dieses so notwendig aus der Natur der Gesellschaft hervorzugehen, wie die Jahreszeiten aus der Neigung der Erdachse gegen die Bahn."

„Zu den Zeiten der Griechen und Römer hat es gewiß ebenso gut wie zu den unsrigen immobiles gegeben, die nie ihre Stellen verloren oder wechselten — ordentliche, nüchterne, etwas beschränkte Menschen, nur sind ihre Namen nicht bis zu uns durchgedrungen."

„Die, welche der Zeit einen Namen bei der Nachwelt geben, werden nie zu den immobilen gehören."

„Gefreut hat es mich daher sehr, daß, als Vincke mir die eine Nachricht meldete, er mir zugleich schrieb, daß er auch um seine Entlassung gebeten."

„Es scheint fast notwendig, daß die, welche die unsichtbare Kirche bilden und das eigentliche Regieren tun, jedesmal abtreten und sich am Abtreten erkennen."

Nur zu sehr und zu bald gingen ja diese Worte damals in Preußen in Erfüllung. Den Stein und Gneisenau folgten 1819 die W. v. Humboldt, Boyen, Grolman, und als nun 1822 auch Hardenberg starb, waren sieben Jahre nach dem Friedensschluß die großen Männer, denen Preußen

seine Wiedergeburt verdankte, sämtlich aus dem Dienst geschieden, und der Staat lebte fort ohne führende Persönlichkeiten durch das natürliche Fortwirken der in der großen Zeit empfangenen Antriebe und der neugeschaffenen Institutionen.

Ob diese Ruhepause des bloßen Vegetierens schließlich von Segen war für die innere Kraft und Gesundheit des Staates? Seit wir das parlamentarische Wesen so genau kennen gelernt haben, wird mancher nicht abgeneigt sein, die Frage zu bejahen. Aber selbst wenn man das tun will, so ist doch so viel gewiß, daß die Ruhe zu lange gedauert hat, denn es bedurfte ja schließlich einer revolutionären Bewegung, um der natürlichen Entwicklung wieder den nötigen Antrieb zu geben. Wieviel besser wäre es gewesen, wenn Friedrich Wilhelm IV. im Anfang seiner Regierung freiwillig gegeben hätte, was er 1848 gezwungen zugestand!

Am 1. Januar 1820 schrieb Benzenberg an Gneisenau, „daß die Ultras (d. h. die Reaktionäre) und die Jakobiner sich wechselseitig ineinander verbissen haben und so einander neutralisiert, dieses halte ich für kein Unglück. Gemäßigte Leute, wozu wir uns rechnen, können dann desto ruhiger ihren Weg gehen.“ Eine prächtige Aeußerung der Gesinnung nach, aber leider historisch wie politisch durchaus unrichtig. Die Folge der Bildung der extremen Parteien war ja nicht, daß nun die Gemäßigten regierten, sondern daß Preußen erst in die Stagnation geriet und dann in die Revolution. Niemand hat damals in der politischen Literatur den Charakter und die Zukunft des preußischen Staates richtiger gewürdigt als Benzenberg, aber auch er mußte erleben, daß seine Schrift über den König verboten wurde. Es erinnert an eine jüngst viel besprochene wissenschaftliche Fehde, wenn wir lesen, daß eine offiziöse Widerlegung von Benzenbergs Schrift über Hardenberg befohlen wurde, weil in dieser nachgewiesen war, daß die preußischen Reformen die Einführung der Ideen der französischen Revolution von oben, durch das Königtum bedeuteten.

Benzenberg hat sich durch das alles nicht irre machen lassen. Er blieb dabei, daß aus einer Regierung, wie die preußische in ihren Grundinstitutionen sei, der „Same der bürgerlichen Freiheit zwar langsam, aber um so sicherer sich entwickeln“ müsse (Heyderhoff, S. 113). Er blieb auch stark nach der andern Seite und ließ es sich nicht anfechten, daß er schreiben mußte, „die Leute halten einen für toll, wenn man etwas sagt, das so aussieht, als ob man die Regierung verteidigen wolle“ (Heyderhoff, S. 105).

Man sieht, die Theorie, wenn man will die Doktrin, hat auch ihr Gutes. Dieser Rheinländer Benzenberg war zum Verständnis des preußischen Staates gelangt und war zum Preußen geworden, nicht durch irgend eine Tradition, nicht auf dem Wege durch das Herz oder gar auf dem Wege durch den Magen, das Interesse, sondern allein auf dem Wege der Einsicht, der Vernunft. Der unmittelbare Anblick des preußischen Staates hatte damals wenig Anmutendes und Anziehendes. Um Preußen richtig zu erkennen, mußte man es im Großen ansehen, d. h. in seiner

Geschichte und in seiner politischen Struktur; so hatte es Schleiermacher schon im Jahre 1807, zur Zeit des größten Elends, verlangt und sich deshalb zum Erstaunen seiner Freunde als preußischen Patrioten bekannt. So schrieb auch im Jahre 1835 aus seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit Boyen an Benzenberg: „Alle guten Preußen — und ich verstehe darunter solche, die die geistige Bestimmung Preußens, sein ihm von der Vorsehung gegebenes Entwicklungsziel begriffen haben — müssen Ihnen danken."

Fügen wir auch noch hinzu, wofür der idealistische Kriegsmann dem unermüdlichen Publizisten dankt, nämlich: „daß Sie fortdauernd sich bemühen, das Einfach-Vernünftige, das sich bei uns entwickelt hat, den Leuten klar vor die Augen zu legen. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß man bei so was nicht müde werden muß und den Leuten die Sachen nicht oft genug wiederholen kann, denn zu dem Begreifen der einfachen Wahrheiten' braucht die bürgerliche Gesellschaft die mehreste Zeit, und es dauert lange, bis die Wahrheit das Vorurteil aus der öffentlichen Meinung verdrängt."

Die biographische Schrift von Heyderhoff ist in jeder Beziehung vortrefflich: umfassende, kritische Forschung, richtiges historisches Urteil, unbefangene, objektive Auffassung, gute Erzählung.

Delbrück.

Politik.

Eisenbahn- und Staatsfinanzen.

Mit Recht weist der langjährige Leiter der Finanzabteilung des Eisenbahnministeriums, Wirklicher Geheimrat Dr. Kirchhoff, in der soeben veröffentlichten finanzwirtschaftlichen Studie „Zur Neuordnung der preußischen Eisenbahn- und Staatsfinanzen" darauf hin, daß seit Durchführung des Staatsbahnsystems die sachgemäße Einordnung dieses gewaltigen Betriebsunternehmens in die preußische Staatswirtschaft ununterbrochen Gegenstand der Erörterung und einer ganzen Reihe von Versuchen auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung gewesen ist, ohne daß bisher eine voll befriedigende Lösung der Aufgabe erzielt wurde. Im letzten Grunde handelt es sich dabei um die Frage, in welcher Höhe die Ueberschüsse der Staatsbahnen zur Bestreitung des laufenden Staatsbedarfs in Anspruch genommen werden sollen und können. Alle übrigen Fragen, welche bei der Behandlung des Themas innerhalb und außerhalb des Landtages einen so breiten Raum einnehmen, wie die Behandlung des Extraordinariums im Eisenbahnetat, die Amortisation des Anlagekapitals usw., sind in Wirklichkeit nur Varianten jener Hauptfrage, immer handelt es sich schließlich darum, ein wie hoher Zuschuß zu den allgemeinen Staatsausgaben aus dem Betriebsüberschusse der Staatsbahnen zu leisten ist. Diese

Frage ist zuerst durch die Bestimmung des Eisenbahngarantiegesetzes beantwortet worden, wonach die Eisenbahnüberschüsse auch zur Bestreitung der etatsmäßigen Ausgaben zu verwenden sind, welche andernfalls aus Steuern zu decken wären. Diese Bestimmung ist meines Wissens von Bismarck veranlaßt, um die von ihm im Interesse der Reichspolitik erstrebte Entlastung von direkten Steuern nach dem Scheitern des Tabakmonopols [illegible] stellen. Anfänglich war die Inanspruchnahme der Eisenbahnüberschüsse zur Vermeidung eines Defizitetats nur für den Ausnahmefall besonders mißlicher Jahre gedacht, sehr bald aber bildete der Zuschuß aus den Eisenbahneinnahmen ein regelmäßiges, unentbehrliches und in immer stärkerem [illegible] in Anspruch genommenes Mittel zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt. Man ist, wie [illegible] hervorhebt, [illegible] dazu gekommen, daß der Staatsaufwand nach dem [illegible] des Eisenbahnüberschusses bemessen wird, bei dessen Ausfall aber ein Etatsdefizit unvermeidlich ist. Das Jahr [illegible] mit einem etatsmäßigen Eisenbahnzuschuß von beinahe einer viertel Milliarde und einem [illegible] von etwa einem Drittel und das Jahr [illegible] mit einem [illegible] von 156 Millionen Mark liefern ein Schulbeispiel dafür, [illegible] man auf diesem Wege schließlich gelangt. Daß alle Versuche einer besseren Ordnung des Verhältnisses der Eisenbahnen zu den allgemeinen Staatsfinanzen erfolglos geblieben sind, hat seinen Grund in dem Bestreben, den Betrieb der Eisenbahnen vor allem im Staatsinteresse [illegible]

[illegible]

ordinarium die Zentralfonds zu, die Baufonds werden mit dem Inhalt des Eisenbahnkreditgesetzes, zu einer besonders aber gleichzeitig mit dem Etat einzubringenden Vorlage vereinigt. In diese soll auch inbezug auf die Neubauten der zweiten Art nicht mehr der Gesamt-, sondern nur der Jahresbedarf aufgenommen werden.

Diese Ordnung der Dinge zeichnet sich durch große Klarheit und Uebersichtlichkeit aus, bietet aber eine Reihe nicht unerheblicher Schwierigkeiten. Sie würde kaum mit dem Verfassungs- und dem Etatsrecht des Abgeordnetenhauses vereinbar sein und den Vorzug größerer Bewegungsfreiheit inbezug auf die Begebung von Anleihen beseitigen, den Preußen bisher vor dem Reiche voraus hat. Es wird daher wohl ein etwas anderer Weg zur Erreichung des Zieles gewählt werden müssen, Kirchhoff weist selbst auf eine solche Variante hin.

Der Schwerpunkt des Kirchhoffschen Neuordnungsystems liegt auch in den Vorschlägen über die Verwendung des Betriebsüberschusses. Während jetzt von dem, was von dem Betriebsüberschusse nach Abzug des Bedarfs für den Schuldendienst übrig bleibt, zunächst das Extraordinarium dotiert und der ganze Rest unverkürzt zur Bestreitung des allgemeinen Staatsbedarfs herangezogen wird, sollen fortan für eine mehrjährige Wirtschaftsperiode im voraus festgesetzte feste Beiträge zu den Ausgaben der Neubauverwaltung wie zu den allgemeinen Staatsausgaben geleistet werden. Dieser Beitrag würde nach dem Durchschnitt guter und schlechter Jahre, jedoch so zu bemessen sein, daß er auch in minder guten Jahren voraussichtlich voll Deckung in dem Betriebsüberschusse findet. Da bei aufsteigender Konjunktur diese festen Beiträge den Betriebsüberschuß nicht aufzehren, eröffnet sich die Möglichkeit, den Ausgleichsfonds daraus zu speisen, und, wenn diesem in den reichsten Jahren der dazu bestimmte Höchstbetrag zugeführt ist, auch noch einen weiteren Beitrag zu den Kosten der Neubauverwaltung zu liefern. Durch den Ausgleichsfonds endlich wird auch für schlechte Jahre die Leistung jener festen Beiträge zu den Neubaukosten und den allgemeinen Staatsausgaben sichergestellt.

Es leuchtet ein, daß auf diese Weise ein klares und sicheres Verhältnis der Eisenbahnfinanzen zu den allgemeinen Saatsfinanzen und zum Staatsschuldendienst hergestellt, der Defizitwirtschaft vorgebeugt und der in überdurchschnittlichen Eisenbahnzuschüssen liegende Anreiz zu ungesunder Steigerung des Staatsbedarfs beseitigt wird. Die Kehrseite der Medaille bildet die Kürzung der Mittel zur Befriedigung von Kulturbedürfnissen und die Steigerung des Anleihebedarfs für Eisenbahnneubauten in schlechten Jahren. Aber auch inbezug auf die Lösung der Kulturaufgaben muß man sich eben nach der Decke strecken und manches, was unter dieser Flagge segelt, dient in Wirklichkeit bureaukratischer Bequemlichkeit und Ressortliebhaberei. Und jene Steigerung der Eisenbahnschulden findet wenigstens zu einem guten Teile ihren Ausgleich in der Beseitigung der Notwendigkeit, den Staatskredit zur Deckung von Etatsdefizits, wie im laufenden Jahre, in Anspruch zu nehmen.

Jedenfalls stellt sich die Kirchhoff'sche Studie als ein höchst beachtenswerter Versuch dar, das für die Sicherung unseres Staatshaushalts [illegible] wichtige Problem richtiger Einordnung der Eisenbahnfinanzen in die Staatsfinanzen abschließend zu lösen. Sie wird allen, welche berufen sind, daran in der bevorstehenden Landtagssession mitzuwirken, treffliche Dienste leisten.

[illegible]

Literatur.

Benjamin Constant. Der Roman eines Lebens. Von [illegible] Ettlinger. Berlin 1909, bei Egon Fleischel & Co.

Wenn die Goncourts, gleichbedeutend als Historiker der Sitten [illegible] Frankreichs wie als Romanciers, das Postulat aufgestellt haben, intime Geschichte zu schreiben, so ist es in dieser ersten Darstellung [illegible] Benjamin Constants erfüllt. Das Buch ist, [illegible] in [illegible] Gründlichkeit, spannend wie ein [illegible] Nur ein geschulter Psychologe, der am sichern Ariadnefaden durch das Labyrinth der modernen Seele streifte, konnte diese [illegible] entwirren und ihr gerecht werden. [illegible] von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der [illegible] Urteil des Literaturpapstes Sainte-Beuve wußte bis in die [illegible] und erst seit dem letzten Jahrzehnt, wo [illegible] Dokumente der [illegible] erschienen sind, begann [illegible] Constant [illegible] Stendhal [illegible]

[illegible]

von der sie August Wilhelm Schlegel als Erzieher ihrer Kinder zurückbrachte und deren Hauptaufenthaltsort Weimar war. Goethe hat ihm ein recht vorteilhaftes Leumundszeugnis ausgestellt, wie er es später Beyle-Stendhal ausstellte. Und Constant erwarb in Deutschland jene strenge Methodik und Gründlichkeit, die seine politischen Schriften und sein Lebenswerk, die Geschichte der Religionen, aufweisen.

Diese Seite seines Wesens interessiert uns Heutige freilich nur noch historisch, wogegen sein höchst problematisches Ich unser volles Interesse beansprucht. In eine zerklüftete Uebergangszeit hineingeboren, stand er mit einem Fuße im ancien régime, dem er als Sohn eines Aristokraten sowie durch seine höfische Erziehung besonders verknüpft war; er war ein leidenschaftlicher Spieler und Duellant, ein Don Juan und Schöngeist, früh blasiert und voll blendenden Esprits im Brief wie in der Unterhaltung. Aber derselbe Constant war auch ein Sohn der Rousseauzeit, dem die Marke des Weltschmerzes aufgebrannt war, ein von Sehnsucht Verzehrter, der an innerer Unbefriedigtheit (l'ennui) und sprunghaften Launen litt, über die er sich selbst lustig machte, ohne ihnen einen Zügel anzulegen, ein Willenskranker, dessen Geist, statt die Willensakte zu normieren, seinem eignen Triebleben als müßiger Zuschauer zusah. Daher auch sein psychologischer Scharfblick und seine Neigung zu zerfasernder Selbstanalyse, die namentlich in seinem unerbittlichen autobiographischen Roman „Adolphe“, nicht minder in seinem „Journal intime“ zur Geltung kommt. Hier ist er der unzweideutige Vorläufer der Moderne mit all ihren seelischen Irrwegen und Abgründen; aber freilich nur ihr Vorläufer; der Stich ins Dekadent-Perverse, den von Baudelaire ab die große französische Literatur aufweist, fehlt ihm noch völlig.

Er hat sich weder „künstliche Paradiese“ geschaffen wie Baudelaire, noch ist er in schwüler Mystik untergetaucht, wie die deutsche Romantik; er hat sich weder im Sündenpfuhl gewälzt wie soviele von Verlaine bis Wilde, noch ist er dem Wahnsinn zugesteuert wie Nietzsche. Das Gebiet, auf dem seine Willenskrankheit zutage tritt, ist das der Liebe. Für viele Frauen rasch entflammt, erkaltete er ebenso rasch, sobald sie ihm zur Fessel wurden; aber er fand nicht den Mut, klare Verhältnisse zu schaffen; und besonders seine langjährigen Beziehungen zu Frau von Staël, denen auch ein Kind, Albertine, die spätere Herzogin von Broglie, entsproß, waren nach kurzem Rausche ein jahrelanges qualvolles Hin und Her, dessen Hangen und Bangen er mit grausamer Schärfe in seinem Roman „Adolphe“ festgehalten hat, dem einzigen Werke, das ihm einen Platz in der Weltliteratur erobert hat, ja, dessen Held neben Clavigo zum sprichwörtlichen Typus des wankelmütigen Liebhabers geworden ist. Es ist der Konflikt eines Menschen, wie Ettlinger sagt, „der aus ewiger Furcht vor dem Schmerz, den er einem andren Herzen nicht verursachen will, zwischen Großmut und Verstellung, Mitleid und Lüge, Zartgefühl und Grausamkeit hin und her getrieben wird, sein Gewissen mit seinem Stolz, seinen Stolz mit seinem Pflichtgefühl, sein

Pflichtgefühl mit moralischen Sophismen zum Schweigen zu bringen sucht und sich so immer wieder von einer Selbsttäuschung, einer Halbheit zur andern rettet, nur um der harten Notwendigkeit der Entscheidung zu entgehen ... Was alles an seelischen Foltern, an Reue, Bitterkeit, Selbstvorwürfen und Empörung in dem Journal intime weit auseinander [illegible], kommt hier dem Leser in konzentrierter Darstellung zu Hand."

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Der arme Dichter Lenz und die neueste Lenzliteratur.

1. M. N. Rosanow, Jakob M. R. Lenz, Sein Leben und seine Werke. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Übersetzung von C. von Gütschow. Leipzig 1909. Schulze & Co. VIII, [illegible] S. Mk. 12,—.
2. G. A. Müller, Goethe-Erinnerungen in Emmendingen, mit [illegible] Abbildungen. Leipzig 1909. Bruno Volger. XI, [illegible] S. Mk. 3,—.
3. J. M. R. Lenz, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Franz Blei. Band I–II (auf 4 Bde. berechnet). München 1909. Georg Müller. VIII, 546 S. u. 482 S. Mk. 7,50 pro Band.
4. J. M. R. Lenz, Gesammelte Schriften in 4 Bänden. Band I. Herausgegeben von Ernst Lewy. Berlin 1909. Paul Cassirer, Berlin. XL, [illegible] S. u. XVI, [illegible] S. Mk. 5,— pro Band.
5. J. M. R. Lenz, Ausgewählte Gedichte. [illegible] herausgegeben und eingeleitet von [illegible] Berlin. XLI, 221 S. [illegible]

[illegible]

emporsprang wie ein Springbrunnen, das Herz zu Herzen, Mensch zu Menschen führte, das den einen zum andern Du und Bruder sagen ließ, war beseligend und verführerisch genug. Aber es schwächte das Herz, das gern zu schluchzen begann und den frischen Ueberschwang gesunder Gefühle in billige Sentimentalitäten sich zersetzen ließ. Die schönen Seelen mit krankem Herzen und matten Lippen waren alle Prototype von Werther-Jerusalem. Weltschmerzelei war aus der Liebe zur ganzen Welt geworden. Das mußte verderblich wirken, nicht der Werther selbst, der vielen die Augen öffnete und das Herz befreite, den der große Goethe schrieb, als er jung war, als er selber Werther und zerrissenen Herzens gewesen.

Wohl denen, die aus diesem Wust von Empfindungen und sentimentalischen Seufzern durch energetische Selbstbefreiung, durch Arbeit sich erlösen konnten! Und wie bezeichnend hierfür und für Goethe selbst ist seine Antwort, die er einst einem Freunde gegeben, der ihn fragte, wie es ihm denn möglich gewesen, in solcher Brausezeit plötzlich in nüchterne Amtsgeschäfte sich zu stürzen. „Das wilde Feuer", sagte er, hätte mir ja das Hirn versengt, wenn ich nicht in grenzenloser Arbeit und Tätigkeit ein Gegengewicht gefunden."

Aber diese jungen Leute mit ihrem heißen, verwilderten Herzen, die gegen den deutschen Parnaß ihre Brandfackel schleuderten, in wüstem Lärm und intellektuellen Ausschreitungen sich erschöpften, die mit feierlichen Gebärden sich frühen Tod und vergessene Gräber prophezeihten, fanden oder wollten dieses Gegengewicht nicht. Sie verstanden nicht, ihre Liebe, ihre Qual und ihren Haß zu dämpfen, da sie zu mächtig geworden und ihre schöpferische Kraft zu schwächen und zu untergraben begannen. Shakespeare, der große geniale Shakespeare, der ihr Heros, Gott und Prophet war, wies ihnen ja die Bahn, die sie neuen Göttern und neuen Idealen entgegenführen mußte.

So dachten diese Stürmer, die in genialischem Ueberschwang sich zu übertreffen suchten. Und Ueberschwang war ihr Haß, Ueberschwang wurde ihre Liebe. Menschen gab es für sie nicht: entweder Spießbürger, die es noch nicht, oder Genies, Götter, die es nicht mehr waren. Nur nicht die glatten Straßen der guten ehrsamen Leute! Zu olympischen Bergen hinaufgeistern und auf das Pöbel herabwettern, das an den Abhängen der Mittelmäßigkeit herumameiste! Heroen brauchten sie, denen sie Hekatomben brachten, denen sie die Palme und die Fackel vorantrugen. Und ihr Heros wurde G o e t h e! Nicht im pedantisch-literargeschichtlichen Sinne einer übermäßigen Beeinflussung Goethes auf die gärenden Elemente seiner Zeit oder etwa im Sinne der Tieckschen Auffassung von einer „Erweckung" durch Goethe. **Er imponierte ihnen nur.** Der wirkliche Einfluß Goethes begann erst ein Jahrzehnt später, da viele seiner Mitstürmer gestorben oder gestrandet waren. Goethes eigentlicher Einfluß wirkt erst auf die Romantik, nicht schon im Sturm und Drang. Was er den Herdern, Klingern, Schubart, Lenzen usw. gewesen, war viel und von nachhaltiger Wirkung.

Aber mehr im Sinne kollegialisch-brüderlicher Anerkennung: „Traun, [illegible] du bist auch ein Genie!" Das war, als der Götz in die [illegible] der Clavigo enttäuschte und der Werther den Hut vom Kopfe [illegible]. [illegible] kann Herder, Klinger oder Lenz nicht [illegible] als Nachahmer Goethes abtun. Beeinflussung ist noch keine Nachahmung. „Ein freudiges [illegible] kennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde", sagte Goethe, und das war für die Historiker, die uns die Freunde schrieben, ausschlaggebend und Standpunkt genug, ebenso wie das [illegible] Wort Karl Augusts von den „Affen Goethes". Die [illegible] Gebärde und das Goethische Pathos waren nicht nur des jungen Goethe Art; sie teilte er mit allen, die ihm nach den Parnaß erklommen.

Lenz war Goethes Freund gewesen, sein „jüngeres Brüderchen", wie man ihn in seiner Zeit nannte. Er ist unter den Stürmern der [illegible] gewesen, der am meisten versprach: der ebenbürtige Rivale Goethes, der große Ahner, wie man ihn in Anlehnung an ein Wort von ihm nennen könnte. Er ist der typische Repräsentant des „Sturm und Drang", mit allen göttlichen Gaben des Genies gerüstet, tiefer [illegible] als die Gattung mit ihm. Aber der Schöpfer, der ihn [illegible], hatte ihn auch geschlagen: mit krankem Herzen, das [illegible] seine Sinne umnebelte, mit einem Gestaltungsdrang, der nie sich [illegible], sondern [illegible] überquoll. Er ist, meiner Meinung nach, der Dichter, der [illegible] Herz entdeckte; seine Schriften [illegible] neben dem [illegible] auch [illegible] Wert. Sie sind ein [illegible] im [illegible] eines [illegible] des Genies. Sein [illegible] machte ihn [illegible] und [illegible]los und untergrub seine [illegible]. Der arme Dichter [illegible] ein [illegible] Schicksal, wie es [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] wagte) an den Pranger gestellt. Nur ein paar Freunde
[illegible] die Zeit, wie den vergessenen Berliner Schriftsteller Franz
[illegible] vor allem den Livländer Arzt Dr. Dumpf, auf den die
[illegible] als den ersten würdigen und verdienstvollen Förderer zurück-
[illegible] Dieser sammelte alle nur erreichbaren Manuskripte Lenzens
[illegible] eine groß angelegte Biographie. 1819 gab er das „Pandae-
[illegible]moniacum“ heraus und überließ, als er von Tiecks Plan
[illegible] der Werke Lenzens hörte, diesem uneigennützig sein gesamtes,
[illegible] mühselig zusammengebrachtes Material. Ohne ihn wäre der
[illegible] Tieckschen Ausgabe, die erst 1828 erschien, nicht möglich ge-
[illegible] Ausgabe, die, wie man weiß, Klingers „Leidendes Weib“
[illegible] Drama Lenzens, einen Aufsatz von Häfeli und eine 1741
[illegible] „Ode an den Wein“ von einem Namensvetter auf Konto Lenzens
[illegible] eine endlose Lobpreisung Goethes voran. Was der Heraus-
[illegible] Lenz sagte, war nicht nur wenig, sondern — aus Furcht vor
[illegible] mehr eine Schmeichelei für Goethe als eine Rechtfertigung
[illegible] den Bemühungen und Forschungen Stöbers, Dorer-
[illegible] Gruppes und vor allem, neben Erich Schmidt, Weinholds
[illegible] das jahrhundertalte Unrecht gegen Lenz wieder gutzumachen.
[illegible] eine große Anzahl verloren geglaubter Arbeiten aufzu-
[illegible] ein immer kompetenteres, immer erkennbareres Bild des unglück-
[illegible] Goethes aus den schon stark verwischten Spuren seines
[illegible]nnen.

[illegible] Lenz bis in die neuste Zeit mehr ein Zankapfel der Philologen,
[illegible] verdammten, wie der einseitige Goethepanegyrikus und Lenz-
[illegible], oder als Genius verherrlichten, wie seinerzeit Gruppe und
[illegible] abwägend und würdigend, wie Weinhold, Schmidt
[illegible] — so scheint es jetzt, als ob die neue Generation auf den
[illegible] Lenz zurückzukommen mehr Neigung und Beruf fühlt als je.
[illegible] auch Berührungspunkte genug, die die Zeit Lenzens unseren
[illegible] interessant machen können. Man denke nur an die
[illegible] Tendenz des „Sturm und Drang“ und an die Zeit der
[illegible], an die individualistische Betonung der Persönlichkeit
[illegible] den Individualismus Nietzsches, an den romantizistischen Ein-
[illegible] und heute, und schließlich an die Abwehr der Stürmer gegen
[illegible] Lessing, wie an die moderne Offensive gegen den Klassiker
[illegible] übrigen halte ich Wedekind, temporär verschieden natürlich,
[illegible] modernisierten Lenz. Die genialisch dramatische Gebärde bei
[illegible] notwendigen Einschränkungen, dieselbe wie bei Wedekind, (man
[illegible] an „Die junge Welt“) und dessen rücksichtslose Betonung des
[illegible] finden wir auch bei Lenz, z. B. wenn er im „Hofmeister“
[illegible] auf offener Szene sich kastrieren läßt. Interessant und be-
[illegible] bleibt es auch, daß Wedekind die Absicht hatte, eine neue
[illegible] Werke Lenzens zu veranstalten.

Pflichtgefühl mit moralischen Sophismen zum Schweigen zu bringen sucht und sich so immer wieder von einer Selbsttäuschung, einer Galgenfrist zur andern rettet, nur um der harten Notwendigkeit der Entschließung zu entgehen ... Was alles an seelischen Foltern, an Reue, Bitterkeit, Selbstvorwürfen und Empörung in dem Journal intime weit auseinandersteht, kommt hier dem Leser in konzentrierter Darstellung zu Hand."

Friedrich von Oppeln Bronikowski.

Der arme Dichter Lenz und die neueste Lenzliteratur.

1. M. N. Rosanow, Jakob M. R. Lenz, Sein Leben und seine Werke. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Uebersetzung von C. von Gütschow. Leipzig 1909. Schulze & Co. VIII. 556 S. Mk. 12,—.
2. G. A. Müller, Goethe-Erinnerungen in Emmendingen, mit vielen Abbildungen. Leipzig 1909. Bruno Volger. XI. 109 S. Mk. 3,—.
3. J. M. R. Lenz, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Franz Blei. Band I/II (auf 4 Bde. berechnet). München 1909. Georg Müller. VIII. 546 S. u. 482 S. Mk. 7,50 pro Band.
4. J. M. R. Lenz, Gesammelte Schriften in 4 Bänden. Band I II. Herausgegeben von Ernst Lewy. Berlin 1909. Paul Cassirer, Verlag. XI. 325 S. u. XVI. 159 S. Mk. 5,— pro Band.
5. J. M. R. Lenz, Ausgewählte Gedichte. M. e Bildnis. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Oesterheld. Leipzig. Fritz Eckardt, Verlag. XII. 221 S. Mk. 3,—. Pappbd.

Er ist in jener kraft- und gefühlsstrotzenden Revolutionszeit aufgewachsen und groß geworden, die man als „Sturm- und Drangperiode" literarhistorisch rubriziert hat. Es muß eine köstliche Zeit gewesen sein, da man seinem Gefühl und seiner Kraft keine Grenzen setzte, über Konvention, Sitte und Gesetz hinwegsprang und auf das Recht der freien genialen Persönlichkeit Trümpfe ausspielte; da die Geister durch einander gewirbelt und als Brüder einander nahe gebracht wurden. Die jungen Leichtfüße der 60er und 70er Jahre des 18. Jahrhunderts waren intellektuelle Wilde und geistige Befreier zugleich, die gegen die „schöne Natur" sich auflehnten und dafür die „wahre Natur" forderten. Sie setzten das Pathos, die große Geste für das kalte Wort und die kühle Ruhe Lessing-Winckelmannscher Klassik („O das verwünschte Wort Klassik," ruft Herder, „es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen!"); verspotteten die engbrüstige Schäferpoesie, wie die Wielandschen Grazien und amoureus tändelnden Verse. Diese Zeit muß köstlich gewesen sein, weil sie so gefährlich war; weil sie Genies gebar und sie führerlos in Gefühls- und Intellektwirrsale hinauswarf. Das lebendige Gefühl, das in den Herzen

emporsprang wie ein Springbrunnen, das Herz zu Herzen, Mensch zu Menschen führte, das den einen zum andern Du und Bruder sagen ließ, war beseligend und verführerisch genug. Aber es schwächte das Herz, das gern zu schluchzen begann und den frischen Ueberschwang gesunder Gefühle in billige Sentimentalitäten sich zersetzen ließ. Die schönen Seelen mit krankem Herzen und matten Lippen waren alle Prototype von Werther-Jerusalem. Weltschmerzelei war aus der Liebe zur ganzen Welt geworden. Das mußte verderblich wirken, nicht der Werther selbst, der vielen die Augen öffnete und das Herz befreite, den der große Goethe schrieb, als er jung war, als er selber Werther und zerrissenen Herzens gewesen.

Wohl denen, die aus diesem Wust von Empfindungen und sentimentalischen Seufzern durch energetische Selbstbefreiung, durch Arbeit sich erlösen konnten! Und wie bezeichnend hierfür und für Goethe selbst ist seine Antwort, die er einst einem Freunde gegeben, der ihn fragte, wie es ihm denn möglich gewesen, in solcher Brausezeit plötzlich in nüchterne Amtsgeschäfte sich zu stürzen. „Das wilde Feuer", sagte er, hätte mir ja das Hirn versengt, wenn ich nicht in grenzenloser Arbeit und Tätigkeit ein Gegengewicht gefunden."

Aber diese jungen Leute mit ihrem heißen, verwilderten Herzen, die gegen den deutschen Parnaß ihre Brandfackel schleuderten, in wüstem Lärm und intellektuellen Ausschreitungen sich erschöpften, die mit feierlichen Gebärden sich frühen Tod und vergessene Gräber prophezeihten, fanden oder wollten dieses Gegengewicht nicht. Sie verstanden nicht, ihre Liebe, ihre Qual und ihren Haß zu dämpfen, da sie zu mächtig geworden und ihre schöpferische Kraft zu schwächen und zu untergraben begannen. Shakespeare, der große geniale Shakespeare, der ihr Heros, Gott und Prophet war, wies ihnen ja die Bahn, die sie neuen Göttern und neuen Idealen entgegenführen mußte.

So dachten diese Stürmer, die in genialischem Ueberschwang sich zu übertreffen suchten. Und Ueberschwang war ihr Haß, Ueberschwang wurde ihre Liebe. Menschen gab es für sie nicht: entweder Spießbürger, die es noch nicht, oder Genies, Götter, die es nicht mehr waren. Nur nicht die glatten Straßen der guten ehrsamen Leute! Zu olympischen Bergen hinaufgeistern und auf das Pöbel herabwettern, das an den Abhängen der Mittelmäßigkeit herumameiste! Heroen brauchten sie, denen sie Hekatomben brachten, denen sie die Palme und die Fackel vorantrugen. Und ihr Heros wurde Goethe! Nicht im pedantisch-literargeschichtlichen Sinne einer übermäßigen Beeinflussung Goethes auf die gärenden Elemente seiner Zeit oder etwa im Sinne der Tieckschen Auffassung von einer „Erweckung" durch Goethe. Er imponierte ihnen nur. Der wirkliche Einfluß Goethes begann erst ein Jahrzehnt später, da viele seiner Mitstürmer gestorben oder gestrandet waren. Goethes eigentlicher Einfluß wirkt erst auf die Romantik, nicht schon im Sturm und Drang. Was er den Herdern, Klingern, Schubart, Lenzen usw. gewesen, war viel und von nachhaltiger Wirkung.

Aber mehr im Sinne kollegialisch-brüderlicher Anerkennung: „Traun, Kerl, du bist auch ein Genie!" Das war, als der Götz in die Gattung [illegible] der Classizisten enttäuschte und der Werther den Hut vom Kopfe [illegible] kann Herder, Klinger oder Lenz nicht kurzweg als Nachahmer Goethes abtun. Beeinflussung ist noch keine Nachahmung. „Ein freudiges Erkennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde", sagte Goethe, und das war für die Historiker, die über die Freunde sprachen, ausschlaggebend und Stützpunkt genug, ebenso wie das [illegible] Wort Karl Augusts von den „Affen Goethes". Die [illegible] Gebärde und das [illegible] Pathos waren nicht nur des jungen Goethe Art, sie teilte er mit allen, die ihm nach den Parnaß erklommen.

Lenz war Goethes Freund gewesen, sein „jüngeres Brüderchen", wie man ihn in seiner Zeit nannte. Er ist unter den Stürmern derjenige gewesen, der am meisten versprach, der ebenbürtigste Rivale Goethes, der [illegible], wie man ihn in Anlehnung an ein Wort von ihm [illegible] nannte. Er ist der typische Repräsentant des „Sturm und Drang", mit allen göttlichen Gaben des Genies gesegnet, [illegible] als die Gattung mit ihm. Aber der [illegible] mit krankem Herzen, das [illegible] mit einem [illegible], der nie [illegible] Er ist, meiner Meinung nach, der Dichter, der [illegible] seine Schriften haben neben dem [illegible] Wert. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Leixner zu sagen wagte) an den Pranger gestellt. Nur ein paar Freunde brachte ihm die Zeit, wie den vergessenen Berliner Schriftsteller Franz Horn und vor allem den Livländer Arzt Dr. Dumpf, auf den die Lenzforschung als den ersten würdigen und verdienstvollen Förderer zurückgreifen muß. Dieser sammelte alle nur erreichbaren Manuskripte Lenzens und plante eine groß angelegte Biographie. 1819 gab er das „Pandaemonium germanicum" heraus und überließ, als er von Tiecks Plan einer Ausgabe der Werke Lenzens hörte, diesem uneigennützig sein gesamtes, mühselig und kostspielig zusammengebrachtes Material. Ohne ihn wäre der 3. Band der Tieckschen Ausgabe, die erst 1828 erschien, nicht möglich gewesen. Dieser Ausgabe, die, wie man weiß, Klingers „Leidendes Weib" als ein Drama Lenzens, einen Aufsatz von Häfeli und eine 1741 gedichtete „Ode an den Wein" von einem Namensvetter auf Konto Lenzens brachte, geht eine endlose Lobpreisung Goethes voran. Was der Herausgeber von Lenz sagte, war nicht nur wenig, sondern — aus Furcht vor Goethe — mehr eine Schmeichelei für Goethe als eine Rechtfertigung Lenzens. Erst den Bemühungen und Forschungen Stöbers, Dorer-Egloffs, Gruppes und vor allem, neben Erich Schmidt, Weinholds gelang es, das jahrhundertalte Unrecht gegen Lenz wieder gutzumachen. Es gelang ihnen, eine große Anzahl verloren geglaubter Arbeiten aufzufinden und ein immer kompetenteres, immer erkennbareres Bild des unglücklichen Rivalen Goethes aus den schon stark verwischten Spuren seines Lebens zu gewinnen.

War Lenz bis in die neuste Zeit mehr ein Zankapfel der Philologen, die ihn teils verdammten, wie der einseitige Goethepanygirikus und Lenzfresser Düntzer, oder als Genius verherrlichten, wie seinerzeit Gruppe und später, mehr ruhiger abwägend und würdigend, wie Weinhold, Schmidt und Froitzheim — so scheint es jetzt, als ob die neue Generation auf den armen Dichter Lenz zurückzukommen mehr Neigung und Beruf fühlt als je. Es finden sich auch Berührungspunkte genug, die die Zeit Lenzens unseren apollinischen Jüngern interessant machen können. Man denke nur an die stark naturalistische Tendenz des „Sturm und Drang" und an die Zeit der „Freien Bühne", an die individualistische Betonung der Persönlichkeit damals und den Individualismus Nietzsches, an den romantizistischen Einschlag damals und heute, und schließlich an die Abwehr der Stürmer gegen den „Klassiker" Lessing, wie an die moderne Offensive gegen den Klassiker Hebbel. Im übrigen halte ich Wedekind, temporär verschieden natürlich, für einen modernisierten Lenz. Die genialisch dramatische Gebärde bei diesem ist, mit geringen Einschränkungen, dieselbe wie bei Wedekind, (man denke nur an „die junge Welt") und dessen rücksichtslose Betonung des Geschlechtlichen finden wir auch bei Lenz, z. B. wenn er im „Hofmeister" seinen Läufer auf offener Szene sich kastrieren läßt. Interessant und bemerkenswert bleibt es auch, daß Wedekind die Absicht hatte, eine neue Ausgabe der Werke Lenzens zu veranstalten.

Jetzt — 8 Jahrzehnte nach der Tieckschen Ausgabe, [illegible] nach seinem Tode — scheint es, als ob wir eine würdige [illegible] Schriften bekommen. Und allgemach blitzen hier und da Signale auf, die [illegible] wahrscheinlich machen, daß wir bald eine umfangreiche moderne Lenz-Literatur [illegible] verzeichnen haben werden. So wurde eine für die Lenz-Literatur [illegible] liche Hilfsquelle, die Monographie des Moskauer [illegible] Rosanow, von C. von Gütschow lesbar ins Deutsche übertragen. Sie [illegible] in ihrer wissenschaftlichen Fundierung sowohl als in ihrer mit bemerkenswertem Einfühlungsvermögen gegebenen Darstellung der [illegible] menschlichen Entwicklung Lenzens zweifelsohne ein Standardwerk der [illegible] Literatur. Neues und Wichtiges gibt Rosanow besonders in den [illegible] schnitten, die die letzten Lebensjahre des Dichters behandeln, [illegible] noch ganz im Dunkeln tappten. Wir Deutsche sollten uns schämen, daß das Buch über den Dichter Lenz erst von einem Ausländer [illegible] werden mußte. — Aus den [illegible] Goethe-Erinnerungen, die [illegible] veröffentlicht, tritt auch Lenz, in seinen Beziehungen zu Cornelia [illegible] der Schwester Goethes, und als Gemütskranker im Hause [illegible] [illegible] sowie als [illegible] beim [illegible] [illegible] prägnant hervor. Ich selbst versuchte, die [illegible] Lenzens, vom [illegible] aus [illegible] einem [illegible] nahe zu bringen. Ferner [illegible] der „Werke" im [illegible] [illegible] seines [illegible] und [illegible]. Die ersten [illegible] von beiden [illegible] mir bereits vor. Die eine [illegible] Verlag von Georg Müller in München durch Franz [illegible], die andere [illegible] von [illegible] der an [illegible] Stelle [illegible].

[illegible]

gefangenen Lebens, daß er auch heute noch neben dem Götz gelesen zu werden verdient. Dem „Hofmeister" folgen die „Anmerkungen übers Theater", jene Streitschrift gegen die französische Alexandrinertragödie und den Lessingschen Aristoteles, die, wie Erich Schmidt sagt, neben Goethes Frankfurter Rede, Herders Shakespeare und Merciers „Nouvel essay sur le théâtre" ‚die Dramaturgie des „Sturm und Drang" bilden. Die literarhistorisch-dramaturgische Wichtigkeit dieser „Anmerkungen", die mit Lenzens Uebersetzung von Shakespeares „Loves labours lost" unter dem Titel „Amor vincit omnia" 1774 herausgegeben wurden, wird heute allgemein anerkannt. Damals fand diese genialisch-bilderstürmerische Verteidigung und erste Betonung der Charaktertragödie Lessings und vieler anderer tiefstes Mißfallen. Der Einwand Goethes gegen Lenzens Angabe, daß diese Anmerkungen schon vor dem Götz geschrieben seien, ist durch die neuere Forschung entkräftet worden.

Das starke dramatische Talent, das in Lenz gärte, zeigte bereits das mit 15 Jahren geschriebene Gelegenheitsdrama „Der verwundete Bräutigam", das Blei als Beilage veröffentlicht. Rein künstlerisch bietet das Stück nicht viel, es hat aber in vielen Szenen schon starkes dramatisches Leben. Interessant bleibt es als das erste „regelmäßige" Drama Lenzens. Viel später, in Moskau jedenfalls, schrieb er noch eine historische regelmäßige Tragödie, „Die sizilianische Vesper", die ebenfalls nichts von Shakespeare-Youngs Einfluß zeigt. Band II bringt die sechs Lustspiele nach dem Plautus, sowie den „Neuen Menoza". Als Beilage figurieren neben ihnen die Selbstrezension Lenzens zum „Neuen Menoza" aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen, sowie die Studien zum Plautus und Schlossers Verteidigung „Prinz Tandi an den Verfasser des Neuen Menoza".

Der erste Band der Lewyschen Ausgabe bringt die Hauptdramen Lenzens, neben dem „Hofmeister" und den „Soldaten", auch „Die Freunde machen den Philosophen", das an inneren Werten reichste Stück Lenzens, von dem der große Schröder eine so tiefe Achtung hatte, daß er sich mit einer Bearbeitung und Aufführung herumtrug. Schließlich auch den „Neuen Menoza" und den „Engländer", eine dramatische Phantasie, beides Stücke, die aufzuführen wohl unmöglich ist, die aber in seinem Gesamtschaffen kaum zu missen sind, da sie, wie die Gedichte, den armen Dichter Lenz in seiner zerrissenen Gefühlswelt, seiner hochgipfligen Phantasie und seinen großen Talenten deutlich hervortreten lassen. „Der Engländer", der selbst seine Verehrer zu Kopfschütteln zwang, ist interessant durch die dichterische Vorahnung seines traurigen Geschicks, als er im Hause des würdigen Pfarrers Oberlin einem zweiten Wahnsinnsanfall unterlag und mit einer Schere sich zu erdolchen versuchte. Die traurige Geschichte in Waldersbach bei Oberlin hat der Dichter Georg Büchner in seiner an vielen Schönheiten reichen Novelle „Lenz", die leider Fragment geblieben ist, nachzuzeichnen versucht. Im II. Bande bringt Lewy eine Auswahl der Gedichte, die er, auf Weinhold gestützt und unter teilweiser Vergleichung der Handschriften, mit zwei

bei Weinhold fehlenden Gedichten („An die Nachtigall“ und „Die Erschaffung der Welt“), leider etwas durcheinandergewürfelt, zusammengestellt hat. Aergerlich sind hier wieder eine Menge Druckfehler, die manchmal selbst zu orthographischen Fehlern sich auswachsen.

Ich möchte heute nicht prinzipiell gegen diese oder für jene Ausgabe eintreten, sondern meine Leser bitten, das Unrecht an dem Dichter Lenz, das unsere Väter verschuldet haben, wieder gutzumachen, diese oder jene Ausgabe oder dieses und jenes Buch sich anzuschaffen und ihnen neben Goethes Werken einen Platz einzuräumen. Denn der Dichter Lenz war ein echter Kerl, der im Grunde ja nichts dafür konnte, daß ihm das Herz im Gehirn brannte und seine Kräfte verzehrte. Einer der Würdigsten, Besten und, wenn man ihn nach dem beurteilt, was er versprach, einer der Stärksten ist er sicherlich gewesen, der lebenslang jene heiße Sehnsucht mit sich herumtrug, „auf den Flügeln der Dichtkunst unter die Gestirne getragen zu werden“. Ein apollinischer Ikarus, den man bedauern, hochschätzen und lieb haben muß. Erich Oesterheld.

Felicitas Leo. Gedichte. München. R. Piper & Co. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. 144 Seiten.

Aus dieser Erstlingsgabe spricht ein starkes künstlerisches Talent, das sich an Meistern der Verskunst gebildet, dadurch aber nur seine Eigenart entwickelt hat. In den Balladen glauben wir Fontane zu spüren. Fontane, der seinen volkstümlichen und doch prickelnden Rhythmus den schottischen Balladen glücklich abgelauscht und, wie Herder vor ihm, einen Jungbrunnen germanischer Poesie in ihnen gefunden hat. Die Dichterin hat aber selbst aus der Quelle englischer Dichtung getrunken. Weisen auch einzelne ihrer „Balladen“ und „Bilder“ auf Conrad Ferdinand Meyers Einfluß, zumal in dem dramatischen Zuge knapper Rede und Gegenrede, so ist sie am nachhaltigsten von den englischen Dichtern der Spätromantik berührt worden, zu deren Kunst sie ausgesprochene Wesensverwandtschaft zog.

In Deutschland kennt man verhältnismäßig wenig von Robert Browning, dem Liebling des intellektuellen England. Er ist auch den Engländern schwer verständlich und kaum ins Deutsche zu übertragen. Wenige Dichtungen von ihm, in denen nicht verborgener Sinn hineingeheimnist, und schwer zu finden wäre. Felicitas Leo hat nicht den Versuch gemacht, Browning zu übersetzen. Auch ahmt sie ihn nicht nach. Er hat ihr aber die Kunst erschlossen, Unaussprechliches fühlbar zu machen. Anderes in ihren Gedichten weist auf das Studium Rossettis. Rossetti hat die englische Verskunst durch seine Uebertragung der Lyrik Dantes und des Dichterkreises, der seine Korona bildet, nicht nur bereichert: er hat der englischen Lyrik damit auch die künstlerischen, inhaltschweren Ausdrucksmittel erschlossen, wie sie der hohen Kultur jener Epoche eignet. Dantes Kunst

verflicht Geschehnis und Symbolik zu unlösbarer Einheit. So auch Rossetti und Browning. Die stärksten Wirkungen erzielen sie durch ihr Vermögen, verschwiegene seelische Vorgänge zu suggerieren und ihr Geheimnis ahnen zu lassen. Was sie zur höchsten Kunst gesteigert haben, lag in der Dichterin Talent vorgebildet. Sie fühlt und schaut die Lebenssymbolik der einfachsten Dinge. Sie brauchte nur ihrem eigenen Empfinden zu folgen und fand die Möglichkeit, Aehnliches zu schaffen. Denn ihr Sprachgefühl ist nicht nur ursprünglich, die Reime strömen ihr zu, auch bei den verwegensten Wendungen. Aus innerster Notwendigkeit stellen sich ihr die Klangwirkungen gleicher oder verwandter Konsonanten zum Anstoß ein wie helle und dunkle Vokale ihre farbigen Lichter und düsteren Schatten über das verschlungene Gewebe ihrer Dichtung breiten. Begegnen wir diesem verfeinerten Sprachgefühl auch am häufigsten in der englischen Literatur, so ist es doch ein ursprünglicher unveräußerlicher Zug deutscher Poesie, wie uns Luthers Bibelübersetzung in jedem Verse kündet. Seinen Verfall hat keiner schmerzlicher beklagt als Jacob Grimm. Unserer Dichterin ist es angeboren wie andern das Gehör für Musik. Jenes läßt sich so wenig erlernen wie dieses. Seine hohe künstlerische Ausbildung aber verdankt sie diesen englischen Dichtern.

Vielfach folgt sie ihnen auch in der Wahl ihrer Stoffe aus dem Bereich der bildenden, vorzugsweise frühitalienischen Kunst.

Rossetti war der Poet-Painter und malte nicht nur seine Träume: er mußte seine und die malerischen Schöpfungen anderer auch besingen. Ihm gleich teilen die Verse unserer Dichterin mit, was sie vor Meisterwerken der Malerei empfunden hat. Sie führt uns vor Filippinos Bilder Das musikalische Element in Giorgiones „Konzert" gewinnt Laut, die weiße Trauergestalt in Böcklins Toteninsel spricht zu uns („Opferfahrt"), und Velasquez' Lebenstragödie verflicht mit seiner Künstlerlaufbahn („Des Königs Maler"). Wie sie sich die Ausdrucksmittel jener Dichter zu eigen gemacht hat, bezeugt u. a. „Windspuk". Hier, wo Naturgewalten Gestalt gewinnen, wird die Steigerung des Sturmwindes nicht nur in den Rhythmen fühlbar. Weit stärker als die artistische Vollendung wirkt das in seiner Symbolik dadurch gesteigerte seelische und ethische Moment.

Die deutschen Neuromantiker, an der Spitze Stefan George, und Hoffmannsthal in seiner Lyrik, fußen auf derselben Grundlage. Auch sie sind von der englischen Neuromantik angeregt und beeinflußt. Den vorliegenden Gedichten haftet aber weder etwas an von den Schalen englischer Konstruktion,*) noch sind sie allein einem kleinen esoterischen Kreise verständlich und zugänglich. Ihre Form bleibt durchsichtig und wirkt daher vollendet. Ihr Gehalt aber verflüchtigt sich nicht zu Träumen, obwohl

*) Stefan Georges Gedichte wirken z. B. teilweise verständlicher in englischer Uebersetzung als im Original. Vgl. German Lyrics of To-day. done into english verse by Daisy Broicher & E. Mathews. London 1909. 1 Shilling.

der Künstlerin viele Träume kommen. Aber auch diese stehen in Wechselwirkung zur Wirklichkeit. Kinderlachen und -Weinen klingt in die uralte Symbolik des verlorenen Paradieses („Das Erbe"). Und wenn sie das Allgefühl allen Lebens kündet, wie in „Ein Brunnen, der im Dunkeln rauscht" —, dann gibt sie nicht nur die Empfindungen, die das Rauschen in ihr auslöst: Unser eigenes Leben gewinnt darin Laut.

Einige Beispiele für viele von der Mannigfaltigkeit ihres Könnens und dem Reichtum ihres Erlebens, von dem sie bekennt:

Alles Fühlens Einheit fühlt' ich,
Vielheit alles Seins empfand ich,
Allem Leben Lust entwand ich,
Aller Schmerzen Schacht durchwühlt ich.

Kiefern.

Das Rauschen der See haben sie eingefangen,
Uralte Lieder, die schwellende Wellen sangen,
Und in den Himmel immer blicken die Kronen.

Die schlanken Stämme streben fort von der Erde,
Und ihre Aeste haben die Sehnsuchtsgebärde:
Sie wollen nichts wissen von denen, die unten wohnen.

Sie regen sich immer und sprechen eine zur andern
Und mit den Winden, die immer dort oben wandern,
Und fragen sie etwas, das sie ewig verhehlen.

Doch sinkt die Sonne, dann stehn die Stämme in Gluten
Und glühn und leben — und müssen sich still verbluten
Und Dumpfes leiden in ungeborenen Seelen.

Der Taubstumme.

Wie seltsam scheint ihm, ohne Sinn und Ziel
Das Regen eurer Lippen, eurer Hände,
Er sieht euch gehn und kommen ohne Ende,
Wie Bilder nur in einem Schattenspiel.

Und auch so wesenlos. — Er blickt und blickt —
Will er ergründen, wie auf diesem Leinen
Sich ewig die Silhouetten wirr'n und einen
Und wem gehorchend euer Schatten nickt? —

Das Wort — ein Vogel — flattert und entschwebt
— — — — — — — — — — —

In seinen blöden Blicken ist ein Staunen,
In seiner Abgrundstille spricht ein Raunen
Von dem, was über allen Worten lebt.

Der Götze.

Wir formten alle an dem Bilde schon
Und bau'n es auf mit sehnsuchtsstarken Händen,
Und geben ihm die schlanken Heldenlenden,
Und lassen ihn das Haupt nach oben wenden.
In seinen Händen ist wie ein Verschwenden,
In seinem Gang wie der Fanfare Ton.

Und er ist Erz! — er hat das dunkle Licht! —
Er wird in alle Ewigkeiten ragen,
Die Winde werden ihn mit Flügelschlagen,
Umbrausen gern, doch nie von dannen tragen, —
Am Marmorsockel goldne Runen sagen
Von ihm und sagen noch die Hälfte nicht.

Dies bauten wir. – Ein kleiner Vogel kam
Und streifte seine Schulter mit den Schwingen,
Die zitterte — — durch seine Glieder gingen
Ein Knistern, Rütteln, Stürzen und Verschlingen —
Der kleine Vogel flatterte mit Singen
Um einen Haufen Ton und unsre Scham.

Aus: Eine Liebe. IX.

Ja! — es schläft nur – und lebt und erwacht ohne Ende.
Zwinget Mund an Mund, Brust an Brust, Hand an Hände.
Und es schlägt seinen Mantel aus glühendem Rauch und aus Flammen
Ueber zitterndem Fleisch und trunkenen Seelen zusammen.
Und es trägt uns empor und es stürzt uns in purpurne Tiefen,
Wo Geschöpfe des Abgrunds in gläsernen Höhlen schliefen,
Und der Atem versagt und wir starr'n mit ertrinkenden Augen,
Wie Wirbel der Wasser die Wonnen uns treiben und saugen,
Und es reißt uns hinauf — und da glättet sich jählings die Flut —
Unter blassenden Sternen die zitternde Fläche ruht —
Und wir treiben im Kahn — im sanften, kühlenden Wind,
Und der Himmel rötet sich — und der Tag beginnt.

Hier ist nicht, wie Georg Simmel von Stefan George sagt — die Leidenschaft nur Stoff, den die Kunst zu abgeklärten Gebilden formt: Hier durchzittert die Leidenschaft die vollendete Form. Die meisten der Gedichte würden sich musikalischer Komposition entziehen. Sind sie doch innerlich schon mit Musik vermählt, und klingt aus ihnen das uralte geheimnisvolle Wort herauf: Auf dem Grunde der Dinge liegt Musik. In „Die Geige", „Mondschein" u. a. schwingt schon das Unsagbare mit, was sonst die musikalische Komposition erst aus dem Text herausholt und ihn ins Unendliche erweitert. Wirkungen derart sind nur wahren Künstlern gegeben.

Es erübrigt noch ein Wort über die den Anhang bildenden Uebersetzungen aus dem Englischen.

An Rossettis Sonetten hat sich schon mancher versucht, ohne ihr sprachliches Geheimnis künstlerisch zu heben. Stefan George ausgenommen. Unsre Dichterin kommt ihm hier sehr nahe, wo nicht gleich. Trotz genauester wörtlicher Wiedergabe wirken ihre Uebertragungen wie deutsche Originale und werden vielen, denen Rossetti in der englischen Sprache unzugänglich bleibt, diesen dantesken englischen Frühitaliener nahe bringen.

Nur ein Beispiel für ihre Wiedergabe:

Das Monochord.
(Bei Musik geschrieben.)

Was ists, das, Leben gleich, mein Leben trank?
Ist's dieser Töne, ist's der Lüfte Weh'n,
Das bebend, zwischen Atmen und Vergehn
Mich hält, mit fremd-geheimnisvollem Zwang?

Ist Leben oder Tod der Donnersang,
Der in der Flut des ewigen Geschehn

Just meine kleine Welle sah entstehn
Und weiß, wohin der Wirbel sie verschlang?

O, was ist das, das meine Straße kennt,
Und jede Steilheit, jeden Abgrund nennt,
Die Feuerwolke, ihren Flammenstrahl —

Und das wie sanfter Wind mich nun umstreicht
Und dem verklärten, sel'gen Geiste zeigt
Verlass'ne Gründe seiner tiefsten Qual!

In gleicher Vollendung bringt sie uns Keats, den früh verstorbenen Führer der englischen Neuromantik, nahe. Grieche im Sinne dieser Schule, weiß er in seinen Oden, z. B. „Auf eine griechische Urne", den ganzen Zauber aus den Gräbern auferstandener attischer Kunst zu veranschaulichen:

Du Braut des Schweigens, keusch und unvermählt!
Du Kind der Stille und der müden Zeit,
Die Märchen, die dein stummer Mund erzählt,
Sind holder als in unsrer Worte Kleid . . . .

. . . . Du marmorkühler Sang,
Du bleibst — im Erdenweh ein Paradies —
Wenn dieser Jugend bleiches Alter kommt,
Und sprichst, mit einer Freundesstimme Klang:
Schönheit ist Wahrheit — Wahrheit: Schönheit! dies
Ist, was auf Erden euch zu wissen frommt.

Mit dem Original verglichen, ist man auch hier überrascht, wie Uebereinstimmung des Wortlauts diese sprachliche Vollendung ermöglicht. Dasselbe gilt von den beiden Sonetten der Elisabeth Barret Browning. Es offenbart sich darin eine Meisterschaft, wie sie allein Auserwählten eignet.

Charlotte Broicher.

Die Jungfrau. Eine Dichtung von Emil Hügli. Verlag W. Schäfer, Schkeuditz.

Eine ansprechende helle und heitere Dichtung in anmutigen, leicht dahinfließenden Versen in der Farbengebung moderner plein-aire-Töne. Die Titelheldin ist die Bergeskönigin des Berner Oberlandes, und der eigentliche Wert des Buches liegt darin, daß der Dichter von ihrer Schönheit ein anschauliches Bild, von der Gewalt ihrer Nähe, von ihrer herben Kraft, dem Leuchten ihres Firns und der Offenbarung ihres Schweigens wirklich etwas zu atmen gibt. Wie ein Wiesenblütenkranz zieht sich durch die Schilderung der Bergeswelt hindurch die einfache Menschengeschichte, eine innige Liebesgeschichte, voll Herzlichkeit, Heiterkeit und Anmut und doch auch wiederum voll Kraft: der Dichter läßt durch die Erhabenheit der Bergesnatur auch die Seelen der Menschen zu innerer Zucht sich straffen, zu adligem Ziel sich richten. Ein wenig verzeichnet scheint mir zum Schluß eine Wendung in der Gestalt der Jolanthe. Es ist am Abend des Hochzeitstages und sie will mit dem jungen Gatten das Schiff betreten, das sie zu dem Schlosse führen soll, wo die Seligkeit ihrer wartet. Da sieht man vom Berge ein weißes Wimpel wehen, und aufgeregt erzählt ein Bergführer, daß zwei Bergsteiger, die heute trotz aller Warnung allein dort hinaufgestiegen sind, wohl verunglückt, gefährdet sein müssen und durch dieses Wimpel um Hilfe rufen; gewiß werden sie in dieser Nacht, die ein schweres Gewitter bringen wird, dort oben umkommen. Der junge Gatte erklärt sich sogleich bereit, mit dem Führer vereint noch den Aufstieg zu wagen, um die beiden zu retten. Jolanthe aber fleht ihn an, zu bleiben, weil sie vor Angst sterben würde, und was würde das für eine Hochzeitsnacht. Der Dichter tut es sicherlich, um die Tat seines Helden in um so helleres Licht zu stellen, aber die scharf gezeichnete, lebendig atmende Gestalt seiner Jolanthe wehrt sich gegen diesen Zug. Diese selbe Jolanthe hatte in den Gesängen vorher soviel Mut und seelische Kraft gezeigt, um im Namen der einen großen göttlichen Liebe sich den Geliebten zu erringen, obwohl es dabei notwendig wurde, einem andern Leid zu bereiten: die hat auch die Kraft, des Geliebten Leben zu wagen, um einen andern zu retten! Die individuelle Lebendigkeit der Gestalt würde durch diesen Zug sehr beeinträchtigt werden, wenn die Zeichnung nicht durch das ganze Buch hindurch einfach, klar und scharf gewesen wäre. Da bleibt das einmal gewonnene Bild bestehen, und diese Stelle wirkt eben wie eine Verzeichnung. Das schön ausgestattete Buch ist zu Geschenkzwecken, dort, wo leichte, anmutige Lektüre gewünscht wird, sehr zu empfehlen.

Annamaig. Für Städter vielleicht eine neue, für Dörfer eine immerhin unterhaltsame Geschichte von Hans Raithel. 1908. „Manuskript."

Der scherzhafte Untertitel des Romans kennzeichnet schon das Buch nach seinen zwei Seiten hin. Eine humoristische Geschichte wirklich unter-

haltsamer Art ist es, bei aller Breite, bei manchem leisen Zweifel, der, gegen das Ende hin, der Handlung gegenüber aufsteigt. Und sie ist von kulturhistorischem Wert durch die Zeichnung der charakteristischen Lebensformen, in denen das bäuerliche Leben sich bewegt. Von Zeit zu Zeit fällt es dem Leser auf, daß der Verfasser wohl ein gelehrter Mann sein mag, der mit dem Auge des Kulturforschers sieht; dann wieder versinkt das Bewußtsein davon vor der Freude darüber, was für ein sonniges Dichterauge hier mit Liebe und Verständnis auf menschliche Art geschaut und allerlei Liebenswertes und Liebliches, Drastisches und Drolliges lächelnd und lachend für uns eingefangen hat. Es ist kaum ein Vorwärtsdrängen und Spannen in der Handlung. Doch vergißt man, danach zu fragen. Gern verweilt man bei dieser liebevollen Kleinmalerei und erfreut man sich sinnend oder lachend an diesen komischen oder rührenden und poetischen, höchst lebendigen buntfarbigen Situationen, diesen charakteristischen Aeußerungen des dörflerischen Charakters und Lebens, diesen kräftig lebenatmenden Gestalten, dieser köstlich volkstümlichen Sprache von frischer Anschaulichkeit. Mit der Liebe, mit der ein Naturfreund über die blühende Wiese geht und sich an jeder anspruchslosen Schönheit freut, weil sie lebendig ist, zeichnet der Dichter dies Stück deutschen Volkslebens, und aus der bedeutenden Schau, die dem echten Humoristen Bedingung ist. **Gertrud Prellwitz.**

Lafcadio Hearn. Kyushu. Träume und Studien aus dem neuen Japan. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1908.

Lafcadio Hearn. Kwaidan. Seltsame Geschichten und Studien aus Japan. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening. 1909.

Von der Kultur Japans, die soviel älter ist, als die des Abendlandes, haben trotz der vielen Bücher, die in den letzten Jahrzehnten darüber geschrieben worden sind, viele Gebildete noch immer ziemlich unklare Vorstellungen. Die Weltanschauung und Lebensführung des wunderbaren Volkes, in dessen Seele neben dem Harten, Barbarischen soviel Weiches und Zartes liegt, und das in seinem Hausgerät und Schmuck soviel Grazie zeigt; das Bluttat und Kriegsgreuel als etwas Selbstverständliches hinnimmt und in den Schrecken der Schlacht mit unerschütterlicher Gelassenheit Wunder der Tapferkeit verrichtet und wortlos und ohne alle Pose in den Tod geht, und das doch so sinnige Feste feiert wie das der Kirsch- und der Chrysanthemumblüte, und seine Töchter in der Kunst unterrichten läßt, die Zimmer nicht nur mit Rücksicht auf Farben-, sondern auch auf Raumwirkung, mit Blumen und Gezweig zu schmücken, hat für uns so viel Fremdartiges, daß wir uns schwer hineinversetzen können. L. Hearn hat jahrelang als Lehrer des Englischen in Kyushu, der konservativsten Provinz Japans, gelebt, dessen Bewohner die Sitten und An-

schauungen der Väter am treuesten bewahrt haben, und hat dort die Heimat seiner Seele entdeckt. Sicher hat sich kein Europäer je wohler im Lande der Sonne gefühlt als er, ist keiner je tiefer eingedrungen in die Seele des japanischen Volkes, dessen uns unbegreifliches ewiges Lächeln nach seiner Ansicht ein Ausdruck feiner ererbter Kultur und einer Herzenshöflichkeit ist, die sich nicht gestattet, Mißstimmung über irgend etwas zu zeigen, und dessen Bedürfnislosigkeit mit der peinlichsten Sauberkeit gepaart ist, was einem englischen Herzen für das cleanliness next to godliness kommt, ganz besonders sympathisch ist. Hearns Begeisterung für die sittlich-religiösen Anschauungen der Japaner, deren Glaube eine Verschmelzung von Shintoismus und Buddhismus ist, braucht man nicht zu teilen und kann der Ansicht sein, daß das Christentum ungleich höher steht, wird aber zugeben müssen, daß die Ehrerbietung der japanischen Jugend gegen das Alter und besonders gegen ihre Eltern und Lehrer viel größer ist als die der christlichen. Wenn wir lesen, wie ein Lehrer, als er alt war, und der Tod ihm alle seine Kinder geraubt hatte, sich doch nicht vereinsamt fühlen konnte, weil alle, die er unterrichtet hatte, ihn wie Söhne verehrten und sich bemühten, ihm dies zu zeigen, so können wir nicht umhin, zu wünschen, daß es bei uns ähnlich so sein möchte. Alles, was Hearn zum Lobe der Lebensanschauung und der Sitten der Japaner sagt, wird uns schwerlich an der Ueberlegenheit der unsrigen irre machen, uns aber nachdenklich stimmen und vor oberflächlichem Aburteilen bewahren. Die gewinnende Unmittelbarkeit, mit der er manches Erlebnis erzählt, wie z. B. das, dem er die Ueberschrift „Ein erfüllter Wunsch" gegeben hat, macht dieses besonders ergreifend. Es ist unter dem Eindruck der Kriegserklärung an China niedergeschrieben und berichtet, wie einer seiner ehemaligen Schüler zu ihm kam, um von ihm Abschied zu nehmen, bevor er als Freiwilliger in den Krieg zog. Bei aller Schlichtheit und Wortknappheit braust darin etwas von dem Donnerhall, der 1870 unsre Herzen höher schlagen ließ, und macht uns den Heroismus begreiflich, der uns während des russisch-japanischen Krieges mit einer stark mit Grauen vermischten Bewunderung erfüllte.

Der Band „Kwaidan" enthält Geister- und andre seltsame Geschichten, die L. Hearn zum Teil alten japanischen Büchern entnommen, zum Teil dem Volksmunde abgelauscht hat, ähnlich wie einst die Gebrüder Grimm unsre Volksmärchen. Es soll ihm gelungen sein, den spezifisch japanischen Charakter der Erzählungen mit vollkommener Treue und Zuverlässigkeit zu bewahren, und so enthalten auch sie einen bedeutungsvollen Beitrag zum Verständnis des eigenartigen Volkes. Hearns Japan ist das alte Japan, wie es noch jetzt in Kyushu zu finden ist, und er trauert darüber, daß das junge Japan soviel von den Bräuchen und Anschauungen Europas annimmt, und wünscht, daß dies nur eine vorübergehende Schwäche sein, und daß das schöne Land mit einer andern Sonne und anderen Tönen der Atmosphäre und dem Geistergebilde des schneebedeckten, feuerspeienden

daß wieder werden möge, was es einst war. Ein W[illegible] Wiener Arndt."

Die Familie Vanderhouten. Roman von Adele [illegible] Berlin W. 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt [illegible] [illegible].

Wie der viel gelesene Roman „Jettchen Gebert" und seine Fortsetzung „Henriette Jacoby", Berliner Bilder aus der Biedermeierzeit [illegible] voll vor uns aufleben lassen, so entrollt der Roman „Die Familie Vanderhouten" solche aus Neu-Berlin vor unseren Augen, und wie in [illegible] Handlung, die sich darin abspielt, weniger Interesse erweckt als die [illegible] milieu und der Stimmungsgehalt, so ist auch in diesem nicht [illegible] die Hauptsache, sondern der Hintergrund, von dem es sich abhebt, das Leben der Gegenwart, das darin pulsiert. Es beginnt in den [illegible] achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und endet um die [illegible] Jahrzehnts. Die Familie Vanderhouten stammt aus [illegible] Rheinland aus, in Berlin eingewandert und [illegible] [illegible]

[illegible]

wirkungen unsrer Umgebung. In der Darstellung ihres Wachsens und Werdens entfaltet die Verfasserin ein ungewöhnliches Talent. Durch den Kunstgriff, die verschiedenen Persönlichkeiten stets mit den gleichen Merkmalen ihrer Erscheinung auftreten zu lassen und nur vielsagende Züge von ihnen anzuführen, bewirkt sie es, daß alle mit greifbarer Deutlichkeit vor uns stehen. Was aus ihnen wird, wie beglückend die lebensfrohen und begabten Kinder, die im zweiten Stockwerk, von Liebe umhegt, aufwachsen, für ihre Eltern sind und auch bleiben, als sie in ganz andre Lebenskreise übergehen als die sind, in der sich die Vanderhoutens bisher bewegt haben, und welche Quelle von Enttäuschungen die des ersten Stockwerks für ihren ehrgeizigen und tatkräftigen Vater sind, wie nach seinem Tode die stolze Firma, an deren Ansehen und Größe er rastlos gearbeitet hat, im Handelsregister gelöscht wird, weil sie der Uebernahme des Geschäfts nicht gewachsen sind, und wie schließlich das alte vornehme Familienhaus mit dem stillen, einsamen Garten ein Opfer der Bauwut Neu-Berlins wird, das liest man nicht, das erlebt man, und es ist ein nachhaltiges Erlebnis.

Georg Engel: Der verbotene Rausch. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin W.

Georg Engels temperamentvoller Realismus und sein ergötzlicher Humor kommen auch in diesem Bande Erzählungen, von denen „Der verbotene Rausch" die erste ist, zur vollen Geltung. Ihr Schauplatz ist Vorpommern, und es liegt ihnen sicher Selbsterlebtes zugrunde. In dem Verständnis für die Menschen an der pommerschen Waterkant, ihre Urwüchsigkeit, Schwerfälligkeit und Derbheit, unter der sich oft ein goldener Kern verbirgt, übertrifft ihn wohl nur Fritz Reuter. Wie diesem, guckt auch ihm, selbst wenn er ernsthaft sein will, meist der Humor über die Schulter. Er hat seine Freude an der Eigenart der Leute aus dem Volk, die noch wenig von Europas übertünchter Höflichkeit wissen, und die bei aller Gutmütigkeit so widerhaarig und so grob sein können, und er weiß diese Freude auf den Leser zu übertragen. Aber warum läßt er so viele Plattdeutsche das gräsige Missingsch reden? Das spricht ein Kathenmann wie der ewig Berauschte in der ersten Geschichte doch nicht mit seiner Frau oder anderen Seinesgleichen. Er tut es nur mit Höherstehenden von jenseits der Peene; mit Eingeborenen, selbst mit dem Herrn Landrat und dem Amtsrichter, spricht der vorpommersche Mann aus dem Volk zum Glück noch immer sein gutes reines Plattdeutsch.

Wanderwege. Von Hildegard Freiesleben-Poeschel. Verlag von Georg Merseburger, Leipzig.

Die Verfasserin dieses Buches fragt auf dessen vierzigsten Seite den Leser: „Ist's ein zu wirres Vielerlei von Alltagsdingen, was ich da vor euch hinlege?" und fährt dann fort: „Aber ich will keinen Roman schreiben, nur ein Stück Leben geben, wie ich es gesehen habe, von Wanderern gleich

mit, die, jeder auf einem eignen Wege, nach dem einen Ziel [illegible] nach der Wahrheit." Ein wirres Vielerlei ist es allerdings, und ein Roman ist es nicht, und doch ist es kein uninteressantes Buch. Die [illegible] Menschen, die wir darin kennen lernen, sind mit wenigen Ausnahmen Persönlichkeiten, deren Streben und Irren anziehender ist als das Tun und Lassen der Vielzuvielen oder der Uebermenschen jenseits von Gut und Böse. Ist das Ganze kein einheitliches Kunstwerk, so ist Einzelnes doch von großer Feinheit und Kraft. Es ist mehr eine Reihe von psychologisch impressionistischen Skizzen als Darstellung einer [illegible] einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht, und unser durch die [illegible] Bewegung so sehr geschärfter Wirklichkeitssinn empfindet es als ein entschiedenes Manko, daß wir uns weder von den Lebensverhältnissen der verschiedenen Personen, die wir kennen lernen, noch von ihrer Umgebung ein deutliches Bild machen können. Doch „das Stück Leben", das wir kennen lernen, macht unser Gefühl für das Gute und Echte [illegible] regt zum Nachdenken über verschiedene Probleme und [illegible] und das ist ein Erfolg, der höher einzuschätzen ist als ein [illegible] Verlagserfolgen.

Heilige und Menschen. Roman von M. E. delle Grazie. [illegible] Buchschmuck nach einer [illegible] von [illegible]. Leipzig [illegible]. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

Die österreichische Schriftstellerin M. E. delle Grazie ist trotz ihrer [illegible] Dichtungen, Novellen und Erzählungen, Epen und Dramen, im Reich, wie man in Oesterreich für Deutschland sagt, noch immer nicht so bekannt, wie ihre Begabung verdient. [illegible] Empfänglichen. [illegible] ein Unterton von Schwermut und [illegible] Erfahrungen, die [illegible] Ihr neuer Roman „Heilige und Menschen" ist zuerst in der [illegible] erschienen und hat [illegible] [illegible]

kaum beurteilen und hat auch mit dem Hauptreiz des Buches wenig zu tun, denn dieser liegt in dem hinreißenden Schwung, mit dem die römische Landschaft geschildert wird, in der Begeisterung für Roms Kunstschätze und in dem Verständnis für den Stolz des Römers auf die große Vergangenheit seiner Vaterstadt, von der die Ruinen, die er von Kindheit an erblickt hat, und die Namen, die täglich an sein Ohr schlagen, ein so beredtes Zeugnis ablegen. Nur in wenigen der unzähligen Bücher, die über Italien geschrieben sind, ist die Schönheit und Eigenheit Roms anschaulicher und hinreißender geschildert worden, als in diesem Roman. Wer aus der Fontana Trevi getrunken hat und ihn liest, wird von heißer Sehnsucht ergriffen werden, die ewige Stadt wiederzusehen. Aus der Reinheit und dem Reichtum ihrer Sprache kann man schließen, daß M. E. delle Grazie trotz ihres italienischen Namens eine Deutsche ist; aber sollte sie nicht doch römisches Blut in ihren Adern haben? Bei mancher Schilderung, z. B. bei der des Festes in einer der fürstlichen Villen der Passeggiata Margherita, das sich zu einem Huldigungsfest der Roma aeterna gestaltet, hat man die Empfindung, daß sie nur aus der Feder einer Dichterin stammen kann, die eine halbe Römerin ist. Corinnas Dithyrambus auf dem Kapitol, der uns einst in Frau v. Staels Roman — lang, lang ist's her — so entzückte, verblaßt dagegen.

Gottes Narr. Eine Koopstader Geschichte. Roman in drei Teilen von Maarten Maartens. Drittes bis sechstes Tausend. Köln a. Rh. Verlag von Albert Ahn. Berlin-Leipzig-Paris.

Dieser Roman ist gleich bei seinem ersten Erscheinen von der gesamten Kritik, besonders auch von der, die sich nicht durch genossenschaftliches, auf Gegenseitigkeit beruhendes Wohlwollen beeinflussen läßt, als ein Werk anerkannt worden, das turmhoch über die meisten zeitgenössischen Leistungen dieser Art hervorragt. Der Kunstwart nannte es „ein edles und gutes Buch, eine stolze und reine Dichtung". So ist es kaum nötig, bei der Ausgabe des dritten bis sechsten Tausend noch einmal auf seine Eigenart hinzuweisen: eine wunderbare Verschmelzung von erschütternder Tragik und satirischem Humor und eine Kunst der Seelenentschleierung, die kaum übertroffen werden kann. Die Leiden und Freuden der Hauptperson des Romans, des blinden und tauben Knaben, der auf ähnliche Weise wie Helen Keller, obgleich er nichts von deren staunenswerter Intelligenz hat, lernt, sich zuerst mit seiner Pflegerin und dann auch mit anderen zu verständigen, sind ergreifend geschildert. Die festgeankerte sittlich-religiöse Weltanschauung, die in dem Buche zu klarem Ausdruck kommt, und die dichterische Gestaltungskraft, die sich darin offenbart, sind für den nachdenklichen Leser von fast gleicher Anziehungskraft.

Fuhrmann.

Politische Korrespondenz.

Parlamentsauflösung und Germanophobie in England. — Parteitreiben in Frankreich und Reform des Wahlrechts zur Deputiertenkammer. Umsichgreifen der Franzosen in Marokko und ihre Sorgen in der Levante. Der Plan der Neuverteilung der französischen Flotte. — Belgien am Kongo und die hohe Politik. — Graf Bernstorff und die deutschen „Belangen".

In England ist die große Entscheidung gefallen; das Haus der Lords hat das Budget abgelehnt, und die Auflösung des Parlaments steht unmittelbar bevor. Ueber den Charakter des Budgets und den Sinn der Kämpfe, welche es entfesselt hat, habe ich an dieser Stelle öfter gesprochen. Ich will noch einmal daran erinnern, daß es sich um die Deckung eines Defizits von 16 Millionen Pfund oder 320 Millionen Mark handelt, welches hauptsächlich durch die Flottenrüstungen und die Einführung der Altersversicherung der Arbeiter entstanden ist. Die Ursachen des englischen Defizits lassen sich also mit denjenigen vergleichen, welche auch im Deutschen Reich und der französischen Republik zu starken Fehlbeträgen geführt haben.

Ganz wie bei uns Fürst Bülow wollte auch der britische Premier Asquith zur Herbeischaffung der erforderlichen Summen sowohl die indirekten als auch die direkten Steuern vermehren. Der Budget-Entwurf des liberalen Kabinetts schlug dem Parlament sowohl vor, die Abgaben auf Branntwein, Bier und Tabak, als auch die Einkommen- und Erbschaftssteuern zu erhöhen, eine Wertzuwachssteuer sollte neu eingeführt werden.

Was die Steuern auf geistige Getränke und Tabak betrifft, so werden diese Abgaben zum Unterschiede von Deutschland in England gerade von den Demokraten bevorzugt. Ist dies, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, schon merkwürdig genug, so berührt die Ursache, warum dem so ist, den Deutschen noch eigentümlicher. Es liegen nämlich kirchliche Motive zugrunde. England hat zwar in seinem öffentlichen Leben keinen konfessionellen Faktor von der Art unseres Zentrums, wenn man von den Iren absieht, aber trotzdem sind die religiösen Gegensätze von der größten Bedeutung für die weltliche Politik. Sogar die Meinungsverschiedenheiten

der Partein über Steuerfragen führen am letzten Ende auf dogmatische Differenzen zurück. Im engen und notwendigen Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung ihrer Konfessionen sind fast alle Dissenters Temperenzler. Diese nach Millionen zählenden Feinde der anglikanischen Staatskirche, welche dieselbe, wenn die liberale Partei bei den kommenden Wahlen siegt, zunächst in Wales entstaatlichen wollen, pflegen der fiskalischen Mehrbelastung von Branntwein, Bier und Tabak günstig gesinnt zu sein. Verzehren sie diese Genußmittel doch teils gar nicht, teils in geringen Mengen.

Auch die direkten Abgaben, welche das Ministerium Asquith durchzusetzen versucht hat, würden ganz überwiegend auf Nicht-Liberale und Nicht-Dissenters gefallen sein. Die Besitzer von Revenuen über 100 000 Mark — in England etwa zehntausend Personen — wurden durch das abgelehnte Budget mit Einkommensteuern belastet, welche, die Lokalabgaben eingerechnet, 15—20 Prozent des Einkommens dieser wenigen für das Gemeinwesen in Anspruch nahmen. Hinzu trat eine beträchtliche Steigerung der Erbschaftssteuern, auch für Kinder, und zwar schon von einem Nachlaß von 100 000 Mark an. Die Progression für bedeutendere Erbschaften wurde dermaßen verstärkt, daß beispielsweise Kinder, welche von Vater oder Mutter 800 000 Mark erbten, nicht weniger als 7 Prozent Steuer zu entrichten hatten. Zur Abrundung dieses einigermaßen räuberischen Steuersystems sollten Wertzuwachssteuern von 10—20 Prozent u. a. m. dienen.

Trotz des gouvernementalen Griffs in ihre Taschen kann man nicht sagen, daß die Geburts- und Geldaristokratie die Entwürfe des Schatzkanzlers Lloyd George einmütig bekämpft habe. Wenn den Liberalen der Vorwurf gemacht wird, sie betrieben sozialistische Finanzpolitik, entgegnen sie unter anderem, gerade die reichsten Mitglieder des Hauses der Gemeinen hätten für das Budget gestimmt. Im Oberhause haben Magnaten mit gewaltigen Besitzungen, große Bankiers und Kirchenfürsten mit glänzenden Einkünften das Gleiche getan. Die britische Aristokratie hat eben die Tradition, dem Gemeinwesen sehr ansehnliche Geldopfer zu bringen. Wie kolossal waren beispielsweise die Armensteuern, welche die herrschenden Klassen Großbritanniens während der Kriege gegen die französische Revolution getragen haben! Die Aristokratie nutzte den Staat in ihrem Standesinteresse aus, übernahm aber anderseits öffentliche Lasten genug, um der Unzufriedenheit der Regierten die Spitze abzubrechen.

Daß die Liberalen trotz ihrer einigermaßen kommunistischen Finanzpolitik in dem bevorstehenden Wahlkampf einen Teil der Vornehmen und Reichen auf ihrer Seite haben werden, hängt auch mit dem großen Zug und Stil zusammen, welcher dem britischen Liberalismus eigentümlich ist. England hat die „große liberale Partei", welche in Deutschland vergebens erstrebt wird, und die, wenn sie bei uns zustande käme, sich dennoch mit der entsprechenden Parteibildung jenseits der Nordsee nicht würde vergleichen lassen. Der englische Liberalismus zieht seine Kraft aus allen Ständen,

vom Adel und Offizierkorps einerseits bis andererseits hin zu den Arbeiter[illegible]
Diese besitzen zwar ihre eigene berufsständische und Parteiorganisation, [illegible]
sie bilden doch auch andererseits wieder im Parlament nur eine [illegible]
innerhalb des festen Gefüges der liberalen Partei, keine [illegible]
in sich verbündete Fraktion. Auch für den gegenwärtigen Kampf [illegible]
Arbeiterpartei die Parole ausgegeben, daß „[illegible]“-Wahlen [illegible]
und die Liberalen überall gegen die Unionisten unterstützt werden [illegible]
Einige intransigente Sozialisten, von Keir Hardie geführt, [illegible]
jener Anordnung der „Labour Party“ nicht recht folgen, aber ihre Stim-
[illegible] nicht sonderlich ins Gewicht fallen. Alles in allem genom[men]
muß man sagen, daß die Arbeiter-Deputierten der liberalen Partei [illegible]
nicht schlechter [illegible] als einst die [illegible]-Gruppe mit ihren [illegible]
Stimmen im Unterhaus.

Dagegen vollzieht sich seit etwa einem Menschenalter die lan[gsame]
aber unverkennbare Abbröcklung der aristokratischen Elemente von [der]
liberalen Partei. Wie gesagt, sind die englischen Liberalen [illegible]
eine große nationale Partei im vollen Sinne des Worts, keine [illegible]
Fraktion. Mit dem einen Fuß stehen sie in der vornehmen [illegible]
mit dem andern mitten im Volk. In dieser [illegible] Stellung [illegible]
das Geheimnis ihrer politischen Macht, die im Vergleich zu den [illegible]
[illegible] Fraktionen und Fraktiönchen Deutschlands so imposant ist. [illegible]
aber die Politik ein Element ist so wenig stabil wie das [illegible],
sich auch in den inneren Zuständen Englands, die mit [illegible]
werden, sehr bedenkliche Veränderungen an. Wie einst die [illegible]
so bildet heute die Labour Party zum guten Teil die [illegible]
[illegible] Die Folge ist, daß aus Abneigung gegen den [illegible]
mus aller Schattierungen, der schon unter Gladstone mächtig [illegible]
[illegible] anfing, viele durch Geburt, Besitz, Bildung hervorragende [illegible]
die Reihen der liberalen Partei verlassen haben und zu den [illegible]
[illegible] gegangen sind. Im letzten [illegible] von [illegible]
[illegible] in einem [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

servativ ist, kann leicht aus ihrer Presse ersehen werden, denn die Presse ist der Spiegel des Volks. Die Hauptmasse unserer großen Zeitungen, 2 Mark 50-Revuen, 50 Pfennig-Wochenschriften und acht- sowie vier-Pfennig-Tageblätter sind unionistisch. In der „Daily News" vom 14 Oktober dieses Jahres lesen wir: „Das konservative Quasimonopol der Presse wird zu einer nationalen Gefahr. Der Journalist, der liberal oder sozialistisch ist, findet höchstens einen Arbeitgeber gegen zwanzig, welche der zur Anpreisung der Tarifreform und der „Interessen" bereite Schriftsteller zu finden vermag."

Es ist wahr, daß die großen englischen Zeitungen früher liberal zu sein pflegten, aber ihr politischer Charakter hat sich geändert, zugleich mit dem Wandel in den Ansichten des Publikums, dem sie seine geistige Nahrung darbieten . . . In London erscheinen die unionistische „Times" und drei unionistische acht Pfennig-Morgenblätter, nämlich der „Daily Telegraph", die „Morning Post" und der „Standard", aber nicht eine einzige liberale acht Pfennig-Morgenzeitung. Im Jahre 1906 wurde der Versuch gemacht, eine große liberale acht Pfennig-Morgenzeitung herauszugeben, die „Tribune". Der Liberalismus war damals im Parlament allmächtig, nichtsdestoweniger erwies sich die „Tribune" als ein verhängnisvoller Fehlschlag, trotzdem es eine ausgezeichnete Zeitung war. In London werden drei große acht Pfennig-Abendblätter herausgegeben, die alle auf der unionistischen Seite stehen, der „Evening Standard", der „Globe" und die „Pall Mall Gazette"; nur eins, die „Westminster Gazette" hält zu den Liberalen. Von den beiden unionistischen vier Pfennig-Morgenzeitungen, die in London erscheinen, hat die „Daily Mail" wahrscheinlich allein eine ebenso große Verbreitung wie die liberalen Organe „Daily News", „Daily Chronicle" und „Morning Leader" zusammengenommen. Die Verbreitung des „Daily Expreß" aber ist etwa doppelt so groß wie die der „Daily News".

Daß die Preßverhältnisse dem Konservatismus in England günstig sind, ist ein Faktor, durch den sich englische Zustände von deutschen erheblich unterscheiden. Dagegen fühlen sich, umgekehrt wie bei uns, die Konservativen der britischen Inseln durch die Einteilung der Wahlkreise empfindlich benachteiligt. Die 4 300 000 Iren senden 101 Vertreter in das Parlament, die 5 000 000 Londoner, die meistens konservativ sind, nur 62. Die großen Provinzstädte, welche heute gleichfalls überwiegend der unionistischen Richtung huldigen, sind im Parlament so wenig im richtigen Verhältnis zu ihrer Kopfzahl vertreten, wie die Reichshauptstadt. Dagegen erfreut sich „der keltische Saum", d. h. neben Irland auch noch Wales und Hochschottland, im Vergleich mit der Zahl der dort wohnenden Staatsbürger einer übermäßig starken parlamentarischen Repräsentation. Die Konservativen sind deshalb bemüht, neben den staatsrechtlichen, sozialen, wirtschaftlichen, finanziellen und äußerpolitischen Differenzen, welche durch die Wahlschlacht zum Austrag gebracht werden sollen, auch noch die Rassen-

frage aufzuwerfen. Sie stellen, nicht ohne Erfolg, wie es [illegible] die Sache so dar, als ob die Liberalen sich vorwiegend stützten auf die zu[illegible]gebliebenen Landesteile, welche die unionistisch gewählten [illegible] Städte, Sitze des Kapitals, des Gewerbfleißes, der Intelligenz, der Kultur aus Unbildung, Unwissenheit und Neid zu majorisieren trachten [illegible] nur auf dem deutschen politischen Globus [illegible], dem [illegible] britische Form des Parteikampfes in der Tat wie die [illegible] erscheinen!

Ungeheuer groß sind die Gegenstände, um welche jetzt [illegible] nachdem die Verwerfung des Budgets durch die Lords [illegible] gebliebenen Leidenschaften entfesselt hat. Zunächst handelt es sich um [illegible] sozialen Gegensatz zwischen den aristokratischen und plutokratischen [illegible] der großen Vermögen einerseits und den mittleren und unteren [illegible]klassen andererseits. Hinzu kommt die staatsrechtliche Frage [illegible] Oberhaus aufwirft, indem es ein Finanzgesetz ablehnt. [illegible] lief dem uralten [illegible] Herkommen [illegible] gegen, wie wenn die britische Krone [illegible] Parlament [illegible] Gebrauch von ihrem Vetorecht machen würde. [illegible] jetzt mit einer Leidenschaft wie nie [illegible]

[illegible]

Rücken gefallen. Ganz ohne Zweifel findet es in den weitesten Kreisen des englischen Volkes den lebhaftesten Beifall, wenn W. G. Havard Gritten in der „Fortnightly Review" in einem Artikel „The coming battle" ausruft: „Was würden Drake, Hawkins, Frobisher, Nelson und die ganze strahlende Reihe britischer Seeleute wohl gesagt haben. wenn man ihnen berichtet hätte, daß an einem Tage der Zukunft Männer erstehen würden, so entartet, daß sie verbrecherischerweise Ehre und Sicherheit jenes Landes vernachlässigten, für das sie in Strömen ihr Blut vergossen und ritterlich starben, Männer von so gemeiner Gesinnung, daß sie sich knauserig zeigten in ihrer Fürsorge für jene Marine, deren Tradition sie bereichert und von Ruhm umstrahlt den kommenden Geschlechtern übergeben haben!"

Es ist das Interesse der Unionisten, den sozialen, finanziellen und konstitutionellen Streit zwischen Ober- und Unterhaus in den Hintergrund zu schieben und den Wahlkampf vornehmlich über Fragen der auswärtigen, Marine- und Handelspolitik sich abspielen zu lassen. Bis jetzt ist ihnen dies vorzüglich gelungen, dank der meisterhaften Taktik Lord Landsdownes, auf dessen Rat die Lords das Budget der demokratischen Regierung mit der demokratischen Begründung ablehnten, sie hätten nicht das Recht, das Budget anzunehmen, bevor nicht das Volk seine Meinung über dasselbe ausgesprochen habe. Die Folge dieser ebenso schmiegsamen wie kühnen Fechtweise ist bis jetzt, daß das Volk überhaupt nicht so sehr viel vom Budget redet und nicht viel mehr von dem Veto, welches das Oberhaus sich unterstanden hat, gegen eine finanzielle Maßregel einzulegen. Dagegen sind genau diejenigen Dinge in den Vordergrund der öffentlichen Erörterung getreten, welche die Unionisten dort zu sehen wünschten. Fast noch nützlicher für sie als die Aufregung über die deutschen Flottenrüstungen ist das allem Anschein nach ganz außerordentliche Erstarken der schutzzöllnerischen Strömung, welche aus der wirtschaftlichen Depression und Arbeitslosigkeit der letzten Jahre ihre Nahrung gesogen hat. Die Unionisten behaupten, sie würden bei den Wahlen die Liberalen, Arbeiterparteiler und Iren mit einer Mehrheit von 30 Mandaten schlagen. Das können sie nur, wenn sie mit Hilfe der schutzzöllnerischen Agitation die Volksmassen in Gärung versetzen. Die sogenannte deutsche Gefahr ist auf jeden Fall noch weit entfernt, die wirtschaftliche Not aber brennt auf die Nägel. Im übrigen hängen Germanophobie und Schutzzoll insofern eng untereinander zusammen, als es besonders die Konkurrenz des deutschen Gewerbefleißes ist, welche den Glauben der britischen Nation an den Nutzen des Freihandels erschüttert hat. Vorzugsweise die Einfuhr deutscher Waren nach dem Vereinigten Königreich sowohl als nach den überseeischen Besitzungen der Krone England würde bedeutend erschwert werden, wenn die auch in den autonomen Kolonien viele Gesinnungsgenossen zählenden Unionisten siegten. Während der ersten Phase des langwierigen britischen Wahlkampfs — das Parlament ist formell noch gar nicht aufgelöst -- haben die Dinge die

Wendung genommen, daß hauptsächlich über das Verhältnis zu D[illegible] in militärischer, diplomatischer und wirtschaftlicher Beziehung debattiert [illegible]. Gegenüber dieser den Verstand und die Einbildungskraft aller [illegible] ganz vornehmlich beschäftigenden Angelegenheit sind Budget, [illegible] inneres Staatsrecht bis auf weiteres ernsthaft sekundäre [illegible] den Augen der britischen Wählermassen.

Auch in der anderen großen europäischen Demokratie, der fran[illegible] zösischen, stehen Kammerwahlen bevor. Im Mai nächsten Jahres läuft [illegible] Legislaturperiode ab, und die gegenwärtige Session der Kammern [illegible] sich ganz unter dem Schatten, welchen jenes Ereignis vorauswirft. [illegible] der englische Schatzkanzler Lloyd George ein Defizit von [illegible] Mark zu decken hatte, so liegt dem französischen Finanzminister [illegible] Caillaux nur ob, einen genau um die Hälfte geringeren Fehlbetrag aus [illegible] Welt zu schaffen. Aber auch 160 Millionen Mark neuer Steuern [illegible] nicht leicht durchzudrücken in einem Lande, das, was man auch über [illegible] gebliche unvergleichlichen Wohlstand sagen möge, heute nicht einmal auf [illegible] einzelnen Kopf mehr reicher ist als Deutschland*) und dabei [illegible] Schulden trägt. In der vorigen Session ist der Finanzminister C[illegible] seinen Steuervorlagen eine der Hauptursachen für den Sturz des [illegible] Clemenceau geworden. Und auch Caillaux' Nachfolger, Cochery, [illegible] seinen umgearbeiteten Finanzprojekten auf einen Widerstand der [illegible] Deputierten, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. [illegible] hat [illegible] Senat das Gesetz über die Altersversicherung der Arbeiter an[illegible]genommen, das, wenn die Deputiertenkammer den [illegible] Entwurf des Senats nicht in [illegible] Weise noch [illegible] stellt, die Staatsfinanzen allmählich [illegible] mit einem [illegible] 100 Millionen Franken belasten wird. Herr Cochery [illegible] Bedarf der [illegible] mit einer Erhöhung der [illegible] steuer, der Tabaksteuer und einigen kleineren [illegible] erhält, [illegible] die Staats[illegible] Mittel [illegible] die Einkommensteuer [illegible] im Ausland nicht [illegible] und das [illegible]

[illegible]

bar auf die Schultern der Vermögenden zu legen seien. Stark progressive Erbschafts- und Einkommensteuern bilden auf beiden Ufern des Kanals das Rückgrat der Steuerpläne, welche die das Staatsruder in der Hand haltenden Politiker zu verwirklichen bestrebt sind. Finanzminister Cochery, der um eine Nüance weniger kommunistisch ist als sein Vorgänger Caillaux, schlägt einen Erbschaftssteuer-Tarif vor, der von Eltern zu Kindern bis zu 9 %, geht, von Ehegatten zu Ehegatten bis zu 12 %, von Großeltern zu Enkeln bis zu 18 %.

Die französische Steuerpolitik steht in der stärksten Abhängigkeit von der englischen, welche mit dem Jahre 1894, unter der Verwaltung des Schatzkanzlers Sir William Harcourt, auf die Bahn der starken steuerlichen Belastung der besitzenden Klassen eingelenkt ist. In welchem Maße England auf diesem Gebiet für Frankreich vorbildlich geworden ist, weist vorzüglich nach Paul Leroy-Beaulieu in dem Aufsatze: „Le révolution fiscale", welcher in der „Revue des deux mondes" (1. Dezember d. J.) erschienen ist. Jener hervorragende Volkswirt ist ein ganz entschiedener Gegner der starken Entwicklung der direkten Steuern, welche unter der Herrschaft der westeuropäischen Demokratie seit 1894 vor sich gegangen ist und in jenen Ländern weiterhin in Aussicht steht. Auch die kostspielige Sozialpolitik verwirft er, welche beispielsweise die Engländer dahin geführt hat, für ihre noch unvollkommene Altersversicherung der Arbeiter einstweilen 175 Millionen Mark jährlichen Staatszuschuß in ihr Budget einzustellen.

Niedrige Staatsausgaben, möglichst gedeckt durch indirekte Steuern — das ist das Ideal, welches Leroy-Beaulieu den regierenden demokratischen Staatssozialisten Frankreichs und Englands entgegenhält, und es kann kein Zweifel daran sein, daß jener Nationalökonom der Herold von Gesinnungen ist, welche unter der französischen Nation in der Stille immer weiter um sich greifen. Wie weit in England die ohne Zweifel auch sehr starke Reaktion gegen den herrschenden demokratischen Staatssozialismus vorgeschritten ist, wird der Ausfall der Wahlen zeigen.

Mit besonderer Wärme bekämpft Leroy-Beaulieu die hohen Erbschaftssteuern für Deszendenten und Ehegatten. Er weist darauf hin, daß es ein Irrtum sei, wenn man nur von den Abgaben zu sprechen pflege, welche den Nachläßen der Reichen aufgebürdet würden. Auch die kleinen und mittleren Erbschaften drohe der demokratische Sozialismus in Frankreich und England schon zu verschlingen. Als Beweis für seine Behauptung führt Leroy-Beaulieu an, daß schon Sir William Harcourts Finanzgesetz von 1894 eine Erbschaft von 20 000 Mark mit 3 % Deszendenten-Steuer belege, während die eben abgelehnte Bill Lloyd Georges von 100 000 Mark Nachlaß an sogar 4 % Steuer auf die Kinder des Erblassers gelegt wissen wollte

Eigentlich, meint Leroy-Beaulieu, sollte der Staat von direkten Abkömmlingen überhaupt keine Erbschaftssteuer erheben. Die Deutschen, fährt

unser Autor fort, welche die verständigsten Wirthschafts- und Finanzpolitiker [illegible] sind, abgesehen davon, daß sie die obligatorische Versicherung der [illegible] erfunden haben, sind mit ihrer Verwerfung der Erbschaftssteuer des [illegible] Walow keineswegs ganz im Unrecht gewesen. Sie haben damit [illegible] vertheidigen, welche durch zwanzig Jahrhunderte der Zivilisation [illegible] und die man dennoch ungeachtet heute unterdrücken will, nachdem sie [illegible] soziale Verirrungen überdauert haben.

Zur Erhärtung des letzten Satzes beruft sich der [illegible] Volkswirt auf Plinius, der die Ausdehnung der von Augustus [illegible] 5%igen Erbschaftssteuer (vicesima) auf die Descendenten mit [illegible] Argumenten, welche heutzutage wörtlich in der „Deutschen [illegible]" gestanden haben könnten, voller sittlicher Entrüstung bekämpft. „[illegible] vicesima haereditatum, sagt Plinius, ist [illegible] tolerabile et [illegible] haeredibus dumtaxat extraneis, domesticis grave." Darum habe [illegible] sie auch nur den Fremden auferlegt und die nahen Verwandten [illegible]. „Videlicet quod manifestum erat quanto [illegible] laturi [illegible] non laturi homines essent, distringi aliquid et abradi [illegible] sanguine, gentilitate, sacrorum denique societate [illegible] essent, quae [illegible] ut aliena et speranda, sed ut [illegible] que possessa ac deinceps proximo cuique transmittenda [illegible]."

Die Vorliebe [illegible] für die [illegible] Steuer [illegible], die ja übrigens auch [illegible] ist [illegible] entschieden [illegible], die Parteien, welche in Deutschland [illegible] werden, in [illegible] am Ruder sind, [illegible] vermittelst der direkten Steuern, [illegible] drücken und zu plündern. [illegible]

[illegible]

Glanz verloren hat, würde nach der Ueberzeugung einflußreicher klerikaler Führer am klügsten handeln, wenn sie sich mit aller Energie in eine Vulgärkirche verwandelte. Auf diesem Wege hat die katholische Geistlichkeit Irlands, welche die anglikanischen Eroberer jahrhundertelang in Knechtsgestalt unter ihren Gläubigen zu wandeln zwangen, eine unzerstörbare Macht über die Gemüter gewonnen.

Allerdings fällt auf der anderen Seite schwer ins Gewicht, daß der französische Klerus infolge der Trennung von Staat und Kirche seiner Staatsgehälter verlustig gegangen ist und nun wohl überwiegend durch die freiwilligen Beiträge von solchen Personen ernährt wird, welche einer tiefer einschneidenden Sozialpolitik mit mehr oder weniger ausgeprägtem Widerwillen gegenüberstehen. Aber auch in den reichen und vornehmen Kreisen des katholischen Frankreich findet das Bestreben des Erzbischofs von Paris, mit den Sozialdemokraten gegen die intolerante Herrschaft der Radikalen und Radikal-Sozialisten zusammenzugehen, wachsenden Anklang. Das lehrt u. a. ein im „Korrespondent“ veröffentlichter Artikel von Louis de Clermont-Tonnere mit der Ueberschrift „Pourquoi nous sommes sociaux“. Der Verfasser stammt aus einer hocharistokratischen Familie, in welcher sich auch die Herzogswürde befindet. Er setzt den Legitimisten alten Schlages auseinander, warum eine Gruppe von jungen Edelleuten sich entschlossen hat, unter Verzicht auf die überlebten Anschauungen ihres Standes Fühlung mit den sozialpolitischen Tendenzen des Zeitalters und den handarbeitenden Klassen zu suchen. Form und Ton des Artikels sind einer Katholizität würdig, welche noch im 19. Jahrhundert einen de Maistre, Chateaubriand, Lammenais und Montalembert hervorgebracht hat. Indem der adlige Autor seine Standesgenossen zu überreden sucht, daß er und die ihm Gleichgesinnten in anderer Gestalt eigentlich nur die Ideale verfolgten, denen die Blüte der französischen Ritterschaft seit Charlemagne immer nachgetrachtet habe, muß er zur Erhärtung dieser gewagten These zu mancherlei Fiktionen greifen. Aber erstaunlich bleibt doch die Lebenskraft, welche dieser durch Guillotine und Güterkonfiskationen halb ausgerottete und dann noch durch neue Revolutionen nnd Verfolgungen immer wieder hartbetroffene Adel an den Tag legt. Bewundernswert ist auch die geistige Elastizität der sozialpolitisch gerichteten jungen Aristokraten. Louis de Clermont-Tonnere will nichts gemein haben mit dem demagogischen Royalismus, wie ihn die „Action Française“ vertritt. Er zeigt sich bereit, die legitimistischen Traditionen seines Hauses aufzugeben und ehrlich an dem Ausbau der Demokratie mitzuarbeiten. Daß die französischen Adligen den Sozialisten nicht zur Durchführung einer umfassenden und tief eingreifenden Sozialreform verholfen haben, sagt Louis de Clermont-Tonnere, war so schlimm wie eine zweite Emigration.

Diesen merkwürdigen Bestrebungen eines Klerikalismus, welcher den Acheron in Bewegung setzen will, nachdem er die Götter nicht hat rühren können, kommen gewisse Strömungen innerhalb der sozialistischen Partei auf

halbem Wege entgegen. Die Sozialisten fordern eine Reform des [illegible] Wahlrechts, welches vorschreibt, daß jedes Arrondissement einen Deputierten in die Kammer wählt. Sie verlangen das sogenannte [illegible] d. h. die Erwählung von etwa sieben Deputierten auf einmal durch die [illegible] des gesamten Departements. Hierbei soll die Entfaltung der [illegible] auch den Minderheiten eine angemessene Vertretung in der Deputiertenkammer sichern.

Bei ihrer Agitation für eine Wahlreform auf [illegible] finden sich Sozialisten und Radikale zusammen, so daß der [illegible] jenigen Katholiken erhält wird, welche die Rechte und die [illegible] politisch einander [illegible] wollen. Das würde [illegible] viel zu sagen haben, denn Klerikale und Sozialisten [illegible] nicht stark genug, um den das Land regierenden [illegible] Sozialisten, welche aus dem System der Wahlen [illegible] Vorteil ziehen, die Departementswahlen und den [illegible]. Aber unglücklicherweise [illegible] die herrschende Partei [illegible] zu ebnen und die Persönlichkeiten zu [illegible], welche die Kammer der Deputierten bilden. [illegible]

Wahlrechts einig, bezüglich der taktischen Behandlung dieser Fragen in voller Oeffentlichkeit weit auseinanderführende Wege gegangen. Die ganze, tief ins Volk gedrungene Bewegung hat eine unheimliche Aehnlichkeit mit der Agitation zu Gunsten einer Wahlreform, welche 1847 und Anfang 1848 von Anhängern des Juli-Königtums ins Werk gesetzt wurde, um die auch dieser Regierungsform Schuld gegebene Korruption zu beseitigen.

Im übrigen sind sämtliche die Wahlen nach Arrondissements bekämpfenden Republikaner der Ansicht, daß die Wahlreform allein die übelriechenden Sümpfe, von denen die Herren Briand und Millerand gesprochen haben, nicht auszutrocknen vermögen wird. Man fordert vielmehr als zweites Heilmittel für den kranken Staat die Dezentralisation der Verwaltung. Denn die Fäulnis der öffentlichen Sitten wird großenteils darauf zurückgeführt, daß infolge der überaus scharfen administrativen Zentralisation Frankreichs fast alle örtlichen öffentlichen Angelegenheiten in Paris entschieden werden. Jeder Deputierte drückt hier auf die Minister, um die Lokalverwaltung seines Arrondissements im Sinne seiner Anhänger zu beeinflussen. Dieser widernatürliche Zustand wird schon seit achtzig Jahren von den Franzosen als eine der Ursachen empfunden, warum das Repräsentativsystem in ihrem Lande der Würde und Stabilität ermangelt. Aus der Zwangsjacke der krankhaften Ueberzentralisation herauszukommen, ist jetzt insofern ein günstiger Moment für Frankreich, als Paris heute aufgehört hat, zu sein, was es mehr als ein Jahrhundert lang war, die Vorkämpferin und Hauptstütze der radikalen und republikanischen Tendenzen. Im Pariser Stadtrat, dieser einstmals so revolutionären Versammlung, ist der Nationalismus gegenwärtig so stark vertreten, daß man sich mutatis mutandis an die erzkatholische Stellungnahme der Pariser im Zeitalter der Hugenottenkämpfe erinnert fühlt. Die meisten Verteidiger findet die französische Republik unserer Tage, wenn man von einem Teil der Westprovinzen absieht, unter jenen Provinzialen, welche noch 1871 die monarchistische Versailler Nationalversammlung wählten und von den Republikanern als ruraux ingrimmig verhöhnt wurden.

So hat denn das Ministerium Briand neben der Wahlreform auch die Dezentralisation der Verwaltung in sein Programm aufgenommen. Jedoch darf man sich nicht etwa vorstellen, die Republikaner Frankreichs planten die Einführung der Selbstverwaltung nach preußischem Vorbild oder auch nur nach dem Muster der großen englischen Städte. Was eigentlich freie örtliche Verwaltung bedeutet, darüber herrscht in Frankreich noch immer eine Unklarheit der Vorstellungen, welche den Ausländer in Erstaunen versetzt. Die „Revue politique et parlamentaire“ vom 10. November enthält einen Aufsatz von **Armand Brette**: „La réforme des départements à propos d'une proposition de loi“. Hier wird vorgeschlagen, die Departements in etwa 25 „Regionen“ zusammenzufassen, die wieder in 151 „Subdivisionen“ zu teilen wären. Der Autor sagt selber, durch eine Verwaltungsreform dieser Art setzte man an die Stelle

der Präfekten und Unterpräfekten Napoleons die Intendanten und Sub-delegierten Richelieus. Und trotz ehrlicher und warmer Sympathie für das Streben nach lokaler Freiheit weiß Herr Brette über jenes Schema aus dem siebzehnten Jahrhundert nicht hinauszukommen. Wie in dem Lande, in welchem nicht etwa erst Napoleon sondern schon Richelieu [illegible] lokale Autonomie erstickt hat, wieder lebensvolle Provinziallandtage und andere örtliche repräsentative Körperschaften, welche nützliche praktische Kleinarbeit tun, geschaffen werden sollen — diese Frage wirft Herr Brette gar nicht auf. Ja nicht einmal das verhältnismäßig einfache [illegible] der Dezentralisation der Verwaltung im engeren Sinne des [illegible], d. h. der Ueberweisung von Geschäften, welche heute in Paris erledigt werden, an die lokalen Behörden, erfährt durch die übrigens [illegible] intelligent und sachlich geschriebene Brettesche Arbeit nennenswerte Förderung. Es kann überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß die Vertrautheit der französischen Nation mit der Idee der Selbstverwaltung gegenwärtig nicht viel größer ist, als im Jahre 1829, wo [illegible] die Frage der administrativen Dezentralisation in [illegible] stellte.

Der starke Verwaltungsapparat, welchen die [illegible] auch die das Staatsruder führenden Männer, an den inneren [illegible] ihres Vaterlandes [illegible], entmutigt [illegible] Gewalten, wo es gilt, [illegible] für Frankreich zu erobern. [illegible]

[illegible]

Derselbe hat zum Verfasser einen der hervorragendsten unter jener tatenlustigen Verbindung von Männern, den Botschafter René Millet. Der Titel der Publikation lautet: „Le Maroc et les intérêts français.“ Millet behauptet, Frankreich halte eigentlich das Schicksal Marokkos schon in der Hand, dadurch, daß seine Truppen sich in der Chaouia eingenistet hätten, in der Ebene am atlantischen Ozean, speziell in Casablanca. Mulay Hafid, so sagt Herr Millet, hat in Fez keine andern Stützen seiner Herrschaft als die kriegerischen Stämme des Südens aus der Gegend von Marakesch: „Nun halten wir so ziemlich ihr Schicksal in unseren Händen. Um sich von Fez nach Marakesch zu begeben, kann man nur zwei Wege benutzen, das Gebirge, von trotzigen Stämmen bevölkert, die keine Besuche zu empfangen lieben oder die Chaouia, wo wir sind. Die Städte, welche diese Ebene beherrschen, sind die nicht zu vermeidenden Etappen für ein beständiges Hin und Her bewaffneter Männer. Ich habe sie in kleinen Abteilungen durchkommen sehen, ihre lange Flinte quer über den Sattel, ungeduldig, in ihre Heimat zu kommen, weil der Dienst des Sultans aufgehört hatte, ihnen zu gefallen. Nach irgend einer Frechheit des Maghzens brauchten wir beispielsweise nur zu publizieren, daß binnen vier Wochen alle Durchgänge gesperrt würden. Das wäre ein allgemeines „Rette sich, wer kann!“ Die im Süden rekrutierten Soldaten würden in Masse desertieren, und die großen Kaids ihnen auf dem Fuße folgen ...“

An der Seine weilt augenblicklich eine Gesandtschaft Mulay Hafids, den Millet von der französischen Regierung nicht als Souverän, sondern nur als einen großen Räuberhauptmann behandelt wissen will. Die Gesandten des Sultans sollen in Paris eine Anleihe zustande bringen, vermittelst deren die Ansprüche Frankreichs auf eine Kriegsentschädigung und in zweiter Reihe Forderungen von privaten Europäern an den marokkanischen Staatsschatz beglichen werden könnten. Die Summe, welche Marokko für diese Zwecke braucht, wird auf 150 Millionen Franken berechnet. Herr Millet beschwört nun den Minister Pichon, im Interesse des französischen Prestiges die Gesandten des Sultans in der Form sehr schroff zu behandeln und vor allen Dingen das Geldbedürfnis Abdul Hafids für die „penetration pacifique“ auf das allerkräftigste auszunutzen. Die einzige sichere Einnahme des Sultans seien die Zölle jener westlichen Häfen, in denen Frankreich die Polizeigewalt ausübe. Wie Herr Millet triumphierend konstatiert, hat Frankreich jene Zölle in seine Hände zu bringen verstanden, ohne vor einem gewissen Widerspruch mit dem Geist von Artikel 97 der Algeciras-Akte zurückgescheut zu sein. 8 Millionen Franken bekommt der Sultan jährlich von der Verwaltung der Zölle zu seiner freien Disposition ausgezahlt, und diese für marokkanische Verhältnisse sehr bedeutende Summe ist noch steigerungsfähig. Wenn es aber nach den Ratschlägen von Botschafter Millet geht, wird die französische Regierung dem Sultan von Marokko jene Einkünfte sowie die Passage von Fez nach Marakesch sparen, es müßte denn sein, daß Mulay Hafid in der Anleihefrage alle Bedingungen

eing ist, welche das Kabinett von Paris zur Unterhaltung seiner [illegible] ihm stellen wird. Nach den letzten Nachrichten verlangt man in Paris von dem Sultan als Garantie der 150 Millionen nicht nur die [illegible] der Zölle, sondern auch eines weiteren Teils seiner [illegible] Einkünfte.

„Frankreich", sagt [illegible] sehr lehrreich über den [illegible] Stand der marokkanischen Frage, „hat ein Einvernehmen mit Deutschland unterzeichnet, und trotz begangener Fehler nimmt es eine [illegible] Stellung ein.

Rings um Marokko hat Frankreich seine Minen gelegt, im [illegible] der Zölle, welche es beherrscht, vermittels der Polizei, die es [illegible] überall an der atlantischen Küste ausübt, von Mogador bis Rabat, und die ihm der [illegible] den [illegible] übertragt, durch seine [illegible] von Händlern, die in allen offenen Häfen, besonders [illegible] Tanger und Casablanca, Posto gefaßt haben, durch die [illegible] der [illegible], welche das [illegible] Reich zwischen Fez und [illegible] [illegible], durch die [illegible] in Udjda, welche die andere Seite [illegible] besetzt, durch die [illegible] Posten, welche an der algerischen Grenze entlang verteilt sind . . . . Es ist ein [illegible] Netz, [illegible] das ganze [illegible] Reich [illegible]. Die Franzosen sind also in Marokko mehr verankert, als [illegible] meinen könnten. Man muß der Regierung Dank wissen, [illegible] hat . . . .

Der Sultan [illegible] Das ist der Hauptpunkt [illegible]

[illegible]

des osmanischen Reichs zu kurz zu kommen, ist überhaupt unter den Franzosen weit verbreitet. Sie hatten im letzten Oktober beabsichtigt, ihre modernsten Schiffe und damit das Schwergewicht ihrer Kriegsflotte aus dem mittelländischen Meer nach den nördlichen Gewässern zu verlegen. Doch hat die öffentliche Meinung eine so leidenschaftliche Kritik an jenem Beschluß der Regierung geübt, daß seine Ausführung vertagt worden ist. In „The Fortnightly Review“ (Dezember-Nummer) spricht der Aufsatz „The renaissance of the french fleet by Excubitor“ die zuversichtliche Erwartung aus, daß der neue französische Marineminister, Vizeadmiral Boué de Lapeyrère, den man zum Diktator der Marine gemacht habe wie Herrn v. Tirpitz in Deutschland, jenes chassé croisé der französischen Kriegsschiffe im kommenden Frühjahr trotzdem zur Tatsache machen würde: „Zum erstenmal seit vielen Jahren wird dann wieder ein schweres französisches Schlachtgeschwader in dem englischen Kanal kreuzen. Das ist eine bemerkenswerte Entwicklung. Wenn man die Seemacht in den nördlichen Gewässern vergleicht, geht es nicht länger an, die britische Flotte gegen die deutsche abzuwägen. Frankreich kann nicht länger schweigend ignoriert werden . . . . Es wird sechs Schlachtschiffe in voller Ausrüstung in den nördlichen Gewässern haben, unterstützt durch eine Division geschützter Kreuzer, während seine Torpedo-Flottillen bereits einem Stationswechsel in der Absicht unterworfen worden sind, die Kanalhäfen mit reichlicheren Hilfsmitteln für Verteidigung und Angriff auszustatten.“

So vergeht heute ein englischer Marineschriftsteller beinahe vor Sehnsucht nach einer starken französischen Kriegsflotte in dem „englischen“ Kanal. Zwischen 1815 und 1894 jedoch haben die Engländer in der französischen Flotte fast immer eine furchtbare Drohung für ihre Küsten gesehen und oft genug sich durch ihren zielbewußten Ausbau in eine kopflose Panik stürzen lassen. Wenn die auswärtige Politik Deutschlands klug und vorsichtig geleitet wird, dürfen wir hoffen, daß die Briten dereinst die deutsche Flotte in der Nordsee mit ebenso freundlichen Augen betrachten werden wie jetzt das französische Kanalgeschwader. Denn es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Politik kein stabiles, sondern ein labiles Element darstellt. Allianzen und Ententen, die heute so aussehen, als wären sie für die Ewigkeit geschaffen, können morgen einer ganz anderen Gruppierung der Mächte Platz gemacht haben. Darum ist es als ein Akt der Klugheit sehr zu loben, daß der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, neulich in einer öffentlichen Rede eine scharfe Grenzlinie gezogen hat zwischen der auswärtigen Staatskunst des Deutschen Reiches und dem unbesonnenen Treiben eines Teils der Alldeutschen. Ganz vor kurzem erst ist Deutschland mit Amerika und England gegen Frankreich in der Kongofrage diplomatisch zusammengegangen, wie es scheint, mit Erfolg. Den Streitigkeiten um die Verwaltung des Kongo wird von seiten der Franzosen und Engländer ein Interesse entgegengebracht, das wir in Deutschland unterschätzen. Ich verweise für diesen Punkt auf die „Revue de

„Paris" vom 1. November, wo Felicien Challaye einen Artikel „Le Congo et l'entente cordiale" veröffentlicht hat. Der Verfasser kommentiert die aufsehenerregende Aeußerung des englischen Staatssekretärs des Auswärtigen, Sir Edward Grey, vom 2. Mai 1909, wo dieser Staatsmann im Parlament sagte, wenn die Kongofrage mit Uebereilung angefaßt würde, könnten europäische Wirren entstehen, im Vergleich zu denen die bosnisch-türkischen Krisen das reine Kinderspiel gewesen wären.

Felicien Challaye legt die Worte des britischen Ministers so aus, daß dieser die Gefahr eines Bruches zwischen England und Frankreich um des Kongos willen vor Augen gehabt und seine Landsleute habe warnen wollen. In der Tat hatte die Agitation der Kongoreformer [illegible], in der sich Breiten aller Stände und Religionsbekenntnisse [illegible], einen ganz kolossalen Umfang angenommen. Der Belgier Emile Vandervelde sagt in der Dezember-Nummer von „Contemporary Review", wo er einen Artikel veröffentlicht: „Belgium and the reforms in the Congo", die Aufregung der Humanitärer in England rufe die Generationen [illegible] liegenden gährungsvollen Zeiten ins Gedächtnis zurück, wo auf englischem Boden der große Feldzug gegen Sklaverei und Sklavenhandel ausgefochten worden sei.

Diese populären Leidenschaften nahmen auch eine Wendung gegen Frankreich und die Entente Cordiale [illegible] mit der [illegible] Republik. Denn die Franzosen wiesen sich gegen das Kabinett von St. James zu Gunsten Belgiens aus, in dessen [illegible] sie eine [illegible] für ihren Staat erblickten, [illegible] des belgischen [illegible] im Fall eines deutsch-französischen Krieges.

[illegible]

irgend möglich auch noch Arabien, in den alldeutschen Bund hineinpressen. Neben den Türken soll auch ein Teil der Chinesen unter die Botmäßigkeit eines deutschen Weltreichs kommen. In der Türkei und China müssen territoriale Gewinne gemacht werden, „groß genug, um einige hundert Millionen Abnehmer an die Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes zu fesseln."

Die Errichtung eines solches deutschen Weltreichs wäre nach unserem Autor weiter nichts als ein Gebot der Billigkeit. Denn England und Rußland besitzen ja bereits ebensolche Weltreiche. „Es liegt in der deutschen Natur, eher zu bescheiden und zu demütig, als zu stolz und zu herrschsüchtig zu sein. . . . . Aber ebenso wie wir auf die Alleinherrschaft verzichten, werden wir den auf die Weltalleinherrschaft abzielenden Gelüsten, die sich auf russischer und auf britischer Seite vielfach zeigen, mit aller Entschiedenheit und, wenn es sein muß, mit Waffengewalt entgegentreten müssen. Es ist zwar nicht wahr, daß die Erde Raum habe für alle, aber sie hat Raum für viele Große, denen freilich die Kleinen werden dienen müssen. . . . ."

Man sage nicht, solche grotesken Utopien und gehäuften Unklugheiten würden im Ausland kaum ernst genommen. Schon das Auftreten des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten beweist das Gegenteil. Der Entschluß des Grafen Bernstorff war im höchsten Grade dankenswert. Denn diese Alldeutschen regen sämtliche Völker der Erde gegen uns auf. Sie machen sich zum blinden Werkzeug der Legion von unversönlichen Feinden, die in aller Welt nur immer darauf lauert, daß die deutsche Nation sich Blößen gibt. Daniels.

Reaktionäre und Radikale.

Der Wunsch und die Hoffnung, denen an dieser Stelle wiederholt Ausdruck gegeben worden ist, daß der neue Reichskanzler bei der Eröffnung des Reichstages mit einer Kundgebung hervortreten würde, geeignet, die Kluft zwischen den Blockparteien wieder zu überbrücken, ist nicht in Erfüllung gegangen. Sei es nun, daß man darin Mangel an Entschlossenheit sehen will, sei es vorsichtig zögernde Klugheit, der Erfolg ist zunächst ein noch weiteres Auseinandertreten der alten Freunde vom Block gewesen. Bis kurz vor der Eröffnung des Reichstages war es noch zweifelhaft, ob die Nationalliberalen sich bereit finden lassen würden, neben dem Zentrum in das Präsidium wieder einzutreten. Die Regierung hat sich mit richtigem Takt jeder direkten Einwirkung auf diese Frage enthalten, aber indirekt hat sie sie entschieden. Nur wenn den Nationalliberalen eine starke und eklatante Genugtuung für ihre Ausschaltung aus der Steuermajorität zuteil geworden wäre, hätten sie sich zur Teilnahme am Präsidium einstellen können. Von sich aus war die konservative Partei nicht in der Lage, eine solche Genugtuung zu gewähren; keine Partei kann sich um ihrer eignen Autorität willen in dieser Art selber desavouieren. Eine

Partei muß immer, wie es die Konservativen getan haben, erklären: wir haben nichts zu bereuen und nichts zu entschuldigen. Nur die Regierung hätte durch eine Aktion gegen die Konservativen den Nationalliberalen das Bett bereiten können. Sie hat es nicht getan, und so ist gekommen, was kommen mußte, die Nationalliberalen haben den Eintritt in das Präsidium abgelehnt und der Riß hat sich noch erweitert. Indem die Regierung sich jeder Kritik des Geschehenen enthält und ihre Gesetzentwürfe, ohne sich mit den Parteien vorher ins Einvernehmen zu setzen, nach sachlichen oder angeblich sachlichen Motiven ausarbeitet, einbringt und begründet, spricht sie implicite eine Billigung des Verhaltens der Konservativen in diesem Sommer aus, befestigt und verstärkt dadurch die Annäherung zwischen den Konservativen und dem Zentrum und treibt so die Nationalliberalen nach links.

Die Konservativen können mit dieser Haltung der Regierung zufrieden sein; noch mehr aber ist es offenbar das Zentrum. Hier gibt man sich die äußerste Mühe, die Freundschaft mit den Konservativen wenn nicht zu einem Block, doch zu einem Dauerverhältnis zu gestalten. Nachdem vor einigen Monaten einige ultramontane Heißsporne eine Agitation in Szene gesetzt hatten, daß das Zentrum sich als spezifisch katholische Partei bekenne, hat umgekehrt der Parteivorstand in einer Plenarversammlung und in feierlichster Form eine Kundgebung beschlossen, daß das Zentrum eine konfessionelle Partei nicht sei. Diese Erklärung bedeutet in diesem Augenblick nichts anderes als eine Liebeswerbung um die Konservativen. Denn nicht bloß die wirtschaftlich schädlichen und ungerechten Steuergesetze sondern namentlich auch das Zusammenarbeiten mit dem Zentrum, hat zahlreiche bisherige Anhänger der konservativen Partei vor den Kopf gestoßen: eine Erklärung des Zentrums selber, daß es eine katholisch-konfessionelle Partei zu sein gar nicht beabsichtige, ist also geeignet in konservativen Kreisen als Beschwichtigung zu dienen. Die Erklärung ist auch nicht etwa prinzipiell wahrheitswidrig. Von ihrer Gründung an hat diese Partei niemals exklusiv katholisch sein wollen und hat auch zuweilen evangelische Fraktionsmitglieder wie den Präsidenten von Gerlach und den Welfen Brüel in ihren Reihen gehabt. Es ist auch offenbar richtig, daß bei nicht unerheblichen Elementen des Zentrums ein guter Wille vorhanden ist, die Exklusivität der katholischen Kirche nach Möglichkeit abzumildern und mit der protestantischen Bevölkerung und der protestantischen Bildung auf nationalem Boden eine gewisse Fühlung zu nehmen.

Die Möglichkeit eines engeren und längeren Zusammengehens zwischen den Konservativen und dem Zentrum ist also gegeben. Die Grenzlinie gegen den Liberalismus wird in der „Kreuz-Zeitung" schon lange, schon vor und noch während der Block-Periode viel schärfer betont und festgehalten als gegen den Katholizismus. Das Autoritäts-Prinzip, Stücke der christlichen Dogmatik, verwandte wirtschaftlich-soziale Anschauungen bilden einen ziemlich breiten Boden für das Zusammenwirken.

Ausgeschlossen aber ist, daß die Nationalliberalen die dritten in diesem Bunde seien. Wohl steht diese Partei jetzt den gemäßigten Konservativen innerlich recht nahe und auch mit dem Zentrum hat sie sich praktisch öfter zusammengefunden, aber gerade das, was die beiden andern zusammenführt, stößt die Nationalliberalen zurück: die kirchliche Dogmatik und die Feindschaft gegen das mobile Kapital. In breiten Schichten der protestantischen Bevölkerung bis tief in die Reihen der Konservativen hinein ist das Mißtrauen gegen die katholische Kirche unüberwindlich. Diese Kirche ist und bleibt das, wozu sie sich im Lauf der Jahrtausende gebildet hat und als was wir sie kennen: ein Weltlehrinstitut mit einer harten, versteinerten, unbildsamen Weltanschauung, die eine herrschsüchtige Hierarchie mit allen Mitteln auch des äußern Zwanges, wo er ihr zu Gebote steht, den Menschen aufzuerlegen sucht. Trotz allem wohlgesinnten und subjektiv ehrlichen Entgegenkommen der Einzelnen lehnt sich der protestantische Instinkt gegen die Partei, die diese Weltanschauung praktisch vertritt, immer wieder innerlich auf und wenn die Konservativen mit ihr zusammengehen, so fühlt sich alles was auf den Namen liberal Anspruch macht, zum Kampf und zum Zusammenschluß herausgefordert.

Indem Herr von Bethmann-Hollweg also abgelehnt hat, sich in den Kampf der Parteien zu mischen und dadurch mittelbar die Politik und Stellungnahme der Konservativen gutgeheißen, hat er tatsächlich das befördert, was er nicht will und wovor er mit eindringlichen Worten gewarnt hat, die Teilung unserer Parteien in eine reaktionäre Gruppe und eine radikale. Es ist ja immer noch möglich, daß mit der Eröffnung des Landtages im Januar eine Wendung eintritt und die Regierung doch noch einen Druck ausübt, der die Konservativen zwingt, sich wieder den Nationalliberalen zu nähern. Aber der Anschein spricht dagegen und es ist deshalb geraten, auch dieser Situation jetzt fest in die Augen zu sehen und sich auszumalen, wohin wir kommen werden, wenn wir zunächst einmal, sagen wir auf einige Jahre den Weg gehen, der uns nunmehr vorgezeichnet ist, Teilung der Parteien in eine rechte und eine linke.

In vorsichtiger Weise, aber doch ganz unverkennbar, hat Herr Bassermann angedeutet, daß zukünftig eine wahltaktische Verbindung der Nationalliberalen mit den Sozialdemokraten nicht mehr unmöglich sei. In Baden und Bayern, denjenigen beiden Bundesstaaten, in denen die katholische Bevölkerung die Majorität hat, ist dieser Block der Linken bereits zur Tatsache geworden. Die Folgen einer solchen Taktik auch in Norddeutschland sind unabsehbar. Zwar ist es in Baden wirklich gelungen, die Gefahr einer klerikalen Majorität in der Kammer abzuwenden, aber nicht zum Besten der Liberalen, sondern der Sozialdemokraten. Die Tatsache, daß die Genossen von der staatserhaltenden Partei der Nationalliberalen für bündnisfähig erklärt wurden, hat ihnen ganze Scharen von neuen Wählern zugeführt, die bisher durch den Geruch der Staatsfeindlichkeit und der Revoluzzerei von dieser Partei zurückgeschreckt worden waren, die nun aber

kein Bedenken mehr trugen, sie zu unterstützen, nachdem schon längst viele ihre Einzelforderungen ihnen sympathisch erschienen. Aehnliches würde uns wohl auch in Norddeutschland bevorstehen.

In dem Zwiespalt zwischen der Antipathie gegen die Konservativ-Klerikalen und dem Haß und der Furcht vor den Sozialdemokraten würde dann ein Teil der jetzigen Nationalliberalen und Freisinnigen sich von der Politik zurückziehen, ein Teil auch wohl schließlich doch noch zur Rechten übergehen, der Rest aber gewiß immer noch stark genug sein, vermöge der Unterstützung der Sozi den Konservativen eine Anzahl Sitze abzunehmen, ihrerseits aber wahrscheinlich noch mehr an die neuen Freunde verlieren. Die Sozialdemokraten sind nun einmal in der Masse die bei weitem stärkste Partei.

Dieser Verlust aber könnte an anderer Stelle wieder eingebracht werden. Wir sind es auf Grund einer langen Erfahrung gewohnt, die Zentrumskreise für uneinnehmbar zu halten. Auch bei den Blockwahlen ist es ja nicht gelungen, dem Zentrum auch nur das kleinste Gebiet zu entreißen. Aber bei dem Block der Linken würde es anders stehen. Das Zentrum hat bei den Bülowschen Blockwahlen deshalb so gut abgeschlossen, weil bei den Stichwahlen die dritte Partei immer ihm zufiel: die Sozi wählten lieber Zentrum als Konservative und Liberale, weil es in der Opposition war, und die Konservativen und Liberalen wählten lieber Zentrum als sozialdemokratisch, weil jenes doch zu den bürgerlichen Parteien gehört. Gehen nun aber einmal die Liberalen mit den Sozialdemokraten zusammen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß das Zentrum sowohl am Rhein wie in Süddeutschland eine Reihe von Sitzen verlieren wird. Ein Optimist hat mir schon vorrechnen wollen, daß es nicht weniger als 40 sein könnten. Nun, wenn es auch nur 15 bis 20 werden sollten, so wäre das schon etwas sehr erhebliches und könnte den Schaden, den die Liberalen an andrer Stelle erleiden, wenigstens zum Teil wieder ausgleichen. Umgekehrt verbessern sich die Wahlchancen der Konservativen durch die Unterstützung des Zentrums nur sehr wenig. Selbst wenn also das Zusammengehen mit den Sozi einen erheblichen Teil der jetzigen Liberalen zu den Konservativen hinüberscheuchen sollte, so ist die Bildung einer rein konservativ-klerikalen Majorität im Reichstag, die ja auch der heutige Reichstag nicht besitzt, ausgeschlossen.

Darf der parlamentarisch-rechnerische Standpunkt in einer solchen Frage nun aber überhaupt in Betracht gezogen werden? Sind hier nicht ganz andere Werte im Spiel als die parlamentarische Majorität und Minorität? Wird nicht auch ein bloßes taktisches Zusammengehen der Liberalen und Sozialdemokraten den letzteren einen moralischen Aufschwung und ein Uebergewicht verleihen, das den Bestand des Reiches selber in Frage stellt?

Welche Ausdehnungsfähigkeit die Sozialdemokratie bei uns noch hat, sobald sie den reinen Klassenstandpunkt aufgibt und anfängt mit den andern

Parteien zu paktieren, vermag niemand vorauszusagen. Nur sehr ungern würde ich für meine Person Deutschland in diese Bahn hineingerissen sehen, manches, vielleicht vieles an dem historisch gewordenen Zustand unseres Landes und Volkes, das mir lieb ist, würde dabei gewiß verloren gehen. Aber an unsrer Zukunft zu verzweifeln, sehe ich darum doch noch keinen Grund. Man sieht ja, wie schwach die eigentlich sozialistischen Parteien in Frankreich, in England, in Amerika, in der Schweiz sind, sobald man nicht dem sozialistischen, sondern dem demokratischen Standpunkt gewisse Zugeständnisse gemacht hat. Selbst 132 Sozialdemokraten im Reichstag würden immer noch eine volle Zweidrittel-Majorität der bürgerlichen Parteien gegen sich haben und, nicht zu vergessen, je stärker die Sozialdemokraten werden, desto stärker wird auch in ihnen der Drang zu positiver praktischer Tätigkeit, die sogenannte revisionistische Richtung. Eine noch so starke sazialistische Fraktion im Reichstag bedeutet also noch lange nicht die Revolution, sondern nur parlamentarische Kämpfe sehr heftiger und anderer Art, als wir sie bisher gehabt haben. Ein wahltaktisches Bündnis bedeutet noch keinen Block, kein dauerndes sachliches Zusammengehen. Im Gegenteil, sobald man den blau-schwarzen Gegner geworfen, würden die Liberalen sicherlich alles tun, sich von den Roten wieder zu lösen, die Grenzlinie und die eigene Selbständigkeit möglichst deutlich zu markieren.

Es gibt ja in Deutschland noch immer Doktrinäre, nicht bloß unter den Freisinnigen, die in dem Regiment abwechselnder Parteien das Ideal eines modernen Staates sehen und hoffen, daß die Teilung in Reaktionäre und Radikale, der wir jetzt entgegenzugehen scheinen, uns zu diesem Regierungssystem hinüberführen werde. Selbst ein konservativ-klerikales Parteiregiment würden diese Herren zunächst willkommen heißen in der Hoffnung, dieses dann mit der Zeit durch das entgegengesetzte abgelöst zu sehen. Lohnt es der Mühe, gegen solche Phantome noch anzukämpfen? Eine Reichstags-Majorität, die geschlossen genug wäre, um eine Regierung zu bilden, ist ein für allemal in Deutschland ausgeschlossen. Die Zersplitterung unsrer Parteien ist nichts Zufälliges, sondern ein auf der tausendjährigen deutschen Geschichte mit Notwendigkeit Erwachsenes. Das deutsche Volk, gespalten durch die religiöse Konfession, ist auch sonst in der sozialen Struktur und im Charakter seiner verschiedenen Landschaften so reich differenziert, daß es sich schlechterdings nicht in das dürftige Schema von zwei Parteien hineinzwingen läßt. Mag es wirklich dahin kommen, daß bei der nächsten Wahl die Konservativen nur noch als ein Appendix des Zentrums, die Liberalen nur noch als ein Appendix der Sozi erscheinen, immer werden diese beiden Nebengruppen stark genug bleiben (und daneben kommt dann auch noch die fünfte Gruppe der fremden Nationalitäten in Betracht), um eine geschlossene Majorität und damit ein reines Parteiregiment zu verhindern oder besser ausgedrückt, um schon das Streben nach einem reinen Parteiregiment zu verhindern, denn um es wirklich durchzusetzen, müßte erst noch

ein ganz anderes Hindernis überwältigt werden, nämlich der Zusammenhang zwischen dem kaiserlichen Kriegsherrn und der Armee, an dem [illegible] letzten Ende jeder Versuch, bei uns die Monarchie zum parlamentarischen Schattenkönigtum herabzudrücken, scheitern muß. [illegible] kann [illegible] und für die Zukunfts-Chancen der eigenen Partei [illegible] sein, [illegible] liberale Politiker heute von derartigen grundstürzenden Änderungen [illegible] ganzen politischen Systems orakeln. Die Parteien haben bei uns [illegible] regieren, sondern nur in ihren wechselnden Kombinationen einen mehr [illegible] weniger starken Einfluß auf die Regierung auszuüben.

Die Träumereien also von parlamentarischem Regiment und [illegible] heraus auszuscheiden. Aber was uns sonst droht, ist unangenehm [illegible]. Denn eines ist ganz sicher: die Sozialdemokraten werden, wenn es so weiter geht, der Zahl wie dem Ansehen nach eine Stellung gewinnen, wie sie sie noch nie gehabt haben. Ohne deshalb gleich Krisen und Katastrophen zu fürchten, gehöre ich doch zu denjenigen, die in einer solchen [illegible] etwas sehr Unerfreuliches sehen. Eine gemäßigte konservative [illegible] Zusammengehen der Konservativen mit den Liberalen bleibt in meinen Augen immer die Kombination, in der Deutschland am besten [illegible]. Vielleicht bringt der preußische Landtag und die Wahlreform [illegible] Wendung zum Besseren. Die freikonservative Fraktion, die [illegible] letzten [illegible] vortrefflich benommen hat und jetzt [illegible] die Konservativen zu decken und vor den Folgen [illegible], ist vielleicht berufen, nunmehr in eine [illegible] und [illegible] Stellung einzurücken. [illegible]

21. 12. [illegible] [illegible]

Der Herr Finanzminister hat mir [illegible] auf die [illegible] Stelle [illegible] eines [illegible] Steuerdeklaration [illegible] Kundgebung [illegible] Einkommensteuer-Veranlagung [illegible] mitteilen [illegible]. Sie lautet: [illegible] des [illegible] das Einkommen der [illegible] in gleicher [illegible] wie das Einkommen [illegible] Kaufmanns, welcher [illegible] nach [illegible] der [illegible] von [illegible] aus der [illegible] der [illegible] und [illegible] unter [illegible] auf [illegible] zu ermitteln. [illegible] Ermittelung des Einkommens und [illegible] der [illegible] der [illegible] hat, die [illegible] der [illegible] zum Einkommensteuergesetz [illegible]

nach denen der Reinertrag aus selbstbewirtschafteten Ländereien lediglich aus der Roheinnahme durch Abzug der Bewirtschaftungskosten, unter Berücksichtigung des bei Beginn und am Schluß der maßgebenden Wirtschaftsperiode vorhandenen Bestandes an Vorräten, herzuleiten ist.

Die von Rechnungsbureaus für Landwirte geführten Wirtschaftsbücher und Jahresabschlüsse sind in der Regel in der Weise eingerichtet, daß sie zwar teilweise auf Gegenüberstellung der Gutseinnahmen und -Ausgaben beruhen, nebenher aber auch Inventuren des Betriebsvermögens zugrunde legen und einen Teil der Ueberschüsse erst durch eine Art bilanzmäßiger Gegenüberstellung der Zuschüsse und Entnahmen des Besitzers zur Erscheinung bringen. Werden bei der Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens auf Grund solcher Wirtschaftsbücher oder Jahresabschlüsse, der oben erwähnten Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts folgend, die auf Bilanzen beruhenden Resultate als eine unzulässige Art der Einkommensermittlung ausgeschieden und wird lediglich von der im übrigen in den Jahresabschlüssen enthaltenen Gegenüberstellung der Gutseinnahmen und -Ausgaben ausgegangen, so muß die Einkommensermittlung zu einem unzutreffenden Ergebnisse führen, weil alsdann steuerlich unzulässige Ausgaben zur Berücksichtigung gelangen, welche bei der angewendeten Rechnungsmethode erst durch die — unbeachtet bleibende — Inventur bezw. bilanzmäßige Abrechnung mit dem Besitzer zum Ausgleich kommen. — Hierauf die Steuer-Veranlagungsbehörden aufmerksam zu machen, war der Zweck der von mir unter dem 18. August cr., II. 10 220, erlassenen Rundverfügung, durch welche unter Ziffer 1 auf einen von dem Vorsitzenden einer Berufungskommission hierher mitgeteilten Fall hingewiesen wurde, in dem von der Buchstelle der Landwirtschaftsgesellschaft angefertigte, mit der oben angedeuteten Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts nicht im Einklange stehende Jahresabschlüsse die Grundlage der vom Steuerpflichtigen abgegebenen Steuererklärung eines Gutsbesitzers gebildet hatten.

Wenn einzelne an die Veröffentlichung dieser Rundverfügung geknüpfte Erörterungen meinen Erlaß dahin ausgelegt haben, als sei seine Bestimmung gewesen, auf eine tatsächliche Steuerverkürzung im vorliegenden Falle hinzudeuten, so beruht diese Annahme auf einer mißverständlichen Auffassung meiner Verfügung. Die Frage, ob die dort bezeichneten, steuerlich unzulässigen Ausgaben durch die in dem Jahresabschlusse enthaltenen Bilanzen, auf deren Vorhandensein die ausdrückliche Bezeichnung der Buchführung als einer doppelten hindeutet, tatsächlich ausgeglichen worden sind, ist in dem Erlasse überhaupt nicht berührt worden. Lediglich darauf hat hingewiesen werden sollen, daß sie in der Gesamtausgabe zu Unrecht zum Abzug gelangt sein würden, wenn gemäß der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts Inventur und Bilanz des Jahresabschlusses beiseite gelassen worden wären. Tatsächlich sind in dem behandelten Falle nach dem Gesamtergebnisse des Jahresabschlusses und ebenso nach der darauf aufgebauten Steuererklärung — abgesehen von den „4000 Mark

Gehalt für den Besitzer als Betriebsleiter", welche sowohl in dem Abschluß als auch, und dies jedenfalls zu Unrecht, in der Steuererklärung des Gutsbesitzers als abzugsfähige Ausgabe behandelt worden sind — die in der Rundverfügung erwähnten, in der Ausgabe enthaltenen steuerlich nicht abzugsfähigen Positionen im wesentlichen wieder zum Ausgleich gelangt, so daß, abgesehen von den erwähnten 4000 Mark, ein materieller Verstoß gegen die Berechnungsvorschriften des Einkommensteuergesetzes nicht in Frage steht.

gez. Frhrr. v. Rheinbaben.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Sakmann, Paul. — Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. M. 6.80. Stuttgart, Fr. Fromman.
Schirmacher, Kaethe. — Die moderne Frauenbewegung. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 67.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Schmidt, Max C. P. — Franz Junghuhn. Biographische Beiträge zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages. M. 8.70. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
v. Schubert, Hans. — Calvin. Rede bei der akademischen Calvin-Gedächtnisfeier in der gr. Aula der Universität Heidelberg am 11. Juli 1909. M. 0.80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Schubin, Ossip. — Miserere nobis und andere Geschichten. M. 3.—. Berlin, Gebrüder Paetel.
Schwinkowski, W. — Das Geldwesen in Preussen unter Herzog Albrecht (1525—68.) Sonderabdruck aus Zeitschrift für Numismatik. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.
Seeliger, Ewald Gerhard. — Hans Rintfleisch. Eine schlesische Historie aus dem fünfzehnten Jahrhundert. 75 Pfg. Hirschberg, Schlesische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.
Seemann, August. — Vierblatt. Ein viert Blatt plattdütsche Gedichte, Berlin, W. Röwer.
Seidl, Dr. Otto. — Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivmischung bei dem Pleier. M. 2.—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
Sell, Karl Dr. — Wilhelm v. Humboldt in seinen Briefen. Geb. M. 2.—. Leipzig B. G. Teubner.
v. Suckow, A. — Rückschau. M. 4.—, geb. M. 5.20. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Sulger-Gebing, E. — Gerhart Hauptmann. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 283.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Thomsen, P. — Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 260.) Leipzig, B. G. Teubner.
v. Thurn, Franz. — Uebertünchte Gräber. Roman. M. 4.—, geb. M. 5.—. Regensburg, W. Wunderling.
Trier, Dr. Julius. — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Lederindustrie. M. 2.50, geb. M. 3.50. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Tyrrell, Georg. — Zwischen Scylla und Charybdis oder Die alte und die neue Theologie. Geb. M. 7.50, geb. M. 9.—. Jena, Eugen Diederich.
Uhle, P. Prof. Dr. — Schiller im Urteil Goethes. Geb. M. 2.40. Leipzig, B. G. Teubner.
Unterm Firmenlicht. Ein Schweizer Novellenbuch. M. 3.20, geb. 4 M.—. Heilbronn, Eugen Salzer.
Jugendfürsorge, Deutsche Zentrale für. — Verhandlungen des ersten deutschen Jugendgerichtstages, 15.—17. März 1909. M. 2.80. Leipzig, B. G. Teubner.
Wachs, Alexander. — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Wollindustrie (Sinzheimer, Dr. Ludwig. — Technisch-volkswirtschaftliche Monographien. Bd VII.) Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Wagemann, Dr. E — Britisch-westindische Wirtschaftspolitik. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Bd. 142.) M. 4.50. Leipzig, Duncker & Humblot.
Weise, O. Prof. Dr. — Unsere Muttersprache ihr Werden und ihr Wesen. Siebente, verbesserte Auflage. Geb. 2.80. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Wenckstern, Adolf. — Imme. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—. Berlin, Vossische Buchhdlg.
Windegg, Walther Eggert. — Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Volksausgabe Stuttgart, Strecker & Schröder.

Witte, Dr. Hans. — Mecklenburgische Geschichte. I. Band: Von der Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter. M. 6.—, geb. M. 7.50. Wismar i. M., Hinstorffsche Verlagsbuchhdlg.

Wittmaack, Adolf. — Hans Hinz Butenbrink. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. München, R. Piper & Co.

Wolff, Max J. — Molière. In Leinw. geb. M. 10.—, in Halbfz. geb. M. 12.50. München C. H. Beck.

Ziegler, Th. — Schiller. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 74.) Leipzig, B. G. Teubner.

Zeller, Dr. Wilhelm. — Das Deutsche Reich. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des deutschen Staatsrechtes, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Dritte Aufl., neubearbeitet von Dr. jur. Alfred Sala. 2 Originalleinenbände. M. 8—. Leipzig, J. J. Weber.

Ziersch, Walther. — Wider die Welt! Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.— München, R. Piper & Co., G. m. b. H.

v. Paschwitz, Theo. — Markgraf Kasimir. Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—. Regensburg, W. Wunderling.

v. Pöhlmann, Dr. Robert. — Grundriss der griechischen Geschichte. Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. III. Teil. M. 5.80, in Halbfr. geb. M. 7.50. München, C. H. Beck.

Porte, Wilhelm. — Die Mäcenatin. Ein Künstlerroman. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.— München, R. Piper & Co.

Posener, Paul. — Rechtslexikon. Handwörterbuch der Rechts- und Staatswissenschaften. Mit Unterstützung durch zahlreiche Mitarbeiter herausgegeben. Zwei Bände.

Prévost, Marcel. — Französinnen. Novellen. M. 3.—, geb. M. 4.—. Mnnchen, Albert Langen.

Prezzolini, Giuseppe. — Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Prinz Hamlets Briefe. 208 S. Berlin, Reichl & Co.

von Racowitza, Helene. — Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Welt. Berlin, Gebrüder Paetel.

Rausch, Dr. Georg. — Goethe und die deutsche Sprache. Geb. M. 3.60. Leipzig, B. G. Teubner.

Recht, Das. Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien. Herausgegeben von Dr. Franz Kobler. Band I—VII je M. 1.80, doppelbändige M. 3.60. Berlin Puttkammer& Mühlbrecht.

Reinke, Dr. J. — Grundzüge der Biologie. M. 2.—, geb. M. 2.80. Heilbronn, Eugên Salzer.

Reishauer, H. — Die Alpen. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 276.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Schiele, D. Friedrich Michael. — Geschichte der Erziehung. M. 2.40. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.

Scholz, Heinrich. — Christentum und Wissenschaft in Schleiermachers Glaubenslehre M. 3.25, geb. 4.25. Berlin, Arthur Glaue, Verlag.

Schröer, H. und v. Ziegler, K. — Uebungen, Spiele, Wettkämpfe. Kartoniert M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Schubring, Paul. — Hilfsbuch zur Kunstgeschichte. Geb. M. 2.50. Berlin, Karl Curtius.

Schwerin, Sophie Gräfin, geb. Gräfin Dönhoff. — Vor hundert Jahren. Erinnerungen. Nach ihren hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester Amalie von Romberg. Mit dem Porträt der Gräfin Sophie. Zweite Ausgabe. M. 6. . Berlin, J. A. Stargardt.

Stillich, Dr Oskar. — Die Börse und ihre Geschäfte. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.80 Berlin, Karl Curtius.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. Bd. 59—60: Lohr, Dr. Joseph. — Die Verwaltung des Kölnischen Grossarchidiakonates Xanten am Ausgange des Mittelalters. M. 10.60. Stuttgart, Ferd. Enke.

v. Wenckstern, Adolph. — Imme. Roman. Berlin, Vossische Buchhandlung

Wille, Bruno — Die Abendburg. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Wiskinghaus, Dr. A. — Das Verhältnis der Niederlande zur deutschen Schiffahrtsabgabenpolitik. Im Auftrage der Handelskammer zu Cöln. 94 S. Cöln, M. Du Mont Schauberg.

Ziehen, Dr. Julius. — Metamorphosen des P. Ovidius Naso. (Sammlg. Göschen. Bd. 442). Geb. 80 Pfg. Leipzig, G. J. Göschen.

Bergsohn, Henri. — Einführung in die Metaphysik. M. 1.50, geb. M. 2.—. Jena, Eugen Diederich.

Bernoulli, Carl Albrecht. — Die Ausgrabung von Wichtern. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena Eugen Diederich.

Bode, Wilhelm. — Charlotte von Stein. Mit zahlreichen Abbildungen. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 10.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Gustav Adolf-Kalender für das Jahr 1910. 50 Pfg. Dresden-Blasewitz, Richard Leonhardi

Heidrich, Dr. Ernst. — Die Kunst in Bildern. Band I. Die altdeutsche Malerei. Mit geschichtlicher Einführung. 200 Vollbilder. M. 4.50, geb. M. 5.50. Jena, Eugen Diederich.
Kielstra, B. E. — Duitsche Verkeerspolitik en Nederlandsche Belangen. Leiden, Eduard Ijdo.
Kierkegaard, Sören. — Der Augenblick. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederich.
—„— Furcht und Zittern. Wiederholung. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederich.
Krauss, Paul. — Bruderpflicht und Kindesliebe. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden.
Maria Theresia. — Briefe einer Kaiserin, Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. M. 3.—, geb. M. 4.50. Berlin, Karl Curtius.
Monrad, O. P. — Sören Kierkegaard. Sein Leben und seine Werke. M. 2.50, geb. M. 3.50. Jena, Eugen Diederich.
Pochhammer, Paul. — Dante's Göttliche Komödie. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Voigt-Diederichs, Helene. — Nur ein Gleichnis. M. 2.50, geb. M. 3.50. Jena, Eugen Diederich.

Archiv für Kinderheilkunde. Herausgegeben von Dr. A. Baginsky, Dr. A. Monti und Dr. A. Schlossmann. 52. Band I. 3. Heft. Stuttgart. Ferdinand Enke.
Bebel, August. — Die Frau und der Sozialismus. 50. Auflage, verbessert, vermehrt und neu bearbeitet. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3—. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Berend, Alice. — Dore Brandt. Ein Berliner Roman. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Binding, Dr. Karl. — Die Entstehung der öffentlichen Strafe. M. 1.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Bredt, Dr. Joh. Victor. — Die Zonenenteignung und ihre Zulässigkeit in Preussen. M. 5.60. Leipzig, Duncker & Humblot.
Brettauer, Clotilde. — Steffi Werland. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.
Brinkmann, Ludwig. — Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch. M. 4.50, geb. M. 6.—. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten.
Burgas, Dr. E. — Winterliche Leibesübungen in freier Luft. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Deutsche Weihnacht: Spiel und Lied aus alter Zeit. Mit einer Einführung von Arthur Bonus und Bildern nach alten deutschen Meistern. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.80. (Band 18 der Sammlung: Die Fruchtschale.) München, R. Piper & Co.
Deutsches Weihnachtsbuch. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Lehrervereins. M. 1.—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".
Driesmans, Heinrich. — Wege zur Kultur. Geb. M. 2.25. München, C. H. Beck.
Engel, E. — Kurzgefasste deutsche Literaturgeschichte. Ein Volksbuch. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. In Originaleinb. M. 4.—. Wien, F. Tempski, und Leipzig, G. Freitag.
Fabricius, Cajus. — Die Entwicklung in Albrecht Ritschls Theologie, 1874—1889. M. 4,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Fischer, Dr. Ottokar. — Zu Jmmermanns Merlin. M. 1,20. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
Freese, Heinrich. — Die konstitutionelle Fabrik. M. 1.50, geb. M. 2.50. Jena, Gustav Fischer.
Gänger, A. — Deutsche Dichtung. Geb. M. 3.—. Leipzig, G. Freitag, und Tempsky, Wien.
Gelzer, Dr. Heinrich. — Byzantinische Kulturgeschichte. M. 3.—, geb. M. 4.—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Der Arbeitsnachweis des Zechenverbandes im Ruhrkohlenrevier.*)

Von

Prof. Dr. E. Francke-Berlin.

Am 12. Oktober 1909 gab der Zechenverband des Ruhrreviers, dem 226 Kohlenbergwerke mit rund 330 000 Mann Belegschaft angehören, den einstimmig gefaßten Beschluß bekannt, daß er am 1. Januar 1910 einen Arbeitsnachweis mit Zwangsverpflichtung für Grubenverwaltungen und Bergarbeiter einrichten werde. Die Nachricht erregte großes Aufsehen. Nachträglich erinnerte man sich, daß schon 1906 der Verband westfälischer gemeinnütziger Arbeitsnachweise in seinem Jahresbericht darauf hingewiesen hatte, daß die Bergwerksbesitzer den Plan erwögen, ihrerseits Arbeitsnachweise zu organisieren, „um das Vermittlungsgeschäft ihrer wirtschaftlichen Stellung entsprechend zu organisieren". Auch rief man sich wohl ins Gedächtnis, daß ein höherer Beamter des Bergbaulichen Vereins Mitte Mai 1909 in Berlin auf der Tagung des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins einen Vortrag über den Arbeitsmarkt und seine Organisation gehalten hatte, der nachträglich wie ein Vorspiel zu der Aktion des Zechenverbandes erscheint. Obwohl also dieser Plan sorgsam und lange vorbereitet war, wirkte doch seine erste Ankündigung mit der Kraft einer völligen Ueberraschung. In den zunächst beteiligten Kreisen, den Bergleuten des Ruhrreviers, rief er eine hochgradige Erbitterung und Besorgnis hervor, die sich dann auf die gesamte organisierte Arbeiterschaft Deutschlands erstreckte. Die Presse aller Parteien und Richtungen trat in eine lebhafte Erörterung der Gründe für und wider ein. Auch Regierung und Reichstag be-

*) Vortrag, gehalten in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft am 27. Dezember 1909 in Berlin.

schäftigten sich mit der Angelegenheit. Und noch heute hält diese Erregung an. Was sind die Gründe hierfür? Wir haben in Deutschland seit mehr als 20 Jahre Unternehmer-Nachweise mit Zwangscharakter, und soviel darüber auch gesprochen und geschrieben worden ist, niemals war ihretwegen eine solche Aufregung in der Oeffentlichkeit entstanden. Um zu einem sachlich begründeten Urteil zu gelangen, betrachten wir zuerst die Grundlinien des Arbeitsnachweises im Ruhrrevier etwas näher.

Die Hauptstelle des Arbeitsnachweises ist in Essen errichtet. Sie unterhält in 16 Orten Nachweisstellen, so daß die Arbeiter eines Bezirks die Vermittlungsstelle leicht erreichen können (was freilich von den Arbeitern bestritten wird, da die Wege vielfach sehr weit seien). Der Vorstand des Arbeitsnachweises weist die Zechen den Bezirken der einzelnen Nachweisstellen zu. Der Arbeitsnachweis hat formell zunächst nur die Aufgabe, für die ihm angeschlossenen Werkverwaltungen und die zu ihnen gehörenden Nebenbetriebe Arbeitskräfte zu vermitteln. Jedoch behält der Zechenverband sich ausdrücklich vor, die vermittelnde Tätigkeit des Arbeitsnachweises auch auf andere, dem Zechenverband nicht angeschlossene Betriebe auszudehnen. Die Stellenvermittlung erfolgt unter folgenden Gesichtspunkten:

Die Mitglieder des Zechenverbandes sind verpflichtet, für die Einstellung von Arbeitern stets den Arbeitsnachweis in Anspruch zu nehmen. Sie haben ihren Bedarf an Arbeitern dem Arbeitsnachweis anzuzeigen und dürfen die Arbeiter nur zur Arbeit annehmen, wenn diese im Besitze eines von der Nachweisstelle ausgestellten gültigen „Arbeitsnachweisscheines“ sich befinden. Arbeitsuchende, die sich unmittelbar an ein Werk wenden, sind an die zuständige Nachweisstelle zu verweisen. Es steht den Mitgliedern frei, selbst Arbeitskräfte aus dem Ausland heranzuziehen; die Mitglieder sind jedoch verpflichtet, der zuständigen Nachweisstelle unter Angabe der Personalien und möglichst unter Vorlegung eines amtlichen Legitimationspapieres Kenntnis zu geben.

Die Nachweisstellen haben von den Personen, die auf einem dem Arbeitsnachweis angeschlossenen Werke in Arbeit zu treten wünschen, auf persönliche oder schriftliche Meldungen zu verlangen a) sofern sie von einem Verbandswerk kommen, einen Nachweis über die ordnungsmäßig erfolgte Kündigung (Kündigungsschein) oder über die Lösung des Arbeitsverhältnisses, b) sofern sie nicht von einem Verbandswerk kommen, ihren letzten Entlassungsschein

und ihre Legitimation. Als Legitimation ist ein amtlich beglaubigtes Papier (Militärpaß, Meldeschein, Abzugsattest, Geburtsschein), sowie ein Ausweis über ihre bisherigen Krankenkassenverhältnisse vorzulegen. Arbeiter unter 21 Jahren müssen außerdem ein Arbeitsbuch besitzen, wie es die G.O. vorschreibt.

Nach Vorlage ordnungsmäßiger Papiere wird der Arbeitsuchende, falls eine für ihn passende Arbeitsgelegenheit vorhanden ist, unter Aushändigung eines ausgefüllten „Arbeitsnachweisscheines“ an eine Arbeitsstelle verwiesen. Der Schein hat nur für das darauf verzeichnete Werk und nur innerhalb einer Frist von zwei Werktagen Gültigkeit.

Die Nachweisstellen sollen den Wünschen der Arbeitssuchenden bezüglich der Auswahl der Arbeitsstellen soweit als möglich Rechnung tragen. (Die Einschränkung „soweit als möglich“ ist später ausdrücklich beseitigt worden.) Wünscht ein von einem Verbandswerk kommender Arbeiter auf einem in einem andern Bezirk gelegenen Werk in Arbeit zu treten, so hat er diesen Wunsch bei der für seine bisherige Arbeitsstelle zuständigen Nachweisstelle anzubringen. Die Verweisung erfolgt sodann durch Vermittlung der Nachweisstelle, die für das gewünschte Werk zuständig ist.

Daran schließen sich Vorschriften über die Handhabung der Ueberweisungen, der Annahme und Nichtannahme, sowie über die schädigenden Folgen, die der Arbeiter durch Nichteintritt in die ihm zugewiesene Stelle oder durch Vertragsbruch sich zuziehen soll:

Wenn ein Arbeitsuchender eine Arbeit angenommen hat, sich aber innerhalb zweier Werktage nach Ablauf des für den Arbeitsantritt festgesetzten Termins ohne hinreichende Entschuldigung auf der Zeche nicht einfindet, so erhält er in den nächstfolgenden zwei Wochen vom Arbeitsnachweis keine Arbeit nachgewiesen. Dieselbe Folge tritt ein, wenn ein Arbeiter unter Vertragsbruch die Zeche verläßt oder infolge eines Vertragsbruchs von der Zeche entlassen wird.

Endlich enthalten die Satzungen des geplanten Arbeitsnachweises Bestimmungen zur Regelung der Beschwerden von Verbandswerken. Ist ein solches mit Entscheidungen des Vorstandes nicht zufrieden, so kann es ein Schiedsgericht anrufen, das sich aus einem Vertreter des Vorstands, einem Vertrauensmann des beschwerdeführenden Verbandswerks und dem Vorsitzenden der Essener Handelskammer (als Obmann) zusammensetzen soll. Die Kosten des Arbeitsnachweises wird der Zechenverband tragen.

Was hat den Zechenverband zu diesem Plane bewogen? Er hat seine Gründe folgendermaßen öffentlich dargelegt: Zunächst soll dem planlosen Anwerben von Arbeitskräften im Inlande vorgebeugt und ein Ausgleich von Ueberfluß und Mangel an Arbeitskräften zu verschiedenen Zeiten und zwischen verschiedenen Industriezweigen herbeigeführt werden. Während noch im letzten Winter im rheinisch-westfälischen Bergbau andauernd Arbeitermangel herrschte, sei in nächster Nähe, so in den Städten Düsseldorf und Köln, ein großer Ueberfluß an Arbeitskräften vorhanden gewesen. Auch für solche Verhältnisse soll Abhilfe gesucht werden. Ferner soll dem Agentenunwesen in der Arbeitsvermittlung und der sogenannten Umschau, d. h. dem [illegible] Aufsuchen von Arbeitsgelegenheiten durch den einzelnen, [illegible] werden. Viele Bergleute, die die Arbeitsstelle wechseln oder [illegible] wandern, melden sich auf drei, vier und mehr Zechen und suchen sich dann die aus, die ihnen für ihre Arbeitslust und [illegible] am geeignetsten zu sein scheint. So haben die Betriebsführer der Zechen am Ersten des Monats oft eine Liste von hundert und mehr neuen Bergarbeitern, die sich zur Arbeit gemeldet haben, [illegible] nur der dritte oder vierte Teil findet sich zum Antritt der Arbeit ein. Umgekehrt können Zechen keine neuen Arbeiter [illegible], müssen im Gegenteil einer Zahl Arbeiter die Ablehr geben [illegible] täglich bei ihnen Bergarbeiter um Arbeit fragen, [illegible] den Weg gemacht haben. Solchen Mißständen soll ein [illegible] Arbeitsnachweis abhelfen. Dieser ist von den Gründern [illegible] Beratungsstelle gedacht. Man glaubt, daß auf diese [illegible] auch ein Mittel gefunden sei, von Wünschen und [illegible] Bergarbeiter bei einzelnen Zechen Kenntnis zu erhalten [illegible] den Verhalt, warum ein Bergarbeiter auf dieser oder jener [illegible] nicht in Arbeit treten wolle, [illegible] auch den Grund ermitteln. Dadurch werde man auch [illegible] und ein besseres Verhältnis zwischen Arbeit[illegible]

[illegible]

[illegible]

seite der glänzenden, fast beispiellosen Entwicklung des Kohlenbergbaues in diesem Gebiete, die ein Ruhmesblatt in der deutschen Wirtschaftsgeschichte bilden. Nur wenige Zahlen zu ihrer Kennzeichnung:

Steinkohlenförderung und Belegschaft im Ruhrrevier.

Jahr	Millionen Tonnen	Wert in Mill. Mk.	Belegschaft*)
1850	1,66	10,4	12 741
1860	4,4	28,—	29 320
1870**)	11,8	67,6	51 391
1880	22,5	103,—	80 152
1890	35,47	282,4	127 794
1900	59,6	508,8	226 902
1905***)	65,4	548,9	267 798
1906	76,8	672,6	278 719
1907	80,2	763,2	303 089.

So ist in einem knappen halben Jahrhundert die Förderung um das Zwanzigfache, der Wert um das 27fache, die Belegschaft um das Zehnfache gestiegen. Und diese Entwicklung geht trotz der wirtschaftlichen Depression der letzten beiden Jahre in aufsteigender Richtung fort. Heute sind mehr als 330 000 Bergarbeiter im Ruhrrevier beschäftigt. Natürlich ist bei dieser ganzen Entwicklung der einstige, bis weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewahrte patriarchalische Charakter des Bergbaus in die Brüche gegangen. Das frühere Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Grubenbesitzer und Knappen hat scharfen Gegensätzen zwischen Unternehmern und Arbeitern Platz gemacht. Und der angesessene Stamm der Ruhrbergleute, die in langer Reihe vom Vater auf Sohn nur den einen Beruf kannten, Kohlen zu hauen und zu fördern, dabei ihre eigenen Häuschen bewohnten und ein Stückchen Land bearbeiteten, ist überflutet durch Heerhaufen fremder Arbeiter. Die enorme Steigerung des Bedarfs und der Produktion hat, wie vorhin gezeigt, in den letzten 18 Jahren 220 000 Arbeiter mehr in die Kohlengruben des Ruhrreviers gebracht. Um diese „Hände" zu beschaffen, bedurfte es ungewöhnlicher Mittel. Es genügte bei weitem nicht der Zuwachs aus dem Ueberschuß des eigenen Gebiets und der Nachbargegenden. Agenten reisten durchs Land, drangen bis in die deutschen

*) Beamte und Arbeiter.
**) Berggesetz von 1865: Freiheit des Bergbaus.
***) Dazwischen Krisenjahre.

Ostmarken und darüber hinaus nach Polen, Galizien, Ungarn, [illegible]
land, den Balkanländern, weniger nach Westen, und [illegible]
oft durch unwahre Vorspiegelungen, was sie an Arbeitern [illegible]
konnten. So entstand ein buntes Völkergemisch im Ruhr[illegible]
Die Jubiläumsschrift des Bergbaulichen Vereins in [illegible]
Jahre 1908 schreibt darüber auszugsweise:

„Bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts [illegible]
der Ruhrbergbau ... seinen Bedarf an Arbeitskräften aus der [illegible]
Bergbaubezirk ansässigen Bevölkerung decken; der dann [illegible]
Aufschwung machte schon ein Zugreifen auf nähere und [illegible]
Gegenden Deutschlands notwendig. Bis etwa 1870 [illegible]
Zuwanderung in der Hauptsache auf die Nachbarprovinzen [illegible]
geblieben. Arbeiter fremder Sprachen und insbesondere [illegible]
Staatsangehörigkeit waren bis dahin im Ruhrbergbau nur [illegible]
ringer Zahl anzutreffen. Nach dem deutsch-französischen [illegible]
gann der Zustrom aus den östlichen Provinzen [illegible]
20 Jahre später entfiel bereits ein Viertel der [illegible]
seiner Herkunft nach auf die Provinzen Ost- und [illegible]
Posen und Schlesien, während [illegible]

[illegible]

haben: sie nahmen sie, wo sie sie bekamen. Die deutsche Arbeiterschaft und namentlich ihr eingesessener Kern sieht außerdem in den Fremden vielfach Lohndrücker, Verschlechterer der Lebenshaltung, böse Kameraden und Rowdies. Sie sind überdies schwer organisierbar und können jederzeit, wenn sie sich mißliebig machen, ausgewiesen werden. Aus ihnen rekrutiert sich zusammen mit den unruhigen Köpfen, den unsicheren Kantonisten und den schlechten Elementen jene Schar von etwa 30—40 000 Mann, die fortwährend die Arbeitsplätze wechselt; der Wechsel in der Belegschaft der Zechen ist allerdings sehr verschieden, er übersteigt in einzelnen Gruben 100 %, während andere eine ziemlich stabile Belegschaft behalten; im Durchschnitt des ganzen Reviers mag er 50—60 % betragen. Dabei ist allerdings zu beachten, daß es eine verhältnismäßig kleine Zahl von Arbeitern ist, wie gesagt 10—12 % der Gesamtheit, die im Laufe des Jahres 10, 15, 20mal von Grube zu Grube zieht, häufig unter Kontraktbruch — 1908 sind fast 3000 Fälle mit Lohnentziehung bestraft worden und ebensoviel sind bekannt geworden, aber ungeahndet geblieben: oft melden sich Dutzende von Arbeitern bei einer Zeche, kommt aber der Tag des Arbeitsbeginns, dann stellen sich zwei oder drei ein, die anderen haben anderswo Arbeit genommen. Und da seit Jahren im Bergbau des Ruhrreviers Arbeitermangel herrscht, so wird das Zechenlaufen der Arbeiter noch von manchen Grubenverwaltungen unterstützt, die den Arbeitern mit Lohnversprechungen nachjagen. Zieht man die tatsächlichen Verhältnisse in Betracht, so muß man ohne weiteres zugeben, im Interesse der Ordnung des Betriebes, der Sicherung von Leben und Eigentum, und damit auch der Arbeitgeber, der Arbeiter und des Gemeinwohls liegt eine straffe Regelung des Arbeitsmarktes im Ruhrrevier. In diesem Punkt hat die Begründung des Zechenverbandes recht.

Gleichwohl ist die Aufregung, die das Vorgehen der Bergherren in der Arbeiterschaft hervorgerufen hat, wohl verständlich und, wie ich glaube, auch zum großen Teil gerechtfertigt. In rascher Folge haben sich Ereignisse begeben, deren Wirkungen fortdauern: 1905 der Riesenstreik, dann die Niederlage und die Enttäuschung über die Novelle zum Berggesetz; 1907 die Einrichtung der „schwarzen Listen“, die den Kontraktbruch mit sechs Monaten Aussperrung straften und etwa 5—6000 Arbeiter verbannten; 1908 das furchtbare Unglück von Radbod, das die ganze Bergarbeiterschaft Deutschlands aufs tiefste erschütterte; endlich kürzlich der Mansfelder

Gehalt für den Besitzer als Betriebsleiter", welche sowohl in dem [illegible] als auch, und dies jedenfalls zu Unrecht, in der Steuererklärung des Gut[s]besitzers als abzugsfähige Ausgabe behandelt worden sind — die in der Rundverfügung erwähnten, in der Ausgabe enthaltenen steuerlich nicht abzugsfähigen Positionen im wesentlichen wieder zum Ausgleich gelangt, so daß, abgesehen von den erwähnten 4000 Mark, ein materieller [illegible] gegen die Berechnungsvorschriften des Einkommensteuergesetzes nicht in Frage steht.

gez. Frhr. v. Rheinbaben.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Sahmann, Paul. Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. M [illegible]. Stuttgart, Fr. Frommann.

Schirmacher, Kaethe. Die moderne Frauenbewegung. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. [illegible].) M [illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

Schmidt, Max C. P. Franz [illegible]. Biographische Beiträge zur [illegible] Wiederkehr seines Geburtstages. M [illegible]. Leipzig [illegible].

v. Schubert, Hans. [illegible] Rede bei der akademischen [illegible] der Universität Heidelberg am 11. Juli [illegible]. M [illegible]. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Schubin, Ossip. Miserere [illegible] und andere [illegible]. M 3. Berlin [illegible].

Schwinkowski, W. Das [illegible]wesen in Preußen unter Herzog Albrecht [illegible]. Sonderabdruck aus Zeitschrift für Numismatik. Berlin, Weidmannsche Buchh. [illegible]

Seeliger, Ewald Gerhard. [illegible] Jahrhundert [illegible]. Hirschberg [illegible] Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.

Seemann, August. Vierblätt[rig] Kleeblatt [illegible] Gedichte. Berlin, W. Rahmer.

Seidl, Dr. Otto. Der Schwarzwald [illegible] Sammlung und [illegible] M [illegible]. [illegible] W. [illegible]

Sell, Karl Dr. Wilhelm v. Humboldt [illegible] M [illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

v. Sarkow, A. [illegible] M [illegible] geb. M [illegible]. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Seiger-Wobing, L. [illegible] Aus Natur und Geisteswelt. Bd. [illegible] M [illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

Thomsen, P. [illegible] Aus Natur und Geisteswelt. Bd. [illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

v. Thurn, Franz. [illegible] Roman. M [illegible], geb. M [illegible]. Regensburg, [illegible]

Trier, Dr. Julius. [illegible] M [illegible], geb. M [illegible]. Leipzig [illegible]

Tyrrell, Georg. [illegible] M [illegible]

Uhle, P., Prof. Dr. [illegible] M [illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

Unterm Firmenlicht. [illegible] M [illegible], geb. M [illegible]

Jugendfürsorge, Deutsche Zentrale für. [illegible] M [illegible]

Wache, Alexander. [illegible] M [illegible], geb. M [illegible]. Leipzig [illegible]

Wagemann, Dr. [illegible]. [illegible] M [illegible]. Leipzig [illegible]

Weise, O., Prof. Dr. [illegible] M [illegible]

v. Weinheim, Adolf. [illegible] M [illegible], geb. M [illegible]. Berlin [illegible]

Wetter, Walther Egbert. [illegible] M [illegible]

[illegible] Dr. [illegible] – Mecklenburgische Geschichte. I. Band: Von der Urzeit bis zum [illegible] Mittelalter. M. 6.–, geb. M. 7.50. Wismar i. M., Hinstorffsche [illegible]

[illegible] Adolf – Hans Hinz Butenbrink. Roman. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–. [illegible] R. Piper & Co.

[illegible] J. – Molière. In Leinw. geb. M. 10.–, in Halbfz. geb. M. 12.50. München [illegible] Beck.

[illegible] – Schiller. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 74.) Leipzig, B. G. Teubner.

[illegible] Dr. Wilhelm. – Das Deutsche Reich. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen [illegible] Staatsrechtes, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen [illegible] Dritte Aufl., neubearbeitet von Dr. jur. Alfred Sala. 2 Originalleinen- [illegible] M. [illegible] Leipzig, J. J. Weber.

[illegible] Walther. – Wider die Welt! Roman. Geh. M. 4.–, geb. M. 5.– München, R. Piper & Co., G. m. b. H.

[illegible], Theo. – Markgraf Kasimir. Roman. M. 3.–, geb. M. 4.–. Regensburg, [illegible]

[illegible], Dr. Robert. – Grundriss der griechischen Geschichte. Handbuch der [illegible] Altertumswissenschaft. III. Teil. M. 5.80, in Halbfr. geb. M. 7.50. [illegible] C. H. Beck.

[illegible], Wilhelm – Die Mäcenatin. Ein Künstlerroman. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.– [illegible] R. Piper & Co.

[illegible], Paul. – Rechtslexikon. Handwörterbuch der Rechts- und Staatswissen- [illegible] Mit Unterstützung durch zahlreiche Mitarbeiter herausgegeben. Zwei [illegible]

[illegible] Marcel. – Französinnen. Novellen. M. 3.–, geb. M. 4.–. München, Albert [illegible]

[illegible] Giuseppe. – Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus. Geh. M. 6.–, [illegible] Jena, Eugen Diederichs Verlag.

[illegible] Briefe. 208 S. Berlin, Reichl & Co.

[illegible], Helene. – Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Welt. Berlin, [illegible] Paetel.

[illegible] Dr. Georg. – Goethe und die deutsche Sprache. Geh. M. 3.60. Leipzig, [illegible] Teubner.

[illegible] Das [illegible] Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien. Herausgegeben [illegible] Dr. Franz Kobler. Band I–VII je M. 1.80, doppelbändige M. 3.60. Berlin [illegible] Mühlbrecht.

[illegible] Dr. J. – Grundzüge der Biologie. M. 2.–, geb. M. 2.80. Heilbronn, Eugen [illegible]

[illegible] H. – Die Alpen. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 276.) M. 1.25. Leipzig, [illegible] Teubner.

[illegible] Dr. Friedrich Michael. – Geschichte der Erziehung. M. 2.40. Leipzig, Dürrsche [illegible]

[illegible] Heinrich. – Christentum und Wissenschaft in Schleiermachers Glaubenslehre [illegible] geb. 4.25. Berlin, Arthur Glaue, Verlag.

[illegible], B. und v. Ziegler, K. – Uebungen, Spiele, Wettkämpfe. Kartoniert M. 1.–. Leipzig, B. G. Teubner.

[illegible], Paul. – Hilfsbuch zur Kunstgeschichte. Geb. M. 2.50. Berlin, Karl [illegible]

[illegible] Sophie Gräfin, geb. Gräfin Dönhoff. – Vor hundert Jahren. Erinnerungen. [illegible] hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester [illegible] von Romberg. Mit dem Porträt der Gräfin Sophie. Zweite Ausgabe. [illegible] Berlin, J. A. Stargardt.

[illegible] Dr. Oskar. – Die Börse und ihre Geschäfte. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.80 [illegible] Karl Curtius.

[illegible] Dr. Ulrich. – Kirchenrechtliche Abhandlungen. Bd. 59–60: Lohr, Dr. Joseph. – [illegible] des Kölnischen Grossarchidiakonates Xanten am Ausgange des [illegible] M. 10.60. Stuttgart, Ferd. Enke.

[illegible], Adolph. – Imme. Roman. Berlin, Vossische Buchhandlung

[illegible] Bruno – Die Abendburg. Geh. M. 5.–, geb. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs [illegible]

[illegible], Dr. A. – Das Verhältnis der Niederlande zur deutschen Schiffahrts- [illegible] Im Auftrage der Handelskammer zu Cöln. 94 S. Cöln, M. Du Mont [illegible]

[illegible] Dr. Julius. – Metamorphosen des P. Ovidius Naso. (Sammlg. Göschen. [illegible] Geb. 80 Pfg. Leipzig, G. J. Göschen.

[illegible], Henri. – Einführung in die Metaphysik. M. 1.50, geb M. 2.–. Jena, Eugen [illegible]

[illegible] Karl Albrecht. – Die Ausgrabung von Wichtern. M. 3.–, geb. M. 4.–. Jena [illegible] Diederichs.

[illegible] Wilhelm. – Charlotte von Stein. Mit zahlreichen Abbildungen. In Leinen [illegible] Leder M. 10.–. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

[illegible] Adolf-Kalender für das Jahr 1910. 50 Pfg. Dresden-Blasewitz, Richard [illegible]

Heidrich, Dr. Ernst. — Die Kunst in Bildern. Band I. Die altdeutsche Malerei. [illegible] Einführung. [illegible] M. 4.50, geb. M. [illegible] Jena, Eugen Diederichs.

Kielstra, E. K. — Duitsche Verkeerspolitik en Nederlandsche Belangen. [illegible]

Kierkegaard, Sören. — Der Augenblick. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederichs.
— Furcht und Zittern. Wiederholung. M. [illegible], geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederichs.

Krause, Paul. — Bruderpflicht und Kindesliebe. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. [illegible] A. C. [illegible] Westfalen.

Maria Theresia. — Briefe einer Kaiserin. Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. M. [illegible], geb. M. 4.50. Berlin, Karl Curtius.

Monrad, O. P. — Sören Kierkegaard. Sein Leben und seine Werke. M. [illegible], M. [illegible]. Jena, Eugen Diederichs.

Pochhammer, Paul. — Dantes Göttliche Komödie. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Voigt-Diederichs, Helene. — Nur ein Gleichnis. M. [illegible], geb. M. [illegible]. Jena, Eugen Diederichs.

Archiv für Kinderheilkunde. Herausgegeben von Dr. A. Baginsky, Dr. A. M[illegible], Dr. A. Schlossmann. 52. Band. I. [illegible] Heft. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Bebel, August. — Die Frau und der Sozialismus. [illegible] Auflage, verbessert, vermehrt und neu bearbeitet. Brosch. M. [illegible], geb. M. [illegible]. Stuttgart, J. H. W. Dietz Na[illegible].

Berend, Alice. — Die Braut. Ein Berliner Roman. Berlin, Hermann [illegible] Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Binding, Dr. Karl. — Die Entstehung der öffentlichen Strafe. M. 1.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Bredt, Dr. Joh. Victor. — Die Zonenenteignung und ihre Zulässigkeit in Preussen. M. [illegible]. Leipzig, Duncker & Humblot.

Brettauer, Clotilde. — Staff. Werna. I. Berlin, Verlagsgesellschaft Hermes.

Brinkmann, Ludwig. — [illegible] M. [illegible], geb. M. [illegible]. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten [illegible].

Burgas, Dr. K. — Winterliche Leibesübungen in freier Luft. M. 1.—. Leipzig, [illegible]

Deutsche Weihnacht: Spiel und Lied aus alter Zeit. Mit einer Einführung [illegible] [illegible] Bildern [illegible] deutschen Meistern. [illegible] M. [illegible], geb. M. [illegible] [illegible] Die [illegible] München, [illegible] & [illegible]

Deutsches Weihnachtsbuch. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung [illegible] M. [illegible] Berlin, [illegible]

Driesmans, Heinrich. — Wege zur Kultur. Geh. M. [illegible] [illegible] H. [illegible]

Engel, E. — Kurzgefasste deutsche Literaturgeschichte. [illegible] Handschriften. In Originaleinband M. [illegible] Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.

Fabricius, Cajus. — Die Entwickelung im Albrecht Ritschls Theologie [illegible] M. 4.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Fischer, Dr. Ottokar. — Zu Immermanns Merlin. M. [illegible] Dortmund, Fr. W. Ruhfus.

Frese, Heinrich. — Die konstitutionelle Fabrik. M. [illegible], geb. M. [illegible] Jena, Gustav Fischer.

Granger, A. — Deutsche Dichtung. Geb. M. 3.—. Leipzig, G. Freytag und Tempsky. Wien.

Gelzer, Dr. Heinrich. — Byzantinische Kulturgeschichte. M. [illegible], geb. M. [illegible] Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

[illegible] Dr. [illegible]

[illegible]

[illegible]er Arbeitsnachweis des Zechenverbandes im Ruhrkohlenrevier.*)

Von

Prof. Dr. E. Francke-Berlin.

[illegible] 12. Oktober 1909 gab der Zechenverband des Ruhrreviers, dem [illegible]lenbergwerke mit rund 330 000 Mann Belegschaft angehören, [illegible]mmig gefaßten Beschluß bekannt, daß er am 1. Januar 1910 [illegible]itsnachweis mit Zwangsverpflichtung für Grubenverwaltungen [illegible]arbeiter einrichten werde. Die Nachricht erregte großes [illegible] Nachträglich erinnerte man sich, daß schon 1906 der [illegible] westfälischer gemeinnütziger Arbeitsnachweise in seinem [illegible]cht darauf hingewiesen hatte, daß die Bergwerksbesitzer [illegible] erwogen, ihrerseits Arbeitsnachweise zu organisieren, „um [illegible]mittlungsgeschäft ihrer wirtschaftlichen Stellung entsprechend [illegible]führen". Auch rief man sich wohl ins Gedächtnis, daß [illegible]er Beamter des Bergbaulichen Vereins Mitte Mai 1909 [illegible]n auf der Tagung des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins [illegible]rtrag über den Arbeitsmarkt und seine Organisation ge-[illegible], der nachträglich wie ein Vorspiel zu der Aktion des [illegible]andes erscheint. Obwohl also dieser Plan sorgsam und [illegible]reitet war, wirkte doch seine erste Ankündigung mit der [illegible]er völligen Ueberraschung. In den zunächst beteiligten [illegible] den Bergleuten des Ruhrreviers, rief er eine hochgradige [illegible] und Besorgnis hervor, die sich dann auf die gesamte [illegible] Arbeiterschaft Deutschlands erstreckte. Die Presse aller [illegible] und Richtungen trat in eine lebhafte Erörterung der [illegible]für und wider ein. Auch Regierung und Reichstag be-

*) [illegible] gehalten in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft am 27. De-[illegible] in Berlin.

[illegible]schäftigten sich mit der Angelegenheit. Und noch heute [illegible]
Erregung an. Was sind die Gründe hierfür? Wir haben in
Deutschland seit mehr als 20 Jahre Unternehmer-[illegible]
Zwangscharakter, und soviel darüber auch gesprochen und ge[illegible]
worden ist, niemals war ihretwegen eine solche Aufregung in
Öffentlichkeit entstanden. Um zu einem sachlich begründeten [illegible]
zu gelangen, betrachten wir zuerst die Grundlinien des [illegible]
nachweises im Ruhrrevier etwas näher.

Die Hauptstelle des Arbeitsnachweises ist in [illegible]
[illegible] unterhält an 16 Orten Nebenstellen, so daß [illegible]
eines Bezirks die Vermittlungsstelle leicht erreichen kann [illegible]
[illegible]lich von den Arbeitern betreten wird, da die [illegible]
[illegible]. Der Vorstand des Arbeitsnachweises [illegible]
den Bezirken der einzelnen Nebenstellen zu. Der [illegible]
hat formell zunächst nur die Aufgabe, für die ihm [illegible]
Werksverwaltungen und die zu ihnen gehörenden [illegible]
Arbeitskräfte zu vermitteln. Jedoch [illegible] der Zechen[illegible]
ausdrücklich vor, die vermittelnde Tätigkeit des [illegible]
auch auf andere, dem Zechenverband nicht angeschlossene [illegible]
auszudehnen. Die Stellenvermittlung erfolgt [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] Legitimation. Als Legitimation ist ein amtlich be-
[illegible] Papier (Militärpaß, Meldeschein, Abzugsattest, Geburts-
[illegible] ferner ein Ausweis über ihre bisherigen Krankenkassenverhält-
[illegible] Arbeiter unter 21 Jahren müssen außerdem ein
[illegible] besitzen, wie es die G.O. vorschreibt.

[illegible] Vorlage ordnungsmäßiger Papiere wird der Arbeitsuchende,
[illegible] für ihn passende Arbeitsgelegenheit vorhanden
[illegible] Aushändigung eines ausgefüllten „Arbeitsnachweisscheines“
[illegible] Arbeitsstelle verwiesen. Der Schein hat nur für das darauf
[illegible] Werk und nur innerhalb einer Frist von zwei Werktagen
[illegible]

[illegible] Nachweisstellen sollen den Wünschen der Arbeitsuchenden
[illegible] der Auswahl der Arbeitsstellen soweit als möglich
[illegible] tragen. (Die Einschränkung „soweit als möglich“ ist
[illegible] beseitigt worden.) Wünscht ein von einem Ver-
[illegible] kommender Arbeiter auf einem in einem andern Bezirk
[illegible] Werk in Arbeit zu treten, so hat er diesen Wunsch bei
[illegible] bisherige Arbeitsstelle zuständigen Nachweisstelle anzu-
[illegible] Die Verweisung erfolgt sodann durch Vermittlung der
[illegible] Stelle, die für das gewünschte Werk zuständig ist.

[illegible] schließen sich Vorschriften über die Handhabung der
[illegible] der Annahme und Nichtannahme, sowie über die
[illegible] Folgen, die der Arbeiter durch Nichteintritt in die ihm
[illegible] Stelle oder durch Vertragsbruch sich zuziehen soll:

[illegible] ein Arbeitsuchender eine Arbeit angenommen hat, sich
[illegible] zweier Werktage nach Ablauf des für den Arbeits-
[illegible] Termins ohne hinreichende Entschuldigung auf
[illegible] einfindet, so erhält er in den nächstfolgenden
[illegible] vom Arbeitsnachweis keine Arbeit nach-
[illegible] Dieselbe Folge tritt ein, wenn ein Arbeiter unter Ver-
[illegible] die Zeche verläßt oder infolge eines Vertragsbruchs
[illegible] entlassen wird.

[illegible] enthalten die Satzungen des geplanten Arbeitsnach-
[illegible] Bestimmungen zur Regelung der Beschwerden von Verbands-
[illegible] ein solches mit Entscheidungen des Vorstandes nicht
[illegible] kann es ein Schiedsgericht anrufen, das sich aus einem
[illegible] des Vorstands, einem Vertrauensmann des beschwerde-
[illegible] Verbandswerks und dem Vorsitzenden der Essener
[illegible] als Obmann) zusammensetzen soll. Die Kosten des
[illegible] wird der Zechenverband tragen.

Was hat den Zechenverband zu diesem Plane bewogen? Er hat seine Gründe folgendermaßen öffentlich dargelegt. Zunächst soll dem planlosen Anwerben von Arbeitskräften im Inlande vorgebeugt und ein Ausgleich von Ueberfluß und Mangel an Arbeitskräften zu verschiedenen Zeiten und zwischen verschiedenen Industriezweigen [illegible] herbeigeführt werden. Während noch im letzten Winter im rheinisch-[illegible] Bergbau andauernd Arbeitermangel herrschte, sei in [illegible], so in den Städten Düsseldorf und Köln, ein großer Ueberfluß an Arbeitskräften vorhanden gewesen. Auch für solche Verhältnisse [illegible] Abhilfe gesucht werden. Ferner soll dem Agentenunwesen in der Arbeitervermittlung und der sogenannten Umschau, d. [illegible] dem Aufsuchen von Arbeitsgelegenheiten durch den einzelnen, [illegible] werden. Viele Bergleute, die die Arbeitsstelle wechseln oder [illegible] wandern, melden sich auf drei, vier und mehr Zechen und suchen [illegible] dann die aus, die ihnen für ihre Arbeitslust und [illegible] am geeignetsten zu sein scheint. So haben die [illegible] der Zechen am Ersten des Monats oft eine Liste von hundert [illegible] mehr neuen Bergarbeitern, die sich zur Arbeit gemeldet haben; [illegible] nur der dritte oder vierte Teil findet sich zum Antritt der Arbeit ein. [illegible] Ungewißheit können Zechen keine neuen Arbeiter [illegible] müssen im Gegenteil einer Zahl Arbeiter die Ablehnung [illegible] täglich bei ihnen Bergarbeiter um Arbeit fragen, [illegible] den Weg gemacht haben. Solchen Mißständen soll ein [illegible] Arbeitsnachweis abhelfen. [illegible] ist von dem Grund [illegible] Vermittlungsstelle gedacht. Man glaubt, daß auf [illegible] auch ein Mittel gefunden ist, von Beamten und Arbeitern [illegible] der einzelnen Zechen Kenntnis zu erhalten. [illegible]

[illegible]

[illegible] glänzenden, fast beispiellosen Entwicklung des Kohlenberg[illegible] in diesem Gebiete, die ein Ruhmesblatt in der deutschen [illegible]geschichte bilden. Nur wenige Zahlen zu ihrer Kenn[illegible]:

[illegible]kohlenförderung und Belegschaft im Ruhrrevier.

	Millionen Tonnen	Wert in Mill. Mk.	Belegschaft*)
[illegible]	1,66	10,4	12 741
[illegible]	4,4	28,—	29 320
[illegible]	11,8	67,6	51 391
[illegible]	22,5	103,—	80 152
[illegible]	35,47	282,4	127 794
[illegible]	59,6	508,8	226 902
[illegible]	65,4	548,9	267 798
[illegible]	76,8	672,6	278 719
[illegible]	80,2	763,2	303 089.

[illegible] in einem knappen halben Jahrhundert die Förderung [illegible] Zwanzigfache, der Wert um das 27fache, die Belegschaft [illegible] Zehnfache gestiegen. Und diese Entwicklung geht trotz der [illegible] Depression der letzten beiden Jahre in aufsteigender [illegible]iert. Heute sind mehr als 330 000 Bergarbeiter im Ruhr[illegible] beschäftigt. Natürlich ist bei dieser ganzen Entwicklung der [illegible] weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewahrte [illegible]liche Charakter des Bergbaus in die Brüche gegangen. [illegible] Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Grubenbesitzer und [illegible] scharfen Gegensätzen zwischen Unternehmern und Ar[illegible] gemacht. Und der angesessene Stamm der Ruhrberg[illegible] in langer Reihe vom Vater auf Sohn nur den einen [illegible]nnten, Kohlen zu hauen und zu fördern, dabei ihre eigenen [illegible] bewohnten und ein Stückchen Land bearbeiteten, ist über[illegible] Haufen fremder Arbeiter. Die enorme Steigerung [illegible] und der Produktion hat, wie vorhin gezeigt, in den [illegible] Jahren 220 000 Arbeiter mehr in die Kohlengruben des [illegible] gebracht. Um diese „Hände" zu beschaffen, bedurfte [illegible]licher Mittel. Es genügte bei weitem nicht der Zu[illegible] dem Ueberschuß des eigenen Gebiets und der Nachbar[illegible] Agenten reisten durchs Land, drangen bis in die deutschen

[illegible] und Arbeiter.
[illegible] Freiheit des Bergbaus.
[illegible] Kriegsjahre.

Ostmarken und darüber hinaus nach Polen, Galizien, Ungarn, Rußland, den Balkanländern, weniger nach Westen, und [illegible] oft durch unwahre Vorspiegelungen, was sie an Arbeitern [illegible] konnten. So entstand ein buntes Völkergemisch im Ruhr[illegible]. Die Jubiläumsschrift des Bergbaulichen Vereins in Essen [illegible] Jahre 1908 schreibt darüber (auszugsweise):

„Bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts [illegible] der Ruhrbergbau . . . seinen Bedarf an Arbeitskräften aus der [illegible] Bergbaubezirk ansässigen Bevölkerung decken; der [illegible] Aufschwung machte schon ein Zugreifen auf nahe [illegible] und [illegible] Gegenden Deutschlands notwendig. Bis etwa 1870 [illegible] Zuwanderung in der Hauptsache auf die Nachbarprovinzen [illegible] geblieben. Arbeiter fremder Sprachen und [illegible] Staatsangehörigkeit waren bis dahin im Ruhrbergbau nur in [illegible] geringer Zahl anzutreffen. Nach dem deutsch-französischen Kriege begann der Zustrom aus den östlichen Provinzen [illegible] 20 Jahre später entfiel bereits ein Viertel der [illegible] seiner Herkunft nach auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien, während gleichzeitig [illegible] Rheinland und Westfalen [illegible], Hessen-Nassau und [illegible] angehörten. Seitdem hat sich der Anteil der [illegible] völkerung an der Gesamtzahl der Arbeiter [illegible] betrug er unter [illegible] der aus dem [illegible] mit [illegible] der [illegible] östlichen Provinzen [illegible] Belegschaft nur [illegible], der Anteil [illegible]

[illegible]

[illegible] nehmen sie, wo sie sie bekamen. Die deutsche Arbeiterschaft [illegible] ihr eingesessener Kern sieht außerdem in den Fremden [illegible] Lohndrücker, Verschlechterer der Lebenshaltung, böse Kame[illegible] und Rowdies. Sie sind überdies schwer organisierbar und [illegible] jederzeit, wenn sie sich mißliebig machen, ausgewiesen werden. [illegible] rekrutiert sich zusammen mit den unruhigen Köpfen, den [illegible] Kantonisten und den schlechten Elementen jene Schar von [illegible]–40000 Mann, die fortwährend die Arbeitsplätze wechselt; [illegible] Wechsel in der Belegschaft der Zechen ist allerdings sehr ver[illegible] er übersteigt in einzelnen Gruben 100 %, während andere [illegible] stabile Belegschaft behalten; im Durchschnitt des ganzen [illegible] mag er 50—60 % betragen. Dabei ist allerdings zu be[illegible] daß es eine verhältnismäßig kleine Zahl von Arbeitern ist, [illegible] 10—12 % der Gesamtheit, die im Laufe des Jahres [illegible] 20mal von Grube zu Grube zieht, häufig unter Kontrakt[illegible] — 1908 sind fast 3000 Fälle mit Lohnentziehung bestraft [illegible] und ebensoviel sind bekannt geworden, aber ungeahndet ge[illegible] oft melden sich Dutzende von Arbeitern bei einer Zeche, [illegible] aber der Tag des Arbeitsbeginns, dann stellen sich zwei oder [illegible] die anderen haben anderswo Arbeit genommen. Und da [illegible] im Bergbau des Ruhrreviers Arbeitermangel herrscht, [illegible] das Zechenlaufen der Arbeiter noch von manchen Gruben[illegible] unterstützt, die den Arbeitern mit Lohnversprechungen [illegible]. Zieht man die tatsächlichen Verhältnisse in Betracht, so [illegible] ohne weiteres zugeben, im Interesse der Ordnung [illegible] Betriebes, der Sicherung von Leben und Eigentum, [illegible] auch der Arbeitgeber, der Arbeiter und des [illegible] liegt eine straffe Regelung des Arbeits[illegible] im Ruhrrevier. In diesem Punkt hat die Begründung [illegible] Zechenverbandes recht.

[illegible] ist die Aufregung, die das Vorgehen der Berg[illegible] der Arbeiterschaft hervorgerufen hat, wohl verständlich [illegible] ich glaube, auch zum großen Teil gerechtfertigt. In [illegible] Folge haben sich Ereignisse begeben, deren Wirkungen fort[illegible] 1905 der Riesenstreik, dann die Niederlage und die Ent[illegible] über die Novelle zum Berggesetz; 1907 die Einrichtung [illegible] Listen", die den Kontraktbruch mit sechs Monaten [illegible] strafen und etwa 5—6000 Arbeiter verbannten; 1908 [illegible] Unglück von Radbod, das die ganze Bergarbeiterschaft [illegible] aufs tiefste erschütterte; endlich kürzlich der Mansfelder

Kampf. Die starre Weigerung der Grubenbesitzer, mit den Arbeiterorganisationen*) zu verhandeln, sie als Vertretung der Arbeiterschaft anzuerkennen, bietet immer wieder aufs neue Zündstoff. Dazu kommt eine Steigerung der Unfallziffer und der Schwierigkeiten der Förderung bei Vertiefung der Schächte. Bittere Klagen werden fortgesetzt laut über die Hast und Hetze der Arbeit, bei der das „Soll“ und das Prämiensystem für die Steiger die Wirkung schärfsten Antreibens haben, sowie über die Weiterungen bei der Gedingefestsetzung, das Abbrechen von den Gedingelöhnen, die rauhe Behandlung. Die Streitigkeiten im Knappschaftsverein, die Differenzen mit den Werkpensionskassen, die Handhabung mancher sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen u. a. m. verstärken das Unbehagen. Dabei ist zuzugeben, daß die Arbeiterpresse und die Versammlungsredner jeden Vorfall ausbeuten, die Gemüter zu entflammen und auf den großen Kampf vorzubereiten.

Zu allen andern Faktoren der Gärung kam nun noch eine Lohnsenkung, die Anfang 1908 einsetzte und bis in den Sommer 1909 angedauert hat. Der Schichtlohn im Durchschnitt sank in dieser Zeit von Mk. 4,87 bis 4,45; am meisten wurde hiervon der Lohn der eigentlichen Bergarbeiter, der Hauer, betroffen, die 49,2 % der gesamten Arbeiter ausmachen; ihr Lohn hatte im 1. Vierteljahr 1908 noch Mk. 5,94 betragen, er ging im 2. Quartal 1909 auf 5,28 herab. Erst im 3. Vierteljahr 1909 sind die Löhne wieder etwas gestiegen, um 3 Pfennig bei den Hauern; vermutlich sind sie seitdem und in der Folge noch weiter in die Höhe gegangen. Aber gleichzeitig ist auch eine wachsende Verteuerung der Lebensbedürfnisse eingetreten, die Kaufkraft des Geldes sinkt, der Arbeiter und seine Familie müssen sich einschränken, die neuen Steuern lasten zum größten Teil auf ihnen. Gründe genug für Unzufriedenheit und Erbitterung!

Aber das alles würde nicht hingereicht haben, um die Aufregung zu erklären, die die bloße Ankündigung der Errichtung des

*) Wie viele von den Ruhrbergleuten organisiert sind, ist nicht genau zu sagen, da die großen Verbände, die sich über das ganze Reich erstrecken, die Zahlen ihrer Mitglieder im Ruhrgebiet nicht gesondert angeben. Im ganzen mögen aber doch 180—200 000 Mann den 4 Hauptorganisationen des Alten Verbandes, dessen Führer der sozialdemokratischen Partei angehören, des Christlichen Gewerkvereins, des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins und des polnischen Verbandes angehören. Somit sind rund drei Fünftel der Ruhrbergleute organisiert, und diese Verbände treten seit 1905, trotz vielfacher Zwistigkeiten unter sich, bei allen wichtigen Anlässen gemeinsam auf, insbesondere auch diesmal in Sachen des Arbeitsnachweises des Zechenverbandes.

Zwangsarbeitsnachweises des Zechenverbandes tatsächlich hervorgerufen hat. Hier wirken Vorgänge der letzten Zeit mit, die sich in der Entwicklung des Arbeitsnachweises abgespielt haben, dessen sich die Unternehmer neuerdings mehr und mehr zu bemächtigen suchen. Sieht man von der noch weitverbreiteten rohen und zeitraubenden Umfrage sowie von der kostspieligen Annonce ab, so haben wir in Deutschland drei Arten der geregelten Stellenvermittlung: 1. die Nachweise der Interessenten; 2. die öffentlichen und gemeinnützigen Arbeitsnachweise; 3. die gewerbsmäßige Stellenvermittlung, letztere ist genehmigungspflichtig. Die Nachweise der Interessenten zerfallen wieder in solche der Unternehmer, solche der Arbeiter und solche der Tarifgemeinschaften. Bis vor 12—15 Jahren war es Dogma der Gewerkschaften, daß der Arbeitsnachweis in ihren Händen liegen müsse. Auf dem Gewerkschaftskongreß in Frankfurt a. M. 1898 wurde jedoch aus Zweckmäßigkeitsgründen die Beteiligung an den paritätischen Arbeitsnachweisen und ihre Förderung empfohlen. Heute bestehen allerdings noch sehr zahlreiche einseitige Nachweise der Arbeiter, aber ihre Bedeutung ist lokal und beschränkt sich zumeist auf Gewerbe mit kleiner, hochgelernter Arbeiterschaft. Praktisch fällt für die Regelung des Arbeitsmarkts die Vermittlung durch die Gewerkschaften kaum mehr ins Gewicht. Eine ganz andere Bedeutung hat die private gewerbsmäßige Stellenvermittlung, wenigstens zahlenmäßig und für bestimmte Gebiete: landwirtschaftliche Arbeiter, weibliche Dienstboten, Gastwirtsgehilfen usw. Ihre Tätigkeit, die mit vielen Mißbräuchen verbunden ist, wird eingeschränkt durch das Vordringen der öffentlichen und gemeinnützigen Arbeitsnachweise, die meist von Gemeinden errichtet oder doch unterstützt werden. Reich und Staat lassen ihnen finanzielle und moralische Förderung angedeihen. An ihrer Spitze steht gewöhnlich ein Beamter, neben ihm sitzen in der Verwaltung in gleicher Zahl Arbeitgeber und Arbeiter. Sie sind also paritätisch, beiderseitig besetzt. Es bestehen jetzt rund 4—500 solcher Nachweisstellen; in Süd- und Westdeutschland sowie in Schlesien sind sie nach Staaten oder Provinzen zu gemeinsamer Wirksamkeit verbunden. Allerdings sind zahlreiche Nachweise fast ohne jede Bedeutung, andere aber, Berlin und München voran, weisen eine sehr erfreuliche Tätigkeit auf. Im Jahre 1908, einer Zeit wirtschaftlicher Depression, zählt die Statistik des Verbands deutscher Arbeitsnachweise mit 167 Stellen 933 000 vermittelte Stellen. Preußen hatte 254 Stellen mit 607 000 Vermittlungen; Bayern mit 58 Stellen 125 000, Baden mit 16 Stellen 79 000. Richtig

ist, daß ihre Vermittlung zunächst ungelernte Arbeiter betrifft. [illegible] gliedern sie sich neuerdings mehr und mehr Facharbeiternachweise [illegible] ziehen also auch gelernte Arbeiter in ihren Bereich.

Verwandt mit ihnen, aber stets nur auf Arbeiter und Arbeitgeber ihres Gewerbes beschränkt sind die Nachweise der Tarifgemeinschaften. Sie sind erst noch in den Anfängen, funktionieren [illegible] dings für einige Gewerbe, z. B. im Buchdruck, [illegible] werden sicherlich mit der Ausbreitung und Festigung der Tarifverträge ihre Wirksamkeit ausbreiten. Häufig haben [illegible] noch die Vermittlung in der Hand, bisweilen auch [illegible] Institutionen, immer aber wird dieser Nachweis kontrolliert [illegible] beiderseitig besetzten Tariforganen.

Der Unternehmer-Nachweis, wobei wir von den [illegible] nachweisen absehen können, ist zuerst in der Metallindustrie [illegible] treten und hat hier die weiteste Verbreitung und [illegible] deutung. Darin beherrscht er in einigen [illegible] Hamburg, die Arbeitsvermittlung im [illegible] und [illegible]

[illegible]

Unternehmernachweise stark unterschätzt worden ist. Die neuste amtliche Statistik räumt der Zahl nach dem öffentlichen Nachweis weitaus den ersten Platz ein: er hat 1908 mehr als doppelt so viele Stellen vermittelt.

Um so größer ist aber in vielen Fällen der Einfluß des Unternehmernachweises auf die Beherrschung des Arbeitsmarkts, zunächst in bestimmtem Umkreis, weiter aber wachsend für große Gebiete der Großindustrie. Immer schärfer tritt die Tendenz hervor, an Stelle der reinen Arbeitsvermittlung die Herrschaft über den Arbeitsmarkt zu gewinnen. Mit dem Zweck einer Auslese der tüchtigen Arbeiter, von denen der richtige Mann an den richtigen Platz gebracht werden soll, wird weiter verbunden die Beseitigung von sogenannten Agitatoren und Hetzern, d. h. in Wahrheit oft von solchen Leuten, die in ihrer Organisation eine hervorragende Stellung einnehmen, die Beschaffung von Arbeitswilligen, die Verhinderung von Ausständen, die Regelung der Löhne und Arbeitsbedingungen. Die Mittel, um dies Ziel zu erreichen, sind nach dem Hamburger System die Personalkarten, schwarzen Listen und schwarzen Bücher, oft mit Zeichen und Bemerkungen auf den Arbeitsnachweisscheinen, die für die Arbeiter unverständlich oder geheim bleiben. In dem ganzen System erblicken die Arbeiter eine Beschränkung der Freizügigkeit und des Koalitionsrechts. Ihnen sind die Unternehmernachweise Maßregelungs- und Knebelungsbureaus, eine geheime Fehme, gegen die sie machtlos sind. Denn selten nur gelingt es, bestimmte Fälle ans Licht zu ziehen und vor Gericht zu bringen, wie dies in einem berühmt gewordenen Fall vor dem Reichsgericht geschehen ist. Hier war ein Gußputzer, der von einer Fabrik in Berlin entlassen war, auf deren Betreiben vom Arbeitsnachweis der Berliner Metallindustriellen aus allen angeschlossenen Firmen ausgesperrt wurde. Zwei und einhalb Jahre fand er keine fachmäßige Arbeit, überall, wo er sich anbot, wurde er auf Grund von Vermerken, die der Arbeitsnachweis auf seinen Papieren angebracht hatte, abgewiesen. Seine Organisation trieb die Klage bis vors Reichsgericht, das am 17. III. 1904 feststellte, ein solches Verfahren verstoße wider die guten Sitten, die Firma habe eine Entschädigung zu zahlen; dabei wurde auch die Strafbarkeit jener vom Arbeitsnachweis angebrachten Vermerke als Verstoß gegen § 113 G.O. erörtert. Die Besorgnis der Arbeiter vor solchem Bannstrahl der Unternehmernachweise ist um so größer als neuerdings nicht nur die Zahl solcher Gründungen wächst, sondern auch ihr Zusammenschluß systematisch von den Arbeit-

geberverbänden gefördert wird. Regelmäßige Konferenzen der Nachweisleiter dienen der Verständigung und immer schärferen Herausbildung der Mittel und Wege zum Ziel: der Unternehmernachweis ist und soll sein eine Waffe in der Hand der Arbeitgeber gegen die Arbeiter. Der Kampfcharakter wird offen proklamiert. Und das ist der entscheidende Grund, warum die Bergleute des Ruhrreviers mit solcher Vehemenz gegen den Arbeitsnachweis des Zechenverbandes aufstehen und die Unterstützung der organisierten Gesamtarbeiterschaft Deutschlands finden.

Gemeinsam wandten sich die 4 Bergarbeiterverbände, denen auch die katholischen und evangelischen Knappenvereine zustimmten, mit Protesten an die Behörden und den Zechenverband. In dem Schreiben an den Handelsminister wird u. a. gesagt: Die Bergarbeiter würden durch diese Einrichtung gezwungen, beim Wechsel der Arbeitsstelle den Arbeitsnachweis zu benutzen, während die Arbeitsnachweisstelle nach eigenem Ermessen darüber zu befinden habe, ob sie die Arbeitsuchenden anlegen wolle oder nicht. Zugestanden wird, daß unerwünschte Elemente von der Arbeit ferngehalten werden sollen. Die für den Arbeitsnachweis geplanten Grundsätze würden für die Bergleute schwere Nachteile im Gefolge haben und ihnen das Recht der Freizügigkeit und der Organisation nehmen oder doch beschränken, wobei mit in Betracht komme, daß der für die Einrichtung des geplanten Zwangsarbeitsnachweises vorgesehene Bezirk sehr groß sei. Ferner würde den Bergleuten das ihnen nach § 83 des allgemeinen preußischen Berggesetzes zustehende Recht der sofortigen Lösung des Arbeitsverhältnisses illusorisch gemacht. In der Praxis würde der Zwangsarbeitsnachweis viel schlimmere Schäden im Gefolge haben als das bisher angewandte System der schwarzen Listen. Deshalb sei es begreiflich, daß sich der Bergarbeiter und der Bevölkerung im Ruhrgebiete große Aufregung bemächtigt habe. Die die Eingabe einreichenden Vereine hätten den Zechenverband in einer Eingabe, deren Abschrift dem Minister übersandt werde, gebeten, von der Errichtung des Arbeitsnachweises in der geplanten Form abzusehen oder statt dessen einen Arbeitsnachweis auf paritätischer Grundlage zu errichten. Wenn der Zechenverband dem berechtigten Wunsche der Arbeiter nicht entspräche, so würden ernste Konflikte, die die schlimmsten Folgen für die Volkswirtschaft haben könnten, unvermeidlich sein. Der Minister wird gebeten, vermittelnd einzugreifen und gleichzeitig die Bestrebungen auf Errichtung eines paritätischen Arbeits-

nachweises **auch gesetzgeberisch zu unterstützen** sowie die Einführung von Tarifverträgen im Bergbau zu fördern.

Aehnlich wie hier heißt es in der Eingabe an den Zechenverband:

Für die Arbeiter ist der Arbeitsnachweis in der geplanten Form unannehmbar. . . . . Soll ein Arbeitsnachweis überhaupt errichtet werden, so darf es nur auf paritätischer Grundlage geschehen.

Zur Begründung weist die Eingabe darauf hin, daß das dem Arbeiter gesetzlich gewährleistete Recht der Freizügigkeit und der Organisation gewahrt bleiben muß. Ferner müsse der Arbeiter das Recht haben, wenigstens dann frei über seine Arbeitskraft verfügen zu können, wenn er seine Arbeitsstelle wechselt. Sich vom Zechenverband vorschreiben zu lassen, wo und wann der Arbeiter seine Arbeitskraft anbieten solle, hieße ihn unfrei machen. Jeder derartige Versuch müsse mindestens als eine Umgehung gesetzlicher Vorschriften und als ein Verstoß wider die guten Sitten bezeichnet werden. Die Verbände betonen zum Schluß nochmals, daß sie einem gleichseitig verwalteten Arbeitsnachweis gern ihre Zustimmung geben würden, unter keinen Umständen aber könnten sie sich mit dem beabsichtigten einseitigen Zwangsarbeitsnachweis zufrieden geben. „Wir bitten daher dringend im Interesse des Friedens in der rheinisch-westfälischen Bergwerksindustrie, entweder von der Einführung des Arbeitsnachweises, wenigstens in der vorliegenden Form, Abstand zu nehmen, oder mit den unterzeichneten Arbeitnehmervertretungen zwecks Schaffung eines paritätischen Arbeitsnachweises in Verbindung zu treten."

Bereits am 26. Oktober erfolgte die Antwort des Zechenverbandes. Wie zu erwarten, lautete sie völlig ablehnend: es verbleibe bei dem Beschluß des Arbeitsnachweises; das Recht der Freizügigkeit werde durch diese Einrichtung nicht berührt, auch könne der Arbeiter frei über sich verfügen, wenn er die Arbeitsstelle wechsle. Der Bescheid des Ministers ließ länger auf sich warten; er ist erst am 29. November ergangen. Es wird darin zugegeben, daß die ersten, in der Presse veröffentlichten Nachrichten zu Bedenken über die Tragweite des Arbeitsnachweises Anlaß gegeben hätten. Deswegen habe er sich Aufklärungen vom Zechenverband erbeten, und dabei sei festgestellt worden:

1. Die einzelnen Nachweisstellen sollen gehalten sein, jedem Arbeitsuchenden, der im Besitze der vorgeschriebenen Legitimationspapiere ist, einen Nachweisschein zu erteilen, sofern für Arbeiter der in Frage kommenden Art Arbeitsgelegenheit vorhanden ist.

2. Sie sollen ferner verpflichtet sein, jedem Arbeitsuchenden einen Nachweisschein für diejenige Arbeitsstelle zu erteilen, auf welcher er beschäftigt zu werden wünscht, vorausgesetzt, daß auf dieser Arbeitsstelle Arbeitsgelegenheit für Arbeiter der in Frage kommenden

Art vorhanden ist; sie dürfen also den Arbeitsuchenden auf keine, ihm nicht genehme Arbeitsstelle verweisen.

3. Dem Bergarbeiter, der seine Arbeit wechseln will, soll auch noch nach dem Inkrafttreten des Arbeitsnachweises das Recht und die Möglichkeit erhalten bleiben, sich schon vor Kündigung seines bisherigen Arbeitsverhältnisses an den ihm zusagenden Arbeitsstellen nach Arbeit zu erkundigen. Der Betriebsführer der von ihm gewählten Zeche darf dem Arbeiter, schon bevor dieser seine alte Stelle gekündigt hat, die Annahme zur Arbeit zusagen unter dem Vorbehalt, daß der Arbeiter binnen einer bestimmten Frist den von der Nachweisstelle auszustellenden Nachweisschein beibringt.

4. Wird ein Arbeitsuchender von derjenigen Zeche, der er von der Nachweisstelle zugewiesen ist, nicht angenommen, so soll er auf Verlangen ohne weiteres von der Nachweisstelle sofort einen andern Nachweisschein bekommen.

5. Als Legitimation eines von einem Verbandswerke kommenden Arbeitsuchenden dient entweder die Bescheinigung der erfolgten Kündigung oder der Nachweis der sonstigen Lösung des bisherigen Arbeitsverhältnisses; als solcher Nachweis gilt besonders der in jedem einzelnen Falle, also auch in den Fällen des § 83 Allgemeinen Berggesetzes dem Arbeiter zu erteilende Abkehrschein (§ 84 ebenda). Die Nachweisstelle darf also beim Vorliegen dieser Papiere den Schein nur verweigern, wenn der Arbeiter die angenommene Stelle nicht angetreten hat oder wenn der Fall des Kontraktbruches vorliegt. In beiden Fällen ist die Versagung des Scheins auf die Dauer von zwei Wochen beschränkt. Besteht Meinungsverschiedenheit, ob diese Voraussetzung vorliegt, so entscheidet nicht die örtliche Nachweisstelle, sondern die Hauptstelle, und auf Beschwerde der Vorstand.

Auf Grund dieser vom Zechenverband gegebenen Erklärungen erachtet nun der Minister die Befürchtungen der Arbeiter im wesentlichen für beseitigt, insbesondere auch die Besorgnis vor einem Lohndruck; denn der Wettbewerb der Zechen um die Erlangung tüchtiger Bergleute werde durch den Arbeitsnachweis nicht ausgeschaltet, ebensowenig werde den Bergleuten die Möglichkeit genommen, unter den vorhandenen Arbeitsgelegenheiten diejenige zu wählen, die ihnen als die vorteilhafteste erscheine. Ja die neue Einrichtung enthalte sogar nach zwei Richtungen wesentliche Verbesserungen im Sinne der Bergleute: Die Beschaffung von Arbeitern durch Agenten wird zunächst für das Inland gänzlich beseitigt

und dadurch ein im Sinne des Lohndrucks wirkendes Moment ausgeschaltet. Ferner wird die Frist für die Nichtannahme nach Kontraktbruch, die jetzt 6 Monate beträgt, auf 2 Wochen herabgesetzt. Wenn erstrebt wird, die mit dem sogenannten Zechenlaufen verbundene gleichzeitige Annahme verschiedener Stellen seitens der Bergleute möglichst zu beseitigen, so kann ich dies im Sinne eines geordneten Betriebs nur für erwünscht halten. Dasselbe gilt von der Bekämpfung des Konkraktbruches. In beiden Beziehungen wird zur Erreichung des erstrebten Zieles die Androhung gewisser Nachteile nicht zu umgehen und, wenn sich diese in angemessenen Grenzen halten, nicht zu beanstanden sein. Sollte im einzelnen Falle von den angedrohten Maßregeln Gebrauch gemacht werden, ohne daß die Voraussetzungen dafür gegeben wären, so würde der Arbeiter regelmäßig in der Lage sein, für den ihm erwachsenen Schaden im Rechtswege Ersatz zu fordern."

Zum Schluß erklärt der Minister, eine Vermittlung zum Zwecke der Einführung eines paritätischen Arbeitsnachweises vorzunehmen, erscheine ihm nach Lage der Sache solange untunlich, als nicht im Ruhrbezirk die Voraussetzungen für ein vertrauensvolles Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitnehmern vorliegen. Ohne dies wechselseitige Vertrauen vermöge er sich auch von einem Zwange zur Errichtung eines solchen Nachweises keinen Erfolg zu versprechen. Aehnlich liege die Sache hinsichtlich der Tarifverträge, deren zweckmäßiger Ausgestaltung übrigens gerade bei den eigenartigen Verhältnissen des Ruhrkohlenbergbaues noch besondere Schwierigkeiten entgegenstehen.

Daß diese Antwort des Ministers die Aufregung im Ruhrrevier nicht beschwichtigte, ist begreiflich. Zumal gleichzeitig sich die Nachricht verbreitete, daß die für die Handhabung des Arbeitsnachweises bestimmten Beamten des Zechenverbandes in dem von der Arbeitgeberschaft als Muster und Vorbild hochgeschätzten, von den Arbeitern aber ebenso befehdeten Arbeitsnachweis der Eisenindustriellen in Hamburg ihre Anleitung und Ausbildung erhalten sollten. Und Oel ins Feuer gossen überdies Enthüllungen über die Mittel, mit denen der Arbeitsnachweis der vereinigten Industriellen in Mannheim-Ludwigshafen ihre Ziele verfolgten. Die Leitung der Christlichen Gewerkschaften in Köln hat darüber eine Broschüre veröffentlicht, die unter dem Titel „Aus der Geheimpraxis eines Unternehmer-Arbeitsnachweises" weiteste Verbreitung und unbedingten Glauben fand. Richtig ist auch, daß bisher ein bündiges Dementi

nicht erfolgt ist, es wurde nur behauptet, daß eine solche Pra-xis, wie sie hier geschildert werde, seit einem Jahre in Mann-heim-Ludwigshafen nicht mehr geübt werde. Wenn aber [illegible] ein solches System der Auslese und Aussperrung [illegible] tatsächlich mit solchen Mitteln gearbeitet worden ist, so kann [illegible] die Besorgnis und Aufregung der Arbeiter wohl verstehen.

Diesem Arbeitsnachweis sind 370 Firmen mit rund [illegible] Ar-beitern angeschlossen. Mit Hilfe eines gegenseitigen Austausches [illegible] einer Ergänzung von schwarzen Listen zwischen Nachweisen [illegible] angeschlossenen Metallindustrien und einer auf diesem Grunde [illegible] Registratur findet nach und nach eine Aussonderung aller jener Ar[illegible] statt, die aus irgend einem Grunde unliebsam geworden sind. [illegible] an der Hand von Dokumenten nachgewiesen, daß durch ein [illegible] von harmlos aussehenden Strichen, Zeichen, Stempeln, deren Be-deutung dem Arbeiter völlig unbekannt bleibt, mit den [illegible] [illegible] der Arbeiter selbst sein Urteil unterschreibt, [illegible] meist in der Strafe der [illegible] oder [illegible] Aussperrung [illegible] dem ganzen Industriebezirk besteht. Und er hat keine [illegible] sich dagegen zu verteidigen, da er ja gar nicht weiß, [illegible] ihm vorgebracht wird. Betroffen wurden von solchen [illegible] aber nicht nur unbequeme und verkommene Arbeiter, [illegible] solche, die einen körperlichen Defekt haben, und [illegible] die in ihrer Organisation [illegible] tätig sind. [illegible]

[illegible]

„Die große Erregung, die die Nachricht von der beabsichtigten Einrichtung des Arbeitsnachweises in Kreisen der Bergarbeiter hervorgerufen hat, macht es unzweifelhaft, daß diese Einrichtung nur geeignet ist, die Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitern im dortigen Bergbaubetrieb zu verschärfen. Andererseits hat der Verband die Erfahrung gemacht, daß gerade das Zusammenarbeiten von Arbeitgebern und Arbeitern in der paritätischen Arbeitsnachweis-Organisation in hohem Grade geeignet ist, etwa vorhandene Gegensätze abzuschwächen und künftigen Streitigkeiten vorzubeugen. Wir sind der Ueberzeugung auf Grund reicher, praktischer Erfahrung, daß die Vertreter der Arbeiter selbst am ehesten geneigt sein werden, die Hand dazu zu bieten, Maßnahmen zur Beseitigung von Mißständen auf dem Gebiete des Arbeitsvertrages zu treffen und die ordnungsmäßige Durchführung des Arbeitsvertrages von beiden Seiten zu gewährleisten. Akzeptiert man den Grundsatz, daß an der Spitze der Verwaltung des Arbeitsnachweises ein unparteiischer Vorsitzender steht, der kein Stimmrecht hat, und dem nur die Aufgabe zugewiesen ist, bei Meinungsverschiedenheiten vermittelnd zu wirken, so besteht keine Gefahr, daß irgendwelche Maßnahmen gegen den Willen einer der beiden Parteien beschlossen und durchgeführt werden könnten."

Der Zechenverband hat hierauf sehr höflich, aber rundweg nein gesagt; in der Begründung seiner Ablehnung ist ein Moment angeführt, das bisher in der Erörterung wenig hervortrat. Es heißt da:

„Auch uns fehlt die Praxis auf dem Gebiete paritätisch verwalteter Institute nicht; uns haben aber die Erfahrungen, die vielleicht noch weiter zurückführen als die Ihrigen, darüber belehrt, daß im hiesigen Bezirk, wo bekanntermaßen die politische Machtfrage das ausschlaggebende Moment für die Arbeiterorganisationen ist, vor der Hand keine Aussicht besteht, mit Hilfe paritätischer Institute eine Annäherung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die niemand mehr als wir selbst sehnlichst erwünschen, herbeizuführen. Ein paritätisch verwalteter Facharbeitsnachweis bietet uns im Hinblick auf den ständigen Kampf zwischen dem alten sozialdemokratischen Bergarbeiterverband und dem Verband christlicher Bergarbeiter — den stärksten Organisationen im hiesigen Bezirk — keinerlei Gewähr dafür, daß die Regelung des Arbeitsmarktes in wirklich gesunde Bahnen gelenkt werden kann, um so weniger, als es keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß die freundlichere Haltung der Organisationen gegenüber dem paritätischen Arbeitsnachweis allein darauf zurückzuführen ist, daß auch diese Form des Arbeitsnachweises ihren Zwecken im Kampfe gegen die Arbeitgeber leicht dienstbar gemacht werden kann.

Zum Schluß wird erklärt, die Praxis des Arbeitsnachweises werde den Beweis erbringen, „daß alle gegen ihn gerichteten Besorgnisse und Befürchtungen unbegründet sind."

Endlich hat die Angelegenheit noch am 14. und 15. Dezember zu einer gründlichen Verhandlung im Reichstag geführt. Während

die Freisinnigen einen schon vor 10 Jahren eingebrachten Antrag auf Errichtung paritätischer Arbeitsnachweise durch Reichsgesetz wiederholt haben, hatten Zentrum und Sozialdemokratie Interpellationen angemeldet. Das Zentrum faßte die Frage allgemeiner: Ist dem Reichskanzler bekannt, daß Arbeitgeber-Verbände, insbesondere im Bergbau des Ruhrreviers, durch einseitige Organisation des Arbeitsnachweises mit Zwangscharakter die Rechte der Arbeiter, namentlich die Vertragsfreiheit und die Freizügigkeit gefährden? Was gedenkt der Reichskanzler gegenüber diesen Bestrebungen zu tun? Die Sozialdemokraten wandten sich allein gegen den Arbeitsnachweis des Zechenverbandes und fügten hinzu, „daß die Arbeiter, davon große wirtschaftliche Nachteile befürchtend, sich der Einführung widersetzen, so daß ein ungeheurer wirtschaftlicher Kampf zu erwarten ist". Daran schloß sich die Aufforderung, „es solle, um diese arbeiterschädliche Maßnahme des Zechenschutzverbandes zu verhindern, baldmöglichst ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, durch den der Arbeitsnachweis von Reichs wegen einheitlich und auf paritätischer Grundlage geordnet wird". Die Regierung erklärte durch den Staatssekretär des Innern, daß es keine Bestimmung im Gesetz gäbe, Arbeitgeber-Verbänden die Errichtung von Arbeitsnachweisen zu untersagen. Die Unternehmer machten in solchen Institutionen nur denselben Gebrauch von ihrem Koalitionsrecht wie die Arbeiter, die ja auch Nachweise eingerichtet hätten. Ueberdies hätten die Arbeitgebernachweise nicht nur weitaus die größere Bedeutung, sondern auch manche Vorzüge vor dem paritätischen, öffentlichen Nachweis. Diesen von Reichs wegen zwangsweise einzuführen, sei unmöglich, da seine Benutzung Vertrauen voraussetze, und Vertrauen lasse sich nicht erzwingen. Aber die Regierung wolle doch seine Ausbreitung fördern. Dabei beschränke sie sich nicht bloß auf eine finanzielle Unterstützung der Propaganda des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise, sondern bereits die Thronrede habe ein Gesetz über die Stellenvermittler angekündigt. Darin solle das jetzt nach § 34 G.O. konzessionspflichtige Gewerbe der Stellenvermittler von der Bedürfnisfrage abhängig gemacht werden: überall da, wo genügend gemeinnützige oder kommunale Arbeitsnachweise beständen, solle die Errichtung neuer privater, gewerbsmäßiger Stellenvermittlung untersagt werden. Und der Staatssekretär deutete auch an, daß in diesem Gesetz gewisse Kautelen gegen Mißbräuche der einseitigen Nachweisbureaus geschaffen werden sollten. Ferner ließ er darüber keinen Zweifel walten, daß er die Praxis der geheimen Kennzeichen

zur Brandmarkung der Arbeiter und der systematischen Aussperrung nicht nur verwerflich, sondern auch strafbar finde; er bezog sich dabei ausdrücklich auf das obenerwähnte Urteil des Reichsgerichts.

Eine weitere Beschränkung des einseitigen Nachweises und der daraus entstehenden Mißstände versprach er sich von dem Arbeitskammergesetz. Diese Vorlage war in der letzten Session bis zur Fertigstellung in der Kommission gediehen, deren Bericht dem Reichstag zwei Monate vor dem Schluß zugegangen war. In den leidenschaftlichen Kämpfen um die neuen Steuern kam es nicht mehr zur Verabschiedung im Plenum. Die Regierungsvorlage enthielt damals unter den Aufgaben, die den Arbeitskammern zugewiesen werden sollten, nicht die Errichtung und Förderung von Arbeitsnachweisen; diese Bestimmung hat erst die Reichstagskommission hinzugefügt, und die Regierung hat sich nach der Erklärung des Staatssekretärs nunmehr entschlossen, in den neuen Entwurf den Arbeitskammern, deren Hauptaufgabe die Pflege eines guten Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ist, auch die Unterstützung von öffentlichen Nachweisen auf paritätischer Grundlage aufzunehmen. Durch diese drei Mittel: Unterstützung des Verbandes öffentlicher Nachweise, Gesetz über die Stellenvermittler, Arbeitskammern hofft die Regierung die Wege für den öffentlichen, gemeinnützigen, paritätischen Arbeitsnachweis unter neutraler Leitung zu ebnen, bis man vielleicht einmal dazu kommen könne, von Reichs wegen einheitlich die gesamte Arbeitsvermittlung zu regeln. Was insbesondere den Arbeitsnachweis des Zechenverbandes im Ruhrrevier anlangt, so hofft die Regierung nach den ihr erteilten Aufklärungen und Zusicherungen bestimmt, daß er sich nur der Aufgabe einer Ordnung des Arbeitsmarktes widmen werde, ohne in die scharfe Handhabung des Hamburger Systems oder die Praktiken der Mannheimer zu verfallen. Man müsse den Verlauf der Dinge abwarten, Mißbräuche werde die Regierung zu ahnden wissen.

Die Geschäftsordnung des Reichstags schließt es aus, daß an die Interpellationen Anträge und Abstimmungen geknüpft werden. Wäre dies möglich gewesen, so ist fraglich, ob das Haus sich für ein Reichsgesetz mit Einführung öffentlicher, paritätischer Arbeitsnachweise und Beseitigung der einseitigen Einrichtungen ausgesprochen haben würde. Eine solche Regelung der Arbeitsvermittlung wurde freilich ziemlich allgemein als Ideal hingestellt, aber gleichzeitig stark die Unmöglichkeit betont, es jetzt schon zu verwirklichen. Doch fand die Absicht der Regierung, den paritätischen Arbeitsnachweis nach

die Freisinnigen einen schon vor 10 Jahren eingebrachten Antrag auf Errichtung paritätischer Arbeitsnachweise durch Reichsgesetz [illegible] holt haben, hatten Zentrum und Sozialdemokratie Interpellationen angemeldet. Das Zentrum faßte die Frage allgemein [illegible] der Reichskanzler bekannt, daß Arbeitgeber-Verbände, insbesondere im Bergbau des Ruhrreviers, durch einseitige Organisation des Arbeitsnachweises mit Zwangscharakter die Rechte der Arbeiter, namentlich die Vertragsfreiheit und die Freizügigkeit gefährden? Was gedenkt der Reichskanzler gegenüber diesen Bestrebungen zu tun?" Die Sozialdemokraten wandten sich allein gegen den Arbeitsnachweis des Zechenverbandes und fügten hinzu, „daß die Arbeiter, [illegible] wirtschaftliche Nachteile befürchtend, sich der Einführung [illegible] so daß ein unabsehbarer wirtschaftlicher Kampf zu [illegible]. Daran schloß sich die Aufforderung, [illegible], um die [illegible] schädliche Maßnahme des Zechenbesitzerverbandes zu verhindern, [illegible] möglichst ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, durch den der Arbeitsnachweis von Reichswegen einheitlich und auf paritätischer [illegible] lage geordnet wird." Die Regierung erklärte durch den Staatssekretär des Innern, daß es keine Bestimmung [illegible] Arbeitgeber-Verbänden die Errichtung von Arbeitsnachweisen [illegible] untersagen. Die Unternehmer [illegible] in [illegible] Zeit [illegible] [illegible] Gebrauch von ihrem Koalitionsrecht [illegible] [illegible] Arbeiter [illegible] [illegible]

…markung der Arbeiter und der systematischen Aussperrung … nur verwerflich, sondern auch strafbar finde; er bezog sich ausdrücklich auf das obenerwähnte Urteil des Reichsgerichts. … weitere Beschränkung des einseitigen Nachweises und der … entstehenden Mißstände versprach er sich von dem Arbeits…gesetz. Diese Vorlage war in der letzten Session bis zur Fertig… in der Kommission gediehen, deren Bericht dem Reichstag … Monate vor dem Schluß zugegangen war. In den leiden… Kämpfen um die neuen Steuern kam es nicht mehr zur …dung im Plenum. Die Regierungsvorlage enthielt damals … Aufgaben, die den Arbeitskammern zugewiesen werden … nicht die Errichtung und Förderung von Arbeitsnachweisen; …stimmung hat erst die Reichstagskommission hinzugefügt, und …rung hat sich nach der Erklärung des Staatssekretärs nun… entschlossen, in den neuen Entwurf den Arbeitskammern, deren …aufgabe die Pflege eines guten Verhältnisses zwischen Arbeit… und Arbeitern ist, auch die Unterstützung von öffentlichen … auf paritätischer Grundlage aufzunehmen. Durch diese …ttel: Unterstützung des Verbandes öffentlicher Nachweise, … über die Stellenvermittler, Arbeitskammern hofft die Regierung … für den öffentlichen, gemeinnützigen, paritätischen Arbeits… unter neutraler Leitung zu ebnen, bis man vielleicht … dazu kommen könne, von Reichs wegen einheitlich die gesamte …vermittlung zu regeln. Was insbesondere den Arbeitsnachweis …henverbandes im Ruhrrevier anlangt, so hofft die Regierung … ihr erteilten Aufklärungen und Zusicherungen bestimmt, … sich nur der Aufgabe einer Ordnung des Arbeitsmarktes … werde, ohne in die scharfe Handhabung des Hamburger … oder die Praktiken der Mannheimer zu verfallen. Man … den Verlauf der Dinge abwarten, Mißbräuche werde die …ung zu ahnden wissen.

…schäftsordnung des Reichstags schließt es aus, daß an Interpellationen Anträge und Abstimmungen geknüpft werden. … möglich gewesen, so ist fraglich, ob das Haus sich für …setz mit Einführung öffentlicher, paritätischer Arbeitsnach… und Beseitigung der einseitigen Einrichtungen ausgesprochen …würde. Eine solche Regelung der Arbeitsvermittlung wurde …ich allgemein als Ideal hingestellt, aber gleichzeitig stark …möglichkeit betont, es jetzt schon zu verwirklichen. Doch fand … der Regierung, den paritätischen Arbeitsnachweis nach

Kräften zu fördern, ziemlich allseitige Zustimmung. Im übrigen blieben die Meinungen über den besonderen Anlaß, der den Verhandlungen zugrunde lag, geteilt: Der Zechenarbeitsnachweis im Ruhrrevier ist den Konservativen und der Reichspartei eine heilsame Maßregel, von der sie keine Nachteile befürchten, in den Augen der Nationalliberalen überwiegt der Nutzen den möglichen Schaden, Zentrum, Sozialdemokratie und Freisinn gaben in verschiedenen Abstufungen der Tonart ihrer Besorgnis vor schwerem Mißbrauch der Institution, Schädigung der Arbeiterschaft und daraus entstehenden Kämpfen Ausdruck.

Manche Blätter haben die ganze Verhandlung im Reichstag unnütz, ja schädlich gescholten. Das ist ganz falsch. Die Erklärungen des Ministers und die Ausführungen der meisten Fraktionsredner enthalten doch so ernste Mahnungen und Warnungen sowohl an die Zechenbesitzer wie auch an die Arbeiter, daß ich mir manche gute Wirkung davon verspreche Ich glaube bestimmt, daß der Zechenverband in diesen Verhandlungen eine nachhaltige Unterstützung für seine wiederholt öffentlich abgegebenen Zusicherungen gewonnen hat, der Arbeitsnachweis solle lediglich Ordnung auf dem Arbeitsmarkt des Ruhrreviers schaffen, keineswegs aber ein Maßregelungs- und Knebelbureau für mißliebige Arbeiter, keine Handhabe zur Beschränkung der Freizügigkeit, der Wahl der Arbeitsstelle, der Herabdrückung der Löhne, der Massenanwerbung minderwertiger Ausländer sein. Es ist ja kein Geheimnis, daß auch im bergbaulichen Verein und im Zechenverband verschiedene Strömungen bestehen, von denen die eine den absoluten Herrenstandpunkt vertritt, die andere für Verhandeln und Ausgleich mit den Arbeitern eintritt. Noch hat die erstere Richtung die Oberhand, aber die andere gewinnt doch an Boden. In der Not des Riesenkampfs von 1905 war selbst bei den schärfsten Absolutisten in einem kritischen Moment starke Neigung, durch Verhandlung mit Führern der Arbeiterschaft, die Sozialdemokraten eingeschlossen, einen dauernden Frieden herzustellen. Auf der dritten Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform 1906 hatten sich Mitglieder und Beamte des Bergbaulichen Vereins eingefunden und erörterten durchaus sachlich die Möglichkeit von Vereinbarungen auf dem Verhandlungswege. Später haben dann weitere vertrauliche Besprechungen in Essen stattgefunden. Gewiß mögen wir noch weit vom Ziel einer Verständigung entfernt sein, aber auf dem Vormarsch sind wir doch. Und, wie gesagt, ich hoffe und glaube, daß die friedliche Richtung durch die

Reichstagsverhandlungen zunächst eine Unterstützung in dem Sinne findet, zu bewirken, daß der Zechenarbeitsnachweis tatsächlich nicht zur Unterdrückung berechtigter Bestrebungen der Arbeiter mißbraucht wird.

Auf der andern Seite meine ich aber auch, daß die Bemühungen der Arbeiterführer im Ruhrrevier, zurzeit wenigstens die Ruhe zu bewahren, eine Förderung durch die Verhandlungen erfahren haben. Es ist von ihnen offen bekannt worden, daß für später zu einem großen Entscheidungskampfe gerüstet wird. Gegenwärtig seien die Arbeiter zu schwach, noch nicht genügend straff und zahlreich organisiert, ohne ausreichende Bestände in ihren Kassen. Ueberdies sei die Konjunktur ihnen nicht günstig, die Depression im Wirtschaftsleben noch nicht überwunden, enorme Kohlenvorräte aufgehäuft, die Position der Unternehmer zu stark. Aber die Zeit der Arbeiter werde kommen, und dann würden sie denjenigen Termin für den Kampf wählen, der ihnen passe. An der Ehrlichkeit dieser Erklärungen zu zweifeln, besteht kein Anlaß: Die Führer brauchen gegenwärtig Frieden, um den großen Kampf vorzubereiten. Dieser soll ausbrechen, wenn die wirtschaftliche Konjunktur und auch vielleicht die politische Konstellation den Arbeitern günstige Aussichten eröffnet. Ein Grund zum Losschlagen wird jederzeit leicht gefunden werden können — im Ruhrrevier liegt immer die Lunte beim Pulverfaß. Nach Mitteilungen aus Arbeiterkreisen sollen alle Vorbereitungen getroffen werden, um einen entscheidenden Schlag zu führen: hat doch der Gewerkschaftsführer Legien schon vor Jahren einmal ausgerufen, daß in Rheinland-Westfalen die große Schlacht zwischen Arbeitgebern und Arbeitern durchgekämpft werden müsse. Zwischen den Leitern des Alten Verbandes der Bergleute und den Führern der andern großen Gewerkschaften haben schon vor Wochen Verhandlungen stattgefunden: die Sache der Bergleute im Ruhrrevier wird diesmal ohne Zweifel viel kräftiger und nachhaltiger von den andern Gewerkschaften unterstützt werden. Und die anderen Bergarbeiterorganisationen des Ruhrreviers ebenso wie die Bergleute anderer Gebiete gehen in engster Gemeinschaft mit dem alten Verbande. In öffentlichen Kundgebungen der letzten Tage erklärten sie gemeinsam, daß die Erklärungen im Reichstage ihre Besorgnisse nicht beseitigt hätten und daß sie im Widerstand gegen den Arbeitsnachweis beharren müßten. Gleichzeitig wurde die Erhebung von besonderen Beiträgen beschlossen und die Vermeidung von Ueberschichten empfohlen. Nach glaubhaften Berichten füllen sich die

Reihen der Organisationen; mehr als 20000 neue Mitglieder [illegible] beigetreten. So wird im Ruhrrevier Ruhe so bald nicht eintreten.

Dies Ziel aber zu erreichen, erscheint mir als eine [illegible] deutsame Aufgabe unserer inneren Politik. Streiks und [Aus]sperrungen im Kohlenbergbau, noch dazu im wichtigsten G[ebiete] [illegible] von solchem Umfange, wie der von 1905, sind auch in [illegible] Zeiten eine ernste wirtschaftliche Kalamität. Sie können in Z[eiten] politischer Spannung und bei Ausbruch von Krisen und Kr[iegen ein] schweres nationales Unglück werden. Aber auch [illegible] ist es ein unerträglicher Gedanke, daß dauernd, seit Jahre[n] [illegible] jetzt im Ruhrgebiet ein Kriegszustand herrscht, in dem ein[ige] [illegible] tausende von Arbeitern, mit ihren Familien rund [illegible] Menschen, gegen einige Tausende von Grubenbesitzern, [illegible] Beamten und Steigern stehen. Und hinter den großen [Ver]waltungen steht wieder das Heer der Aktionäre, [illegible] doch sicher besser gedient wird, wenn in Ruhe und [illegible] [illegible] Dividenden herausgewirtschaftet werden, als wenn [illegible] [illegible] und kostspieligen Ausständen die Erträgnisse [illegible] gung erfahren. Der Staatssekretär des Innern hat [illegible] darauf hingewiesen, daß unter diesen Aktionären auch [illegible] [illegible] sind, deren Lebensunterhalt von dem [illegible] abhängt. Ich könnte mir denken, daß diese Aktionäre [illegible] [illegible] Es ist uns einerlei, wie Ruhe und [illegible] [illegible]

[illegible]

jeder Mißgriff, jede Härte wird mit Argusaugen erspäht und von tausend Händen hervorgezerrt werden. Die Nachricht, daß die Organisationen der Bergarbeiter eine besondere Ueberwachungskommission einrichten würden, ist sofort dementiert worden. Wozu auch solche Kommission, da jeder einzelne Arbeiter Kontrolle üben wird? Daß es unter solchen Umständen auch für die Arbeitgeber geraten ist, die Arbeiterschaft durch Männer ihres Vertrauens, wenn auch zunächst nicht an der Verwaltung, so doch an der Kontrolle zu beteiligen, erscheint mir nicht zweifelhaft. Man könnte dazu Vertreter der Arbeiterausschüsse heranziehen, wenn man durchaus nichts mit den Führern der Organisationen zu schaffen haben will.

Lehnen aber, was zu erwarten ist, die Arbeitgeber jede Mitwirkung der Arbeiter dauernd ab, so muß eine amtliche Kontrolle eingerichtet werden. Dies ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung zu erreichen. Aber das Stellenvermittler-Gesetz würde dazu die Möglichkeit schaffen, wenigstens bestimmte Normen und Kautelen für den einseitigen Arbeitsnachweis, namentlich wenn er Zwangscharakter hat, festzustellen. Es erscheint mir unbillig, dem privaten gewerbsmäßigen Stellenvermittler auf den Leib zu rücken, die viel machtvollere und gefährlichere Institution des einseitigen Nachweises aber frei walten zu lassen. Man kann die Benützung eines paritätischen, öffentlichen Nachweises nicht erzwingen; haben Arbeitgeber oder Arbeiter kein Vertrauen zu ihm, so bleiben sie einfach weg und die leidige Manier der Umfrage tritt wieder allein in Uebung. Muß man aber einseitige Nachweise zulassen, so kann man doch Vorsorge gegen Mißbrauch treffen, etwa so: Wer einen Arbeitsnachweis für einen Bezirk oder ein Gewerbe errichten will, hat der Behörde Anzeige zu erstatten und eine Satzung vorzulegen, die bestimmten Vorschriften entsprechen und von Vertretern der andern Partei begutachtet sein muß. Die Innehaltung dieser Satzung wird dauernd von der Behörde überwacht, ihre Verletzung bestraft, insbesondere werden Verstöße gegen § 84 Berggesetz und § 113 GO. (geheime Merkmale), sowie § 826 BGB. (gute Sitten) den Gerichten übergeben. Neben den Polizeibehörden sind die Gewerbe- und Berginspektoren zur Ueberwachung zuständig. Befreit von diesen Vorschriften sind Arbeitsnachweise, deren Verwaltung und Aufsicht von Arbeitgebern und Arbeitern gemeinsam unter Vorsitz eines Neutralen geführt werden. Weiter wäre im Gesetz über Arbeitskammern die Aufgabe der Förderung und Errichtung von paritätischen Arbeitsnachweisen nachdrücklichst zu betonen. Auch die von Tarifgemeinschaften eingesetzten Arbeits-

nachweise konnten von der staatlichen Autorität anerkannt und gefördert werden.

Alle diese Maßnahmen auf dem Gebiete des Arbeiter[illegible]wesens, die eine Beteiligung und Mitwirkung der Arbeiter be[illegible] liegen in derselben Richtung wie die Errichtung der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, der Arbeiterausschüsse, der Sicherheitsmänner im Bergbau, der Schiedsgerichte in der Arbeiterversicherung u. [illegible] Sie bezwecken alle das Eine: Arbeitgeber und Arbeiter, [illegible] sanftem Zwang, wenn es anders nicht geht, zu der Überzeugung und Betätigung zu bringen, daß sie gemeinsam, [illegible] miteinander ihre Angelegenheiten ordnen sollen. Und die Erfahrung lehrt, daß auch bei anfänglicher Abneigung beide Parteien mit der Zeit lernen, sich die Hände zu reichen. Auch im Ruhrrevier wird diese Lehre einziehen und Anhänger gewinnen. Freilich [illegible] fürchte, erst nach bitteren Kämpfen, die bei Arbeitgebern und nicht minder bei Arbeitern eine gründliche Wandlung ihrer Gesinnung und ihres Verhaltens hervorrufen muß.

Ungedruckte Briefe von Klopstock und Meta Moller.

Von

Dr. A. Schmidt, Wiesbaden.

Weshalb ist für das volle Verständnis gerade bedeutender Dichter die Kenntnis ihrer Briefe so wichtig? Je nach Art und Inhalt derselben kommen dabei im wesentlichen drei verschiedene Gesichtspunkte in Betracht. Entweder hat der Dichter in seinen Briefen sich in dem Fahrwasser seines eigenen Berufes bewegt, hat seine ästhetischen und philosophischen Ansichten bekannt, Urteile über seine eigenen oder fremde dichterische Erzeugnisse ausgesprochen, über seine dichterischen Pläne sich ausgelassen. Briefe solchen Inhalts fördern unmittelbar die Erfassung seiner Werke, legen das Innere seiner künstlerischen Individualität klar und sind so unschätzbare Quellen für den Literarhistoriker. Oder der Dichter hat bei besonderen, ihn tief bewegenden Anlässen in seine Briefe den ganzen Strom seiner Gefühle ergossen, das, was ihn erfüllt, beseeligt und quält, zu vollem Ausdruck gebracht und so sein Gemütsleben enthüllt. Solche Briefe sind gewissermaßen Fortsetzungen seiner Dichtungen, sie sind Lyrik in Prosa. Oder wo diese beiden besonderen Inhaltsrichtungen fehlen, bleiben Briefe doch unmittelbare Zeugen von dem, was der Schreiber tut und treibt, fühlt, denkt und will, und auch von diesem allgemeinsten Standpunkte aus, breiten sie in hundertfacher Beziehung Licht über das Leben und Wesen des Autors, und sind deshalb um so wertvoller und der Oeffentlichkeit würdiger, je bedeutender die Persönlichkeit ist, die hinter ihnen steht.

Klassische Vertreter der ersten Art sind vor allem die Briefe Schillers, die er mit seinen geistig und literarisch hervorragenden

Freunden austauschte, zumal sein Briefwechsel mit Körner, W. v. Humboldt und Goethe. Mancher dieser Briefe hat ja den Wert und die Tiefe einer ästhetisch-philosophischen Abhandlung. Das wundervollste Beispiel der zweiten Art sind Goethes Briefe an Frau von Stein, die wahrhaft einen besonderen Band seiner Lyrik darstellen und öfters geradezu in die Form der Poesie übergehen. Für die dritte Art könnte man jede Briefausgabe irgend eines ausgezeichneten Mannes anführen. In erster Linie möchte ich wiederum auf Goethes Briefe hinweisen, die wegen der überragenden Stellung ihres Schreibers in der Geisteskultur des deutschen Volkes und der Menschheit mit Recht möglichst lückenlos veröffentlicht werden.

Wie verhalten sich nun Klopstocks Briefe zu diesen drei Gesichtspunkten? Der erste kommt für sie so gut wie gar nicht in Frage. Es ist bekannt, daß Klopstocks ganzer geistiger Art die theoretische Betrachtung überhaupt nicht recht lag, daß er das freie Walten des Genius als das für die Kunst allein Ersprießliche ansah und der Kritik bei dem Werden eines Kunstwerkes und der Feststellung seines Wertes eine sehr untergeordnete Bedeutung beimaß. Wie er deshalb auch in seinen eigenen Werken wissenschaftliche Untersuchungen im ganzen auf die Gebiete der Sprache und Metrik beschränkte, so war für ihn auch kein Bedürfnis vorhanden, sich in seinen Briefen über die Art seines Schaffens, über seine dichterischen Pläne und über die Leistungen anderer reflektierend auszusprechen. Seine Briefe enthalten hie und da fertige Proben aus seinen Dichtungen, aber fast gar keine ästhetischen Erörterungen.

Auch für den zweiten Gesichtspunkt gewährt seine Korrespondenz geringe Ausbeute. Gewiß offenbaren die Briefe aus der Maienzeit seines Liebeslebens die Gefühle, die ihn beseelten und mit Wonne oder Pein erfüllten, so seine Briefe an Fanny und an Meta; aber die Art seines brieflichen Ausdrucks ist zwar herzenswarm, eindringlich und oft anmutig, aber selten unmittelbar poetisch. Als Erweiterung seiner dichterischen Werke können seine Briefe nicht gelten.

So bleibt für ihre Bewertung nur der dritte Gesichtspunkt: das tiefere und vielseitigere Kennenlernen der Persönlichkeit des Dichters, und dieser freilich kommt für Klopstock in einem eigentümlich gesteigerten Grade zur Geltung; denn aus seinen Briefen tritt uns zu der dichterischen Individualität, wie sie aus seiner Poesie zu uns spricht, gewissermaßen eine ganz neue Hälfte seines Wesens

entgegen. Entspringen die Dichtungen des seraphischen Sängers fast durchweg einem künstlich und künstlerisch gesteigerten Pathos und einer etwas eintönigen Richtung auf bestimmte über die Wirklichkeit emporgehobene, unsinnliche Ideale, so steht er in seinen Briefen mit beiden Füßen auf der festen Erde, und es entwickelt sich in ihnen der ganze prächtige deutsche Mann, der zwar auch hier die Grundkräfte seiner Dichtung: tiefe Frömmigkeit und aufrichtige Jenseitssehnsucht nicht verleugnet, der aber damit ein ruhiges praktisches Urteil über die Dinge der Welt, ein frohes Behagen an den männlichen Freuden des Daseins und treue Herzlichkeit zu verbinden und alle dem einen schlichten, aller Schwärmerei abholden Ausdruck zu geben wußte. Mit Recht hat man daher bald nach seinem Tode begonnen, seine Briefe herauszugeben und damit unschätzbare Quellen für die rechte Würdigung der Person eines unserer größten Dichter eröffnet.

Zuerst hat Klamer Schmidt, ein Freund Klopstocks, schon im Jahre 1810 eine zweibändige Sammlung von Briefen Klopstocks und seiner Freunde, hauptsächlich aus dem Nachlasse Gleims, veröffentlicht, dann hat Schmidlin als Ergänzung von Klopstocks Werken im Jahre 1839 auch seine bis dahin bekannten Briefe herausgegeben, und schließlich hat Lappenberg unter dem Titel: Briefe von und an Klopstock 1867 eine reiche Nachlese von teils zerstreut gedruckten, teils noch unbekannten Briefen gehalten.

Eine schöne Bereicherung dieser Sammlungen, zumal der letzten, kann ich mit den nachstehenden Briefen geben, die auf folgende Weise in meine Hände gekommen sind. Im Jahre 1898 starb in Arnstadt der Gymnasialprofessor Einert, ein eifriger und feinsinniger Kenner der deutschen Literatur, der sich den Kreis Klopstocks als Forschungsgebiet ausgesucht hatte. In seinem Nachlasse fand sich eine ausgearbeitete Lebensbeschreibung von Nicolaus Giseke, jenem Leipziger Universitätsfreunde Klopstocks, mit dem der freundschaftsbegeisterte Jüngling einen besonders innigen Seelenbund geschlossen hatte. Ihm, bei seinem Scheiden aus Leipzig, im Jahre 1748, sang er die tief empfundene berühmte Abschiedsode:

> Geh, ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
> Nicht die Träne verbeut.
> Geh! ich weine nicht, Freund! Ich müßte mein Leben durchweinen,
> Weint ich dir, Giseke, nach!

Dies Gedicht hat auch für die deutsche Literatur darum erhöhte Bedeutung, weil es nach langer Zeit innerlicher Verödung zu den

ersten dichterischen Äußerungen gehört, in denen wir [illegible]
und warme Herzenstöne, die unerläßliche Grundlage aller [illegible]
Poesie, erklingen. Auch durch die folgenden Jahre [illegible]
vertraute Freundschaft Klopstocks, Gieseke auf seinem weiteren [illegible]
gange als Erzieher in Hannover und Braunschweig, bei [illegible]
lobung und Verheiratung, als Geistlicher in dem [illegible]
[illegible] Trautenstein und in Quedlinburg und [illegible]
Superintendent in Sondershausen bis zu dessen frühem [illegible]
Jahre 1765. Hatte doch sein herzliches Verhältnis zu Gieseke [illegible]
dadurch eine Vertiefung erfahren, daß er dessen [illegible]
Bekanntschaft mit Meta Moller verdankte, die sein [illegible]
werden sollte, und daß seine Braut und Frau [illegible]
durch eine frohe Jugendfreundschaft verbunden war. [illegible]
der durch Lauterkeit und Frohsinn des Wesens eine [illegible]
werte Persönlichkeit war, eine nicht unwesentliche [illegible]
Leben Klopstocks und hat insofern Anspruch auf unsere [illegible]
und Achtung. Er war zwar auch selbst Dichter von [illegible]
[illegible] Formentalent und leichter [illegible]
Muster, im ganzen ist aber seine Eigenbedeutung für unsere [illegible]
nur gering. Da auch sein Leben ohne jedes [illegible]
[illegible] verflossen ist, so bietet er zu wenig Anlaß und [illegible]
einer selbständigen Biographie. [illegible]
[illegible] durch[illegible] Arbeit [illegible]
[illegible]
[illegible]

Wesentlich [illegible]
[illegible] Briefe Klopstocks an Gieseke aus den [illegible]
17[illegible] bis 17[illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible] Meta Moller [illegible]
[illegible] Braut und späteren Frau Klopstocks an Gieseke [illegible]

Meta Moller [illegible]
[illegible]

kenntnis war ausgebreitet, ihr Urteil über ästhetische Fragen bestimmt und treffend, ja es lebte sogar ein schriftstellerischer Trieb in ihr, den sie später als Gattin des Dichters so reich betätigt hat, daß Klopstock nach ihrem Tode eine Sammlung ihrer hinterlassenen Schriften veröffentlichen konnte. Trotzdem haftete an ihr keine Spur vom Blaustrumpf; sie war reine Natur geblieben, und bei allem geistigen Reichtum war ihre schönste Eigenschaft doch ihr fröhliches Gemüt, ihre ursprüngliche Art, ihr tief und reich empfindendes Herz von echt weiblicher Liebefähigkeit und Hingebung. Sie gemahnt an keine geringere, als an ihre Zeitgenossin: Frau Rat Goethe in ihrer Wahrhaftigkeit und unverkünstelten Weiblichkeit, in Frohsinn und Unbefangenheit, in Güte und Frömmigkeit; und wie jene ist auch sie eine ganz reizende Briefschreiberin, die, wie Muncker, der Klopstockbiograph, treffend sagt, durch den einfachen, natürlichen, ganz und gar ungekünstelten, dafür aber auch überaus frischen, zutraulichen Ton ihres Geplauders auch noch den modernen Leser stets von neuem zu entzücken weiß.

Als sie 23jährig im Jahre 1751 Klopstock auf seiner Durchreise nach Kopenhagen kennen gelernt hatte, da war ihrer beider Schicksal fast schon entschieden. Sie widmete dem jungen berühmten Dichter eine schwärmerische Verehrung und Freundschaft, die sich bald zu voller Herzensneigung steigerte, und er, damals noch tief verwundet von der unerwiderten Liebe zu seiner verstandesmäßig kühlen Base, Marie Sophie Schmidt, der „Fanny" seiner Oden, die den um Gegenliebe beinah bettelnden Dichter unbarmherzig hatte zappeln lassen, fand in dem gefühlswarmen, sich offen erschließenden Wesen Metas sofort ein erquickliches Verständnis seiner Empfindungen und eine wohltuende Ergänzung seiner eigenen Seele, und nach kurzem Briefwechsel hatte auch sein Herz entschieden. Im Jahre 1752 folgte ein zweites Zusammentreffen, das rasch zur heimlichen Verlobung führte, und nach einer Zwischenreise Klopstocks in seine Heimat ein kurzes drittes Zusammensein, dann kam für das Brautpaar eine mehr als 1½jährige Trennung, bis ihre Hochzeit am 10. Juni 1754 die beiden so gleichgestimmten Menschen dauernd vereinte. Innerhalb ihrer Ehe waren sie noch einmal, kurz vor dem unerwarteten Tode Metas, auf einige Wochen von einander getrennt. Aber jedesmal, wenn sie einander fern waren, schlugen sie geistige Brücken zwischen sich durch eifrige Korrespondenz. Von dieser sind leider nicht viele Briefe mehr vorhanden, da Klopstock in dem ersten Schmerze um das Hinscheiden seiner über alles geliebten

Frau den größten Teil ihres Briefwechsels während der Brautzeit den Flammen übergab: ein rührender, aber doch recht bedauernswerter Akt, da er, wie die übrig gebliebenen Stücke beweisen, unsere Literatur um einen wahren Schatz geschädigt hat; denn reinere und vollere Jubelhymnen auf die Seligkeit bräutlichen und ehelichen Glückes sind in deutscher Zunge wohl kaum gesungen worden, und nur mit tiefer Bewegung lauscht man diesen bis zum Schluß so gleich lauter klingenden Tönen innigster Seelenharmonie, wenn man der kurzen Dauer und des jähen Endes dieses Bundes gedenkt, ein ergreifendes Beispiel für die Hinfälligkeit menschlichen Schicksals und eine erschütternde Bestätigung des wehmütigen Dichterwortes:

„Das ist das Los des Schönen auf der Erde."

Es ist nur erfreulich, daß aus den gleichen Jahren eine Reihe von Briefen an Freundesadressen nicht bloß von Klopstock, sondern auch von Meta erhalten ist, die voll sind von dem Abglanz dieser gegenseitigen Glücksstimmung und deshalb einigermaßen einen Ersatz für die vernichteten Briefe bedeuten. Gerade aber von diesem Gesichtspunkte aus sind die nachstehenden Briefe wertvoll, da sie sich über die ganze Brautzeit von ihrem ersten seligen Anbeginn bis dicht vor die Hochzeit erstrecken.

Auch für das ganze Wesen Klopstocks und seiner Braut ist ihr Inhalt, der sich in freundschaftlich-vertraulicher Weise über die kleinen, aber für die Beteiligten oft großen Erlebnisse des Tages verbreitet, vielfach recht bezeichnend, wie eine kurze Hervorhebung einiger ihrer bemerkenswerten Züge beweisen mag.

Wie hell spricht sich doch in den folgenden Briefen Klopstocks seine lautere herzenswarme Art aus, seine unendliche Liebe für seine Braut, seine zarte Sorge um ihre Gesundheit, ferner seine Freundestreue, die herzlich teilnimmt an den Schicksalen des anderen und sofort nicht bloß mit Rat, sondern auch mit der Tat einspringt, um dem Freunde zu helfen. Bietet er Giseke doch zweimal seine Vermittlung für die Erlangung fester Lebensstellungen an, um dadurch dessen Lage zu verbessern und Lebenssorgen von ihm abzuwehren; und innigst nimmt er aus der Ferne teil an dem Liebeskummer seines Freundes Ebert über den Tod seiner Braut; ihn zu trösten und wieder aufzurichten, ist für ihn eine Herzenspflicht. Daß er, der als Dichter „allem, was er behandelt, den Körper auszieht, um es zu Geist zu machen", als Mensch über eine gesunde Sinnlichkeit verfügte und dieser natürlichen Seite des Menschen auch in den vorliegenden

Briefen, wie in manchen schon früher veröffentlichten, einen unverhehlenen Ausdruck gab, wird jeden unverstellten Sinn nur erfreuen. Daß in den vorliegenden Briefen Liebesgetändel eine für unsern Geschmack zu breite Rolle spielt, müssen wir neben der intimen Art dieser Briefe, dem jungen Brautstande des Verfassers und zugleich der Sitte der damaligen Zeit zugute halten, in der bekanntlich der Kuß auch im geselligen Verkehre lockerer saß als heutzutage. Bezeichnend ist auch das kosende Wechselspiel mit dem Namen der Geliebten. Der bürgerliche Taufname genügte nicht, um in und mit ihm alle Zärtlichkeit und alle poetische Empfindung auszudrücken, die die Trägerin erregte. Wie Klopstock seine erste Flamme zu einer „Fanny" in seinen Oden gemacht hatte, so wird ihm Meta in seinen Gedichten zu „Cidli", also zu einer Doppelgängerin seiner eigenen dichterischen Schöpfung, der rührenden Frauengestalt im Messias. Im Leben und in den Briefen tauft er sie nach Richardsons Heldin „Clarissa" in „Klärchen" oder nach seinem eigenen Namen Friedrich in „Friederikchen", also in sein weibliches zweites „Ich" um, und gleichsam, um dieses Einssein von ihnen beiden kurz und knapp zu veranschaulichen, unterschreibt er sich in dem einen gemeinsamen Briefe als „Friederich Friederikchen Klopstock", während Meta sich schon als Braut mit Vorliebe „Klärchen Klopstock" oder kurzweg „Ihre Klopstock" nennt.

Inhaltlich vielseitiger und für die Erkenntnis von der Eigenart der Verfasserin noch ausgiebiger sind die folgenden Briefe Metas. Auch in ihnen blickt überall als die Grundstimmung ihres Seins die Liebe und Schwärmerei für ihren Bräutigam durch.

Als im Herbst 1753 in Hamburg ein Handwerkeraufruhr ausbricht, da flieht Meta nach Altona zu einer befreundeten Familie, obwohl „sich die Leute über diese Aengstlichkeit sehr aufhalten." Wie entgegengesetzt erscheint ein solches furchtsames Benehmen dem aus ihren Briefen bekannten fröhlichen Heldenmute der Frau Rat Goethe in den schwersten Kriegsfährlichkeiten, mit der wir doch im Vorhergehenden Meta verglichen hatten. Aber weshalb tut diese es? Nur aus Liebe zu Klopstock, als dessen Braut sie sich geweiht und zur sorgsamsten Selbsterhaltung verpflichtet fühlt. So wirkt gerade hier jene tiefe, weibliche Liebe, in der sich beide Frauen so ähnlich sind. Daß aber dieser Grund kein Vorwand für ihre etwaige Furchtsamkeit war, ihre Natur vielmehr die Kraft zu echtem, weiblichem Heldentume, zumal in der Ertragung von Leid, besaß, bezeugt das lakonisch große Wort, mit dem ihr Gatte kurz nach ihrem Tode ihr ganzes

Wesen kennzeichnete: „Sie war gemacht mit der Arria zu sagen: Pätus es schmerzt nicht.“ Wie rührend ist ferner ihr zartes Bemühen, ihrem Bräutigam jede Unannehmlichkeit fern zu halten. Als die von Klopstock befürwortete Berufung Cramers nach Kopenhagen durch Gegenvorstellung seiner Braunschweiger Freunde gefährdet schien, wie innig beredt und umsichtig verständig weiß sie da das Interesse ihres Verlobten zu vertreten, dem, wie sie fürchtet, die Ablehnung Cramers dem König Friedrich V. gegenüber peinlich sein würde. Auch von dem häßlichen Widerstande ihres Stiefvaters gegen ihre Verbindung mit Klopstock noch nach 2jährigem Verlöbnis schreibt sie ihrem Bräutigam nichts, um ihn nicht zu betrüben, sondern tapfer und ihrem gegebenen Worte unerschütterlich treu, ficht sie allein den Kampf mit den Hindernissen gegen ihr Herzensglück durch. Ihrem Erwählten zierlich-nützliche Handarbeiten zu machen, worin sie eine Meisterin gewesen sein muß, ist ihr ebenso ein Gemütsbedürfnis, wie heute noch jeder echten Braut. Recht bezeichnend für ihr völliges Aufgehen in der Liebe zu Klopstock, wie für ihre naiv-wahrhafte Natur ist die harmlos selige Ausmalung ihres künftigen Zusammenlebens in der Ehe. Sie wünscht auch nicht, daß Klopstock ihretwegen einen Titel annähme, etwa so wie es Schiller seiner Frau wegen gern getan hat, da sie nichts begehrt, als ihn selbst in seinem unmittelbaren Werte als Mensch und Dichter. Der Gedanke an die bevorstehende Ankunft des Bräutigams und die nahe Hochzeit erfüllt sie mit solcher Seligkeit, daß sie sich unfähig fühlt, sie in Worte zu fassen; und wie rührend vielsagend ist doch ihre Unterschrift unter dem letzten der vorliegenden Briefe vor der Hochzeit: „Ihre glückliche, glückliche Meta“. Ihre innige Frömmigkeit, die in ihren Wünschen und Nöten zum Gebet ihre Zuflucht nimmt und mit kindlicher Zuversicht an dessen unmittelbar eintretende Wirkung glaubt, ihre ideale Gesinnung, die bei der Frage nach Cramers Berufung zum Hofprediger in Kopenhagen den größeren, segensvolleren Wirkungskreis als wichtigstes Moment einschätzt, ohne anderseits die verständige Erwägung der materiellen Vorteile außer acht zu lassen, ihre persönliche Demut, die über ihre doch so ausgebreitete Bildung sich recht bescheiden äußert und Scheu davor empfindet, als gelehrtes Frauenzimmer zu gelten, anderseits ihr so natürlicher, echt weiblicher geheimer Stolz, durch ihre inneren und äußeren Vorzüge einen Klopstock glücklich machen zu können, und darüber, daß der König über sie eingehend und mit warmer Teilnahme gesprochen hat, ihre gleichfalls so naturgemäße weibliche

Neugierde zu erfahren, welchen Eindruck ihre Schwiegereltern von ihr erhalten haben, ihr sicherer Standpunkt in literarischen Fragen, ihr bestimmtes, im ganzen ihrer liebevollen Natur entsprechend gütiges, gegebenenfalls aber auch unverblümtes und scharfes Urteil über die Menschen, ihr Humor, der da und dort aufleuchtet, das sind alles Züge ihres Wesens, die in den vorliegenden Briefen ansprechend vertreten sind. Dazu kommt als durchgehender Vorzug ihre anschauliche Darstellung, ihr frischer, unverkünstelter Stil, der sich auch nicht bedenkt, aus dem Hamburger Platt scherzhafte Anleihen zu machen.

Auch auf Klopstocks Wesen werfen ihre Briefe bezeichnende Lichter; so z. B. bildet sein hier erwähntes ängstliches Bemühen, selbst in Freundeskreisen jedes Prunken mit seinem freundlichen Beziehungen zum Königs zu vermeiden, um ja nicht als Fürstendiener zu gelten, eine schöne Bestätigung von der Wahrhaftigkeit seines späteren stolzen Wortes in der Ode auf „Maria Theresia“:

So haß ich, bis auf ihren
Verlorensten Schein,
Auch das leichteste Wölkchen
Des Räucheraltars, die Schmeichelei.

Schließlich gewähren die Briefe auch noch eine kleine kulturgeschichtliche Ausbeute, so die Erwähnung des Handwerkeraufstandes in Hamburg, die warmrühmende Charakteristik des Königs Friedrich V. von Dänemark, seine Regierungsmaßnahmen in Altona, die damaligen wirtschaftlichen Lebensverhältnisse eines Beamten in Kopenhagen usw.

Jedem der Briefe werde ich einige Anmerkungen über die Beziehungen des Inhalts zufügen. Nicht für den eigentlichen Klopstockforscher, dem das meiste ohne weiteres geläufig ist, sondern für den größeren Kreis der heutigen Leser, denen die Welt Klopstocks ja so entrückt zu sein pflegt, daß es nicht überflüssig sein dürfte, ihrem Verständnisse in dieser Form entgegen zu kommen. Da die Briefe am besten als Ergänzung des Lappenbergschen Werkes angesehen werden können, habe ich jedem einzelnen die Nummern aus jener Sammlung beigesetzt, zwischen denen der betreffende Brief zu stehen hätte.

* * *

Klopstockbriefe.

1.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 38 und 39.)

Quedlinburg, den 17. März 1751.

Liebster Giseke.

Das ist freylich ziemlich lange, daß wir einander nicht geschrieben haben. Ich dächte, wir machten die Sache kurz aus und nennten uns beide schuldig. Ich habe mich ein klein bischen getröstet, da ich hörte, daß Sie Cramern und Schlegeln auch nicht oft schrieben. Ueberhaupt ist jetzt vom Schreiben nicht die Rede. Denn ich werde Sie bald, und das vielleicht in Gleimens Gesellschaft, sehen. Vorher können Sie mir aber, mein liebster Giseke, gleichwohl noch schreiben. Was Sie, wenn Sie von sich geredet haben, hauptsächlich zu schreiben haben, das versteht sich, daß Sie es wissen. Nicht zuerst von Gärtnern oder Eberten, auch nicht von Mad. Kruse; sondern von dem allerliebsten unter allen poetischen Mädchens, der Gärtnerin. Ob Sie nun einen kleinen Poet, oder eine Poet (denn so muß man sich nach Cramern ausdrücken!) mit zärtlichern Umarmungen als Gärtner selbst, umschließt? Verzeihen Sie mir diese lange Umschreibung. Ich weis nicht recht, wo sie hergekommen ist. Ich wollte nur nach der Parenthese kein einsylbichtes Wort setzen. Nun, lieber Giseke, schreiben Sie mir von diesen und andern süßen Sachen recht vieles. Sie sehen wohl, daß ich in diesem Briefe nicht anfangen kann zu erzählen. Ich liebe Sie, wie sonst und das, denke ich, erinnern Sie sich noch ein bischen. Ich bin jetzt recht glücklich. Ich sehe alle unsere Freunde. Rabnern, Schlegeln, Gellerten, Rothen, Cramern, Gleimen habe ich gesehen. Und auch, meine lieben Kinder, die Mädchens nicht ausgenommen, werde ich auch bald sehen. Denn, Brüderchen, Du mußt nicht denken, daß Du es allein einsiehst, daß es allerliebste Mädchen sind . . . . Ich bin Ihr Klopstock.

2.

(Steht bei Lappenberg unter Nr. 45, aber unvollständig und nicht genau wörtlich.)

Friedensburg, den 15ten Juni 51.

Lieber Giseke.

Ich und Rahn haben Deinen lieben Brief empfangen. Diesen will ich auf einandermal beantworten. Jetzt beziehe ich mich auf

meinen letzten kurzen. Ich kann auch noch dieß hinzuthun. Soroe ist ein ungemein angenehmer Ort. Das Gehalt ist 500 Rthlr., Wohnung und noch einige Kleinigkeiten. Es ist die Professur der Philosophie und Historie. Unter die (?) Philosophie versteht Moltke nur nützliche praktische Philosophie, wie sie für junge Leute von der großen Welt gehört. Ich muß dies noch hinzufügen. Schlegel hatte das völlige Gehalt nicht. Er mußte etwas an seinen Vorgänger abgeben, den Pentoggidon (?) empfohlen hatte, den man aber durch die Erfahrung nicht würdig genug fand, dennoch ihn nicht völlig removieren wollte. Dieser Mensch versteht über ein bischen Alterthümer, die Isländische Sprache, und über die Kunst schnelle und spaßhafte Hochzeitsreime zu machen, nicht viel. Der Graf Moltke (er wird Dir so liebenswürdig wie mir seyn, wenn Du ihn sehen solltest) hat mir aber ausdrücklich gesagt, daß man diesen Menschen wo anders unterbringen würde. Ob ich gleich von Dir noch keine Antwort hatte, so konnte ich doch die gute Gelegenheit für Dich so viel zu thun, als ich vermöchte, nicht versäumen. Diese Gelegenheit war, da ich Moltken kurz vorher sprach, ehe ich dem König den Mess. überreichte. Der König wußte schon davon und sagte mir diese ausdrücklichen Worte, welche mir lieber waren, als mir oder anderen das größte und gewählteste Geschenk hätte sein können. Er sagte: Weil ich Dich empfohlen hätte, so solltest Du es werden. Er hatte kurz vorher von seiner besonderen Neigung gegen Soroe geredet.

Ich darf Dir nichts sagen, wie sehr ich wünsche, daß Du die Stelle nimmst. Unterdeß weil ich nicht gewiß wußte, was Du thun würdest, so sagte ich zum Grafen: Ich wollte nur von ferne bey Dir anfragen, Nun stelle ich mir nur diese einzige Hinderniß vor. Du könntest Dich mehr zu einem Predigerdienste*) als zu einem solchen bestimmt haben. In diesem Falle, so erinnre Gärtnern an das, was Er mir neulich in Braunschweig gesagt habe. Und schreibt mir, so bald Ihr könnt.

Küsse Dein Rosenknöspchen, ich wollte sagen von mir, wenn das: „Von mir", nicht gar zu nichtsbedeutend wäre, wenn ein solcher Drusner Cimber, wie Du, es thut. Laß aber die Gärtnerin die kleine Poet von mir küssen. Hat das kleine Ding schon ein bischen ein Ich wie unsereins? Ich weis nicht, ob Du dieß auch

*) Sollte dieß seyn, so schreibe mir einen Brief den ich dem Grafen lesen kann.

mit auf Dich applicirst. Ich verstehe dadurch die Moller und mich und noch einige andre und pflege bey solchen Gelegenheiten gewisse paradiesische Geschöpfe auszunehmen.

Dein

Klopstock.

Meine addresse ist: à Koppenh. auf der Cramercompagnie.

3.

(Steht bei Lappenberg, Nr. 52, aber nur zur Hälfte.)

Limbi den 17ten April 1752

Viel Glück zum Frühling, mein lieber Giseke, denn mich däucht, er fängt schon an zu kommen. Zum wenigsten bin ich hier schon auf dem Lande, wo Rahn wegen des Wassers zur Fabrik ein kleines angenehmes Haus hat, und wo man in einer der schönsten Gegenden ist. Ueberdies ist man hier einsam und in Gesellschaft, wie man will. Man geht hier durch nach Friedensburg, die meisten Gesandten sind hier und noch einige Städter dazu. Doch habe ich einen noch süßern Frühling in mir, denn ich werde gegen die Mitte des Mais oder aufs späteste gegen Ende desselben auf Hamburg zu der kleinen Mollern und zu Hagedorn reisen. Soll ich etwa auch auf Braunschweig kommen? Um zu sehen, was alle die Nichtschreiber dort machen? Wenn Ihr alle so fein glücklich, und rund in euch selber, wie unser Horaz sagt, lebt, so wäre es doch artig, wenn ihr es ehrliche Leute wissen ließet. Das mag mir so ein altphilosophisches Leben seyn. „Und er zeugte Söhne und Töchter u . . . . Das gilt freylich von Dir noch nicht. Aber man kann nicht wissen, wie sehr Du danach strebst, daß es auch von Dir möge gesagt werden können. Denn die kleine Poet, mag Dir, wie ich merke, alle Tage reizender vorkommen. Ich mußte mich ein bischen in diesem Ton mit Dir unterhalten, um nicht zu traurig über das zu werden, was ich Dir schon lange habe sagen wollen und nun endlich sage. Was macht E....? Ist er sich noch gleich? Haben ihn eure sanften oder h . . . (unleserlich) Vorstellungen unbewegt gelassen? Wie traurig würde es werden, wenn Ihr beide nicht mehr hättet brauchen wollen! Und wenn das ist, meine liebsten Freunde, sollte kein Weg mehr übrig seyn? Und sollte nicht die alte heilige Freundschaft es uns zur Pflicht machen, nichts unversucht zu lassen? Ich habe den Einfall gehabt, und Ihr sollt entscheiden, ob es nur bei dem Einfall

bleiben soll. Er war, ich wollte an ihn schreiben*) Oder soll es Cramer tun? wählt den geschicktesten dazu, denn wir beiden werden euch gehorchen wollen. Oder sollen wir es beide, beinah zu einer Zeit, als geschähe das so von ungefähr, thun? Die Freundschaft, unsere alte Freundschaft (und sie scheint mir ihr grau werdendes Haar zu zeigen) fordert nothwendig so etwas von uns. Dazu kömmt noch, daß ich neben dieser Hauptursache, itzt noch eine andre habe, die mich die unwiederrufliche Entscheidung dieser Sache wünschen macht. — Ich breche ab, mein Giseke, und ich brauche Dir nicht mehr zu schreiben. — Aber werde ich Dich und mich wieder aufheitern können? Und diesen Brief darf doch unsere Mollern lesen? Ja, sie darf es. Lebe wohl, und küsse unsre Freunde, und wenn Du darfst, auch die Freundinnen.

Dein Klopstock.

4.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 57 und Nr. 58.)

Hamburg, den 4ten October 1752.

Du willst notwendig vor allen Dingen wissen, was Friederikchen Mollern (denn dieß ist ihr neuester Nahme) was das beste süsseste Mädchen macht? Du bist ein sehr vernünftiger Mensch, daß Du nach solchen Hauptsachen immer am ersten fragst. Sie wird von Tag zu Tage besser und bringt schon mehr als munter, recht wilde Abende, daß ich einmal übers andere sagen muß: Nein, Klärchen, nein! Du mögtest dir schaden. Du bist ein verwegnes kleines Klärchen! . . . . Ja so muß ich mitunter des Abends sagen, lieber Giseke, und mögte zugleich vor Verdruß, ich weis nicht was alles, daß ich es sagen muß.

Die süsse, die beste, die einzige kleine F. (Du verstehst es doch auch, was das bedeuten soll?) Sie hat mir es schon gesagt, daß sie diesen Abend soll und muß und will mit mir am Tische speisen, welches sie diesen Mittag auch schon gethan hat. Bedenke einmal die kleine Haushaltung, die wir Kinder mit einander führen. Wir sind immer immer bei einander. Und wenn einmal (jedoch dieß geschieht selten) ein unvermeidlicher Besuch von zwei drei Stunden kömmt, so geht ein großes solennes Abschiednehmen vor sich, und eben ein solches Wiedersehn. Das ist denn alles so genau ein-

*) Hierzu müßtest Du mir die Anklagen so unklar wie sie sind, schreiben.

gerichtet, daß keine Minute, die unser seyn kann, verloren geht ... Du siehst, mein kleiner Giseke, daß ich zu glücklich sein würde, wenn sie mir nicht krank geworden wäre ...... Dann wäre ich zwar nicht so viel allein bei ihr, aber ich wollte dieß gleichwohl eingehen, wenn sie nur wieder hüpfte und wieder rund wäre. Ich traf sie bei meiner Zurückkunft von Euch beynah hüpfend und rund an. Ach ehemals ist sie recht, recht rund gewesen. Ach, welch ein Elysium, wenn sie es wieder würde. Ich werde Dir von jedem Häärchen, das sie runder wird, Nachricht geben. — — —

Jetzt was machst Du? Schreib mir doch, auf welchem Fuße Du in Hamburg seyn willst, wenn Du Weihnachten nach kommen willst. Schreib mir überhaupt, was Du bei Deiner izigen Verfassung thust und nicht thust. — — Hierbei folgt Dein kleiner Zettel zurück. Ich wollte, daß ich nur halb die Gabe der Beharrlichkeit hätte, in der Deine rechte Hand so stark ist, als die rechte Hand eines gewissen braven Mannes im Danken. Wir grüssen Dich und wir grüssen Euch, welches nach deinem maidhaften Stil heissen müßte: die Moller und ich und die Schmidten und Schmidt und die Schleebusch: und die Herteln und Meta und Betty und wir grüssen Gärtnern und L. und H. und Hannchen und Giseke und Dietrichen u. u. Leb wohl süsser Affe.

Wir sind Dein Klopstock,
nämlich Fr. Klopstock und Fr. Klopstock.

(Die nächsten Zeilen sind von Meta Moller)

Es ist ebenso wenig wahr, daß ich Kl. in einer ganzen Minute nicht geküsst, als daß ich das Ding lesen will. Aber nun will ich ihn dafür, daß er mich so verläumet, auch in anderthalb Minuten nicht küssen, wenn ich kann.

Ihre Klopstock.

Noch eine Kleinigkeit. Du kannst mir, wenn Du willst, das B. Dommrichs **Prolusionem** vom Meßamt, nächste Post schicken. Klärchen (ich muß sie mir dafür verleumden, weil es eben eine ganze volle Minute ist, daß sie mich nicht geküßt hat) Klärchen will sie lesen.

Die Moller grüßt Kirchmann mit aller der Freundschaft, die er an uns verdient und mit der wir ihn lieben.

5.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 57 und Nr. 58.)

Hamburg, den 11ten Oct. 52.

Von jedem Härchen, das Sie ründer würde, — Du wirst sagen, daß die ja nicht mit rund werden, nämlich weil das ausser Deiner Sphäre ist, es zu sehen, so sagst Du das so .... doch, mein lieber treuer Giseke, das ist wohl der Ton nicht, indem ich fortfahren muß, wenn ich Deinen Brief beantworten will. Wie wünschte ich, daß Du Dir Dein Versprechen schon gehalten hättest, „Dich zu fassen!" Du weist wohl, daß ich der Mann nicht bin, der hintritt und predigt, wenn ein Freund soviel gerechte Ursache hat, betrübt, recht sehr betrübt zu seyn. Ich weis es, ich weis es ganz, was das bedeutet, die Geliebte verlassen; ich weis das itzt noch vielmehr, als je, weil ich es auf den Sonnabend schon thun muß. Die nach so viel guter Hoffnung auf einmal ungewiß gemachte Hoffnung ist freylich sehr hart. Aber, mein Giseke, ist sie denn so sehr ungewiß? Und muß sie denn schlechterdings auf das braunschweigische eingeschränkt werden? Sage mir hierüber doch Deine Meinung, ob Du wohl im Holsteinischen (ach! es liegt freylich nicht an der Ocker) einen Predigerdienst haben mögtest? Ich kann Dir zwar dazu nicht sehr viel Hoffnung machen, aber doch einige.

Nach Hamburg auf dem alten Fusse zurückzukommen, das steht mir ganz und gar nicht an. Hier, Kleiner? darf ich es Dir wohl nicht sagen, was das für Freundschaft ist, daß ich Dir hierüber meine Meinung nicht verschweige. Denn wie unaussprechlich lieb mir es wegen meiner Moller seyn würde, weist Du selbst. —

Sie, die süsse Kleine wird immer besser. Eben sitzt Sie da und säumt etwas an einem Tuche für mich. Ich muß es zum wenigsten anfangen, sagt sie. Denn, sagt sie, nach den Holländerinnen sind wir Hamburgerinnen die besten. Ich weis nicht, ob Sie . . (unleserliches Wort) überhaupt meint, und ob Sie Amerika mitrechnet .... Ach, ich kann itzt nicht mehr zu sehen, ich muß Sie küssen. Schreib uns ja bald wieder, mein lieber braver Giseke, wir sind

Dein

Friedrich Friederikchen Kl.

6.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 63 und Nr. 64.)

Lingby, den 11ten August 1753.

O wie freu ich mich, wie freu ich mich, daß ihr beiden süssen Kinder da so mit einander und zwar in Eurer Kutsche allein, nach Gerdau, zur Brautlaube, gefahren seyd. Ich weis freylich ein bischen davon, was das heißt mit seinem Mädchen allein fahren. Aber Du hast unrecht, Brüderchen Ehemann, daß Du mir es nicht eher geschrieben hast, daß mein Brief auf den Hochzeitabend ankommen sollte. Ich habe Deinen erst gestern bekommen. Glückseligkeiten und Glückseligkeitchen und Elysium rund um Euch her und noch viel mehr.

Ja, ja ich möchte wohl den Abend dabei gewesen, ich möchte wohl jetzt dabei seyn. Es ist ein süsser Jung! Nicht so Hannchen? Ob er gleich Klas heißt, so ist es doch ein süsser Jung. Wenn nur Kläschen klänge, so wäre doch dieser desperaten Sache einmal für allemal abgeholfen. Sie müssen sich zufrieden geben, mein liebes Hannchen. Der Weise unterwirft sich den Schicksalen, die er nicht ändern kann. Es ist doch eine sonderbare Sache. Ich hab Euch so lieb, ihr süßen Kinder, ich habe Euch so viel zu sagen, aber gleich wohl — ja ich muß es nur bekennen! muß ich vorher ein bischen von Meta Friederikchen Klopstock mit Brüderchen Klas sprechen.

Meta ist also recht rund wieder geworden und lustig und wild? Brüderchen! Nun Du brauchst eben nicht so geschwind fortzulesen. Du kannst Hannchen wieder ein wenig inzwischen küssen. Es müßte denn seyn, daß ihr des Lerms ohne dieß schon zu viel machtet. — Ganz eine andre Meta als sonst? Rothe Backen und Augen, Brüderchen? Nun so hör doch! hör doch! Eine ganz andre Meta, als sonst! Rothe Backen und Augen, Brüderchen? Nun so hör doch! Eine ganz andre Meta, sagtest Du. Ja, das glaub ich wohl. Denke einmal, sie hat sich neulich gewogen, da wog sie vierzehn Pfund mehr, sage vierzehn Pfund mehr, als vor einem Jahre. Vor einem Jahre wog sie neunundneunzig Pfund und dritte halb Loth. Aber, o ihr Liebesgötter! (Du solltest meine klägliche Stimme hören) diese vierzehn Pfund habe ich noch nicht auf meinem Schooße gehabt! — Doch eben wollte Hannchen ersticken! Ich wette darauf, der Erzklas hat mir nicht zugehört. Aber sag mir doch, ob die Taille meiner Meta nichts bei den vierzehn Pfund ge-

litten hat? Denn daß die Taille meiner Meta eine rare Taille ist, das kannst Du gar nicht leugnen. Wenn Du mir nicht zuhörst, Jung, so sag ich kein einziges Wort mehr. Kann ich doch wohl mit Gärtner scherzen. Was Louisen ihre Taille anbetrifft, mein lieber Gärtner, so möchten Sie es für eine Schmeicheley halten, wenn ich sagte ..... und sich vielleicht nicht erinnern, daß ich verliebt in Louisen bin (mags doch Meta hören!) und es mir also desto eher erlaubt ist, zu sagen, daß sie eine süße, süße Taille hat, die aber leider! in der Brautlaube übel angekommen ist. Daher (doch ich will nichts gesagt haben!) wissens die Liebesgötter am besten, wie es etwa leider! schon wieder mit ihr stehen mag .... Verrathen Sie mir doch ein bischen, mein lieber Gärtner, sagen Sie mir, wie finden Sie die jungen Eheleute? Mich däucht, es ist ein ganz artiges Paar? Wenn Sie mir etwa einige Geschichtchen von dem Hochzeitabend zu erzählen haben, so werde ich sehr dankbar dafür sein. Unter uns gesagt, mich däucht, es ist alles so recht in Ordnung. Und es scheint mir, daß Giseke meine Ermahnung, Hannchen zu küssen, so wenig nötig hat, daß sie es vielmehr vor den Leuten thun. Wenn sie nur der Gemeine kein Aergerniß geben, so ist alles gut: pfleg ich zu sagen. Nun muß ich auch wohl ein bischen Raum für meine Meta lassen, daß sie auch etwas hierher schreiben kann. Aber Du must mir das vorhergehende nicht lesen, Meta. Es stehn allerhand rare Sachen von Taille darin. Und das brauchst Du nicht zu lesen. Hör, Meta, ein Wort ins Ohr. Ich möchte wohl wissen, ob Giseke und Gärtner so gut küssen könnten, als es Dein Jung kann. Nicht so? Dein Jung kann es süß?

Daran habe ich schon lange gezweifelt, mein lieber Mann! Wer kann so küssen wie Du!

7.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 75 und Nr. 76.)

Hamburg, den Oct. 57.

Es ist so lange her, lieber Giseke, daß ich nicht durch dich selbst weis, was Du und Deine Freunde und Deine Kinder machen, daß ich wohl endlich einmal Dir ungleich sein und Dir schreiben muß. Wir leben hier zwar viel ruhiger als ihr mitten unter dem Geräusch der Waffen und der Lagerbälle lebt; allein wir haben bisher viel Trauriges erlebt. Unsre liebe Olde ist schwer entbunden worden, und vier Wochen nach der Entbindung wieder sehr krank geworden.

Sie ist gottlob! völlig besser. Schmidts Schwager und Compagnon Hackemann (?) ist sehr schleunig am Schlage gestorben und des ersteren Bruder kam gestern von Sinnen. Wir bekamen diese Nachricht, da uns die Doktores nur wenig Hoffnung wegen des Aufkommens unseres Schwiegervaters gemacht hatten, der in der Pleuresis liegt. Jedoch heute hat sichs mit ihm noch mehr gebessert. Albertis Frau ist nach ihrer Gewohnheit sehr plötzlich mit einem jungen Sohn entbunden worden . . . Du magst mir wohl nichts von dem schreiben, was Dir von Euren Kriegsbegebenheiten am interessantesten scheint, weil Du vermutlich soviel davon hast sprechen müssen, daß Dir vor der Wiederholung derselben ekelt. Ich bin überzeugt, daß Du meiner lieben Mutter mit gutem Rath beistehen wirst. Ich wünsche sehr, daß sie mir bald schreiben möge. — Wenn Du einmal Zeit und Lust hast, Kritiken zu schreiben, so sage mir Deine Meinung über meinen Tod Adams und über meine geistlichen Lieder. Ich habe immer gewünscht. daß auch der Schlegel Lieder schriebe. Du weist doch, daß Cramer zwar nur einige wenige, aber vortreffliche gemacht hat. — Ich muß Dir eine Kommission auftragen, die ich meinem Bruder, der vor kurzem aus der Pforta nach Leipzig gegangen ist, zugedacht hatte. Allein ich habe ihm unmöglich rathen können, sich itzt nach Quedlinburg zu wagen. Meine Commission besteht darin, daß Du Gleimen in einer gewissen Sache, die Du gleich hören wirst, betrügen sollst. Er hat mein M. S. von dem Anfange einer Satyre in Händen, die an Ebert gerichtet ist. Diese Satyre oder vielmehr dieses Fragment, ist noch so, wie es in der ersten Hitze eines schnellen Einfalls geschrieben worden ist. Ich habe es schon lange und aus mehr als einem Grunde dem Cammine bestimmt. Ich erinnere mich ihr nur dunkel; die beurtheilten Personen sind auch nur auf Seiten ihrer Schriften angegriffen; allein vielleicht sind sie zu strenge angegriffen; und ich möchte überhaupt nicht gern eine Satyre geschrieben haben. Sie könnte durch einen Zufall öffentlich bekannt werden, und das wollte ich durchaus nicht. Du weißt, wie Gleim ist. Wenn er so was hat, so giebt ers nicht wieder. Ich habe ihn schon lange Zeit darum gebeten. Könntest Du sie nicht von ihm kriegen? Du wirst das schon zu machen wissen. Die Schuld von allen möglichen Künsten, die Du dabei anwenden wirst, soll auf mich fallen. Du siehst wohl, daß ich wünschte, daß Du Dich meines M. S. bemächtigtest, ohne daß Gleim aus irgend einem Argwohn eine Abschrift davon genommen hätte.

Ich will Deine Wunde wegen der seligen Prinzessin nicht wieder aufreißen; unterdeß kann ich doch der Begierde nicht wiederstehen, die ich habe, Deine Nachricht von ihren letzten Stunden zu lesen. Wenn Du meine Commission ausführst; und mir diese Nachricht gibst: so will ich Dir sogar Dein künftiges Nicht-schreiben auf ein Paar Monate, aber länger nicht, vergeben. Ob meine Frau ebenso großmüthig seyn wird, das wirst Du auf der andern Seite zu lesen bekommen, wenn sie anders nicht in ihrer Bosheit gegen Dich soweit geht, daß sie Dir gar nicht schreiben mag. Daß dieser Brief einen Kuß an Dein Hannchen und Ihre Kleinen mitbringt, das wirst Du wohl von selbst einsehen.

Dein Klopstock.

(Von Meta): Nachdem Sie auch meinen letzten Brief haben unbeantwortet lassen können; so habe ich Ihnen weiter nichts zu sagen.

M. Kl.

Ich habe Dir gestern diesen Brief geschrieben; und ich weis leider heute noch nicht recht, was für einen datum wir haben, und ich habe auch, weil ich aus muß, nicht Zeit, mich danach zu erkundigen. Meine Frau hat Dir da ziemlich schnippisch geschrieben. Weist Du, woher es kommt, daß das Mädchen so schnippisch ist. Sie hat ihre fausses couches gehabt, deren die eine Zwillinge waren. Mein Schwiegervater ist aus ernster Gefahr; und Schmidts Bruder ist auch besser. Die Schmidt befindet sich vortrefflich.

Metabriefe.

1.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 65 und Nr. 66.)

Hamburg d. 22ten Oct. 1753
Abends um halb sieben.

Sie haben mir eine große Freude durch Ihren heutigen Brief gemacht, meine lieben Gisefen. Ach es war auch so lange, daß ich keinen hatte. Aber Sie werden sagen, es ist auch lange, daß sie keinen von mir haben, und also muß ich Ihnen wohl ein bischen von allen den Abhaltungen erzählen, die ich gehabt habe. Jetzt bin ich gottlob wieder in meiner vorigen Ruhe und werde auch daher wieder fleissiger schreiben. Erstlich, meine lieben Freunde, haben wir

schon seit einiger Zeit hier so etwas von einem Aufruhr, welcher von den Handwerkern verursacht ward, gehabt. Ich habe Ihnen nicht davon schreiben wollen, auf daß Sie sich keine Sorge meinetwegen machen sollten. Er ist gottlob von keiner großen Ge[illegible] gewesen, aber um Klopstocks Braut auch nur die allerkleinste [illegible] verhüten, habe ich mich acht Tage in Altona aufgehalten. Ich konnte dieses mit sehr guter Art thun, weil die Bürgermeisterin Bauer eine alte Bekannte von mir ist, die noch mit mir bei [illegible] Hettel erzogen. Sie nahm mich auch sehr freundschaftlich auf, [illegible] ich ihr gleich ganz unvermuthet auf den Hals kam und [illegible] ungern wieder weg. Dennoch halten sich die Leute hier sehr dar[illegible] auf, daß ich nach Altona gegangen bin. Denn jetzt, da der Aufruhr glücklich gestillt ist, haben sie das vorher sehen können, daß es [illegible] gut ablaufen würde. Aber das verschlägt mir nichts. Ich [illegible] Klopstocks Braut! Ich hätte Ihnen gerne aus Altona geschrieben, aber man ließ mir keine Zeit dazu. Aber an Klopstock zu schreiben mußte man mir doch Zeit lassen. Wir haben unsere Ruhe [illegible] mit Klopstocks bestem Könige zu danken. Denn er ließ [illegible] rechten Zeit ein scharfes Mandat in Altona anschlagen, [illegible] harter Strafe verboten war, keinen von unsern Aufrührern in [illegible] Landen zu beherbergen. Unsere meisten Aufrührer waren nach Altona geflüchtet. Sie mußten jetzt wieder umkehren und um Gnade bitten. Ist unser König nicht gut? Ach, ich habe auch so [illegible] er hätte das Mandat noch nicht gegeben, [illegible] Ihn gebeten. Vielleicht glaubte er, als einer von allen [illegible] wirklichen Unterthanen.

Die Freude von meinen [illegible] Familie. Meine Tante [illegible] und meine Schwester [illegible] und an einem Tage gestorben. Die erste nach einer kurzen Krankheit. Sie war eine Frau, für die ich von Jugend auf [illegible] Hochachtung gehabt habe. [illegible]

[illegible]

und wohl. Auf einmal fällt er hin, verliert Sprache und Verstand. Er wird in die Stadt gebracht und ungeachtet Alles was gebraucht wird, ist er 2 Stunden darauf todt. — Kaum war die Persent gestorben, so kommt man und sagt uns: von Winthem ist auch todt. Stellen Sie sich einmal unsere Bestürzung vor. Unterdeß ist meine Gesundheit gottlob so fest, daß alles dieses Schrecken und alle diese Unruhe mir im geringsten nicht geschadet haben.

(Der Schluß scheint zu fehlen.)

2.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 65 und 66.)

den 10ten Nov. 1753.

Endlich langt einmal ein Brief von Cl. Kl. für ihre Giseken wieder in Hasselfelde an. Das ist ja was entsetzliches so selten wir uns itzt schreiben. Aber können wirs doch nicht helfen. Ich werde gewiß nicht unterlassen Ihnen meine Geschichte weiter zu erzählen, wenn ich dazu Zeit habe. Vergessen Sies aber auch nicht in der Erzählung Ihres Tages fortzufahren. Ach Giseke, wie süß ist sie! Sie entzückt mich! Aber allemal entsteht auch von neuem der Wunsch, daß ich mit meinem Klopstock doch auch so auf dem Lande möchte leben können. Sie werden sagen, die eigentliche Süssigkeit Ihrer Tage kann ich mit Kl. in unserm Hause eben so gut haben als Sie mit H. in Ihrem. Das ist wahr. Aber wie oft werden wir nicht gestört werden. Sie sind so schön allein. Wer zu Ihnen kommt, das ist ein Freund (und das ist sehr süß), aber wer zu uns kommt, das kann sehr oft ein Menschengesicht seyn. Denn ich merke wohl, daß ein jeder Narr in Kopp. Kls. Bekanntschaft sucht. — Doch findet ein Herz, das Freunde sucht auch an allen Orten Freunde. Und das Schicksal ist uns so günstig, daß wir sie sogar in Leuten finden, wo man es am allerwenigsten vermuthen sollte. Sie werden vielleicht den Namen Hohorst so von ungefehr kennen (er ist ein nicht gar zu guter Dichter). Diesen hatte ich vor einigen Jahren wohl hier in Gesellschaft gesehen und das Urteil von ihm gefällt, daß er ein Narr wäre. (So leicht ist es, daß ein gutes Herz und ein guter Verstand durch schlechte Gesellschaften diese Seite der lächerlichen Galanterie annehmen können). Ich hatte schon von Oertling gehört, daß Kl. mit ihm umgienge und ihn sehr gebessert hätte. Ich wollte von dem letzteren noch nichts glauben. Jetzt geht er durch Hamburg und will mich besuchen. Ich war sehr

gleichgültig zu seinem Besuch. Denn es haben mich schon mehr Leute aus Kopp. besucht, die gewiß nicht alle meine Freunde werden. Aber wie bald verwandelte meine Gleichgültigkeit sich in Freundschaft! Das beste Herz, einen sehr guten Verstand, gar kein Narr mehr (einige kleine Anfälle von Eitelkeit zwar noch mitunter: aber die wollen wir ihm schon abgewöhnen). Eine rechte Beyträgerfreundschaft für Kl. und mich und ein sehr sehnliches Verlangen Sie und Cramer und alle übrigen Beyträger kennen zu lernen. (Nach Ihnen fragte er auf diese Art: Wie heißt doch der kleine Pastor, den Kl. so vorzüglich liebt, von dem er so viel und so gerne spricht?) Alles an ihm, sogar der Dichter, hat sich gebessert. (ich halte das sonst für sehr schwer.) Er hat mir einige Strophen einer Uebersetzung des Popischen allgemeinen Gebets vorgesagt, die vortrefflich war. Wobey Hegel (?) seine lange nicht kömmt. Ich habe schon immer wider diese Uebersetzung etwas auszusetzen gehabt. —

Ich brauche mich gegen Sie nicht zu entschuldigen, daß ich so weitläuftig gewesen. Sie werden mit mir einig seyn, daß ein neuer Freund das allemal verdient. Wir haben ihm auch zu danken, daß er meinen Stiefvater (er ist sein Vetter) und durch ihn folglich meine Mutter sehr zu Kls. Vortheil eingenommen hat.

Ihr Mittag, meine Gisekens, ist allerliebst. Der unsrige wird ihm gewiß sehr ähnlich werden. Nur werden wir niemals neben einander über sitzen. Ich schmelle gewaltig, wie ich das von Ihnen las. Sie söhnten sich aber bald mit mir wieder aus, wie ich fand, daß Sie in dieser Symmetrie doch nicht den ganzen Mittag bleiben. Das wäre aber auch wohl nicht möglich! Wissen Sie, wie wirs machen wollen? Kl. hat es sich schon ausgebeten (oder wenn Sie etwa glauben, daß der Ausdruck sich für einen Ehemann besser schickt, schon befohlen) daß in jedem Zimmer ein Canapee seyn sollte. (Nicht der Pracht, sondern der Ehelichkeit wegen). Auf dem Canapee sitzend also werden wir essen, auf dem Canapee werden wir Thee trinken, und auf dem Canapee alles thun, z. E. ich an der einen Seite mein Kind einwickeln und Kl. an der andern an einem kleinen Tische schreiben. Meynen Sie nicht, daß das sich thun läßt? O wir wollen uns schon behelfen! Wie süß wird es sich so sitzen lassen, Hannchen! Da kann man sich recht an seinem Manne schmiegen. (Oder in unsrer Sprache hinanhümmen). Geschwinde kann man auf seinen Schooß hüpeln (alles nach unsrer Sprache, wovon ich Ihnen bald ein Lexicon schicken werde, um meinen Brief zu verstehn). — (Unterschrift fehlt.)

3.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 65 und 66.)

22ten November 53.

(Der Anfang scheint zu fehlen.)

Cramer gewinnt, wenn er nach Kopp. kommt. Cramers eigene Ausdrücke sind wohl eher gewesen: Was werde ich fühlen, wenn ich vor dem einzigen Friederich, dem einzigen heutigen Könige von Gott reden werde und von der Tugend und in die Seelen von seinen Freuden! Kann ich einen weitern Schauplatz begehren? und daß mehr. — Wirklich der weite Schauplatz, der vortreffliche König, die guten Minister, das halte ich sehr für Hauptsachen! Wie viel Gutes kann Cramer nicht da stiften! Und dazu mehr Gelegenheit haben, das heiße ich gewinnen. Wie viel besser kann er nicht in Kopp. für seine Kinder sorgen als in Quedlinburg! — Und wenn wirs wieder von einer andern Seite ansehn. In Kopp. ist Cr. für Zeit Lebens gut versorgt und je länger er lebt, desto mehr gewinnt er. In Quedlinburg bleibt er vors erste wie er ist und wenn seine Aebtissin stirbt, so können seine Umstände, wie Sie mir selbst gesagt haben, sehr verändert werden. Aber Jerusalem, Sie und Gärtner, die vermutlich alle Umstände so gut überlegt haben als ich, und die allemal mehr Einsicht besitzen, haben Cr. gerathen nicht hinzugehen, wofern alle Accidentien nicht vorher genau bestimmt wären, und er nicht gleich zu Anfang mehr einnähme als itzt. Das erste muß ich wieder mit der Unmöglichkeit des bestimmens beantworten. Haben Sie selbst ganz genau gewußt, wie viel Sie an Accidentien einzunehmen hatten, Giseke? Und das gienge bey Ihnen doch immer eher an, weil Sie der einzige über Ihre Gemeinde sind. — Ich kann die Ursachen noch nicht herausbringen, die Jerusalem hat, allen Leuten abzurathen nach Dänemark zu gehen. Ich erinnere mich noch, daß er zu Ihnen wegen der Soroeischen Stelle gesagt: Man müsse den Anschlägen nach Dänemark zu kommen, nicht allzuviel Gehör geben. Warum nicht? Ich sollte fast denken, er wollte die guten Leute nicht gerne aus dem Lande, oder wenigstens aus der Nachbarschaft lassen. Und Sie und Gärtner sind am Ende auch partheyisch. Nämlich auf eine gute Art — — — —. Doch das versteht sich von selbst und so versteht sich alles was ich von Cr. und Ihnen gesagt habe. Sie wollen Cr. nicht gerne missen, daher stellt sich Ihnen alles bey seinem Abzuge schwer vor. Ich bin wieder von der andren Seite partheyisch. Ich will Cr. gerne

haben, daher stellt sich mir alles leicht vor. Ich wollte Ihnen und Cr. noch alles vergeben, wenn Sie Ihre Bedenklichkeiten nur eher gemacht hätten. Aber nachdem Cr. schon gewiß schreibt, daß er kommen will, nachdem mein Kl. dies Moltke und Bernstorf und vielleicht gar dem Könige selbst gesagt hat, nun vielleicht nicht kommen zu wollen!!

Denken Sie einmal, wenn seine vocation vielleicht schon unterwegs ist und Cr. hernach nicht kommen will, wie übel wird man das in Kopp. aufnehmen! Und wird aller Verdruß davon nicht auf meinen armen Kl. fallen! Das ist nur, was mich beunruhigt, was mich traurig und verdrießlich macht — Kl. schreibt in seinem letzten Briefe, er hätte so was gemerkt, als wenn Cr. wohl 1000 Thlr. fixum kriegen könnte. Aber gewiß wird er das nicht sagen können. Das meiste wird darauf ankommen, wie Cr. dem Könige gefällt. Und Sie, die Sie Cr. besser kennen als ich, meinen Sie, daß er Ihm gefällt? Ich muß Ihnen auch noch sagen, daß Kopp. so theuer auch wohl nicht ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich sprach jemanden daher, der sagte, daß Leute, die keinen großen Aufwand machten, als wir alle vermuthlich nicht gern [illegible] nämlich große Malzeiten geben, Kutsche und Pferde halten u. dergl. ganz gut mit 1000 Thlr. auskommen könnten. Und Cr. hat doch allemal gewiß mehr. Ein Geistlicher hat dazu immer noch weniger Gelegenheit, Aufwand zu machen, als ein anderer.

Und das bitte ich Sie, mein liebster Gieseke, mein Freund, mein Bruder um alle unsre Freundschaft, um die Beförderung des [illegible] überlegen Sie alles noch einmal. Sehen Sie, ob ich nicht auf [illegible] Seite den besten Recht habe und ob Sie einige Sorgen nicht [illegible] machen. Ob Cr. sich nicht immer mehr [illegible] verschlimmert, wenn wir alles betrachten. Wenn Sie das [illegible] so bitte ich Sie alles warum ich Sie erst bat, schreiben Sie an [illegible] und beruhigen [illegible]

Warum hat doch in diesen Zeiten die Meinung nicht [illegible] [illegible] gilt [illegible] [illegible] [illegible] nichts zu [illegible] [illegible] Sie [illegible] von Kopp. nach [illegible] Sie [illegible] Sie auch zu uns [illegible] [illegible] an Sie [illegible] — O Schicksal, [illegible] Meinung nicht [illegible]!

Den 23ten.

Sie sind doch itzt schon wieder in Trautenstein, meine lieben Gisefen? Ich zweifle nicht, daß Sie in Quedl. sehr vergnügt gewesen sind. Sie haben meine lieben Schwiegereltern doch gesprochen? Sie sind doch gesund? Was machen meine lieben Geschwister? Wird Hannchen immer liebenswürdiger? Nach ihren Briefen wird sies. Das liebe Kind freute sich schon so sehr mit Cramer zu reisen. Wenn nun daraus nichts würde! — Haben meine Schwiegereltern mich lieb? Hat Papa auch was an mir auszusetzen? Diese Fragen mögte ich gerne alle beantwortet haben, aber nur dann, wann Sie Zeit und Lust dazu haben. — Und ich will Sie nicht länger stören, in Hannchens Armen etwas anders, als Verliebtheit zu denken. Nur das einzige noch: Cramer kann alle seine Möblen, wenn ihrer auch noch so viel sind, (und wieviel können ihrer denn seyn?) sehr wohlfeil zu Schiffe transportieren. — Ich bitte nochmals um abermalige Ueberlegung. Wenn ich Sie nicht so sehr für meinen Freund hielte als ich tue, so würde ich diesen Brief gewiß nicht geschrieben haben, das können Sie leicht einsehen.

Meta Moller.

4.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 70 und 71.)

den 3ten April 1754.

Viel Glück zu dem gestrigen Tage, meine lieben Gisefen! Das mag ein Geburtstag gewesen seyn! In Ihrer Frauen Armen, Giseke! Nun, ich wünsche Ihnen alles, was Sie mir zu dem meinigen gewünscht haben. Das ist doch das beste, was wir uns wünschen können. Und mir wünsche ich, daß wir diesen Tag noch oft mögen zusammen zubringen. Wir haben gestern gefeyert, das versteht sich. Aber Sie rathen wohl nicht, mit welcher Gesellschaft. Mit meiner Schwester und meinem Schwager Dimpfel und mit Olden. Wir haben Herrn Pastors und der Frau Pastorin Gesundheit getrunken, daß es klang. Und mein Schwager Dimpfel hat mitgetrunken, daß es eine rechte Lust war. Den Tag vorher besuchten wir Ihre Tante und Schwester. Ich war so vergnügt daselbst, daß ich eine Stunde länger blieb, als ich glaubte. Ihre Tante sagte,

nach ihrer Gewohnheit, bon mots, die mich entzückten und Ihre Schwester war nicht mehr so blöde, als sie im Anfange unserer Bekanntschaft zu seyn pflegte. Sie sagte mit einer recht süssen, zärtlichen Mine: daß morgen ihres lieben Bruders Geburtstag wäre, und freute sich, daß ich das auch wußte. Sie sprachen überhaupt beyde mit viel Zärtlichkeit von Ihnen und Hannchen. Sehen Sie, Herr Bruder, nun habe ich einmal zuerst von Ihnen geredt, dafür aber werde ich nun desto mehr von mir reden.

Mein Kl., mein süßer bester, einziger Kl., will kommen und mich abholen. Sobald er merkte, der Einzige, daß ich traurig war, so entschloß er sich hierzu, ungeachtet aller Ursachen, die er zum Gegentheil hat. Dieses hat nun auch gottlob, eine große Veränderung in meine Familie gemacht. Man begegnet mir ganz gut. Die Dimpfel interessirt sich auf das äußerste für mich. Nur möchte sie gerne, daß Kl. einen Titel annehme und das möchte ich eben nicht. Daß die Schmidt gut ist, versteht sich. Meine Schwäger mischen sich in nichts. Ich habe es ihnen gesagt und sie haben mir Glück gewünscht: Dimpfel that das gestern ganz feyerlich. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir bey dieser ersten gratulation zu Muthe war. Ich hatte so große Lust zu lachen. Aber wie ich die Worte hörte: Mit Kl. verlobt, da lief mir Entzückung durch alle Adern. Ach hernach wurde so ordentlich von Herrn Kl. gesprochen und Herrn Kl. seine Gesundheit so ordentlich getrunken. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie süß mir das ist! Was wirds nicht seyn, wenn erst ein jeder so ordentlich von Herrn Kl. spricht. Ich habe schon zu Kl. gesagt, ich glaubte, ich würde als dann einen jeden Narren lieb haben, bloß weil er seinen Namen nennte. — Mein Herr Stiefvater behauptet seinen Charakter. Diese zweyjärige Güte ist lauter Verstellung gewesen. Er beschwert sich über mich. Ich weis nicht weswegen. Er ist der erste gewesen, dem ichs gesagt habe und auf alle Grobheiten und Verächtlichkeiten, die er gegen mich und meinen Kl. ausgestoßen, habe ich immer mit vieler Mäßigung geantwortet. Das lächerlichste ist, daß er die Sache dadurch zu hintertreiben denkt, daß er mich gegen meinen Kl. aufzubringen sucht. Er mag itzt wohl so ein bischen merken, daß das nicht angeht, denn itzt sucht er meine Mutter gegen mich aufzubringen. Gottlob, daß das keine Noth hat: denn Mamma behauptet zu sehr ihren Charakter als er seinen. Sie ist immer zärtlich und furchtsam. Sie will mir nicht zuwider seyn, aber sie kann sich nicht vorstellen, daß ich glücklich werde. Sie glaubt nach dem was wir ihr

sagen, und aus einigen Stunden, worin sie Kl. gesehen hat, daß er gut ist; aber kluge Leute können sich doch immer verstellen. Und wenn das auch nicht ist, so kann ich doch künftig nicht so meine Gemächlichkeit haben als itzt und das ist ein großes Unglück. Ueber das so liegt Kopp. entweder in der Barbarey oder in Grönland oder auch beyderwegen; ich habe das aus ihrer Karte noch nicht so recht herausfinden können. Und dann so werden wir uns doch niemals wiedersehen und dergleichen. Sie sehen, meine lieben Gisefen, daß ich große Ursache habe zufrieden zu seyn. Meine liebe Mutter wird vieles von ihrer Traurigkeit und ihren Zweifeln verlieren, wenn sie nur ihren Schwiegersohn erst recht kennt. Ich wollte, daß es möglich wäre mich nicht von ihr zu trennen, aber das ist nun nicht möglich. — Ich bin so weitläuftig gewesen, daß ich nun darüber nicht mehr schreiben kann. Aber ich hoffe, daß die Weitläuftigkeit Ihnen nicht zuwider ist. Wenn mein Kl. kommt, davon wissen wir nichts.

Ihr Clärchen Klopstock.

5.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 70 und 71.)

den 27ten Apr. 1754.

Lange, lange haben wir uns nicht geschrieben, meine lieben Gisefen, das ist wahr. Aber itzt sollen Sie auch einen Brief haben, der Ihnen alles das lange Stillschweigen ersetzen kann. Mein einziger Klopstock ist den 21ten bei unserm einzigen Könige gewesen. Der König hat ihn sprechen wollen, um ihm selbst folgendes zu sagen. Daß er ihm eine Zulage zu seinem Gehalte gäbe (und daß recht nach unserm Geschmack ohne Amt und Bedienung) und daß Kl. den 28ten May in der Suite des Königs abreisen könnte. O wenn ich Sie spräche, was würde ich Ihnen dann nicht alles von unserm besten Könige zu sagen haben! Welch ein sanftes Herz hat Er! Wie ist Er — ich weis selbst nicht was ich sagen soll — so göttlich oder so menschlich! Schreiben lassen sich dergleichen Sachen nicht. Ich wollte aber, daß ich Ihnen sagen könnte, w i e Er mit Kl. gesprochen. Wie von seiner Wahl, von unserer Liebe, von ihrer Dauer, von ihrer Art, und selbst von dem Vergnügen, daß Kl. haben würde in meiner Gesellschaft am Messias zu arbeiten. Was muß Kl. empfunden haben, wie er vor seinem Könige von

seinem Mädchen gesprochen hat. Und sie haben weitläuftig über mich gesprochen. Von meiner Person, von meinem Herzen, von meinem Geschmack und sogar von meinen bischen Sprachen und Wissenschaften. Kl. hat aber auch gesagt, daß ich das gar nicht wäre, was man ein gelehrtes Frauenzimmer nennt, und darüber hat sich der König gefreut. Es ist mir eine rechte Freude, sie glücklich zu machen; ach, das hat unser bester König mehr als einmal gesagt. O, und hundert ganz vortreflich süße Sachen mehr, die ich nur aus Behutsamkeit nicht schreibe; weil Kl. nicht gern das Ansehen haben will, als wenn er sich dessen rühmte. Und das alles mit einer so menschlichen, so natürlichen Mine, die Kl. ganz entzückt hat. Freuen Sie sich nicht, daß Cramer und Klopstock einen solchen König haben? . . . . Aber freuen Sie sich auch nicht, daß mein Kl. und ich nun so bald werden glücklich seyn? Wenn Kl. nicht auf seiner Reise, weil die mit dem Könige geschieht, aufgehalten wird, so hoffe ich, daß am 10ten Juni unsre Hochzeit seyn wird. Ach, Giseke! — Ach! — — Sie wissen, wie glücklich ich bin! Sie wissen, wie ich liebe, und wie ich geliebt werde! —

Mit meiner Familie geht alles nach Wunsch. Meine Schwester und mein Schwäger sind ganz mit uns eins. Meine Mutter, meine liebe, zärtliche beste Mutter — — verdient Klopstocks Schwiegermutter zu seyn. Mein Stiefvater aber — — — der handelt seinem Charakter gemäß. Alle die zwey Jahr (wie er vielleicht hoffte, daß aus der Sache nichts werden sollte) ist er ganz freundlich und einig mit mir gewesen. Jetzt aber ist er (ohne daß wir eine Ursache davon wissen) ganz gegen mich. Er sucht meine Schwestern, meine Schwäger, selbst meine Mutter gegen mich aufzubringen. Es glückt ihm aber gottlob nicht. Wie er nicht weiter hat fortkommen können, so hat er endlich Mama vorgelogen, ich hätte gesagt: Es wäre mir ganz gleichgültig, ob sie stürbe oder nicht und dergl. Denken Sie einmal, wie meine liebste Mutter hat darauf geantwortet: Wenn sie das gesagt hat, so vergebe ich ihrs, denn Sie hats gewiß nur in Unmuth gesagt. Weil mein Stiefvater so arg ist, und ich ihn gewiß nicht bessern werde, so will ich nicht weiter mit ihm sprechen, mich nicht über ihn erzürnen und geduldig ertragen alles, was er vornehmen wird. Dennoch schreib ich Kl. nichts hiervon. Denn weil er sehr feige ist, so hoffe ich, daß er sich gegen Kls. Ankunft noch ändert. —

* * *

6.

(Fehlt bei Lappenberg zwischen Nr. 70 und 71.)

den 22ten May 1754 Abends spät.

Wer seinem Hochzeittage so nahe ist, und so viel einzukaufen hat, als Clärchen Kl. der kann nicht viel schreiben. Das werden Sie so gut seyn, als ausgemacht anzunehmen, meine lieben Gisekens. Wer weis, was man itzt in Trautenstein für Geschäfte hat. Ich habe so ein bischen von Cramers und Hannchen Kl. gemerkt; aber mir ist noch nichts gesagt, folglich nehme ich keine Kenntniß von den Sachen, pflegte mein Stiefvater zu sagen. — Mit Cramers und H. Kl. haben wir die Tage, welche sie hier gewesen sind viel Freude gehabt. Ich muß Ihnen doch erzählen, wie es uns ging. Den Tag, wie wir sie vermutheten, fahren Olde, die Scheelin, Hohorst und ich ihnen nach Hamm entgegen. Erst waren wir lauter Freude, je später es aber anfing zu werden, desto trauriger wurden wir. Wir fragten alle Leute, die des Wegs herkamen, auch die Fußgänger, ob sie keinen Reisewagen gesehen. Einer zu Pferde (denn die zu Fuße konnten es nicht sagen) gab uns die Nachricht, daß er einen gesehen. O wie froh waren wir da! Aber gleichwohl kam keiner und wir mußten zur Stadt. Wie traurig und stille wir hinein fuhren, das können Sie sich vorstellen. Wie wir ans Thor kamen, fragten wir, ob kein Cramer angekommen wäre: und da hörten wirs nun, daß er einen anderen Weg gefahren. Wir schrien alle, daß der Kutscher geschwinde fahren sollte, und o! wie lange ward uns doch der Weg. Sobald der Wagen hielt, sprang ich heraus, ohne daß Olde mir einmal die Hand geben konnte. Ich lief zu Cr. hin, sagte aber kein Wort: „Das ist meine Frau" sagte Cr. Nein, sagte ich, das ist Hannchen Klopstock und sie wars. Nun werden Sie mir doch nicht die Frage thun mit Ihren großen blauen Augen, wie Cr. mir gefallen? So wie Cramer mir gefallen muß. Ich bin mir aber auch ernstlich gut dafür, daß ich mir das alles von ihm vorgestellt. Charlotte — — — nun die war krank, folglich können wir nicht über sie urtheilen, ich denke aber doch immer, daß Cramers Frau so seyn wird, daß sie Klopstocks Frauen Freundin seyn kann. Mein liebes Hannchen Klopstock aber, o Giseke, davon haben Sie mir viel zu wenig gesagt! Sie hat mir und in allem, ganz erstaunlich gefallen. Ein ganz vortrefliches Herz, weit mehr Verstand als ich jemals nach ihren Briefen und ihrer Beschreibung geglaubt habe, ein sehr einnehmendes

Wesen, eine angenehme Bildung und viel, viel Zärtlichkeit für mich. Sie hat bey mir logirt. Ich habe sie unbeschreiblich lieb und ich sehe es als einen Nebenumstand an, der meine Glückseligkeit sehr vermehren wird, daß sie so nach meinem Geschmack ist. Mit einem Worte, sie wird in Kopp. meine Schlebusch seyn. Hannchen hat durchgehends in Hamburg gefallen. Sie hat mir aufgetragen Sie zu grüßen, und Ihnen für Ihren Brief zu danken. Herr Cramer und die Mad^me haben sich ordentlich in einander verliebt; ich weis nicht, was daraus entstehen würde, wenn Charlotte stürbe! Nun Cr. kriegte eine sanfte Frau an sie. Das ist sehr gut für uns, Hannchen Gisеke, daß Cr. der Schlebusch nun noch besser gefallen hat als Klopstock und Giseke; denn nun betet sie nicht so sehr für unsern Tod.

Jetzt werde ich Ihnen wohl nur noch einen sehr kurzen Brief vor meiner Hochzeit schreiben können, nämlich wenn mein Kl. erst hier ist. Ich reise ihm den 2ten Juni nach Pinneberg entgegen. Die Hochzeit ist noch immer am 10ten. — Ach, Giseke wie glücklich bin ich! — Aber ich muß mich gar nicht einlassen, auch nur eine Sylbe hiervon zu sagen. — Leben Sie vergnügt und freuen sich über

Ihre glückliche, glückliche Meta Moller.

Anmerkungen zu den Briefen.

Klopstockbriefe.

1.

Geschrieben auf der Uebersiedelungsreise Klopstocks von der Schweiz nach Kopenhagen. Der letzte vorhergehende Brief an Giseke ist datiert vom 12ten Juni 1749. Diese lange Pause macht es erklärlich, daß Kl. seinen Freund gegen frühere Gewohnheit mit „Sie" anredet, wie es in den feinen Leipziger Kreisen übrigens gebräuchlich war. Schon im nächsten Briefe kehrt er zum traulichen „Du" zurück. Der Brief geht nach Braunschweig, wo Giseke damals im Hause des Abts Jerusalem Erzieher war. Am dortigen Gymnasium Karolinum waren Gärtner und Ebert als Lehrer angestellt. Mad Kruse ist Gisekes Braut „Hannchen", die jüngere Schwester der Frau Gärtner. Der kleine Poet ist Giseke.

2.

Bei Lappenberg unter Nr. 45 unvollständig und mit einem Lesefehler abgedruckt. — Hartmann Rahn, ein Züricher Kaufmann, hatte eine besondere Erfindung in der Seidenmalerei gemacht, an deren geschäftlicher Ausnutzung er Kl. beteiligen wollte, folgte Kl. nach Dänemark, legte dort eine Fabrik an und wurde durch Verheiratung mit Johanna Victoria Klopstock der Schwager des Dichters.

Schlegel ist der deutsche Dichter Elias Schlegel, der bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1749 Professor an der Ritterakademie in Soroe war.

3.

Bei Lappenberg unter Nr. 52 zum Teil abgedruckt. Der dort fehlende zweite Teil bezieht sich auf Ebert, der damals durch den Tod seiner Braut in verzweifelte Trauer versetzt war.

4.

Inzwischen ist Kl. bei Meta Moller gewesen und hat sich mit ihr heimlich verlobt. Während seine Braut, die erkrankt und stets von zarter Gesundheit war, sich zur Erholung aufs Land begab, reiste Kl. weiter nach seiner Heimat Quedlinburg und Braunschweig. Im Herbst kehrte er zurück und verbrachte noch einige Zeit bei seiner Braut. Aus dieser Zeit stammt dieser gemeinschaftliche reizende Brief voll tiefen und zärtlich besorgten Brautglücks.

Ueber die wechselnden Vornamen für seine Braut vergl. die vorhergehende Erörterung.

Die „Schmidten“ ist die eine an den Kaufmann Schmidt verheiratete Schwester Metas, die Schleebusch und Hertel 2 Freundinnen Metas.

Mit L. und H. sind die beiden Schwestern Luise Gärtner und Hannchen Kruse nochmals genannt, ebenso wie Kl. Giseke mit seinem Vornamen Dietrich noch einmal wiederholt und sich selbst doppelt unterschreibt. Er will damit wohl die Umständlichkeit und genaue Aufzählungsmanier Gisekes in seinen Briefen verspotten.

5.

Die Unsicherheit von Gisekes Lage bezieht sich auf das nahe Ende seiner Stellung im Hause Jerusalems, die zu Weihnachten 1752 aufhörte, und wahrscheinlich auf eine fehlgeschlagene Hoffnung in Bezug auf eine Pfarrstelle.

6.

Bezieht sich auf die Hochzeit Gisekes am 15. 8. 53.

Das Ende des Briefes gibt ein Rätsel auf. Es lautet so, als ob Meta zugegen wäre und etwas dazu schreiben könnte. Und wirklich ist der Schlußsatz aus dem Sinne der Meta heraus geschrieben, aber Meta ist doch damals in Hamburg, während der Brief aus Lingby in Dänemark datiert ist.

Hier vermißt man die Einsicht in das Original, die sofort ergeben würde, ob die durch ein M. G. am Rande eingeleitete Nachschrift wirklich von Metas Hand stammt. In diesem Falle wäre anzunehmen, daß Kl. den Brief zuerst nach Hamburg zur weiteren Beförderung geschickt hätte. Gegen diese Vermutung spricht freilich alle Wahrscheinlichkeit. Die rechte Erklärung dürfte vielmehr die sein, daß Kl. hier ein scherzhaftes Zwiegespräch mit der abwesenden Meta fingiert, ebenso wie er es in dem vorhergehenden Teile des Briefes mit dem fernen Ehepaare Giseke und mit Gärtner gemacht hat.

7.

Der letzte nachweisbare Brief Gisekes an Kl. stammt aus dem J. 1754.

Kl. ist mit Meta im Herbst 1757 nach Hamburg gereist und bleibt dort mit ihr bis zum August des folgenden Jahres, dann macht er eine rasche Reise nach Dänemark und verlebt noch 2 Monate mit Meta, die am 27. 11. 1758 stirbt.

Der Brief enthält eine der wenigen Beziehungen auf die öffentlichen Begebenheiten, die in den Klopstockbriefen vorkommen. Auch sie ist kühler gehalten als das welthistorische Ereignis des 7jähr. Krieges erwarten läßt, zumal wenn man bedenkt, daß Kl.'s eigene nächste Verwandte im Bereich der Kriegsgefahren lebten.

Olde ist der auch im Wingolf verherrlichte Universitätsfreund von Klopstock, der in Hamburg als Arzt lebte und 1759 starb. Seine Frau ist die schon erwähnte K. E. Schleebusch.

Schmidt: der eine von Metas Schwägern.

Alberti: der ausgezeichnete, durch seine Fehde mit dem Hauptpastor Göze bekannt gewordene Hamburger Prediger.

Schlegel: Adolf Schlegel, der jüngere Bruder des Dramatikers Schlegel, Vater der bekannten Romantiker Gebrüder Schlegel.

Die selige Prinzessin, die Diakonissin des Stiftes Quedlinburg, Sophie Christine Luise von Holstein-Plön, gestorben 1757.

Das Drama Kl.'s, der Tod Adams, erschien im Frühjahr 1757, seine geistlichen Lieder im Herbst 1757. Wenn Kl. auch gegen die zünftige Kritik Zeit seines Lebens sich Gleichgültigkeit zur Pflicht gemacht hat, so sieht man doch aus dieser Aufforderung an Giseke, daß ihm an dem Urteile seiner Freunde gelegen war.

Sehr interessant ist der Hinweis auf eine von ihm selbst verfaßte Satire literarischen Inhaltes. Damit ist seine Betätigung auf einem schriftstellerischen Gebiete erwiesen, das er sonst nur in der Form von Epigrammen gepflegt, im allgemeinen aber nicht angebaut hat. Daß diese Zurückhaltung eine grundsätzliche war, weil er diese literarische Gattung seiner nicht recht würdig hielt, geht aus dieser Briefstelle klar hervor. Vergl. hierzu Muncker, Klopstock Seite 295 Anmerk.

Metabriefe.

1.

Die Dimpfel ist Metas an einen Herrn Dimpfel verheiratete Schwester.

3.

Cramer: Johann Andreas Cramer, das bekannte, geistig bedeutende Mitglied des Leipziger Freundeskreises der Bremer Beiträger, war seit 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg. Seine Berufung nach Kopenhagen als Hofprediger wurde von Kl. seit 1753 betrieben; berufen wurde er 1754.

4.

Gisekes einzige am Leben gebliebene Schwester wohnte unverheiratet in Hamburg bei einer Tante; sie starb 1769.

Metas Stiefvater ist der Kaufmann Hulle † 1757; ihre Mutter ist eine geborene Persent † 1766.

5.

Kl. war von König Friedrich V. ohne Titel und Amt mit einem Jahresgehalte von 400 Thlr. nach Kopenhagen berufen worden, lediglich damit er den Messias vollenden könnte; am 31. März 1754, an seinem Geburtstage, verlieh der König ihm eine Zulage von 200 Thlr.; später steigerte sich das Gehalt bis auf 800 Thlr.

6.

Cramer befand sich auf seiner Reise nach Kopenhagen, um dort seine Stelle als Hofprediger anzutreten. Seine Frau Charlotte ist

die jüngere Schwester der im Kreise der Bremer Beiträger berühmten und oft verherrlichten Johanna Radike.

Hannchen Klopstock ist die zweitälteste Schwester des Dichters: geboren 1730, heiratet seinen Freund Rahn (vergl. Bem. zu Nr. II der Klopstockbriefe). Nach der Angabe Lappenbergs s. Seite 464 ist sie schon seit 1751 mit Rahn verheiratet; dem widerspricht aber, abgesehen von andern Erwägungen, auch der Umstand, daß sie hier stets Hannchen Klopstock genannt wird, von Rahn aber mit keinem Worte die Rede ist. Es ist doch wohl anzunehmen, daß sie erst in Kopenhagen Rahn näher kennen lernte und heiratete. Damit harmoniert auch der Umstand, daß ihre älteste Tochter Johanna Marie, die spätere Gattin Fichtes, erst 1758 geboren ist.

Zur elsässischen Kulturfrage.

Von

W. Kapp.

Die elsässische Kulturfrage ist in den letzten Jahren viel erörtert worden; eine ganze Literatur ist über das Problem schon entstanden*). Die Selbständigkeitsbestrebungen, die auf die Autonomie abzielenden Wünsche der Elsaß-Lothringer, lenken die Aufmerksamkeit Altdeutschlands in zunehmendem Maß auf diese Frage; man ist gegenwärtig in altdeutschen Kreisen weniger als je geneigt, die kulturelle Lage in den Reichslanden als eine für das Deutschtum befriedigende anzusehen; neuerliche Vorkommnisse sind geeignet, der pessimistischen Beurteilung in Altdeutschland weitere Unterlagen zu bieten. Die Reichsregierung macht die Gewährung größerer Selbständigkeit für Elsaß-Lothringen von Garantien nach der kulturellen Seite abhängig, da die bloße Loyalität nicht genüge. Die Franzosen tragen mit ihren Darstellungen und Beurteilungen nicht zum wenigsten dazu bei, daß man zurzeit in vielen altdeutschen Kreisen das Deutschtum im Elsaß geradezu für gefährdet hält. Die Elsässer heute mehr wie je mit ihrem Interesse und ihrer Liebe

---

*) Von den in Betracht kommenden Schriften seien besonders genannt: Petersen, das Deutschtum im Elsaß, Lothringen 1902; Hans Spieser, Elsaß-Lothringen als Bundesstaat 1908; W. Kapp, Das elsässische Bürgertum 1908; B. Guerrier, Aus Vergangenheit und Gegenwart des Elsasses 1908; Ruland, Deutschtum und Franzosentum in E.-L. 1908; Grünberg, Zur elsässischen Lage und Frage 1909; Blocher, Das Elsaß und die Zweisprachigkeit 1909; Wittich, Deutsche und französische Kultur im Elsaß 1901; Wittich, Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß 1909; Revue Alsacienne illustré Kiener, elsässische Bourgeoisie; Revue Alsacienne illustré 1909. . . . E. Traugott Ehrlich, Deutschlands Unfähigkeit, das Elsaß zu entwelschen. Eine aus dem Elsaß selbst hervorgegangene Gegenbewegung gegen die französierenden Kulturbestrebungen stellt die „Elsaß-Lothringische Vereinigung" dar. Mitteilungen für Mitglieder und Freunde der Elsaß-Lothringischen Vereinigung Straßburg, Geschäftsstelle Heerstr. 9.

verfolgenden Franzosen sind darum die schlimmsten Feinde, die das nach Autonomie rufende Elsaß hat. So kommt ein, gewissen elsässischen Kreisen sehr nahestehender Schriftsteller, Henry Lichtenberger, in einem Aufsatz über die elsässische Frage (Revue de Paris 1909 No. 16) zu dem Ergebnis, das in dem Satze gipfelt: „Si l'Alsace est la route des invasions, la cidatelle avancée de l'impérialisme germanique contre la puissance française, elle a été et demeure dans l'histoire de la civilisation une marche française en terre allemande, une position avancée, conquise et gardée par la culture romane". Wir sehen da, wie sich die elsässische Frage in dem Kopfe eines Franzosen spiegelt. Mag das Elsaß ein vorgeschobenes Bollwerk des germanischen Imperialismus gegen die französische Macht sein, so ist und bleibt es eine französische Mark auf deutscher Erde, ein vorgeschobener, eroberter und gehüteter Posten romanischer Kultur. So wie Lichtenberger, denken jetzt nicht wenige Franzosen, besonders ist es der französische Akademiker, Maurice Barrès, der rastlos und unermüdlich für diese Idee eintritt.

Ist nun aber wirklich Gefahr, daß dieser Traum der Franzosen, der gewiß auch für viele Elsässer etwas Bestrickendes und Bezauberndes hat, der Erfüllung nahekommt? Können wir wirklich allen Ernstes mit solcher Tatsache der Bildung einer französischen Kulturprovinz auf deutschem Boden rechnen? Dieser Frage gilt folgende Untersuchung.

Es ist begreiflich, wie dieser Gedanke der geistigen Eroberung der verlorenen Provinzen Macht über die Gemüter gewinnen konnte.

Man rechnet einfach mit der Angliederung Elsaß-Lothringens an Deutschland als einer feststehenden Tatsache; man ist sich klar, daß nur durch einen furchtbaren Krieg die Wiedergewinnung des Verlorenen zu erreichen sei; man gibt sich keiner Täuschung darüber hin, daß Deutschland niemals freiwillig auf dieses Stück Erde, das mit deutschem Blut getränkt ist, verzichten wird, auch nicht unter Anerbietung eines wenn auch noch so lockenden Ausgleichs. Den Kriegsgedanken schaltet der moderne nicht gerade nationalistische denkende Franzose allmählich mehr und mehr aus, er will den Frieden, den endgültigen Frieden, der Revanchegedanke fängt an zu verblassen*); aber da braucht der Franzose gleichsam ein inneres Gegengewicht gegen diesen

*) Millevoye in der französischen Kammer: „Ein Volk wie das unsrige braucht keine Revanche! . . . „Man höre also hüben und drüben auf, von Revanche zu sprechen."

Verzicht des materiellen Besitzes des Verlorenen; er muß sich dieses für sein nationales Bewußtsein so schmerzliche Fallenlassen einer lieben Hoffnung mundgerechter, schmackhafter machen, er braucht einen Ersatz für diesen Verlust, in den er sich gefunden hat, eine Idee, die ihm hilft, diesen innern Ausgleich für sein nationales Bewußtsein auf der einen Seite und sein Friedens- und Humanitätsbedürfnis auf der andern Seite zu finden. Und da bietet sich ihm dieser Gedanke: Ein französisches Kulturland in deutschem Staatenverband, eine französische Kulturprovinz auf deutscher Erde, ein romanische Grenzmark auf germanischem Boden.

Diese Gedanken kommen offensichtlich gewissen elsässischen Stimmungen entgegen. Man hat sich auch in den Kreisen des Bürgertums im großen und ganzen mit dem durch den Frankfurter Friedensvertrag geschaffenen Zustand abgefunden, hat sich im Laufe von bald 40 Jahren staatlich und politisch nach der deutschen Seite hin eingelebt und eingewöhnt; es ist ein allgemein verbreitetes Gefühl, daß das elsaß-lothringische Glied allmählich dem deutschen Staatskörper angeheilt und angewachsen ist, man hat noch zu lebhafte Erinnerungen an die physischen und seelischen Schmerzen, die wirtschaftlichen Erschütterungen, die tiefen Umwälzungen und Erregungen, welche die einstige Amputation bewirkte, als daß man starkes Verlangen danach tragen könnte, diese zu wiederholen; also, man rühre nicht mehr an dem, was da ist, man kann darum doch den Kultus der Vergangenheit pflegen. — Wie sollte man in dieser Stimmung nicht gern solchen Tönen lauschen, wie sie von Frankreich herüberklingen: Seid Träger des französischen Gedankens auf fremdem Boden, bleibt als deutsche Untertanen Kinder des französischen Geistes, der französischen Sprache und Kultur.*) So setzt sich die Idee von dem französischen romanischen Kulturgebilde in dem Rahmen des deutschen Staatswesens in den

*) So ist die Revue Alsacienne illustrée von der französischen Akademie mit dem Tugendpreis ausgezeichnet worden, weil sie nach dem Berichterstatter Gaston Boissier die Tendenz verträte, „daß elsässische Eigenart, elsässisches Wesen nicht germanisches Wesen ist“ „und das Ziel verfolge, der jungen Generation als Stützpunkt zu dienen, auf daß sie der französischen Ueberlieferung treu bleibe.“ Diese Feststellung, die der Elsaß-Lothringischen Vereinigung“ (Mitteilungen für Mitglieder und Freunde, November 1909) zu danken ist, kommt der Revue sehr ungelegen, sie zieht sich dem gegenüber auf den Standpunkt zurück, diese Charakterisierung durch Gaston Boissier entspräche nicht ihren Anschauungen; sie hat aber bis zu eigener Feststellung nicht das Geringste getan, diese Auffassung, auf Grund deren sie den Tugendpreis erhalten, zu berichtigen.

Köpfen einer gewissen Schicht der einheimischen Bourgeoisie fest: dabei leben viele des guten Glaubens, das sei dann die endgültige Lösung der Meisterfrage der europäischen Diplomatie. Mit einem Deutschland, das in seiner Mitte solche französische Kulturprovinz mit großem, weitem Herzen ertrage, der Ausbreitung, Auswirkung der französischen Geisteskultur und Sprache freien Spielraum gewähre, mit solchem großdenkenden Deutschland könne, ja müsse Frankreich sich zusammenfinden; Frankreich wird jetzt das, was es geistig gewonnen, geistig mehr als je vorher besitzt, materiell gern missen. Der geistige Besitz, die kulturelle Eroberung wiegt den materiellen Verlust hundertmal auf. So werde Elsaß-Lothringen das Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich. An sich ist das nicht unlogisch gedacht; es ist ein ganz schönes, folgerichtig aufgebautes Gedankengebäude; nur schade, daß es ein bloßes Gedankengebäude ist und die rein realen Mächte ganz außer acht läßt. Es liegt im Wesen des nationalen Staates, daß er nun einmal nicht mit verschränkten Armen dem Aufbau einer fremden nationalen Kultur auf einem durch und durch deutschen Untergrund in seiner Mitte zusehen kann; man kann das bedauern, aber es ist so; es ist der Selbsterhaltungsinstinkt der Nation, der hier reagiert. Andrerseits wird sich Frankreich niemals an der platonischen Liebe zu der im fremden Staatsverbande sich entfaltenden französischen Kulturschöpfung genügen lassen können, es wird stets, je mehr es hier Geist von seinem Geist, Leben von seinem Leben sieht, auch das Verlangen in sich fühlen, das, was sein einst war, sich wieder anzueignen.*)

Aber wie steht es nun mit der Tatsächlichkeit dieser französisch-romanischen Kultur im Lande? Worauf gründet sich denn dieser Traum der Franzosen und gewisser elsässischer Kreise? Darauf, daß in einer dünnen Oberschicht ausschließlich französische Kultur in Geltung steht, daß man da nur französische Bücher liest und französische Bildungsmittel gebraucht, nur französischer Sprache huldigt: diese französische Bourgeoisschicht repräsentiert wirklich das „jüngste Frankreich"**); daß stückweise dieser Geist französischer Lebenskultur

*) Es scheint ja ein Fortschritt zu sein, wenn jetzt, wie in der Dezembersitzung der französischen Kammer von einer „friedlichen Nachprüfung des Frankfurter Vertrages" geredet wird, aber wir sind auch keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß bei günstiger Gelegenheit man auch nicht vor einer kriegerischen Nachprüfung zurückschrecken wird; diese Idee ist immer noch sehr populär in Frankreich.

**) Nach der in jenen Kreisen herrschenden Ansicht ist ein Normalelsässer nur derjenige, welcher diesen französischen Zuschnitt hat.

auch in die Mitte des elsässischen Bürgertums durchgedrungen ist, ist selbstverständlich bei dem Gewicht dieser wirtschaftlich starken Schicht. Aber sie bilden doch nicht das elsässische Volk. Dieses ist von dem mittlern Bürgertum an, vom Handwerker, Arbeiter, Bauernstand völlig frei von diesen französischen Kulturelementen — am weitesten reichen sie noch in tiefere Volksschichten in Mülhausen.. Dieser Tatsache gegenüber verschließt man sich auch nicht; aber darüber kommt man hinweg durch die freilich mehr stillschweigend gemachte Voraussetzung: Die in den oberen Schichten herrschende Kultur ist entscheidend für den Kulturzustand eines Volkes, eines Stammes ...; es ist die Stadt, nicht das Land, es ist das Bürgertum und nicht das Bauerntum oder Arbeitertum, die dem Lande sein Kulturgepräge, seine kulturelle Eigenart geben. Auf den Charakter der Masse kommt es da weniger an, nur auf das Gepräge der führenden Klassen. An sich liegt dieser Auffassung etwas Berechtigtes ursprünglich zugrunde; sie ist nur in unsern Tagen als eine schlechthin überwundene zu betrachten. Sie hat gegolten für das 18. Jahrhundert in der Schweiz, zum Teil auch in Deutschland, sie gilt bis zu einem gewissen Grad noch für die Ostseeprovinzen, aber in immer geringerem Grade; ganz anders als ehedem drängt sich die untere und mittlere Volksmasse nach oben, bringt sich zur Geltung, schafft Kulturfaktoren; man kann längst nicht mehr sagen, was in oberen Regionen herrscht, das ist die entscheidende, bestimmende Kultur, das ist die Kultur, was unten ist, das ist eine ungeformte, gestaltlose, bildungslose, kulturlose Masse; aber dies sonst längst von den demokratischen Flutwellen hinweggespülte aristokratische Kulturideal spukt noch in vielen Köpfen der Elsässer und merkwürdig, erst recht in den Köpfen der demokratisch-republikanischen Franzosen. Selbst der Führer der französischen Sozialdemokratie scheint, wenigstens für das Elsaß, dieser undemokratischen Auffassung zu huldigen. Wenn er von dem Lande redet, das unter der Herrschaft des Siegers seine geistige Eigenart und das französische Kulturerbe bewahrt, so läßt er sich dabei offenbar von der Anschauung leiten, daß das, was die Bourgeoisie tut, das entscheidende ist; man kann doch den Mann nicht für so unwissend halten, daß er meinte, das Proletariat hätte an dieser Sorge der Pflege der französischen Sprache, des französischen Kulturerbes irgendwelchen Anteil.

Ein Fernstehender kann schwer begreifen, wie solche Prätensionen der führenden Schichten sich in unserer demokratischen Zeit halten

können; man sollte meinen, eine allgemeine Auflehnung der unteren und mittleren Schichten müßte die Antwort sein gegenüber [illegible] Ansprüchen der Bourgeoisie, als ob die von ihr [illegible] französische Kultur, die Kultur des Landes schlechtweg [illegible] Masse des deutsch sprechenden Volkes gar nicht in Betracht [illegible] Ist das bloß Indolenz, Stumpfheit in diesen Volks[illegible] Gewiß hat die Gewohnheit einfach abstumpfend gewirkt, [illegible] sonst irgendwo hat sich hier das Vorurteil erhalten, [illegible] land bis ins 19. Jahrhundert hinein mächtig genug wirkte: [illegible] ist nun einmal das Vornehme, das Ueberlegene. Dieser [illegible] notisiert immer noch die elsässische Volksmasse, so [illegible] kratischen, ja proletarischen Stimmungen, noch nicht [illegible] kommen können. Vor allem aber kommt den Trägern [illegible] kratischen Kulturideale, der Bourgeoisie, eine [illegible] kulturelle Erbe, das sie haben, entstammt dem Lande, [illegible] Wege der politischen Demokratisierung einen großen [illegible] sprung hat vor Deutschland. In Frankreich [illegible] kulturelle Demokratisierung zusammen [illegible] Tagen der [illegible] und die politische ging entsprechend dem politischen [illegible] Bewegung stets voran, in Deutschland war es umgekehrt [illegible] Tagen des deutschen [illegible] setzte die Bewegung der kulturellen Demokratisierung, das Aufsteigen der bürgerlichen [illegible] ein, aber die politische Demokratisierung in Deutschland [illegible] diesem kulturellen Prozeß nicht gleichen Schritt. [illegible]

[illegible]

des Bürgertums niederhält. Darum kann in absehbarer Zeit kaum die Rede sein von einer allgemeinen tiefgehenden Volksbewegung wider diese undemokratische Bourgeoisie, die ihre Kultur, ihre französisch-romanisch nachgeahmte Kultur für die Kultur des elsässischen Volkes ansieht, die Masse des Volkes für einen selbständigen, kulturbildenden Faktor gar nicht in Anschlag bringt. Es könnte zunächst vor allem die Sozialdemokratie als Oppositionsträgerin in Betracht kommen, aber diese versagt sich aus den angegebenen Gründen auf diesem Punkte völlig; die proletarischen Instinkte schweigen in diesem Punkte durchaus, sie nimmt nicht im geringsten daran Anstoß, daß die Bourgeoisie mit ihrer Pflege des französischen Kulturerbes etwas anderes, etwas höheres, etwas besseres sein will, als das von der Sozialdemokratie vertretene Proletariat. Sie verficht Bourgeoisinteressen und Liebhabereien mit, also stellt sich hinter ausgesprochen undemokratische Stimmung und Gesinnung, weil sie damit doch Vorkämpferin der politischen Demokratie Frankreichs zu sein wähnt.

Die französische Sozialdemokratie tut das Ihrige, um die elsässische auf diesem Standpunkte festzuhalten. In diesem Sinne wird die sozialdemokratische Presse auch orientiert durch ihren Pariser Korrespondenten. Also als Hort und Schützer des bodenständigen Deutschtums wird die Sozialdemokratie, die in erster Linie dazu berufen wäre, leider auszuschalten sein. Und dennoch wirkt die sozialdemokratische Bewegung im Elsaß indirekt für deutsche Kultur, gerade weil sie nicht bloß eine politische, sondern auch eine Kulturbewegnng ist: als solche enthält sie ungezählte Elemente deutscher, nationaler Kultur in sich. Vor allem ist das ganze Gedankenmaterial, mit dem sie arbeitet, in deutscher Werkstätte geprägt, zeigt von ferne schon die Spuren der deutschen Arbeit und nicht bloß in der sprachlichen Form; sie sieht sich zur geistigen Ernährung der Masse ganz angewiesen auf deutsches Wort, hilft durch ihre Presse, ihre Propagandatätigkeit, ihre Arbeit in den Gewerkschaften, in den Jugendvereinen daran mit, daß ihre Leute aus dem Rohen, Naturschaften herausgearbeitet und kulturell höher gehoben werden. Diese Kulturarbeit ist ganz deutsch, da ist nichts Französisches dabei. Wenn aus dem bürgerlichen Lager der Sozialdemokratie sich zu dieser Arbeit noch mehr Leute zur Verfügung stellten, die dem in diesen Kreisen vorhandenen Wissens- und Bildungshunger etwas böten, so könnte hier noch mehr für deutsche Kultur getan werden. Vor allem aber nötigen die Sozialdemokraten durch den politischen Kampf die Bourgeoisie, mit ihnen auf denselben Kulturboden, den

deutschen, zu treten; in diesem Kampf um die politische Existenz kann der Bourgeoisie ihre französisch-romanische Kultur nichts helfen: ohne daß sie es recht weiß, wird sie abgerückt von dem Boden, auf dem sie sich fest verankert wähnt.*)

Eine ähnliche Bedeutung kommt der Zentrumspartei für deutsche Kultur zu; was ihre Stärke ausmacht, das ist die einheitlich deutsche Masse aus dem Arbeiter- und Bauernstande; sie kann, sie muß lediglich mit deutschen Mitteln, deutschen Nährstoffen politisch auferbaut werden, darum muß die Partei nicht bloß einmal, sondern fort und fort wie die sozialdemokratische den „Marsch über den Rhein" antreten, um ihr geistiges Kräftematerial neu zu ergänzen, langsam, aber sicher kommt die in den Zentrumsorganisationen zusammengeschlossene Masse in die Sphäre deutscher Kultur; das spüren auch die Vertreter der französisch-romanischen Kultur auf dieser Seite, daher ihre Opposition, an ihrer Spitze der Führer Wetterlé, — noch liegen die beiden Strömungen miteinander im Kampfe, hie „Nouvelliste", hie „Elsässer", hie Wetterlé, hie Spahn: die deutsche Strömung fühlt, wie stark die französisch-romanische noch ist und fährt im Kampfe gar säuberlich und sanft zu, aber das kann nicht darüber täuschen, ihr Kampf gilt auch der Losreißung der katholischen Volksmasse aus den Klammern der „Nationalisten". Die deutsche Zentrumspartei kann natürlich nicht gut anders, als sehr vorsichtig und abwartend diesem Kampfe zusehen, wenn sie auch keinen Zweifel darüber läßt (siehe Kölner Volkszeitung), daß auch für sie die Niederringung des „Nationalismus", des französischen Flügels, des elsässischen Zentrums unbedingte Notwendigkeit ist. In der Hitze des politischen Tageskampfes wird durch die aufgewirbelten Staubwolken der Blick für diesen wahren Sachverhalt etwas getrübt, und man kann leicht zu dem Urteil verleitet werden, daß das an deutschnationalem Gehalt schwächere Zentrum hierzulande sich einfach vor den Wagen der französisch-elsässischen Partikularisten spannt. Solches Urteil entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Die Organisierung der katholischen Volksmasse in der Zentrumspartei bedeutet ein Hineinrücken in die deutsche Kultursphäre, und da gilt wiederum, wer sie bekämpfen, sich ihr gegenüber in seiner Eigenart, in seiner

*) Die Bourgeoisie beginnt allmählich aus ihrer politischen Lethargie zu erwachen, schließt sich, soweit sie nicht klerikal ist, vielfach den Organisationen der „liberalen Landespartei" an; aber was hier eigentlich aktiv führend ist, ist entweder altdeutsch oder entschieden deutsch gesinntes Elsässertum. Freilich hat letzteres in der Landesvertretung, dem Bourgeoisparlament, gen. Landesausschuß, auch eine schlechte Note.

materiellen und geistigen Existenz erhalten will, muß sich in dieselbe Sphäre mit ihr begeben, nur da kann der Entscheidungskampf ausgefochten werden; demnach müssen auch die als Material für die „französisch-romanische Kulturprovinz“ in Betracht kommenden Elemente, welche politisch sich zur Geltung bringen wollen, notwendig ihre Position verlassen und sich langsam mit den von ihnen doch so perhorreszierten deutschen Kulturelementen füllen, sonst werden sie einfach aus dem politischen öffentlichen Leben ausgeschaltet und zur Macht- und Einflußlosigkeit verurteilt. Diese Bürgerschicht, die sich mit Gewalt isolieren möchte, muß, wenn ihr ihr Leben lieb ist, mit hinein in das Räderwerk der politischen Bewegung, und da werden ihre Ideale und Phantome schon von selbst zerrieben; ihre Gegner zwingen sie dazu; sind sie aber einmal liberal, demokratisch organisiert, machen sie wirklich einmal die parteipolitischen Gedankengänge mit, dann werden sie erst recht aus dem Erdreich, in dem sie irrtümlicherweise die Wurzeln ihrer Kraft suchen, herausgehoben; sie werden von der französischen Seite allmählich nach der deutschen orientiert.

So gewiß mithin die zunehmende Politisierung, die immer stärker sich entfaltenden Parteibildungen Elsaß-Lothringen ihr Gepräge geben, so gewiß fällt alles dahin, was den Franzosen einen Anhaltspunkt dafür bieten könnte, daß sich hier im Lande so etwas wie eine „position avancée, conquise et gardée par la culture romane“ bilden könnte. Es sind nur zwei Gruppierungen, die dieser Parteibildung als dem Tod der französischen Kultur widerstreben, das ist einmal die Gruppe der „Nationalisten“, denen jeder Anschluß an eine altdeutsche Parteiorganisation ein Greuel ist, weil das einem „Marsch über den Rhein“ gleichkäme, dann die Partei des Lothringer Bloc, die die Lothringer Notablenwelt in sich beschließt und das Zentrum als altdeutschen Import besonders verdächtigt.

Das sind die eigentlichen Feinde der deutschen Kultur; die letzteren sind die gefährlichsten, weil sie als „regierungsfromme Bildungsschwindler“, um mit E. Tr. Ehrlich*) zu reden, ihren wahren Charakter besser zu verhüllen verstehen. Wenn man erstere aber bekämpft, dürfte man letztere aber nicht schonen. —

Aber nicht bloß die Tatsache der mit Naturnotwendigkeit sich vollziehenden Politisierung des Volkes, sondern auch die Art und

*) Deutschlands Unfähigkeit, das Elsaß zu entwelschen, von E. Traugott Ehrlich. Verlag von E. Speidel, Zürich.

Weise, wie sich der Kulturprozeß im Lande abspielt, läßt den Gedanken der Bildung einer französisch-romanischen Mark auf deutschem Boden als ein Trugbild erscheinen.

Ein vor dem Krieg 1870 unbekannter Begriff beginnt mehr und mehr Geltung zu gewinnen, freilich mehr verwirrend als klärend, mehr verdunkelnd als erhellend. Es ist der Begriff der elsässischen Kultur. Es soll eine eigene kulturelle elsässische Individualität geben, die weder ganz französisch ist, noch ganz deutsch, immerhin, das ist die stillschweigende Voraussetzung, sie ist mehr französischer Art, das chararakteristische Merkmal ist „nicht germanisch", sondern mehr romanisch. Die Elsässer werden das schwer sagen, aber die Franzosen verstehen sie so, und die französischen Elsässer tun nichts, um dies Mißverständnis abzuwehren. Lichtenberger meint bezüglich dieser elsässischen Individualität: „Par ses idées, par ses lectures, par ses mœurs et ses traditions, par ses coutumes, par ses convictions, par toute sa manière d'être il se rapproche du type français." Dabei vergißt er aber nicht hinzuzufügen, daß das, was dem französischen Typus sich nähert, für das Bewußtsein des Elsässers das Wertvollere, das Deutschland Ueberlegenere ist. Diese Meinung wird von dem Durchschnitt der oberen elsässischen Bildungsschicht auch geteilt. Indeß in Frankreich schließt man von dieser dünnen Oberschicht auf die ganze breite Mitte und bildet sich in vielen Kreisen allen Ernstes ein, daß die französische Presse, die französische Literatur, französische Ideen die Nährstoffe abgeben für das Gros der Bevölkerung, so daß sich die elsässische Seele im wesentlichen aufbaut vermittels dieser französischen Elemente; die andern Schichten bleiben dabei natürlich außer Betracht, die zählen dabei nicht mit, da hier noch eine mehr oder weniger formlose, kulturlose Masse sei; so wie die Herausentwicklung aus diesem rohen Naturzustande beginnt, wo die Kultur einsetzt, da beginnt auch die Vorherrschaft des Französischen, mit andern Worten die Herausbildung der französischen Kulturprovinz. So stellt es auch die französische Presse Elsaß-Lothringens dar; sowie man sie aber beim Worte nimmt, zieht sie sich auf den Standpunkt zurück, daß sie natürlich der deutschen Kultur gerade soviel Daseinsberechtigung zugesteht, als der französischen, in Wirklichkeit existiert für sie aber nur die französische*); das ist die Spitze, der das ganze kulturelle Leben des Elsaß

*) So will die Revue Alsacienne das Elsaß vor allem als „Schuldnerin der französischen Kultur" zeigen.

zustrebt und zustreben soll. Aber dieses Bild von dem Aufbau elsässischer Volkskultur, wie es im Kopfe der Franzosen und vieler französischen Elsässer sich spiegelt, steht mit der Wirklichkeit in völligem Widerspruch. Ist von Haus aus das elsässische Volksganze aus kerndeutschem Rohmaterial, so wird dieses fort und fort geformt, gebildet durch altdeutsche Kultureinflüsse; durch Schule, Kirche, Heer, Wirtschaftsleben, Verwaltung, Presse, Literatur, Verkehr, auf ungezählten Kanälen wird die Zufuhr deutscher Kulturelemente vermittelt; diesen deutschen Kulturvehikeln gegenüber kommt nach der französischen Seite nicht im entferntesten etwas Aehnliches in Betracht; der auf natürlichem Wege, etwa durch Familienbeziehungen, wirtschaftliche Verbindungen, Literatur, Presse erfolgende Zustrom von französischen Kulturstoffen ist natürlich größer als in den übrigen deutschen Landesteilen, aber kaum derartig, daß er irgendwie dem Deutschen gleich gesetzt werden könnte. Es wird nach oben hin das Französische einfach künstlich gezüchtet und erhält sich auf diese Weise von Generation zu Generation. Wenn man den Begriff Grenzland gelten lassen wollte, so ist jedenfalls die durch den Charakter des Elsaß als Grenzland bedingte Stoffmenge an französischem Gute furchtbar gering; die Hauptmasse verdankt ihr Dasein dem Bestreben der oberen Stände, gegenüber der Art der Eingewanderten etwas Besonderes, Eigenes, ihnen womöglich Ueberlegenes zu kultivieren. Was diese Oberschicht nun aus Liebhaberei, aus reiner verkehrter Vornehmtuerei, aus dem Bestreben, sich gegen die Eingewanderten zu behaupten, abzugrenzen, in sich ausbildet, mit nervösem Eifer pflegt, das möchte sie als Joch dem ganzen Volke aufladen. Aber hier stellen sich eben unbesiegbare Widerstände ein, trotzdem anscheinend dieses Volk dem Drucke der wirtschaftlich Starken sich beugt, vielfach unbewußt und unwillkürlich. Unten baut sich immer fester, einheitlicher eine Kultur mit völlig deutscher Struktur auf, und da diese auf festen Naturgrundlagen ruht, durch ganz natürliche Kanäle und geordnete Vermittlungen, wie sie sich aus dem politischen und kulturellen Anschluß an Deutschland ergeben, genährt und gespeist wird, so kann keine Rede davon sein, daß die obere wesentlich auf künstlicher Züchtung beruhende, besonders auf die wirtschaftlich höher stehende Schicht angewiesene Kultur französischer Prägung die von unten kommende zurückdrängen könnte. Wohl ergeben sich aus dem Zusammentreffen der beiden Kulturen, wie sie in Vertretern des einen Stammes sich gegenübertreten, Begegnungen, Berührungen, die einen gewissen

wechselseitigen Austausch zur Folge haben; es drängt von unten Germanisches nach oben und Französisches sickert von oben nach unten; dazu leben die oberen französisch gerichteten zu sehr in deutscher Einflußsphäre, als daß sie sich dem Deutschen völlig entziehen könnten; aber im großen und ganzen kommt es nicht zu einer wirklich innern gegenseitigen Durchdringung und Mitteilung beider Kulturen; auch auf diesem unserm elsässischen Kulturgebiet macht sich das Grundgesetz geltend, daß da, wo zwei nationale Kulturen aufeinandertreffen, jede sich zu behaupten sucht, sich also nicht aufschließt, sondern in sich zurückzieht. Nach oben sucht man, dem Gesetz der Konzentration und Einheitlichkeit folgend, möglichst rein und unvermischt das Französische zur Darstellung zu bringen, nach unten, wenn auch meist unbewußt und unwillkürlich, das Deutsche. Das ist die vielgenannte Doppelkultur im Elsaß, die aber ja nicht, wie es gewöhnlich geschieht, so verstanden werden darf, daß alle Schichten, besonders die höhere, an deutscher und romanischer Kultur gleicherweise partizipieren, sondern nur so, daß auf die eine große Unter- und Mittelschicht das germanische, auf die andere dünne Oberschicht das romanisch-französische kommt. Mit andern Worten, der elsässische Volksstamm ist kulturell mitten auseinander gerissen. Die Doppelkultur hat zu einem Bruch des Volksganzen geführt.

Die Doppelkultur hat keine Verdoppelung der Volkskraft, sondern eine Halbierung zur Folge; das muß natürlich die wirtschaftliche und geistige Leistungsfähigkeit und Produktionskraft auf die Dauer immer empfindlicher lähmen und schwächen. Daraus ergibt sich, was man von der vielgenannten elsässischen Mischkultur zu halten hat. Es kann im Grunde gar nicht von einer Mischkultur hierzulande geredet werden; das eigentümliche des Zustandes ist gerade der Umstand, daß beide Kulturen sich unvermischt zu erhalten bestrebt sind, aus Selbsterhaltungsinstinkten heraus. Einzelne Vermischungen sind zufälliger Art und betreffen in der Hauptsache auch nur peripherische Gebiete; nach der zentralen Seite sind beide ausschließend. Das kann man im Elsaß mit Händen greifen. Man will das eine oder das andere sein, nicht beides zusammen, so will es die Natur, und diesem Zwange der Stimme der Natur folgt die Masse, die eine nach der deutschen, die andere kleinere nach der französischen Richtung. Die Menge der Gedankenlosen verschleiert sich freilich diese Tatsache; sie meint allen Ernstes, daß sie beides verbindet: aber die Hellsehenden, Höher gebildeten, die geben sich doch Rechenschaft von dem Irrtum, in dem die Menge befangen ist; sie fangen

an, bewußt das eine oder das andere zu sein. Tragische Konflikte können für manche natürlich nicht ausbleiben, wenn sie fühlen und spüren, wie sie in dem vergeblichen Bemühen, wirklich diese beiden Kulturen in ihrer Person zu vereinen, sich innerlich verzehren und zerreiben.

Also stehen die Dinge doch nicht so, daß sich die beiden Kulturen auf dem elsässischen Boden eigenartig ergänzen, sondern sie stehen sich einander im Wege und hindern sich gegenseitig in ihrer Entwicklung und Entfaltung. Das aus deutschem Rohstoff und wesentlich altdeutschen Bildungskräften hergestellte deutsche Elsässertum geht wohl in die Breite, es ist schaffenskräftig, leistungsfähig, produktiv in jeder Hinsicht, aber es geht doch alles nicht über ein gewöhnliches Durschschnitts- und Mittelmaß hinaus, es sind die Geister auf allen Gebieten doch etwas gröberer Struktur; denn da, wo es zu feineren Bildungen, zu höher entwickelteren, differenzierteren Hervorbringungen ansetzen müßte, ist ihm ein Halt geboten — da beginnt der Herrschaftsbereich der französischen Kultur.

Infolgedessen geht diesem deutschen Elsässertum vielfach auch ein ausgeprägtes Sicherheits- und Selbstgefühl ab; denn dieses setzt immer das längere Verweilen in einer Kultursphäre voraus, in der eine Höhenkulturzucht ihre Wirkungen äußert; das erleichtert nun dem altdeutschen Element das Eindringen erst recht, es wird leicht führend, herrschend. Das trägt natürlich auch wieder dazu bei, daß das Elsässertum seiner Neigung, sich auf sich selbst zurückzuziehen, gern nachgibt, weil es vielfach nur zu ohnmächtig diesem Durchdringen der „Neuelsässer“ der „Schwobe“ zusehen muß.

Das französische Elsässertum der oberen Stände, das ohne Verbindung und Zusammenhang ist mit den unteren und mittleren Volksteilen, entbehrt für seine Kultur, die es pflegen will, des Untergrunds; es fehlen die Wurzeln in der Tiefe des Volkstums, die Schicht, auf die sich diese Kultur stützen will, ist zu dünn; infolgedessen wechseln stets die Träger dieser Kultur, sie haben zu kurze Lebensdauer, um das Erbe zu mehren, zu verarbeiten, zu verfeinern; rasch nimmt ein Geschlecht dem andern dies Erbe aus der Hand, jedes muß neu anfangen, es kann nicht anknüpfen an Erreichtes und von hier weiter bilden und bauen; es bleibt nicht nur keine Zeit, kein Raum für wirklich feine, durchgebildete französische Kultur, es wird alles mehr Oberflächen-, Sinnenkultur; es reicht auch nicht einmal zu wirklicher Produktivität, zu schöpferischer Hervorbringung; es ist wohl Französisches, aber es ist kein Rassencharakter darin, es

ist nur Kulturaußenseite, zu wenig Innenseite. Was in Paris jeder Straßenjunge von der jahrhundertealten Tradition auf der Straße aufliest, mit jedem Atemzug in sich aufnimmt, das fällt hier für den Anhänger des französischen Kulturideals weg, das gibt allen Ausprägungen französischer Kultur auf elsässischem Boden das Inferiore, das Armselige, das Dürftige; man höre nur einmal einen Vollblutfranzosen als Redner neben einem französierenden Elsässer, man vergleiche die Revue Alsacienne mit ihrer luxuriösen Ausstattung und ihrem mehr als mageren Inhalt mit irgend einer Revue aus Frankreich. Das fühlen auch die französischen Elsässer, aber daher erst recht ihre kritiklose Hingebung an das Nationalfranzösische . . ., denn hier ist alles, was ihnen abgeht, Naturhaftes, Ursprüngliches, Wesens eigenes. So verliert sich der Elsässer hier ganz an das Fremde, ohne daß er dazu kommt, dieses Fremde so sich innerlich anzueignen, daß es zu einer produktiven Naturkraft werden könnte.

Danach haben wir in Elsaß-Lothringen einen eigentümlichen kulturellen Notstand; das Nebeneinanderbestehen der zwei Kulturen und die Verteilung ihrer Herrschaftsgebiete gemäß der Schichtung des Volkstums hindert auf allen Gebieten die kulturelle Höherentwicklung. Die deutsche, in der Tiefe des Volkstums verankert, bricht in der Mitte ab und bringt es schwer zu den durchgebildeten Gestaltungen und Lebenserscheinungen, weil die Substrate dafür mangeln; die französische ohne jeden Untergrund im Volkstum ist ein in der Luft schwebendes Kunstprodukt, dem die frei und naiv schaffende Natürlichkeit gänzlich abgeht; mehr und mehr sinkt es zur Oberflächenkultur herab. In der Revue Alsacienne reicht es gerade noch etwas für Aesthetentum und Historizismus.

Diese Kultur trägt von Haus aus den Keim des Siechtums in sich; wenn sie auch dank der Macht und des Gewichts ihrer Träger im Lande gewisse Anziehungskraft noch ausübt, so daß man bis in die Mitte, vor allem vor der Sprache, die Knie beugt, das Französische noch gar zu gern als Bildungssprache auf den Thron setzt, die auf die breite Masse des Volkes sich stützende Kultur kann sie nie und nimmer aus dem Felde schlagen; ein vorgeschobener Posten der romanisch-französischen Kultur im Elsaß ist undenkbar. Diese französische Kulturstimmungen und Bestrebungen haben nur das eine zur Folge, daß sie das Werden und Durchsetzen einer einheitlichen Kultur aufhalten, die Kräftekonzentration erschweren, die Veräußerlichung und Verflachung der Kultur fördern; sie stören

und hemmen den normalen Ablauf des Kulturprozesses und lassen die in dem elsässischen Volkstum steckenden reichen Kräfte nicht zur höheren Entwicklung und Entfaltung kommen. Demnach ist die elsässische Frage als Kulturfrage in erster Linie lediglich eine innerelsässische. Wie sie gelöst wird, berührt das Reich erst in zweiter Linie. Was im Reichsinteresse an Durchsetzung von deutscher Kultur zu wünschen ist, erfolgt schon dank der mit Naturnotwendigkeit anhebenden Politisierung des Landes; es muß von seiten des Reiches nur alles geschehen, um für diese Politisierung freie Bahn zu schaffen; es gilt Ventile zu öffnen, durch die die Stimmung zur politischen Demokratie einen natürlichen Ausgang finden kann; vor allem aber endgültiger Bruch mit dem „Notablensystem", d. h. es sind die Verfassungsordnungen so zu zuschneiden, daß dem Notablentum, dem französierenden Elsässertum der oberen Schichten, nicht zuviel Macht und Einfluß eingeräumt wird. Daher muß die Verfassungsreform vor allem anderen zuerst ein besseres Wahlrecht bringen, das eine wirkliche Volksvertretung schafft. Diese Klasse der elsässischen Bourgeoisie soll sich ihr Recht, als herrschende, führende Klasse aufzutreten, erst verdienen. Wenn sie in dem politischen Konkurrenzkampf, in den sie jetzt hineingezwungen wird, um sich ihres Lebens zu erwehren, sich zu behaupten gelernt hat, ihre politischen Instinkte entwickelt, Führerqualitäten aus sich hervorbringt, allen romantischen, rückwärtsschauenden Stimmungen den Abschied gibt und sich innerlich auf das Deutschtum einstellt, dann mag die Stunde gekommen sein, wo sie sich mit weitergehenden Ansprüchen melden darf. Macht soll und darf nicht in den Schoß fallen, sie muß in hartem Kampfe errungen werden. In diesem ihr jetzt aufgedrungenem Kampfe muß und wird die Bourgeoisie mit ihrer unfruchtbaren französischen Stimmungsmacherei eine Veränderung ihrer Struktur durchmachen. Es wird dieser französierenden Schicht langsam Stück für Stück von dem ans Herz gewachsenen Kulturgut in diesem Kampfe entrissen werden, ohne daß sie es merkt; je länger es aber dauert, bis sie sich dieser sie beschwerenden und belastenden fremden Rüstung und Gewandung entledigt hat, desto später kommt sie zur Macht. Die Frage der Loslösung von französischer Kultur und Sprache ist also für dieses obere Bürgertum nicht zum wenigsten eine einfache Machtfrage. Um der Selbstbehauptung willen gegenüber den aus einheitlich deutscher Masse sich rekrutierenden proletarischen und katholischen Volksgruppen muß die Bourgeoisie heraus aus ihrer falschen kulturellen Orientierung

und Isolierung. Das Bürgertum muß um seiner selbst willen energisch und zielbewußt den Kampf aufnehmen gegen den in seiner Mitte wuchernden „Nationalismus". Diese völlig rückwärts gewandten Stimmungen und Gesinnungen geben den Nährboden ab, auf dem jene Indolenz und Passivität gedeiht, die dem Klerikalismus, der Sozialdemokratie das Feld allein zu überlassen geneigt ist, kurz um da werden die politischen Machtinstinkte verloren.

Aber schließlich ist der politische Machtkampf doch nicht alles im Staate. Wenn die politischen Machtinstinkte von selbst über diese französischen Stimmungen hinwegheben, so sind doch nicht alle den politischen Interessen und Gedanken zugewandt; vielfach sind es sogar nicht die Schlechtesten, die dem politischen Interessenkreis fernstehen. Darum genügen auch die politischen Motive allein nicht, um im Bürgertum das Deutsche hochkommen zu lassen. Und dann hat jeder Volksstamm noch Interessensphären und Gebiete, in die das Politische nicht hineinragt. Wenn nun diese gefährdet werden durch eine falsche kulturelle Orientierung, wie sie bei uns die Burgeoisie eingenommen hat, wenn es hell am Tage liegt, daß das natürliche Wachsen und Ausreifen der bodenständigen deutschen Kultur aufgehalten, gestört wird durch die Pflege einer fremden Kultur in den oberen Schichten, dann müßte alles, was in diesen Schichten wirklich einsichtig und gebildet, von wahrem Verantwortlichkeitsgefühl beseelt ist für das Elsässertum, die Kraft gewinnen zu einer entschiedenen Lossagung von diesem Kultus des Fremden. Nichts weniger als die ganze kulturelle Zukunft, die wirtschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische, geistige, seelische Leistungsfähigkeit hängt an dieser Tat der Umkehr von den verhängnisvollen Wegen. Nur in dem Maße, als es vielen unserer einheimischen Gebildeten gelingt, mit vollem Bewußtsein das eine Ziel zu erfassen, schaffende Glieder deutscher Kulturgemeinschaft zu werden, wird das Elsaß wieder kulturell ein den übrigen süddeutschen Volksgemeinschaften ebenbürtiges Glied werden. Diese Kulturgüter allgemein geistiger, seelischer Art werden nicht auf dem Wege der politischen Machtkämpfe gewonnen, vielfach leiden sie darunter auch empfindlich not; darum schon muß mit dieser Politisierung des Landes Hand in Hand gehen die Selbstbesinnung unseres elsässischen Volkes, durch die es sich entschlossen dem Deutschtum, auf das es von unten auf angelegt ist, ergibt.

Dieser Selbstbesinnung der Elsässer will die „Elsaß-Lothringische Vereinigung", die vor einiger Zeit ins Leben getreten ist, dienen.

Wenn es ihr gelingt, eine achtunggebietende kulturelle Gegenbewegung aus dem Lande selbst einzuleiten, so wird sie eine wertvolle Ergänzung zur politischen Arbeit geben. Daran hängt dann aber auch noch ein anderes. Wenn die Franzosen sehen, daß wir Elsässer nichts sein wollen als Bürger der großen deutschen Kultur- und Sprachengemeinde, erst dann werden sie aufhören, sich mit uns soviel zu beschäftigen und Gedanken nachzuhängen, wie die jenseits der Vogesen wartenden Brüder wieder in ein näheres Verhältnis mit Frankreich gebracht werden könnten. Ein mit Bewußtsein ganz deutsch werdendes Elsaß, das ist das beste Bindeglied zwischen Frankreich und Deutschland. An dieser Versöhnung arbeiten diejenigen Elsässer, welche eine deutsch-kulturelle Gegenbewegung im Lande fördern. —

Ein Bürger zweier Welten
(Nicolas Chamfort).

Von

Paul Sakmann.

Chamfort verdankt das Leben einem vornehmen geistlichen Herrn, der nicht genannt sein wollte und Mutter und Kind sich selbst überließ. Als Stipendiat in einem Collège gebildet und entschlossen, seine Laufbahn als Literat zu machen, verfertigt er die obligate Tragödie, die paar Lustspiele, die diversen Oden, Episteln, Lehrgedichte, Elogen, die nötig sind zur Bewerbung um akademische Preise, die ihm schließlich einen Sitz in der Akademie eintragen und ihm die Türe in die große Welt öffnen. Er macht sein Glück bei hohen und sehr hohen Herrn, deren Protektion er Hofpfründen verdankt, die es ihm ermöglichen, auch ohne Arbeit zu leben. Er hat noch mehr Glück bei den Damen, deren Gunst er auskostet, offenbar nach dem Wahlspruch: „Wer das Leben tropfenweis genießet, hat des Lebens Deutung nicht erkannt.“ Der Gesellschaft, in der er Triumphe feiert als causeur und diseur de bons mots, wird er bald überdrüssig, ohne doch ganz mit ihr zu brechen. Er zieht sich ab und zu — immer nur auf Zeit — in die Stille zurück. Mit der Revolution finden wir ihn wieder tätig, und zwar für die Sache der Revolution, als Journalisten und als vornehmstes Mitglied in dem geheimen Kabinett von Mitarbeitern Mirabeaus. Der Terror wirft auch ihn ins Gefängnis. Wieder frei geworden und dann ein zweitesmal verhaftet, entzieht er sich der ihm unerträglichen Freiheitsberaubung, indem er Hand an sich legt. Der Selbstmord mißglückt; doch stirbt er bald darauf an seinen Wunden, im Alter von 53 Jahren, ein Vierteljahr vor Robespierres Sturz.

Hätten wir von Chamfort nur, was er selbst drucken ließ, so wäre es kaum der Mühe wert, sich mit ihm zu beschäftigen. Die

Tragödie im Racine-Voltairestil, die Rührstückchen im Diderotgeschmack, die man im 18. Jahrhundert Lustspiele hieß, hätte auch irgend ein beliebiger Thomas, La Harpe oder Marmontel schreiben können; es sind das „moyens d'arriver“, fast so unpersönlich wie heute die Prüfungsarbeiten oder Dissertationen, mit denen wir uns für ein Aemtchen im Staat oder in der Gelehrtenrepublik präsentieren. Die Zeitungsartikel des Revolutionsmannes, die „tableaux des journées révolutionnaires“ sind ja durch ihren Stoff schon interessanter, hätten aber immerhin von einem Dutzend anderer verfaßt sein können. Wir werden darin Journalistenlohnarbeit vom Tag für den Tag zu sehen haben, wenn wir nicht annehmen wollen, daß auch für Chamfort die Wahrheit gilt, daß Parteitreiben nicht geistfördernd wirkt. Denn ein ganz anderer Chamfort springt uns entgegen aus den in seinem Nachlaß gefundenen losen Blättchen, die ein Jahr nach seinem Tod gedruckt wurden. Die darauf verzeichneten Aphorismen sind die geistige Hinterlassenschaft einer problematischen Natur, über die nachzudenken die Mühe immer wieder lohnt. Sie zerfallen in zwei Hälften von ungleichem Wert, die eine, in den meisten Ausgaben unter dem Titel Anecdotes et bons mots gegeben, ein Magazin von Histörchen, wie er sie für den Gebrauch in der Gesellschaft zugerichtet hatte, die andere, Maximes betitelt, die offenbar die ganz privaten Gedanken enthält, die Chamfort sich über das Leben machte. Manche, die wohl rein vom ästhetischen Standpunkt aus urteilen, halten jene erste Hälfte für bedeutender. Und in der Tat ist hier die Kunst des pfeilscharf zugespitzten epigrammatischen Aphorismus bis zum Raffinement ausgebildet. Man kann danach wohl verstehen, wie er der Mann dazu war, jene revolutionären Schlager mit ihrer unermeßlichen agitatorischen Kraft und Wucht zu prägen. Denn von ihm stammen sie zumeist; so der berühmte Titel der Schrift von Sieyès, der ungleich mehr wert ist als das ganze Buch; wie es scheint, zunächst in der Form: „Was ist der dritte Stand? Alles. Was hat er? Nichts!“ Der Schlachtruf: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ Das Wort der schneidenden Abfertigung des Mitleids mit den Opfern der Revolution: „Revolutionen macht man nicht mit Rosenwasser.“ Oder: „Den Stall des Augias reinigt man nicht mit einem Flederwisch.“ Das Wort, in dem schon die sozialistische Hetzpeitsche saust: „Die Gesellschaft besteht aus zwei Klassen von Leuten, solchen, die mehr Diners als Appetit, und solchen, die mehr Appetit als Diners haben.“ Endlich die Unterschrift des ernüchterten Chamfort unter den Spruch

„**La fraternité ou la mort**", den die Jakobiner an die Mauern anschlagen ließen: „Das heißt: Sei mein Bruder oder ich schlage dich tot!"

Unter den intimeren Gedanken Chamforts, die uns hier interessieren, ist das, was ihn am meisten bezeichnet, ein romantisches und ein pessimistisches Element. Er ist Romantiker oder nähert sich der romantischen Stimmung, sofern er nicht mehr oder nicht mehr ganz Rationalist ist. Nicht mehr ganz. Denn die Absage Rousseaus an die Reflexion macht er nicht mit. Der Satz: „**L'animal qui pense est un animal dépravé**" wäre nicht nach seinem Sinn, und den andern Satz Rousseaus: „Je mehr man denkt, um so weniger fühlt man", erklärt er ausdrücklich für falsch. Wenn auch er die Erfahrung kennt, daß die Reflexion ein Glück, das man genießt, zersetzen kann, so kennt er dafür auch die andere Erfahrung, daß das Denken ein Trost und ein Heilmittel für alles ist; tut es uns einmal weh, so gibt es uns auch die Arznei für dieses Weh, wenn man sie nur bei ihm sucht. Er ist Psycholog mit Leidenschaft. So kann er sagen: „Der Urteilsweise von Individuen, von Gesellschaftsklassen, von öffentlichen Meinungen in ihren psychologischen Elementen nachzuspüren, ist für mich eine Quelle philosophischer Freuden." Aber eben die Schärfe dieser Reflexion hat den dogmatischen Rationalismus bei ihm aufgelöst. Ihm ist schon der feste Maßstab abhanden gekommen, mit dem der rationalistische Dogmatiker das Vernünftige, das er in seinem Kopf hat, von der Dummheit der Wirklichkeit unterscheidet. Nicht immer wenigstens kommt ihm die Wirklichkeit so dumm vor, wie sie dem waschechten Rationalisten erscheinen muß. Oder wäre ein solcher auf die folgende Reflexion gekommen: „So lange wir noch ganz jung sind, kommt uns oft eine Meinung oder ein Brauch absurd vor; werden wir älter, so verliert sich das, weil es uns kam, daß die Meinung oder der Brauch doch „nicht so ganz ohne" waren. Sollten sie am Ende von Leuten stammen, die das ganze Buch des Lebens gelesen haben und kritisiert werden von Leuten, die bei allem Geist über ein paar Seiten in diesem Buch noch nicht hinausgekommen sind?" Das ist jedenfalls nicht mehr ganz rationalistisch.

Nun aber Chamfort der Romantiker! Man darf bei diesem Wort in unserem Fall nicht an das denken, was uns dabei zuerst einzufallen pflegt. Nicht an ein wehmütiges, heimwehhaftes, schwärmerisches, liebevolles Sichversenken in vergangene Zustände. Von dieser Art Romantik ist er chemisch rein. Höchstens die

spartanisch-römische Republikaner-Romantik eines Montesquieu, Rousseau, Robespierre, die eine so bedeutsame Rolle in der revolutionären Psyche spielt, klingt ganz leise an. Man muß vielmehr beim Wort Romantik etwa an das denken, was eine Persönlichkeit wie Byron von Leuten wie Hume und Voltaire abhebt. An die Stelle der Freude am Vernünftigen und Allgemeingültigen tritt der Durst nach der leidenschaftlichen Emotion und das Hochgefühl der Besonderheit, d. h. der Stolz auf die starke, freie Individualität. Daher die Apologie der Passionen: „Mit dem kontemplativen Leben ist es ein Elend. Bei allen Qualen, die sie uns kosten, haben die Leidenschaften, ach, nur zu viel voraus vor der kalten Vernunft, die nicht glücklich macht. Mit den Leidenschaften hat man doch Leben, die Weisheit gibt uns nichts als die bloße Dauer. Der Philosoph, der seine Leidenschaften ersticken will, gleicht dem Chemiker, der sein Feuer auslöschen möchte." Liebe und Freundschaft, eine passionierte Art von Freundschaft, sind und bleiben daher Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens: „Zwei Liebende gehören sich an nach göttlichem Recht, de par la nature, mögen Sitte und Recht einwenden, was sie wollen. Wenn Liebe nur rein ist, das heißt: wenn Liebe nur von Liebe lebt, wenn die Leidenschaft mit keinem fremden Metall legiert ist, so ist nichts gegen sie zu sagen. Sie ist recht und schön." Diese Bejahung des Natürlichen gibt nun dem Chamfortschen Individualismus sein Pathos und seine Farbe. Er hat eine hochgesteigerte Meinung von der Bedeutung des Ich, seines Ich und des Ichs derer, die er als seinesgleichen anzuerkennen geruht: „Man findet das Ich der Medea sublim; wer es nicht sagen kann in allen Wechselfällen seines Lebens, ist wenig wert oder gar nichts." Er zeichnet wohl sein Ideal in dem Wort: „In der Hand Niemandes sein, nur der Mann seines Herzens, seiner Prinzipien, seiner Gefühle sein, das ist das Seltenste, was ich gesehen habe." Daher braucht er mit Emphase das Wort Charakter, und zwar eben im Sinn der ihrer selbst bewußten Individualität: „Wer keinen Charakter hat, ist kein Mensch, sondern eine Sache. Den Tollheiten, die unser Charakter von uns verlangt, dürfen wir uns nicht entziehen, wir müssen sie zu tun verstehen." Der Maulwurfstugend der ordinären Klugheit gegenüber empfiehlt er die Adlerkühnheit, die uns unserem Charakter folgen heißt, mag daraus entstehen, was da will. Daher ist er ein Lobredner des Stolzes. So tief er Eitelkeit und Ehrgeiz verachtet, diese ärmlichen Passiönchen kleiner Seelen, so hoch preist er den Stolz, den echten, dem er nachrühmt, was der Apostel

von der Liebe sagt: wer ihn besitze, der habe schon alle Gebote Gottes erfüllt. Er ist freilich etwas Seltenes: „Ich habe wenige Arten von Stolz gesehen, mit denen ich zufrieden war. Das Beste, was ich in dem Genre kenne, ist der Satan im verlorenen Paradies".

Dieser Romantiker, wenn man den Ausdruck passieren läßt, ist nun zugleich Pessimist, ist jedenfalls Pessimist geworden, und zwar so gründlich, daß er den Mut fand, die praktische Konsequenz zu ziehen und das Leben wegzuwerfen, das er nicht mehr lebenswert fand. Sein Pessimismus ist also jedenfalls echter als der manches Pessimismusschwätzers und verdient und verlohnt es schon darum vor anderen, daß man über ihn nachdenkt. Welcher Art er nun aber ist, das ist so leicht nicht festzustellen. Man ist gewöhnlich damit gleich bei der Hand, ihn mit La Rochefoucaulds Moralpessimismus zusammenzuwerfen. Chamfort selbst will das nicht Wort haben. Er will von den moralischen Schwarzsehern nichts wissen — er nennt als solche eben La Rochefoucauld, dazu Montaigne, La Bruyère, Helvétius, Swift, Mandeville; ebensowenig liebt er die Schönfärber von Shaftesburys Schlag: „Die einen sehen nur den Abtritt im Palast, die anderen nur die Prunkgemächer". In der Tat ist seine Methode der moralischen Analyse nicht die La Rochefoucaulds. Die hämische Freude an der Beobachtung, daß der Mensch aus Gemeinem gemacht ist, kann man Chamfort nicht zur Last legen. Sie ist übrigens auch bei La Rochefoucauld geringer als die übliche Entrüstung über ihn will. Auch er ist mehr als der hämische Mensch; er ist der Beobachter — der leider oft recht hat — und er ist der Philosoph, der die höheren seelischen Regungen auf die niederen zurückzuführen sucht, weil er diese beiden Erscheinungen nun einmal im Verhältnis des Komplizierten zum Einfachen sieht. Bei Chamfort ist diese Tendenz nur ganz selten zu beobachten. Ihm bleiben, wie wir sahen, gewisse höhere leidenschaftliche Zustände stehen, unzersetzt von jeder Analyse. Er zitiert beifällig das Wort eines andern: „Der ist ein rechter Mann, dem eine gute Tat das Blut erfrischt, und der ein schlechter, der an ihr herummäkelt." Auch ist er kein Moralskeptiker, wie es die Moralpessimisten gerne, obgleich wohl nicht logisch notwendigerweise sind. Die Tugend, seine Art von Tugend, steht ihm fest, das Laster ist ihm ein Begriff, den er mit einer gewissen Energie handhabt.

Was ist denn aber nun die ἀθυμία unseres Denkers. Es ist die düstere Weisheit des Prediger Salomo. Ihm ist der todbringende

Baum der Erkenntnis im Paradies ein tiefsinniges Symbol: „Ist man den Dingen auf den Grund gekommen, so führt dieser Verlust der Illusionen zum Tod der Seele, d. h. zu einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen alles, was andere Menschen umtreibt und beschäftigt." Oder, derselbe Gedanke in einer Form ausgedrückt, die an Sokrates letztes Wort anklingt: „Das Leben ist eine Krankheit, für die es ein Linderungsmittel im Schlaf, ein gründliches Heilmittel nur im Tod gibt." Die Hoffnung, dieser Scharlatan, der uns unaufhörlich betrügt, hat bei ihm ausgespielt. Er wird wohl jener Frau von Rochefort gleichen, von der er erzählt, sie habe auf die Frage, ob sie denn nicht auch die Zukunft zu erfahren wünsche, geantwortet: „Nein, sie gleicht zu sehr der Vergangenheit." Weil ihm das Leben entwertet ist, macht er der Tragödie den eigentümlichen Vorwurf, sie mache vom Tod ungebührlich viel Aufhebens.

Wie kommt er in diesen Zustand? Viele, die sich mit ihm beschäftigt haben, denken an sein privates Leben, an die physische Erschöpfung durch den sinnlichen Genuß, den er wohl bis an die Grenze der Möglichkeit des Weitergenießens getrieben habe. Diese Vermutung hat viel für sich und wird bestätigt durch das vielsagende Selbstbekenntnis des Mannes: „Ich habe meine Leidenschaften zerstört, ungefähr wie ein wilder Reiter sein Pferd tötet, das er nicht zügeln kann." Doch hat er den Schleier darüber nicht weiter gelüftet, wie wir denn überhaupt nur von wenigen die wirklichen Erlebnisse erfahren werden, die hinter ihren entscheidenden Gedanken stehen. Nehmen wir die Aphorismen, so wie sie dastehen, so bekommen wir den Eindruck, als erwachse ihm sein Unmut nicht aus Vorgängen seines Innenlebens, als vielmehr aus der Beobachtung der Gesellschaft, mit der er umgehen muß. Hören wir ihn und glauben wir ihm, so kommen wir zu dem Urteil, das er zum Ueberfluß selbst auch so formuliert hat, daß die Gesellschaft — mindestens die Gesellschaft seiner Zeit — fast ganz des Teufels ist. Warum? Das Geringste wäre noch die herrschende sexuelle Unsittlichkeit, die er „geißelt", wie der literargeschichtliche Kunstausdruck zu lauten pflegt. Und wirklich, ein Ehrendenkmal bilden die Chamfortschen Anekdötchen für diese Gesellschaft entschieden nicht. Ihr Witz beruht vielfach in der prekären Rolle, welche die Ehe in dieser Promiskuität der Geschlechter spielt; auch für Chamfort ist, wie für viele andere Franzosen, der Kontrast zwischen der offiziell geltenden Monogamie und der tatsächlich oder angeblich herrschenden Polygamie und Polyandrie eine nicht zu erschöpfendes sujet du

ridicule. Man wird aber Chamfort sowohl, wie anderen geißelnden Satirikern, kein Unrecht tun, wenn man vermutet, daß sie es gar nicht angenehm vermerken würden, wenn etwa infolge einer moralischen Umwälzung das gegeißelte Laster plötzlich verschwände und damit die Quelle, die ihre Satire speist, versiegen würde.

So können wir von diesem Zug absehen und hören auf andere Töne in den sozialen Anklagen. Es gibt solche, in denen ein Leitmotiv des Hamletmonologs anklingt von der „Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist“; oder die Schillersche Klage: „Ich sah des Ruhmes heilige Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht.“ Die Ungerechtigkeit dieser verkehrten Welt mit ihrer nur scheinbaren Ordnung vergleicht er einer Bibliothek, deren Besitzer die Bücher nicht nach dem Inhalt und Wert, sondern nach dem Format geordnet hätte. Einst hatte ihm ein Weltkenner gesagt: „Damit, daß sie das Leben unerträglich finden müssen, werden die gestraft, die sich an zwei Dinge nicht gewöhnen können, das schlechte Wetter und die menschliche Ungerechtigkeit.“ Er hat sich nicht daran gewöhnt. Nun will man aus diesen Anklagen das Ressentiment eines zurückgetretenen Ehrgeizes heraushören, den man unverständig findet bei der schönen Stellung, die Chamfort sich doch unter dem ancien régime errungen hatte. Und in der Tat, seine gedruckten Sächelchen wurden ihm gut honoriert. Immerhin mochte er, wenn nicht aus dem, was er gemacht hat, so doch aus dem, was er war, bei der Vergleichung mit manchem Großen seiner Zeit ein Selbstgefühl empfinden, das wir ihm nicht übel nehmen können. Es könnte ein autobiographischer Zug sein, jenes Geschichtchen von einem vornehmen Herrn, der einen Literaten seine Ueberlegenheit fühlen lassen will. Der Literat erwidert: „Herr Herzog! Ich weiß, was sich für mich gebührt. Ich weiß aber auch, daß es leichter ist, über mir zu stehen als neben mir.“ Es scheint jedoch mehr der Unabhängigkeitssinn, als der Ehrgeiz gewesen zu sein, was ihn mit der gesellschaftlichen Ordnung so unzufrieden machte. Er fühlt sich zu gut zur Rolle des protégé in den Kreisen, die er doch nicht missen mochte. Wie stark ihn jener sensible Unabhängigkeitssinn umtrieb, geht namentlich auch aus seinen Reflexionen über Freundschafts- und Liebesverhältnisse hervor. Wenn er, wie wir sahen, von ihnen vor allen Dingen Reinheit verlangt, so besagt das „rein“ besonders auch: unverworren von den Verpflichtungen der Dankbarkeit. Er fürchtet, daß Wohltaten annehmen oder erweisen, Freundschaft sofort in Kameraderie verwandle. Dieser Unabhängigkeitstrieb ist

auch das nächste Motiv seines Selbstmords. Nicht die Aussicht auf das Schafott, das er vielleicht nicht zu fürchten hatte, die bloße Aussicht auf eine neue Haft versetzt ihn die Erregung, die ihm die fürchterliche Energie verleiht, nachdem ein Pistolenschuß ins Auge nicht zum Ziel geführt, sich mit dem Rasiermesser Hals- und Pulsadern in einer Weise zu bearbeiten, die er nachher selbst mit dem Ausdruck charcuter bezeichnet. Und vor dem Polizeikommissar läßt er zu Protokoll geben: „Ich, Sebastien Roch Nicolas Chamfort erkläre, daß ich als freier Mann habe sterben wollen, um dem Los zu entgehen, als Sklave ins Gefängnis zurückzukommen. Wenn man mich in meinem jetzigen Zustand gewaltsam dorthin zurückschleppt, so bleibt mir Kraft genug, das zu vollenden, was ich begonnen habe. Ich bin ein freier Mann. Nie wird man mich lebend in einen Kerker bringen."

Neben der Ungerechtigkeit verletzt ihn die Verlogenheit, Unnatur und Flachheit der Welt, in der er lebt, in der alles Kunst und Berechnung ist, in der man Komödie spielt und Komödie spielen muß. Nichts Wahres, Ernstes, Tiefes. Die Liebe in der Gesellschaft ist nichts mehr als der Austausch zweier Launen et le contact de deux épidermes, ein Satz, den Stendhal geschrieben haben könnte. Daher seine Freude am Auftauchen jeder Leidenschaft, die noch etwas an den primitiven Menschen erinnert. Darin erscheint doch noch das bißchen Natur, das unsere Kulturzustände übrig gelassen haben. „Weil man so selten auf ein wahres Gefühl stößt, stehe ich manchmal auf der Straße still und sehe einem Hund zu, der an einem Knochen nagt. Am liebsten und längsten verweile ich dabei, wenn ich von Versailles, Marly oder Fontainebleau komme." Dieser Kulturekel erinnert an die Rousseaustimmung, nur daß Chamfort über das Gegengift nicht verfügt, das Rousseau in der Schwärmerei für seine sentimentale Natur hatte, und daß Chamfort die andere Erleichterung nicht hat, den Ekel in sittliche Entrüstung verwandeln zu können. Es hat beim Ekel sein Bewenden. Wie stark dieses Gefühl ist, geht aus dem Rat hervor, den er dem gibt, der in Gesellschaft zu verkehren gedenkt. Am besten sei es dann, meint er, morgens allemal eine Kröte zu verschlucken; dann sei man gewappnet für das, was einen erwarte. Oder weniger drastisch und mit mehr Esprit: „Wenn man mit den Miseren der Natur bekannt geworden ist, verachtet man den Tod; hat man die Miseren der Gesellschaft kaum gelernt, so verachtet man das Leben." Die beste praktische Gesellschaftsphilosophie ist daher nach ihm, den Sarkasmus

der Heiterkeit mit der Indulgenz der Verachtung zu paaren. Und der Humor an der Sache ist, daß die Gesellschaft im Grunde selbst fühlt, was sie wert ist: Sie hat Respekt vor denen, die sie verachten.

Wohin führen solche Anschauungen? Nicht gleich zum letzten Ende. Man sieht es an Pessimisten wie Schopenhauer, der ja noch eine Glückslehre schreiben konnte. The world is bad, but let us make the best of it, sagte jener Engländer. In diese Bahn mündet denn auch Chamfort zunächst ein. Hierher gehört das Wort von ihm, das Schopenhauer seinem Büchlein von der Lebensweisheit vorgesetzt hat: „Um das Glück ist es keine einfache Sache: (Le bonheur n'est pas chose aisée — also nicht chose impossible!); es ist sehr schwer, das Glück in uns selbst, und unmöglich, es anderswo zu finden." Nach dem Glück des Rausches der Leidenschaft, dem eigentlichen Glück, das den Namen verdient, kennt er noch eine Art Altweibersommerglück; er unterscheidet die beiden Arten als plaisirs absolus und plaisirs relatifs und hat in den letzteren, Hegelisch geredet, eine Art List der Idee entdeckt, einen Kunstgriff der Natur, mit dem sie die Menschen noch ans Leben fesselt, auch nach dem Verlust der Güter und Genüsse, die das Leben angenehm machen. Dieses letztere Glück ist freilich einem reiferem Alter vorbehalten, wenn man die Prätensionen verloren hat; es wird sich also bei der Frau erst einstellen, wenn sie endgültig alt und häßlich geworden ist und — das weiß; beim Manne, wenn er endgültig über das Alter hinaus ist, da man sein Glück bei den Damen macht. Man ist, was man ist und ist jedenfalls nicht mehr unglücklich darüber oder lächerlich dadurch, daß man mehr sein oder scheinen möchte, als man sein kann. Der Genuß ruht auf der Illusion, das Glück nur auf der Wahrheit. Und sein Rezept für diese Zeit der Windstille nach den Stürmen der Jugendlichkeit ist: Von Tag zu Tag leben, viel vergessen, das Leben, wie es so abläuft, immer gleich mit dem Schwamm auslöschen. Hübsch und geistreich, obwohl vielleicht nicht ganz einwandsfrei, ist das Bild, mit dem er die Berechtigung anschaulich machen will, an die Pessimismusthese solche eudämonistische Korollarien anzuhängen: „Alles ist gleich eitel im menschlichen Leben, Freud und Leid; aber es ist doch besser, wenn die Seifenblase golden oder azurblau, als wenn sie schwarz oder bleigrau ist."

Wie weit er mit dieser Philosophie reichte, wissen wir nicht. Was wir wissen ist, daß das Schicksal eingriff und seinem Leben.

für einige Zeit wenigstens, einen neuen Inhalt gab: in der Revolution. Hier stehen wir nun vor einem Problem. Nietzsche hat es ungefähr so gefaßt: Wie konnte ein so gescheiter Mensch sich an einem so dummen Ereignis beteiligen, wie kann ein solcher Ausnahmemensch der Menge beispringen; wie konnte das Chamfort, zu dem Mirabeau wie zu seinem höheren und älteren Selbst aufsah, Mirabeau, der als Mensch zu einem ganz anderen Range der Größe gehört, als selbst die Ersten unter den staatsmännischen Größen von gestern und heute? Und des Rätsels Lösung ist ihm, daß Chamforts Weisheit überwältigt wurde von dem lange zurückgedämmten Haß gegen alle Noblesse des Geblüts, dem Instinkt der Rache, der die Stunde erwartete, die Mutter zu rächen. Ob das letztere wahrscheinlich ist, wenn er doch selbst vielleicht, wer weiß wie oft, anderen antat, was sein Vater seiner Mutter angetan, kann man wohl fragen. Aber das Erstaunen Nietzsches wird man allerdings teilen müssen: Wie kann ein Mann an einer demokratischen Bewegung sich so mit Leib und Seele beteiligen, an dem so gar nichts von der Rousseauschen Kleinen-Manns-Romantik, so gar keine Spur von einem Glauben an das Evangelium der Volksverehrung ist, ein Mann, der sagen konnte: „Das Publikum? Wieviel Dummköpfe sind nötig, um ein Publikum zu bilden?" oder: „Man kann darauf wetten, daß jede öffentliche Meinung eine Dummheit ist, denn sie hat der Mehrheit gefallen." Dabei darf man nun freilich nicht vergessen, daß Chamfort nicht so einseitig war in seiner Verachtung, wie Nietzsche meinte. Wenn er sich genauer mit ihm befaßt hätte, so hätte er zu seiner Verwunderung entdeckt, daß er dem Adel seiner Zeit ganz dieselben Gefühle widmet, wie der Menge, nämlich gar nicht jenen unheimlich pathetischen Haß, den er in ihn hinein konstruiert, sondern auch die ganz simple Verachtung. Nein, er hat auch nicht die Ancien-régime-Romantik; er stand zu nahe dabei. Diesen ganzen Zuständen gegenüber hat er etwa die Stimmung des Uhlandschen Lords von Edenhall. Es dauert länger schon als recht.

Daß er die Partei ergreift, die er ergriffen hat, ist darum kein so schwieriges Rätsel. Aber daß er überhaupt Partei ergriff, das bleibt ein solches. Man findet bei ihm das Wort: „Täglich wird bei mir die Liste der Dinge, über die ich nicht mehr rede, größer. Der größte Philosoph wäre der, bei dem diese Liste am größten wäre." Man wundert sich, daß die Politik nicht ein Posten in dieser Liste ist. Er erzählt von einem geistvollen Mann, an den

man die Frage richtete, warum er sich denn im Jahre 1789 so zurückgehalten habe. Die Antwort war: „Seit 30 Jahren habe ich die Menschen en détail so erbärmlich gefunden, daß ich von ihnen en gros nicht viel Gutes mehr erwarten kann.“ So würde man sich Chamfort im Jahre 1789 eigentlich vorstellen. Denn soviel ist sicher: der Geist der Revolution ist eine Religion, es ist der Glaube an die mögliche, an die nahe Verwirklichung des Ideals auf Erden. Zu diesem Glauben muß man jung — jung im geistigen Sinn — sein. Wenn wir das nicht wüßten, so könnten wir es bei Chamfort lernen, der jedenfalls dieser Meinung war: „Die Hoffnung, ja der bloße Wunsch, die Menschen zu bessern und zu bekehren, ist eine romantische Chimäre, die man höchstens der Einfalt der ersten Jugend verzeihen kann.“

So verschärft sich denn unsere Frage: Wie kann ein Geist wie er irgend eine Sache, namentlich aber die Sache der Revolution, mit solcher Leidenschaft in die Hand nehmen? Es gibt nun eine ganz gemeine Erklärung: Er war ein gewöhnlicher Opportunist, der auf die Seite einschwenkte, zu der sich die Macht hinübergezogen hatte und handelte nach dem Grundsatz der Erfolgsanbeter: Was fallen will und besonders, was schon gefallen ist, das muß man stoßen. Die Hypothese ist doch wohl zu ordinär und auch die harmlosere, nüchterne Erklärung, er habe einfach für das verlorene Gnadenbrot seiner Pensionen Ersatz in neuem Lohndienst gesucht, tritt seinem Charakter wohl zu nahe. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er die furchtbare Charakterprobe, welche die Machtverschiebungen einer Revolution für jeden in der Gesellschaft lebenden Menschen bedeuten, ganz rein und sauber bestanden habe. Was würden wir auch zu lesen bekommen, wenn ein Herzenskündiger uns die Geschichte von Revolutionen schreiben könnte! Man darf in diesen Dingen allerdings auch nicht zu zimperlich sein. Das ist man, wenn man das Mirabeausche Referat für den Antrag auf Aufhebung der Akademien, dessen Verfasser eben der Akademiker Chamfort ist, ihm zum Verbrechen macht und ihn dafür zum Verräter an seiner Körperschaft stempelt. In einer so ungeheuren Zeit, in der der angestammte König über Bord geworfen wird, kann man für eine solche Quaste am Mantel des Königstums, wie es eine Akademie ist, unmöglich sentimentale Pietätsgefühle verlangen. Dieses Plaidoyer gegen die Akademie, über das man sachlich urteilen kann, wie man will, wäre also persönlich nicht so schlimm. Sonst wissen wir Persönliches von Chamfort, wie überhaupt, so auch aus jenen Zeiten des Umschwungs, sehr wenig.

Es sind uns ein paar Dutzend Briefe von ihm erhalten, die uns übrigens nicht so viel Licht über ihn geben, wie wir wünschten und erwarteten. Zwei davon sind wichtig für unsere Frage. Einer aus dem Jahre 1788, in dem er sich mit seinem intimen Freunde, dem Grafen von Vaudreuil, der dem Kreise Polignac nahe steht, auseinandersetzt und in dem er seine volksfreundliche, den Ansprüchen des dritten Standes entgegenkommende, von der des Grafen abweichende Haltung rechtfertigt, in bestimmter und würdiger Weise. Sodann ein Brief vom Tag nach dem 10. August 1792, in dem er u. a. schildert, wie er den umgestürzten Statuen der Könige seinen Besuch abstatte und diesen Gang hygienisch sehr wohl bekömmlich finde. Nun war es 16 Jahre her, daß er bei der Erstaufführung seiner Tragödie in die königliche Loge gerufen worden war zu Marie Antoinette, der er sein Stück dediziert hatte. Er war damals von der Königin in einer Weise beglückwünscht worden, daß er auf die neugierige Frage eines Höflings, was die Königin ihm denn Schönes gesagt habe, zur Antwort gab: „Es waren Worte, die ich weder wiederholen darf, noch vergessen kann." Hält man diese Szene und jenen Brief zusammen, so ist der Eindruck, den wir bekommen, nicht schön. Doch schön oder nicht — er ist nun einmal in diesem Strom mitgeschwommen. Vielleicht, weil eine solche Geistesströmung, wie die von 1789, so gewaltig ist, daß, wer nicht den festesten Halt in sich hat, nicht gegen sie ankommen kann; vielleicht weil er, der schon lange den Boden unter den Füßen verloren hatte, es als wohltuend empfand, daß wieder etwas da war, das ihn trug. Die Welle hat ihn nicht lange getragen, und bald hat er das Schicksal erfüllt, das ihm bestimmt war.

Stellen wir uns sein Bild noch einmal vor Augen, so müssen wir sagen, dieses Angesicht zeigt hippokratische Züge und, was man so eine sympathische Persönlichkeit heißt, war dieser Mann nicht. Sieht man von wenigen Ausnahmen ab, Schopenhauer etwa und Nietzsche, der ihn dann gleich wieder nach seiner Art überhöht, so führt er in der Literar- und Ideengeschichte ein ziemlich obskures Dasein. Und zwar trotzdem, daß er über die französische Nationalgabe des Esprit in einer so glänzenden Weise verfügt, wie wenige seiner Landsleute — was in unserer Betrachtung, die den philosophischen und psychologischen Gehalt seines Denkens zum Thema hatte, fast kaum zur Geltung kam —; und trotzdem, daß seine Aphorismen nach Form und Inhalt vielleicht das modernste Produkt des 18. Jahrhunderts sind, sofern sie gar keiner Uebersetzung in

unsere heutige Denk- und Ausdrucksweise bedürfen, weil [illegible] zeitlosen Charakter haben. Der Chamfortsche Aphorismus [illegible] darum den [illegible] vielleicht überleben, von dem [illegible] Urteil keineswegs gilt. Trotz alledem wird der Mann und [illegible] Gedanken von den meisten, die sich mit ihm befassen, [illegible] gefertigt in einem Urteil, dessen Tenor etwa ist: [illegible] Erzeugnis ungesunder Verhältnisse. Und man meint [illegible] Urteil über die Welt wie das Chamforts könne nur [illegible] einem solchen Boden, dem der verseuchten und verrotteten [illegible] Gesellschaft von damals; er hätte anders geurteilt, wenn er [illegible] kennen gelernt hätte, uns Bourgeois von heute, uns [illegible] arbeitenden Volks, uns Idealisten, oder wie die „Wir“ sich sonst bezeichnen mögen. Möglich. Möglich aber auch, daß uns nur [illegible] Chamfort fehlt, der jene sarkastischen Aphorismen [illegible] schleudert. Möglich, daß der Geld-, Macht- und [illegible] heute und der verlogene homme aimable, der [illegible] mensch von damals, über den Chamfort sich so [illegible] wert sind. Möglich, daß unser moralischer Fortschritt [illegible] ist und daß die biblische und antike Weltanschauung [illegible] Menschenwesen als gleich ansehen zu allen Zeiten [illegible] Moderne recht hat. Jedenfalls noch ein Wort über [illegible] Krankhaftigkeit. Geleugnet soll sie nicht werden [illegible] Pessimismus war ein Gift und eine Krankheit zum Tod [illegible] [illegible] ja [illegible] auch gestorben ist. Aber [illegible] Gesunde mit seiner Gesundheit [illegible] Man [illegible] sich an [illegible] Der [illegible] den [illegible] beim [illegible] von [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Die Geistesfesseln des modernen Rußlands.

Von

Dr. phil. Karl Noetzel, Moskau.

I.

Die Geistesfesseln des modernen Rußlands sind in der tyrannischen Anmaßung der öffentlichen Meinung zu erblicken, die nur einen Maßstab gelten lassen will für persönliche Lebensführung und für alle Kulturwerte: das Gesellschaftsinteresse, das Volkswohl, deutlicher den Umsturz des politischen Despotismus behufs Einführung der sozialistischen Wirtschaftsordnung. Also weder Kunst wird geduldet noch Wissenschaft, noch Religion, noch Philosophie, noch persönliches sittliches Streben: jeder Aeußerung der russischen Seele ist die unerbittliche, unzweideutige Richtung schwarz auf weiß vorgezeichnet. Die russische Seele, an Gehorsam gewöhnt und unendlich geduldig im Ertragen von Leiden und Qual, sieht sich damit auf die Straße gesetzt: sie weiß zwar nicht recht, was sie da tun soll, sie schämt sich aber, nach Hause zurückzukehren; es scheint ihr das ein Verrat an den Leiden des Volks. Und daß es ihr wirklich so scheint, deutet auf den unbestritten edlen Urquell dieses Geisteszwanges: das soziale Mitleid. Hinzukommt das Ueberwiegen des Gefühls über den Verstand. Auch das erklärt sich einfach: Die Seele des gebildeten Russen steht in der Zeit ihrer Bildungsfähigkeit bereits einem so überwältigenden Volkselend gegenüber, daß ihr alles andere dagegen unbedeutend erscheinen muß. Die Gefühlsanlage des Heranwachsenden erhält somit überreiches Bildungsmaterial, während sein erwachender Verstand sich kümmerlich nährt von einem polizeilich verstümmelten Wissen, wie es ihm die geknechtete Schule und die geknechtete Kirche darreichen. Also mißtraut man dem Verstande, vor allem da, wo er einem über-

schäumenden Gefühle Zügel anlegen will. Man braucht den kaum der Schulbank entwachsenen „Intelligenten“ gar nicht erst zu „entwickeln“. Er weiß von selbst: „Es gibt nur eine Aufgabe, die Beseitigung des Volksleidens. Nur ein Weg führt dahin, der politische Umsturz. Wer anderer Meinung ist, der ist ein elender Feigling oder ein selbstsüchtiger, satter „Bourgeois“. Ob er dabei Talente besitzt, ob er besondere Gaben mitbringt, die einst, Millionen erfreuend, des Vaterlandes Ruhm bedeuten könnten, kommt durchaus nicht in Betracht. Dem Volksleiden gegenüber sind alle Menschen gleich, und alle haben die gleiche Verpflichtung. Kunst bedeutet da nur frivole Spielerei, Wissenschaft eitle Selbstgefälligkeit.“

Nun könnte ja diesem Standpunkte höchstens Einseitigkeit vorgeworfen werden, wenn der Wille, Volksleiden zu lindern, an der Wurzel erfaßt würde als sittliche Forderung, als Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit an sich, die natürlich die gesamte Lebensführung durchdringen müßte. Dem ist aber keineswegs so. Es wird einfach der Begriff Volkswohl dogmatisch festgehalten im Sinne von politischem und sozialem Umsturz. Mit Kleinigkeiten, wie persönlicher Hilfeleistung oder gar Volksbildung, gibt sich der richtige „Intelligente“ — der aktive, nicht die übergroße Zahl der „Mitfühlenden“, d. h. der Herde — nicht ab. Er propagandiert und konspiriert, er riskiert das eigene Leben und unbedenklich das der ganzen übrigen Menschheit, soweit es sich um Förderung des „einen“ Zieles handelt.

Nirgends herrscht größere Nichtachtung fremden Seelenlebens, nirgends brutalere Vergewaltigung der Minderheit, nirgends fanatischere Intoleranz, nirgends, mit einem Worte, unträglicherer Despotismus als bei der an Zahl kleinen, an Einfluß übermächtigen Schar der aktiven „Intelligenten“, derer, die Theorie und Praxis vereinigen.

Und die Gesellschaft bewundert sie, erkennt in ihnen unbedingt ihre geistigen Führer. Außer dem tapferen Tolstoi, dem dafür seine Majestätsbeleidigungen erhabener Denker vergeben sein sollten, hat bis vor ganz kurzem noch niemand in Rußland den Mut gehabt, dem Terrorismus die einfache Wahrheit ins Gesicht zu sagen: daß Mord unter allen Umständen Mord bedeutet, und daß es nichts Anmaßenderes und Unintelligenteres gibt, als Menschen zu morden für die eigenen Ideen. Die liberale Presse sah bis jetzt in der terroristischen Tat, die sie, ihren Grundsätzen nach, bedingungslos verurteilen mußte, in schlecht verhüllter Schadenfreude immer nur

ein Symptom politischer Mißwirtschaft. Gegenüber so unerlaubter Oberflächlichkeit und unverzeihlicher Gewissenlosigkeit der im europäischen Sinne freiheitlichsten Preßorgane faßt einen unwillkürlich der Gedanke, ob nicht der vielgeduldige russische Geist — den man seit nunmehr zwei Jahrhunderten bald von rechts, bald von links beherrschen will, den man herumzerrt, statt ihn zu entwickeln — eigentlich nur seine formelle Betätigungs- resp. Leidensmöglichkeit geändert hat, seinem Wesen nach aber im Grunde derselbe geblieben ist: der Orthodoxismus hat sich in Marxismus verwandelt, der Despotismus in Terrorismus.

Tatsächlich herrscht heute in der russischen Gesellschaft, — die sich durchaus für die geistig freieste in Europa hält, weil sie dem Aberglauben des Materialismus die zahlreichsten Seelenhekatomben zum Opfer bringt — des vielverspotteten, aber nie recht begriffenen alten Hegel metaphysische Vorstellung von einer selbständigen Ideenbewegung. Hier ist es die Idee des Volkswohls. Man kann ihre Entfaltung bewirken durch Aufopferung eigener oder fremder Persönlichkeit (Theorie der Sozialisten-Revolutionäre), oder aber die Entfaltung dieser Idee ist unaufhaltbar; man kann sie nur beschleunigen durch Klassenkampf (Marxismus). In jedem Falle ist die Bedeutung des Individuums, und wäre es ein Kant oder ein Dostojewsky, erschöpft mit der Aufopferung für diese absolute, selbständige Idee. Sie ist zu einem Selbstzweck neben oder über der Menschheit geworden, zu einem Fetisch, dem unbedenklich alles geopfert werden muß, was die überreiche russische Erde an unschätzbarem Seelen- und Geistesmaterial hervorbringt. Darum Tod jeder Schönheit in Leben und Kunst! Tod jeder Wahrheitsforschung! Es gibt nur Eines: den Umsturz! Und Du, Jüngling, Du brauchst nicht mehr Deine besten Kräfte daranzusetzen im Suchen nach einem Ideal. Hier ist es! Geh hin und stirb dafür! Dann stehst Du auf der Menschheit Höhe. Plato und Kant sind vorsichtige Bourgeois im Vergleich zu Dir, Spinoza ein elender Reaktionär, Fichte ein Feigling.

II.

Dieser praktische Idealismus der russischen „Intelligenz" ist, wie bereits bemerkt, obligatorisch verbunden mit absolutem Materialismus, mit bedingungsloser Verachtung jeder Religion und jeder Metaphysik, d. h. jeder Anerkennung geistiger Mächte und geistiger Zusammenhänge. Der richtige „Intelligente" ist außerstande, in

religiösen und metaphysischen Bekenntnissen etwas anderes zu [illegible] blicken als persönliche Weichtanktheit, Feigheit oder [illegible] Gaukelspiel.

Ein Kulturrätsel! Einiges Licht fällt darauf, wenn man [illegible] wisse Eigenschaften des slawischen Naturells in Betracht [illegible]. [illegible] Slave ist vor allem viel zu reizbar, um nicht das zu [illegible], [illegible] er nicht selbst geschaffen hat, und das ihm von klein auf auf [illegible] und Tritt als Vorbild vorgehalten wird, d. h. die [illegible] Geisteskultur. Natürlich gilt das nur mit großen [illegible] mehr als Instinkt. Der ist aber sehr begreiflich. Man [illegible] doch einmal in diese Lage des ewigen Geschulmeistert[illegible] Auslande und vergegenwärtige sich dabei, daß Rußland[illegible] Vergangenheit, — seine tatsächliche europäische [illegible] Hälfte des 19. Jahrhunderts. [illegible] daß ferner die Lehren [illegible] gläubigen" Kirche und das Bewußtsein einiger tatsächlicher [illegible] vor dem Auslande in dem Durchschnittsrussen ein [illegible] sein großgezogen haben, das in Europa kaum [illegible]. Und da sollte man immer nur lauschen auf die Lehren [illegible] Westens"! Da sollte man sich alle Weisheit aus [illegible] Wachstum" holen! Nebenbei bemerkt bildet dieser [illegible] gegen alles, was nicht auf heimischem Boden gewachsen [illegible] unerfindliche, aber darum gerade um so bedeutsamere [illegible] dem rechten und dem linken Flügel der russischen [illegible] Grundlage eines Nationalismus, der noch Europa [illegible] setzen wird.

Wenn man nun [illegible] durchaus nicht wunderbar [illegible] [illegible] Rußlands gegen die Geisteskultur Europas [illegible] [illegible]

[illegible]

Wissenschaft, d. h. die Geisteswissenschaft — deren Aneignung zudem viel Arbeit kosten würde —, einfach zu verachten. Den seltsamen Widerspruch mit dem praktischen Idealismus verhüllt man sich hinter einem Schwall von Worten. Der Slawe ist ja als Gefühlsmensch an sich geneigt, nicht zu Ende zu denken, dagegen fühlt er sich kraft eines tiefgehenden Nationalbewußtseins durchaus berechtigt, in seiner persönlichen Laune ein Naturgesetz zu erblicken und aus eigener Kulturfremdheit auf einen Geistesmangel im Weltall zu schließen. Man denke nur an das, was Tolstoi über Kunst und Wissenschaft schreibt.

Die eigentliche Erklärung für den Materialismus und den Dogmatismus der russischen „Intelligenz" mag indes in ihrem geschichtlichen Werdegang zu suchen sein. Auch im Geistesleben des Individuums wie ganzer Völker scheint das Häckelsche Gesetz zu gelten. Jede europäische Nation muß wohl den ganzen Werdegang der europäischen Kultur durchmachen, um sich ihre letzten Ergebnisse aneignen zu können. Rußland hat zum mindesten ein halbes Jahrtausend übersprungen. Das mag seine Vorteile haben: Rußland schleppt weniger Kultureierschalen herum wie z. B. wir Deutsche: jener subalterne Geist gesellschaftlichen Sicheinrangierens, den wir wohl unserer Kleinstaaterei verdanken und der uns so unbeliebt macht, ist dem Russen völlig fremd. Es liegt aber stets die Gefahr vor, daß ein gewaltsam abgekürzter Kulturweg der Erkenntnis irgendwo eine willkürliche Grenze setzt. Halbbildung führt fast mit Naturnotwendigkeit zum Dogmatismus, meist, wie hier, negativer Art.

Der russischen Kultur fehlt, ganz im allgemeinen gesagt, zweierlei: zunächst die Grundlage antiker Bildung. Die Antike ward der lernenden Jugend allzu lange im Zuchthauskleid der Zensur verabreicht. Sie ist darum weder begriffen noch geliebt worden. — Eine glänzende Ausnahme macht Puschkin. — Nur die Antike gibt aber den Begriff der Ehrfurcht vor allem Menschlichen an sich und vor der Mannigfaltigkeit und harmonischen Einheit menschlicher Anlagen und Bedürfnisse. Ferner fehlt Rußlands Kultur die erkenntniskritische Durchbildung, von der einstweilen noch Gefühlsüberschätzung die lernende Jugend fernhält. Das ganze „intelligente" Rußland begeht in seiner materialistischen Weltanschauung den logischen Fehler, den kein Klosterschüler des so verachteten Mittelalters begangen hätte: es verwechselt Sein mit Sollen; es glaubt aus der Gesetzmäßigkeit im Naturgeschehen Imperative für persönliches Handeln ableiten zu können.

Rußland ist eben allzulange ausgeschlossen gewesen vom Geisteserbe der Kulturmenschheit. Nun fehlt es ihm an eigenem Geistesinhalt, und den europäischen will es nicht anerkennen. Sein Geistesleben innerhalb der nihilistischen Intelligenz erschöpft sich in einem Kampf mit dem Nichts, in einem qualvollen Sichabmühen, aus dem russischen Nichts etwas zu gestalten, was alle Europäerkultur übertreffen soll. Grundsätzliche Traditionsfeindschaft — „Tradition" gehört mit „Reaktion" zu den gefürchtetsten Worten des „Intelligenten" —, die einige Willkürlichkeiten in der europäischen Geisteskultur begriffen hat, maßt sich hier an, das Ganze zu verurteilen und steht nun vor dem Nichts, mit Haß und Neid gegen Europa, das einen Kosmos schuf. Vielfach scheint es wirklich, als ob sich der „Intelligente" mit europäischer Wissenschaft nur deshalb beschäftigt, um ein Recht zu haben, sie zu beschimpfen und sich nur soweit mit ihr befaßt, bis er einige kleine Schwächen herausgefunden hat. Im übrigen gehen die Angriffe der russischen Intelligenz auf die europäische Geisteswissenschaft ganz von dem gleichen Moment aus wie die der katholischen Kirche: von der nicht mathematischen Gewißheit alles Geisteswissens. Ebenso entspricht die russisch-intelligente Naturerklärung genau derjenigen der katholischen Kirche: sie ist rein mechanisch-materialistisch. Auch nach der Vorstellung des russischen „Intelligenten" bewegt sich das Weltall nach unabänderlichen Gesetzen. Darüber aber schwebt, alles überschauend, nicht der Geist Gottes, wohl aber der des russischen Intelligenten: Den Sinn der Welt in der politischen Freiheit hat erst und allein die russische Intelligenz erfaßt. Ihre Geistesleere soll der „bourgeoisen" Welt aufgezwungen werden als Erlösung. Die russische Intelligenz schreitet an der Spitze aller Nationen und wird allen die Freiheit bringen. Also freuen wir armen Westeuropäer uns einstweilen darauf!

Zusammenfassend können wir sagen: Das russische Geistesleben ist innerhalb der Intelligenz unoffizielle Wege gegangen. Da die offizielle Bildung von der verhaßten Regierung ausging, so wurde sie nur geduldet. Das freie Geistesleben entwickelte sich unabhängig von ihr, in direktem Gegensatz zu ihr. Die offfzielle Bildung hatte aber trotz allem die europäische Traditon auf ihrer Seite. So entstand denn der Wunsch nach einer Weltanschauung außerhalb aller Tradition, ganz autochthon. Und sie wurde geschaffen. Natürlich konnte sie nur eine dogmatische sein, denn außerhalb der Tradition gibt es nur Dogma oder Leere. Damit tritt man dann der europäischen Wissenschaft entgegen.

III.

Nun ist auf Eines hinzuweisen, da von der Weltauffassung der „Intelligenz“ die Rede ist: die Träger der Intelligenz sind fast ausschließlich ganz junge Leute, ihre vornehmsten Träger die Studentenschaft beiderlei Geschlechts. Und darum wird man dieser Weltanschauung wohl am besten gerecht, wenn man sie betrachtet als zugeschnitten auf die Neigungen der Jugend, der sie die Gewißheit gibt, sie diente dem Vaterland und rette die Menschheit, wenn sie einfach ihren Instinkten folgt. Ein großer Teil wenigstens der so viel gerühmten Idealität der russischen studierenden Jugend — derentwegen sie selbst die Studenten des übrigen Europas als minderwertig verachten zu können glaubt — ist im Grunde nur eine Art jugendlichen Austobens, wobei man sich selbst in kindlich selbstsüchtiger Weise im Mittelpunkte des Weltgeschehens erblickt, keine Autorität über sich duldet als die der „Idee“ und in der Tapferkeit, der Todesbereitschaft, die höchste Tugend verehrt. Letzteres ist ausschlaggebend: Als Kriterium für die Richtigkeit einer politischen Ueberzeugung gilt einzig und allein die größere unmittelbare Lebensgefahr, die mit ihrem Bekenntnis verbunden ist. Alle sachlichen Gegengründe werden mit der stereotypen groben Antwort abgefertigt: „Aus Euch spricht die „bourgeoise“ Angst für Euer Fell!“ Und dieser Logik beugt sich unbedingt die intelligente Gesellschaft. Sie liegt auf Knien vor den „Märtyrern“ und will gar nicht sehen, daß man auch im heutigen Rußland nicht mehr getötet wird dafür, daß man Liebe predigt, sondern einzig und allein dafür, daß man selber tötet. Dieselbe Gesellschaft, welche — und mit Recht — in der Todesstrafe unerlaubte Anmaßung des Menschen über den Menschen erblickt, sieht bei ihren Lieblingen nur die Schönheit des Selbstopfers, nicht aber die Scheußlichkeit des Mordes. Die bewiesene oder erklärte Todesverachtung hypnotisiert geradezu den Verstand und das Gewissen der russischen Gesellschaft. Alles erscheint ihr geheiligt, wofür man sein Leben einsetzt; alles erlaubt man dem, der dem Tode trotzt. So haben wir denn zu unserem Schmerz und zu unserem Staunen allzu oft das erhebende Schauspiel erlebt, daß gegenüber ganz gemeinem, abscheulichem Raubmord, dem noch dazu wehrlose Frauen und Kinder zum Opfer fielen, die Gesellschaft und die liberale Presse in komischer Ratlosigkeit dastanden und nicht zu urteilen wagten aus Angst, es könne irgend eine der „linken“ Gruppen dahinter stecken. Daß tatsächlich gewöhnliche Räuberbanden sich durch ein politisches Aushängeschild zu legitimieren

suchten, weiß jeder, ebenso, daß vielfach nur ein Teil der „expropriierten" Gelder abgeliefert wurde. Schließlich ist das von seiten der „Tätigen" nur logisch: die Todesbereitschaft, um derentwegen man ihnen alles verzeiht, zeigt ja in genau demselben Maße jeder Straßenräuber.

Eines sei dabei endlich einmal ausgesprochen: Diese Vergötterung der Todesverachtung ist im höchsten Grade verdächtig; sie ist nur möglich in einer verweichlichten, eingeschüchterten Gesellschaft. Dem englischen Gentleman, dem deutschen Bursch oder Offizier ist es einfach selbstverständlich, daß er sein Leben einsetzt für die von ihm anerkannten Lebenswerte. Er tut das auch oft genug. Und niemand achtet darauf. Das gehört zur Männlichkeit. Die „bourgeoise" westeuropäische Gesellschaft hält eben noch an der „veralteten" Logik fest, daß ein tüchtiges Leben durchaus nicht gleichbedeutend ist mit Todesfurcht, sondern recht eigentlich die produktive Form der Todesverachtung bedeutet.

Es soll dabei durchaus nicht bestritten werden, daß die „intelligente" Jugend überhaupt Ideale hat; sie ist nur allzu geneigt, in ihnen ein persönliches Verdienst zu erblicken, das sie zu jeder Unduldsamkeit, zu jeder Selbstüberhebung, zu jeder Vergewaltigung Andersdenkender berechtigt. Viel zu oft wird das Ideal zum Deckmantel alles „Allzumenschlichen", das uns in Westeuropa wenigstens offen und ehrlich entgegentritt als das, was es ist und bleibt: häßliche, kleinliche Selbstsucht, törichte Ueberschätzung der eigenen unreifen Persönlichkeit.

Und doch gilt die absolute „Idealität" der intelligenten Jugend — derentwegen ihr alles zu verzeihen sei — als ein Dogma, das niemand zu bestreiten wagt. Allen voran geht hierin die liberale Presse, die zum Teil in den Händen von Universitätsprofessoren liegt. Diese alten Herren, die jetzt öffentliche Meinung machen, sind eben auch einmal in ihrer Jugend so „ideal" gewesen. Jetzt sind sie klug geworden; der russische „Intelligente" bezeichnet solchen Werdegang gern damit, daß er „heruntergekommen" sei, während er sich tatsächlich in Amt und Würden nicht allzu schlecht fühlt unter dem verhaßten Kapitalismus. Es muß leider gesagt werden: der russische Idealismus hält, beim männlichen Geschlecht wenigstens, selten über das 30. bis 35. Lebensjahr. Hat man sich dann tatsächlich mit dem Leben abgefunden, so glaubt man es doch seiner Vergangenheit schuldig zu sein, die „ideale" Jugend unter allen Umständen zu bewundern; mag sie auch die größten Roheiten

begehen und alles das mit Füßen treten, was man grundsätzlich hochhalten muß, um überhaupt ein Recht zu haben, die Regierung zu tadeln, deren Despotismus bisweilen an den der idealen Jugend gar nicht heranreicht. Geradezu tragikomisch wirkt es darum, wenn einer der liberalen, beliebten Professoren selbst von seinen Lieblingen, den Studenten, — auf Grund irgendeiner Verhetzung oder eines oberflächlichen Mißverständnisses — solche Anpöbelung erfährt — und leider haben sich auch bereits die Studentinnen in solchen Fällen hervorgetan — die auf jeder Universität im „faulen Westen" einfach märchenhaft erscheinen würde.

Denn hierzulande glaubt man sich nicht nur berechtigt, im Namen des Ideals bis zur Brutalität grob zu sein, man hält dies geradezu für den Prüfstein der Ueberzeugung und für die einzig „würdige" Art des Umgangs mit „bourgeoisen" Elementen. Dieser Schaden geht viel tiefer, als man in der Regel annimmt. Einmal ahnt man gar nicht, welchen Verfolgungen die wenigen selbständigen Studenten vonseiten der radikalen Schreier ausgesetzt sind, und dann führt ein so grober, gewaltsamer Dogmatismus stets zur Seelenverstümmelung bei denen, die ihnen wehrlos gegenüberstehen, den Schüchternen und Unselbständigen. Und schließlich: die Ideale werden so rettungslos banalisiert. Der russische Freiheitsbegriff artet in diesen Kreisen vielfach aus in die Forderung nach Straflosigkeit für jede Laune, nach ungehemmter Möglichkeit, nach Herzenslust rücksichtslos sein zu können.

Schlimmer noch ist dies beständige Immundeführen der Gesellschaftsideale selbst an den unpassendsten Orten, sind diese ständigen rohen Eingriffe in das Seelenleben des Genossen, der dadurch gezwungen wird, zu jeder Tages- und Nachtzeit, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit seine höchsten, heiligsten Glaubensbekenntnisse jedem Hergelaufenen gegenüber zu verteidigen und damit zu enthüllen, zu entweihen. Was dabei herauskommt, hat man ja gesehen. Eine unendliche Entwürdigung der „Gesellschaftsideale", die zum Deckmantel alles „Allzumenschlichen" erniedrigt werden, so daß das intelligente Rußland von heute bisweilen in hoffnungsloser Banalität und in ödester Geistesuniformierung unterzutauchen droht. Das ist nicht nur vom ästhetischen Standpunkt zu beklagen. Auch die erschreckende Zunahme der Selbstmorde unter der „intelligenten" Jugend ist letzten Endes hierauf zurückzuführen. Wohin soll denn schließlich die junge Seele fliehen vor den Disharmonien des Lebens? Religion und Philosophie sind ein für

allemal verhöhnt und in Grund und Boden abgeurteilt. Die Idea[illegible]
aber des Gesellschaftsideals, das man selbst vor dem S[illegible]
nicht anzuzweifeln wagt, üben nicht nur einen unerträglichen D[illegible]-
tismus aus, ihr Privatleben steht auch vielfach in [illegible]
Gegensatz zu dem verkündeten Ideale. Es bleibt nichts [illegible]
Ausflucht zur Ruhe. Man trägt ja selbst kein Verantwortung [illegible] an
allen Uebeln ist der politische Despotismus und der [illegible] K[illegible]-
talismus schuld. Aber was tut man denn eigentlich [illegible]
Welt, außerhalb der Mordschlacht zu kündigen, außerhalb der S[illegible]
[illegible]stimmung? Man ist einfach Schicksalspuppe, weil nichts [illegible]
Lohnt es da zu leben? Und die junge Seele steht vor [illegible]
und wirft das Leben weg mit allen seinen unendlichen [illegible]
[illegible] zu Glück und Verantwortung. Dann aber [illegible]
„intelligenten“ Kreisen: „Das Leben hat ihn nicht [illegible]
wünschte es weiter, höher. Die „brutale“ russische S[illegible]
den engen Verhältnissen der Gegenwart. Wieder einmal ein Opfer des
Despotismus.“

Nein, Ihr Herren! Man hat ihm einfach das Le[illegible]
Ihr. Ihr habt ihn brutalisiert! Ihr habt mit unsauberen
Fingern nach seiner jungen Seele gegriffen und sie [illegible]
[illegible] ihm das Lebens!

IV.

Es ist nun auf den Einfluß des „intelligenten“ [illegible]
und Nihilismus auf das russische Gesellschaftsleben [illegible]

[illegible]

Forscher ebenso ernst nehmen als nur irgendwo in Europa und deren Los ein viel schwereres ist: auf Anerkennung können sie nicht rechnen und sind selbst bei größter Vorsicht ständigen Anpöbelungen durch die Studentenschaft ausgesetzt; denn hierzulande ist jedes noch so selbstlose Aufgehen im Berufe zum mindesten verdächtig und wird zwar nicht als Strebertum, aber als komisches Ernstnehmen einer — im Vergleich zur einen Aufgabe, — höchst unwichtigen Nebensache grimmig verlacht. Die Folgen solcher Berufsauffassung sind freilich auf Schritt und Tritt höchst unangenehm fühlbar.

Die großen Künstler, an denen Rußland durchaus nicht arm ist, von denen aber wohl zahllose im Elend verkommen, stehen natürlich als geborene Individualisten außerhalb der „Intelligenz“ und werden darum auch nicht ernst genommen. Dagegen ist es höchst komisch anzuschauen, wie die Kunstkritiker, namentlich die der Tageszeitungen, vor ununterbrochener demütiger Katzbuckelei vor dem „Gesellschaftsinteresse“ überhaupt nicht dazu kommen, einmal ihr Rückgrat aufzurichten, und wie sie, ängstlich schüchtern, wenigstens die russischen Künstler entschuldigen zu müssen glauben für ihren Verrat an der Sache des Volks. Dem Auslande gegenüber geniert man sich allerdings gar nicht. Ich erinnere nur an die Besprechung der Symphonie eines der begabtesten jüngeren einheimischen Komponisten. Da hieß es nach Erschöpfung aller Superlative, dies Werk sei schließlich doch nur die Vorstufe zu einer letzten Schöpfung, die aber nur Kollektivschöpfung sein könne. Wessen? Rußlands? Der Menschheit? Und wie hat man sich das vorzustellen? In der Malerei beschränkt man sich selbstverständlich auf das Stoffliche; auch das Publikum beurteilt so die Bilder. Daß übrigens das soziale Genre auch bei den großen Künstlern vorherrscht, dürfte weniger auf die Diktatur der Politik als auf das tatsächlich überwältigende Volksleiden zurückzuführen sein. Um so bewundernswürdiger ist die heldenhafte Ausdauer der äußerst tüchtigen russischen Landschafter, die erst so recht die reiche Schönheit der nur scheinbar eintönigen russischen Natur zu empfinden gelehrt haben. Denn Landschaften malen, wo das Volk hungert!

Tatsächlich brachte im vorigen Sommer das weitverbreitetste progressive Blatt Moskaus folgende Besprechung der sämtlichen damaligen Kunstausstellungen Deutschlands: „Ungefähr 5000 Bilder, macht etwa so und soviel Quadratfuß bemalter Leinwand aus; aber all' das ist „leeres Stroh“, in dem sich nur 2 „Weizenkörner“ befinden, d. h. zwei Bilder, „die zu denken geben“. Ueber eines davon,

des wackeren Claus Meyers „Christus im Tempel“, [illegible] die erbauliche ethisch-soziale Auslassung dieses erleuchteten [illegible]kenners. Und das „intelligente“ Publikum [illegible] solche [illegible] [illegible] persönliche Kulturlosigkeit zum Maßstab [illegible] Kunstschaffens macht und freut sich wiederum seiner [illegible] über den „faulen Westen“.

Sehr charakteristisch für die Tyrannei der [illegible] Vorherrschaft der Nationalökonomie und die überragende [illegible] liche Stellung ihrer akademischen Lehrer. Man [illegible] Geisteswissenschaft noch immer die Lösung der [illegible] man ihr andererseits jede sittlich religiöse Wertung [illegible] kommt dabei heraus? Wenigstens Stoff für die [illegible] des Intelligenten, unendlich im Theoretisieren, wobei [illegible] Einwürfe des anderen hört und wobei die echt russische [illegible] einfachste Zusammenhänge auf das aller Komplizierteste [illegible] so recht glänzt. Daß man auch [illegible] den letzten Schlüssen dortiger Volkswirtschaftslehre [illegible] uns Deutschen, auf Grund einiger Äußerungen [illegible] kurzweg alle [illegible] abgesprochen wird, ist nur [illegible] ebenso, daß die dort herrschenden deutschen [illegible] aus dem man einen [illegible] Heiligen gemacht hat [illegible] Menzel, Mich und der arme Arminius [illegible] Lehren die Betrachtung des [illegible] stellen. Interessant ist es nun zu beobachten, [illegible] [illegible] Kreis der „Intelligenz“ gerade [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Rätsel; bis ich einmal auf dem Schreibtische eines Erzwucherers die allersozialistischste Bücherei vorfand. Kurz darauf sah ich im Salon einer Hausbesitzerin, die ihre ärmsten Mieter unbarmherzig aussog und ihre Dienstboten hungern ließ, die ganze Literatur über die Sozialisierung des Bodens. Schließlich erfuhr ich noch so nebenbei aus einer Moskauer Statistik, daß dort mehrere hundert Rechtsanwälte und Aerzte — also unbedingt in der Mehrzahl überzeugte „Intelligente“ — zu den Besitzern jener Mietshäuser zählen, deren Rentabilität ebenso märchenhaft ist wie ihr Schmutz und ihr Mangel an den primitivsten hygienischen Einrichtungen. Es handelt sich hier um je auf einem Hofe zusammenstehende Komplexe alter Holzhäuser, vornehmlich in der Vorstadt, deren Wohnungen von Submietern „winkelweise“ an die Allerärmsten abgegeben werden. Diese Herde aller Epidemien, aller Laster und Verbrechen erhalten sich natürlich nur durch beständige Bestechung der Polizei. Liest man aber von diesen Uebeln in der „intelligenten“ Presse, so ist natürlich das kapitalistische System daran schuld und letzten Endes der Despotismus.

Nach solchen Erfahrungen versteht man den kläglichen Mißerfolg der russischen Revolution. Die slawische Seele hat eben vor der deutschen den Vorzug größerer Beweglichkeit. Wir können an einer Inkonsequenz zugrunde gehen. Der Slawe trägt mit Gemütsruhe einen ganzen Sack davon mit sich herum und fühlt sich im Grunde doch dem Westeuropäer überlegen, weil er das Gesellschaftsideal bekennt und eine tiefere Humanität für sich beansprucht. Armes Gesellschaftsideal! Versteckt sich nicht allzu oft hinter dir das alte Lieblingsvergnügen des Menschen, sich über Seinesgleichen zu erheben? Und die arme leidende Seele, wer hilft ihr?

V.

Nun soll ja durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß die „Intelligenz“ trotz alledem auch Positives geleistet hat, vornehmlich in politischer Erziehung und Organisation der Arbeiter. Wenn aber hier der Erfolg unbestritten ein sehr geringer war, so liegt der Grund darin, daß die, welche sich hiermit befaßten, ohne rechten Glauben arbeiteten, ohne volle Liebe, und mit dem bedrückenden Gedanken, daß es noch eine wichtigere, größere Aufgabe gibt, die sie selbst leider aus irgendwelchen Gründen nicht übernehmen können. Ihr Ideal ist und bleibt eben der blutjunge, kaum zwanzigjährige Revolutionär, der nach 1—2 Jahren eines unerhört aufregenden

Lebens auf dem Schaffott endigt. Und das ist das Ideal der gesamten Intelligenz. Darum wird der verlacht, der seinen speziellen Beruf ernst nimmt. Und obgleich solch friedliche Arbeiterorganisatoren aus den Reihen der „ökonomischen“ Sozialdemokratie — es gibt hier auch eine „radikale“ — vielfach ins Gefängnis und in die Verbannung wanderten, so wurden sie dennoch von den „Linkeren“ mit den Koseworten „Feigling“, „Opportunist“, ja „Reaktionär“ reichlich überschüttet, weil eben ihre Arbeit nicht auf das Schaffott führt. Und sie selbst fanden das ganz in der Ordnung; ihre sehr schwache Verteidigung klang eher wie eine Entschuldigung.

Nun haben aber die wirklichen „Märtyrer“ – ich spreche nicht von den vielen gehenkten Expropriateuren —, sie, deren Todesverachtung ebenso unbestritten ist wie ihre Aufrichtigkeit und damit ihr formelles sittliches Beispiel, doch nur ein Vorbild gegeben, wie man stirbt, nicht wie man lebt. Wo aber dies Vorbild der Todesverachtung zum Kriterium aller Lebenswerte gemacht wird, kann natürlich kein tätiges Leben erblühen. Die Philosophie des Selbstmörders kommt dabei heraus, und sie herrscht tatsächlich innerhalb der „Intelligenz“. Und mit dieser ihrer kritiklosen Vergötterung der Todesbereitschaft hat sie zahllose junge Wesen in einen absolut nutzlosen Märtyrertod gehetzt. Diesen Vorwurf wird niemand von der russischen „Intelligenz“ nehmen. Alle Intelligenten tragen hier die Verantwortung, von dem jugendlichsten radikalen Schreier bis zum greisen Führer der liberalen Presse, die vor der terroristischen Tat ihren ethischen Maßstab versteckt, den sie der Regierung gegenüber nie aus der Hand legt. Nur der alte Tolstoi steht auch hier wie ein Fels: Er lud einige Revolutionäre zu sich ein und sagte ihnen, daß er gar nicht begreife, mit welchem Rechte sie es eigentlich wagten, das friedliche Volk zum Verbrechen aufzureizen.

Natürlich hat die Intelligenz ihre historisch notwendige Rolle gespielt, und namentlich der Fanatismus der Jugend ist vielfach auf den Despotismus der Regierung zurückzuführen. Das weiß jedes Kind. Es sei hier lediglich auf solche Zusammenhänge hingewiesen, die auch große Kinder nicht wissen wollen. Auch urteile ich nicht ab, ich konstatiere nur Tatsachen, oft sehr bedauerlicher Art; ich suche sie mir zu erklären und hoffe damit Rußland, das ich liebe und dem ich viel verdanke, den besten Dienst zu erweisen, den man ihm, meines Wissens, augenblicklich erweisen kann.

VI.

„Kinderherrschaft“, Pädokratie nennt einer der großen Patrioten das Hauptübel der russischen Intelligenz. Kinderherrschaft ist es auch. Das lehrt schon ein Blick auf die radikale Publizistik: Jugendliteratur und nur von der Jugend gelesen. Man wäre versucht, zur Heilung aller Uebel einfach dem reiferen Alter mehr Einfluß zu wünschen. Das aber wäre vorderhand noch ein vergeblicher Wunsch: Nirgends ist die Erfurchtslosigkeit im allgemeinen, und die vor dem Alter im Besonderen, größer als hier.

Die Hauptaufgabe des modernen Rußlands wird somit darin bestehen, sich endlich einmal darauf zu besinnen, daß nicht alles, worunter es leidet, der Regierung zur Last fällt; daß sie selbst, die russische Gesellschaft, nicht aus Marionetten, aus willenlosen Puppen besteht, mit denen eine urböse Regierung ihr Spiel treibt, sondern daß sie die Kraft und die Pflicht hat, sich selbst zu gestalten nach ihrem Ideal. Ein jedes Gesellschaftsideal hat hierbei mit der eigenen Person anzufangen. Dafür muß aber auch die russische Gesellschaft den Mut und die Ehrlichkeit besitzen, einen Teil der Schuld an allen Uebeln, und zwar einen recht großen, auf die eigenen Schultern zu laden. Nur wenn sie das anerkennt, wenn sie sich mit vollem Ernst an die Kritik ihres vergangenen und gegenwärtigen Zustands macht, vom Standpunkte der Selbstverantwortung aus, nur dann wird die russische Gesellschaft zu sich selbst kommen. Und das allein bedeutet die Voraussetzung zu freiem Kulturschaffen.

Kulturinhalt wird nicht dadurch erzeugt, daß man die großen deutschen Denker „Feiglinge“ schimpft und „Bourgeois“, weil sie über die höchsten Interessen der Menschheit nachgedacht haben, ohne es für wichtiger zu halten, erst die Tyrannen zu stürzen und Bomben zu schmieden zum Umsturz des Kapitalismus.

Kulturinhalt wird nur dadurch geschaffen, daß man die höchsten Probleme der Menschheit in unerbittlicher Gedankenarbeit selbständig durchdenkt, unter Berücksichtigung alles dessen, was der Menschengeist im Laufe der Jahrtausende in der ganzen übrigen Welt darüber gedacht hat. Aber auch wirklich bis zu Ende denkt, nicht, wie dies hier üblich, nur so weit, bis man einige kleine Schwächen entdeckt zu haben glaubt, die einem das äußerst bequeme Recht einräumen, alle fremde und eigene Tradition zu verlachen, ehe man von ihrem eigentlichen Inhalt auch nur eine Ahnung hat. Kulturinhalt wird erst dann geschaffen, wenn man die wahrhaft komische

Prätention aufgibt, als könne Rußland von sich aus allein und [illegible]
voller Originalität die Geistesarbeit leisten, die das ganze [illegible]
Europa im Laufe der Jahrtausende geschaffen hat, eine Kultur [illegible]
Arm in Arm mit der anderen und alle auf den Schultern [illegible]
Hellas und Rom, und Hellas und Rom auf den Schultern [illegible]
orientalischer Kulturvölker. Auch Rußland bringt ja seine G[illegible]
den Kulturkreis mit, und sie scheinen köstlicher Art zu sein: [illegible]
streckt Europa und selbst Amerika die Hände nach ihnen aus.

VII

Woran es Rußland, wie gesagt, heute vor allem fehlt, [illegible]
Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit als solcher [illegible]
ihren unendlichen Betätigungsmöglichkeiten. Aber auch [illegible]
die Retter unterwegs: es sind die eigentlichen Träger de[illegible]
G[illegible], welche beste europäische Tradition in [illegible]
Geiste umgestalteten. Ein Land, das so erlauchte [illegible]
licher Ehrfurcht hervorgebracht hat wie Gogol, T[illegible]
Dostojewsky, Solowjeff, bedarf hierin keiner fremden [illegible].
Die „Intelligenz" muß nur diesen ihren Weisen [illegible]
lange Europa mit Andacht lauscht — auch [illegible]
Ohr leihen. Hätte sie das getan, so stünde es heute anders um
Rußland.

Und doch ist kein Grund zu verzagen [illegible]
außer ihrem herrlichen Schrifttum [illegible]
Erde [illegible] die russische Frau und der russische Bauer [illegible]
ein leuchtendes Beispiel und eine wundervolle [illegible].

Auch kann [illegible] trotz allem [illegible]

[illegible]

gegen sittliche Statik. Das darf nie vergessen werden. Das allein erklärt auch, weshalb der russische Intelligente, der uns Westeuropäern so unsympathisch ist, dem gegenüber wir uns in der Stickluft mittelalterlicher Dogmatik und mittelalterlicher Ketzerinquisition fühlen — uns dennoch das Gefallen am Durchschnittseuropäer, vor allem dem „feinen" Mann, gründlich verleiden kann. Der russische „Intelligente" macht uns anspruchsvoller dem europäischen „Intelligenten" gegenüber. Es ist beschämend, wahrzunehmen, wie z. B. in Deutschland so oft in Leben und Literatur kleine persönliche, materielle Interessen unendlich wichtig genommen werden, wie zynisch Selbstsucht und Strebertum ihr Glaubensbekenntnis auf den Lippen tragen. Man ist in Rußland wohl nicht weniger streberhaft und selbstsüchtig; man schämt sich aber, sich dazu zu bekennen, und das ist, zum mindesten für die heranwachsende Jugend, von großer Bedeutung. Die öffentliche Meinung gibt in Rußland trotz allem dem Individuum einen gewissen gesellschaftlichen Rahmen, der besser geeignet ist, vor fruchtloser Selbstvergötterung und vor fruchtlosem Ästhetismus abzuhalten, als unser leerer Individualismus. Es darf allerdings nicht dogmatisch behauptet werden, daß der Westeuropäer, gleichem sozialen Elend gegenüber groß geworden, nicht ebenso sozial empfinden würde: die unverhältnismäßig große Anzahl deutscher Namen unter den Haupthelden der russischen Bewegung läßt das zum mindesten zweifelhaft erscheinen. Auch ist viel Herdengeist in der Idealität der russischen Intelligenten, viel oberflächliches, unselbständiges Sichbeugen vor dem Dogma der Volksnot, aber schließlich kann doch dieser Herdengeist nur deshalb so wirksam sein, weil er zurückgeht auf ein Gefühlsbedürfnis, das auch der kritischste Verstand immer und immer wieder bejahen muß, auf das Mitleid mit dem Volksleiden und auf ein persönliches Verantwortungsbewußtsein dafür. Außerhalb dieser Gefühlsbejahung gibt es tatsächlich nur Geistesöde im Leben des Individuums und der Gesellschaft. Im Grunde liegt bei dem russischen Intelligenten — mag er sich noch so sehr dagegen wehren — ein in geistige Mißverständnisse gekleidetes Urchristentum vor, dem an sich kein Volk Europas gegenwärtig näher steht als das russische. Und der russische Intelligente gehört schließlich doch auch zum russischen Volke. Dieselbe Religiosität, die im russischen Bauern instinktiv lebt, die bei den Vorkämpfern der russischen Geistestradition ihren klaren Ausdruck gefunden hat, sie lebt auch im Herzensgrunde des Intelligenten, nur oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt durch die geistige Unreife und die Leidenschaften der Jugend.

Diese Synthese höherer, idealerer Bürgerlichkeit, an welcher der russische Intelligente bis jetzt noch scheitert, braucht somit eigentlich nur eine ganz kleine Korrektur — der Quintanerfehler des Verwechselns von Sein und Sollen muß ausgemerzt werden — um in der Tat einen neuen europäischen Weltbürgertypus darzustellen. Natürlich ist es mit einer theoretischen Besinnung da nicht abgetan. Hat der Intelligente auch seine Tugenden mit dem ganzen russischen Volke gemein, so gehören seine Untugenden ihm allein. Dem eigentlichen Gestalter Rußlands, dem russischen Bauern, sind Unduldsamkeit, Selbstüberhebung und Mißachtung fremder Persönlichkeit ebenso fremd wie den Geistesführern Rußlands.

Der „Intelligente" muß sich in strenger Selbstkritik seines Mitleids mit dem Volksleiden bewußt werden, es in ausdauernder Gedankenarbeit zurückführen auf seinen Urquell, der Ehrfurcht vor allem Menschlichen, und diese dann in unentwegter Selbstzucht jeder seiner Lebensäußerungen zur Richtschnur setzen.

Diesen neuen versittlichten Weltbürgertyp erwarten wir von Rußland. Er bereitet sich dort vor, tief unten im Volke und auf den lichten Geisteshöhen seiner berufenen Führer.

Aus der Schule der Ausgrabungen.*)

Von

Friedrich Koepp.

Vor etwa dreißig Jahren gab es auf einer deutschen Hochschule einen Professor der Philologie, der bei seinen Zuhörern die Vorstellung zu erwecken suchte oder doch erweckte, daß diese Wissenschaft am Ende ihrer Aufgaben angelangt sei und sozusagen abgewirtschaftet habe. Daß es ihm ernst war mit dieser Vorstellung hat er nachher bewiesen, indem er seinen Lehrstuhl vor der Zeit aufgab und der Philologie den Rücken kehrte, um auf einem anderen Gebiet eine reiche Tätigkeit zu entfalten. Aber mit jener Vorstellung dürfte er wohl unter den berufenen Vertretern des Faches allein gestanden haben, nur Laien wird er auf seiner Seite gesehen haben — diese freilich zahlreich genug! Die Altertumswissenschaft wäre überhaupt keine Wissenschaft, wenn sie ans Ende ihrer Aufgaben käme, wenn nicht aus ihrer Arbeit stets neue Aufgaben geboren würden.

Ausgestorben zwar ist die Gattung des Philologen, der ein ganzes langes Leben der griechischen Präposition περί widmete und auf dem Sterbebett seufzte: „ἐπί wäre lohnender gewesen!“ Aber die Philologie lebt, und welches ihrer Gebiete man auch ins Auge fassen mag, überall findet man rüstige Arbeit, überall begegnet man bei den Arbeitenden der Ueberzeugung, daß ihre Wissenschaft noch jung ist, eine Fülle von Problemen noch vor sich sieht.

Aber auch die, die es nicht glauben mögen und nicht einzusehen vermögen, daß auch hinter dem geglätteten Text eines sogenannten „Schulschriftstellers“ die schwierigsten Probleme lauern

---

*) Vortrag (mit Lichtbildern), gehalten im Kaiser Wilhelm-Museum zu Krefeld am 4. November 1909.

können, werden doch heute kaum noch wähnen, daß die Philologie abrüsten könne, da in unseren Tagen der altvertraute und, wie man meinen mochte, verbrauchte, erschöpfte Stoff einen Zuwachs erfährt wie er unerhört war seit den Tagen der Renaissance. Ausgrabungen in Bibliotheken versprechen heute nicht mehr soviel wie damals — es sei denn in den eben sich öffnenden Schlupfwinkeln Konstantinopels! Ausgrabungen im Schoß der Erde versprechen alles. Verschollene Dichter entsteigen dem Boden Aegyptens, ruhmreiche Namen, nur Namen bis dahin, gewinnen vor unseren Augen Körper und Leben — zuweilen unter Einbuße des Ruhmes. Unseren Hoffnungen sind keine Grenzen gesetzt.

Der Zweig der Altertumswissenschaft, der mit dem nicht ohne weiteres verständlichen Namen Archäologie behaftet ist, nach der geläufigen Auffassung die Wissenschaft von der alten Kunst, sozusagen der allgemeinen Kunstgeschichte erster Abschnitt, weiter und wahrer vielmehr die Denkmälerkunde, ganz allgemein, die Kunde von allen Gebilden der Menschenhand, die Archäologie war längst auf solche Hoffnungen gerichtet, sah längst bald die eine erfüllt. bald die andere durch eine Ueberraschung betrogen und entging so eher dem Verdacht, an der Schwindsucht zu sterben, auch in der Vorstellung der Laien. Aber auch die Denkmälerkunde hat zu keiner Zeit reicheren Zuwachs erfahren als in unseren Tagen, als während des letzten Menschenalters. So überwältigend strömt die Fülle des Neuen uns zu, daß man sich zuweilen gewaltsam zurückrufen muß zu dem, was man auch vorher schon wußte und kannte, daß manche Einhalt gebieten möchten der Tätigkeit des Spatens, damit die Wissenschaft zur Verarbeitung einige Zeit gewönne.

Vollends in der Schätzung eines weiteren Kreises von Freunden des Altertums gewinnt alles Neuste vor dem Altbekannten einen gewaltigen Vorsprung. Wie meist die Größe eines Vergnügens in umgekehrtem Verhältnis steht zu der Zahl der Teilnehmer — ich will, um mich mit dem Sprichwort von der „geteilten Freude“ zu vertragen, die Einschränkung hinzufügen: sobald diese Zahl über zwei hinausgeht — so hat es einen sehr viel größeren Reiz, einen Gegenstand zu sehen und in der Hand zu halten, der Jahrtausende allen Blicken entzogen war, der eben erst wieder zum Licht gebracht wird, als einen, über den seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten alltäglich hundert Augen hingeglitten sind, den hundert Hände betastet haben.

Aber der Ueberschätzung des Neuen und Neusten nur um der Neuheit willen soll nicht Vorschub geleistet werden. Nicht zu oft kann in solchem Zusammenhang die kleine Geschichte erzählt werden, die ich aus dem Munde von Ernst Curtius einst gehört habe, wie auf einem Hoffest der 80er Jahre (zur Zeit der Ausgrabungen von Olympia) der alte Kaiser auf Curtius zutrat mit den Worten: „Nun, mein lieber Curtius, was gibt es Neues in Olympia?" und, ehe noch Curtius antworten konnte, hinzufügte: „Da können Sie mir freilich dasselbe sagen, was einmal Argelander mir geantwortet hat auf die Frage: „Was gibt es Neues am Himmel?" — „Ja, kennen denn Euer Majestät das Alte?" Die Geschichte ist bezeichnend für die liebenswürdige Art des alten Kaisers, für seine vornehme Bescheidenheit. Aber auch die Gegenfrage des Astronomen, der — einst der Spielgenosse des Prinzen Wilhelm in den Tagen von Memel — sich auch dem König gegenüber ein Wort gestatten durfte, wie es selten zum Ohr von Majestäten dringen mag, die Gegenfrage Argelanders hat einen tiefen Sinn und mahnt uns über dem Neuen das Alte, über dem Einzelnen das Ganze nicht zu vergessen.

Solche Erwägungen machen mich geneigt, der Versuchung zu widerstehen, Ihnen hier Allerneustes, etwa gar aus meinem eigenen Ausgrabungsgebiet, vorzuführen, das freilich auch, in den rechten Zusammenhang gerückt, auf Ihre Teilnahme schwerlich vergebens Anspruch machen würde: Ich ziehe es vor, Sie zu zwei Ausgrabungen zu führen, die schon Jahre, zum Teil Jahrzehnte zurückliegen, und wichtiger als die Vorweisung der Funde ist es mir, Ihnen zu zeigen, wie die praktische Archäologie, die Wissenschaft vom Spaten, sich immer größere Aufgaben gestellt, immer schwerere Pflichten gesetzt hat und mit ihren höheren Zwecken gewachsen ist.

Vielleicht ist unter Ihnen mancher, dem die ganze Ausgrabungsarchäologie in der Person Heinrich Schliemanns verkörpert erscheint, dem wir alle, die wir den Spaten führen, nur Epigonen und im besten Fall Schüler dieses Meisters zu sein scheinen. Ich erinnere mich, daß mich vor fünfundzwanzig Jahren, als ich als junger Archäologe in den Süden zog, ein Verwandter, ein Gelehrter von großem Namen, vor allem auf den Anschluß an diesen Mann hinwies, dessen Ruhm damals die Welt erfüllte. Aber auch noch vor kurzem hat in der „Täglichen Rundschau" Willy Pastor die widerwillige Anerkennung, die er einem von ihm keines-

meist geliebten Vertreter der Ausgrabungswissenschaft, Ernst Curtius [illegible] bracht, zollen mußte, der Schule Schliemanns auf [illegible]

Und wenn unser Tun am Erfolg allein gemessen würde, [illegible] dann würde freilich dieser Ausgräber nimmer [illegible] Denn wenn Carl Humann angesichts des pergamenischen Gigantenfrieses jubelnd ausrufen durfte: „Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden!", so bleibt Schliemann für alle Zeiten der Ruhm, eine ganze Epoche der Weltgeschichte entdeckt zu haben. So viel reicher auch heute durch vieler Anderen Arbeit [illegible] bare Bild dieser das zweite Jahrtausend vor Christus [illegible] Kultur geworden sein mag, Schliemann hat jene Kultur [illegible] Zeugen aus den Schachtgräbern von Mykenae ans Licht [illegible]. Aber ging es ihm nicht wie Saul, der auszog, seines Vaters [illegible] zu suchen, und ein Königreich fand? Oder erscheint [illegible] unerlaubt angesichts des hohen, ja, wie man meinte, [illegible] das Schliemann sich gesteckt hatte? Er suchte [illegible] homerischen Helden und fand eine Welt, deren Glanz in [illegible] ren Gedichten nur durchschimmert, wie durch einen Schleier [illegible] spätere Jahrhunderte um das ursprüngliche Bild [illegible]. Vor uns stehen sie nun leibhaftig, -- unverschleiert, [illegible] Glanzes.

Schliemanns Ruhm bleibe unverkürzt. [illegible] Ausgrabung war er nimmermehr [illegible] [illegible] Phantasie [illegible] Wissenschaft [illegible]

Andere sind es, die wir als Meister der [illegible] Schliemann hat den Ruhm zu dem [illegible] Feld der [illegible] Wilhelm Dörpfeld.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Aus den einzelnen Platten wuchs allmählich der mächtige Fries zusammen, der dann den Hauptschatz des Berliner Museums bilden sollte, dort einige Jahre in dem vielen von Ihnen bekannten Pergamonmuseum zu eindrucksvoller Wirkung gebracht war, um dann wieder in einem Magazin zu verschwinden und nach Jahren — hoffentlich nicht zu vielen! — in Messels neuem Prachtbau, der hinter den Plänen des zu früh verstorbenen Meisters nicht allzuweit zurückbleiben möge, eine noch vollkommenere Darstellung zu finden.

Alsbald hatte man diese Reliefplatten, deren Darstellungen ja unverkennbar waren, mit den Worten eines Schriftstellers der Kaiserzeit in Verbindung gebracht, der für Pergamon unter den Sehenswürdigkeiten der Welt einen großen Altar aus Marmor bezeugt, vierzig Fuß hoch, geschmückt mit Skulpturen größten Maßstabs, deren Inhalt die Gigantomachie war.

Daraus erwuchs die Pflicht, die Stelle dieses Altars auf der Burg zu suchen und womöglich von seinem Aufbau eine Vorstellung zu gewinnen. In einem Schutthügel nördlich von der byzantinischen Mauer erkannte Humann den Kern des Altars. Aber dieser Fundamentkern lehrte über den Aufbau fast nichts.

Den Umfang wohl, und einen Unterbau von drei Stufen, von deren unterster ein Stück noch an seiner Stelle lag. Für alles weitere war man auf die Trümmer selbst angewiesen, und ihre Zusammenfügung ward sehr erschwert durch die Spärlichkeit des Erhaltenen (manchmal von Baugliedern, die sich über 120 m. erstreckten, kaum 10 Meter!) und durch das Fehlen strenger Gebundenheit der Technik, Nachlässigkeiten in der Behandlung eines und desselben Profils, besonders auffällige Flüchtigkeit in der Behandlung der oberen Bauglieder — vielleicht überhastete Vollendung auf Wunsch Seiner Majestät? — das kennt man ja!

Aber man ist aller Schwierigkeiten Herr geworden. Alexander Conze bezeichnet gern als sein Vorbild in Ausgrabungen den Engländer Charles Newton. Aber wenn bei dessen Ausgrabungen in Halikarnassos auch nur annähernd ähnliche Sorgfalt aufgewendet worden wäre, würde die Rekonstruktion jenes anderen Weltwunders, des Mausoleums, nicht noch heute unsicher sein.

Auszugehen hatte der Aufbau von den Baugliedern, die entweder geradezu zusammengearbeitet waren, wie in einem Fall ein mächtig ausladendes Deckgesims mit einer Reliefplatte des Gigantenfrieses, oder deren engste Nachbarschaft sonst erweisbar war, wie für das Deckgesims und den Relieffries durch die auf jenem stehenden,

und doch zu diesem gehörigen Götternamen, für das Untere durch die auf ihm stehenden Gigantennamen, die nur [illegible] weise, wo das Glied, der einschneidenden Treppe wegen, [illegible] den Reliefgrund rückten, und dann durch die der [illegible] entsprechende Verwitterung jenes Glieds. Es kann eine [illegible] von der Feinheit dieser Arbeit geben, daß mehrfach [illegible] über die Verwitterung oder auf Schutz gegen das [illegible] Schluß gestattende Erhaltung der Oberfläche einzelner [illegible] eine entscheidende Rolle spielen.

Doch ich darf Sie nicht von solchen Einzelheiten [illegible] Auf den Gigantenfries [illegible] ließ sich die Anordnung an der [illegible] des Baus durch den Aufgenschnitt einer Erklärung [illegible] einem kleineren Fries, dessen Bilder der [illegible] Pergamons entnommen waren, wir das Umgebende [illegible] wesentlichen Teil des Baus bildete eine [illegible] darüber ein leichtes und, wie gesagt, flüchtig [illegible] auf dem Dach der Halle noch Statuen auf [illegible] eine Treppe tief in den von dem Gigantenfries [illegible] Säulenhalle tragenden Sockel ein und führte zu dem [illegible] Altarplatz, den die Säulenhalle [illegible] Fries geschmückte Mauerwand umschloß.

[illegible]

ischen Museum zu Frankfurt vergleicht, spürt man selbst hier noch etwas von dem Maßhalten der antiken Kunst.

Und dabei welche Gestaltungskraft, welche Erfindungsstärke und Formgewalt! Nicht bei allen Platten — denn es sind verschiedene Hände beteiligt —, aber doch bei den besten, und in dem Ganzen, dessen Entwurf eine einheitliche Leistung eines großen Künstlers ist, der freilich durch den Umfang der Aufgabe gezwungen war, die Gelehrsamkeit zu Hilfe zu rufen — für seine Zeit kaum ein Opfer!

Diese Künstler, nicht nur der eine, sondern auch die meisten seiner Gehilfen — einige Namen sind uns erhalten! — konnten, was sie wollten — und das ist doch das Wesentliche in der Kunst!

Man wußte wenig von pergamenischer Kunst, von hellenistischer Kunst überhaupt vor der Entdeckung dieses Altars. Auf ein paar spärliche Schriftstellernotizen angewiesen, hatte man Reste einiger von König Attalos von Pergamon auf die Burg von Athen gestifteten Statuengruppen gefunden, hatte in zwei berühmten Werken, dem sterbenden Gallier des Museo Capitolino und der Galliergruppe der einstigen Villa Ludovisi Kopien von Erzwerken, die auf der Burg von Pergamon selbst gestanden hatten, erkannt. Eine Verbindung von Pathos und Naturalismus schien danach für die pergamenische Kunst bezeichnend zu sein. In jenem schloß sie sich der Kunst des vierten Jahrhunderts an, in diesem schien ihr Eigenes vornehmlich zu liegen. Nur starke Voreingenommenheit gegen alles, was Naturalismus heißt, konnte die Kraft dieser Kunst verkennen. Ein Jahrhundert nach Alexander gab es also noch eine Bildkunst, die der Vorfahren nicht ganz unwert schien, und diese Bildkunst genoß die Gunst des reichen pergamenischen Hofes: das ließ vermuten, daß sie um Aufgaben nicht verlegen zu sein brauchte.

Für diese Kunst trat nun der Altar als neuer Zeuge auf. Er zeigte sie uns von einer anderen Seite: pathetisch gewiß, aber bis zum Deklamatorischen gesteigert, realistisch gewiß, aber mehr im Kleinen als im Ganzen — freilich bei einer dekorativen Aufgabe, die hinter der Vornehmheit jener historischen Siegesdenkmäler zurückstand!

Aber es ist doch vielleicht auch ein Unterschied der Zeit, der kräftigeren des ersten Attalos, der prächtigeren seines Nachfolgers, des zweiten Eumenes.

Ein Kopf, der erst kürzlich durch den siebenten Band der Altertümer von Pergamon weiteren Kreisen bekannt geworden ist, [illegible] veranschaulicht uns diesen Unterschied in merkwürdiger Weise. [illegible] Bildnis eines Herrschers, wahrscheinlich des ersten Att[illegible] seine Zeit ohne jede Pose hingestellt hatte, [illegible] scharfen, gespannten Zügen die ganze Tat- und Willenskraft [illegible] gewaltigen Persönlichkeit" sprechen ließ und. Und diesem Bildnis [illegible] eine nur wenig spätere Zeit einen wallenden Lockenkranz um das schlichte Haupt gelegt und hat ihm damit einen [illegible] gesteigerten Ausdruck gegeben, „und es ist, als wenn [illegible] Züge selbst, die ja doch unverändert geblieben sind, [illegible] schwungvolle Bewegung erhalten hätten und auch [illegible] werden müssen." Das war der Geschmack der Zeit [illegible] dem die schlichte Kraft des nach dem Leben [illegible] Würde des unter die Götter erhobenen Herrschers nicht [illegible] sprechen schien.

Jahrzehntelange beharrliche Arbeit gehörte dazu, [illegible] Grenze des Gigantenfrieses, soweit er uns erhalten ist, und damit das Bild des Altars so vollständig als möglich wiederzugewinnen. [illegible] schon am Schluß der ersten Ausgrabungskampagne [illegible] Grenze des Ziel weiter vor [illegible] Aufgabe. „Neben unserer nächsten Aufgabe" [illegible] Schluß des ersten Berichtes [illegible] schwebte uns bald eine [illegible] Entdeckung vor, die wir [illegible] erstreben konnten und welche den Beweis [illegible] es uns [illegible] Das [illegible] Bild der alten Stadt [illegible] und [illegible] nach [illegible]

Damit war [illegible] 1887 [illegible] „Pro Pergamo" [illegible]

Der Ruf war nicht vergeblich. Heute sieht der 78jährige sich dem Ziel sehr viel näher, und die Lösung der Aufgabe, soweit sie sich noch lösen läßt, in der Zukunft gesichert. Denn das Archäologische Institut in Athen hat seit Jahren die Sorge für Pergamon übernommen und durch seinen Ausgrabungsmeister Dörpfeld, bis zum vorigen Jahr unter Conzes tätiger Teilnahme, ausgeübt.

Mit raschen Schritten wollen wir den Weg gehen, den die Ausgrabung von den ersten Anfängen bis heute genommen hat. Dazu bedarf es zunächst eines Wortes über die Oertlichkeit — endlich werden Sie vielleicht sagen!

Die Stadt Pergamon lag einige Stunden von der Westküste Kleinasiens landeinwärts im Tal des Kaïkosflusses, auf einer Höhe, die aus dem das weite Flußtal gegen Norden begrenzenden Gebirge nach Süden vortrat, zwischen zwei in annähernd parallelem Lauf dem Kaïkos zuströmenden Nebenflüssen steil ansteigend von dem Hauptgebirge durch einen tiefen Sattel getrennt, zu diesem, wie zu den Flußtälern im Westen und Osten, jäh abstürzend, nur nach Süden hin sanfter, immer noch steil genug, sich abdachend. Hier konnte die Stadt in Zeiten, denen die Sicherheit der Lage nicht mehr alleinige Sorge war, hinabsteigen und sich schließlich in der weiten Ebene ausbreiten, in der sie nun großenteils unter der modernen, nicht unbedeutenden Stadt, die auch den Namen bewahrt hat, begraben liegt, während die Bergkuppe glücklicherweise unbebaut ist.

Auf der weithinschauenden Höhe (über 300 m über dem Meeresspiegel und über 250 m über dem Flußtal) gewinnt man den Eindruck einer wahrhaft königlichen Lage, wie geschaffen für eine königliche Stadt, aber auch für eine griechische Stadt älterer Zeit, die solche „Kaplage" mit Vorliebe aufsuchte.

Und doch war es eigentlich ein Zufall, der Pergamon emporhob. König Lysimachos, einer der Diadochen, die sich ins Reich Alexanders d. Gr. teilten, hatte einen gewissen Philetairos zum Hüter eines Schatzes von Millionen bestellt, den er auf der festen Burg von Pergamon wohl geborgen glaubte. Aber Lysimachos mußte erfahren, daß die Qualitäten eines Haremswächters keine Gewähr geben, für die Zuverlässigkeit eines Schatzmeisters. Philetairos betrog sein Vertrauen, machte sich selbständig und gründete, dank seinem Geld und seiner Klugheit, zwischen den großen Reichen der Diadochen eine kleine Herrschaft, die er, da er Söhne

nicht haben konnte, einem Neffen vererbte. Auf Philetairos folgte so ein Eumenes, auf diesen ein Attalos. Dem wurde ein glänzender Sieg über die Kleinasien damals heimsuchenden Galliersscharen Anlaß, sich den Namen eines Königs beizulegen. Die kleine Herrschaft weitete ihre Grenzen. Kluge Politik reihte Erfolg an Erfolg. Früh erkannten die Attaliden die Herren der Zukunft. Sie waren es, die den Römern die Brücke bauten, auf der sie den Hellespont und den Bosporus überschritten. Sie taten es nicht umsonst. Der Sieg Roms über den Syrerkönig Antiochos bei Magnesia am Sipylos hob im Jahre 189 v. Chr. den treuen Bundesgenossen der Römer auf die Höhe. Eumenes II., der Nachfolger jenes Attalos, der 50 Jahre vorher den Königstitel angenommen hatte, wurde Herr von Kleinasien bis zum Tauros. Pergamon blieb die Hauptstadt dieses ansehnlichen Reiches und wurde durch Eumenes eine der glänzendsten Residenzen. Was durch Roms Gunst gewonnen war, mußte gegen Roms Mißgunst behauptet werden. Der Stern der Attaliden hatte seinen Zenith überschritten. Es folgte auf Eumenes II. noch ein zweiter, ein dritter Attalos, dann das Ende, durch das nach dem Jahre 133 das pergamenische Reich in das römische aufging.

Es wurde der Kern der Provinz Asien. Noch nach 100 Jahren und mehr sprach man in Rom von den Schätzen der Attaliden: „attalisch“ und reich war dasselbe. Von dem Glanze solchen Reichtums mußte die Stadt der Attaliden einiges bewahrt haben. Auch in römischer Zeit hat Pergamon eine bevorzugte Rolle gespielt: hier zuerst faßte der Kaiserkult Fuß, indem Augustus die Errichtung eines Tempels gestattete, in dem er gemeinsam mit der Göttin Roma verehrt wurde. Dennoch trat damals Pergamon hinter Städten wie Ephesos weit zurück, und seine Glanzzeit ist durchaus die höchstens 1½ Jahrhundert währende Periode der Attaliden, in der die Stadt ebenbürtig neben die großen Residenzen der Seleukiden und Ptolemäer trat.

Hat auch den Gipfel des Burgbergs in der Kaiserzeit ein Tempel des Trajan besetzt, so hat doch, wie wir jetzt wissen, dem Stadtbild die Königszeit für alle Zukunft ihren Stempel aufgedrückt.

Oberhalb des Altarplatzes zeichnete sich eine große Terrasse schon vor der Ausgrabung deutlich ab. Manches wies darauf hin, daß hier das Heiligtum der Athena, der eigentlichen Burggöttin, zu suchen war. Die Ausgrabung legte einen großen, auf mindestens zwei Seiten von zweistöckigen Hallen umgebenen Platz frei, der

offenbar einen baulichen Mittelpunkt gehabt haben mußte, den aber die gründliche Zerstörung nur mühsam erkennen ließ. Furchtbar hatten hier die Kalkbrenner gehaust. Von mehr als 100 Säulen der Halle stand nicht ein einziger Stumpf auf seinem Platz, von einem Gebälk, dessen Länge über 100 m betrug, wurden nur zwei Architravstücke und drei Triglyphen gefunden. Die Fundamentreste des Tempels vollends, der den Mittelpunkt dieser großartigen Anlage bildete, ließen sich von dem Felsboden kaum unterscheiden.

Trotzdem gelang es der Arbeit des Architekten, das ganze Bild dieses Heiligtums wiederzugewinnen: den Tempel der Athena, einen Peripteraltempel dorischen Stils aus dem vierten Jahrhundert, älter also als alle anderen Bauten von Pergamon, umgeben von prächtigen Hallen, die die Königszeit geschaffen hatte — das Vorbild so manches hallenumgebenen Tempelplatzes der Kaiserzeit auf italischem Boden.

Unter den Funden der ersten Kampagne, die die Ausgräber auf die Terrasse des Athenatempels gelockt hatten, nahmen die erste Stelle ein Reste von Statuenpostamenten mit Inschriften: Weihungen an Athena und Zeus aus Anlaß von Siegen über die Galater und andere Feinde, unverkennbar der Postamente jener ehernen Galliergruppen, von denen vorhin die Rede war. Die Gruppen selbst zwar sind den Weg alles Erzes gegangen, und nicht ein Splitter davon ist gefunden worden, nach wie vor sind wir auf die Nachklänge angewiesen, die uns in der Statue des sterbenden Galliers, der „ludovisischen“ Gruppe und dem athenischen Weihgeschenk erhalten sind. Aber die Reste der Postamente mit ihren Inschriften sind trotzdem ein höchst wertvoller Fund: die Inschriften haben uns ermöglicht, die Kämpfe zu rekonstruieren, in denen unter Attalos I der Grund gelegt wurde zu der pergamenischen Macht und lehren uns sogar noch etwas über das Aussehen der Statuengruppen, die sich einst darüber befanden.

Von Attalos I. wurden diese figurenreichen Weihgeschenke aufgestellt; Eumenes II. umgab den Platz mit den prächtigen Hallen. Hinter der Nordhalle steigt der Fels senkrecht an, so daß die Gemächer, deren Grundriß der Plan erkennen läßt, auf einer Höhe liegen mit dem Obergeschoß der Halle. Conze hat in den unmittelbar an die Halle stoßenden Räumen die berühmte pergamenische Bibliothek erkannt. Was an sich wahrscheinlich war, das wurde dadurch bewiesen: daß aus Pergamon jener in Rom wiederkehrende Typus einer mit einem Heiligtum und mit Säulenhallen verbundenen Bibliothek stammt. Das Obergeschoß der Säulenhalle war das Lesezimmer der Königlichen Bibliothek.

Auch in ihrer Ausstattung mit Bildwerk — einer Kolossalstatue der Pallas, der Beschützerin der Wissenschaften, und besonders den Büsten berühmter Schriftsteller wurde die pergamenische Bibliothek das Vorbild der römischen, ein Vorbild, das bis in unsere Zeit Nachahmung gefunden hat. Daneben aber lagen Räume, die ausschließlich der Aufbewahrung und Ausstellung von Kunstwerken gedient zu haben scheinen — neben der Bibliothek das Museum! Einzelne erhaltene Bildwerke älterer Zeit und mehrere Künstlerinschriften, die uns berühmte Künstlernamen früherer Jahrhunderte nennen, zuweilen unter Nennung auch des früheren Standorts des Werkes, bezeugen uns, daß die Attaliden ältere Kunstwerke in ihren Besitz brachten. Nordöstlich vom Athenaheiligtum und der Bibliothek und damit in enger Verbindung fanden sich die Wohnhäuser der Königsfamilie, südlich von der Altarterrasse eine Marktanlage mit Tempel und Hallen.

Vor allem aber verdient Beachtung die Ausgestaltung des Westabhangs: Die Pracht der Theaterterrassen, die dem abschüssigen Abhang einen langgestreckten, säulenumrahmten Platz abgewonnen haben, über dem auf der einen Seite die Hochburg mit ihren Tempeln und ihrem Zeusaltar aufstieg, von dem auf der andern Seite der Ausblick in die herrliche Landschaft sich auftat, als dessen Abschluß ein jonischer Tempel über hoher Treppe vom Hintergrund senkrechter Felswände sich abhob.

Mit weitem und großem Sinne war die Berliner Museumsverwaltung gerade in Pergamon zum Besten der Wissenschaft über die beschränkten Interessen ihrer Sammlungen schon weiter hinausgegangen, als jemals eine andere Museumsverwaltung der Welt. Danach aber hat sie anderen großen Aufgaben sich zugewandt, die sie vollauf in Anspruch nahmen und nehmen. Zum Glück konnte das Archäologische Institut sich, wie gesagt, der pergamenischen Aufgabe annehmen. Ein neuer wichtiger Ausgangspunkt wurde gleich zu Anfang der neuen Ausgrabungsperiode durch die Entdeckung des großen Südtors der Eumenischen Stadtbefestigung gewonnen. Von da aus arbeitet man jetzt regelmäßig, jedes Jahr etwa drei Monate, von der Peripherie der Stadt her dem Glanzpunkt der Museumsaufdeckungen auf dem Gipfel des Stadtbergs entgegen.

Auf der alten Straße, die sich am Abhang hinaufwindet, gehen wir zu dem großen unteren Markt und können ihr auch durch das noch unerforschte Gelände als Leitfaden folgen.

Es ist ein Zeugnis für den Glanz der Attalidenstadt, daß von

ihr so viel sich erhalten konnte, ohne durch Umgestaltung unkenntlich gemacht zu werden. Aber ganz fehlen die Spuren solcher Umgestaltung nicht. Auf das, was hinter der Königszeit liegt, müssen wir durchweg verzichten, und der Verzicht wird uns nicht allzu schwer. Aber aus dem Römischen möchten wir durchweg das Hellenistische herausschälen. Gar kompliziert ist das Stadtbild, wie überall das einer historisch gewordenen Stadt, bei der oft die Bedingungen einer Gestaltung bei späterer Umgestaltung vernichtet sind.

Die Lösung der Rätsel wird oft erschwert durch die gewaltigen Niveauunterschiede des Geländes und die Kostbarkeit des Raums in der noch von Mauern eingeschlossenen Stadt.

Dörpfeld wird aller Schwierigkeiten Herr werden. Aber ihre Lösung wird sich vollkommen nur an Ort und Stelle, sonst nur in geduldiger Betrachtung von Plänen und Schnitten anschaulich machen lassen.

Der Raum, der noch zu untersuchen bleibt zwischen den Gymnasion-Terrassen und der Hochburg ist noch mindestens ebenso groß als alles bisher aufgegrabene Gelände. Aber wir werden sie einst deutlich vor uns sehen, die ganze Altstadt des Römischen Pergamon, in der Gestalt, die ihr die Kaiserzeit gab, oder ließ, zum guten Teil in der Gestalt, die sie seit der Königszeit bewahrt hatte, oder die eindringende Betrachtung als die der Königszeit noch aus den Umbauten späterer Jahrhunderte herausschälen wird — und anschauliche Bilder der einstigen Herrlichkeit, wie ich Ihnen eines von der Hochburg zeigte, werden dann von der ganzen Stadt mit gleicher Zuverlässigkeit entworfen werden können.

Eine weit leichtere Aufgabe stellte der Forschung, die Stadt, zu deren Betrachtung ich Sie noch für einige Minuten auffordern möchte, die neben das Bild der königlichen Residenz, der Großstadt, das einer mittleren Bürgerstadt stellt — Priene.*)

Und hier war diese Aufgabe gleich von Anfang an gestellt, denn was nach Priene lockte, war nicht ein einzelnes Denkmal, sondern war gerade die von der Trümmerstätte abgelesene Aussicht, hier mit verhältnismäßig geringer Mühe den ganzen Plan der Stadt aufdecken zu können.

Auch Priene liegt auf einer aus einem Gebirgszug südwärts vortretenden, über ein Flußtal hinblickenden Höhe. Vor Zeiten stieg

*) Wiegand und Schrader, Priene. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1895—98. Berlin, G. Reimer 1904.

gewiß der mächtige Burgberg einmal unmittelbar von der Meeresküste auf. Zur Zeit der aufgedeckten Stadt nicht mehr [illegible] hatten die Anschwemmungen des Mäander die Küste hinausgeschoben [illegible]. Der überaus steil bis mehr als 350 Meter Meereshöhe aufsteigende Burgberg wäre ein Platz für ein Felsennest ältester Zeit und [illegible] Geschichte von Priene recht weit zurück. Die Ausgrabung hat [illegible] für die ganze Stadt an dieser Stelle kein hohes Alter [illegible]. Die Stadt ist eine einheitliche Gründung des vierten Jahrhunderts [illegible] keinerlei Spuren älterer Besiedlung sind gefunden. Als [illegible] Gründung ist die Stadt in dieser Lage sehr merkwürdig. Denn [illegible] Burgberg, der in die Befestigung eingeschlossen ist, war von der Stadt aus nur auf einem Kletterpfad erreichbar, und auch das [illegible] der Stadt eingenommene Gelände ist noch recht steil und [illegible] beiden Seiten überhöht, so daß ein belagernder Feind in die Stadt hineinsehen konnte.

Prachtvolle Mauern mit Türmen erklimmen einerseits den Burgberg, streckenweise aussetzend, wo die Steilheit des [illegible] Befestigung unnötig machte, steigen andererseits in die [illegible]. Innerhalb dieser wohlerhaltenen Stadtbefestigung [illegible] vor der Ausgrabung lange Mauerzüge, in der [illegible] Ruinen, Terrassen, Plätze, Trümmer von Hallen und [illegible] Straßenfluchten, die ein deutliches und regelmäßiges [illegible] verspräch[e]n und ihr Versprechen gehalten haben.

Sieht man den Plan an, so möchte man glauben, [illegible] Gelände entworfen [illegible] Straßen [illegible] [illegible]

Unter den Bildern vermissen wir den einzigen, Bau um dessen willen Priene vor unseren Ausgrabungen einen Platz hatte in der Denkmälerkunde, den Tempel der Athena, an dessen Ante die Weihinschrift des großen Alexander zu lesen war.

In grellstem Gegensatz zu der gewissenhaften Arbeit, die jetzt jede Zimmerecke sorgfältig ausräumte, jeden Pflasterstein verzeichnete, steht der archäologische Raubbau, mit dem sich die englische Ausgrabung der 60er Jahre an diesem stolzesten Bauwerk der Stadt versündigt hat. Den Fries mit der Gigantomachie aus dem Innern des Tempels, der bald neben der pergamenischen Gigantomachie besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte, und einiges andere hatte man im Britischen Museum geborgen, aber keineswegs gründliche Arbeit getan, so daß u. a. der wichtige Nachweis, daß diesem ionischen Tempel der äußere Fries fehlte, daß also sein traditionelles, in alle Handbücher übergegangenes Bild falsch ist, erst jetzt geführt wurde.

Vor allem aber hatte man die aufgedeckte Ruine sicherem, hier besonders gründlichem Verderben preisgegeben. Nicht nur die Kalkbrenner hatten hier, wie sonst, gehaust, sondern, durch einen Fund von Münzen aufgeregt, die Schatzgräber, die in ihrem Wahn selbst die einzelnen Steine zerschlugen, so daß man nur „mit Schmerz und Abscheu den von tausend und abertausend weißglänzenden Marmorsplittern überdeckten Tempelplatz durchwandern konnte“.

Angesichts dieser Verwüstung ist Theodor Wiegand, ist Alexander Conze in der Empfindung und dem Bekenntnis einer Pflicht bestärkt worden, deren Erfüllung in Pergamon für alle Zukunft zu sichern Conze für seine letzte Aufgabe ansieht.

Je weiter wir bei der Ausgrabung unser Ziel stecken — schon ist ja, wie wir sehen, ganzer Städte Aufdeckung unser Wunsch —, um so größer ist die Verantwortung für die Ausgrabungsstätte, um so weniger ist der Gewinn gesichert durch das, was in den Museen geborgen, in Publikationen niedergelegt ist — „die grundlegende Totalität ruht doch in der eindrucksvollen Ruinenwelt an ihrem alten Platze. Indem wir sie von der schützenden Decke der Verschüttung befreit haben, haben wir sie zugleich allen zerstörenden Einflüssen und Eingriffen von Wetter und Menschen preisgegeben. Wer so freilegt, der hat auch die Pflicht, mit einzutreten für die Erhaltung“. „Wenn später ein Reisender den Stadtberg von Pergamon betritt und sich in jene Zeit zurückversetzen will, als die Attaliden von dieser beherrschenden Höhe auf ihre Stadt und ihr

Reich hinabblickten, dann soll es nicht heißen: die Deutschen haben diese Denkmäler wohl ans Licht gebracht, aber sie haben sie auch der Verwüstung überlassen".

Es sind Worte Alexander Conzes, die ich hier anführe. Eindringlich hat er zuerst vor der Philologenversammlung in Hamburg, hat er dann in Berlin, in Köln, in Bonn für sein Pergamon gesprochen. Er ist uns die Verkörperung eines neuen Pflichtbewußtseins, das, wie ein anderes neues Pflichtbewußtsein, das soziale, als ein Ruhmestitel unserer Zeit gelten darf.

Sollte in einer Stadt, in der das soziale Pflichtbewußtsein gewiß in hoher Schätzung steht, für jenes andere der Archäologen vielleicht Sympathie sich finden unter denen, denen die eigene und der Vorfahren erfolgreiche Arbeit die Mittel gegeben haben, idealen Zwecken zu dienen, auch über den engeren Kreis ihrer Umgebung hinaus, so mögen Sie wissen, daß an der Summe, die nötig ist, um die freigelegten Ruinen von Pergamon für alle Zukunft vor weiterer Zerstörung durch Menschenhand nach Möglichkeit zu schützen — es bedarf dazu der Zinsen von 40 000 Mk. —, ein Teil noch fehlt und daß jeder Beitrag zu dieser Summe eine Freude bedeutet für einen Meister unserer Wissenschaft, dessen Lebensarbeit bis zum letzten Tag mit seinem Pergamon verknüpft bleibt, zugleich aber auch bedeutet die Mitwirkung an einem Werk zu Deutschlands Ehre. Der Direktor Ihres Kaiser Wilhelms-Museums würde gewiß, wie auch ich, gern bereit sein, etwaigem guten Willen den Weg zu weisen.

Doch mit einem, wenn auch noch so bescheidenen und uneigennützigen Angriff auf Ihren Geldbeutel mag ich nicht schließen — und wichtiger muß mir auch in diesem Augenblick die Frage sein, ob ich für die Forschung des Spatens bei Ihnen Sympathie gewonnen habe, Sympathie nicht allein um ihrer Funde willen, die es ja oft leicht haben, auch weite Kreise zu bestechen, sondern um der ernsten Arbeit willen, die diese Forschung dem Bereich des Zufalls immer mehr entzogen, den Ausgräber vom Schatzgräber immer weiter abgerückt, immer mehr ihn zum wirklichen Forscher gemacht hat, zum Forscher, der sich immer höher die Ziele steckt und nur solche verfolgt, die der Wissenschaft wert sind, bei deren Verfolgung aber auch keinen Aufwand an Mitteln und Mühe scheut.

Ein großer Philologe unserer rheinischen Hochschule hat den Philologen den „Pionier der Geschichtswissenschaft" genannt. Den Namen wird auch der Archäologe, wird vollends der Mann des Spatens

für sich in Anspruch nehmen dürfen. Das heißt aber nicht, daß er seine Steine, so wie er sie fand, dem Historiker hinreichen soll. So faßte auch jener Philologe die Aufgabe seiner Wissenschaft wahrlich nicht auf.

So wenig Einer das Recht, sich Historiker zu nennen, schöpfen darf allein aus dem Bewußtsein, von Archäologie oder gar von Philologie nichts zu verstehen, so wenig soll es dem Philologen, dem Archäologen verwehrt sein, sich zugleich als Historiker zu fühlen.

Ist er es nicht, wenn er den Schleier zieht von dem Bild ganzer Städte einer einst gering geachteten, heute in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, um ihrer eigenen Werke und ihrer Vermittlerrolle willen, besser gewürdigten Periode griechischer Geschichte, für die unsere literarische Ueberlieferung keineswegs so reich ist, daß wir nicht jeden Zuwachs an Kunde dankbarst begrüßen müßten. Ist er es nicht, wenn er auch nur ein einzelnes Kunstwerk in seinen Zusammenhang zu stellen versteht, in der Geschichte eines Volkes, für das die Kunst wirklich ein Teil des Lebens war. Denn wahrlich: wer uns die Galliergruppen von Pergamon zurückbringt oder die Siegesdenkmäler von Delphi und Olympia, der gibt uns mehr an wesentlicher historischer Erkenntnis, als etwa der, der nach Jahrhunderten aus der Schuttschicht des Berliner Tiergartens die Denkmäler der Siegesallee hervorzöge!

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Karl Wolff: Schillers Theodizee bis zum Beginn der Kantischen Studien. Mit einer Einleitung über das Theodizee-Problem in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1909. Haupt und Hammon.

Die Anregung zu diesem Buche hat dem Verfasser das Preisausschreiben der Kant-Gesellschaft vom Jahre 1906 über „Das Theodizee-Problem in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts (mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller)" gegeben. In der umfangreichen Einleitung behandelt er zunächst das Wesen und den Umfang des Theodizee-Problems, die Entwicklungsphasen der Theodizee von der Stoa bis zum 18. Jahrhundert und sodann die Theodizee des 18. Jahrhunderts. Das letztere geschieht in der Weise, daß er die einflußreichsten Persönlichkeiten, die sich über den Gegenstand geäußert haben, einzeln zu Worte kommen läßt, um sodann den Gesamtinhalt der Theodizee des 18. Jahrhunderts zusammenzufassen und nach systematischen Gesichtspunkten zu betrachten. Besonders verdienstlich erscheint hierbei der Hinweis auf William King, der bisher noch in keiner Geschichte der Philosophie gewürdigt und doch derjenige gewesen ist, welcher das Problem der Theodizee seinem ganzen Umfange nach in streng systematischer Form und Vollständigkeit behandelt hat. Auch mag die Berücksichtigung der philosophischen Dichtung (Pope, Young, Thomson, Johnson, Haller, Uz) neben der eigentlich philosophischen Behandlung des Problems hervorgehoben werden.

Die systematische Zusammenfassung des Gegenstandes ergibt das überraschende Resultat, daß im Grunde genommen kein einziger, der sich mit der Theodizee befaßt hat, wirklich ein durchaus konsequenter Optimist gewesen ist. Ueberall schleichen sich pessimistische Gedankengänge in die Erörterung über die „beste aller Welten" ein, ja, je mehr die Epoche der Aufklärung sich ihrem Ende nähert, desto mehr zerfällt das optimistische Weltbild, das für jene im übrigen so charakteristisch ist. Und zwar schieben sich bei den Rechtfertigern Gottes beide verschiedenartige Gedankenmassen nebeneinander, und gerade auf der Basis eines tieferlebten Pessimismus

erhebt sich unmittelbar das „luftige Gebäude einer optimistischen Philosophie“. Von denjenigen, die ausdrücklich versucht haben, diesen Widerspruch zu überwinden, ist Schiller der bedeutendste. Auch er beginnt mit einer optimistischen Metaphysik auf pessimistischer Grundlage, wie sie vor allem in seinen Jugendgedichten zum Ausdruck gelangt. Auf der einen Seite ein teleologisches Weltbild: die Welt ein Kunstwerk Gottes voll Einheit, Ordnung, Harmonie und Schönheit. Und daneben auf der anderen Seite eine lebhafte Empfindung für die Uebel dieser Welt, vor allem für das moralische Uebel, die Befangenheit des menschlichen Geistes in den Fesseln der Materie, die ohne die gewagte Annahme eines „freien Willens“ im Sinne der absoluten Indifferenz jede Theodizee zuschanden macht. Eine Zeitlang glaubt der junge Schiller, in der Einheit der Tätigkeit, Glückseligkeit und Tugend die Lösung dieses Widerspruchs gefunden zu haben. Aber dann wird er an seinen eigenen bisherigen Gedanken irre. Eine Rechtfertigung Gottes scheint unmöglich. Wir wissen ja nicht einmal, ob es überhaupt eine Gottheit gibt, die einer Rechtfertigung bedürfte; und wenn es eine solche gibt, so besitzen wir doch keine genauere Kenntnis ihrer Eigenschaften, um darin einen Anhalt für eine Rechtfertigung zu finden. Ohne die Annahme objektiver Zwecke ist keine Theodizee möglich. Aber die Annahme solcher objektiver Zwecke ist zweifelhaft. Damit fällt auch die Wertschätzung der Moral; sie sinkt zur Illusion herunter, kann also auch zur Lösung des Problems nichts beitragen. Und ebenso die Unsterblichkeit. Sie ist ungewiß. Wie könnte Gott durch ihre Annahme gerechtfertigt werden!

Aber bei diesem skeptischen Standpunkte kann ein Schiller nicht beharren.

Das Studium Kants beginnt auf ihn einzuwirken und befestigt ihn in bestimmten Ueberzeugungen. Und nun unternimmt er den Versuch, unter möglichster Ausschaltung seiner pessimistischen Gedankenreihen die optimistische Philosophie zu einem geschlossenen System zu entwickeln und ohne Zuhilfenahme weltüberfliegender Spekulationen ausschließlich mit dem Materiale der Erfahrung wissenschaftlich zu begründen. Als Leitstern dient ihm hierbei Kants teleologische Geschichtsphilosophie, wonach die pessimistische Grundstimmung der Kantischen Weltbetrachtung (warum der Verfasser Hartmanns Ausdruck „eudämonologischer Pessimismus“ zu „eng“ findet, ist mir nicht verständlich) durch einen „evolutionistischen“ Optimismus überwunden wird. Auf dieser Grundlage baut Schiller fort. In den Schicksalen der Menschheit offenbaren sich, wie Kant gezeigt hat, die weisen Absichten einer unsichtbaren Macht, die bald Natur, bald Vorsehung genannt wird, und deren Pläne die Völker und Individuen als unwissende und oftmals widerwillige Vollzugsorgane verwirklichen. Das Weltgeschehen hat einen Sinn, wenn auch nicht die Glückseligkeit des Einzelnen, so doch die fortschreitende Aufhebung der scheinbaren Unvernünftigkeit des Einzelgeschehens im Zusammenhange der Gesamtentwicklung. Die Geschichte

selbst in ihrer Gesamtheit ist die eindrucksvollste Theodizee, denn sie ist die allmähliche Verwirklichung des Zwecks der Menschheit; dieser Zweck aber ist die „Ausbildung aller Kräfte des Menschen“, seine „Vollkommenheit“, und um dieses Endziels willen rechtfertigen sich die zahllosen Einzelübel, die sowohl in ihrer physischen wie in ihrer moralischen Beschaffenheit nur Mittel der Vorsehung sind, um die Erfüllung ihrer höchsten Absichten herbeizuführen. So hilft der zuversichtlichste evolutionistische Optimismus auch Schiller über das Niederdrückende des Einzeleindrucks hinweg. Daher bedarf es jetzt für ihn auch keiner Unsterblichkeit. Aber auch keiner weiteren Rechtfertigung der Schöpfung. Durch die Verbindung des „eudämonologischen Pessimismus“ mit dem „evolutionistischen Optimismus“, die Schiller von Kant übernommen hat und die dann E. v. Hartmann im einzelnen genauer herausgearbeitet und in den Mittelpunkt seiner axiologischen Betrachtung gestellt hat, ist das Dasein der Welt gerechtfertigt. Warum der Verfasser hierin noch einen Widerspruch findet, nachdem er doch selbst darauf hingewiesen hat, daß ein solcher nur vorhanden sei, solange der besondere Gesichtspunkt der Fragestellung konsequent festgehalten wird, darüber hat er sich leider nicht genauer ausgesprochen. Ungenügend ist an der Schillerschen Auffassungsweise nur, daß er es versäumt hat, die Vereinigung jener beiden Gedankenreihen, des eudämonologischen Pessimismus und des evolutionistischen Optimismus, von denen jede auf ihrem Felde recht hat, in einem höheren Gesichtspunkte aufzuzeigen. Denn man wird nicht behaupten können, daß der Kantische Gegensatz von sinnlicher und intelligibler Welt ein solcher Gesichtspunkt sei, da er ja selbst einer höheren Einheit bedarf und im Grunde nur ein anderer Ausdruck für den Dualismus des gefühlsmäßigen Pessimismus und des gedanklichen Optimismus darstellt. Hier hat Schiller seinen Nachfolgern eine Aufgabe hinterlassen, mit deren Lösung allein auch das Problem der Theodizee erst als völlig gelöst betrachtet werden kann, und in diesem Sinne ist erst Hartmann der wahre Fortsetzer der axiologischen Gedankengänge Schillers, ja, derjenige, der die gesamten Bemühungen um die Theodizee zu einem befriedigenden Abschluß gebracht hat.

Der Verfasser hat im übrigen mit seiner Schrift eine ausgezeichnete Monographie geliefert. Seine Darstellungsweise ist bestimmt und flüssig, die Gruppierung der Gedanken fast durchweg beifallswürdig, und wenn er uns Schiller von einer Seite zeigt, die sonst gewöhnlich wenig zur Geltung zu kommen pflegt, so wollen wir ihm auch dies als Verdienst anrechnen.

Prof. Dr. Arthur Drews.

Archäologie.

Julius Hirschberg, Hellas-Fahrten. Leipzig, Veit u. Co. 1910. IX und 264 Seiten.

An guten und lesbaren Werken über Griechenland ist in Deutschland, Frankreich und England kein Mangel, aber doch wird jeder, der sich für

das Land interessiert, es bereist hat oder bereisen will, das vorliegende Buch gerne lesen. Der Verfasser ist als Professor an der Universität Berlin bekannt, hat aber schon die Vereinigten Staaten, Japan, Tunis und die meisten Länder Europas bereist. Griechenland hat er 1886, 1890 und im Frühjahr 1909 als 65jähriger besucht, außerdem hat er 1908 an der großen Orientfahrt des Dampfers „Moltke“ teilgenommen. Die Reise von 1890 hat er gemeinsam mit seiner Frau gemacht, deren Andenken er das Buch widmet; er spricht von der Tröstung, welche die Kunst dem Leid gewährt.

Hirschberg ist für eine erfolgreiche Reise aufs beste vorbereitet: wiederholt ist er selbständig in demselben Lande gewesen und weiß außer der Heimat auch andere Länder zum Vergleich heranzuziehen. Die altgriechische Literatur kennt er als begeisterter Schüler des alten humanistischen Gymnasiums. Zu fünf Komödien des Aristophanes hat er selbst ein Hilfswörterbuch verfaßt, um anderen ein müheloseres Studium zu ermöglichen. Dazu liest er auch philologische Abhandlungen und steht der historischen Ueberlieferung mit selbständigem Urteil gegenüber, so daß man wohl bei einzelnen Angaben und Urteilen verschiedener Meinung sein kann, aber sie wohl immer doch auch anderwärts belegt findet. Mit lebhaftem Gefühl erinnert er sich z. B. der Darstellung der messenischen Kriege bei Pausanias, aber er ist sich dessen bewußt, daß Dichtung und Sage viel hinzugefügt haben.

Sein Beruf hat ihm viele Freunde auch unter den Griechen, besonders unter den Aerzten, verschafft, die ihn durch Empfehlungen fördern, so daß sich die Häuser angesehener Familien ihm gastfreundlich öffnen. Andere verpflichtet er durch ärztlichen Rat zu Dank und weiß die Leute zu gewinnen und mitteilsam zu machen. Das wird ihm durch die Kenntnis der neugriechischen Sprache erleichtert, die ihn von den Führern unabhängig macht. „Das Interessanteste für den Menschen ist der Mensch.“ So studiert er das Volk, das viel zu viel Studierte hat, die Politiker, die ärztlichen Kollegen, die in Griechenland sehr zahlreich und oft im Nebenamt oder Hauptamt Bürgermeister sind, auch wohl als Brillenhändler sich durchschlagen. Wo man es beurteilen kann, sind seine Urteile über die Unbestechlichkeit der griechischen Zollbeamten, die gebildeten, bescheidenen und schlecht bezahlten Ephoroi, d. h. die studierten Beamten der kleineren Museen, die Wirte, die ungezogenen Jungen, die Kutscher und die öffentliche Sicherheit zutreffend.

Etwas schlechter kommen gelegentlich die Fremden fort, von denen „die bejammernswertesten die sind, die aus dem hohlen Bauch eines großen Meerschiffs ausgespien, in einer Karawane von Wagen in das Athenische Nationalmuseum geführt und durch lautschreiende Führer in einer Stunde durch die Säle geschleift werden.“ Auf dem Ausfluge nach Mykene erklärt sich die Unzufriedenheit so mancher von den 280 Mitreisenden dadurch, „daß man so alte Steine so jungen Damen vorführt“, die ebenso wie ihre

amerikanischen Mütter von der Geschichte dieser alten Steine gänzlich unberührt sind.

Seine Mittel erlauben es ihm, mit dem Gelde nicht zu kargen und, wenn er nach den Preisen fragt, mit gutem Humor die höchsten Preise zu zahlen. Auf gute Gasthäuser legen seiner Meinung nach begeisterte Altertumsforscher, von denen er mit Liebe und Verehrung spricht, weniger Wert als andere Menschen. Daß er längere Fußwanderungen verschmäht, wenn er zu Wagen oder im Automobil in Attika fahren kann, ist ihm nicht zu verdenken. Lohnende Wanderungen, wie die von Kephisia auf den Brilessos, oder von Athen über Daphni an der Bucht von Eleusis nach der Fähre von Salamis sind ihm auf diese Weise entgangen, aber die Besteigung von Akrokorinth und die beschwerliche Reise über den Taygetos bei schlechtem Wetter erträgt er. Die von ihm mit Humor zitierte Stelle eines Dichters: „Wir halten die erste Rast, etwa 2300 m hoch im Taygetos, unter einem blühenden Kirschbaum vor der Herberge, genannt zur kleinen Himmelsmutter", erklärt sich wohl durch einen Druckfehler. Es wird sich um das 772 m hohe Dorf Anawryti handeln, so daß Fuß und Meter verwechselt sind.

Der erste Teil handelt von Athen und enthält außer dem Neuesten über die Akropolis und das Nationalmuseum auch interessante Erinnerungen an das Kriegsgeschrei, von dem Griechenland 1886 widerhallte, an die Zeit, wo die Griechen glaubten, die Türken ebenso abfertigen zu können, wie ihre Vorfahren die Perser. Eine antike Tragödie hätte Hirschberg am 29. April 1906 im Stadion unter freiem Himmel, leider vor einem ziemlich unruhigen Publikum, aufgeführt sehen können. Der zweite Teil beschreibt Ausflüge von Athen nach Piräus, zu Wagen nach Eleusis, nach Laurion und Sunion, nach dem Aphäa-Tempel auf Aegina und nach Marathon. Das Automobil bringt ihn in einer Stunde nach dem Grabhügel hin, schneller, als die Marathonläufer, deren bester die 38 km am 1. Mai 1906 in 2 Stunden und 57 Minuten zurücklegte. Ferner nach Aulis, Chalkis, Korinth und den Jonischen Inseln. Korinth und Korfu hat er wiederholt besucht.

Der dritte Teil betrifft Nord- und Mittelgriechenland, d. h. Thessalien und Delphi. Der Olymp und das Tempe-Tal sind sehr schön beschrieben, ebenso in allen Teilen Delphi, das demnächst alle Reisenden, nach dem Beispiel des Königs Eduard, werden besuchen müssen, wodurch sich die Zahl der enttäuschten Reisenden, die ohne Liebe und Verständnis für das Altertum dahin kommen, noch vermehren wird. Bedauert habe ich, daß der Verfasser als Arzt und „Asklepiade" nichts über die Ergebnisse berichtet, die die Ausgrabungen des Asklepiosheiligtums in Trikka (S. 143) gehabt haben.

Der vierte Teil erzählt allerlei Interessantes aus der Peloponnes (Verfasser schreibt Pelopones), über Nauplia, Epidauros, Argolis, Arkadien, Lakonien, Messenien, Olympia und Missolunghi, das er von Patras

besucht hat. Besonders gefällt mir die Beschreibung von Mistra und die warme Darstellung des Schicksals von Missolunghi und Byron.

Auch sonst wird man hier wohl alles richtig und treffend finden, z. B. daß die ideale Auffassung Arkadiens sich aus Vergil erklärt oder daß die Neigung zur Auswanderung nach Amerika für Griechenland viele Gefahren bietet.

Adolf Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen. Zweite Auflage. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig. 1908. IX und 365 S. 8°.

Seit die lateinische Sprache nicht mehr die unerläßliche Vorbedingung des gelehrten Studiums ist und vom Griechischen vielen Gebildeten nur noch einige Buchstaben aus der Mathematik bekannt sind, ist dem weiteren Publikum das Verständnis für die Altertumswissenschaft erschwert. Von allen Studien, die zur Erkenntnis des Lebens der klassischen Völker führen, findet die Archäologie noch das meiste Interesse: die antiken Denkmäler und Kunstwerke beobachtet und beurteilt der Kunstfreund auch ohne philologische Gelehrsamkeit, und ihre künstlerische Würdigung mag einem Künstler oft leichter gelingen, als dem Philologen. Archäologische Ausgrabungen gehören zu den Ehrenpflichten der Kulturvölker, und die Entdeckungen ihrer Expeditionen und Akademien, wie auch die vielen Funde opferwilliger Privatleute finden in unseren Tageszeitungen Beachtung, und ihre Ergebnisse betrachten wir auf Reisen in den Ruinenstädten und in den Museen.

Deshalb hat Adolf Michaelis einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen, indem er 1905 den Inhalt seiner an der Straßburger Universität gehaltenen Vorlesung über die kunstarchäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts veröffentlicht hat. Die Daten der Kunstgeschichte konnte man sich durch größere und kleinere Werke bequem verschaffen, auch Geschichten der archäologischen Wissenschaft gibt es wohl, aber für die Kenntnis der Personen und der Verhältnisse, denen wir die Wiedergewinnung der antiken Denkmäler verdanken, waren wir in den meisten Fällen auf das mühsame Studium der Ausgrabungsberichte oder auf die kurzen Notizen der Reisebücher angewiesen. So ist denn schon 1908 eine zweite und 1909 eine dritte Auflage nötig geworden; die zweite enthält wertvolle Ergänzungen und Nachträge bis zum Mai 1907; vielleicht erscheint die dritte Auflage bereits, ehe diese Zeilen gedruckt werden.

Was ein berühmter Gelehrter in seinem 70. Lebensjahre herausgibt, hat das Vorurteil der Reife für sich, besonders wenn er außer vielen Spezialarbeiten ein allgemein bekanntes Werk, wie es der erste Teil von Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte ist, neu bearbeitet und in mehreren Auflagen herausgegeben hat. Er zeigt uns nicht allein die Wege, auf denen die Archäologie es so herrlich weit gebracht hat, mit besonnener Kritik weist er nach, was von den Fehlern zu lernen, was von dem Erreichten als bleibend zu betrachten ist. Damit belehrt er den Studenten

über die neuen Aufgaben und steckt vielleicht auch manchem Mäcen neue Ziele, denn gerade sein Buch beweist die Wahrheit des Wortes, daß auch der Reichtum eine Kraft ist, so gut wie Weisheit und Stärke. Aber er zeigt auch die Gefahren des Dilettantismus, der ohne genügende Kenntnis an zu schwere Aufgaben herangeht.

Vor allem möchte ich das Buch zur Vorbereitung für eine Reise in die Mittelmeerländer empfehlen oder zur zusammenfassenden und genußreichen Wiederholung und Ergänzung des dort Gesehenen. Wo die Erinnerung an das mit Augen Geschaute erblaßt ist, ermöglichen uns die Verweisungen auf die Abbildungen in Springers Handbuch und Winters Kunstgeschichte das bequeme Auffinden der wichtigsten Bilder. Das Buch schließt mit einer chronologischen Uebersicht, bei der wir die Angabe der Seiten vermissen würden, wenn sie nicht durch das gute Register leicht zu ergänzen wäre.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist die Kenntnis antiker Kunstwerke wesentlich durch die römischen Sammlungen bedingt; zu ihnen kommen die ersten Funde von Herculaneum, die Tempel von Pästum und Sizilien, auch einzelne Expeditionen nach Athen und Asien. Rom hat Winckelmann das Material für seine Kunstgeschichte geboten, und durch die Bildung des vatikanischen Museums und den 1792 erschienenen Katalog Viscontis wird seine Herrschaft befestigt. Die Napoleonische Zeit bringt die Anschauung ägyptischer Kunst auf dem Grunde der ägyptischen Natur, dazu auch den Beginn einer planmäßigen Aufdeckung Pompejis. Der organisierte Kunstraub vereinigt die besten Kunstwerke im Musée Napoléon, aber auch dieses ist ein Museum römischen Stils.

Unterdessen bereitet sich in Deutschland und England die Wiederentdeckung Griechenlands vor: Die deutschen Gelehrten gestalten die philologische Wissenschaft in diesem Sinne um; Lord Elgin und andere reiche Engländer suchen die Türkei ab und erwirken sich von der hohen Pforte die Erlaubnis, „einige Steinblöcke mit Inschriften oder Figuren darauf wegzunehmen". Leidenschaftslos stellt der Verfasser dar, wie Lord Elgin die Akropolis ihres besten Schmuckes beraubt, und er erkennt an, daß er sich dadurch ein Verdienst um die Wissenschaft erwarb. Dann ist das weitere Schicksal der Sammlung, der Enthusiasmus des Malers Haydon der Fluch, den Lord Byron gegen den Tempelräuber schleudert, endlich der Ankauf durch das Britische Museum im Jahre 1816 erzählt. Ein Trost mag es für uns Deutsche sein, daß die Kunstverständigen in England damals den Wert der Parthenonskulpturen ebensowenig erkannten, wie die Deutschen den Wert ihrer alten Kirchen, z. B. des Hamburger Domes. In dieser Sammlung des Britischen Museums und in den Aegineten der Münchener Glyptothek offenbarte sich die Schönheit griechischer Kunst, bis durch die Befreiung Griechenlands ihre Heimat den Gelehrten zugänglich wurde.

Während dieses Krieges lernen deutsche Gelehrte in Rom die griechische Malerei aus den Etruskischen Grabgemälden und vielen be-

malten Tongefäßen kennen. 1831 wird in Pompeji das große Mosaik der Alexanderschlacht gefunden, von dem Goethe kurz vor seinem Tode schreibt: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu kommentieren.“ 1828 war das Institut für archäologische Korrespondenz zunächst als privater Verein gegründet; 1849 beginnt mit der Entdeckung der Grabkammer des Bischofs Cornelius durch Rossi ein Aufschwung der christlichen Archäologie.

1842 beginnt unter Lepsius die preußische Forschungsreise in Aegypten, die die Einrichtung des Aegyptischen Museums in Berlin zur Folge hat, und Ausgrabungen in Assyrien und Kleinasien. Charles Thomas Newton, dessen Bild ein Schmuck des Buches ist, gräbt 1857 das Mausoleum zu Halikarnaß aus. Weniger ruhmvoll sind die Ausgrabungen von J. T. Wood in Ephesos seit 1869, wo die englische Besitzergreifung für Jahrzehnte andere Ausgrabungen des Artemistempels verhindert hat. Die endlich erfolgte Wiederaufnahme der unvollendeten Arbeit an dem von Wood gegrabenen Froschteiche durch Cecil Smith ist deshalb mit Freude zu begrüßen.

So waren bis zum Beginn der siebziger Jahre viele für die Baukunst, die Malerei und Plastik wichtige Einzelentdeckungen gemacht. Nun wurde die Aufdeckung größerer Anlagen nötig, und dazu bedurfte es der Hilfe geschulter Architekten. Unter solcher Leitung sind die großen Heiligtümer in Samothrake, Delos, Delphi, Olympia, Epidauros, Aigina und anderen Orten ausgegraben, und aus ihnen haben wir klare Vorstellungen über diese Anlagen gewonnen, die zugleich für Festversammlungen und Festspiele bestimmt waren. Die Geschichte dieser Arbeiten ist in allen Hauptsachen skizziert und beurteilt: ob der von Furtwängler neu aufgenommene Tempel in Aigina wirklich der Göttin Aphaia gehört, ist dem Verfasser noch zweifelhaft, aber diese Annahme ist doch so wahrscheinlich, daß sie wohl allgemeine Billigung finden wird. Die musterhafte Ordnung in Olympia wird mit Recht anerkannt, nur mit dem Verbleiben des Hermes im olympischen Museum ist Michaelis nicht zufrieden. Brennend ist diese Frage nicht mehr, seit die Eisenbahn das Reisen nach Olympia so bequem gemacht hat. Warum soll man den Besuch Olympias durch die Entführung des berühmtesten Kunstwerkes verringern, warum den Hermes aus der weihevollen Stille Olympias in das geräuschvolle Nationalmuseum von Athen bringen, zur Mehrbelastung aller Orientfahrer, die Griechenland in ein bis zwei Tagen kennen lernen müssen?

Die Ausgrabungen ganzer Städte beginnen seit 1860 wieder mit Pompeji Von den anderen erwähne ich die deutschen in Pergamon, Magnesia, Priene, Milet, Didyma und Thera. Hier und im vorigen Abschnitte wird das persönliche Verdienst der deutschen Forscher, Dörpfelds, Humanns, Conzes, Theodor Wiegands und Hillers von Gärtringen anerkannt, die großen Verdienste um die Wissenschaft und die zahllosen kleinen Dienste und Gefälligkeiten, die sie in Athen, Pergamon

oder Milet jedem Landsmann und Gelehrten erwiesen haben. Hier und an anderen Stellen erinnert Michaelis daran, daß die ausgegrabenen Städte, besonders in stark bewohnten Gegenden, sehr gefährdet sind, und daß es deshalb eine unabweisliche Pflicht ist, sie vor Beraubung und Verletzung gut zu schützen, dieselbe Mahnung, die auch Conze 1905 auf der Philologenversammlung zu Hamburg nachdrücklich aussprach.

Die österreichischen Grabungen in Lykien, Pamphylien, Pisidien und Ephesos geben Anlaß zur Erwähnung August Schönborns, der 1841 das Denkmal von Giölbaschi zuerst beschrieben hat, und der verdienten Gelehrten, die bei ihrer Ausgrabung tätig gewesen sind und die trefflichen Publikationen gemacht haben. Vielleicht wäre hier ein Hinweis auf die Schätze am Platze gewesen, die als Beute nach Wien gekommen sind, denn außer der Erzstatue aus Ephesos findet sich im Belvedere, im Palast des Grafen Lanckoronski, im Theseion und in dem Museum viel Schönes, dessen Besuch auch den befriedigt, der sich in Wien nicht nur auf den Besuch Kleinasiens vorbereiten will. Das Hauptergebnis der Städteforschung ist die Kenntnis der Märkte, Straßen, Theater, Privathäuser und Gräberanlagen. Die Stadtpläne passen sich entweder der Natur des Bodens an, oder sie werden nach der Theorie des Milesiers Hippodomos mit rechtwinklig sich kreuzenden Straßen angelegt, nicht allein in der Ebene, wie im ältesten Teile von Neapel, in Pästum und Alexandria, sondern auch auf unebenem Terrain, wie in Priene.

Bei der Darstellung der Urzeit, in die keine schriftliche Ueberlieferung reicht, wird auf die gleichartige Kunstübung in andern Ländern hingewiesen. Troja gibt Gelegenheit zu einer Würdigung Heinrich Schliemanns; Tiryns, Mykene und Kreta schließen sich an, und ihre Funde lassen einen Handelsverkehr und Kulturaustausch zwischen den Griechen und Aegyptern im zweiten Jahrtausend erkennen. In allen Einzelheiten wird der sogenannte Palast des Minos geschildert, den Arthur Evans bei Kandia ausgegraben hat und in liebenswürdigster Weise den fremden Gästen zeigt.

Unter den Einzelentdeckungen in den klassischen Ländern seien hier die Aufgrabnngen der Akropolis und die unter dem Perserschutt zwischen dem Burgfelsen und den Stützmauern gefundenen Hauptstücke genannt, der Typhongiebel und die Mädchen und Frauen der peisistratischen Zeit. In Rom der Friedensaltar des Augustus, in Deutschland der Hildesheimer Silberfund, in Babylonien die Funde der Deutschen Orientgesellschaft, die Denkmäler der Kaiserzeit in Nordafrika, am deutschen Limes und das Militärdenkmal in Adamklissi, das Michaelis trotz der rohen Ausführung am liebsten in die Zeit Trajans setzt. Das Schönste sind doch die Sidonischen Sarkophage, die allein schon den Tschinili-Kiosk in Konstantinopel zu einem der wichtigsten Museen machen, das seine Größe dem weiten Blicke und der Klugheit Hamdi-Beys verdankt.

Die Entdeckungen des letzten Jahrhunderts, erst mehr zufällig, dann nach bestimmtem Plane und mit straffer Organisation gemacht, haben zur

Wiederentdeckung des Hellenismus und zum Eindringen in die vorgriechische Frühzeit geführt. Die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Funde ist wesentlich gefördert durch die Erleichterung der Reisen, die Gründung der Abguß-museen nach dem Muster von Bonn, die archäologischen Schulen und die Leichtigkeit, mit der wir Photographien kaufen und herstellen können.

Bei vielen neuen Funden nötigte das Fehlen literarischer und urkundlicher Zeugnisse dazu, sie auf Grund der stilistischen Analyse einzuordnen. Sie war und ist notwendig, aber das subjektive Stilurteil ist da, wo es allein herrscht, doch auch oft schwankend und unsicher. Wie durch die Forschung die Kunstgeschichte vertieft und umgewandelt ist, wird an vielen Beispielen gezeigt, z. B. an dem Vasenmaler Euphronios, dem Apoxyomenos des Lysippos, Dörpfelds Forschungen über den Bau des olympischen Heräon und die Propyläen. Die jetzige Kuppel des Pantheon in Rom ist erst in der Zeit Hadrians entstanden, und was damit dem Ruhm der Augusteischen Zeit genommen ist, hat ihr der Friedensaltar wieder ersetzt. Ohne Berücksichtigung der literarischen Ueberlieferung, der Inschriften und der Papyri bieten die Denkmäler allein keine genügende Grundlage, und darum bedarf die Archäologie, so viel sie auch den Künstlern und den Architekten verdankt, des Anschlusses an die Philologie.

Eine Gefahr ergibt sich auch hier aus der Arbeitsteilung, die durch das riesenhafte Anwachsen des Stoffes nötig geworden ist. Das darf die Gelehrten nicht verleiten, über dem Einzelnen das Ganze, über der Kunstgeschichte die Kunsterklärung zu vergessen. Beim Kunstwerk ist nicht nur die Form, beim Bilde nicht nur die Farbe zu beachten. „Form und Inhalt sind untrennbar und eins; erst ihr Verhältnis zu einander bestimmt den Wert des Kunstwerkes und bildet den wahren Gegenstand der Forschung.“

Der vorliegende Bericht konnte nur einige Hauptgedanken und Hauptsachen aus dem reichen Inhalt des Buches bieten. Ueber alle wichtigen Einzelfragen gibt es, soweit ich nachprüfen konnte, zuverlässige Nachricht z. B. über den Fund des Apollon von Tenea, des Sophokles, der Venus von Melos und der François-Vase. Mein Zweck ist erfüllt, wenn viele Leser der Preußischen Jahrbücher sich nicht mit dieser Inhaltsübersicht begnügen, sondern das gut geschriebene und gut gedruckte Buch selbst lesen.

Carl Schulteß.

Literatur.

Lily Braun. Memoiren einer Sozialistin, Roman. Lehrjahre. 656 S. München, Albert Langen.

Ist Lily Braun diese Alix von Kleve selbst, deren „Lehrjahre“ hier geschildert werden? Die Namen sind verdeckt. Sind auch die Geschehnisse erfunden? Was ist hier Wahrheit, was Dichtung? Auf Dichtung deutet die Bezeichnung „Roman“ auf dem Titelblatt, auf Wahrheit die Widmung „An meinen Sohn“, die voller poetischer Schönheit ist. Ueberhaupt, dem

Eindruck kann man sich nicht verschließen, daß man es hier mit einem Menschenkinde von ungewöhnlicher Begabung zu tun hat.

Ihre Schilderungen sind voll packender Eindringlichkeit. Wer möchte sich nicht in Bromberg in das Wohnzimmer mit an den Kaffeetisch setzen! Bestrickend und verzaubernd ist die Stimmung, in die wir uns eingesponnen fühlen in der Mainacht ihrer Ankunft in Brandenburg und an dem aufsteigenden silberhellen Frühlingsmorgen. Noch reichere, sattere Töne findet sie am ersten Spätherbstmorgen in Münster. Wirklichkeitssinn und Phantastik haben dies Bild gewebt. Das Milieu in Weimar malt sie mit zartesten Pastellfarben, mit dem feinen Reiz verblaßter Schönheit. Ueberall unter den Fingern der Schriftstellerin sproßt blühendes Leben auf, weich und glutvoll in der Zeit ihrer großen Passion, kräftig und glänzend in Manöver-, Reit- und Jagdszenen.

Aber neben dieser großen schriftstellerischen Begabung stehen Eitelkeit Selbstgefälligkeit, Hochmut in fast unerträglichem Maße. Diese Eigenschaften machen nicht allein die Frau unsympathisch, sie verkürzen und verderben auch die Wirkungen der Schriftstellerin, sie erschweren es dem Leser, sich durch das dicke Buch durchzuarbeiten, das in der ersten Hälfte in maßloser Breite Erlebnisse, Gedanken, Empfindungen eines Kindes und Backfisches bringt. Durch jede Albernheit ihrer Kindheit und Jugend, durch unreife lyrische Versuche, durch kindischen Götzendienst — ein geschmackloses Goethe-Plagiat — durch die häßlichen Intimitäten mit einem Dienstmädchen wird der Leser geschleppt. Von Interesse wird dieser Teil des Buches nur dadurch, daß aus ihm ersichtlich wird, wie ohne stetige, verständnisvolle Erziehung und Bildung auch eine schönste Begabung zuschanden wird. Da ist ein Vater, der in blinder Eitelkeit auf sein begabtes Töchterchen ihren geistigen Hochmut geradezu züchtet, der sie aber einem Hauslehrer überläßt, ohne auch nur den Versuch einer Prüfung zu machen, ob dieser Mann nach Charakter, sittlichem Ernst, intellektueller Reife seiner schweren Aufgabe an diesem Kinde gewachsen ist. Was soll man zu einem Hauslehrer sagen, der unter alberne Stilübungen „Gut" oder „Recht gut" setzt, der die Patenschaft am Kölner Dom und an Dürer kurzweg dem Protestantismus zuerteilt, der das kaum dreizehnjährige Mädchen im Tyrannenhaß schwelgen läßt und ihr eine abfällige Kritik über die Polenpolitik Friedrichs des Großen vorsetzt, ohne auch anzugeben, welche bessere Polenpolitik Friedrich der Große hätte treiben sollen, und — was dabei herausgekommen wäre.

Wir übergehen die nächsten Kapitel, in denen Männer und Pferde ihre Rolle spielen, auch wieder, um dem jungen Mädchen als Folie für ihre Eitelkeit zu dienen. Es wird dann interessanter. Alix von Kleve arbeitet eifrig an ihrer geistigen Bildung, „trinkt" oder „verschlingt" große kunst- oder kulturgeschichtliche Werke, setzt Nietzsche, Ibsen und die damaligen Neuesten auf den Prophetenstuhl. Sie trinkt sich Gift aus Allen. Auch aus Goethe. So bringt ihr die unstete, zufahrende Beschäftigung mit ernsten Dingen keinen Gewinn. Gar wunderlich sind die Klagen, die sie

an ihre Cousine schreibt: „Kunst und Wissenschaft ist kein Teil unserer selbst geworden; es bleibt in Museen und Büchern wie die Religion in der Kirche. Hätten wir den rechten Ernst, das tiefe Verständnis für sie — Geist und Herz würden so sehr davon erfüllt sein, daß sie am Gemeinen oder Oberflächlichen gar keine Freude empfänden“. Ja, es ist doch lediglich ihr Fehler, daß ihr Religion, Kunst und Wissenschaft nicht Lebensinhalt werden, daß sie im Gemeinen und Oberflächlichen stecken bleibt und „daß sie die Rolle amüsiert, die sie in der öden Gesellschaft spielt“.

Der Schluß, den sie der Periode ihrer großen Liebe gibt, ist der erste Coup, mit dem sie sich außerhalb von Sitte und Herkommen stellt. Sie bietet sich dem Prinzen Hellmut als Geliebte an. Als er aufschreit: „Mach' mich nicht zum Schurken“, und davonstürzt, ist sie die Gekränkte und zürnt und verachtet den Mann, der sich dagegen wehrt, sie ehrlos zu machen.

Und nun geht es weiter an ein Kettenbrechen. Und Jeder, der dabei hilft, ist ihr willkommen. Die Logik fehlt. „Ihr klopft das Herz vor Freude“ bei der Auffassung des Professors von Glyzcinski: „Darwins Entwicklungsgesetz festigte meinen **Glauben** an die unendliche sittliche und intellektuelle Vervollkommnungsfähigkeit der Menschennatur, und er trat an die Stelle des **Glaubens** an einen unbeweisbaren Gott.“ Kritiklos merkt sie gar nicht, daß hier nur Glaube gegen Glaube steht. Und daß außerdem jener Glaube diesen nicht auszuschließen braucht. Sie will Ketten brechen. Und so tritt sie — wieder aus Lust am Frondieren, in herostratischem Dünkel, in die sozialdemokratische Bewegung und wird Volksrednerin. Sie stellt es so dar, als hätte sie des Volks gejammert. Sie entfaltet ihre Fahne „auf der, wie auf der Fahne der Jungfrau von Orleans das Bild der Mutter des Menschen strahlt“. Ein merkwürdiges Feldzeichen für die Atheistin und Sozialistin. Aber im Sturm soll diese Fahne sie zum Siege führen.

Keine Spur von Ueberlegung, ob sie bei ihrem Mangel an historisch-politischer Bildung durch diesen Bruch mit ihrer Familie, mit deren heiligsten Traditionen, dem Vaterlande, oder auch nur der Arbeiterklasse Nutzen bringen werde, ob ihr Eintreten in die sozialdemokratische Bewegung „das größte Glück der größten Anzahl“ fördern werde. Wie nun einmal die menschlichen Dinge liegen, kann das Glück der Massen objektiv genommen stets nur ein engbegrenztes sein: was zu erreichen ist, kann nur ein subjektives Glück, ein Glücksempfinden der größten Anzahl sein. Jeder Ansatz zu solchem subjektiven Glück wird aber, und wenn objektiv ein noch so hohes Glücksquantum erreicht wird, durch aufreizende Reden und Schriften gerade einer Ueberläuferin aus anderem Stande, durch Erregung anscheinend berechtigter Unzufriedenheit und Begehrlichkeit immer wieder vernichtet werden.

Beiläufig: wenn Frau Lily Braun diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, sei ihr die niedliche Geschichte, die Gustav Frenssen in Klaus Hinrich Baas auf Seite 417 erzählt, zur Beherzigung empfohlen.

Wir können die Meinung, die Frau Lily Braun in der eingangs erwähnten Widmung an ihren Sohn ausspricht, daß ihr Lebensweg bisher durch pfadlose Gegend in die Höhe geführt habe, nicht teilen. Wir meinen, daß sie, die Sozialistin, ihren Weg quer durch und über fruchtbares Land genommen hat, nicht achtend dessen, daß dieses Land in sorgsamer jahrhundertelanger Kulturarbeit von den Generationen der Vorfahren gut angebaut ist, daß sie auf ihrem Wege unzählige wertvolle Keime zertritt, daß hinter ihr Dornen und Diesteln aufsprießen.

Margarete Danneel.

Dr. Benno Diederich, Die Hamburger. Charakterbilder aus der Literatur unserer Zeit. Blankenese 1909, Kröger.

Seit einigen Jahren macht sich in Hamburg eine Bewegung bemerkbar, die bestrebt ist, eine spezifisch hamburgische Kultur ins Leben zu rufen. Man will Wissenschaft und Dichtung, Literatur und Kunst nicht nur der Menge näher bringen, sondern sie auch mit einem gewissen Lokal-Kolorit versehen. Ueber dies Streben mag man urteilen wie man will, über eines werden alle einig sein, daß eine lokale Kultur anknüpfen muß an das auf dem lokalen Boden historisch Gewordene. Da das ja in allen Fällen nicht immer leicht ist, so hat man in den letzten Jahren in Hamburg allerlei Versuche gemacht, auf künstlichem Wege eine Tradition zu schaffen. Zu diesen Versuchen gehört auch vorliegendes Buch, das aus Vorträgen hervorgegangen ist, die der Verfasser, ein Hamburger Oberlehrer, im Auftrage der Oberschulbehörde gehalten hat. Der Verfasser versucht, in dem Rahmen der „Hamburger" eine dichterische „Kultursphäre" zu begründen. Eine literargeschichtliche Einleitung bereitet für diesen Versuch den historischen Boden.

Die Einleitung bietet nichts Neues. Wir finden die alte, oft wiederholte Legende von dem hohen Einfluß, den Klopstock auf Hamburg gehabt hat und Hamburg auf Klopstock, von dem Verfall nach Klopstocks Tode usw. Dann wird jeder Dichter und Dichterling, der einmal für längere oder kürzere Zeit in Hamburg gelebt hat, aufgeführt. Keine Spur von dem Milieu, in dem sich die hamburgische Dichtung des 18. Jahrhunderts bewegt hat, nichts von der hervorragenden Beteiligung der Kaufleute, ihrem Einfluß auf die Literatur. Es ist, als ob das Außenleben, die Umgebung für diese Literatur nicht besteht.

Derselbe Mangel zeigt sich denn auch in der eigentlichen Darstellung. Es werden 18 Dichter im einzelnen besprochen. Der Begriff „Kultursphäre" wird nicht näher bestimmt. So gilt dem Verfasser Liliencron als „Hamburger", weil er von Alt-Rahlstedt aus die Türme Hamburgs sehen konnte; ebenso Dehmel, der in Blankenese wohnt, weil er schon in einem Erstlingsgedicht „einen Beweis innerlichen Interesses gegeben"; Charlotte Niese

ist als „Hamburgerin" aufgenommen, obwohl sie als solche selbst nach dem Verfasser in keiner Beziehung anzusehen ist; aber er wollte ihren Namen noch bekannter machen. Mir scheint, das hätte Charlotte Niese nicht nötig gehabt. Frenssen dagegen, der auch in Blankenese wohnt, ist die Ehre, als „Hamburger" zu gelten, versagt worden, weil er „für niemandes Bewußtsein mit Hamburg lebt".

Schon diese Abgrenzung läßt erkennen, mit welcher Willkür bei der Bestimmung als „Hamburger" vorgegangen ist. Die ästhetische Freude an den nahen Türmen einer Großstadt macht Liliencron nicht zum „Hamburger", und Dehmel wird ein solcher nicht durch ein gewisses „Jugendinteresse"; das „Interesse" Frenssens für Hamburg, das im „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" hervortritt, stempelt ihn, wenn es einmal sein soll, viel eher zum „Hamburger". Aber wenn man Jemanden, der nicht von Geburt und Tradition zu einer „Kultursphäre" gehört, ihr einreihen will — und ich gebe gern zu, daß ein solcher Kreis nicht durch bundesstaatliche Grenzen abgeschlossen wird —, dann bedarf es noch anderer Merkmale. Etwa wie man sich in bösen Zeiten zu dieser „Kultursphäre" gestellt hat. Und da schneidet z. B. Liliencron schlecht ab. Als im Jahre 1892 die Cholera in Hamburg wütete, da hatte er nichts Besseres zu tun, als mit deutlichem Hinweis auf Hamburg zu dichten:

> „Ganz überraschend war die Pest gekommen,
> Daß ihr Kommerz ja nicht darunter litte,
> Verheimlichten die großen Handelsherren
> Die Gräuelkrankheit in der ersten Zeit."
>
> (Zukunft I. 29.)

Diese Erinnerung wachzurufen, ist nicht erfreulich, aber gegenüber dem Versuch, den Dichter als „Hamburger" zu stempeln, doch notwendig. Denn wer mit einer Stadt wirklich warm fühlt, der dichtet nicht so unbedachte Verse, während diese Stadt tief im Unglück ist.

Ich möchte nicht den Gedanken aufkommen lassen, als ob ich als „Hamburger" nur solche Dichter gelten lasse, die die Stadt stets nur gelobt haben. Lokalpanegyrische Neigungen liegen mir vollkommen fern. Ich verweise auf Heine. Nur zögernd läßt der Verfasser Heine als „Hamburger" gelten. Und wenn einer, so ist Heine ein Vertreter hamburgischen Lebens. So sehr er die Stadt beschimpft hat, er steht ihr doch durch verwandtschaftliche Beziehungen und enge Bekanntschaft, durch zahlreiche, treffende Urteile, trotz der örtlichen Entfernung des Wohnortes, weit näher als Liliencron, der vor den Toren Hamburgs wohnte. Denn Heine verkörpert ein Stück inneren Hamburger Kulturlebens, während Liliencron, der am liebsten Bauer war, diesem Leben innerlich ganz fremd gegenüber stand. Nicht anders ist es mit Dehmel; gelegentliche Jugendsympathien allein schaffen kein Heimatsrecht.

Ich will nicht mit dem Verfasser die andern Dichter, die er nennt, im einzelnen durchgehen. Es finden sich hier manche hübsche und treffende

Bemerkungen, wenn er auch in seinen Vergleichen der Dichter unter einander manchmal reichlich weit geht. Ich stehe auch nicht an, mein früheres Urteil*) über die Qualifikation der Hamburger Luft für die poetische Produktion etwas zu modifizieren; das geschieht aber nicht im Hinblick auf Liliencron, Dehmel, Ch. Niese oder den in Hamburg wohnenden Südtiroler Huldschiner, sondern nur im Hinblick auf einige der sonst genannten Dichter, von denen mehrere mir erst aus diesem Buch bekannt geworden sind, namentlich im Hinblick auf Johanna Wolff.

Echt hamburgischen Geist atmet diese rein lyrische Dichterin freilich nicht; ebensowenig wie die süßliche Lyrik Gustav Falkes. Wirklich hamburgische Eigenart verkörpern nur Albert Roderich, Wilhelm Poeck und namentlich Otto Ernst. Ich bin im allgemeinen mit der Beurteilung, die der Verfasser Otto Ernst angedeihen läßt, einverstanden; nur vermisse ich den Hinweis auf die spezifisch-hamburgische Eigenart dieses Autors. Wie schon für das 18. und 19. Jahrhundert, so wird auch hier das Milieu ganz außer acht gelassen. Er würde Otto Ernst ganz andere Seiten abgewonnen haben, wenn er ihn hineingestellt hätte in die moderne Kultur der Großhandelsstadt. So entgeht ihm das Hauptmotiv für die Würdigung dieses Poeten, den man als Inbegriff des merkantilem Boden entwachsenen Dichters der literarischen Konjunktur bezeichnen kann. Alle seine Vorzüge und Fehler sind nur zu verstehen, wenn man sie betrachtet innerhalb des Rahmens einer vom Geschäftsleben beherrschten Kultur.

So verdienstvoll es ist, daß der Verfasser auf manche weniger bekannte Dichter hingewiesen hat, so ist doch die schon durch den Titel des Buchs sich kundgebende Absicht abzulehnen. Ich gönne gewiß meiner Vaterstadt Geistesgrößen die Hülle und Fülle. Aber sie ist auch in Vergangenheit und Gegenwart gar nicht so arm an solchen, wenn man nur genau nachsieht und das Originelle vom Zufälligen, das Natürliche vom Künstlichen zu scheiden weiß. Nur sollte man auf alle Fälle vermeiden, einen Stammbaum auf illegitimem Wege zu errichten. Es gilt schon im Privatleben als bedenklich, wenn man sich mit fremden Federn schmückt; der drohende Fluch der Lächerlichkeit sollte davon abhalten. Hamburg aber hat es durchaus nicht nötig, seinen Ruhmeskranz mit Blüten aus fremdem Garten zu schmücken, und Legenden zu begründen, die schwer auszurotten sind. Es läuft nur Gefahr, seine angestammte originelle Kultur zu vernachlässigen. Und das muß auch diesem Buche gegenüber betont werden, wenn man sich freilich auch heute mit solchen Ansichten in Hamburg allerlei Unannehmlichkeiten aussetzt, namentlich dem Vorwurf kulturwidriger Gesinnung.

Ernst Baasch.

*) Der Einfluß des Handels auf das Geistesleben in Hamburg, S. 55. (Leipzig 1909; Pfingstblatt des Hans. Geschichtsvereins).

Haus Ellerbrook, Hamburger Roman von Ernst Eilers. Berlin W. 30. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Die Anschauung, daß ein Roman mehr sein soll, als die Darstellung einer Reihe nur lose zusammenhängender Ereignisse, daß er eine kunstreiche Komposition verlangt, eine Kette verschlungener Motive, welche die Handlung bedingen, scheint zum alten Eisen geworfen zu sein; man begegnet fast nur noch Entwicklungsgeschichten, in denen das Hauptgewicht auf psychologische Analyse gelegt wird, oder Familiengeschichten, in denen der Faden „flächserner Ereignisse“ langsam und bedächtig abgesponnen wird, ohne organische Gliederung, ohne Knotenpunkt und ohne Spannung. Wenn sich das erzählte Glück und Unglück von einem kulturgeschichtlich interessanten Hintergrunde abhebt und dieser mit farbenreichem Realismus vor unsern Augen lebendig gemacht wird, so entschädigt das uns zum Teil für diesen Mangel, doch auch nur zum Teil. In dem Roman „Haus Ellerbrook“ wird uns eine Reihe von Bildern aus der Geschichte Hamburgs vorgeführt, von dem großen Brande i. J. 1842 an bis zur neuesten Gegenwart, der Enthüllung des gewaltigen Bismarckdenkmals auf der Elbhöhe. Wir erleben, wie sich das Jahr 48 mit seinem Wechsel von Licht und Schatten in Hamburg abspielt, den Schillerjubel von 59, und dann später die alle Voraussicht weit überflügelnde großartige Entwicklung der freien Reichsstadt, deren Glanz nur auf kurze Zeit durch die bangen Cholerawochen getrübt wird; aber die Geschichte des Patrizierhauses Ellerbrook greift uns ebensowenig ans Herz, wie die der kleinbürgerlichen Familie Binger und des gar zu tugendhaften Paul Lange; es fehlt ihnen zu sehr an dem erhellenden und erwärmenden Feuer dichterischer Phantasie und an dem Klang aus der Tiefe, der „der dunklen Gefühle Gewalt“ weckt. Für viele aber, die Hamburg kennen und lieben und die Entwicklung des stolzen Gemeinwesens mit Interesse verfolgen, wird dessen Schilderung, in die das Rauschen einer großen Zeit hineintönt, die Schwäche der Empfindung sicher aufwiegen.

Die beiden Hartungs. Roman von Heinrich Ilgenstein. Berlin W. 30. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Der Schauplatz dieses Romans ist Memel, und der mattblaue Himmel, der sich über Ostpreußen wölbt und der schöpferischen Phantasie wenig günstig ist, breitet sich darüber aus. Die nicht sehr geschickte Erfindung gehört dem Alltagsleben an und entbehrt des dichterischen Schwunges, aber die Hauptpersonen sowohl wie die Nebengestalten, denen wir begegnen, treten mit so plastischer Deutlichkeit vor uns hin und stehen, obgleich sie nicht ausschließlich Memeler, sondern Universaltypen sind, doch in solchem Einklang mit ihrem heimatlichen Boden, daß die ästhetische Freude daran jenen Mangel vollkommen aufwiegt und wir ihren Erlebnissen trotz ihrer Alltäglichkeit bis zur letzten Seite mit steigender Teilnahme folgen. Selbst

für den willensstarken, aber gefühlsarmen Geschäftsmann H[illegible] Holz und Getreide en gros, dessen Hochachtbarkeit und unerschütterliches [illegible] Selbstvertrauen zuerst unsern Widerspruch herausfordern, weil der [illegible] unser Gemüt zuletzt in Schwingung zu versetzen, und wir [illegible] daß seine stille und zarte Frau, die jahrelang kühl und in [illegible] an seiner Seite dahin gelebt hat, ihn in den letzten Monaten [illegible] als der Hausarzt sie auf die Möglichkeit seines plötzlichen Todes [illegible] gemacht hat, mit soviel [illegible] Liebe umgibt, daß der [illegible] letzter Zeit zuweilen in ihm aufgedämmert ist, ob er nicht [illegible] getan hat, was seine Schuldigkeit war, vollständig in ihm er[illegible] sich nicht nur für den tadellosesten, sondern auch für den [illegible] Menschen auf Erden hält." Im zweiten Teil des Romans [illegible] geborene einzige Sohn von Hartung [illegible] in den Mittelpunkt der [illegible] Seine [illegible], nach Liebe und Freundschaft [illegible] wohnt in einem mißgestalteten Körper, er ist verwachsen. [illegible] als Schulknabe und als Jüngling werden eine alle Zeit [illegible] wirken aber gerade dadurch tief erschütternd. Wie [illegible] entwickelt und in wie weit es durch sein körperliches [illegible] wird mit großer [illegible] Feinheit geschildert. [illegible] um so [illegible] Liebe seiner Mutter und die [illegible] Mädchens, der zugleich sein Vormund ist, wurde er die [illegible] an machen, wenn Jugend und [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

höheren Gewalten entsteht, die dem Seemann eigen zu sein pflegen, darin Ausdruck; denn es sind meist Passagierdampfer, auf die wir versetzt werden, die Hauptpersonen sind nicht die Seeleute, sondern die Reisenden, und die Handlung besteht nicht im Kampf mit den Elementen, sondern in Liebesgeschichten, die entweder zur Verlobung führen oder mit Entsagung enden, weil zu Hause schon jemand mit älteren Ansprüchen wartet. Auch „Der Mikado" ist mehr ein Gesellschafts- als ein Seeroman; es handelt sich darin hauptsächlich um die erste und die zweite Liebe der hübschen Kapitänstochter, die auf der Ausreise den schwermütig angehauchten dritten Schiffsoffizier, der ihr Märchen erzählt, zu lieben glaubt, sich auf der Heimreise aber darüber tröstet, daß ihre Reize ihn kalt gelassen haben und den zweiten glücklich macht, der ein tapferer und liebenswerter Mensch ist und sie durchaus verdient. Kämen nicht allerlei nautisch-technische Ausdrücke vor und erlebten wir nicht einen Brand des Schiffes, der dank der Tatkraft und Tüchtigkeit der Offiziere und der Mannschaft gelöscht wird, so könnte man sich ebensogut in ein großes internationales Hotel und seine buntgemischte Gesellschaft versetzt glauben. Man vergißt oft ganz, auf wie schwankendem Boden man sich befindet, und daß jeden Augenblick eine jener wilden Immoderationen der Natur erfolgen kann, die aller menschlichen Tatkraft spotten. Die eingestreuten Naturschilderungen, wie die des südlichen Sternenhimmels und des tropischen Meeresleuchtens, sind schwach, und noch schwächer sind die Märchen, die der schwermütige dritte Offizier erzählt und die hübsche Kapitänstochter so poetisch findet. Poesie und Religion liegen dem Verfasser nicht; wenn er sich auf deren Gebiet wagt, wird er überschwänglich und verworren. Was soll man sich dabei denken, daß Annaliese, als sie sich ihrer Liebe bewußt wird, einen Schmerz fühlt, „wie die Blume, die im kühlen Schatten schlummerte und nun plötzlich im Brande der Sonne erwacht", oder daß „Beten Märchen dichten ist"? Auf den Ausspruch, „Beten ist Märchen dichten" scheint der Verfasser sehr stolz zu sein, denn er wiederholt ihn mehrfach. Noch auf einer der letzten Seiten begegnet man ihm und zwar mit dem Zusatz: „Annaliese aber betete nicht mehr, sie liebte nur. Und lieben ist beten." Daß viele mit dieser Ansicht vom Wesen des Gebets übereinstimmen, läßt sich aber wohl kaum annehmen.

Ruths Ehe. **Roman von Helene Christaller.** Basel. Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt. 1910.

Dieser Roman wird viele Freunde unter denen finden, die in Romanen ebensowenig wie im Leben viel übrig haben für Uebermenschen, welche nur Rechte und keine Pflichten kennen, und die keinen Gefallen finden am psychopathischen Helden oder Heldinnen, deren Kraft sich in unfruchtbaren Grübeleien über ihr eigenes liebes Ich erschöpft. Es ist ein gesundes und ein gutes Buch, wenn auch kein großes und starkes. Das Problem, das ihm zugrunde liegt, ist die Gestaltung der Ehe zwischen zwei Menschen, die

einander zwar von Herzen lieben, im übrigen aber grundverschieden [illegible]
Er ist ein vollständiger Maler, dessen Götter Schönheit und [illegible]
sind, sie eine weitstrebende Pfarrerstochter aus dem Schwarzwald, der [illegible]
glaube das Hauptgewicht auf Gut und Böse legt. Sie vermag nicht [illegible]
fassen in seinen Kreisen in der Hauptstadt, in die sie ihm gefolgt [illegible]
auch trotz ihrer Schönheit und ihrer selbstvergessenen Liebe [illegible]
Ihre sucht und sich durch nichts erbittern läßt, nicht [illegible]
werden. Als eine geist- und lebensprühende junge [illegible]
Blut und seine Phantasie entflammt hat, verläßt sie, [illegible]
einen Studienausflug machte, sein Haus, um sich fern [illegible]
selbst und auf ihre Pflicht zu besinnen. Der Rausch, in den [illegible]
Sirene ihn versetzt hat, verfliegt bei längerem Zusammen[illegible]
natürlich sehr bald, und die Erinnerung an die Güte und [illegible]
Frau wird so mächtig in ihm, daß er sich vor Sehnsucht [illegible]
[illegible] hat in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit [illegible]
Frieden ihrer Seele wiedergefunden und sich durch den [illegible]
dortigen einfachstrengen Pfarrer, der sie an seiner [illegible]
teilnehmen läßt, zu einer [illegible]
[illegible] die Bande [illegible]
einem neuen Glück [illegible]
Der feine und volle Stimmungsgehalt, mit dem [illegible]

[illegible]

gewachsen gewesen. Den Uebersetzern der von F. von Oppeln-Bronikowski herausgegebenen Gedichte „Das junge Frankreich", die der philologischen Genauigkeit mit Recht das freie Nachschaffen des individuellen Tons und des Stimmungsgehaltes vorgezogen haben, ist jedenfalls nachzurühmen, daß sie geleistet haben, was man billigerweise erwarten kann. Lohnt sich aber die edle Kraft und die Zeit, die verbraucht worden sind, um Dichter, wie Baudelaire, Verlaine, Rimbaud u. a., auch solchen zugänglich zu machen, die sie nicht im Original lesen können, und von denen so manche noch eine ganz ungenügende Kenntnis der neuen deutschen Lyrik haben? Wenn sie auch das unbestrittene Verdienst besitzen, die französische Lyrik, vor allem auch durch die Einführung des vers libre, aus den Fesseln der hergebrachten Verskunst befreit und die rhetorische Pose verdrängt zu haben, so ist doch ihre Lebensverneinung, ihr qualvolles Hin- und Herschwanken zwischen der Sehnsucht nach einem nebelhaften Ideal und Leib und Seele verderbenden Wollustextasen, die die einen ins Irrenhaus und die andern in den Rinnstein brachten, kein Leitmotiv, das irgend welchen Ewigkeitswert hat, und sicher ist die Zeit nicht fern, in der ihre Gedichte mit wenig Ausnahmen nur noch als documents humains für Literarhistoriker von Wert sind. Gesund empfindende Menschen können keine Freude daran haben, und die kulturmüden Neurastheniker, die in ihnen eine Spiegelung ihrer eigenen kranken Seele finden, können sie im Original lesen. Die Anthologie enthält außer verschiedenen Gedichten der décadents aber auch noch solche von den Symbolisten (meist Belgier von vlämischer Abstammung, wie ihre Namen beweisen), die der französischen Lyrik frisches Blut zugeführt haben, und bei denen aus der Ueberreizung der Sinne ein neues Schönheitsgefühl, aus düsterem Pessimismus eine freudige Lebensbejahung hervorgegangen ist, und die Auswahl ist so geschickt getroffen, daß sie ein vollkommen getreues Bild dieser Entwicklung gibt. Man sollte es kaum für möglich halten, daß so widerliche Gedichte, wie das von Baudelaine, mit dem die Sammlung beginnt und dessen erste und fünfte Strophe wir zu seiner Charakterisierung hierher setzen:

„Von Dummheit, Irrtum, Wollust, Geiz verpestet,
Wird Leib und Seele gleicherart geplagt,
Die Reue füttern wir, die an uns nagt,
Just wie ein Strolch sein Ungeziefer mästet.

Wie einer Märtyrin in Liebeskrone
Der Wüstling küßt und leckt die welke Brust,
So greifen wir nach der verborgnen Lust
Und saugen wie an fauliger Melone."

und die entzückenden Evalieder von Lebergh e, die der Herausgeber wunderbar schön übersetzt, und die Maeterlinck „in ihrer frischen Unschuld und ihrem seligen Lebensglück" mit den köstlichen Gedichten der griechischen Lyrik verglichen hat, an demselben Baum gewachsen sind, und doch ist dies der Fall, und der Baum, der seine Wurzeln so tief in das Erdreich des Bösen senkte, hat, wie F. v. Oppeln-Bronikowski im Vorwort sagt, seine Blüten schließlich in den Himmel des Guten erschlossen. Auch in der Natur entwickelt sich ja häufig Schönes aus Unschönem. M. Fuhrmann.

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes „Viel Lärm um nichts" im Schiller-Theater.

Wenn wir uns das sorgfältig eingeübte flotte Zusammenwirken der Darsteller dieses sehr schnell zu spielenden Dramas, das Bestreben aller, ihr Bestes zu leisten, die zahlreichen fröhlichen Einzeleffekte, die nicht prunkende, aber angemessen schöne Ausstattung in Dekoration und Kostümen vergegenwärtigen, so müssen wir anerkennen, daß diese vorzüglich geleitete Volksbühne auf dem höchstgelegenen Gebiete der Schauspielkunst, der Gestaltung von Shakspere-Dramen, einen neuen Erfolg zu verzeichnen hat.

Je günstiger aber das Generalurteil ausfallen muß, desto weniger Veranlassung hat der Beurteiler zu verschweigen, daß die Farbentöne des künstlerischen Gesamtbildes nicht überall ausgeglichen, waren. Freilich darf hierbei auch nicht verschwiegen werden, daß solche Unausgeglichenheiten in der dichterischen Mache dieses keineswegs 1599, sondern 1594 entstandenen Jugenddramas selbst zahlreich sind. Der Vorwurf besteht also darin, daß die den Darstellern unzweifelhaft zustehende originale Arbeit an dem dichterischen Kunstwerk, welche eben in der Verdeckung und Übertünchung seiner Mängel besteht, nicht überall mit dem wünschenswerten Geschick ausgeführt war.

Viel Lärm um nichts ist keine reine Komöde, wie Shakspere überhaupt, außer Verlorner Liebesmühe und den Lustigen Weibern, keine Komödie ohne ernste Vorgänge geschrieben hat. Es ist auch nicht ein Schauspiel in unserm Sinne, da die Handlung nicht durchweg ernst ist. Es ist jene uns, wie es scheint, leider verloren gegangene Mischgattung der Tragikomödie, welche dem wirklichen Leben viel näher steht als die nur auf den Brettern vorhandene reine Komödie und daher in jener Blütezeit einer gesunden realistischen Bühnenkunst hervorragend gepflegt wurde, d. h. eine im Grunde heitere Handlung, aus der sich ein geradezu tragischer Vorgang entwickelt.

Natürlich muß trotz des Gegensatzes eine gewisse Gleichartigkeit in den beiden Arten der Handlung existieren: da schreiende Wirkungen, etwa wie die der modernen Malerei, von der echten Kunst ausgeschlossen sein müssen, so kann nicht jede beliebige komische Handlung mit jeder beliebigen tragischen verbunden

werden. Daß diese Tragikomödie in diesem Sinne recht unvollkommen ist, beweist ein Vergleich mit dem berühmten Musterbeispiel der Gattung, mit dem Kaufmann von Venedig. Hier will der Dichter, abgesehen von der einen Clowns-Szene, überhaupt nicht Gelächter, sondern eine Fröhlichkeit des Herzens erregen, indem er diese glänzenden Renaissancemenschen hochgemut und sorglos wie die Götter an ihm vorüberziehen läßt; die komische Wirkung liegt nicht auf der Oberfläche der Handlung, sie besteht vielmehr in einer sonnigen Heiterkeit, die aus den Tiefen der gesunden Seele strahlt. Porzia ist ein gütiges und starkes und in ihrer Güte und Stärke frohes Weib; sie schaut hinab in das sie umgebende Weltgetriebe mit überlegenem Humor. Humor in diesem Sinne aber kann nichts anderes sein, als Seelenkraft: und so zweifelt bei den ausgelassensten Reden, die sie führt, niemand daran, daß sie diese Seelenkraft auch im Ernst und im Unglück des Lebens bewähren wird. Es wird daher nicht als Bruch in ihrem Wesen empfunden, wenn sie aus ihrem in idealstem Sinne genußvollen Dasein in Belmont hinaus in den Gerichtssaal tritt, dem Freund ihres Geliebten das Leben rettet und den blutgierigen Juden niederschmettert.

In Viel Lärm wird die größere Hälfte — da die Bewerbung des Dandy Claudio um die wesenlose kleine Hero als nebensächlicher Handlungsteil keinerlei dramatisches Interesse entwickelt und der allerdings sehr hübsch ausgeführte Streich, die Ehehasser Benedikt und Beatrice ineinander verliebt zu machen, nur zwei Szenen einnimmt, — ausgefüllt durch Wortgefechte, deren zeitgemäßer, in Wortspielereien und Spitzfindigkeiten bestehender Witz für uns ganz unschmackhaft ist. Wenn in Scherzreden ohne Veranlassung und Gegenstand, als Selbstzweck, überhaupt eine Komik liegt, dann ist es höchstens die der Albernheit; und nun werden diese albernen Menschen, welche, alt und jung, nichts Besseres zu tun haben, als die Zeit mit faden Witzeleien totzuschlagen, plötzlich vor ein tragisches Verhängnis gestellt. Und dieses tragische Verhängnis — die moralische Vernichtung der unschuldsvollen Hero durch eine bösartige Verleumdung — ist so gut wie gar nicht motiviert; die Arbeit ist so unreif, daß der Dichter uns nicht einmal die nächtliche Stelldichein-Szene, aus welcher Claudio seine Verdächtigung von Heros Treue herleitet, vorführt. Wie sollen sich nun diese törichten Leute benehmen, wenn ihnen der Ernst des Lebens so unversehens über den Hals kommt? Mit schlechten Scherzen können sie über die tödliche Beschimpfung der jungfräulichen Braut sich nicht hinweghelfen; sie müssen nun allesamt auf einmal ernst werden Hero sinkt in Ohnmacht, ihr Vater, außer sich vor Zorn und Gram, läßt sie tot sagen, Beatrice, welche an die Unschuld ihrer Base glaubt, ist von Rachegedanken gegen Claudio erfüllt; sie veranlaßt Benedikt, ihn zu fordern; das geschieht, und ein Zweikampf auf Tod und Leben steht bevor.

Die Kluft zwischen den ersten drei Akten und dem vierten, der diese aufregenden Szenen enthält, scheint unüberbrückbar; und doch muß sie in der Bühnendarstellung überbrückt werden, wenn der Widerspruch, der nun

einmal in der stillosen Zusammenschweißung zweier so heterogener Handlungsteile liegt, sich nicht verhängnisvoll fühlbar machen soll. Das nächstliegende Mittel ist, die Witzgefechte der ersten drei Akte kräftig zu kürzen: das war geschehen, vielleicht sogar zu reichlich. Aber das reicht nicht aus: wir wollen auch möglichst glaubwürdige Menschen auf der Bühne sehen. Drei Figuren freilich sind nicht zu retten. Der Fürst, der auf den Leim einer so grob angelegten Intrige geht, muß dem Hohne anheimfallen: und der grüne Jüngling, der, ohne auch nur den Versuch eines Wahrheitsbeweises für die ganz unglaubwürdige Liebschaft des „kaum flüggen Märzhühnchens" mit einem derben Lakaien zu machen, seine Braut vor der ganzen Hochzeitsgesellschaft zur Dirne stempelt, kann nur ein Gegenstand der Verachtung sein. Der Fürst (Viktor Eckhardt) kehrte seine hohe Stellung nicht heraus; er trat als oberflächlicher, gemütlicher Lebemann auf, der ohne tiefere Anteilnahme doch überall gern mittut; Claudio (Conrad Wiene) war nicht ein zierlicher Teppichritter, sondern eine derbere Art von Junker, was der Dummheit und Rohheit seines Handelns angemessen ist. Beide Auffassungen, wenn sie, wie hier, durch ein lebendiges Spiel unterstützt werden, sind als Auskunft gegenüber der Schwierigkeit dieser Rollen durchaus berechtigt. Der Schurke Borachio hingegen, welcher Claudio die nächtliche Liebes-Szene mit der als Hero verkleideten Kammerzofe vortäuscht, schien sich des Ernstes der Situation nach seiner Verhaftung, entgegen der Absicht des Dichters, der ihm nur wenige Worte in den Mund legt, nicht bewußt zu sein. Er foppte den Polizeiinspektor Holzapfel während seines hochnotpeinlichen Verhörs und machte den wieder die jugendliche Arbeit kennzeichnenden plötzlichen Gesinnungswechsel im fünften Akt, wo er, von Reue zerknirscht, nichts als den verdienten Tod ersehnt, um so unverständlicher.

Die schwierigste Aufgabe für die Darstellung besteht jedoch in der Vereinigung der beiden auseinanderfallenden Wesensseiten des Helden und der Heldin zu einer glaubwürdigen Persönlichkeit. Beide sind in den ersten drei Akten die Törichtesten unter den Törichten; im vierten sind sie ernster als alle andern, denn was zur Herstellung des von Claudio unerhört verletzten Rechtes geschieht, geht allein von ihnen aus. Um nun einen Ausgleich zwischen solchen Gegensätzen zu schaffen, bleibt den Darstellern nur übrig, in der ersten Hälfte des Dramas weniger töricht zu erscheinen, als es die ihnen in den Mund gelegten Worte gestatten. Benedikt zeigt sich nach der Katastrophe als ein ritterlicher Mann; es kommt also darauf an, daß er diese seine wahre Natur auch schon in den ersten Akten als Wort- und Witzfechter durch Ton und Haltung hervortreten läßt. Warum soll denn ein Mann und Ritter, der seine Umgebung geistig übersieht, mit größerem Verstande und mit Witz begabt ist, in jugendlichem Uebermut nicht tolle Scherzreden führen? Er darf nur nicht in ihnen untersinken, nicht so tun, als ob ein scharfer Witzeshieb, eine satirische Bemerkung das höchste Ziel seines Lebens ist, und glücklich scheinen, wenn er es erreicht: der Mann und Ritter führt solche Reden mit souveräner Nonchalance und bleibt dann

über ihnen. Das Schiller-Theater hat in Leopold Iwald einen für die Rolle des Benedikt hervorragend geeigneten Darsteller; mit seinem prachtvollen Temperament hat er mehr als irgend ein anderer Mitspieler zum Gelingen des Abends beigetragen. Aber er tauchte unter in seinen Scherzreden, war ganz Fröhlichkeitserreger, und weiter nichts; ja mitunter schien es so, als ob er eigens Tricks ersonnen hätte, um die vielen Lacher statt der klugen auf seiner Seite zu haben — und die Kunst ist doch rein aristokratisch! Dadurch wurde er unbedeutender, als der Benedikt des vierten und fünften Aktes sein darf; und da er den Uebergang von dem bloßen Komiker Benedikt zu dem Ritter Benedikt nicht zu finden wußte, so blieb er auch hier nur der erstere: als Beatrice ihm die Rache an Claudio als Bedingung seiner Erhörung stellt, zeigte er eine Aengstlichkeit, die dem bekannten Shakspereschen Teufelskerl, Mercutio, Bastard Falconbridge, Benedikt, oder wie er sich sonst nennen mag, absolut fernliegt, und tappelte sich dann zu unechtem Forschtun auf. Das war falsch.

Beatrice (Else Wasa) entfaltete nicht das Temperament ihres Partners: bei ihrer offenbar ernsteren Gemütsanlage hatte ihr Frohsinn etwas Gemachtes, und ihre Spöttereien, die ja in Wirklichkeit, dem Text nach, mitunter von rohem Hohne nicht weit entfernt sind, klangen öfters zu herb. Welche Wirkung aber der albernste Scherz und der derbste Spott haben können, wenn sie mit sprudelnder Lustigkeit, verschönt von weiblicher Anmut, vorgetragen werden, das haben wir anderswo gesehen. Dagegen wurde der gediegene Kern, die berechtigte Selbstherrlichkeit dieses Weibes zu voller Anschauung gebracht; die rachedürstende Beatrice wurde ausnehmend wirksam dargestellt — bis auf das zu laute Weinen: sie weint nämlich wirklich vor Mitleid und Zorn, und als starkes Weib leise; statt der Baßgeigen hängen jetzt wirkliche dunkle Wolken an ihrem Himmel.

Die mittleren und kleinen Rollen — bis auf die jammerwürdige Scharwache — waren alle gut, zum Teil vorzüglich besetzt. Von den letzteren möchte ich zuerst, trotz ihrer Unscheinbarkeit, die des Don Juan (Harry Förster) nennen, weil ich diese Figur bisher auch für unrettbar gehalten habe. Dieser motivlose Bösewicht wurde schon durch seine ausgezeichnete Maske, noch mehr aber durch sein unauffällig vortreffliches Spiel glaubhaft: das war einer von den bitterbösen, scheelsüchtigen Egoisten, mit dem es die Natur schon bei seiner Geburt verdorben hat, als sie ihm das Erstgeburtrecht nicht und diesen unansehnlichen Körper gab; dieser Mensch fühlt sich, wie er ja auch mit der jugendlichen Offenheit — des Dichters ausspricht, beleidigt, wenn er einen fröhlichen und zufriedenen Menschen sieht, und freut sich, ihn unfroh zu machen. Shakspere hat am Ende doch nicht so ganz unrecht mit seinen Don Juan und Jago. Uebrigens hatte dieser Künstler eine auffallende Aehnlichkeit mit dem authentischen Porträt Richards III., der als Embryo ohne Zweifel in seiner Phantasie ruht und hoffentlich einmal geboren werden wird.

Leonato (Paul Bildt) war als Heros Vater in dem schwierigen

vierten Akt auf der Höhe seiner Aufgabe. Merkwürdig war das Arrangement der Trauungs-Szene: der Priester stand auf dem Altare, und Claudio und Hero knieten bereits vor ihm, als der Vorhang aufgezogen wurde. Der Altar mag immerhin im Hintergrunde prangen, aber die Szene spielt sich selbstverständlich vor der Trauung ab. Die Worte, welche der Mönch spricht:

> Wofern einer von euch ein inneres Hindernis weiß, weshalb ihr nicht verbunden werden dürftet, so beschwöre ich euch bei dem Heil eurer Seelen, es zu entdecken —

enthalten nicht den Beginn der Traurede, sondern die notwendigen Präliminarien zu der ehelichen Verbindung. Leonatos Bruder Antonio war wieder, einer wirklich gedankenlosen Bühnentradition entsprechend, der ohnmächtige Greis, der sich selbst im Gehen nicht zu helfen weiß, aber doch den strammen Claudio zum Zweikampf herausfordert. Will er den etwa im Lehnstuhl sitzend ausfechten?

Der stadtgewaltige Polizeimeister Holzapfel (Hugo Werner-Kahle) hatte sich für sein Auftreten nach dem Rezept von Wie es euch gefällt gerichtet:

> Mit rundem Bauch, voll von Kapaunenbraten,
> Mit Hochwohlweisheit, hochwohlweis' erläutert,
> Spielt seine Rolle er —

und wurde darin von seinem andachtsvoll ergebenen Distriktskommissarius Schlehwein (Max Kirschner) wirksam unterstützt. Der Gegensatz des gewaltigen Körperumfanges und des noch gewaltigeren Amtsbewußtseins zu den winzigen Dimensionen des Geistes war seines komischen Effektes so sicher, daß alle absichtlichen Zutaten einer derberen, handgreiflichen Komik, wie sie leider die köstliche Verhör-Szene zeigte, als Verschlimmbesserungen gelten mußten. Man sollte mit solchen absichtlichen Tricks für die Vielen recht vorsichtig sein angesichts des abschreckenden Beispiels, das Reinhardt mit der athletisch-akrobatischen Vorstellung seiner Bezähmten Widerspenstigen, die mit der Shakspeares nichts zu tun hat, im Deutschen Theater soeben aufstellt. Shakspere hat als großer Künstler sich selbstverständlich niemals einen solchen Bühnenunfug, der aus leistungsfähigen Künstlern Zirkusartisten macht, auch nur vorstellen können und sicher alle für das niedere Publikum berechneten Mätzchen von seinem Theater ferngehalten.

Die Ausstattung zeigte fast nur ein Schloß- und Gartenbild, das mit dem in der Ferne am Meer hingebreiteten Messina sehr ansprechend war. Die nächtliche Ergreifung der Verbrecher hätte aber wohl in einer Straße stattfinden müssen. Hermann Conrad.

Kgl. Schauspielhaus. **Der deutsche König.** Schauspiel in fünf Akten von **Ernst von Wildenbruch.***)

Die letzte Gabe Ernst von Wildenbruchs! Die Sprache kam nicht zur vollen Reife; sie trägt die Spuren davon, daß sie in einem frühen Entwicklungsstadium stehen geblieben ist. Die Handlung ist nicht dramatisch zusammengeschlossen; zum Schluß müssen Bilder, buntfarbig und lebhaft, für die gerundete Handlung Ersatz leisten. Aber diese Mängel wirken nicht störend: sie werden rührend und ergreifend, wenn man weiß, daß, der sie verschuldete, der Tod war, der den Dichter aus seiner irdischen Arbeit emporführte zu den geheimnisvollen Gefilden ewigen Schauens und Schaffens.

Das letzte Werk Ernst v. Wildenbruchs, was hat es uns zu bieten?

In dem Lande eines adligen, sehr jungen Volkes — das erst in sich noch das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, das gegen die Massengewalt meeresgleich herandrängender minderer Völker noch um seine Existenz zu ringen hat — spielt sich die Handlung ab. Es lebt noch die Erinnerung an eine mächtige Persönlichkeit, die einst die triebkräftig auseinanderstrebenden Stämme zu einem Organismus zusammenzwang. Von seinem Stamme ist der jetzige König. Aber er ist schwach und zwingt sein Königswerk nicht. — Eine mehr als hundertjährige Altmutter lebt, hochverehrt, die noch den Mächtigen geschaut. Sie auch ist von seinem Stamme, aber sie weiß, daß dieser Stamm keine solche Blüte wieder tragen kann. Doch sieht sie des Helden Augen, in denen die Kraft wohnte, die die Siege erzwingt, wieder aufleuchten in ihres jungen Enkels Heinrich Antlitz. Der müde König hofft auf Heinrich. Die wilde Gewalt der Feindesmasse, nur durch einen schimpflichen Tribut auf 9 Jahre zurückgehalten, wird bald wieder heranbrausen; die Mittel zu jener schimpflichen Abwehr hat er nicht mehr; die Kraft zum Widerstande erst recht hat er nicht. Die Kräfte des Volks sind durch innere Kämpfe zersplittert. Der müde König hofft auf den jungen Helden, aus dessen Augen der Sieg blickt.

Der aber geht Sündenwege. Ein Weib, zu dem sein Gemüt und seine Sinne hinstürmen, reißt er wie ein Recht an sich und behauptet sie, seiner ganzen Welt zum Trotz; seinen Pflichten und ihrem Gelübde zum Trotz. Er verläßt die Braut; die Freunde, die ihn umringten, werden Feinde; die edeln Frauen, deren Liebe über seinem Leben waltete, trauern,

*) Ich glaube dieses letzte Urteil über Ernst v. Wildenbruch, auf den unsere Zeitschrift sonst wenig eingegangen ist, den Lesern der „Preuß. Jahrbüch." nicht vorenthalten zu sollen. Entspricht es doch wohl durchaus der Gesinnung und dem Geschmack der meisten unter denjenigen, welche überhaupt noch poetische Produktionen lesen. Ob freilich die ästhetische Empfindung der Nachwelt jenen Dichter so hoch stellen wird, wie die gegenwärtige öffentliche Meinung, welche an dem einseitigen Hervortreten des Rhetorischen in seinen Poesien keinen Anstoß nimmt, wird die Literaturgeschichte einstmals zu entscheiden haben. Daniels.

die Urmutter stirbt. Er aber fühlt zum erstenmal in seinem Leben, was für eine Kraft darin liegt: Er selbst, ganz er selbst zu sein.

Die Flügel tragen nicht lange; ihre Richtung ist nicht die, zu der seines Lebens Stern ihn weist. Seine Kraft, in falscher Bahn laufend, fängt an, ihn zugrunde zu richten. Das sieht die edelwilde Frau, an die er sich gehängt. Und sie fühlt auch, daß ihre krank werdende Liebe, da sie sie selbst als sündig empfindet, um ihres Gelübdes willen, ihn verderben muß. Sie sieht, daß er schlaff und tatenlos wird und der Not des Landes vergißt. Sie verläßt ihn.

Der müde König hörte von des jungen Helden Sünde und Abfall. Und nun hoffnungslos der immer näher rückenden Feindesgefahr ins Auge schauend, siecht er hin. Da hört er auch, daß die Hundertjährige dennoch sterbend an des Enkels Augen, die siegenden, glaubte. — und er erlebt die Erschütterung, daß sein junger Bruder, der nach ihm König werden sollte, ihm mit heiligem Wort verspricht, sich aufzumachen zu diesem Heinrich und ihn in seinem edelsten Pflichtgefühl anzusprechen und ihn aufzurufen zum König, der das Land retten soll, — und er glaubt an des Vaterlandes Zukunft.

Der Königsbote kommt zu Heinrich in dem Augenblick, wo die Geliebte ihn heimlich verlassen hat und er in Raserei des Schmerzes wider seine Freunde tobt, die das verschuldet haben sollen. Da tritt der Bote, des Königs Bruder, zu ihm, spricht ihm von des Landes Not und von seiner Pflicht, bringt ihm des sterbenden Königs Ruf und beugt seine Kniee vor ihm als dem König.

Da erschüttert sich Heinrichs Inneres bis auf den Grund. Da strafft sich ihm alles zu sittlicher Umkehr, wendet sich ihm alles zu Reue: zu reinigender Reue, umschaffender Reue; Reue, die hoch hinaushebt über den Unschuldigen, der noch nicht gesündigt hatte.

Der junge Held kniet und demütigt sich, geht hin und siegt.

Denn so ward er reif, „der deutsche König“: Durch den Sieg über sich selbst reif zum großen, rettenden Siege über die Feinde des Vaterlandes.

So sprach Wildenbruch zu uns. Er nannte den jungen Herzog „Heinrich von Sachsen“, den müden König „Konrad von Franken“, das wilde Volk mit der Naturgewalt der rohen Masse „die Hunnen“; und die große Siegerschlacht „die Schlacht von Merseburg“.

Aber die Erinnerung an die besonderen geschichtlichen Vorgänge schoben sich in mir immer weit hinweg, wie ich die Dichtung gläubig in mich aufnehmen wollte. Ich nahm das Stück lieber voraussetzungslos, wie eine erdichtete Fabel, um ganz das genießen zu können, was der Dichter zu geben hat. Und ich wurde ganz jung, nahm das Leben ganz einfach und ließ mich von dem dramatischen Schwung und dem feurigen Temperament des Dichters dahintragen, dahinreißen, flammte mit ihm seine Begeisterung, wurde mit ihm erschüttert von der reinigenden sittlichen Energie des Stückes.

nannte es mit Lust „der **deutsche König**“, freute mich an den farbenfrohen Bildern — und liebte den Dichter Wildenbruch.

Es erhob wohl sein Haupt in mir ein anderes Wesen, viel älter, viel erfahrener, das wußte, daß in der Erdenwirklichkeit die großen Siege nicht errungen werden durch eine einzige, sittlich noch so gestraffte, rasche Jünglingstat und durch einen temperamentvollen Entschluß. Ein feuriges Aufraffen, ein kühnes Drauflosgehn, ein heißes Wallen des Blutes führen nicht zum Siege über dumpfer Masse Naturgewalt. Sondern es kostet erst noch Entsagung, und Demütigung, und Verkennung, und langes, langes, verborgenes Ringen, unermüdet, unbeirrt aufs Ziel gewandt; es kostet ein neun Jahre langes Städtebauen und Umschaffen und Starkmachen der eigenen Welt — bis am günstigen Tag der Schlag geschehen mag, der den Sieg in die äußere Erscheinung trägt. Aber wenn dieser ältere, erfahrenere Geist der einfachen, jugendlichen Schau des Dichters wohl manchmal ein wenig lächelte, so war es ein Lächeln voll Liebe und Achtung.

Und liebevoll und achtungsvoll war die Antwort, die mir auf dem stillen, nächtlichen Platz des Schauspielhauses Schillers Bild herniederblickte, als ich ihn befragte über seinen jungen Bruder Ernst von Wildenbruch: „Das deutsche Volk soll solche Dichter hochhalten! Für die tiefe, reife Lebensschau, wie viele unter euch sind denn bereit? Die große Masse aber der Gesund- und Oberflächlich-Einfachen, was nährt ihr sie mit den matten Fadheiten eures Alltagslachens, vergiftet sie mit den Pikanterien greisenhafter, müder Ausländer? Sie sind ja jung! Diesem Dichter gehören sie, führt sie zu ihm! Auf daß sie sich erschüttern lassen von der freudigen Woge dieser deutschen, dieser echten dramatischen Schwungkraft! Auf daß sie entzückt werden und emporgetragen über den Alltag von dieser feurigen jugendlichen Begeisterung! Laßt sie ihn lieben, diesen Jüngling, dessen letzte Gabe an sein Volk noch eine Jünglingstat war!“

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Englands universale Machtstellung und die Bagdadbahn. — Der Vorstoß der Amerikaner in der Mandschurei. — Die Wahlen in England.

Die englischen Wahlen gelten in der ganzen Welt für ein Ereignis, das nicht nur die Briten, sondern alle Völker der Erde angeht. Nach der englischen Verfassung entscheiden die Wahlen über die Zusammensetzung der Regierung. Diese Regierung aber beherrscht den fünften Teil der Erdoberfläche direkt, und ihr indirekter Einfluß auf die Welt kennt überhaupt kaum noch Grenzen. Nur mit Mühe hält das viel beneidete und gefürchtete Deutschland der Meereskönigin gegenüber das Gleichgewicht aufrecht. Man hat im Hinblick auf das Dreigestirn Goethe, Hegel, Ranke das neunzehnte Jahrhundert das deutsche Jahrhundert genannt. Das zwanzigste Jahrhundert macht zu seinem Beginn den Eindruck, als ob es einmal das englische genannt werden würde. Zwar von erlesenen führenden Geistern ist jenseits der Nordsee so wenig wie anderswo etwas zu bemerken, nichtsdestoweniger nimmt aber die englische Nation gegenwärtig eine Stellung in der Welt ein, deren Großartigkeit zu veranschaulichen Worte kaum stark genug sind.

Beinahe ein viertel Jahrhundert hindurch hatten die Engländer kaum jemals aufgehört, sich durch die Macht Frankreichs [illegible] bedroht zu fühlen, heute dürfen sie auf die französische Republik als auf einen „kontinentalen Degen" Englands rechnen. Während des neunzehnten Jahrhunderts waren die Engländer genötigt gewesen, über den wachsenden Einfluß auf der [illegible] Halbinsel, deren [illegible] Küsten bei ihrer [illegible] Lage für den Schutz so wichtig sind, die [illegible] Kämpfe mit den [illegible] aufzunehmen. Das waren die [illegible] [illegible]. Heute [illegible] die [illegible] auf dem [illegible] Kontinent ein [illegible] verändertes politisches [illegible]. Auf Spanien kann man in Downingstreet rechnen wie auf Frankreich und auf Frankreich wie auf Spanien.

Das System der [illegible] und [illegible] umspannt wie eine [illegible] Kette die ganze alte Welt. [illegible] der [illegible] [illegible] auf der [illegible] [illegible] unterliegt [illegible]

Zeit des Methuenvertrages — kommt Italien. Seine Eisenbahnen führen zu einem wesentlichen Teil hart an der Küste entlang und liegen mithin unter den Kanonen der englischen Flotte. Dieser Umstand ist natürlich nicht der einzige Grund, aus welchem die italienische Politik, wie ich vor einigen Monaten an dieser Stelle nachgewiesen habe, sich seit der Begründung des Königreichs in dauernder Abhängigkeit von der britischen Diplomatie befindet. Immerhin ist solch ein militärgeographisches Moment wie das oben berührte von großer Wichtigkeit. Auf eine gleichfalls politisch schwerwiegende Analogie zu der Linienführung der italienischen Eisenbahnen werde ich Ursache haben, im Laufe dieser Korrespondenz zurückzukommen.

Von der apenninischen Halbinsel schlingt sich die Kette der indirekten englischen Weltherrschaft nach der Balkanhalbinsel hinüber. Wenn der englische Gesandte in Athen den aufgeregten griechischen Politikern unerbetene Ratschläge und Warnungen erteilt, wird er mit Ehrerbietung angehört, die Vertreter der anderen Mächte aber dürfen nicht wagen, sich in dieser Weise in die griechischen Angelegenheiten zu mischen. Wie sollte das auch anders sein? Die Italiener wollen, wenn die Türkei sich nicht halten kann. Albanien haben, die Oesterreicher Mazedonien, die Russen Thrazien und Kleinasien. Der gesamte festländische Hellenismus droht also in der nächsten Zeit unter ein Joch zu fallen, das zwar nicht so roh geschmiedet ist, wie das türkische, aber nach menschlichem Ermessen niemals wieder abgeschüttelt werden kann.

Es ist mithin kein Wunder, daß die Hellenen einen Anhalt an den meerbeherrschenden Engländern suchen, selbst wenn diese, wie manche glauben, darnach streben sollten, zu Cypern noch die Suda-Bai auf Kreta in ihre eigenen Hände zu bringen. Das Wunder ist nur, daß es den Briten gelungen ist, das Vertrauen der Griechen zu erwerben, ohne das der Jungtürken zu verscherzen. Und noch wunderbarer ist, daß England dieses Doppelspiel schon seit zwei bis drei Generationen mit Erfolg spielt.

Die englische Orientpolitik trägt einen Januskopf. Einerseits sucht sie die Freundschaft des Volkes, welches gegenwärtig die Levante beherrscht, andererseits tritt sie tatkräftig für die Nationalitäten ein, denen menschlichem Ermessen nach die Zukunft des Morgenlandes gehört. Und, wie gesagt, seit Generationen gelingt ihr das Wunderbare, die Christen zu gewinnen, ohne sich die Mohammedaner zu verfeinden. Denn beiden Religionsparteien gilt England als „die Mutter der Freiheit". Die internationalen Sympathien, welche Canning, Palmerston und Gladstone ihrem Vaterlande als der Beschützerin aller unterdrückten Nationen erobert haben, sind nunmehr fast ein Jahrhundert lang der stärkste Hebel der britischen Diplomatie gewesen und wiegen auch gegenwärtig noch ganze Flotten und Armeen auf. Nicht einmal überall in Deutschland ist der Engländer unbeliebt, in der weiten Welt aber fliegen ihm alle Herzen entgegen, zum mindesten in der Politik.

So haben auch die Jungtürken nach einigem Schwanken die Doktrin angenommen, daß Großbritanniens Türkenfeindschaft nur dem Despotismus

Abdul Hamids gegolten habe und heute, wo die Türkei konstitutionell [illegible] worden sei, der Vergangenheit angehöre. Einträgliche Geschäfte mit der türkischen Regierung sind daraufhin englischen Finanzmännern [illegible] Wichtiger ist, daß die Lynch-Gesellschaft, die dem Wesen nach dem [illegible] lischen Kapital beherrscht wird, für viele Jahre das Monopol der Sch[illegible] auf den mesopotamischen Strömen erhalten hat. Am wichtigsten [illegible] die Veränderung in der Linienführung der Bagdadbahn, welche den [illegible] englischen Staatsmännern, wie bestimmt verlautet, [illegible] Bisher war der Plan, daß die Bahn, nachdem sie den Taurus [illegible] schritten habe, in das Innere des Landes fortgeführt werden [illegible] obere Euphrat erreicht sei. Jetzt soll, wie gemeldet wird, der Sch[illegible] weg an dieses Ziel insofern auf einem anderen Wege gelangen, als [illegible] Bau nach der Ueberschreitung des Taurus durch die Strandebene [illegible] weitergeführt wird. Die Bagdadbahn würde dann unter den [illegible] der englischen Kriegsschiffe liegen, ähnlich wie das System der [illegible] Eisenbahnen schon heute, um mit Canning zu reden, unter [illegible] „schlummernden Donnern" liegt. Die Engländer haben den Türken Aegypten abgenommen, und sie wollen ihnen unter [illegible] Mesopotamien und Arabien abnehmen. Der Khedive von Aegypten, [illegible] erzogener, geistig lebendiger Mann, träumt davon, unter [illegible] licher Schutzherrschaft Khalif aller arabisch sprechenden Stämme zu werden. Er hat soeben mit seiner Mutter eine [illegible] nach [illegible] [illegible] bloß aus religiöser Inbrunst. Zu den Traumbildern, [illegible] englische Staatskunst [illegible], gehört auch, daß es ihr gelingt, mit [illegible] und [illegible] zu gleicher Zeit Hand in Hand zu gehen. [illegible] Armeniern, Iraniern, Portugiesen und Italienern, Slaven und [illegible] Türken und Araber spannt sie alle zusammen vor ihren Wagen.

Die Bedeutung der Strandebene von Adana wird den Engländern dadurch erleichtert, daß sie am Eingang des Golfs von [illegible] Insel Cypern [illegible] haben. Unter die Ruinen von Cypern [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] über Cypern zu einer Zeit [illegible] [illegible] nach dem russisch-türkischen Kriege [illegible] 1877 [illegible] [illegible] das [illegible] über die [illegible] [illegible] dem Sultan [illegible] [illegible] um [illegible] und [illegible] [illegible] hatte, den [illegible] Türkischen [illegible] von [illegible] damals in [illegible] [illegible] der Vertrag von Berlin [illegible] den Russen die [illegible] den [illegible] in die [illegible] [illegible], von denen [illegible] Rußland [illegible] [illegible] [illegible] die Engländer [illegible] die [illegible] Cyperns die [illegible] über die [illegible] durch den [illegible] [illegible], von Konstantinopel nach Aegypten und [illegible]

Cypern ist als [illegible] [illegible] wenn man [illegible]

Maßstab anlegt, welchen Engländer bei der Bewertung von Kolonien zu gebrauchen pflegen. Die unzweifelhaft wertvolleren ionischen Inseln hat Großbritannien an Griechenland abgetreten, nicht etwa aus Sentimentalität, Geiz und Schwäche, sondern unter einem Premierminister wie Palmerston, der es für staatsklug hielt, der immer mehr verfallenden Türkei gegenüber Griechenland zu kräftigen und an England zu ketten. Dagegen gibt es wohl heute keinen inbezug auf die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs irgendwie einflußreichen Engländer, der dafür eintrete, den Union Jack auf Cypern einzuziehen. Daß die Russen je nach Mesopotamien kommen könnten, glaubt kein Engländer mehr. Aber der Geist der englischen Staatsmänner ist auch weitsichtig und beweglich genug, um mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie ihre Freundschaft mit den Türken schließlich doch einmal nicht länger aufrechtzuerhalten vermögen. Für diesen Fall sollen ihnen Cypern und die Strandebene von Issus die Gelegenheit bieten, die Bagdadbahn, als die Basis eines türkischen Vormarsches gegen Aegypten, an einem bestimmten Punkt durch ihre Schiffsgeschütze unbrauchbar zu machen.

Mit den Türken einig, der Araber sicher, stehen die Engländer auch zu den Persern in einem so guten Verhältnis, wie die anscheinend hoffnungslos zerrütteten Zustände Irans irgend erlauben. Auch den Persern gilt Großbritannien als das Land, von dem unterdrückte und zurückgebliebene Völker alles zu hoffen, Despoten alles zu fürchten haben. Deshalb betrachtet man auch in Persien die Engländer, welche den Süden des Landes unter ihre freundliche Obhut genommen haben und sich soeben anschicken, ein indisches Regiment dorthin zu beordern, mit viel günstigeren Augen als die in Nordpersien die Herren spielenden Russen. Im Besitz dieser moralischen Position, sind die Briten mit den Früchten, welche ihnen das englisch-russische Einvernehmen über Persien getragen hat, leidlich zufrieden. Wenigstens in politischer Beziehung; in wirtschaftlicher leidet ihr indischer Handel unter den Räubereien der Nomaden, welche durch die Verfassungskämpfe unbändiger als je geworden sind. Aber gerade hier hoffen die Engländer den Hebel einsetzen zu können, um das persische Reich zu sprengen, den Süden des Landes in ihre Gewalt zu bringen und so die territoriale Verbindung zwischen Indien und Mesopotamien herzustellen. In der letzten Nummer von „Fortnightly Review“ veröffentlicht ein Kenner Persiens, Angus Hamilton, einen Aufsatz „The persian prospect“, in welchem er ausführt, England und Rußland müßten durch eine Anleihe von 10 Millionen Pfund die zerrütteten Finanzen Persiens auf „eine wissenschaftliche Basis stellen.“ Jenes Geld müsse dazu dienen, um der persischen Regierung das Uebergewicht über die Häuptlinge der Nomaden zu geben. Dafür wünscht aber Herr Angus Hamilton die konstitutionellen Machthaber in Teheran umso abhängiger vom Ausland zu machen. Der persischen Staatsschuld soll nämlich „die Form und das System des osmanischen und ägyptischen Schuldendienstes“ gegeben werden. Zugleich

wurde den Persern die Verpflichtung auferlegt werden, sich für die [illegible] ihrer Landesverwaltung mit einem „Stab fremder Ratgeber“ zu [illegible]

Da „die britische Importware des Konstitutionalismus“ das [illegible] Iran nicht gekräftigt, sondern eher noch mehr zerrissen und [illegible] hat, dürfen die Briten in der Tat erwarten, sowohl in Südpersien als auch in Mesopotamien ihre expansiven Zukunftspläne sich verwirklichen zu sehen. Starke Anfechtungen und Gefahren haben die Briten auf dem [illegible] Wege von England nach Indien in absehbarer Zeit nicht zu befürchten; ihre Kriegsflotte bildet eine stählerne Brücke, welche nach menschlichem Ermessen an keinem Punkte zerrissen werden kann.

In Indien selber werden die anarchistischen und separatistischen Bestrebungen, von denen an dieser Stelle öfter die Rede gewesen ist, den Beherrschern der ungeheuren Dependenz noch manche böse Stunde bereiten. Ich erwähnte die Proklamation des gewesenen Oberbefehlshabers der indischen Armee, Lord Kitchener, an die eingeborenen Truppen, aus welcher hervorging, daß diese Streitkräfte von dem Einfluß der revolutionären Ideen nicht völlig unberührt geblieben waren. Jetzt wird die [illegible] einer Anzahl von eingeborenen Soldaten gemeldet. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß diese Gärungen dem britischen Reich in [illegible] ernste Gefahren bereiten werden. Die nationale Idee ist auf indischem Boden eine aus der Fremde importierte Pflanze, die inmitten eines Gewirrs von Religionen, Kasten und Sprachen einen [illegible] vorbereiteten Boden findet. Allerdings ist es 1857 zu einem [illegible] der eingeborenen Truppen gekommen, sowohl der mohammedanischen als auch der heidnischen. Was damals die ungeheure Kluft zwischen den Bekennern der beiden Religionen für den Augenblick überbrückte und sie in dem Bestreben vereinigte, den Großmogul Akbar in Delhi [illegible] Thrones, an die Stelle der [illegible] zu [illegible] der [illegible] der Regierung. Die [illegible], welche der [illegible] und Rußland, am Ganges [illegible], brachte die indische Armee [illegible]

[illegible]

Mit Japan und Rußland, dessen Machtgebiet von Ostasien bis an die preußische Grenze reicht, schließt sich der Ring der die ganze alte Welt umspannenden englischen Bündnisse und Freundschaften. An keinem Punkt ist im gegebenen Augenblick dieser Ring zu durchbrechen, es sei denn vielleicht an der Stelle, welche am weitesten von den britischen Inseln entfernt liegt, im äußersten Osten. Hier schickt sich die neue Welt an, erobernd in die alte einzudringen. In der Mandschurei, wo die Eisenbahnen teils in den Händen Rußlands, teils in denen Japans sind, erklären die Amerikaner, um der sogenannten offenen Tür willen China die Herrschaft über die Schienenwege zurückverschaffen zu wollen. Der Staatssekretär des Auswärtigen in Washington, Herr Knox, will ein internationales Konsortium von Kapitalisten bilden, das den Russen die nordmandschurische, den Japanern die südmandschurische Bahn abkauft und darauf das Ganze weiter an die chinesische Regierung veräußert. Herr Knox will durch die freundschaftliche Unterstützung der Union und anderer Mächte, welche in dieser Sache der diplomatischen Führung Washingtons folgen, die Chinesen auch in den Stand setzen, die zur Bezahlung der mandschurischen Bahnen erforderliche große Anleihe aufzunehmen.

Kein Zweifel, daß den Urhebern dieses Planes nicht allein daran gelegen ist, für die nordamerikanischen Waren, welche der japanische und russische Prohibitionismus des Genusses der offenen Tür zu berauben sucht, den Eingang in die Mandschurei offen zu halten. Staatssekretär Knox steckt sich offenbar ein viel höheres Ziel. Er möchte dem Hof von Peking den größten diplomatischen Dienst leisten, welchen dieser heute von irgendeiner Seite her empfangen kann, und Amerika dadurch für lange Zeit den maßgebenden Einfluß am Zentralpunkt des festländischen Ostasien sichern. Man spricht in Amerika davon, daß dem diplomatischen Erfolg die wirtschaftliche Ausbeutung auf dem Fuße folgen soll, indem der nordamerikanische Stahltrust sich ein Monopol im Reiche der Mitte verschafft.

Dem äußeren Anschein nach sind Rußland und Japan durch den diplomatischen Vorstoß der Nordamerikaner gleichermaßen in ihrem Besitz bedroht. In Wahrheit jedoch steht die Sache wesentlich anders. Für die Russen bildet die mandschurische Bahn keinen Wertgegenstand erstes Ranges mehr, seitdem die Japaner das südliche, zum Stillen Ozean führende Stück ihnen entrissen haben. Sehr wahrscheinlich, daß es am Petersburger Hof eine Partei gibt, welche ganz gern die nordmandschurische Bahn veräußern möchte, wenn eine große Summe Geldes dafür zu erlangen wäre. Seit Jahren ist es offenbar, daß die auswärtige Politik Rußlands durch den unglücklichen Krieg gegen Japan zu dem Entschluß gebracht worden ist, die asiatischen Pläne zu vertagen und dafür die alten Anschläge gegen die Türkei wieder aufzunehmen.

Wenn das Kabinett von Petersburg gleichwohl die mandschurischen Bahnprojekte des Staatssekretärs Knox, zu denen auch die Erbauung neuer Bahnstrecken mit vorwiegend amerikanischem Kapital gehört, zurückgewiesen

heit, so fragt sich immer noch, ob diese Ablehnung definitiv ist. [illegible] haben die Russen in dieser Angelegenheit, welche die übrigen Kabinette mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen, noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Was sämtliche diplomatischen Kanzleien der Welt bezüglich dieser anscheinend fernliegenden und sekundären Frage in die lebhafteste Spannung versetzt, ist die Haltung Japans. Wie die Gesinnungen der japanischen Nation sind, kann das Kabinett von Tokio in der Mandschurei keinen Fußbreit zurückweichen, und nicht nur das — sie muß auch nach dem dominierenden Einfluß in Peking streben, demselben Ziel, welchem sich die Amerikaner durch ihren jüngsten diplomatischen Schritt ein beträchtliches Stück genähert haben. Während die Bürger der Vereinigten Staaten in Südamerika, die Russen in der Türkei und Persien für ihren [illegible] Ehrgeiz weite Laufbahnen offen finden, bildet China für den [illegible]trieb der Japaner das einzige große Feld. Auch wirtschaftlich ist es nicht viel anders. Zwar haben die Japaner einen sehr starken Drang, sich nach ganz anderer Seite hin wirtschaftlich zu betätigen, nämlich durch Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, aber mit herausforderndem, [illegible] Rassenhaß haben die Nordamerikaner die offene Tür, welche sie in China für sich fordern, den in die Union einwandernden Japanern ent[illegible].

Diese ernsten, zwischen Japan und Amerika schwebenden Streitfragen bedrohen schon seit Jahren den Frieden der Welt. Als vor nicht langer Zeit die atlantische Kriegsflotte der Union ihre große Weltumsegelung ausführte, fürchteten manche Amerikaner, wenn die Flotte nach Ostasien käme, würde sie von den tückischen Japanern unversehens angegriffen werden. Das taten die Japaner damals nicht, obwohl die amerikanischen Besitzungen auf den Philippinen noch stark im Aufstand waren, [illegible] heute erheblich gesichert sind. Dafür protestierten sie mit Erfolg gegen verschiedene amerikanische Vorschläge zur Erbauung neuer Bahnen in der Mandschurei. Sie erhoben den in solchen Fällen immer vorgebrachten Einwand, die geplante Bahn sei eine Konkurrenzlinie zu der ihrigen [illegible]. Wenn sie hinzufügten, sie schade ihnen auch strategisch, so befanden sie sich [illegible] im Recht, denn jede neue Eisenbahnlinie erleichtert den Chinesen die Bewegung und Konzentration ihrer Streitkräfte. Die Chinesen aber [illegible] gegenüber den Japanern von einem viel [illegible] Mißtrauen erfüllt, als sie den Amerikanern entgegenbringen, und [illegible] ist die chinesische Regierung [illegible] mit dem [illegible].

[illegible]

die Absichten der Japaner auf das Amurland und Wladiwostok zu fürchten hat, sowie die gleichfalls noch keineswegs alte Freundschaft mit dem allerseits stark umschmeichelten Amerika aufrechterhalten können? Blicken nicht die Franzosen als die Besitzer von Indochina voller Mißtrauen auf Japan? Hat nicht die französische Republik schon einmal zusammen sowohl mit ihrem russischen Alliierten als auch mit dem deutschen Erbfeind eine Tripelallianz gegen Japan geschlossen? Sind nicht Australier und Kanadier von dem gleichen Haß gegen die Japaner erfüllt wie die Bewohner der Union?

Wir werfen diese Fragen nicht in der verwegenen Absicht auf, der tief verschleierten Zukunft die Antwort vorwegzunehmen, sondern lediglich, um zu zeigen, welche ungeheure Bedeutung die scheinbar ziemlich uninteressante Mandschurei für die europäische Politik besitzt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß von diesem fernen Weltwinkel einmal ein „rerversement des alliances" ausgeht, eine Durchkreuzung aller diplomatischen Konstellationen und Kombinationen, welche heute so aussehen, als ob sie für die Ewigkeit geschlossen seien. Daß die Vereinigten Staaten ein Faktor der Weltpolitik sind, von dem sich sehr schwer vorausberechnen läßt, zu welcher Gruppe von Mächten sie sich einmal schlagen werden, ist auch die Ansicht der Engländer. Im Januar-Heft von „Fortnighty-Review" sagt der Verfasser von „Imperial and foreign affairs; a review of events", Herr J. L. Garvin, niemand in England träume von der Notwendigkeit eines Seekriegs gegen Deutschland und Amerika. Gleichwohl hält es Herr Garvin für nützlich, diese Möglichkeit ins Auge zu fassen. Er meint, Deutschland würde nächstens 17 Dreadnoughts besitzen, Amerika 6. Der Zwei-Mächte-Fuß mit dem zehnprozentigen Zuschlag würde Ennglaud zu gleicher Zeit 25 Schlachtschiffe geben: „Nun bedeuten selbst 25 britische Schlachtschiffe gegen 17 deutsche einen so knappen Vorsprung, daß wir verrückt sein würden, uns darauf zu verlassen . . . . . Wenn all unsere Schiffe in der Nordsee konzentriert wären, würde unser Vorsprung an Stärke in keiner Weise dem entsprechen, was für uns auf dem Spiel steht. Aber nun bedenke man die einfache Tatsache, daß, während Deutschland in unseren heimischen Gewässern konzentriert ist, wir uns hier niemals in gleichem Maß konzentrieren können, ausgenommen vielleicht für die letzte Anstrengung eines zusammenstürzenden Reichs."

Die englischen Flotten-Fragen leiten uns zu den inneren Angelegenheiten Großbritanniens hinüber, welche durch die Auflösung des Parlaments an einen wichtigen Wendepunkt gelangt sind. Die Wahlen haben zu dem Resultat geführt, daß die unionistische Partei sich sehr bedeutend verstärkt hat. Sowohl in den großen städtischen Mittelpunkten der Industrie, als auch ganz besonders auf dem flachen Lande sind viele Liberale und Sozialisten durch Unionisten verdrängt worden. Aber die Mehrheit hat die unionistische Partei nicht erlangt. Die Liberalen sind dermaßen geschwächt, daß sie, auch zusammen mit den Arbeiterparteilern, ohne Unterstützung von einer dritten Seite die Regierung nicht mehr zu führen vermögen, die

Unionisten sind jedoch gleichfalls im Unterhaus zu wenig zahlreich vertreten, um die gegenwärtigen Minister durch Männer ihrer Farbe zu ersetzen und diese halten zu können. Dadurch, daß keine der beiden großen [illegible] Parteien stark genug ist, um das Unterhaus zu beherrschen, fällt die Entscheidung im Parlament den Iren zu, welche eine Partei von [illegible] Abgeordneten bilden. Diese parlamentarische Konstellation ist kein [illegible] in der englischen Geschichte, vielmehr hat sie seit der Parlamentsreform von 1832 sehr häufig bestanden, allerdings auch immer [illegible] zur Bildung von wenig lebensfähigen, schwachen Regierungen geführt.

So hat denn auch das Ministerium Asquith, obwohl es nach dem Ausfall der Wahlen nicht zurückzutreten brauchte, doch einen guten Teil seiner Kraft eingebüßt. In dem aufgelösten Parlament verfügte es über eine liberal-sozialistische Majorität, welche der irischen Stimmen zu entraten vermochte. Das ist heute nicht mehr der Fall. Was die Arbeiterpartei betrifft, so sind gerade die sozialistischen Stimmen besonders stark zurückgegangen, nichtsdestoweniger dürften auch die Arbeiter-Deputierten in dem neuen Parlament weniger lenksam sein als in dem alten, weil [illegible] Autorität und Prestige der Minister erheblich gelitten haben. [illegible] aber die gegenwärtige Regierung vor der Öffentlichkeit [illegible] auf den verschiedensten Gebieten des staatlichen Lebens [illegible] gesetzliche Veränderungen vorzunehmen. Steuerreform, [illegible] reform und [illegible] für unabweisbare, [illegible] sofort durchzuführende Maßregeln erklärt worden. Die liberalen [illegible], welche nach der Reformbill von 1832 von der Unterstützung der [illegible] Brigade" abhingen, haben eine so [illegible] [illegible]

[illegible]

am liebsten anstatt nach dem Willen der Liberalen durch neue Steuern nach dem der Konservativen durch Schutzzölle decken möchten.

Premierminister Asquith kann diese Klippe wohl nur umschiffen, ohne zu stranden, wenn er den Iren Homerule in nahe und bestimmte Aussicht stellt. Nun wirkt aber die Idee der irischen Autonomie auf viele Engländer, auch wenn sie sonst liberal denken, nicht anders, als wenn dem preußischen Volke vorgeschlagen würde, in Posen ein polnisches Ministerium und Parlament einzusetzen. Obwohl die Mehrzahl seiner Mitglieder homerulefreundlich ist, durfte das Kabinett Asquith während der ganzen Dauer des aufgelösten Parlaments nicht wagen, eine Bill über Homerule einzubringen, weil die Minister sonst mit eigener Hand ihre parlamentarische Majorität in die Luft gesprengt hätten.

Nicht viel günstiger als die Chancen der irischen Selbstregierung stehen die Aussichten der Verfassungsreform. Herr Asquith hat feierlich erklärt, er würde sein Amt nur unter der Bedingung fortführen, daß das Veto des Oberhauses in Finanzangelegenheiten ganz fortfiele und bezüglich der übrigen Gesetzgebung die Zeitgrenze eines einzigen Parlaments nicht überschritte. Dem Oberhaus soll also das Recht entzogen werden, Etats- und Steuergesetze abzulehnen. Da die Krone seit dem Jahre 1707, wo Königin Anna die schottische Milizbill verwarf, nicht mehr gewagt hat, von ihrem verfassungsmäßigen Veto Gebrauch zu machen, würde nach dem Wegfall der Finanzhoheit des Oberhauses der im Unterhause gerade dominierenden Partei in Geldsachen keinerlei Schranke mehr gesetzt sein. Daß ein so ultrademokratisches Staatsrecht politische, soziale und wirtschaftliche Gefahren der schwersten Art mit sich bringen würde, sieht die öffentliche Meinung Englands bis tief in die liberalen Reihen hinein ein. Besonders fürchtet sie das „Tacking“, d. h. das Hineinarbeiten nicht finanzieller Neuerungen in Finanzgesetze, welche das Oberhaus dann nicht mehr das Recht haben würde, zu verwerfen.

Ebenso steht es mit der anderen verfassungsrechtlichen conditio sine qua non des Herrn Asquith. Wenn das Veto des Oberhauses in allen nicht finanziellen Materien auf die Dauer eines einzigen Parlaments eingeschränkt wird, so bleibt den Lords nur die Befugnis, Gesetzentwürfe, welche sie nach der heute noch bestehenden Verfassung absolut verwerfen können, für vier bis fünf Jahre hintanzuhalten. Zwar dauert die englische Legislaturperiode gesetzlich sieben Jahre, aber in der konstitutionellen Praxis werden die britischen Parlamente lange nicht so alt. Uebrigens hat der Premierminister zum Ueberfluß noch eine gesetzgeberische Maßregel angekündigt, welche die Legislaturperiode abkürzen soll.

Die auf schwankenden Füßen stehende Regierung will also die englische Verfassung nach zwei Richtungen hin radikal verändern. Erstens soll die britisch-irische Union stark eingeschränkt werden, indem in Dublin eine nationale Exekutive und Legislative neu erstehen, zweitens ist der Plan im Werke, das absolute Veto der Lords in ein suspensives zu verwandeln,

auch dieses nur für einen Teil der Gesetzgebung gelten zu lassen und selbst innerhalb einer so eng begrenzten Sphäre nur in der [illegible] bestimmten Weise Geltung zu gewähren.

In Anbetracht des gewaltigen Erfolges, welchen die Unionisten [illegible] jüngsten Wahlen erzielt haben, werden die Peers nicht daran denken, auf die Verfassungsreform, so wie ihre Feinde sie betreiben, [illegible]. Die Autonomie für Irland wird das Oberhaus [illegible], in welcher Form auch immer sie ihm vorgelegt werden [illegible]. [illegible] versuchen die Konservativen die Lords dafür zu gewinnen, [illegible] absolutes Veto zu retten, sich zu einer Selbstreform [illegible]. In gegenwärtigen Zusammensetzung besteht das Oberhaus [illegible], welche nach dem Erbrecht des Monarchen [illegible] kommen Deputationen der [illegible] und [illegible] der anglikanischen Geistlichkeit. Die streng konservative „Quarterly [illegible]“ führt am Schluß ihrer Januar-Nummer in einem Artikel [illegible] aus, der zweiten Kammer [illegible] nennen in dem demokratischen England alle Parteien das [illegible] muß der einseitige Charakter einer erblichen Adelskammer [illegible] genommen und ihr „repräsentativer Charakter“ [illegible]. [illegible] „Quarterly Review“ das Oberhaus auch [illegible] die Zahl seiner Mitglieder von mehr als 600 auf [illegible] würde. Viele konservative oder gemäßigt liberale Freunde der [illegible] reform teilen diese Ansicht, indem sie durch eine Reduktion der [illegible] Zahl das geistige Niveau des Hauses zu heben [illegible] [illegible], wenn man zu gleicher Zeit die [illegible] hauses gleichfalls auf die halbe Anzahl [illegible] Kammer einen ihr ebenfalls [illegible] hältnis [illegible].

[illegible]

dem Haus der Lords seinen rein feudalen Anstrich zu nehmen und Personen mit der Pairie zu bekleiden, welche der „zweiten“ Kammer ein großes Maß von nationalem Vertrauen neu zuführen würden.

Unpopulär ist übrigens auch der englische Adel mitnichten. Seit den Zeiten, in denen sich die englische Nationalität bildete, hat die Aristokratie des Landes niemals aufgehört, die nationale Kultur zu fördern, sei es durch eigene Hervorbringungen, sei es durch Anregung und Protektion. Der deutsche Adel hat seit dem Ausklingen des Minnesanges für die nationale Bildung im großen und ganzen entschieden weniger geleistet. Witze wie der von dem Edelmann, welcher nur den Staatsminister v. Göthe und den Hofrat v. Schiller kennt, wären in dem Lande Lord Byrons gegenstandslos und unmöglich.

Vom größten politischen Gewicht sind natürlich auch die kolossalen Reichtümer des englischen Adels. „Quarterly Review“ fragt mit Recht, wie es den Liberalen wohl behagen würde, wenn nach Abschaffung des Oberhauses die großen Lords sich um Sitze in der Volksvertretung bewürben. Bei den englischen Wahlen spielt das Geld eine sehr große Rolle. Die Kandidaten müssen die bedeutenden Unkosten der Agitation aus eigener Kasse bestreiten, Parteifonds besitzen nur Arbeiter und Iren. Zu den direkten Ausgaben für die Wahlen kommen jedoch in vielen Wahlkreisen noch indirekte, welche unendlich viel höher sind. Die Wahlkreise sind nämlich klein, so daß ein Aristokrat oder Plutokrat durch gemeinnützige Tätigkeit sich sehr viele Wähler verpflichten kann. Deshalb sehen die Ultraradikalen ganz gut, daß es nicht in ihrem Interesse liegt, die Herzoge und anderen schwer reichen Magnaten zu zwingen, wenn sie sich aktiv an der Gesetzgebung beteiligen wollen, um einen Platz in der „ersten“ Kammer zu ringen.

Von einer Abschaffung des Oberhauses kann also keine Rede sein; nicht einmal die Ultraradikalen wünschen eine so revolutionäre Maßregel. Im Gegenteil — der Adel soll im Oberhause eingekapselt bleiben und eben hierdurch sowie durch rücksichtslose Beschneidung des Vetorechts dieser Versammlung zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden.

Von den Schachzügen, vermittelst deren die Konservativen versuchen werden, sich ihrer Bedränger zu erwehren, habe ich einen schon genannt; man wird der Forderung der Liberalen, das Veto der Peers illusorisch zu machen, den Antrag auf ihre organische Reform entgegenstellen. Die Besorgnis der öffentlichen Meinung vor den Mißbräuchen des „Tacking“ wollen die Tories auf eine Weise ausnützen, auf welche ich Ursache haben werde, zurückzukommen. Gegen die Homerule-Bewegung wird man die chauvinistischen Leidenschaften zu Hilfe rufen. Diese gefährlichen Instinkte haben die Unionisten schon bei dem abgelaufenen Wahlfeldzuge mit den drastischsten Mitteln geweckt. Und zwar wurde von ihnen das Jingotum nicht nur gegen die Iren, sondern ganz besonders gegen die Deutschen aufgereizt. Unzweifelhaft verdanken die Unionisten einen großen Teil der Mandate,

welche sie gewonnen haben, der durch sie unermüdlich immer von neuem aufgepeitschten Flotten-Panik. Als die Lords noch schwankten, ob sie wagen sollten, das Budget zu verwerfen oder nicht, sprach ein Teil der unionistischen Revue-Presse den erblichen Gesetzgebern Mut mit dem Hinweis darauf ein, daß die letzten großen nationalen Krisen, sowohl die Kämpfe um Gladstones Homerulebills, als auch der Burenkrieg, dazu geführt hätten, die Nation in das Lager der Unionisten zu treiben. So würde es wieder kommen, wenn man nur die gegen die deutsche Gefahr sich so blind und schwach zeigende Regierung rücksichtslos angreife. In der Tat hat die skrupellose Entzündung der nationalen Leidenschaften den Unionisten bei den letzten Wahlen wieder große Dienste geleistet, Wenn dieses Mittel trotzdem nicht durchschlagend gewirkt hat, so lag das daran, daß es dem Unionismus nicht gelang, dem Gros der Mitläufer, welche in England wie bei uns den Ausgang der Wahlen entscheiden. glaubhaft zu machen, daß eine das nationale Dasein bedrohende Deutschen- oder Irengefahr wirklich unmittelbar bestand. Die, wie oben von mir dargelegt, vorderhand nicht anzufechtende glänzende Weltstellung hat bei dem englischen Durchschnittswähler, der bei äußerst hartnäckigen Vorurteilen doch auch wieder einen geschulten politischen Takt besitzt, die Empfindung hervorgerufen, daß er sich zurzeit den Luxus liberaler Reformen noch gestatten dürfe. Der unionistischen Partei wendet John Bull damit keineswegs für immer den Rücken, vielmehr behält er sich vor, auf diese Leute, denen er bei Machtfragen viel mehr Vertrauen schenkt als den Liberalen zurückzukommen, sobald England seinem Gefühl nach von irgendeiner Seite her ernstlich bedroht sein wird.

Daniels.

Ein Wort für Südwestafrika und die Südwestafrikaner.

Schon bevor die Angelegenheit der südwestafrikanischen Diamanten durch die Telegramme von drüben und die Antworten des Staatssekretärs Dernburg, einen die allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Charakter annahm, war es meine Absicht, an dieser Stelle ein Wort zur Klarlegung der Interessen und des Standpunktes unserer kolonialen Bevölkerung zu sagen. Durch die überaus unglückliche Form aber, in der sich die Südwestafrikaner zum Teil geäußert haben, ist leider im Augenblick jedes Wort für Südwestafrika erschwert. Man kann der drüben herrschenden Aufregung, dem Interessenkampf und der in den Kolonien mitunter noch bestehenden Geringschätzung höflicher Formen Verschiedenes zugute halten, aber diese Tonart ging über das entschuldbare Maß hinaus. Man scheint das an anderen Orten Südwestafrikas auch eingesehen zu haben, denn das dritte, aus Keetmanshoop abgesandte, Telegramm ist durchaus sachlich gehalten. Es blieb aber zunächst wirkungslos, nachdem der Staatssekretär, der Reichstag und die gesamte öffentliche Meinung in Deutschland durch den vorhergehenden

Angriff in eine ebenso begreifliche wie den Südwestafrikanern ungünstige Stimmung versetzt worden waren. Die geschehene Revozierung wenigstens der größten Ungehörigkeiten durch die vierte Depesche ermöglicht es nun aber noch im letzten Augenblick vor Schluß dieses Hefts, den ganzen Zusammenhang der Dinge, so wie er sich von drüben aus darstellt, und namentlich diejenigen Punkte, in denen sich die Südwestafrikaner beschwert fühlen, auseinanderzusetzen und in Ruhe zu untersuchen, ob sich nicht doch noch eine Vermittelung finden läßt. Es ist auf die Dauer sicher ein unmöglicher Zustand, daß fast die ganze weiße Bevölkerung unserer vorläufig wichtigsten Siedelungskolonie in geschlossener und leidenschaftlicher Opposition gegen die Leitung unseres Kolonialwesens verharrt. Namentlich die Tatsache erscheint bedenklich und fordert dringend zu einer näheren Prüfung der Verhältnisse auf, daß nicht nur direkt persönlich agitatorisch Interessierte, sondern die Gesamtheit der Südwestafrikaner, einschließlich sonst durchaus besonnener und ruhiger Elemente, ja sogar einschließlich eines großen Teils der Beamtenschaft, zusammensteht. Schon daraus wird man von vornherein schließen können, daß es sich wirklich um große und tiefgehende Interessen handelt und daß die südwestafrikanische Opposition im Kern nicht eine demagogisch aufgebauschte und gewinnhungrige Mache ist, sondern auf eine starke und ehrliche Erregung zurückgeht.

Die Südwestafrikaner haben bisher nicht recht verstanden, klar und deutlich herauszustellen, wogegen sie eigentlich protestieren und wodurch sie sich für befriedigt erklären würden. Das kommt daher, daß zwar ihnen die Grundursache und alle einzelnen Phasen des Streits geläufig sind, in Deutschland aber beides in den weitesten Kreisen so gut wie unbekannt ist. Alle die Schriftsätze, Artikel, Informationen und Telegramme, mit denen man von Südwestafrika aus bemüht war und bemüht ist, den eingenommenen Standpunkt zu verfechten, setzen dem deutschen Publikum gegenüber viel zu viel von der Kenntnis der Materie voraus. Daher geschieht es, daß die Oeffentlichkeit nur den unbestimmten Eindruck heftigen Widerspruchs und leidenschaftlich vertretener Forderungen gegenüber der Politik des Kolonialamts hat, ohne doch ermessen zu können, ob und wieweit diese Politik wirklich den historisch und wirtschaftspolitisch bedingten und berechtigten Interessen der Südwestafrikaner widerspricht. Es muß daher wenigstens mit einem kurzen Wort auf die letzte Ursache der jetzigen Vorgänge zurückgegangen werden, d. h. auf die Landerwerbungen von Lüderitz und die Entstehung der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“.

Lüderitz erwarb in mehreren aufeinanderfolgenden Verträgen um die Mitte der achtziger Jahre das Küstengebiet des heutigen Südwestafrika in einer Ausdehnung von 20 Meilen landeinwärts durch Kaufverträge, die er mit einer Anzahl von Hottentottenhäuptlingen abschloß. Ursprünglich waren möglicherweise gar nicht deutsche, sondern englische Meilen gemeint, aber diese Frage scheidet aus, weil die deutsche Meile bei der endgültigen Bestätigung der Rechte durch das Reich anerkannt worden ist. Ebenso ist es

für die heutige Rechtslage belanglos, daß die Herrschafts- und Verkaufsrechte jener Häuptlinge über die von ihnen abgetretenen Gebiete teilweise fingiert waren. Irgendeine formelle Unterlage für den Erwerb und die Flaggenhissung sowie die Schutzerklärung des Reichs mußte geschaffen werden, und wenn man den Maßstab der wirklichen Berechtigung dieses und jenes afrikanischen Häuptlings zu Verträgen grundsätzlich aufstellen wollte, so würde wahrscheinlich das deutsche Kolonialreich zum großen Teil ebenso in der Luft stehen, wie das englische und das französische in Afrika. Lüderitz hatte die nach unseren heutigen Erfahrungen vollkommen unmögliche, naive Vorstellung, mit einem Kapital von einigen hunderttausend Mark Handel und Bergbau in größerem Stil innerhalb des von ihm erworbenen Territoriums betreiben zu können. Hätte er von vornherein eine klare Anschauung der Schwierigkeiten gehabt, auf die seine Pläne stoßen mußten, so wäre er nie nach Südwestafrika gegangen, aber wir besäßen dann auch die Kolonie nicht. Schon nach kurzer Zeit sah er ein, daß die Kosten seine Kräfte weit überstiegen, und mit der tatkräftigen Hilfe Bismarcks, der sich lebhaft für die Sache interessierte, gelang es nach vielen Schwierigkeiten, eine Gesellschaft zusammenzubringen, die den ganzen Besitz von Lüderitz mit Aktiven und Passiven übernahm und an der Lüderitz fortan nur Teilhaber war. Bald darnach ertrank Lüderitz bei dem Versuch, in einem kleinen Segelboot von der Mündung des Oranjeflusses nach Angra Pequena, dem heutigen Lüderitzbucht, zu fahren. Seine Rechtsnachfolgerin war jene unter den Auspizien Bismarcks gegründete Gesellschaft, eben die heutige „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika". Am 13. April 1885 erfolgte ihre Genehmigung durch die Reichsregierung. Die ausdrücklich und wiederholt kundgegebene Absicht des Reichskanzlers bei dieser Gründung war die, der neuen Gesellschaft alle Rechte einschließlich der sogenannten Hoheitsrechte, *aber auch alle Pflichten betreffend den Schutz ihrer eigenen Interessen und die wirtschaftliche Aufschließung ihres Besitzes* zuzuweisen. Allerdings konnte die Kolonialgesellschaft infolge ihrer ungenügenden Mittel von Anfang an diesen Pflichten in keiner Weise nachkommen. Sie wandte sich daher sehr bald an den Schutz des Reichs und petitionierte beim Kanzler: „Ew. Durchlaucht möchten hochgeneigtest diejenigen Verordnungen treffen, welche nach hochdero Ermessen geeignet erscheinen, um unserer Gesellschaft den Schutz des Reiches zur Ausübung und Geltendmachung ihrer Rechte und Interessen in Damaraland zu gewähren." Der Reichskanzler indessen antwortete: „ . . . daß es nicht Aufgabe des Reiches sein könne und außerhalb des Programms der deutschen Kolonialpolitik liege, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter unzivilisierten Völkerschaften einzutreten und durch Aufwendung militärischer Machtmittel den Widerstand eingeborener Häuptlinge gegen noch nicht fundierte Unternehmungen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern zu bekämpfen. Es könne daher eine Zusicherung, daß dem südwestafrikanischen Gebiete durch Machtmittel des Reichs der

ungestörte Betrieb bergmännischer und sonstiger Unternehmungen verbürgt werden solle, nicht erteilt werden." (C. von François, Deutsch-Südwestafrika, Seite 31.) Auch sonstige Kundgebungen der Regierung ließen keinerlei Zweifel daran, daß ursprünglich nicht beabsichtigt war, Reichsmittel in nennenswertem Umfange für die afrikanische Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft aufzuwenden, und daß die Genehmigung derartiger Gründungen wie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika durchaus in der Idee erfolgte, daß deren Tätigkeit sich nach dem Muster der gleichfalls mit allen Hoheits- und sonstigen Rechten ausgestatteten englischen Chartered-Companies gestalte.

Wie hat sich nun dieser Gedanke bei der südwestafrikanischen Kolonialgesellschaft bewährt? Dr. Wilhelm Külz, der vor zwei Jahren vom Kolonialamt als Sachverständiger für die Einrichtung des Kommunalwesens nach Südwestafrika berufen wurde und nach einer Wirksamkeit von fünfviertel Jahren die Kolonie, begleitet von der Anerkennung und dem Vertrauen der Regierung wie der Bevölkerung, verließ, urteilt in seinem vortrefflichen Werk*) hierüber folgendermaßen (S. 319): „Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist der große Wirtschaftsirrtum des jungen, der praktischen kolonialen Erfahrungen entbehrenden deutschen Volkes, ein Irrtum, der als solcher zu spät erkannt wurde und aus dessen später Erkenntnis dann doch nicht die Konsequenzen gezogen worden sind."

Mit diesen letzten Worten stellt sich Külz innerhalb der schwebenden Diskussion bereits deutlich auf die Seite der Südwestafrikaner, und dasselbe tut er, wenn auch in formell zurückhaltender Ausdrucksweise, noch an verschiedenen anderen Stellen seines Werks mit ganz unmißverständlichen Worten. Külz ist mit der Mehrzahl aller Beurteiler darin einig, daß, vom äußeren Rechtsstandpunkt aus gesehen, die Bestätigung der deutschen Kolonialgesellschaft vom 13. April 1885 sowie die übrigen hierüber ergangenen Regierungsakte für die Rechte der Gesellschaft zwar formelle Unterlagen schaffen, daß aber trotzdem ein Anspruch der Gesellschaft auf volle und rücksichtslose Aufrechterhaltung dieser Rechte aus Gründen des Gemeinwohls Widerspruch herausfordern müsse, nachdem sich die Voraussetzungen, unter denen jene Rechte erteilt wurden, vollständig geändert haben. Die Rechte wurden verliehen in der Annahme, daß auch die entsprechenden Pflichten übernommen und erfüllt werden würden. Statt dessen hat allein das Reich in steigendem Maße Mittel für den Schutz der öffentlichen Sicherheit, für die verkehrspolitische Aufschließung des Landes, für die Unterstützung des Besiedelungswesens, schließlich für die Niederwerfung des großen Aufstandes 1903 bis 1906 gemacht und hat sie machen müssen, wenn die Kolonie gehalten und entwickelt werden sollte. Dagegen haben die Kräfte

---

*) Külz, Deutsch-Südafrika im 25. Jahre deutscher Schutzherrschaft. Berlin, W. Süßerott, 1909.

der Kolonialgesellschaft diesen Aufgaben gegenüber, die eigentlich ihre [illegible] Sache sein sollten, restlos versagt. Die Kolonialgesellschaft hat [illegible] allen jenen Aufwendungen des Reichs für das von ihr [illegible] und für die Ausübung ihrer dort vorhandenen Rechte den [illegible] gehabt, aber sie hat, nachdem sie gleich zu Anfang [illegible] einige Mittel auf das gänzlich verunglückte Experiment verwandt [illegible] Polizeitruppe und eine Bergbehörde zu schaffen, für [illegible] nichts mehr ausgegeben. Wenn demgegenüber die Kritik an der [illegible] setzten Behauptung ihrer Rechte nicht schon seit langem eine [illegible] gewesen ist, so lag das nur daran, daß man den Besitz der [illegible] gesellschaft für nicht besonders wertvoll hielt und bei [illegible] Mitteln und der lange Zeit vollkommen passiven Haltung der [illegible] in der Gesellschaftsfrage keine Aussicht vorhanden sah, eine [illegible] der Gesellschaft an den mit zu [illegible] Gunsten [illegible] gaben zu erlangen.

Als dagegen der jetzige Staatssekretär Dernburg die Leitung [illegible] Kolonialwesens übernahm, faßte er alsbald in [illegible] Ziel ins Auge, die vorhandenen vielerlei Gesellschaftsrechte, die [illegible] wicklung des Landes hinderlich waren, soweit sie sich nicht [illegible] wenigstens durch Verträge mit den Gesellschaften in [illegible] für die Kolonie zu neutralisieren. Der Kolonialgesellschaft [illegible] reichte der Staatssekretär einen großen Erfolg durch das [illegible] 17. Februar und 2. April 1908. Der Kern dieses Vertrages [illegible] die Gesellschaft zwar den ihr zustehenden materiellen [illegible] Land- und Minenrechten beläßt, die Verwaltung dieser [illegible] Gesichtspunkten des öffentlichen Nutzens dagegen der [illegible] regierung überträgt. Demgemäß sollte die Kaiserliche [illegible] ordnung für Südwestafrika, durch die die Regelung des [illegible] und Abbauwesens inbezug auf Mineralien aller Art der [illegible] keit der Bergbehörde in Windhuk nach den [illegible] Kolonialamts unterstellt ist, mit dem 1. [illegible] das Gebiet der Kolonialgesellschaft in Kraft treten.

[illegible] Kolonialgesellschaft [illegible] Sonderberechtigung [illegible] Ausschließlichkeit [illegible] Exemptionen [illegible] 1. [illegible] und [illegible] Schürfung [illegible] Staatsbe[illegible] [illegible]

die Kolonialgesellschaft überhaupt noch eigene Bergrechte besitzt oder nicht, für die praktische Behandlung der Sache von keiner entscheidenden Bedeutung ist. Der Zweck der Vertragspolitik des Staatssekretärs gegenüber der Gesellschaft war der, die Ausübung ihrer Bergrechte mit all ihren Folgen für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie und für die fiskalischen Interessen des Reichs auf alle Fälle aus der Hand einer naturgemäß nur ihrem materiellen Privatinteresse folgenden Gesellschaft in die Hand der Kolonialverwaltung zu verlegen. Wie notwendig diese Politik war und wie dankbar ihr Erfolg in Gestalt des Februar-April-Abkommens begrüßt werden mußte, darüber bedarf es keiner weiteren Worte. Selbstverständlich hätte die Kolonialgesellschaft nicht im Frühjahr 1908 auf die eigene Verwaltung und Ausübung ihrer Bergrechte verzichtet, wenn sie geahnt hätte, daß der Sommer desselben Jahres die Diamantenfunde bei Lüderitzbucht bringen würde. Aber jener hannoversche Bauer hätte auch nicht sein Stück Sandkiefern zur Anlegung eines Truppenübungsplatzes verkauft, wenn er gewußt hätte, daß bei den dazu erforderlichen Arbeiten der Hildesheimer Silberschatz gefunden werden würde. Trotzdem wäre aus Billigkeitsgründen nichts dagegen einzuwenden, daß der Kolonialgesellschaft, nachdem sie sich einmal durch jenen Vertrag des Rechts auf eine eigene Abbaupolitik nach Auffindung der Diamanten begeben hatte, trotzdem nachträglich noch über ihr nunmehriges Pflichtteil hinaus ein angemessener Anteil an dem Ertrage der Ausbeute gewährt wurde. Nur dagegen muß Widerspruch erhoben werden, daß für ein solches nachträgliches, freiwilliges Zugeständnis der Regierung andere als Billigkeitsgründe vorliegen sollen. Das ist in keiner Weise der Fall. Bei der Bemessung des der Kolonialgesellschaft zuzubilligenden Anteils mußte auf der einen Seite die Erwägung maßgebend sein, daß die Gesellschaft nur in Unkenntnis der vorhandenen Schätze auf ihr selbständiges Verfügungsrecht verzichtet hatte, auf der anderen Seite aber die ebenso zweifelsfreie, schwerwiegende Tatsache, daß sie seit 20 Jahren nicht die geringsten Leistungen mehr für die Kosten der Sicherung, Verwaltung und Aufschließung der Kolonie aufzuweisen hatte — eben jene Dinge, um deretwillen sie einstmals ihre Rechte vom Reich bestätigt erhalten hatte. Namentlich aber giebt jene Sonderberechtigungs-Klausel des § 8 einen Fingerzeig dafür, daß von vorneherein zwar beabsichtigt war, die Möglichkeit nachträglicher Zuwendungen und Entschädigungen offenzuhalten, sie aber gleichzeitig im voraus zu limitiren.

Im Mai 1908 erfolgten nun die ersten Diamantenfunde bei Colmanskop in der Namib, ca. 18 km westlich von Lüderitzbucht, unmittelbar an der Bahnlinie nach Keetmanshoop. Zunächst erregten die Nachrichten hierüber keinen großen Aufruhr. Selbst in Windhuk war man noch längere Zeit nachher ungläubig, und auch der Staatssekretär selbst sowie sein Begleiter Dr. Rathenau äußerten sich nach ihrem Besuch auf den Diamantfeldern im Juli 1908 verschiedenen südwestafrikanischen Persönlichkeiten gegenüber über die Ergiebigkeit und Zukunft der Funde ziemlich skeptisch.

In Lüderitzbucht selbst hatte man dagegen von Anfang an Vertrauen zur Sache, und verschiedene Gruppen, unter denen zuerst die als Stauch, Colmanskop, Schmidt und Weiß bezeichneten hervortraten, belegten bis zum September 1908 etwa $^2/_5$ des zunächst als diamanthaltig angesehenen Gebiets. Ein weiterer Teil entfiel auf den sogenannten Regierungsblock, eine jener Flächen, die sich die Regierung von der Kolonialgesellschaft als Entgelt für die Wertsteigerung des Gesellschaftsbesitzes durch den Bahnbau nach Keetmanshoop mit allen Rechten hatte abtreten lassen, sowie auf die Schürffelder, die das Gouvernement im Gebiet der Kolonialgesellschaft alsbald für sich belegt hatte. Auf dem Rest des diamantenführenden Strichs, der insgesamt etwa ebensoviel wie die Gebiete der vier obengenannten Gruppen zusammengenommen betrug, befanden sich die Schürfrechte noch im eigenen Besitz der Kolonialgesellschaft. Hier muß aber gleich vorausgenommen werden, daß die späteren Untersuchungen allmählich eine sehr viel größere Ausdehnung des Diamantenvorkommens nach Norden und Süden, bis nahe an die Walfischbai und bis gegen den Oranjefluß, festgestellt haben. Wäre es, wie man ursprünglich glaubte, dabei geblieben, daß nur ein räumlich ganz beschränkter Gürtel im Umkreis um Lüderitzbucht die Diamanten enthielt, so wäre die Verteilung der Abbaurechte zwischen Kolonialgesellschaft und sonstigen Interessenten von vornherein anders zu beurteilen gewesen, als es jetzt der Fall ist.

Von dem Zeitpunkt an, wo sich die wachsende Bedeutung der Lüderitzbuchter Diamantenlager herausstellte, war natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß nach dem Februar/April-Vertrag zum 1. Oktober des damals laufenden Jahres die Kaiserliche Bergordnung Gültigkeit auch für das Diamantengebiet erhalten sollte. Demgemäß erwartete man, daß zu jenem Termin bezüglich des Erwerbs von Schürfscheinen, des Belegens von Schürffeldern und der Umwandlung von Schürffeldern in Bergbaufelder die Bestimmungen der Bergordnung allein noch angewendet werden würden.

Am 12. September traf der Staatssekretär wieder in Berlin ein. Bereits am 22. September war es der Kolonialgesellschaft gelungen, eine Reichskanzlerverfügung durch den Staatssekretär zu erwirken, wodurch die Schürffreiheit in den noch nicht rechtsgültig belegten Teilen des ganzen Gebiets, in dem man mit der Möglichkeit von Diamantvorkommen rechnete, gesperrt wurde, und zwar nicht nur der Strich rund um Lüderitzbucht, sondern gleich ganze 30000 qkm, vom Oranjefluß bis zum 26. Grade südlicher Breite, und von der Meeresküste 100 km landeinwärts. Die für den 1. Oktober zu erwartende Schürffreiheit wurde dabei im voraus nicht schlechthin, *sondern nur zugunsten der Kolonialgesellschaft aufgehoben*, d. h. es *wurde der Kern des Abkommens zwischen dem Kolonialamt und der Gesellschaft, durch das die letztere zum 1. Oktober 1908 auf ihr Vorrecht innerhalb ihres Landgebietes verzichten sollte, für den bei weitem wichtigsten Teil des Gesellschaftsgebiets anulliert*,

bevor es in **Kraft getreten** war. Man darf annehmen, daß die Regierung dabei den Zweck verfolgen wollte, einer weiteren Zersplitterung der Diamantenausbeute und damit der Gefahr fremden Einflusses und eventueller Schleuderpreise für die südwestafrikanischen Diamanten entgegen zu treten. In der **Reichskanzlerverfügung fehlt indessen ein verpflichtender Hinweis auf dieses Motiv**, und so ergab sich aus ihr ein **tatsächliches Privileg für die Kolonialgesellschaft.** Außerdem erhob sich sofort die Frage:

1. wie dieses Vorgehen des Kolonialamts mit dem Sinn des § 8 des Februar-April-Vertrages zu vereinigen sei, wonach Sonderberechtigungen nur bis zum Höchstmaß von 80 Hektaren gewährt werden sollten, also 0,8 □km statt praktisch gewährten 30000 □km, und 2. ob dann das vom Kolonialamt verfolgte Ziel nicht auch ohne eine so ungeheure Begünstigung der Kolonialgesellschaft erreicht werden können?

Bis zum 1. Oktober 1908 besaß die Kolonialgesellschaft die ausschließlichen Bergrechte innerhalb ihres ganzen Gebiets. Sie benutzte diese Sachlage, um vor Einführung der kaiserlichen Bergordnung (und bevor sie ihren großen Erfolg durch die Reichskanzlerverfügung vom 22. September erreichte), noch besondere Vorteile für sich zu erzielen. Gegen eine dauernde erhöhte Bergwerksabgabe von 5 % statt 2 % wandelte sie den noch vor dem 1. Oktober gegründeten 4 Diamantgesellschaften (Stauch, Colmanskop, Weiß und Schmidt) die ganzen von ihnen belegten Schürffelder in Bergbaufelder um. Das Schürffeld der Kolonialgesellschaft war kreisförmig und umfaßte eine Fläche von 314 ha; das normale Regierungsbergbaufeld dagegen, das dem Schürfer als solches überwiesen wurde, nachdem er innerhalb des Schürfkreises fündig geworden war, umfaßte nur $2^1/_2$ ha. Den Vorteil, den die vor dem 1. Oktober und vor der Reichskanzlerverfügung vom 22. September konstituierten Diamantengesellschaften auf diese Weise erzielten, war daher ein sehr großer, denn die vorzugsweise diamantenhaltigen Stellen im Sande der Namib bei Lüderitzbucht zerstreuen sich über weite Flächen und die Wahrscheinlichkeit ist groß, auf 314 ha nicht nur ein reiches Ausbeutungsfeld, sondern eine ganze Anzahl solcher zu finden.

Außer jenen 4 Gesellschaften hatte eine große Anzahl einzelner Personen auf Grund von Schürfscheinen, die sie vor der Sperre vom 22. September bei der Kolonialgesellschaft gelöst hatten, Schürffelder von 314 ha Inhalt belegt. In diesen Schürfscheinen brach bald eine starke Spekulation aus. Viele Landesangehörige in Südwestafrika erwarben solche Scheine zu hohen Preisen in der Erwartung, daß ihnen dieselbe Vergünstigung der Umwandlung des vollen Schürffeldes von 314 ha in ein Bergbaufeld von demselbem Umfang gewährt werden würde. Nach dem 1. Oktober 1908 hatte aber nicht mehr die Kolonialgesellschaft, sondern die kaiserliche Bergbehörde die Umwandlung vorzunehmen, denn mit Ausnahme jener tatsächlichen Erteilung des Diamantenmonopols an die Kolonialgesell-

statt für das noch unbelegte diamantenhaltige Gebiet war das [illegible] betreffend Uebergang des Bergrechts von der Gesellschaft auf die [illegible] zum 1. Oktober 1908 in Kraft geblieben. Die Deputation der [illegible] afrikanischen Diamanteninteressenten, die im Februar und März [illegible] in Berlin war, verfolgte hauptsächlich das Ziel, die Gewährung des [illegible] Bergbaufeldes und außerdem noch die Anerkennung der unre[illegible] Belegung von Schürffeldern seitens des Kolonialamts zu erreichen. Die unregelmäßige Belegung hatte dadurch stattgefunden, daß bei der [illegible] förmigen Gestalt der Schürffelder zwischen den einzelnen Kreisen, die sich nirgends schneiden, sondern nur berühren durften, unausgenutzte [illegible] zurückblieben. Auf Anfrage der Interessenten, wie sie diesem [illegible] begegnen sollten, hatte ihnen die Vertretung der Kolonialgesellschaft in Lüderitzbucht den Rat gegeben, sie sollten ruhig die Schürfkreise so [illegible], daß sie sich zwar gegenseitig überschnitten, aber darum keine leeren [illegible] zwischen ihnen blieben. Später aber wurde sowohl von der [illegible] der Gesellschaft als auch von seiten der Bergbehörde dieses [illegible] angefochten, und es drohte daher einem großen Teil der Interessenten die Gefahr, daß ihre ganzen Schürffelder für ungültig erklärt würden. [illegible] Die Forderung der Lüderitzbuchter fand sowohl in Beziehung auf die Größe der Abbaufelder als auch in der Frage der Gültigkeit der sich [illegible] schneidenden Schürfkreise beim Kolonialamt Entgegenkommen, [illegible] aber Fiskus und Kolonialgesellschaft zu befragen, daß sowohl die [illegible] der kleineren Interessenten als auch die vier alten Gesellschaften [illegible] einer bedeutenden Erhöhung ihrer Abgaben an die Kolonialgesellschaft und an den Fiskus verstehen sollten. In diesem Sinne, d. h. zum [illegible] Vorteil der kleineren Interessenten, des Fiskus und der Kolonialgesellschaft, ist die Einigung alsdann erzielt, nach dem [illegible] Grundsatz von [illegible] und [illegible].

Das Ueberhandnehmen der ungesunden Spekulation, die [illegible] immer weiterer ausländischer Beteiligung und der [illegible] Erträgen für den Fiskus [illegible] im Kolonialamt die [illegible] vom 26. Januar 1909. [illegible]

1. [illegible]

2. [illegible]

[illegible]

Die Wirkung dieser Regierungsmaßnahmen im Schutzgebiet war folgende.

1. Mißstimmung wegen des Ausfuhrzolls von 10 Mark, der die geringeren Steine unverwertbar machte. In diesem Punkt ist, wie gesagt, durch die Aenderung des Zolls Abhilfe geschafft worden.

2. Starke Erregung durch die tatsächliche Bevorzugung der in Deutschland ansässigen, ihre Gewinne nach Deutschland ziehenden Kolonialgesellschaft. Die Südwestafrikaner hatten gehofft, als das Abkommen der Regierung mit der Kolonialgesellschaft vom April 1908 veröffentlicht wurde, daß sie vom 1. Oktober 1908 an Schürffreiheit haben würden. Diese Aussicht wurde durch die Verfügung vom 22. September für das wichtigste Schürfobjekt zugunsten einer Gesellschaft wieder beseitigt, die in Südwestafrika zwar eine Vertretung unterhält, im übrigen aber von ihren Gewinnen der Kolonie wenig zugute kommen läßt.

Das Kolonialamt hat zum Zweck der Erhöhung der fiskalischen Einnahmen aus der Diamantengewinnung folgende Maßnahmen getroffen:

1. Erhebung eines Ausfuhrzolls im Betrage von $33^1/_3$ % vom Werte der exportierten Steine. Dieser Modus mußte gewählt werden, da eine eigentliche Besteuerung des Bergbaus zugunsten des Fiskus wegen des ausschließlichen Rechts der Kolonialgesellschaft auf die Bergwerksabgaben innerhalb ihres Gebiets nicht möglich war. An diesem Recht ist auch durch den Februar/April-Vertrag zwischen Kolonialamt und Gesellschaft nichts geändert worden.

2. Gegen die Zusage einer Aufrechterhaltung der Schürfsperre zugunsten der Kolonialgesellschaft auf zwei Jahre verpflichtete sich die Gesellschaft, die Bergwerksabgaben innerhalb ihres Gebiets von 2 % auf 10 % zu erhöhen und hiervon $6^2/_3$ % an den Fiskus abzuführen, während ihr selbst $3^1/_3$ % verbleiben.

3. Im Zusammenhang mit der Gewährung des großen statt des kleinen Bergbaufeldes gelang es, auch den vor dem 22. September 1908 gegründeten Gesellschaften die erhöhte Abgabe an die Kolonialgesellschaft, in der die fiskalische Beteiligung steckt, aufzuerlegen.

4. Außer der Sperrung der Schürffreiheit auf denjenigen Diamantenfeldern, die in dem sogenannten fiskalischen Block liegen, der seinerzeit beim Bau der Lüderitzbuchtbahn von der Kolonialgesellschaft an den Fiskus abgetreten wurde, sind von der Regierung noch besondere fiskalische Schürffelder belegt worden. Für diesen Regierungsbesitz an Diamantfeldern ist eine Pachtgesellschaft gegründet worden, von der der Fiskus verhältnismäßig sehr hohe Einkünfte bezieht.

Die Gesamtbelastung des Diamantenhandels stellt sich daher im Augenblick so, daß erstens $33^1/_3$ % Ausfuhrzoll erhoben werden, zweitens 10 % Förderungsabgabe, teils zugunsten des Fiskus, teils zugunsten der Kolonialgesellschaft, und drittens 5 % Abgabe an die deutsche Kolonial- bezw. die von dieser gegründete deutsche Diamantengesellschaft (für das Zugeständnis

der Umwandlung der vollen Schurffelder in Bergbaufelder. [illegible] wird allem zuvor die Abgabe von 5 % für die „[illegible]" der [illegible] schaft zu erheben. Zur Illustration möge nachstehend die [illegible] behördlichen Rechnung der Diamantenregie für einen Käufer von [illegible] gefundenen Diamanten dienen.

„. . . . . . . ein Paket, enthaltend 5,[illegible] Gramm [illegible] dem Käufer, können dieselben gegen Zahlung des [illegible] sämtlicher Förderungsabgaben ausgeliefert. Es sind zu zahlen [illegible]

[illegible] im Werte von		718 [illegible]
5 [illegible] Verwaltungsgebühren lt. § 4 der [illegible] vom 25. 2. [illegible]		[illegible]
Von dem Restbetrag		[illegible]
33⅓ [illegible] Zoll	227,56 M	
[illegible] Förderungsabgabe a. d. [illegible]	15,17 „	
33⅓ [illegible] Förderungsabgabe a. Dt. Kol. Ges.	22,73 „	
5 [illegible] Förderungsabgabe a. Dt. Diamant-Ges.	[illegible] „	[illegible]
	[illegible]	
plus 5 %	[illegible] „	
Sa.	305,56 M.	

Die Gesamtabgaben für das Paket [illegible] im [illegible] 718 Mark belaufen sich also auf 305,56 Mark mehr als [illegible]

[illegible] Aufsichtsrats vom 15. Januar 1910 eine formelle Erklärung [illegible], „daß nichts von der durch die Regie vereinnahmten [illegible] den Anteilseignern (scil. der Regiegesellschaft) zu gute [illegible]. Sie finde vielmehr „ausschließlich für die Interessenten [illegible]", und zwar durch Rücklagen für später eventuell ungünstige [illegible] auf dem Diamantenmarkt. An diese Erklärung wird man [illegible] bis auf Weiteres zu halten haben.

[illegible] Hauptbeschwerde der Südwestafrikaner ist aber nicht die Regie, [illegible] die Bevorzugung der Kolonialgesellschaft zuungunsten [illegible] und der Landeseingesessenen. Sie sagen, es sei zwar richtig, [illegible] Kolonialverwaltung die Einnahmen aus den Diamantabgaben für [illegible] innerhalb der Kolonie verwende, aber die Privilegierung [illegible] Kolonialgesellschaft bringe es zuwege, daß verhältnismäßig große [illegible] die andernfalls der Kapitalsbildung und der allgemeinen Förderung [illegible] Verhältnisse in der Kolonie selbst dienen würden, nicht [illegible], sondern dem heimischen Großkapital zugeführt würden. Sie [illegible] geltend, daß kein ersichtlicher Grund für die Bevorzugung der [illegible] bestanden habe. Die Gesellschaft selbst habe mit der [illegible] gerechnet, daß zum 1. Oktober 1908 die Verwaltung ihrer Berg[illegible] den Fiskus übergehen und die Kaiserliche Bergordnung alsdann [illegible] ganzes Gebiet Geltung erhalten würde. Die Sperrverfügung zu[illegible] der Kolonialgesellschaft sei erfolgt, ohne daß ein ersichtlicher, recht[illegible] moralischer Grund vorgelegen habe, die Gesellschaft in diesem [illegible] Umfange zu bedenken. Man würde es billig finden, [illegible] sozusagen ein anständiges Schmerzensgeld für den infolge des [illegible] Vertrages entgangenen Gewinn an den hinterher aufge[illegible] Diamanten gezahlt würde, aber es sei ungerechtfertigt, ihr das, [illegible] keinen Anspruch mehr hatte, gegen eine so geringe Gegenleistung [illegible] Beteiligung des Fiskus an den erhöhten Förderungsabgaben, ein[illegible]".

[illegible] Vorwurf gegenüber müßte zunächst untersucht werden, wie [illegible] Gewinne aus der Diamantenproduktion in der Tat nach Süd[illegible] und wie weit sie an das Großkapital in Deutschland fallen. [illegible] ist zuzugeben, daß es sich in Deutschland hierbei fast [illegible] kapitalistische Interessen handelt. Die Anteile der Deutschen [illegible] befinden sich ganz überwiegend im Besitz ursprünglich [illegible] Magnaten und Bankkreise, und auch die Deutsche [illegible], die von der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründete [illegible] zur Ausbeute ihrer Felder, an der sie selbst $^4/_5$ Anteil hat, [illegible] gar großkapitalistisch. Nun findet sich in der Denkschrift [illegible] vom 6. Januar 1910 eine Berechnung, wonach die [illegible] der Gesellschaften mit überwiegender Schutzgebiets[illegible] größer sei, als die der Gesellschaften mit überwiegender [illegible]. Gegen diese Berechnung ist in dem dritten aus Keet-

schaft für das noch unbelegte diamantenhaltige Gebiet war das Abkommen betreffend Uebergang des Bergrechts von der Gesellschaft auf die Regierung zum 1. Oktober 1908 in Kraft geblieben. Die Deputation der [illegible] afrikanischen Diamanteninteressenten, die im Februar und März [illegible] in Berlin war, verfolgte hauptsächlich das Ziel, die Gewährung des [illegible] Bergbaufeldes und außerdem noch die Anerkennung der unregel[illegible] Belegung von Schürffeldern seitens des Kolonialamts zu erreichen. Die unregelmäßige Belegung hatte dadurch stattgefunden, daß bei der [illegible] förmigen Gestalt der Schürffelder zwischen den einzelnen Kreisen, die [illegible] nirgends schneiden, sondern nur berühren durften, unausgenutzte [illegible] zurückblieben. Auf Anfrage der Interessenten, wie sie diesem Mißstande begegnen sollten, hatte ihnen die Vertretung der Kolonialgesellschaft in Lüderitzbucht den Rat gegeben, sie sollten ruhig die Schürfkreise so [illegible] daß sie sich zwar gegenseitig überschnitten, aber darauf keine leeren [illegible] zwischen ihnen blieben. Später aber wurde sowohl von der Direktion der Gesellschaft als auch von seiten der Bergbehörde dieses [illegible] beanstandet, und es drohte daher einem großen Teil der Interessenten die Gefahr, daß ihre ganzen Schürffelder für ungültig erklärt würden. [illegible] Die Abordnung der Lüderitzbuchter fand sowohl in Beziehung auf die Größe der Abbaufelder als auch in der Frage der Gültigkeit der sich [illegible] schneidenden Schürfkreise beim Kolonialamt Entgegenkommen, [illegible] aber Fiskus und Kolonialgesellschaft zu bedingen, daß sowohl die [illegible] der kleineren Interessenten als auch die vier alten Gesellschaften [illegible] einer bedeutenden Erhöhung ihrer Abgaben an die Kolonialgesellschaft und an den Fiskus verstehen sollten. In diesem Sinne, d. h. zum [illegible] Vorteil der kleineren Interessenten, des Fiskus und der Kolonialgesellschaft, ist die Einigung alsdann erfolgt, nach dem [illegible] Grundsatz von Leistung und Gegenleistung.

Das Ueberhandnehmen der ungesunden Spekulation, die [illegible] immer weiteres ausdehnender Beteiligung und der [illegible] mit [illegible] Erträgen für den Fiskus [illegible] im Kolonialamt die [illegible] Verordnung vom 26. Januar [illegible]. Diese besagt im wesentlichen [illegible]

1. [illegible]

2. [illegible]

[illegible]

Die Wirkung dieser Regierungsmaßnahmen im Schutzgebiet war [illegible]:

1. [illegible]stimmung wegen des Ausfuhrzolls von 10 Mark, der die [illegible] Steine unverwertbar machte. In diesem Punkt ist, wie gesagt, [illegible] Änderung des Zolls Abhilfe geschafft worden.

2. Starke Erregung durch die tatsächliche Bevorzugung der in Deutsch-[illegible]ässigen, ihre Gewinne nach Deutschland ziehenden Kolonialgesell-[illegible] Die Südwestafrikaner hatten gehofft, als das Abkommen der [illegible] mit der Kolonialgesellschaft vom April 1908 veröffentlicht wurde, [illegible] vom 1. Oktober 1908 an Schürffreiheit haben würden. Diese [illegible] wurde durch die Verfügung vom 22. September für das wichtigste [illegible] zugunsten einer Gesellschaft wieder beseitigt, die in Südwest-[illegible] eine Vertretung unterhält, im übrigen aber von ihren Gewinnen [illegible] Kolonie wenig zugute kommen läßt.

Das Kolonialamt hat zum Zweck der Erhöhung der fiskalischen Ein-[illegible] aus der Diamantengewinnung folgende Maßnahmen getroffen:

1. Erhebung eines Ausfuhrzolls im Betrage von $33^1/_3$ % vom [illegible] der exportierten Steine. Dieser Modus mußte gewählt werden, da [illegible]liche Besteuerung des Bergbaus zugunsten des Fiskus wegen des [illegible] Rechts der Kolonialgesellschaft auf die Bergwerksabgaben [illegible] ihres Gebiets nicht möglich war. An diesem Recht ist auch [illegible] Februar April Vertrag zwischen Kolonialamt und Gesellschaft nichts [illegible] worden.

2. Gegen die Zusage einer Aufrechterhaltung der Schürfsperre zugunsten [illegible] Kolonialgesellschaft auf zwei Jahre verpflichtete sich die Gesellschaft, die [illegible]abgaben innerhalb ihres Gebiets von 2 % auf 10 % zu er-[illegible] und hiervon $6^2/_3$ % an den Fiskus abzuführen, während ihr selbst [illegible] verbleiben.

3. Im Zusammenhang mit der Gewährung des großen statt des [illegible] Bergbaufeldes gelang es, auch den vor dem 22. September 1908 [illegible] Gesellschaften die erhöhte Abgabe an die Kolonialgesellschaft, [illegible] die fiskalische Beteiligung steckt, aufzuerlegen.

4. Außer der Sperrung der Schürffreiheit auf denjenigen Diamanten-[illegible] die in dem sogenannten fiskalischen Block liegen, der seinerzeit beim [illegible] Lüderitzbuchtbahn von der Kolonialgesellschaft an den Fiskus ab-[illegible] wurde, sind von der Regierung noch besondere fiskalische Schürf-[illegible] werden. Für diesen Regierungsbesitz an Diamantfeldern ist [illegible]schaft gegründet worden, von der der Fiskus verhältnismäßig [illegible] Einkünfte bezieht.

Die Gesamtbelastung des Diamantenhandels stellt sich daher im Augen-[illegible] erstens $33^1/_3$ % Ausfuhrzoll erhoben werden, zweitens 10 % [illegible]abgabe, teils zugunsten des Fiskus, teils zugunsten der Kolonial-[illegible], und drittens 5 % Abgabe an die deutsche Kolonial- bezw. die [illegible] gegründete deutsche Diamantengesellschaft (für das Zugeständnis

der Umwandlung der vollen Schürffelder in Bergbaufelder. [illegible] und allem zuvor die Abgabe von 5 % für die „Ablösung" der [illegible] schaft ist erhoben. Zur Illustration möge nachstehend die [illegible] beliebigen Rechnung der Diamantenträge für einen Käufer von [illegible] aufklarierten Diamanten dienen.

„. . . . . . ein Paket, enthaltend 5,8986 Gramm Rohdiamanten [illegible] dem Auftrage, Ihnen dasselbe gegen Zahlung des Zuschlagsbetrages [illegible] sonstiger Förderungsabgaben auszuliefern. Es sind zu zahlen [illegible]

[illegible] im Werte von		71[illegible]
5 [illegible] Verwaltungsgebühren lt. § 4 der [illegible] vom 25. 2. 0[illegible]		[illegible]
Von dem Verkleb		[illegible]
33 [illegible] Zoll	227,[illegible] M.	
[illegible] Förderungsabgabe a. d. [illegible]	45,47 „	
[illegible] Förderungsabgabe a. Dt. Kol. Ges.	22,7[illegible] „	
5 [illegible] Förderungsabgabe a. Dt. Diamant-Ges.	[illegible] „	[illegible]
	[illegible] M.	
[illegible] 5 %	[illegible] „	
Sa.	305,36 M.	

Die Gesamtabgaben für das Paket Rohdiamanten im Werte von 71[illegible] Mark belaufen sich also auf 305,36 Mark, mehr als [illegible] [illegible]

Sitzung ihres Aufsichtsrats vom 15. Januar 1910 eine formelle Erklärung entgegengestellt, „daß nichts von der durch die Regie vereinnahmten Provision den Anteilseignern (scil. der Regiegesellschaft) zu gute kommt". Sie finde vielmehr „ausschließlich für die Interessenten Verwendung", und zwar durch Rücklagen für später eventuell ungünstige Konjunkturen auf dem Diamantenmarkt. An diese Erklärung wird man sich jedenfalls bis auf Weiteres zu halten haben.

Die Hauptbeschwerde der Südwestafrikaner ist aber nicht die Regiefrage, sondern die Bevorzugung der Kolonialgesellschaft zuungunsten des Landes und der Landeseingesessenen. Sie sagen, es sei zwar richtig, daß die Kolonialverwaltung die Einnahmen aus den Diamantabgaben für Eisenbahnbauten innerhalb der Kolonie verwende, aber die Privilegierung der Kolonialgesellschaft bringe es zuwege, daß verhältnismäßig große Summen, die anderenfalls der Kapitalsbildung und der allgemeinen Förderung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Kolonie selbst dienen würden, nicht dem Lande, sondern dem heimischen Großkapital zugeführt würden. Sie machen ferner geltend, daß kein ersichtlicher Grund für die Bevorzugung der Kolonialgesellschaft bestanden habe. Die Gesellschaft selbst habe mit der Aussicht gerechnet, daß zum 1. Oktober 1908 die Verwaltung ihrer Bergrechte auf den Fiskus übergehen und die Kaiserliche Bergordnung alsdann für ihr ganzes Gebiet Geltung erhalten würde. Die Sperrverfügung zugunsten der Kolonialgesellschaft sei erfolgt, ohne daß ein ersichtlicher, rechtlicher oder moralischer Grund vorgelegen habe, die Gesellschaft in diesem außerordentlichen Umfange zu bedenken. Man würde es billig finden, wenn ihr sozusagen ein anständiges Schmerzensgeld für den infolge des Februar/April-Vertrages entgangenen Gewinn an den hinterher aufgefundenen Diamanten gezahlt würde, aber es sei ungerechtfertigt, ihr das, worauf sie keinen Anspruch mehr hatte, gegen eine so geringe Gegenleistung wie die Beteiligung des Fiskus an den erhöhten Förderungsabgaben, einfach „zurückzuschenken".

Diesem Vorwurf gegenüber müßte zunächst untersucht werden, wie weit die Gewinne aus der Diamantenproduktion in der Tat nach Südwestafrika und wie weit sie an das Großkapital in Deutschland fallen. Von vornherein ist zuzugeben, daß es sich in Deutschland hierbei fast ganz um großkapitalistische Interessen handelt. Die Anteile der Deutschen Kolonialgesellschaft befinden sich ganz überwiegend im Besitz ursprünglich kolonial interessierter Magnaten und Bankkreise, und auch die Deutsche Diamantgesellschaft, die von der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründete Organisation zur Ausbeute ihrer Felder, an der sie selbst $^4/_5$ Anteil hat, ist ganz und gar großkapitalistisch. Nun findet sich in der Denkschrift des Reichskolonialamts vom 6. Januar 1910 eine Berechnung, wonach die Diamantförderung der Gesellschaften mit überwiegender Schutzgebietsbeteiligung erheblich größer sei, als die der Gesellschaften mit überwiegender Heimatsbeteiligung. Gegen diese Berechnung ist in dem dritten aus Keet-

manshoop stammenden Telegramm der Südwestafrikaner Einspruch erhoben worden, und in der Tat lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Tabelle der Denkschrift, daß hier offenbar irrtümlicherweise entstandene, aber doch schwerwiegende Ungenauigkeiten vorhanden sind, deren Richtigstellung geeignet ist, das in der Denkschrift gegebene Bild teilweise ins Gegenteil zu verkehren. Es geht z. B. schon nicht an, den Ertrag der fiskalischen Felder einfach dem der „Gesellschaften mit überwiegender Schutzgebietsbeteiligung" zuzurechnen, denn der Fiskus ist eine Sache für sich und könnte höchstens als dritte Sondergruppe in Betracht kommen. Weiter ist es nicht berechtigt, die „Koloniale Bergbaugesellschaft", auf die bisher allein gegen $^2/_5$ der gesamten südwestafrikanischen Diamantproduktion entfallen, einfach den Schutzgebietsgesellschaften zuzurechnen, denn der größte Teil ihrer Anteile befindet sich nicht in Südwestafrika, sondern in Deutschland, und von den Anteilseignern in Südwestafrika ist es mindestens zum Teil gleichfalls zweifelhaft, ob ihre vorübergehende Anwesenheit in der Kolonie dazu berechtigt, sie als koloniale Interessenten zu bezeichnen. Dazu würde doch eine wirkliche Ansässigkeit drüben gehören, die hier nicht recht vorliegt. Schließlich aber leidet die ganze Berechnung der Denkschrift an dem erheblichen Mangel, daß gar keine Rücksicht darauf genommen ist, wann alle die aufgeführten 14 Gesellschaften zu arbeiten angefangen haben. Eine Berücksichtigung dieser sehr wichtigen Frage würde ergeben, daß sich das Gesamtbild der Produktion und der aus ihr fließenden Gewinne noch mehr auf die Seite der nicht in der Kolonie befindlichen Interessenten verschiebt.

Für die objektive Würdigung sowohl der südwestafrikanischen Wünsche als auch des Standpunkts des Staatssekretärs müssen zwei verschiedene Dinge auseinandergehalten werden. Das eine ist die technische Organisation der gesamten Diamantenausbeute, die Preispolitik, die Maßnahmen gegenüber der englisch-südafrikanischen Konkurrenz, die fiskalischen Resultate und was sonst noch in diese Richtung gehört — das andere ist die Frage, ob und wieweit es ohne Verletzung von Rücksichten des Rechts und der Billigkeit möglich gewesen wäre, bei dieser Organisation des Diamantenproblems eine breitere Basis für die koloniale Gewinnbeteiligung zu schaffen, als sie in der mehr zufälligen Belegung eines Teils der Diamantenregion durch einige Schutzgebietsangehörige noch vor dem Eintreten der die Kolonialgesellschaft privilegierenden Sperre vorhanden war. Der Staatssekretär hat geltend gemacht, daß erstens der Kolonialgesellschaft gegenüber Treu und Glauben gehalten werden müsse und das zweitens — vielleicht der maßgebende Gesichtspunkt — das deutsche Großkapital in Bezug auf koloniale Anlagen nicht vergrämt werden dürfe. Die Südwestafrikaner antworten darauf, daß ad 1 für die Kolonialgesellschaft mit Rücksicht auf die oben entwickelte Sachlage auch geringere Zugeständnisse ausreichend gewesen wären und daß ad 2 neben der Rücksicht auf das Großkapital, wie gesagt eben auch die Rücksicht auf die Vermehrung der Kapitalsbildung in der Kolonie einen gleichen Anspruch auf Befolgung haben. Namentlich wird von südwestafrikanischer Seite

betont, daß die Gegenleistungen der Kolonialgesellschaft in gar keinem Verhältnis zu dem ungeheuren Zugeständnis der Kolonialverwaltung an die Gesellschaft sich befänden, wonach dieser das ganze Gebiet zwischen dem Oranjefluß und dem sechsundzwanzigsten Grad südlicher Breite trotz des Februar-April-Vertrages und seines § 8 zur Verfügung gestellt worden sei. Man sagt weiter, daß diese Konzession der Regierung an die Gesellschaft dadurch, daß sich ja diamanthaltiges Gebiet nachträglich nicht nur unmittelbar bei Lüderitzbucht, sondern in noch sehr viel größerer Ausdehnung zwischen den eben bezeichneten Grenzen vorgefunden habe, noch sehr viel größer geworden sei, als ursprünglich schien. Zwar mit Recht betone der Staatssekretär, daß nicht die Diamanten, sondern die Farmwirtschaft das Rückgrad der Kolonie sei. Aber gerade die Farmwirtschaft werde einen zweifellosen Vorteil davon haben, wenn größere Mengen von Kapital aus den Diamantengewinnen im Lande selbst verblieben. Die Vorstellung, als ob der größte Teil der dortigen Diamanteninteressenten nur darauf warte, bis sie reich genug geworden seien, um dann als Rentiers nach Deutschland zurückzukehren — sie ist gelegentlich in der Diskussion auch geäußert worden — ist allerdings vollkommen irrig. Wer einmal in Südwestafrika ist, und vollends wem es dort halbwegs geglückt ist, der bleibt dort, weil er das Land und das Leben darin lieb gewonnen hat. Das kann ich aus schmerzlicher eigener und noch vielfacher anderer Erfahrung bezeugen.

Jetzt nun ist die ganze südwestafrikanische Diamantenfrage dadurch in ein neues Stadium getreten, daß das Lüderitzbuchter Gericht die unerwartete Entscheidung gefällt hat, die Sperrverfügung vom 22. Dezember 1908 besitze gar nicht die vom Staatssekretär bei ihrem Erlaß beabsichtigte Wirkung, daß auf sie hin die Kolonialgesellschaft während der zwei Jahre, für die das Monopol zunächst erteilt war, dauernde Abbaurechte erwerben könne, vielmehr berechtige sie die Gesellschaft nur während des bezeichneten Zeitraums zum alleinigen Aufsuchen von Diamanten innerhalb des Monopolgebiets. Auf dieses Gerichtsurteil hat der Staatssekretär sofort mit Energie erklärt: es sei seine Absicht gewesen, der Gesellschaft die Möglichkeit zum Erwerb dauernder Rechte während der zwei Jahre zu geben. Die Sperrverfügung sollte sie in die Lage versetzen, das ihr reservierte Gebiet in Ruhe zu untersuchen, die Fundpunkte festzulegen und einen dauernden bis zum vollständigen Abbau der vorhandenen Vorräte führenden Betrieb auf ihnen zu organisieren. Hiergegen wenden sich nun die Südwestafrikaner mit besonderem Nachdruck. Sie machen geltend, daß der Staatssekretär sich in einer den Interessen der Kolonie widersprechenden Weise im voraus für die Kolonialgesellschaft festgelegt habe. Es wäre richtiger gewesen, meinen sie, zunächst das Urteil der letzten Instanz, des Obergerichts in Windhuk, abzuwarten, und wenn dieses, wie anzunehmen, in demselben Sinne ausfalle, wie das des Lüderitzbuchter Bezirksgerichts, so sei für die Regierung und das Land gegenüber der Kolonialgesellschaft

eine neue und neu zu beurteilende Lage geschaffen. Man wolle die Ge-
sellschaft nicht berauben, aber man möge die Gelegenheit benutzen, um nun-
mehr von ihr größere Vorteile für die Gesamtheit der Bevölkerung heraus-
zuholen. Die Gesellschaft müßte veranlaßt werden, in irgendeiner Form
den Einwohnern der Kolonie eine Mitbeteiligung an ihren erwarteten Ge-
winnen zu gewähren und noch mehr für das Gemeinwohl, für [illegible]
Zwecke, herzugeben. Auf der einen Seite sei die Lage der [illegible]
nach dem zu erwartenden Urteil des Obergerichts eine solche, daß [illegible]
einer entsprechenden Haltung des Kolonialamts zu bedeutenden [illegible]
nissen gezwungen werden könne, auf der anderen Seite handle es sich um
einen Gewinn der Gesellschaft, auf den sie nach dem Februar-April-Vertrag
von 1908 einen zwingenden Rechtsanspruch so wie so nicht [illegible]
für deren Erfüllung in vollem Umfange sie auch keinerlei [illegible]
Verdienste um die Entwicklung der Kolonie als moralisches Argument [illegible]
machen könne.'

Es wird zugegeben werden müssen, daß die Absicht der Kolonial-
verwaltung bei dem Februar-April-Vertrag darauf ging, die [illegible]
der Bergrechte durch die Kolonialgesellschaft der ausschließlichen [illegible]
auf deren eigene materielle Interessen zu entziehen und statt dessen die
Rechte durch den Staat im öffentlichen Interesse verwalten zu lassen.
Wären die Diamantfunde im Sommer 1908 nicht eingetreten, so würde die
Kaiserliche Verordnung zum 1. Oktober 1908 in Kraft gesetzt worden
und mit allen weiteren [illegible] auftauchenden bergbaulichen Funden [illegible]
nach dieser Verordnung verfahren worden. Die Schürfer hätten sich, [illegible]
fündig wurden, an die Bergbehörde in Windhuk gewandt und dort die
Verleihung der Abbaurechte beantragt und erhalten, während die
Kolonialgesellschaft [illegible]

[illegible]

Es wird wohl auch erlaubt sein, anzunehmen, daß die Demission des verdienten Gouverneurs von Schuckmann in nahem Zusammenhang mit den Ereignissen zu beurteilen ist. Gegen die Beamten in Südwestafrika hat der Staatssekretär den Vorwurf erhoben, daß die Disziplin unter ihnen gefährdet sei. Welche tatsächlichen Vorkommnisse dieser Beschuldigung zugrunde liegen, ist nicht bekannt gegeben worden, aber selbst wenn sie in dieser scharfen Form begründet sein sollte, so wird das für das Kolonialamt doch ein Grund mehr sein, zu überlegen, ob nicht eine Politik, die zu solchen Erscheinungen führt, selbstverständlich unter voller Wahrung und eventuell Wiederherstellung der notwendigen Autorität, in der Richtung geändert werden sollte, daß die Erregung sich legt und daß mindestens alle besonnenen und an führender Stelle befindlichen Elemente sich beruhigen. Unmöglich ist das nicht, und selbst wenn es für jemand anderes schwer möglich sein sollte, so wird es für eine Persönlichkeit von dem Organisationstalent und der fortreißenden Willenskraft des Staatssekretärs sicher ohne besondere Schwierigkeiten möglich sein. Ich kenne die Leute dort im großen und ganzen durch meinen mehr als dreijährigen Aufenthalt im Lande und durch die intensive Zusammenarbeit mit ihnen als Ansiedlungskommissar und Vorsitzender der Entschädigungskommission genügend, um für sie eintreten und bezeugen zu können, daß sich bei einigem Wohlwollen und bei geduldigem Eingehen auf die mancherlei Besonderheiten der südwestafrikanischen Verhältnisse mit ihnen durchaus im Guten auskommen läßt und daß sie für jedes wirkliche Interesse, das man ihren Wünschen und Bedürfnissen entgegenbringt, dankbar sind. Außerdem gibt es drüben jetzt schon genug Männer von solcher Bildung, solchem geschäftlichen Blick und Sinn für Allgemeininteressen, daß man in voller Aufrichtigkeit auch in schwierigeren Dingen mit ihnen zusammenarbeiten kann. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß es nur einer gewissen Rücksichtnahme auf die begreiflichen und auch meiner Ueberzeugung nach nicht durchweg unberechtigten Wünsche der Südwestafrikaner bedarf, um auch bei den meisten unter ihnen über dem gegenwärtigen Streit und der gegenwärtigen Erbitterung das volle Verständnis dafür emportauchen zu lassen, was unser gesamtes Kolonialwesen im übrigen dem Staatssekretär Dernburg verdankt. Paul Rohrbach.

Die Regierung, die Parteien, die Finanzen.

Ganz allmählich sind die Grundsätze, nach denen der vor einem halben Jahre ins Amt getretene Reichskanzler und Ministerpräsident die Regierung zu führen beabsichtigt, lange sorgsam zurückgehalten, jetzt zutage getreten und deutlich geworden. Die neue Regierung verzichtet darauf, es die Konservativen entgelten zu lassen, daß sie ihrer Vorgängerin in so gewaltsamer Weise das Konzept korrigiert, damit einen Reichskanzler gestürzt und

den Block, der so kunstvoll zusammengefügt, mit soviel Jubel begrüßt wurde, gesprengt haben. Man nimmt die Lage, wie sie ist. Hat die Regierung auch sich dem Willen der Konservativen beugen müssen, so ist doch die Sanierung der Reichs-Finanzen vorläufig erreicht. Der Block ist zerschlagen, aber die Parteien, die ihn gebildet haben, bestehen doch noch und können sich von Fall zu Fall zu einer Mehrheit zusammenfinden. Findet sich diese Mehrheit nicht zusammen, so findet sich vielleicht eine andere, z. B. diejenige, die die Finanz-Reform gemacht hat, von Konservativen, Zentrum, Antisemiten, Polen. Das ist der Standpunkt, den die konservative Partei von Anfang an vertreten hat: wozu ein Block, eine dauernde Verbindung mit den Liberalen, die zu immer wiederholten Konzessionen an den Liberalismus hätte führen müssen? Kann man bald mit den Liberalen und bald mit dem Zentrum die Politik machen, so daß die Konservativen jedesmal dabei sind, so werden die konservativen Grundsätze im Staate stets die Oberhand behalten. Das ist für die Konservativen das denkbar Günstigste; aber auch für eine Regierung, die sich nicht auf den Konservativismus festlegen lassen will, ist ja die Lage, daß sie bald diese, bald jene Parteien heranzieht, wie Graf Caprivi es ausdrückte, die Majorität nimmt, wo sie sie findet, gar nicht so übel. Warum also soll sie eine Revanche-Politik gegen die Konservativen treiben, statt das Vergangene vergangen sein zu lassen und „in strenger Sachlichkeit und pflichtbewußter Staatsgesinnung“, wie es in der Thronrede heißt, ihre Vorlagen auszuarbeiten und sie den Volksvertretern zur Prüfung in derselben Gesinnung vorzulegen?

Es scheint mir keineswegs von vornherein unmöglich, daß man bei uns auf diese Weise eine Zeitlang regieren kann. Weshalb ich, ich kann nicht sagen, erwartet, aber doch gewünscht und gehofft habe, daß Herr v. Bethmann-Hollweg einen anderen Weg einschlagen würde, habe ich in unseren letzten Heften auseinandergesetzt. Es schien und scheint mir für die Autorität einer monarchischen Regierung wie der unsrigen in höchstem Grade abträglich, wenn sie sich eine Behandlung, wie sie ihr im vorigen Sommer durch die Konservativen zuteil geworden, ohne Wiedervergeltung gefallen läßt. Wir wissen nunmehr, daß der jetzige Herr Reichskanzler anders denkt. Er will seinen Vorgänger an den Konservativen nicht nur nicht rächen, er belohnt diese sogar für ihre Politik des Blockbruchs, denn die „strenge Sachlichkeit“, mit der regiert werden soll, ist, wie jede neue Aeußerung dieses oder jenes Ministers dartut, erfüllt von dem Geiste, der den Konservativen wohlgefällt.

Es fragt sich, wie die Wähler und wie die anderen Parteien sich nunmehr hierzu stellen werden: ob die weiten Kreise der Besten unseres Volkes, die der Block-Politik anhingen und das Verfahren der Konservativen bei der Steuer-Reform von Grund aus verdammten, zu einem Reichskanzler Vertrauen fassen werden, der die Konservativen zum Lohn für ihrem Blockbruch verhätschelt. Werden die Nationalliberalen und die Freisinnigen ihre Ausschaltung bei der Finanzreform mit dem Mantel der Liebe zudecken

und die Vorlage der Regierung mit demselben Wohlwollen prüfen, das sie ihr als Blockfreunde entgegenbrachten? Wird aber auch nur das Zentrum auf der anderen Seite damit zufrieden sein, daß man ihm als Lohn für die Bewilligung von 420 Millionen neuer Steuern, erlaubt, mit den anderen Parteien zu konkurrieren, wenn es sich um Bildung einer Majorität handelt?

Der Hauptsitz des Hakatismus ist bei den Nationalliberalen. Aber selbst diese Partei konnte ihre Sorge über die vom Regierungstisch vertretenen Grundsätze nicht unterdrücken und verlangte für die Zukunft gewisse Bürgschaften — die ihr nicht oder doch nur sehr verklausuliert zuteil wurden. Die Sorge der Nationalliberalen ist nicht ohne Grund. Befestigt sich, sei es jetzt, sei es später einmal, die Verbindung zwischen den Konservativen und dem Zentrum, so ist der schlechthin unvermeidliche Gegenzug der Nationalliberalen die Anknüpfung von Beziehungen zu den Sozialdemokraten. In Baden ist bereits ein generelles Bündnis zustande gekommen. In Norddeutschland ist ein solches gewiß noch vorläufig ausgeschlossen — keineswegs ausgeschlossen aber ist ein Zusammengehen in einzelnen Fällen. Nach dem Muster von Kattowitz müssen sich die Nationalliberalen darauf präparieren, daß die Beamten, die in einem solchen Falle ihrer Parole folgen, gemaßregelt werden. In Posen soll ja, wie die jüngsten Nachrichten lauten, schon dergleichen geschehen sein.

Nicht einmal die Konservativen haben das Verfahren der Regierung von ganzem Herzen gutgeheißen, denn erstens verwünschen viele von ihnen im Innern schon lange den ganzen Hakatismus, und zweitens ahnt es ihnen, daß das Zentrum bei der Wahl=Vorlage seine Rache nehmen könnte.

In der Natur moderner Regierungen mit öffentlichem Leben liegt es, daß ihre Tendenzen von Zeit zu Zeit wechseln. Es ist das kein Nachteil, sondern eine innere Notwendigkeit. Schlechthin unmöglich aber ist es, wenn in einem Beamtenstaat, wie dem unsrigen, der Grundsatz gelten soll, daß das gesamte Beamtentum den wechselnden Ansichten der Regierungen über das, was national oder nicht national ist, stets zu folgen und sich bei den Abstimmungen danach zu verhalten hat. Und wiederum, eine offene Opposition großer Teile des Beamtentums ist für die Regierung schwer erträglich. Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma ist die Abschaffung der öffentlichen Wahlen, die Einführung des geheimen Stimmrechtes. Man sollte meinen, daß der neue Minister=Präsident die neuen Partei=Kombinationen, die heraufziehen, und die Verlegenheit, die daraus für die Regierung entstehen muß, nicht verkennen könne und durch Einführung der geheimen Wahl vorbeugen werde. Ganz im Gegenteil hört man, daß bei der bevorstehenden Wahlreform in Preußen die Beibehaltung der öffentlichen Abstimmung vorgeschlagen werden soll. Da kommen wir auf denselben Schluß, wie schon oben: sollte das Zentrum oder die Nationalliberalen weich genug sein, sich das gefallen zu lassen, so hat Herr von Bethmann=Hollweg richtig gerechnet. Bleiben die Parteien aber stramm, so gehen wir unruhigen Zeiten entgegen. Das Zentrum schwankt offen=

bar noch: auf der einen Seite möchte es gar zu gern die neue Freundschaft mit den Konservativen zu einer Dauer-Verbindung ausbauen, auf der anderen ist ihm nach der Kattowitzer Erfahrung die Lust, diese Regierung weiter zu unterstützen, vergällt, und die grenzenlos ungeschickte Art, in der die Elsaß-Lothringsche Regierung den Bischöfen ihr Seelsorgerecht zu beschränken versucht hat (statt sich nur im Namen der Lehrerschaft die beleidigende Form zu verbitten), wird auch nicht gerade dazu beigetragen haben, die Stimmung im Zentrum zu verbessern. Aehnlich unsicher ist auch die Taktik der Nationalliberalen: werden sie die stolze, selbstbewußte Haltung, die sie mit der Ablehnung der Vizepräsidentenstelle im Reichstag eingenommen haben, behaupten, oder werden sie doch langsam in die Gefolgschaft der Konservativen herabgleiten?

Der Herr Reichskanzler würde vermutlich Verwahrung dagegen einlegen, wenn wir ihm dieses Herabführen der Nationalliberalen als sein Ziel imputierten: er würde erwidern, daß er alle Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten und der Polen als gleichberechtigt und gleich selbständig ansähe und von Fall zu Fall auf ihre Unterstützung rechne. Formell ist das ganz zutreffend, sachlich aber ist es die Anerkennung des Standpunkts der Konservativen. Denn die heutige Situation ist nicht loszulösen von der vorhergehenden, dem Block, der Reichsfinanzreform, dem Sturz des Fürsten Bülow, der Ausschaltung der Liberalen. Geben diese sich damit zufrieden, daß ihnen für die Behandlung, die ihnen zuteil geworden, keinerlei Genugtuung wird, daß das Gleichgewicht zwischen Konservatismus und Liberalismus, das nun einmal gestört ist, nicht wieder zurechtgerückt wird, so ist der tatsächliche Erfolg der Bethmannschen Politik, so wie wir ihn geschildert haben: die Nationalliberalen ein Anhängsel der Konservativen.

Um zu diesem Zustand zu gelangen, wenn er überhaupt erreichbar ist, ist Zeit notwendig; die Wunde, die die Liberalen empfangen haben, muß verharschen, der Schmerz etwas vergessen werden. Dem klugen Blick des Herrn Reichskanzlers ist das nicht entgangen; es ist deutlich, daß unsere ganze innere Politik auf Hinhalten und Zeitgewinnen eingestellt ist. Man fängt an, Herrn von Bethmann-Hollweg unsern Fabius Cunctator zu nennen. Wie die lange angekündigte Wahlreform aussehen soll, weiß die preußische Regierung immer noch nicht; an der Reform der Verwaltung wird gearbeitet; die Finanzen werden mit Provisorien und Anleihen über Wasser gehalten, und man darf wohl auch hinzufügen mit Fiktionen. Die Balanzierung des nächsten Etats ist aufgebaut auf die zu erwartende Steigerung der Eisenbahn-Einnahmen. Es ist richtig, daß wir wieder in eine Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs eingetreten sind, aber ob schon im laufenden Jahr der Aufschwung so ungeheuer sein wird, um die Erwartungen des Herrn Finanzministers zu erfüllen, das erscheint im höchsten Grade fraglich. Um nicht weniger als 10 % müßte der Verkehr sich steigern, wenn der Etat eingehalten werden soll.

In diesen „Jahrbüchern“ ist ja nun ein Mittel aufgezeigt worden, [illegible] ohne weiteres und ohne neue Steuern recht wesentlich auf[illegible], indem man nämlich die bestehenden Steuern richtiger veranlagt. [illegible] immer von neuem auf diesen Gegenstand zurückkommen. Nach [illegible] Berechnung sind es nicht weniger als, mindestens 120000000 M. [illegible] Vermögens- und Einkommensteuer, die dem preußischen Staate infolge [illegible] Veranlagung jährlich entgehen. Man hat diese Berechnung [illegible], aber Nachprüfungen, die von anderer Seite erfolgt sind, haben [illegible], daß sie eher zu gering, als zu hoch ist. Der Regierungsrat [illegible], ein Versicherungstechniker, hat in unserem vorigen Heft dargetan, [illegible] das Hauptstück der Kontrollrechnung, den Wert der Feuerver[illegible] nicht nur nicht zu hoch, sondern sogar, wie er sagt, sehr be[illegible] angesetzt habe, und von agrarischer Seite ist eine auf ganz neuer [illegible] aufgeführte Kontrollrechnung für das mobile Kapital aufgestellt [illegible], die meine Berechnungen abermals bestätigt und auf die ich etwas [illegible] eingehen möchte, nicht nur um dieser Bestätigung willen, sondern [illegible] einige Fehler, die dabei untergelaufen sind zu korrigieren. Ich gebe [illegible] dem Autor, Herrn Dr. W. Claaßen, berechneten Zahlen (für Preußen [illegible]) in ihren Hauptposten wieder, indem ich sie an den betreffenden [illegible] zugleich korrigiere.*)

An Hypotheken berechnet Claaßen 42 672 Mill. M. Diese Summe [illegible] zu hoch, da viele Hypotheken zurückgezahlt sind, ohne gelöscht [illegible]. Ich will nur ansetzen

	36 000	Millionen**)
[illegible]	5 160	„
Sparkassen-Einlagen	8 788	„
Genossenschafts-Einlagen	1 629	„
[illegible], $^1/_4$ des verstempelten Betrages***)	4 615	„
Öffentliche Anleihen	14 795	„
[illegible] zum Kurswert†)	12 000	„
[illegible]	2 220	„
[illegible]	850	„
[illegible]- und Genossenschafts-Anteile	2 512	„
Edelmetall	2 500	„
[illegible] Guthaben an ausländischen Werten††)	12 000	„
	Sa. 103 069	Millionen

*) [illegible] findet sich in den „Volkswirtschaftlichen Blättern“ (Verlag [illegible] Heymann, Berlin W. 8) Nr. 22 von 29. November 1909.

**) [illegible] Milliarden Hypotheken (eingeschlossen die Pfandbriefe) kann man [illegible] Rechnung kontrollieren. Die Feuerversicherung für Preußen [illegible] Immobilien (eingeschlossen das Versicherungsfähige, abgezogen die Ueber[illegible]) beträgt ca. 51 Milliarden ($^3/_5$ der Hälfte von 170. Vgl. Pr. [illegible] 156, S. 169.) Der ländliche und städtische Boden mit den Grund[illegible] hat einen Wert von einigen 40 Milliarden, Summa einige

Hiervon gehen ab als Besitz von nichtphysischen Personen und Doppelposten etwa 20 Milliarden.*)

Ferner geht ab das mobile Vermögen unter 6000 M., sowie sonst von der Vermögenssteuer befreite Vermögen, das sind allerhöchstens 6 Milliarden.**) Rechnen wir beide Posten zusammen zu 26 Milliarden, so ergibt sich, daß in Preußen an steuerpflichtigem mobilen Kapital vorhanden ist wenigstens 77 Milliarden.

Das gesamte steuerpflichtige Vermögen in Preußen habe ich geschätzt auf 142 Milliarden. Es bleiben also für den gesamten Grund- und Hausbesitz, Fabriken, Maschinen, Vorräte, Werkzeuge, Waren, Läden, Schiffe, Bergwerke, gewerbliche Einrichtungen aller Art soweit sie nicht auf Aktien, Hypotheken oder sonstigen Kredit basiert sind, 65 Milliarden, eine Summe, von der ohne weiteres einleuchtet, daß sie nicht zu groß sondern wahrscheinlich noch erheblich zu gering ist, wenn man sich klar macht, daß allein der Ueberschuß des Wertes des städtischen und ländlichen Bodens (einige 40 Milliarden) plus des Gebäude-Wertes (54 Milliarden) über die Hypotheken (36 Milliarden) rund 60 Milliarden beträgt.

An welcher Stelle wir auch die Sache anpacken, auf welche Basis die Berechnung auch immer aufgebaut wird, das Ergebnis ist immer von neuem, daß die Unterveranlagungen horrend sind. Die Gesamtveranlagung hat 91,6 Milliarden ergeben: das steuerpflichtige mobile Kapital allein aber beträgt wenigstens 77 Milliarden, von denen etwas über die Hälfte, etwa

---

90 Milliarden. Wenn man in Betracht zieht wie hoch die großstädtischen Häuser belastet zu sein pflegen, so ist ein reichliches Drittel für das Ganze gewiß nicht zu viel. Oder eine andere Kontrollrechnung. Die Gebäudesteuer betrug in den preußischen Städten i. J. 1907 54,27 Mill. M zu 4 % des jährl. Nutzungswertes und 5,2 Mill. zu 2 % des jährl. Nutzungswertes. Demnach muß sich der gesamte jährliche Nutzungswert der städtischen Gebäude auf über 1600 Millionen stellen, das sind kapitalisiert gegen 40 Milliarden Mk. Die ländlichen, auf dieselbe Weise errechnet, geben 14 Milliarden, von denen ein großer Teil, sagen wir mindestens 5 Milliarden, auf nicht-landwirtschaftliche Grundstücke entfällt. Nun betrug die Verschuldung der landwirtschaftlichen Grundstücke mit über 60 Mk. Grundsteuerreinertrag über 7 1/2 Milliarden im Jahre 1902, aller landwirtschaftlichen Grundstücke i. J. 1907 sicher 10 Milliarden. Auf die 45 Milliarden nicht-landwirtschaftlichen Gebäudewertes würden also nur 26 Milliarden Hypotheken übrig bleiben, was sicher nicht zu hoch, sondern eher zu niedrig ist.

***) Der Ansatz ist insofern noch zu gering, als sehr viele Wechsel über drei Monate laufen.

†) Claaßen rechnet nur den Nominalwert plus Reservefonds. Das ist viel zu wenig. Steuerpflichtig ist der Kurswert.

††) Nach meiner Rechnung (vergl. Preuß. Jahrb. Bd. 136, S. 170) müßte ich wenigstens 20 ansetzen. Da aber May meine Rechnung angefochten hat, so will ich, obgleich seine Gründe mich nicht überzeugt haben, mit Claaßen nur 12 ansetzen.

*) Claaßen rechnet nur 16 222 Millionen; dabei sind jedoch, wie es scheint, die Stiftungen nicht genügend in Betracht gezogen. Ich erhöhe deshalb die Summe auf 20 000.

**) Vgl. Preuß. Jahrb. 136, S. 173.

40 Milliarden, tatsächlich versteuert werden.*) Mag auch ein Teil der angenommenen Werte nur auf Schätzung beruhen, so sind die Schätzungen doch so vorsichtig gemacht, es ist allenthalben soviel Spielraum nach oben gelassen, daß das Ergebnis als ein Minimum anzusehen ist und schwerlich angefochten werden kann.

Wenn ich ursprünglich das Minus des veranlagten Kapitals auf 63 Milliarden berechnet habe, von denen ich gegenüber mancherlei Einwendungen auf 50 Milliarden zurückgegangen bin, so bin ich jetzt auf Grund der Statistiken von v. Liebig und Claaßen zu der Ueberzeugung gekommen, daß selbst meine erste Zahl noch zu niedrig war.

Finden sich bon gré mal gré die Liberalen wie die Klerikalen in dieser Situation, so hat der Herr Reichskanzler richtig navigiert, widersetzen sie sich oder revoltieren schließlich die Wähler, so stehen uns unruhige Zeiten bevor. Die preußische Wahl-Reform wird die Probe sein.

Ein Vorspiel war die Angelegenheit der Kattowitzer Beamtenversetzungen. In Oberschlesien lebt eine ganze Million Polen, die sich bis vor kurzem ihres Polentums nicht bewußt waren, da sie völlig unter dem Einfluß und der Führung der dünnen deutschen Oberschicht standen. Mag man es nun als einen unvermeidlichen Natur-Prozeß betrachten, mag man unseren verkehrten Maßnahmen und den Treibereien der Hakatisten die Schuld beimessen, die alten harmlosen Wasser-Pollacken haben angefangen, sich in mehr oder weniger rabiate National-Polen zu verwandeln. Damit ist ein neues allgemeines politisches Problem nicht nur, sondern auch ein spezielles Problem für die Zentrums-Partei entstanden. Denn bisher wählten die Oberschlesier unweigerlich für das Zentrum; bei der letzten Wahl aber sind schon einige Sitze an Polen übergegangen. Es ist für das Zentrum recht wichtig, den Rest zu retten, und das ist nur noch möglich, wenn es den Polen gewisse Konzessionen macht. Das Polentum als solches läßt sich nicht mehr unterdrücken; aber man kann darauf ausgehen, ein staatstreues Polentum zu schaffen. Besonders in Schlesien scheint das nicht aussichtslos, da ja hier eine bald 200jährige gute preußische Tradition lebt. Eine Bevölkerung, die an den Freiheitskriegen teilgenommen, scheint auf ewig untrennbar preußisch: oberschlesische, polnisch sprechende Landwehrmänner waren es, die auf der Verfolgung von Belle-Alliance bis zu allerletzt mit dem General Gneisenau aushielten und am Morgen bei Genappes ankamen. Auf solche Ueberlieferungen kann man etwas aufbauen, und das Zentrum hat daher die wohldurchdachte Idee gefaßt, sich mit den Polen zu verständigen, ihnen ihre sprachlichen Ansprüche zu gewähren gegen Anerkennung des preußischen Staatsgedankens. Bei den Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung in Kattowitz sollte der Kompromiß zur Tat werden; die Gelegenheit war um so günstiger, als es sich bei diesen

*) 38,053 Milliarden von den Deklarationspflichtigen, wozu noch gegen 2 Milliarden von den Nicht-Deklarationspflichtigen kommen mögen.

Wahlen auch um einen religiösen Streitpunkt handelte, nämlich um die Frage der Simultan-Schulen der Stadt. Eine Anzahl katholischer Beamten stimmten für die polnischen Kompromiß-Kandidaten und wurden dafür zwar nicht förmlich diszipliniert, aber doch, wie es hieß, „im Interesse des Dienstes" in andere, ihnen weniger genehme Orte versetzt.

Dieser Vorgang ist nun von einer außerordentlichen Tragweite. [illegible] sehe ganz davon ab, wieviele der Besten unseres Volkes die [illegible] tische Politik nicht nur nicht für „national", sondern im [illegible] schädlich und verderblich für das Deutschtum halten. Ich nehme [illegible] andern Seite als selbstverständlich an, daß die Regierung [illegible] berechtigt ist, der Wahlfreiheit der Beamten eine gewisse Schranke [illegible] Angenommen also, die Polen seien wie die Sozialdemokraten eine [illegible] die den Bestand des Staates angreift und die Regierung [illegible] verpflichtet, ihren Beamten das Eintreten für diese [illegible] verbieten — was bedeutet die Maßregel unter dem [illegible] Die derzeitige Regierung mag sagen: jeder Pole ist [illegible] und deshalb Landesverräter — [illegible] Meinung [illegible] bürger, die das Recht auf eine eigene Meinung haben [illegible] kann eine Partei wie das Zentrum es sich gefallen lassen, daß [illegible] [illegible] von Regierungs wegen festgesetzt werde?

In der öffentlichen Meinung hat sich die Bewegung [illegible] vorwiegend der Grundbesitz oder gar nur der [illegible] Steuerhinterziehungen schuldig sei. Sehr wenig [illegible] Tagen die Regierung [illegible] auf meine [illegible] von der liberalen Presse aufgestellt und verbreitet worden [illegible] eine Interesse zu sehen, wie diese Fabel entstanden ist. [illegible] der angeblich erfolgten Steuerverheimlichung ist allerdings [illegible] worden [illegible] aber [illegible] in dem ersten [illegible] [illegible] daß die [illegible] [illegible]

[illegible]

sitzes sogar ein relativ gesundes Stück unseres Steuerwesens sei. Aber die agrarische Presse hütete sich, diesen Weg zu betreten, vermutlich weil sie sich sagte, daß wenn die Nachprüfung der jetzigen Steuerdeklarationen erst angefangen hätte, auch die Agrarier an die Reihe kommen würden. Statt dessen fiel namentlich die „Deutsche Tageszeitung" mit der größten Wut über mich her, als ob mein ganzes Vorgehen einer prinzipiellen Feindschaft gegen die Landwirtschaft entspränge. Da nun die antiagrarische Presse natürlich ebenfalls mit Vorliebe herausholte, was ich über die ländlichen Veranlagungen sagte, so war die ganze Presse dahin einig, daß es sich im wesentlichen nur darum handle, ob bei den Agrariern Unterveranlagungen vorkämen oder nicht, und der Eindruck, daß hier der Sitz des Uebels sei, hat sich so festgesetzt, daß gar nicht mehr davon loszukommen ist.

Zwei Ober-Verwaltungs-Gerichtsräte, die im Steuerfach gearbeitet haben, Herr Mroczek bei uns und Herr Falkenhahn im „Tag" (Nr. 11 d. Js.) sind nacheinander aufgetreten und haben die völlige Unzulänglichkeit des jetzigen Veranlagungssystems, namentlich die völlig unmögliche Stellung die dem Landrat darin zugewiesen ist, klargelegt. Vielleicht das Allerschlagendste aber war eine Ausführung des Landrats a. D. v. Gottberg („Tag" vom 21. Juni, Landwirtschaftliche Rundschau) in der der Herr Verfasser auf Grund seiner amtlichen Erfahrungen nicht nur feststellt, daß „die richtige Anrechnung der im eigenen Haushalt verbrauchten Naturalien noch vielfach im Argen liege", sondern namentlich auch in drastischer Weise berechnet, daß ein Landwirt mit 200 000 Mk. Vermögen, der binnen 10 Jahren, außer seinem standesgemäßen Unterhalt noch eine Vermögensbesserung von 130 000 Mk. herauswirtschaftet, dennoch, auf Grund der ländlichen Buchführung „gar nichts", man lese und überlege, „gar nichts" zu versteuern habe, wenn er nur jährlich tüchtig etwas in sein Gut hineinstecke. Natürlich kommt sich ein solcher Landwirt dann groß vor, wenn er auf Zureden des Landrates sich noch zu 90 oder 150 Mk. Einkommensteuer bekennt, während seine Bücher doch ergeben, daß er mit Unterbilanz arbeite und jährlich zusetze — einen gewissen Berliner Professor aber erklärt er für einen bösartigen Feind der Landwirtschaft. Mag er es tun — der Stein ist doch einmal ins Rollen gekommen und wird nicht liegen bleiben.

Der „Deutschen Tageszeitung" ist also ihre überschlaue Taktik schlecht bekommen. Für den Staat aber ist der Weg, den die Diskussion genommen hat, gar nicht so ungünstig. Nachdem die öffentliche Meinung erst scharf gemacht ist bezüglich der Steuerleistungen der Agrarier, kommt es nun darauf an, ihr auch die Minderleistungen der Kapitalisten und Städter vor die Augen zu führen.

Ich habe eben geschrieben, „für den Staat ist der Weg, den die Diskussion genommen hat, gar nicht so ungünstig" — ich muß das leider verändern in „wäre nicht so ungünstig" — wenn nämlich, ja, wenn nämlich nicht der Finanzminister v. Rheinbaben wäre. Bei der allgemeinen Etatsdebatte im Abgeordnetenhause, ist natürlich von den Rednern der ver-

schiedensten Parteien auch die Frage der Steuerveranlagung gestreift worden — freilich nur gestreift und in sehr vorsichtiger Weise, denn zu den Steuerdrückern gehören, wie wir gesehen haben, Personen aller Berufe, vermutlich also auch Wähler aller Parteien.

Aber immerhin der Ruf nach einer besseren Veranlagung ist erhoben worden. Was hat der Herr Finanzminister darauf gesagt? Er hat seine Beamten, im besonderen die Landräte in Schutz genommen — ganz mit Recht; auch ich habe in diesen „Jahrbüchern" schon ausgeführt, daß ein subjektiver Vorwurf die Landräte kaum treffen könne. Herr v. Rheinbaben hat weiter die Verbesserungen dargelegt, die bereits erreicht worden seien — auch das sehr mit Recht, wie ebenfalls in diesen „Jahrbüchern" schon ausgeführt. Dann hat er zugestanden, daß man dem Ziel die Einkommen- und Ergänzungssteuer noch besser zu erfassen, „noch nicht nahe gekommen sei" — vortrefflich! Dann hat er es abgelehnt, den Reformruf zur Parteisache zu machen und einzelne Stände zu beschuldigen — garnichts dagegen einzuwenden vom Standpunkt eines Ministers.

Schließlich aber hat er seiner ganzen Rede die Färbung gegeben, daß im Grunde alles in bester Ordnung sei und zum Beweise dessen in aller Breite dargelegt, daß dieser oder jener Fall angeblicher Steuerhinterziehung, den man nachgeprüft, sich als gänzlich unbegründet herausgestellt habe. Aus den in diesen „Jahrbüchern" vorgeführten Fällen, ist dabei keiner zur Sprache gekommen. Aber wenn selbst wirklich sehr viele Einzelfälle, als zu unrecht moniert, nachgewiesen würden, was wäre damit bewiesen? Daß Irrtümer auch nach dieser Seite, auch bei den besten Kennern vorkommen können, ist selbstverständlich und ist ja sogar gemäß dem in unserem letzten Heft publizierten Erlaß dem Finanzministerium selber passiert. Aber was beweisen überhaupt die Einzelfälle? Was sind sie gegen die hundertfach im Laufe dieses Jahres vorgeführten Zeugnisse von Sachkennern? Wie sind die drei oben angeführten Zeugnisse, Mroczek, Falkenhahn und Gottberg zu widerlegen? Wie aber vor allem das Entscheitende, die Statistik? Sind die mindestens, allermindestens 120 000 000 Mk., die dem Staate Preußen jährlich durch Unterveranlagung entgehen und die ich in diesen „Jahrbüchern" rechnungsmäßig nachgewiesen habe, sind sie zu widerlegen oder nicht? Sie sind nicht zu widerlegen, sonst wäre es sicherlich längst geschehen; wozu sind die vortragenden Räte, die Assessoren, die Statistiker denn da? Und selbst wenn sie widerlegt und die Summe auf die Hälfte reduziert würde, was wäre damit geändert? Der Finanzminister steht ja auch selber auf dem Standpunkt, daß wir dem Ziel einer besseren Veranlagung „nicht nahe gekommen" sind. Wie ist es denn aber möglich, daß dieselbe Rede ausklingt, als ob alles in Ordnung wäre? Leben wir in Preußen, oder leben wir in Rußland? Wenn die „Kreuz-Zeitung" meine Arbeit für Beseitigung der Steuerhinterziehungen für „demagogisch" erklärt, so vertritt sie das Interesse ihres Leserkreises und mag es tun. Die Regierung aber soll das Ganze vertreten und nichts ist heute wichtiger als den Sozialdemokraten ihr stets

wiederholtes Schlagwort, daß das Deutsche Reich ein Klassenstaat und die Regierung der Beauftragte der Besitzenden sei, durch Wort und Tat immer von neuem zu widerlegen. Was soll man aber heute einem sozialdemokratischen Redner antworten, wenn er ausführt, daß wohl Fürsorge getroffen ist, daß die Arbeiter richtig zur Steuer herangezogen werden, den wohlhabenden Klassen aber nachgesehen wird, daß sie sich nach wir vor im weiten Umfang der gesetzlichen Steuerpflicht entziehen?

Dem Minister, dem die Pflege der Finanzen anvertraut ist, würde es doch wohl recht gut angestanden haben, wenn er die Rede benutzt und auch seinerseits durch einen kräftigen Appell das Gewissen der Steuerzahler geschärft und seinen Behörden die unnachsichtigste Strenge öffentlich anbefohlen hätte. Vielleicht wäre sogar ein Dank an die Patrioten, die dem Staate durch Aufdeckung des Uebels und Nachweis von Heilmitteln zu Hilfe gekommen sind, nicht so ganz unangebracht gewesen. Der Augenblick war günstig, denn gerade jetzt sind ja die neuen Steuerdeklarationen eingelaufen und werden geprüft. Gerade diesen Augenblick benutzt der Herr Finanzminister, uns freundlichst zu beruhigen und die Vorstellung zu erwecken, daß es gar nicht so nötig sei, sich anzustrengen. Wenn man noch nach einem Zeichen sucht, wohin der Kurs des Ministeriums Bethmann geht, hier ist es.

Der öffentlichen Meinung aber und namentlich allen denen, die sich bewußt sind ihre richtig veranlagten Steuern zu bezahlen, möchte ich zurufen: Diesem Ministerium keine neue Steuern, bis die alten Steuern in Ordnung gebracht sind und in Preußen, was im Gesetz steht, auch Wirklichkeit geworden ist.

27. 1. 10. D.

schiedensten Parteien auch die Frage der Steuerveranlagung [illegible]

freilich nur gestreift und in sehr vorsichtiger Weise, denn zu den Zu[illegible] drucksern gehören, wie wir gesehen haben, Personen aller Berufe, [illegible] also auch Wähler aller Parteien.

Aber immerhin der Ruf nach einer besseren Veranlagung ist er[illegible] worden. Was hat der Herr Finanzminister darauf gesagt? Er hat [illegible] Beamten, im besonderen die Landräte in Schutz genommen [illegible] Recht, auch ich habe in diesen „Jahrbüchern“ schon ausgef[illegible], daß der subjektive Vorwurf die Landräte kaum treffen könne. Herr v. R[illegible] hat weiter die Verbesserungen dargelegt, die bereits erreicht worden [illegible] auch das sehr mit Recht, wie ebenfalls in diesen „Jahrbüchern“ [illegible] geführt. Dann hat er zugestanden, daß man dem Ziel, die E[illegible] und Ergänzungssteuer noch besser zu erfassen, „noch nicht nahe [illegible] sei“ [illegible] vortrefflich! Dann hat er es abgelehnt, den Prozentsatz der [illegible] bekannt zu machen und einzelne Stände zu beschuldigen [illegible] einzuwenden vom Standpunkt eines Ministers.

Schließlich aber hat er seiner ganzen Rede die Richtung [illegible] im Grunde alles in bester Ordnung sei und zum Beweise dessen [illegible] Breite dargelegt, daß dieser oder jener Fall angeblicher Steuerh[illegible] den man mitgeteilt, sich als gänzlich unbegründet [illegible] Aus den in diesen „Jahrbüchern“ vorgetragenen Fällen [illegible] Zwecke gekommen. Aber wenn selbst wirklich sehr viele [illegible] zu unrecht gemacht, nachgewiesen worden, was würde damit [illegible] Argumente auch nach dieser Seite, auch bei den besten [illegible] [illegible]

...es Schlagwort, daß das Deutsche Reich ein Klassenstaat und die ...ung der Beauftragte der Besitzenden sei, durch Wort und Tat immer ...neuem zu widerlegen. Was soll man aber heute einem sozialdemokratischen ... antworten, wenn er ausführt, daß wohl Fürsorge getroffen ist, daß ... Arbeiter richtig zur Steuer herangezogen werden, den wohlhabenden ...n aber nachgesehen wird, daß sie sich nach wie vor im weiten Umfang ... gesetzlichen Steuerpflicht entziehen?

Dem Minister, dem die Pflege der Finanzen anvertraut ist, würde es ...ohl recht gut angestanden haben, wenn er die Rede benutzt und auch ... durch einen kräftigen Appell das Gewissen der Steuerzahler ge... und seinen Behörden die unnachsichtigste Strenge öffentlich anbe... hätte. Vielleicht wäre sogar ein Dank an die Patrioten, die dem ... durch Aufdeckung des Uebels und Nachweis von Heilmitteln zu Hilfe ...men sind, nicht so ganz unangebracht gewesen. Der Augenblick war ...g, denn gerade jetzt sind ja die neuen Steuerdeklarationen eingelaufen ... werden geprüft. Gerade diesen Augenblick benutzt der Herr Finanz... uns freundlichst zu beruhigen und die Vorstellung zu erwecken, ...s gar nicht so nötig sei, sich anzustrengen. Wenn man noch nach ...ichen sucht, wohin der Kurs des Ministeriums Bethmann geht, ... es.

Der öffentlichen Meinung aber und namentlich allen denen, die sich ...ind ihre richtig veranlagten Steuern zu bezahlen, möchte ich zurufen: ... Ministerium keine neue Steuern, bis die alten Steuern in ...g gebracht sind und in Preußen, was im Gesetz steht, auch Wirk... geworden ist.

27. 1. 10. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Goldschmidt, Dr. Paul. — Berlin in Geschichte und Gegenwart. M. 6.—, geb. M. 7.50. Berlin, Julius Springer.

Gross, Dr. Felix. — Kant, Laienbrevier. Eine Darstellung der Kantischen Welt- und Lebensanschauung für den ungelehrten Gebildeten aus Kants Schriften, Briefen und mündlichen Aeusserungen zusammengestellt. Berlin, Reicnl & Co.

Hamann, Richard. — Die Früh-Renaissance der Italienischen Malerei, mit 200 ganzseitigen Bildern. M. 4.50, geb. M. 5.50. Jena, Eugen Diederichs.

Hearn, Lafcadio. — Buddha. Neue Studien und Geschichten aus Japan. Uebers. von Berta Franzos. M. 5.—, geb. M. 7.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Heiberg, Hermann — Streifzüge ins Leben. I. Band. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.

Herwig, Franz. — Wunder der Welt. Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Houmark, Christian. — Peter Lund. Eine Kleinstadtgeschichte. Geh. M. 2.—, geb. M. 3. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Jaeger, Oskar. — Deutsche Geschichte. Band II. M. 6, Lein. geb. M. 7.50, Halbf. M. 10.—. München, C. H. Beck.

Japanische Lyrik. Eingeleitet und übersetzt von Dr. Julius Kurth. Mit 24 Abbildungen nach japanischen Holzschnitten. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.80. (Band 17 der Sammlung: Die Fruchtschale.) München, R. Piper & Co., G. m. b. H.

Jürgensen, Jürgen — Christian Svarres Königfahrt. Eine Geschichte aus dem Urwald. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

v. Krause, H. — Fritz von Jürgas. Roman. Dresden, Carl Reissner.

Külpe, Frances. — Der Schmerzenssohn. Eine stille Geschichte. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

v. Landmann, K. — Der Krieg von 1806—1807. M. 10.—, geb. M. 12.—. Berlin, Vossische Buchhdlg.

Larssen, Otto. — Auf Langfahrt. Abenteuer und Erlebnisse eines Weltenbummlers zu Wasser und zu Lande. Aus dem Dänischen von Alf. Dietrich. Kopenhagen und Leipzig. Tilges Buchhdlg.

Lea, Henry Charles. — Geschichte der Inquisition im Mittelalter. Band II. M. 10.— Bonn, Carl Georgi.

Mähl, Hans. — Die Ueberleitung Preussens in das konstitutionelle System durch den zweiten Vereinigten Landtag. M. 6.—. München, R. Oldenbourg.

Meyer, Gustav. — Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. M. 8.—, geb. M. 9.—. Jena, Gustav Fischer.

Mitteleuropäischer Wirtschaftsverein in Deutschland. Erleichterungen im Zollverkehr. M. 2.40. Berlin, Puttkammer & Muhlbrecht.

Niese, Dr. Benedictus. — Grundriss der Römischen Geschichte nebst Quellenkunde III. Band. 5. Abt. M. 8.—, geb. M. 9.80. München, C. H. Beck.

Ohlert, Arnold. — Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems. II. Band. M. 2.25. Hannover-List, Carl Meyer.

Faust, Johannes. — Zur Religion. M. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.

Pochhammer, Paul — Dante's Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner.

Ritter, Constantin. — Platon. Sein Leben, seine Schriften, seine Lehre. Band I. M. 8.—, geb. M. 9.—. München, C. H. Beck.

Schmid, Friedrich Alfred. — Mönch und Philister. Kulturprobleme im deutschen Geistesleben der letzten zwei Jahrhunderte. Sieben Vorträge zum Verständnis der Kulturfragen unserer Gegenwart. Heidelberg, Carl Winter.

Schmidt, Peter. — Am Born der Gemeinnützigkeit. Festgabe zum 80. Geburtstage des Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. jur. Victor Böhmert. Dresden, O. V. Böhmert.

Schurig, Artur. — Das galante Preussen gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts. Geb. M. 20.—. Berlin und Leipzig, Verlagsgesellschaft Berlin.

Schwantje, Magnus. — Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu anderen ethischen Bestrebungen. 30 Pf Berlin, Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes.

Schwartz, Ed – Charakterköpfe aus der antiken Literatur. I—II. M. 2.20. Leipzig, B. G. Teubner.

Schwarzlicht, Dr. K. — Ueber das System der Fixsterne. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Spittler. Carl. — Olympischer Frühling. I.—II. Band. M. 7.—, geb. M. 9.50. Jena, Eugen Diederich.

Taschenbuch für Südwestafrika 1910. 3. Jahrg. IV Teile. Geb. M. 5.—. Berlin, Wilhelm Weicher

Taschenbuch für Deutsch-Ostafrika 1910. 1. Jahrg. III Teile. M. 4.50. Berlin, Wilhelm Weicher.

Wehnert, Dr. Bruno. — Jesus als Symboliker. M. 2.—, kart. M. 2.40. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

Wetekam, W. — Selbstbetätigung und Schaffenfreude in Erziehung und Unterricht. 2. Aufl. M. 1.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Windelband, Wilhelm. — Der Wille zur Wahrheit. 80 Pf. Heidelberg, Carl Winter.

Wittichen, Friedr. Carl. — Briefe von und an Friedrich von Gentz. M. 10.—. München und Berlin, R. Oldenbourg.

Woerner, Roman. — Henrik Ibsen. Band II. M. 9.—. München, C. H. Beck.

Ahrens, Dr. W. — Mathematische Unterhaltungen und Spiele. Geb. M. 7.50. Leipzig, B. G. Teubner

Anales de Instruccion Primaria Republica Oriental Del Uruguay, Ano Séptimo, Tonro VI.

Antike Kultur, Band V/11. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

Aristophanes, Die Vögel. Eine Komödie, in deutsche Reime gebracht von Dr. Owlglass. M. 2.—, geb. M. 3. . Jena, Eug n Diederichs.

Bartels, Adolf. — Die Deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Achte verbesserte Auflage. M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, Eduard Avenarius.

Bebel, August. — Aus meinem Leben. I. Teil. Stuttgart, J. H. W. Diez Nachfl. Verlagsbuchhdlg.

Benndorf, F. K. — A. Mombert. Der Dichter und Mystiker. Leipzig, Xenien-Verlag.

Brausewetter, Arthur. — Der Herr von Borkenhagen. Roman. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Otto Janke.

Conrad, Dr J. — Grundriss zum Studium der politischen Oekonomie. V. Auflage. M. 6.—, geb. M. 7.—. Jena, Gus av Fischer.

Creange, Dr. G. D. — Grundbesitzverteilung und Bauernfrage.

Dominik, Hans, und Kurt Matull. — John Workmann, der Zeitungsboy. Eine Erzahlung aus der ame ikanischen Gross-Industrie. Band I. Im Zeichen des Zeitungsriesen. Berlin, Hugo Steinitz.

Drews, Arthur. — Die Petruslegende. Ein Beitrag zur Mythologie des Christentums. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Ehrlich, Ernst Traugott. — Deutschlands Unfähigkeit, das Elsass zu entwelschen 50 Pfg. Zürich, E. Speidel.

Fäh, Dr. A. — Damian Forment. Ein Bildhauer des XVI. Jahrhunderts. M. 1.20. München, Verlag der Gesellschaft für Christliche Kunst, G. m. b. H.

Frost, Laura. — Ueber den Verkehr mit erwachsenen Kindern. M. 3.—. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Heine-Kalender auf das Jahr 1910. Herausgegeben von Eugen Korn, mit Schmuck von Anna Heinemann. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hessel, Dr. Karl. — Kompendium der Kirchengeschichte II,2. M. 1.50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. — München und Kempten, Köselsche Buchhandlung.

Hollack, Reinhold. — Entweder — oder? M. 1.—. Leipzig, Verlagsanstalt Teichmann & Co.

Huldermann B. — Generalsekretär der Hamburg-Amerika-Linie. Die Subventionen der ausländischen Handelsflotten und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Seeschiffahrt. Berlin, Mittler & Sohn. Kochstr. 68-71.

Jäckel, Dr. Herbert. — Die Landgesellschaften in den deutschen Schutzgebieten. M 7.—. Jena, Gustav Fischer.

Im Zeichen der Türme. Almanach für jeden Tag des Jahres. Berlin, Karl Curtius.

Junge, Dr. F. E. — Amerikanische Wirtschaftspolitik. Brosch. M. 7.—. Berlin, Julius Springer.

Kattenbusch, Ferdinand. – Die Kirchen und Sekten des Christentums in der Gegenwart. IV. Reihe 11./12. Heft à 50 Pfg. Tübingen, J C. B. Mohr

Kühnau, Richard. — Schlesiens Sagen. I. Spuk und Gespenstersagen. M. 8.—, geb. M. 9.—. Leipzig, B. G Teubner.

Lehmann-Haupt. — Armenien Einst und Jetzt. M. 12.—, geb. M. 14.—. Berlin, B. Behrs Verlag.

Lepsius, Richard. — Friedrich der Grosse. Schauspiel in vier Akten. M. 3.—. Berlin, Karl Curtius.

v. d. Leyen, Dr. Friedrich. — Deutsches Sagenbuch. Geb. M. 8.—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.

Liechtenhan, R. — Jeremia. II. Reihe. 11. Heft. 50 Pfg. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Liepmann, M. — Die Reform des deutschen Schwurgerichts (Schwurgerichte und Schöffengerichte II, 2). Subskript. Preis M. 2.40, geb. M. 3.50. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

Lutz, Walter. — Die Kraftgenies. Lustspiel aus der Biedermeierzeit in fünf Akten. M. 2.—. Stuttgart, Robert Lutz.

Meinhold, P. — Arndt. Band 8 der Biographien-Sammlung. Geisteshelden. M. 2.40 geb. M. 3.20. Berlin, Ernst Hofmann.

Mittenzweig, L. — Die Berufswahl. M. 4.—. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Oncken, Hermann. — Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Paquet, Dr. Alfons. – Südsibirien und die Nordpolmongolei. M. 4.—. Jena, Gustav Fischer.

Quarterly Review No. 422. London, John Murray.

Ritter, Constantin. — Neue Untersuchungen über Platon. M. 12.—, geb M. 14.—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg (Oskar Beck).

Schemann, Ludwig. — Gobineaus Rassenwerk M. 10.50. Stuttgart, Fr. Frommann.

Sell, Karl. — Die Religion unserer Klassiker. M. 4.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Tieuge, Margarete. — Einführung in die Bürgerkunde. Geb. M. 1.40. Leipzig, B. G. Teubner.

v. Wallmenich, Karl. — Auf Nachsuchen. Kleine ergötzliche Geschichte über die Lage der verabschiedeten Offiziere in Bayern. 58 S. München, Schwabinger Druckerei.

Weise, Oskar. — Unsere Mundarten ihr Werden und ihr Wesen. M. 2.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit. Briefwechsel und Essays aus dem Nachlass. Herausgegeben von Marie Luise Becker und Karl v. Levetzow. M. 5.—, geb. M. 6.—. München, Georg D. W. Callwey.

Worgitzky, Georg. – Blütengeheimnisse. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Arthur Drews' „Christusmythe"; und die religiöse Krisis überhaupt.

Von

Professor **Dr. Max Schneidewin,** Hameln.

Wie es einem auf die Kanzel steigenden Redner ums Herz sein muß, der mit wirklicher Inbrunst vor Beginn seiner Predigt sein Haupt zum Gebete neigt, daß es ihm gelingen möge, zu sagen und zu wirken, was er denkt, fühlt und wirken möchte, — wahrhaftig nicht unähnlich ist es mir zumute, wenn ich jetzt auf Veranlassung des Ende Mai v. J. erschienenen Buches des Prof. Dr. Arthur Drews „Die Christus-Mythe"*) in der Frage, was es mit diesem Gedanken: „die christliche Religion ist eine durch und durch mythische", auf sich hat, ein wohlbegründetes Votum abgeben möchte. Neigungen und Abneigungen sind unserer Seele jedem großen Thema gegenüber im voraus mächtig, Rücksichten auf einzelne Menschen und auf Berufsarten, auf Tradition, Staat und Gesellschaft, oder auch leidenschaftliche Begehrungen nach Verwirklichung grundstürzender Veränderungen im Innersten der idealen Lebensseiten und folgerecht dann auch in den äußeren Lebensgestaltungen pochen in Gedanken an eine solche Frage vernehmlich an die Tür: aber ein reines Gefühl kann man nur dann haben, wenn man sich überwacht, Schritt für Schritt es nur mit der Wahrheit, wie sie auch ausfallen möge, zu halten; die Stellung des Gemüts und des praktischen Verhaltens muß der Einsicht erst nachfolgen.

Wenn „Mythus" in gleicher Weise das Stichwort der Hypothesen der Forschungsarbeit Arthur Drews' und der um 75 Jahre früheren David Strauß' zu sein scheint, so findet doch ein tief-

---

*) Jena, Diederichs, 189 S.

greifender Unterschied statt. „Mythus" gebrauchte David Strauß im Sinne von „Sage" in Anwendung auf die Elemente des Wunderhaften, die in den Evangelien hinsichtlich des Lebens Jesu vorkommen, Arthur Drews dagegen in dem Sinne, der jetzt ganz spezifisch dem Worte erteilt zu werden pflegt, als „Göttermythus". Er hält „Jesus" ursprünglich für den Kultgott einer jüdischen Sekte, der den gleichen appellativen Namen des „Retters" auch schon in anderen vorchristlichen vorderasiatischen religiösen Glaubensgenossenschaften getragen, dem gar kein bestimmter historischer Mensch entsprochen habe und der erst nachträglich aus Motiven, die namentlich in dem Wunsche, gnostischen Lehrmeinungen gegenüber Selbständigkeit zu bewahren, und den Ausgang der christlichen Bewegung auf Jerusalem — statt der geschichtlichen Wahrheit gemäß auf Antiochia — zurückzuführen, entsprungen seien, auf eine bestimmte vorzeitliche geschichtliche Person übertragen wäre, die wahrscheinlich niemals gelebt habe.

Von allen zahlreichen deutschen Durchforschern der Urzeit des Christentums war vor Arthur Drews allein Albert Kalthoff (1850—1906) bis zur Leugnung einer geschichtlichen Wirklichkeit der Person Jesu vorgeschritten. Bis nahe zu dieser Auffassung oder geradezu zu ihr selbst waren erst einige nichtdeutsche Forscher gelangt, besonders der Engländer John M. Robertson in seinem Buche „Pagan Christs" (1903) und zwei diesem vorläuferischen Schriften (Drews S. VI), die Franzosen Burnouf und Hochart, endlich der Amerikaner W. B. Smith in seinem Werke „Der vorchristliche Jesus" (1906). Am nächsten kommen diesen Gelehrten durch ihre Untersuchungen noch der Schweizer Paul Schmiedel, die Deutschen K. Vollers, P. Jensen und Gunkel (Drews S. VII—IX). Drews hat alle diese Schriften genau studiert, und außerdem noch eine ganze umfangreiche, in den letzten Jahrzehnten entstandene Literatur zu der noch jungen vergleichenden Wissenschaft der Religionen und Mythologieen; für ihn, den systematischen Philosophen, eine hervorragende Leistung, einer Digression von seinem eigensten, doch wahrhaftig selbst einen Ausnahmemenschen absorbierenden Gebiete. Die Urgeschichte der Entstehung des Christentums ist ja ein brennendes, ebenso wissenschaftliches wie praktisches Interesse der Gegenwart; Drews hält nun mit Recht dafür, daß die Erforschung der gesamten religiösen Zustände Vorderasiens wie sie um die Zeit von Christi Geburt bestanden, in den letzten Jahren so außerordentlich gefördert sei, daß es nicht mehr angebracht sei, sich für die Aufhellung jener großen Frage noch auf die

neutestamentlichen Quellen allein zu beschränken und dieses Forschungsgebiet den Theologen allein zu überlassen, die tatsächlicher- und begreiflicherweise die volle wissenschaftliche Freiheit auf ihm schwer festhalten können.

Wenn nun ein Mann wie Arthur Drews in diesen Fragen als Mitarbeiter auftritt, so steckt dahinter etwas ganz anderes, als daß nur ein „interessanter" Stoff eine neue „interessante" Sichtung der annehmbarsten Ergebnisse hergeben solle, während dabei Gesinnung und Leben der das „Interessante" mit Wißbegier Aufnehmenden ganz in seinen alten Gleisen bliebe. Diese harmlose curiositas glücklich veranlagter Geister bleibt tief unter dem Gesichtspunkte dieses eben philosophischen Forschers. Es geht bei Drews um nichts Geringeres als um den Bestand des Christentums, also mittelbar um die ungeheuersten Erschütterungen des Lebens, um ein zunächst wissenschaftliches Resultat, hinter dem aber der verhängnisschwerste Sprung ins Ungewisse allertiefstgreifender Neugestaltungen als eine Unvermeidlichkeit sich auftut! Drews ist bei sich selbst von anderer Seite her längst fertig mit der subjektiven Gewißheit, daß unter Wahrung des wirklichen Fortschrittes, den die christliche Religion in den religiös-ethischen Gedanken und Gefühlen der Menschheit darstellt, eine neue Religion auf den Plan treten müsse, in der auch das christliche Residuum in Anpassung an die Einsicht der Gegenwart so umgemodelt sei, daß ihr der Name der christlichen nicht mehr erhalten werden dürfe. Es ist die E. von Hartmannsche „Religion des Geistes", die er mit Ueberzeugung sich aneignet und die er in völliger Selbständigkeit der Aufnahme und Darstellung in seinem Buche mit dem nur aus dem Pantheismus verständlichen Titel „Die Religion als Selbst-Bewußtsein Gottes" (1906) ausgeführt hat. Mit diesem Buche hatte er, wie mit seinen anderen umfangreichen philosophischen Werken von gleicher Tendenz in allen übrigen Teilen des Systems der Philosophie, bei dem wenig vorbereiteten Zeitgeiste nur schwachen Zugang gefunden: da hat er sich nun offenbar nach einer ganz anderen Seite der Festung umgesehen, die ihm günstig erschien, um endlich in sie Bresche zu legen. In der Tat ist er mit seiner „Christusmythe" in einen von dem Zeitgeiste so außerordentlich kultivierten Ring der Bestrebungen eingetreten, daß ich glaube, diesem Drewsschen Buche die größte Beachtung in den weitesten Kreisen voraussagen zu können.

Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß die Aufgabe dieser

Zeilen weit hinter ihrer wahren Pflicht zurückbleiben [illegible] [illegible] sie sich auf die Mitteilung „interessanter“ Aufstellungen des Dr[illegible] schen Buches hinsichtlich mythischer Elemente des christ[illegible] [illegible] und mythischer Einwirkungen auf seine Entstehung beschränk[illegible] [illegible] Es kommt alles darauf an, so besonnen wie nur mögl[illegible] [illegible] darüber abzugeben, wie das Christentum aus diesem kühn[illegible] [illegible] Ganze gehenden Angriff auf seine dem wissenschaftlich[illegible] [illegible] Lage in einem Brennpunkte des Interesses stehend [illegible] logischerweise hervorgehen muß, wobei in Wirklichkeit [illegible] alles beim alten bleiben kann. Bevor ich aber zu diesem [illegible] Stück meiner Aufgabe übergehe, muß ich dennoch in [illegible] [illegible] ranken dem Leser eine deutliche Vorstellung der [illegible] [illegible] kunstreichen Aufstellungen, von denen diesmal die Dr[illegible] [illegible] mentation ausgeht, hervorzurufen suchen.

Erstens wird auf Anklänge und Uebereinstimmungen [illegible] Momente der neutestamentlichen Erzählungen und [illegible] und zweitens auf innere Aehnlichkeiten des christ[illegible] [illegible] mit religiösen Vorstellungen desselben Kulturk[illegible] [illegible] des Drewsschen Buches hinzuweisen [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] der christlichen Theologen [illegible] [illegible] Menschenaltern, die neuesten Forschungen [illegible] [illegible] [illegible] haben diese Inhalt[illegible] [illegible] [illegible] Stücken [illegible] und [illegible]

[illegible]

aus Mittelasien auf den israelitischen Anschauungskreis schon sehr in Betracht (S. 5 ff.). Die Schädigung des Offenbarungscharakters der alttestamentlichen und neutestamentlichen Glaubensvorstellungen wird unter der zweiten Annahme natürlich noch verschärft.

Das Uebelste für unsere Gewinnung einer authentischen Kenntnis der die Entstehung des Christentums konstituierenden Tatsachen ist: Die Tatsachen liegen längst vor der Entstehung der Tradition, unsere Quellen längst jenseit des Beginnes der Tradition (S. 138). Dies also zuerst eine grundsätzliche Bemerkung, welche die Verfälschung der Traditionen in sich selbst nicht mit Unrecht voraussetzt. — Der Name „Jesus", auch als der eines Kultgottes vorchristlicher Sekten bekannt, war immer nur ein leeres Gefäß (zur Hineingießung der jeweilig mit ihm verbundenen Vorstellungen und Absichten), S. 138 *). Wie Jesu menschlicher Vater ein Zimmermann, so war auch Agni's, des vedischen göttlichen Vertreters des Feuers oder der Sonne, menschlicher Vater Twaschtar ein wohl mit dem Beil in der Hand dargestellter Künstler (S. 54); daneben haben beide den himmlischen Vater, resp. Agni den Himmel zum Vater. Agni's Mutter Maja, mit der sich nach alter indogermanischer, auch aus Aeschylos (fr. 38 [108]) bekannter Vorstellung der Himmel begattet, wird als Jungfrau und Gottesgebärerin durch übernatürliche Einwirkung des Himmels angesehen und klingt an den Namen Maria an (S. 50). Zur Geburt Agni's eilen vom Himmel die Götter (Könige), von den Feldern die Hirten mit Geschenken herbei (47). Agni wird als Funke „in der dunklen Höhle des Bohrloches" geboren, so der ägyptische Horus im Stalle der heiligen Kuh (Isis), Dionysos in einer dunklen Grotte: der Agnikultus ist das Urbild und die Quelle der Erzählungen von der Geburt der Feuer- und Sonnengötter (S. 48). Der 25. Dezember (Tag der entschiedenen Sonnenwende) galt in Indien als der Geburtstag Agni's, in ganz Vorderasien als der Geburtstag des jeweiligen Sonnengottes, z. B. Mithras' (S. 67). Dem indischen Gottmenschen Krischna stellt sogleich nach dessen Geburt sein Oheim, der König Kansa, nach, der alle Knaben gleichen Alters in seinem Lande töten läßt, während das Kind durch die Flucht zu armen Hirten dem gleichen Schicksal entgeht (S. 40). Dem Simeon des Evangeliums entspricht in der Jugendgeschichte Buddhas der Seher Asita, in

*) Nach den folgenden Hinweisungen auf die Belegstellen des Drewsschen Buches findet man in diesem selbst die Quellen seiner Aufstellungen.

gleichem freudig-schmerzlichen Gefühl, den Vollendeten noch als Kind zu sehen und seine Größe nicht mehr zu erleben. Jesus und Buddha beschämen in früher Jugend die Gelehrten durch ihr überlegenes Wissen (S. 49). Die Taube (Luc. 3, 22) ist das Symbol der vorderasiatischen Muttergöttin (S. 57). Der „Barabbas“, der statt Jesu von Pilatus auf Drängen des Volkes freigegeben wurde, ist der Bar Abbas-„Sohn des Vaters“, nun aber kennen vorderasiatische Religionen und die Juden in Beeinflussung durch sie bei ihrem Purimfest, bei ihrem ursprünglich zur Tötung des alten und Einführung des neuen Sonnen-Jahres aufgeführten Festen den Brauch, daß ein Verbrecher getötet und ein anderer freigegeben und im Jubel heimgeführt wird, so daß in Jesus und Barabbas der getötete Haman und der Mardachaï (babylonisch Marduk) des Purimfestes erscheint, das zur Errettung der Juden durch Esther von dem bösen Haman gefeiert wurde, aber in Wahrheit nach dem babylonischen Vorbilde der Feier des Ersterbens und der Verjüngung der Natur verlief. Der Marduk, das neue Jahr, war der Sohn des (himmlischen) Vaters, das war aber auch das alte Jahr gewesen, das sich nun selbst opferte (S. 35). — Das Kreuz ist ursprünglich ein Symbol des Feuerkultus, indem seine beiden Teile auf die Hölzer hinweisen, deren man sich zum Feueranmachen bediente; demgemäß ist auch auf den ältesten christlichen Monumenten das Kreuz, das dort Jesus auf dem Haupte trägt, ein Sinnbild belebender Gotteskraft; das erste sichere Vorkommen eines toten gekreuzigten Christus ist erst in einer Buchmalerei in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz aus der Zeit um 1060 n. Chr. (S. 19—85). Die christliche Feier der Sonntags stammt aus dem heidnischen Feuerkultus (S. 66 f.). — Petrus hat an der Stelle des späteren St. Petersdomes auf dem vatikanischen Hügel seine uralte Verehrungsstätte dort, wo sie vordem der persische Lichtgott Mithras besaß. Dieser hieß auch der Felsengeborene, er trug auch die Himmelsschlüssel (S. 170). Am 18. Januar tritt die Sonne in das Zeichen des Wassermannes, der auch wohl als „Fischer“ dargestellt wurde und mit dessen Zeichen der Tierkreis des Mithras begann: der 18. Januar ist das Fest der „Stuhlfeier Petri“. Der Hahn als Verkünder der aufgehenden Sonne gehört zu den Mithrassymbolen, auch er ist in die Petruslegende gelangt (S. 168 - 175). (Der Hahn, der zum dritten Male krähte, ehe Petrus bitterlich zu weinen anfing, hat mit diesem symbolischen Hahn aber doch nicht das mindeste zu tun!). Wegen seiner Wandelbarkeit wird von

Drews Petrus auch mit Proteus und Janus, diese aber von anderen Seiten her mit Mithras in Verbindung gebracht.

Vorbereitungen des Inneren des christlichen Glaubens in asiatischer Mythologie und vorchristlichem Geistesleben: Um die Zeit von Christi Geburt herrschte im römischen Reich bis nach Vorderasien hinein nicht nur ein tiefes Verlangen nach einer neuen Gesellschaftsordnung, sondern auch — und dieses natürlich weit mehr im Orient — ein innerlicheres Sichsehnen nach göttlicher Offenbarung und Hilfe zu einem neuen Leben, auch eine „apokalyptische Stimmung", eine aus Furcht und Freude gemischte Erwartung einer plötzlichen Weltkatastrophe, des Weltendes (S. 4. 7. 10. 17). So war denn das Abendland auf eine neue Religion, wie die christliche werden sollte, wunderbar vorbereitet (S. 138). Nie ist das religiöse Bedürfnis der Menschenseele tiefer aufgewühlt und so wenig durch die anderen Seiten der menschlichen Natur entspringenden Interessen paralysiert gewesen, wie eben in den Jahrhunderten um den Beginn unserer Zeitrechnung. Die religiösen Vorstellungen grenzten sich nicht streng ab nach den Bezirken ihrer Entstehung, sondern flossen mannigfach in einander über, manche Elemente ausstoßend oder abschwächend, andere mehr betonend und mit sich verschmelzend: „synkretistisch" war der Charakter des religiösen Lebens, und so ist das Christentum auch, was deutlich an seinen Bestandstücken zu unterscheiden, eine synkretistische Religion geworden (S. 119. 159). Nach einigen Jahrhunderten kam es dahin, daß die Christen über die Aehnlichkeit heidnischer Symbole erschraken; sie suchten sich diese Beklemmung über diesen Mangel an durchgreifender Eigenart dadurch von der Brust zu wälzen, daß sie diese Aehnlichkeit als ein christusfeindliches Werk tückischer Dämonen ansahen (S. 78). — Der Philosoph Seneca († 65 n. Chr.) entwirft öfters ein Bild des vollkommenen Menschen in Zügen, die zu einem großen Teil deutlich an den evangelischen Jesus erinnern, und das wie in Sehnsucht und Hoffnung, daß er wirklich werden und ein Vorbild und Führer allem höchsten sittlichen Streben werden möchte (S. 1—3). — In der persischen Religion hatte sowohl der mit dem göttlichen Vater gleich ewige, weltregierende, ein Mittleramt zwischen Himmel und Erde ausübende Sohn, wie dieser selbst als der am Ende der Zeiten Mensch werdende Heiland ein Urbild: Mithras war der überweltliche Sohn Ahuramazadas und der zuletzt auf die Welt Herabkommende; eine etwas andere Vorstellung war, daß der „Jungfrauensohn" (Saoshyant) aus dem Geschlecht des Zarathustra diese letzte Mittlerrolle

spielen sollte; dieser floß aber auch doch wieder mit dem **Mithras** selbst zusammen (S. 7). Die Juden bezogen nun den in **Babylonien** kennen gelernten Mittler-Gott auf ihr nationales religiöses **Ideal** des Messias (S. 20). Der „Menschensohn", dem wir **in der** jüdischen Apokalyptik (Daniel, Esra) begegnen, hat sein Urbild **schon** in dem buddhaistischen Purussa (Mensch), dem Namen für die **gött**lichen Inkarnationen, deren Buddha der letzte, aber für Vergangenheit und Zukunft nicht die einzige sein sollte (S. 53). **Schon** Agni war als Mittler zwischen Gott und Mensch gedacht (S. 56). Die johanneische Auffassung Christi als des göttlichen Logos stammt nach schon längst allgemein anerkannter Einsicht aus dem **Gnostizismus** des Philo von Alexandrien und hatte für Philo selbst **wieder** eine Vorbereitung gehabt in dem „Wort" und der „Weisheit" **der** jüdischen Spruchliteratur (S. 3. 13. 14. 15). Tod und **Auf**erstehung des ebensosehr wie als jüdischer König wieder auch *wohl* als Gottessohn angesehenen zukünftigen Messias waren längst **vor** ihrer Anwendung auf Jesus im Prinzip bestehende israelitische Glaubensgedanken (S. 39). Der Glaube an Leibesauferstehung überhaupt war bekanntlich seit Daniel aufgekommen. Auferweckungen vom Tode vor der letzten allgemeinen Auferstehung durch bloßes Handauflegen wird auch schon dem Agni in den Rigvedas **zuge**schrieben (S. 64). Den Opfertod für den Menschen starben **auch** Agni und Mithras (S. 63). — Zur christlichen Ethik ist in den Psalmen der Grund gelegt; in der religiösen Lehre von der Gotteskindschaft des Menschen oder der Vaterstellung Gottes zu ihm und von der Pflicht der Gottes- und Nächstenliebe unterscheidet sich der christliche Glaube kaum von dem geläuterten israelitischen, wie er um die Zeit von Christi Geburt seit einigen Jahrhunderten bestand und noch besteht. Das Bild des „Weinstocks", des „guten Hirten", des „Brotes des Lebens" gehören, auf Agni bezogen, auch den Veden an (S. 67). Die Taufe ist keine neue christliche Zeremonie, die gleiche Handlung galt auch in vorderasiatischen Mysterien als ein Symbol der Neugeburt; mit der Aufnahme in die Gemeinschaft des Mithraskultus war der Gedanke an ein mystisches Sterben und Wiedergeborenwerden des Aufgenommenen verbunden. Der neben Baptisma für die Taufe auch vorkommende Ausdruck Photisma (Erleuchtung) deutet auf den letzten Ursprung dieser religiösen Handlung aus dem Feuerkultus hin (S. 57. 98). ...ch in den Veden vereinigen sich die Gläubigen durch den Ge... des heiligen Gebäckes und des feurigen Somatrankes

mit dem Gotte; die Teilnehmer am Opfer des Feuergottes werden durch dieses religiöse Essen und Trinken auch zu einem mystischen Leibe verbunden (S. 61. 111.). Die Inthronisation des mystischen Lammes, das im 5. Kapitel der Offenbarung Johannes allein das Buch mit den sieben Siegeln zu öffnen vermag und dem dann das neue Lied der 24 Aeltesten und der 4 Tiere ertönt, scheint auf das Selbstopfer Agni's inmitten der Götter, Priester und Opfertiere zurückzugehen (S. 68 f.). Denn der Anklang von Agni an agnus hat wohl neben andern Momenten auf die Gleichsetzung Agni's mit dem mystischen Lamm mitgewirkt (S. 71).

* * *

Arthur Drews' ganzes Buch ist nun eigentlich eine Zusammenstellung und Häufung von Prämissen zu einer einzigen großen Folgerung, auf die es ihm weit mehr ankommt, als auf alles Einzelmaterial, die überall zwischen den Zeilen hindurchschimmert, ausgesprochen aber noch am deutlichsten in der Vorrede wird. Diese Folgerung lautet: Mit dem Christentum muß es ein Ende haben, nachdem und weil es als eine durch und durch mythische Religion erkannt ist, deren Glaubenslehren aus modifizierten, aber auch so eines neuen mythischen Charakters nicht entkleideten alten Mythologemen asiatischer Völkern zusammengesetzt sind. Insbesondere entscheidet sich auch Arthur Drews, als erster und einziger Forscher dieses Gebiets neben Kalthoff, der sich so entscheidet, zu der Aufstellung, daß es eine bestimmte geschichtliche Person Jesus, die einem geschichtlichen Kern und Rest der evangelischen Erzählung als dessen Träger entsprechen würde, überhaupt nicht gegeben habe. Er denkt sich die Sache so: Die Bedeutung dieser Person stand ja aus dem Geschiebe mythischer Vorstellungen, die von Osten nach Westen vordrangen und sich mit verwandten palästinensischen vermischten, „längst vor seiner Geburt" fest; die einzelnen konkreten Züge seiner Handlungen und Reden waren gleichfalls auf diesem weitschichtigen mythischen Nährboden vorbereitet. Nun war etwa seit der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eine unwillkürlich dichtende Phantasie einer Gemeindetradition tätig, deren anfänglicher Herd der Glaube an ihren, mit dem Appellativnamen „der Helfer" benannten Kultgott war: aus diesem Senfkorn ist im Lauf von anderthalb Jahrhunderten der weitzweigige, blütenreiche Baum der evangelischen Erzählung geworden, deren Inhalt also eine, in dieser Eigenschaft ihres Tuns sich selber nicht bewußte religiöse Dichtung ist.

Der allererste Eindruck, die Richtigkeit dieser neuesten, durch überraschende, ja betäubende Wahrscheinlichkeitsanmutungen auf alle Fälle ja nicht ganz unwirksamen Hypothese einmal angenommen, ist der: Dann liegt hier ja aber ein ganz ungeheuerlicher Betrug und Schwindel der Weltgeschichte vor, der überhaupt geeignet ist, das wohltuende und schwer zu entbehrende Vertrauen auf geschichtliche Ueberlieferung und die Vernunft der menschlichen Geschichte zu erschüttern; und dann stehen wir ja vor der erschreckenden Aufgabe, um der erkannten Wahrheit willen mit diesem Gebilde des Truges, trotzdem es in so zahllosen Bauten, Bildern und Gesängen, in so zahllosen Reden, die in den Bauten der Gotteshäuser geführt werden und in zahllosen Geistern und Herzen der Menschen solche Lebendigkeit besitzt, aufzuräumen. So wird wohl von manchen Seiten das Drews'sche Buch aufgenommen werden, und ähnliche Gefühle haben sicher auch manchen in den zahlreichen Zuhörerschaften des Drewsschen Vortrages über die Nichtexistenz eines geschichtlichen Menschen Jesus bestürmt. Bei näherer Betrachtung löst sich aber doch dieser allererste Eindruck in eine Reihe ganz bestimmter Gedanken auf, mit denen es sich ganz wohl ohne den furchtbaren Druck, den dieser erste Eindruck unleugbar erzeugt, leben läßt und mit denen das Vertrauen sich erhebt, daß die Zeit, sagen wir: ein weiteres Jahrhundert, ohne die qualvolle Ausdrücklichkeit eines einzigen radikalen Handelns schon eine befriedigende Sichtung und Klärung bringen wird, — natürlich nicht das Abstraktum einer menschenfreien Zeit, sondern das unermüdliche Hin und Her der menschlichen Gedanken und die Einwirkung führender, allerdings auch entschlossener und vor größter praktischer Umwälzung nicht zurückbebender menschlicher Personen (eines „neuen Luthers").

Daß es mit der wirklichen Wahrheit der Dinge doch nicht so bestellt sein kann, wie es im christlichen Glauben vorgestellt wird — so heiße Anstrengungen dieser auch macht, seinen Inhalt zu begründen und zu verteidigen und die entgegenstehenden Meinungen zu widerlegen —, das steht nach meiner Ueberzeugung auch ganz unabhängig von diesen auf Mythisierung des Christentums hinauskommenden neuen Untersuchungen schon anderweitig fest, und zwar durch sehr einfache Gründe, die jedem normalen Verstande wohl zugänglich sind. (Ich persönlich habe die schlagendsten z. B. in meinen zu der Lutherfeier von 1883 bei Heymons in Berlin erschienenen „Thesen zum gegenwärtigen Stand der religiösen Dinge in Deutschland" und in meiner 1891 bei Fr. Stahn in Berlin

erschienenen „Orientierung über unseren religiösen Horizont" zusammengestellt; unvollständig und in mannigfaltiger Mischung oder auch sehr vermehrt und mit zweifelhaften verbunden, sind sie unzählige Male von vielen in Schrift und Wort geltend gemacht.) Das Christentum steht trotzalledem, freilich in dem sehr scharf mitgenommenen Zustande und in seltsamen, zum Teil seinem Wesen widersprechenden Wandlungen, wie es für schärfere Augen jetzt steht. Demgemäß wird sich voraussichtlich der neueste Sturmlauf auch keineswegs als eine Eroberung der Festung herausstellen, obgleich die Menschen viel mehr durch überraschend Neues als durch alte einfache Gedanken, die sie sich selbst sagen können, frappiert werden und in unserer Zeit in einer besonderen Vorliebe mehr einer geschichtlichen als einer philosophischen Aufstellung zugänglich sind.

In dem exklusiven Bezirk recht eigentlich gelehrter Forschung kann sich das Schicksal einer Religion schwerlich entscheiden. Drews beruft sich überall auf seine Quellen in ein paar Dutzend gelehrter Werke, diese hängen in ihren Behauptungen wieder an der Auffassung und Zusammenstellung von Stellen alter fremdsprachlicher, griechischer, lateinischer, semitischer, keilschriftlicher, altindischer Denkmäler in Schrift, auch in Bild ab, und die meisten dieser Quellpunkte der Beweisführung eröffnen wieder das oft ziellose Hinüber und Herüber des gelehrten Streites; die große Mehrheit auch der gebildeten Menschen kann hier nicht im einzelnen nachprüfen, sie ist der Autorität des Abstraktums der „Wissenschaft" überantwortet, mit der es bei der Wandelbarkeit der wissenschaftlichen Theorieen eine so üble Bewandtnis hat, daß der Glaube an diese Autorität, ohne inneres Verständnis der Gründe, öfters als eine Art von Köhlerglauben dem kritischen Auge entgegentritt. Der Inhalt der Religion ist aber eine Angelegenheit aller Menschen, so daß über ihn die Entscheidung nicht im engsten Kreise gelehrter Bildung fallen kann.

Drews' nach seiner Ansicht nunmehr durchschlagende Argumentation läuft auf den springenden Punkt hinaus, daß es bei der Entstehung der christlichen Religion, wie bei der aller anderen, mit ganz natürlichen Dingen, mit der geistesgesetzlichen Entstehung, Verbindung und Trennung von Vorstellungen und ihnen entsprechenden Gemütsaffektionen noch mehr in Kollektivgemeinschaften als in einzelnen Seelen zugegangen sei: daß dieses aber in Widerspruch stehe mit dem Charakter einer ganz neuen, eigenartigen, einzigen, göttlichen Offenbarung, wie ihn das Christentum für sich in Anspruch nimmt.

Zunächst darf man Herrn Professor Drews sozusagen ad

hominem daran erinnern, daß er mit seinem M[illegible] Eduard v. Hartmann ja in allem geschichtlichen Werden das W[illegible] einer unpersönlichen göttlichen Vernunft durch die Vermittlung des [illegible] wußten Menschengeistes annimmt und dieser Annahme [illegible] evolutionistisch optimistischen Glauben widmet. Da kann [illegible] beiden christlichen Jahrtausende kein reiner Betrug, [illegible] zerreißt, gewesen sein; auch sie müssen auf dem W[illegible] das erreicht werden soll, gelegen haben. [illegible] ja freilich nicht in übermenschlicher Weise direkt von [illegible] das Alte sollte eben diese Verwandlungen [illegible] den menschlichen Geistesbewegungen nicht das rein [illegible] geht, wie es sich ohne die Annahme jeder außermenschlichen [illegible] ergeben würde, sondern doch eine gewisse Leitung [illegible] findet — geradeso wie in der Vervollkommnung der [illegible] nach E. v. Hartmann und Drews gegen Darwin und [illegible] istische Naturphilosophie —, so hat sie eben auch in der [illegible] bildung der christlichen Religion aus asiatischer Mythologie [illegible] funden, und daß diese Leitung mit dem [illegible] „Offenbarung" in direktem Widerspruch stände, wird [illegible] nicht behaupten wollen, andererseits aber [illegible] Mehrheit der Zeitgenossen wohl damit begnügen [illegible] Offenbarung auf den der geschichtlichen Vernunft [illegible] sehen. Das freilich würde zu Drews Gunsten [illegible] können, daß die Eule der Minerva in der [illegible] daß die [illegible] Erkenntnis [illegible] der [illegible] einen [illegible] einer neuen [illegible] [illegible]

[illegible]

christlichen Religion ist denn doch eine wahrhaft großartige und ziemlich unvergleichliche Umwandlung des Empfangenen in dem, was allmählich als das Neue dasteht, vor sich gegangen. Der Dienst der Sonne und des Feuers von ihrer Seite, menschliche Wohltäter zu sein, soll ursprünglich der sozusagen prosaische Ernst sein zu den mythischen Vorstellungsweisen, in die er sich nach einmal sich herausstellender Art einer kindlichen und frühjugendlichen Menschheitsstufe verpuppte. Dann soll das alljährliche Absterben und Wiederaufleben der Vegetation die Quelle der lebhaftesten religiösen Gefühlsentladungen und Kulthandlungen gewesen sein. Gut, wir wollen uns darin Herrn Arthur Drews und seinen Forschungsgenossen anschließen. Wir haben uns nun wahrhaftig doch über diese Naturgrundlagen des menschlichen Lebens einigermaßen beruhigt. Wir gedenken ihrer, wenn einmal die Betrachtung diesen Lauf nimmt und wenn die Jahreszeiten wiederkehren, mit maßvollen dazugehörigen Empfindungen. In der Entfaltung des christlichen Glaubens nehmen sie einen kleinen Raum bei der Erklärung des „ersten Artikels" ein. Im Christentum ist die Seele in ihre eigenen Tiefen herabgestiegen, die noch viel bedeutungsvoller sind als die äußere Welteinrichtung. Die Vollkommenheit („Gerechtigkeit") und die Seligkeit sind die Ziele, welche der christliche Geist mit brennender Liebe im Auge hat, und im Gegensatze dazu der weite Abstand unseres wirklichen Zustandes zu diesen Idealen der Ausgangspunkt, welchen das christliche Gefühl mit tiefer, göttlicher Trauer ergreift. Mag das alles in den Keimen des Christentums noch stark mit mythischen Ueberkommnissen und mit örtlicher und zeitlicher Färbung versetzt sein, — geworden ist es in mythenfreier, vernünftiger menschlicher Allgemeinheit, soweit die einzelnen Menschenseelen zu dieser Tiefarbeit und der christlichen Art ihrer Auffassung veranlagt sind, zu dem christlichen Glaubenssystem. Wenn man überhaupt die Leitung der menschlichen Entwicklungen im großen und ganzen durch den Geist der Vernunft annimmt, so sollte man hier wirklich die Leitung durch den „heiligen Geist" nicht zurückweisen, gleichviel, wie sehr auch im einzelnen menschliche Torheit und Leidenschaft nach Ausweis realistischer Kirchengeschichte bei dem Zustandekommen der Ergebnisse beteiligt gewesen sein mag. Die „List der Idee" mit ihrer überlegenen Macht über die Befangenheit, die Kleinlichkeiten, Selbstsüchtigkeiten und Irrungen der Menschen nehmen ja auch die aufgeklärten modernsten Geschichtsphilosophen in Anspruch.

Wenn wirklich die beiden christlichen Sakramente der Taufe

hominem daran erinnern, daß er mit seinem Meister Eduard Hartmann ja in allem geschichtlichen Werden das Wirken der unpersönlichen göttlichen Vernunft durch die Vermittlung des unbewußten Menschengeistes annimmt und dieser Annahme einen evolutionistisch optimistischen Glauben widmet. Da können die beiden christlichen Jahrtausende kein reiner Betrug, kein [illegible] gewesen sein; auch sie müssen auf dem Wege zum [illegible], das erreicht werden soll, gelegen haben. Eine neue [illegible] ja freilich nicht in übermenschlicher Weise direkt von oben her; die Alte sollte eben diese Verwandlungen ergeben. Wenn [illegible] den menschlichen Geistesbewegungen nicht das reine Zufall[illegible] gibt, wie es sich ohne die Annahme jeder außermenschlichen [illegible] erst ergeben würde, sondern doch eine gewisse Leitung [illegible] findet — geradeso wie in der Vervollkommnung der Organismen nach E. v. Hartmann und Drews gegen Darwin und die [illegible] Naturphilosophie —, so hat sie eben auch in der Herausbildung der christlichen Religion aus asiatischer Mythologie [illegible] funden, und daß diese Leitung mit dem [illegible] „Offenbarung" in direktem Widerspruch stände, würde Drews nicht behaupten wollen, andererseits aber würde sich [illegible] Mehrheit der Zeitgenossen wohl damit begnügen, den Begriff Offenbarung auf den der geschichtlichen Vernunft [illegible] sehen. Das freilich würde zu Drews Glauben [illegible]

[illegible]

christlichen Religion ist denn doch eine wahrhaft großartige und ziemlich unvergleichliche Umwandlung des Empfangenen in dem, was allmählich als das Neue dasteht, vor sich gegangen. Der Dienst der Sonne und des Feuers von ihrer Seite, menschliche Wohltäter zu sein, soll ursprünglich der sozusagen prosaische Ernst sein zu den mythischen Vorstellungsweisen, in die er sich nach einmal sich herausstellender Art einer kindlichen und frühjugendlichen Menschheitsstufe verpuppte. Dann soll das alljährliche Absterben und Wiederaufleben der Vegetation die Quelle der lebhaftesten religiösen Gefühlsentladungen und Kulthandlungen gewesen sein. Gut, wir wollen uns darin Herrn Arthur Drews und seinen Forschungsgenossen anschließen. Wir haben uns nun wahrhaftig doch über diese Naturgrundlagen des menschlichen Lebens einigermaßen beruhigt. Wir gedenken ihrer, wenn einmal die Betrachtung diesen Lauf nimmt und wenn die Jahreszeiten wiederkehren, mit maßvollen dazugehörigen Empfindungen. In der Entfaltung des christlichen Glaubens nehmen sie einen kleinen Raum bei der Erklärung des „ersten Artikels" ein. Im Christentum ist die Seele in ihre eigenen Tiefen herabgestiegen, die noch viel bedeutungsvoller sind als die äußere Welteinrichtung. Die Vollkommenheit („Gerechtigkeit") und die Seligkeit sind die Ziele, welche der christliche Geist mit brennender Liebe im Auge hat, und im Gegensatze dazu der weite Abstand unseres wirklichen Zustandes zu diesen Idealen der Ausgangspunkt, welchen das christliche Gefühl mit tiefer, göttlicher Trauer ergreift. Mag das alles in den Keimen des Christentums noch stark mit mythischen Ueberkommnissen und mit örtlicher und zeitlicher Färbung versetzt sein, — geworden ist es in mythenfreier, vernünftiger menschlicher Allgemeinheit, soweit die einzelnen Menschenseelen zu dieser Tiefarbeit und der christlichen Art ihrer Auffassung veranlagt sind, zu dem christlichen Glaubenssystem. Wenn man überhaupt die Leitung der menschlichen Entwicklungen im großen und ganzen durch den Geist der Vernunft annimmt, so sollte man hier wirklich die Leitung durch den „heiligen Geist" nicht zurückweisen, gleichviel, wie sehr auch im einzelnen menschliche Torheit und Leidenschaft nach Ausweis realistischer Kirchengeschichte bei dem Zustandekommen der Ergebnisse beteiligt gewesen sein mag. Die „List der Idee" mit ihrer überlegenen Macht über die Befangenheit, die Kleinlichkeiten, Selbstsüchtigkeiten und Irrungen der Menschen nehmen ja auch die aufgeklärten modernsten Geschichtsphilosophen in Anspruch.

Wenn wirklich die beiden christlichen Sakramente der Taufe

und des Abendmahls in ihren äußerlichen Hergängen und ihrer Symbolik eine Aehnlichkeit mit vorchristlichen Kulthandlungen haben, so ist doch hier der Unterschied am allerbedeutendsten, so daß er denn doch aufs kräftigste hervorgehoben zu werden verlangt. Sollte die religiöse Seelenverfassung und -stimmung, in der gläubige Christen das Sakrament des Altars feiern, wohl irgend ihresgleichen bei den paganistischen Kulthandlungen gehabt haben, die Drews zum Vergleich heranzieht? Wenn irgend etwas reinchristlich und nur christlich ist, so ist es dieses fromme Begehren nach Besiegelung der Vergebung der Sünden und dieser ernste Vorsatz zur Besserung des Lebens und zu herzlicher Nächstenliebe, welche in der Abendmahlstimmung gläubiger Christen die Seele in einen Zustand versetzen, der sonst überhaupt in allem Erleben menschlicher Seelen nicht vorkommt. Schon der Begriff des Sakramentes hat im Verhältnis zu allem bloßen Symbol einen Zusatz von solchem Ernst und solcher Tiefe, daß er zwischen dem Christlichen und der Religiosität überhaupt eine unüberbrückbare Scheidelinie zieht. Auch der Begriff des Gegensatzes der Natur- und der Gnadenordnung, der in der Mystik und bei Leibniz geradezu als das Wesen des Christentums erscheint, gehört durchaus dem christlichen Denken an. Von diesem Gegensatz ist aber die der christlichen Taufe vorhergehende Ansprache an die mündigen Zeugen der Taufhandlung erfüllt. Das kleine, hilflose, mit den Keimen der menschlichen Fehlerhaftigkeit behaftete und den zukünftigen Zufällen seines Menschenlaufes preisgegebene Naturwesen soll nun auf der anderen Seite als ein Geschöpf Gottes, das unter göttlicher Obhut steht und aus der Selbstliebe zur Liebe Gottes als der Triebfeder seiner Handlungen sich einmal entwickeln soll, in Anspruch genommen und der Gemeinschaft der Glieder eines Reiches Gottes einverleibt werden. Das alles aber wird in solcher sittlichen Reife gefühlt und in so geadelten Worten ausgesprochen, daß wirklich viele Jahrhunderte in der Erhebung der Menschheit über ihren Naturzustand vergehen mußten, ehe die Seelenbeteiligung derer, die in dieser heiligen Handlung begriffen sind, aus ihrer frühorientalischen Färbung in die, wie sie gläubigen Christen eigen ist, emporsteigen konnte.

Eins ist freilich dem Standpunkt vergleichender Wissenschaft der Mythologie zuzugeben, daß die Herausstellung eines vorbereitenden Analogons zum christlichen Abendmahl eine wahre Wohltat ist. Denn in der extremen Spitze seiner lehrhaften Fassung ist dieses ein Mysterium, welches mit dem Essen und Trinken des

Fleisches und Blutes eines (wenn auch Gott-) Menschen, der einmal auf der Erde gelebt hat, eine für das Gefühl und den Verstand gleich unvollziehbare Zumutung und abschreckende Vorstellung enthalten würde.

Wenn es Drews nach Kalthoff, dem es nicht gelungen ist, gelingen sollte, den Glauben an die einstmalige geschichtliche Existenz Jesu Christi unwahrscheinlich — seine Annahme zum Verständnis des Ursprungs des Christentums überflüssig — zu machen, dann würde in der Tat alles, was am Christentum nicht rein gedankenhaft ist, von diesem Einen Punkte aus zusammenbrechen. Denn für alle Formen des Christentums sind die Beziehungen der Einzelseele, sei es zum Gottmenschen Christus, sei es zum Menschen Jesus von der allerwesentlichsten Bedeutung. Nun bekommt man in der Tat von dem weiten Abstande der neutestamentlichen Schriften von dem Charakter, geschichtliche Urkunde zu sein, durch Drews (wie durch die vorangegangene protestantische Bibelkritik) einen sehr starken Eindruck. Aber in dem Bestreben, Personen, deren Geschichtlichkeit viele Jahrhunderte geglaubt, vielmehr ohne jeden Zweifel nach Lage der Sache als selbstverständlich vorausgesetzt ist, zu solchen, die niemals gelebt haben, umzustempeln, geht man meines Erachtens heutzutage in den Kreisen, die reinwissenschaftlich sein wollen, in der aufgewachsenen Hyperkritik, zu weit. An dem objektiven Gewicht der Begründungen solcher so paradoxen Aufstellung kann man getrost sogleich 20% auf Rechnung der Sucht, ganz besonders kritisch hell zu erscheinen, in Abstrich bringen. Das gebildetste griechische und römische Altertum spricht von den Personen der homerischen Dichtung und überhaupt der griechischen Mythologie, die lutherische und die katholische Orthodoxie von Adam und Eva wie von Menschen, die ihrer Zeit wirklich gelebt haben. Das können alle die nicht mehr, deren Haupt von einem Tropfen wissenschaftlichem Oeles gesalbt ist. Die Geschichtlichkeit eines Wilhelm Tell, der unserer Zeit schon so viel nähersteht, werden wir aufgeben müssen. Aber warum soll z. B. Lykurgos nicht gelebt haben? Unser großer Schiller dachte noch gar nicht daran, ihn völlig in die Grube des Unpersönlichen zu versenken. Mag sich noch so viel allmählich in langen Zeitläufen „entwickelt" haben, warum soll nicht eine hervorragende Person doch den entscheidendsten, den zuletzt maßgebenden Einfluß darauf genommen haben, mögen auch die Quellen für ihre Existenz — sogar begreiflicherweise — Jahrhunderte von der Augenzeugenschaft abliegen? Aber der liebe Vorgang des „Wickelns" mit der Vorsilbe

Ent- hat es nun einmal, ich weiß nicht wie, den modernen Geistern angetan, die ohne Versessenheit auf ihn nicht glauben, moderne Geister sein zu können. Homeriden muß es ja gegeben haben, aber warum sollte nicht Einer von ihnen den Namen eines Homer durch seine überlegenen Leistungen vor allen anderen an sich reißen? „Einen Bismarck hat es nie gegeben. das wird später einmal das „Urteil der Geschichte" sein, er ist nur als die Verkörperung des deutschen Einheitsstrebens anzusehen", in diesen Ausspruch hüllte mir einmal, natürlich in vollem Bewußtsein der hier entscheidenden Gegengründe, ein geistreicher Freund seine Satire gegen die geschichtliche Hyperkritik. Eine Geschichte Jesu soll so — in frühester Aufzeichnung 40 Jahre nach seinem Tode — zustande gekommen sein, indem eine ursprünglich an einen göttlichen Mittler Jesus gläubige Gemeinschaft diesen auch zu einem auf Erden geborenen Menschen machte und in sich selbst unbewußter Dichtung die Züge, die zu ihm paßten, zu einer ganzen Fülle von Erzählungen und Reden erweiterte. Nun wäre dies doch ohne den Glauben an die Wirklichkeit dessen, was man so von Jesus sagte und hörte, kein religiöses, sondern ein poetisches Tun gewesen. Nahm man die Sache aber mit religiösem Ernste, so hätte doch dann und wann einmal selbst die Mythenbildenden dieser Zeit und dieser Gegend, dieses abergläubischen Kulturkreises, die kritische Anwandlung ankommen müssen, wieso und woher sie denn das alles wüßten. Zu einem Betruge seiner selbst und anderer fehlte das Motiv, wenn man ja nur eben Glaubensinteresse hatte und die Stunde der Benutzung des Glaubens zu weltlichen Zwecken jedenfalls noch nicht geschlagen hatte. Eine ernstgemeinte Ausgestaltung des irdischen Lebens eines göttlichen Religionsstifters kann man doch nicht mit dem treuherzigen Geistesspiel, aus welchem Heldensage hervorgetrieben wird, ja sogar noch nicht einmal mit frommer Legendendichtung auf eine Stufe stellen. Die doch unmöglich gänzlich ausbleibende Dazwischenkunft des Gedankens, daß man doch selbst der Schöpfer dieser unwirklichen Geschichten ist oder sie von anderen solchen Selbstschöpfern ohne Grund auf Treu und Glauben angenommen hat, stört das ruhige Weiterdichten eines sagenhaften Stoffes oder legendenhafter Hinzuerfindungen zu dem Leben von Personen, die als wirklich vorausgesetzt werden, doch auf die Dauer gar nicht, dagegen für die spontane Ausspinnung von religiöser Erzählung, deren Inhalt als wirklich und grundlegend gemeint ist, müßte sie tödlich sein.

Drews hält dafür, daß die allmähliche Vermenschlichung eines

ursprünglich als Gott gedachten Wesens nicht ohne viele Beispiele in der Mythologie und viel leichter in sich verständlich sei, als die beispiellose Vergöttlichung eines Menschen. Wie hätte der Meister, der mit den Jüngern zusammen gegessen und getrunken hätte und in Gebärden und allem Tun als ein Mensch erfunden wäre, in ihrem Glauben diesen Aufstieg erleben können? Dieser recht originelle und überraschende Gedanke hat für den Drewsschen Leser zunächst wohl etwas Einleuchtendes. Allein der — ich will nicht sagen: geschichtliche, aber doch selbstverständlich als real behandelte Jesus der Evangelien hatte doch wohl, dem sehr allgemeinen Eindruck der Bibelleser aller Zeiten gemäß, in bedeutend höherem Grade etwas Göttliches, das sich weit über das gewöhnliche Menschentum erhob, an sich als es Drews, der nur seine Teilhaberschaft an den alltäglichen Momenten des Menschentums betont, zugeben will, und stieg doch auch wohl höher über die ethischen und religiösen Lehrmeinungen seiner Zeit und seines Volkes empor, als das Drews annimmt, der wieder mehr das, was ihn allerdings mit den besten der Volksgenossen seiner Zeit verband, bei seiner Beurteilung im Auge hat. Und wenn einzelne Züge in dem evangelischen Lebensbilde Jesu allerdings deutlich den Ursprung aus einem bestehenden mythischen Schatze von Erzählungen von heidnischen Christi, von solchen zwischen Gott und Mensch schillernden Mittlerwesen, verraten, so sind doch die konkreten Züge aus dem Leben und den Reden Jesu so sehr zahlreich, daß es doch gerade nicht an der Beschränktheit der uns erhaltenen Quellen liegen kann, wenn wir deren größere Zahl doch als einzig in ihrer Art ansehen müssen.

Daß die ersten Jünger Jesu doch wohl den Glauben an die Auferstehung Jesu gehegt haben, in dem seine Göttlichkeit und Messianität unmittelbar enthalten war, das ist eine durch die Drewsschen Hypothesen doch wohl nicht zu verdrängende Annahme, die das Entstehen des Christentums begreiflich macht, mag auch Drews (S. 55 f.) in Pfleiderer, als noch dem besten der kritischen Erforscher der Urzeit der christlichen Religion, diese fast allgemein verbreitete Ansicht noch so scharf zurückweisen. —

Drews beruft sich (S. 140 f.) auf eine beispielshalber aus einem indischen Religionsbuche eingeführte orthodoxe Lobrede auf Buddha, um zu beweisen, daß auch die Vergöttlichung in recht konkreter Ausmalung menschlicher Vollkommenheiten, wie sie Christo zuteil ward, schon in der älteren Religion des fernen Ostens so verbreitet gewesen sei, daß sie leicht habe eine sprechende Kopie finden

können. Aber wer recht scharf hinhört und nicht auf [illegible] für eine „Christusmythe“ hinaus will, der findet ebenso [illegible] in Jesu's Idealzeichnungen des erlebnten vollkommenen Menschen neben natürlich vielen generellen Aehnlichkeiten, doch noch [illegible] Unterschied in dem Individuellen und Unaussprechlichen [illegible] fachen Idealisierungen des Menschen fühlen und schmecken [illegible] verschieden. Oder würden sich wohl die wundervollen [illegible] unserer Kirchenlieder, die zum Ausdruck christlicher Gedanken und Gefühle so unsagbar stimmen, als der [illegible] buddhistischer oder stoischer Denkweise eignen? Nein und [illegible] nein: da liegt mehrerlei vor!

In Summa: Die Frage der Wahrheit oder Unwahrheit der christlichen Religion würde ja auch durch das Ergebnis, [illegible] Christus nur ein in Gedanken existierendes mythisches [illegible] unmittelbar nach der Zeit der Unwahrheit entsch[illegible], sie hängt auch noch an ganz anderen und viel [illegible] und viel allgemeiner zugänglichen Momenten. Wenn man [illegible] lang gar nicht zu der Reflexion gelangt ist, ob nicht [illegible] malige geschichtliche Existenz der Person, von der die christliche Religion ihren Namen hat, nur Lug und Trug der Ueberlieferung [illegible] und diese in dem Bild, zu welchem alle vier Evangelien [illegible] liefern, unter Ausscheidung alles unvereinbar[illegible] genommen hat, wird man durch diese neuesten [illegible] Arthur Drews so dankenswert und energisch zusammen[illegible] gewaltig [illegible] und von gerechtem [illegible] obwohl doch keineswegs von ihnen überwältigt [illegible] getroffen habe, von der aus zum [illegible] gehalten werden könne, scheint mir doch [illegible] Kenntnis.

* * *

[illegible] mit Arthur Drews zusammen [illegible] universitas rerum [illegible] Grund [illegible]

nur einigen wenigen zugänglich, und sie ist, wie alle Metaphysik, ein Beet endloser Kontroversen, die nicht in zwingender Weise und für immer geschlichtet werden können. Vielmehr liegt der Grund in der gesamten Verstandserkenntnis unserer Zeit, die Arthur Drews gleichfalls beherrscht, über der er mit Recht keine Autorität eines, sich in seinem sic volo, sic iubeo versteifenden Glaubens anerkennt, die er aber, der Sonderart seines Geistes entsprechend, nicht so sehr wie seine metaphysische Ueberzeugung für die Begründung seiner Stellung zur Religion benutzt, und an der die beiden Hauptpunkte sind: die Undenkbarkeit eines jenseitlichen Gerichts und ewiger Höllenstrafen nach Maßgabe des christlichen Glaubens, und die auf alle Fälle weniger zentrale Stellung des Erdplaneten und seiner Menschheit zum Weltall als die, welche allen bisherigen Religionen zugrunde liegt. Alle diese Verstandesgründe rühren freilich die Gläubigen gar nicht, sei es, weil sie gar nicht auf sie verfallen, sei es, weil sie sie von sich abwehren und in einer Praedisposition zur Gläubigkeit nichts von ihnen wissen wollen. Aber die Zahl der Gläubigen ist sehr zusammengeschmolzen, z. B. fast kein einziger deutscher Professor der Theologie gehört streng genommen mehr zu ihnen, und das unleugbar im letzten Jahrzehnt hervorgetretene Suchen und Ringen nach Religiosität führt fast überall zu so starken Abweichungen vom alten Glauben, daß bei Ehrlichkeit der Sprache das Alte und das Neue nicht beides zugleich den Namen der Christlichkeit führen dürfen. Auch liegen die Zeiten, wo das Richtige in bedeutungsschweren und verwickelten Dingen erkannt ist und wo es in allen seinen Konsequenzen durch und durch in die Wirklichkeit übergegangen ist, immer weit auseinander.

Arthur Drews strebt ganz offen und rücksichtslos nach der neuen, nicht mehr christlich zu nennenden Religion, und da in der Tat also nach der Ueberzeugung sehr vieler der Glaube nicht mehr mit dem wissenschaftlichen Gewissen in Einklang zu bringen ist, so taucht die Frage in furchtbarer Größe auf: Was soll aus dem Christentum werden?

Unser Volk hat schon einmal die Zeiten einer mit dem Untergange des Alten endigenden religiösen Krise erlebt, etwa von dem fünften bis zum neunten Jahrhundert, und in sachlich vermindertem, aber hinsichtlich der Beteiligung des Gemütes und durch die schon gesteigerten Mittel einer geistigen Verkehrseinheit verschärftem Maße im Reformationszeitalter. Die Krisis aber, in der wir uns

schon seit vielen Jahrzehnten befinden, ist deshalb [illegible] ergreifender und tragischer, weil wohl niemals eine Religion so tief in Herz und Gemüt der Menschen [illegible] griffen hat wie die christliche, auf die ein Jahrtausend lang unsere Voreltern gelebt haben und gestorben [illegible] und weil keine Religion in höherem Grade das [illegible] Leben und die Sitten ihrer Bekenner durchdrungen [illegible] staatliche Einrichtungen beeinflußt hat. Es handelt sich um das, was für viele noch das Heiligste ist, um das [illegible] den Formen des Lebens bei täglich hundertfach [illegible] deutungsvollen Gelegenheiten des Lebens den [illegible] ausdruckt, um das, was für den ehrwürdigen, großen [illegible] in jedes Dorf vertretenen Berufsstand der Geistlichen [illegible] Grundlage der wirtschaftlichen und geistigen Existenz [illegible] bietet und um das, was mit seinen Kulturerrungenschaften ungeheure Arbeit und Werte repräsentiert und einen beträchtlichen Teil des mit Menschenbau besetzten [illegible] und Bodens in Beschlag genommen hat. All [illegible] praktischen Konsequenzen unserer großen Frage [illegible] soll aus dem Christentum werden? muß man sich wohl [illegible] vergegenwärtigen.

Da werden nun zunächst viele Protestanten denken: [illegible] historisch-kritische Methode ist uns ja erst eben das echte [illegible] liche Christentum in der [illegible] [illegible] Jesu und seiner [illegible] Lehre von Gott als unserem [illegible] lichen Vater, der [illegible] der Nächstenliebe und [illegible] der Persönlichkeit [illegible], und in dieser Richtung [illegible] Zukunft des Christentums. Arthur Drews ist [illegible] [illegible] und [illegible]

[illegible]

hat. 2. Wenn es aber auch das ursprüngliche „Christentum Christi" wäre, so ist damit keineswegs für uns von vornherein ausgemacht, daß es die für uns gültige Wahrheit und höchste Norm sein müßte. Wenn Jesus das Verhältnis Gottes zu sich und den Menschen als ein väterliches fühlt, so ist damit noch nicht gewiß, ob es auch ein väterliches ist, das Dasein und das ganze Wesen Gottes kann vielmehr von uns nur aus Vernunft und Erfahrung erschlossen werden, und keines Menschen persönliches Dafürhalten und Bewußtsein darüber entscheiden. Die ganze Autorität des bloßen Menschen Jesu ist nur von der früheren des kirchlichen Gottmenschen Christus erborgt, den der liberale Protestantismus ja eben fallen läßt. 3. Der moderne Lieblingsbegriff des Rechtes und Wertes der differenzierten Persönlichkeit ist ganz und gar kein irgendwie zentraler neutestamentlicher Begriff und wird nur aus eigener Liebe zu ihm in die christlichen Quellenschriften hineingetragen. Das älteste Christentum forderte vielmehr die ausdrückliche gehorsame Unterordnung unter dem Gemeindegeist, Religion war ihnen nichts weniger als persönliches Empfinden und „Erleben". 4. Was dem liberalen Protestantismus noch am meisten als auf Jesus selbst zurückgehende Lehre erscheint, daß wir Gott als Vater fühlen und ihn und uns unter einander als seine Kinder lieben sollen, das ist gar nicht eine so einzige auf Jesus zurückgehende Neuigkeit, sondern Gemeingut des erleuchtetsten Israelitismus seiner Tage. (Das ist immerhin zu belegen, aber die Energie und Klarheit, mit der das „vornehmste und höchste Gebot" von Jesus eingeschärft und über alle Erfüllung von äußeren Formen gesetzt wird, mag man doch geradezu als die Einführung eines neuen religiösen Prinzips würdigen, und Drews und v. Schnehen billigen hier dem Christentum Christi doch zu wenig zu.) 5. Was dagegen Jesu sicher ganz eigen ist, die Verkündigung, daß er, noch ehe die mitlebende Generation ganz ausgestorben sei, in den Wolken des Himmels wiederkommen werde zum Weltgericht, das ist durch die Fortdauer der Diesseitigkeit nach wenigen Jahrzehnten widerlegt gewesen, so daß Professor Julius Baumann, Göttingen („Neuchristentum und reale Religion", 1901) von da ab sogar den definitiven Untergang des wirklich ursprünglichen Christentums rechnet. Der Denkweise des liberalen Protestantismus muß doch aber auch die Autorität eines Geistes, zu dessen zentralem Besitztum eine so phantastische Vorstellung gehörte, sehr stark beeinträchtigt erscheinen. 6. Ueberhaupt wählt ja der moderne Kult der menschlichen Person

Jesu aus dem gesamten Stoff der Evangelien sehr wohlweislich [illegible]
was gerade zu seiner Tendenz paßt. Er muß also [illegible]
selbst anderweitig einen Maßstab für das, was ihm in [illegible]
ethischer Beziehung das Hochschätzenswerte erscheint, [illegible]
In der Tat ist der größte Teil der predigtmäßigen Ausführungen [illegible]
Grundgedanken des Person-Jesu-Kultus der modernen, aus [illegible]
Quellen entflossenen, Bildung angehörig, ist namentlich [illegible]
der Herren eigener Geist, in dem ein kleiner [illegible] Ab-
schnitt längstvergangenen geschichtlichen Lebens sich [illegible]
her ist der liberale Protestantismus in dem, was er als [illegible]
religiös-ethischen Besitz aus dem Urchristentum retten [illegible]
nicht auf die urchristliche Quelle angewiesen. Er kann [illegible]
danken und Impulse auch von anderen Seiten her [illegible]
oder besser", wie Drews mit E. v. Hartmann öfter [illegible]
aus der eigenen Vernunft und Erfahrung und der modernen [illegible]
wie sie, aus christlichen und anderen Faktoren gewor[den] [illegible]
ist. Der Temperaturgrad der liberal-protestantischen [illegible]
außer sofern er sich in der Verneinung und [illegible]
doxie erhitzt [illegible] besitzt nicht die Höhe, daß in ihm ein [illegible]
religiösen Lebens von gleichem, dem allgemeinen [illegible]
[illegible] entsprechenden Werte wie in der christlichen [illegible]
verbürgt wäre oder was daran fertlebte, nun [illegible]
sein sollte. Man kann es ja dem Schreiber [illegible]
so etwas zu behaupten, aber in [illegible]
es doch wirklich darauf an [illegible]
[illegible]

[illegible]

als Gegenstände der Liebe, Verehrung und Vorbildlichkeit wirken können, so könnte ja auch das Bild Jesu, wie es nun einmal aus den Evangelien uns entgegentritt, als unbewußte Dichtung der Evangelienverfasser in seinen Taten und Worten geliebt und verehrt werden, so daß dann die persönliche Verehrung eigentlich jenen Verfassern, so wenig wir sie auch sonst kennen, zuteil würde, die das Beste ihres eigenen Inneren in jenem Bilde verkörpert hätten. Aber für eine Religion wäre das doch ein sehr schwacher Unterbau. Dennoch sind die obigen sehr einfachen neun Gründe gegen die Annahme, daß der liberale Protestantismus eine vollwichtige Erbschaft des Christentums sein könnte, jedenfalls viel ausschlagender als die neue tiefgründig gelehrte Arbeit des Prof. Arthur Drews, — die übrigens ja ihrer Argumentationen gegen den liberalen Protestantismus hier nur gelegentlich gedenkt und den mythischen Charakter alles dessen, was sich Christentum nennt, erhärten möchte.

An dem liberalen Protestantismus wird neben diesem Kultus der menschlichen Person Jesu jetzt immer noch unter den seinem Prinzip zufolge zahlreich auseinanderlaufenden Richtungen die hauptsächlichste, die mit dem Reform-Judentum ungefähr zusammenfallende, eines allgemeinen Deismus sein. Alle diese Richtungen haben das gemeinsam, daß sie das Urteil einschließen, daß das alte Christentum der Kirche die Wahrheit nicht besessen habe. Man darf darüber nicht so leicht hingehen in dem Gedanken, als ob dafür ja nun ein Ersatz in dem verbesserten Christentum gefunden sei. In Wahrheit ist noch nie eine Glaubenswelt tödlicher zerschmettert worden, als es die alte christliche Glaubenswelt wird, wenn an ihre Stelle ein anderer Inhalt als der, welcher allen christlichen Seelen als ihr heiligster Besitz erschien, geschoben wird. Ohne den zentralen Inhalt des alten Glaubens — ich meine den, in welchem z. B. der Papst, Luther und Zinzendorf einig sind — kann wirklich von einem Fortbestand des Christentums nicht die Rede sein. Alle Gebilde des kritisch-protestantischen Geistes sind also, wenn die Worte ehrlich dazu da sind, die Unterschiede der Dinge auszudrücken, nicht mehr Christentum. Ob einzelne von ihnen in sich selbst Dauer haben werden, ist sehr zweifelhaft: haben sie doch keine sichere Grundlage in ewigen Daten der Seele und der Welt, sondern in zufälliger Anknüpfung an mehr peripherische Seiten des Christentums, das sie aber in dem, wodurch die Menschenwelt beherrscht gewesen ist, aufgeben, und sind es doch vorübergehende Versuche, sich niederzulassen und aufzuatmen, welche von dem Kanonendonner und der

Reiterei des verfolgenden Feindes, des absolut freien, nur die [illegible]liche Wahrheit zum Ziel nehmenden Gedankens, immer mehr [illegible] geschwächt werden. Die ganze furchtbare Schwere unserer [illegible] Krisis sich zu verbergen, hat vor der Wahrhaftigkeit dieses Gedankens, der nun einmal aufgegangen ist, keinen Zweck.

Wie steht das Christentum aber da in seinen [illegible] Mann von denen aus vielleicht noch eine Rückeroberung [illegible] früher eingenommenen Platzes ausgehen? Denn das muß man doch also ein für allemal klar halten, daß alle Neuerungen, [illegible] erst besseres oder echteres Christentum sein wollen, unmöglich [illegible] für die Jahrhunderte sein werden, schon weil sie aus den K[illegible] entspringen, in denen auch immer wieder das Neue um des Neuen willen produziert wird, mindestens die Forschung mit ihren unaufhörlichen Veränderungen immer weiter geht, und daß die Neuerungen dieser Art, bei der Freiheit, die den individuellen Auffassungen alle geben, von keinem deutlichen Bande der Einheit umschlossen sein werden.

Gibt es überhaupt noch Glauben? Den Zweifel an der [illegible]richtigkeit derer, die sich als solche geben, also den persönlichen [illegible] der Heuchelei an diese, kann man oft hören. Und doch [illegible] kennt nicht Glaubige, für deren Ehrlichkeit er sich verbürgen möchte, in dem Kreise der ihm persönlich bekannten Menschen? [illegible]

[illegible]

lichkeit der Eigenschaften" noch viel mehr Raum gewinnt, einmal vorausgesetzt, viele und starke innere Gründe für sich. Und nun ist es eine allgemein verbreitete Unklarheit, daß man nicht unterscheidet zwischen den Angriffen, die auf die Qualität (Güte und Erhabenheit), und denen, die auf die Richtigkeit des Inhalts gehen. Weil man der ersteren sich auf alle Fälle erwehrt und zum Teil auch mit gutem Recht erwehren kann, glaubt man, auch der mit ihnen eben konfundierten letzteren Herr geworden zu sein. Dies die Hauptgründe für das noch starke Vertretensein ehrlichen und ernsten Glaubens. Daß dagegen für die gewiß doch in der Mehrheit befindliche Mitläuferschaft im Glauben, für Namenchristentum und sogar positive Unwahrhaftigkeit mancherlei Gründe niederer und beschämender Art vorliegen, durch welche diese Tatsache begreiflich gemacht wird, liegt auf der Hand.

Ein Massenabfall der Gläubigen zum Unglauben, wie in der Reformationszeit von der alten Kirche, wird wohl niemandem für die nächsten Jahrzehnte wahrscheinlich erscheinen, zumal ein solcher Abfall doch nicht wohl ins rein Leere der bloßen Negation erfolgen kann, und das Wohin des Abfalls eine noch sehr offene Frage ist. Abbröckeln aber sollte doch wohl die Zahl der Gläubigen, wie schon seit lange, weiter, und wohl in Verstärkung und Beschleunigung, weil letzthin ihr Ankampf gegen die Gründe der Verstandeserkenntnis der — wie Schopenhauer mit Recht sagt — des irdenen gegen den eisernen Topf ist. Der tiefe Seelenschmerz, mit dem die Gläubigen in dieser langen religiösen Krisis leben müssen, verdient herzliches und ehrendes Mitgefühl, das aber an dem Zwang der Wahrhaftigkeit seine Grenze findet. Neben dem Seelenschmerz ist dennoch in der Brust der Gläubigen natürlich auch Hoffnung und Gottvertrauen lebendig. Aber nach der wirklichen Sachlage ist die Aussicht ihrer Hoffnung, daß die religiöse Krise mit einem neuen Siege des alten Glaubens endigen werde, eine dem Wunsch der Herzen, und nicht der Möglichkeit für die Geister entsprechende.

Können die Gläubigen gegen die Ungläubigen Toleranz üben? An und für sich natürlich nicht, weil sie von dem Glauben der Wahrheit ihrer Sache erfüllt sind, und in diesem Falle diese Wahrheit in ihren Augen zugleich das Gewicht eines ewigen Lebens hat. Deshalb können sie gar nicht anders, als den heißesten Wunsch hegen und alle rechtmäßigen, von ihrer hohen Ethik erlaubten Mittel, besonders auch die Fürbitte, anwenden, um

wo irgend möglich alle zu sich herüberzuziehen. Dennoch ist in den letzten fünfzig Jahren, die ich schon in persönlichem Miterlebnis dieser religionskritischen Zeit übersehe, die Toleranz des Glaubens höchst fühlbar gestiegen. Und das geht so zu: die Gläubigen können nicht anders als die Fälle, in denen der Unglaube einer — in ihren Augen ungöttlichen — Abneigung des Willens gegen den Glauben, also einer ganz an diese Welt verlorenen Gesinnung, entspringt, von den Fällen unterscheiden, wo wirklich ehrlicher Zwangzustand durch den Verstand die Quelle des Unglaubens ist. Gegen die ersteren Fälle können sie nicht wohl anders, als im heiligen Eifer sich der Duldung verschließen, gegen die Fälle der zweiten Art aber werden sie keinen Vorwurf erheben können und sich auf ihr Vertrauen in die Zulassungen der göttlichen Weltregierung zurückziehen. Etwas von Duldung wird sogar von hier aus auch auf die erstere Art des Unglaubens überfließen, weil ja das Geartetsein vieler Naturen zu rein weltlicher Gesinnung auch in der göttlichen Naturordnung begründet liegt und der Gang der Zeiten es mit sich bringt, daß die im Mittelalter vernachlässigte Orientierung in der diesseitigen Welt und das Streben nach ihrer Nutzbarmachung und Beherrschung einen höchst scharfen Stachel, das Versäumte nachzuholen, empfindet.

Können andererseits die „Freien" Toleranz gegen die Gläubigen hegen? Ein merkwürdiges Zeichen für den Umschwung der Zeiten, daß überhaupt diese Frage gestellt werden kann: denn früher konnte doch höchstens davon die Rede sein, daß sie Duldung *fanden*: in diesem Umschwung hat sich eben die Stärke ihrer Sache gezeigt. Diese Duldung ist sehr wohl möglich, ja sie ist eine äußere und innere Pflicht. Eine äußere, weil die beiden überlegene Staatsmacht den Glauben mindestens so gut — weil aus früherer Gewohnheit ihn *allein* — wie die Gedankenfreiheit schützt. Eine innere, weil von der Seite des *Inhalts* und der erprobten Fähigkeit der sittlichen Wirkung der Glaube den Gedankengebilden der Geistesfreiheit ebenbürtig oder sogar überlegen ist, und nur auf der Seite der realistischen Begründung der Wahrheit des Inhalts die Stelle hat, an der er tödlich verwundbar ist. Mit einfachen Worten: Es wäre ja so *schön* — obgleich auch dagegen tieferliegende Gegengründe geltend gemacht werden können —, wenn der Glaube auch *wahr*, und damit der Menschheit die Ruhe in der Einigkeit des Geistes über die allerwichtigsten Dinge, und kräfteübender, reizvoller Streit nur über Fragen geringeren Ranges gegeben wäre. —

aber sein kann es aus sicheren Indizien doch nicht mit dieser Welt, wie es der Glaube sich vorstellt. Das gleiche Vaterland, der gleiche Staat, verwandtschaftliche und gesellschaftliche Gemeinschaften helfen ferner der von beiden Seiten notwendigen Toleranz schon weiter. Wer statt dessen den Ton des Hasses und der Verachtung gegen Glauben und Gläubige sich angewöhnt hat, der bleibt deshalb auf einer intellektuell und sittlich niederen Stufe in dieser großen praktischen Lebensfrage stehen. Nur darf sich die geistige Wahrhaftigkeit um dieser friedlichen Duldung im Leben willen nicht um ein Tittelchen beugen lassen. Und so erträglich auch immerhin bei beiderseitigem guten Willen diese lange Uebergangszeit der Krise sich gestalten mag, daß Ziel muß doch immer im Bewußtsein gehalten werden, daß aus der Krisis eine Zeit einheitlichen Geistes hervorgehen soll.

Die historisch-kritischen, bibel-exegetischen Ergebnisse oder vielmehr Ansichten brauchen aber wirklich, um das noch einmal zu betonen, in den Instanzen gegen die wirkliche Wahrheit des Glaubens nicht an erster Stelle zu stehen. Sie führen allmählich soweit, daß auch die natürlichste Fußung auf Treu und Glauben erschüttert ist, wenn aus den evangelischen Berichten, auch abgesehen von den unzweifelhaften Erdichtungen sonst nie dagewesener Wunder, fast gar nichts als geschichtlich bestehen bleiben soll. Der evangelische Glaube kann dagegen ungefähr in diesem Sinne sprechen: „Zu diesem Glauben gehört ja eben auch, daß ihm eine vertrauenswürdige Grundlage gegeben sei, daß nicht in den Evangelien, den Werken von Verfassern von offenbar sittlicher Gesinnung, Treu und Glaube viel weniger ihre Rechnung finden, als sonst bei redlich gesinnten Autoren. Wenn denn das „formale Prinzip der Reformation", die freie Forschung in der Schrift, für sich allein gehandhabt zu solchen Extremen führen kann, so haben wir es ja auch von vornherein dem inhaltlichen Prinzip nur an zweiter Stelle beigeordnet, und die ganze Entscheidung über unser heiligstes und teuerstes Kleinod nicht dem Gebrauch des Handwerkzeuges von Philologen und Historikern überlassen wollen." Selbst die außerordentliche Verschiedenheit des Christusbildes bei den Synoptikern, bei Johannes, bei Paulus braucht doch nicht die Grundlage der ältesten Ueberlieferung völlig auseinander zu treiben. Bei gutem Willen ist es ganz wohl möglich, diese Verschiedenheit auf den Standpunkt der dreierlei Auffassungen zurückzuführen, ganz wohl möglich, einer und derselben Sache drei große Seiten zuzusprechen, deren

jede je nach Maßgabe der mitgebrachten Eigenart des [illegible] ergriffen wird. Man kennt jetzt nicht mehr die alten [illegible] und kirchlich frommen Professoren der Theologie, man kennt [illegible] nur noch solche, bei denen der Ehrgeiz, den anderen Fakultäten [illegible] unbedingter Freiheit der Forschung nicht nachzustehen, den Sieg über alle Erbschaft des christlichen Herzens davongetragen hat. Ich habe von der ersteren Klasse dieser Professoren aus meiner Jugend noch die größten Eindrücke. Der Seelenadel dieser Männer hatte etwas Ehrfurchterweckendes, ihre sittliche Persönlichkeit war musterhaft, die erste Fakultät breitete noch einen gewissen [illegible] mäßigen Nimbus um sie aus. Der Wissenschaft gehörten sie [illegible] voller Seele an, ihrer Wissenschaft jedoch mit dem Bewußtsein, daß ihr durch den Glauben gewisse Grenzen gezogen seien, ein Bewußtsein, das auch von den anderen Fakultäten [illegible] geachtet wurde. Die Verschiedenheit des synoptischen, des johanneischen und des paulinischen Christus stand so sehr in dem [illegible] ihrer Studien, daß sie von ihnen doch wahrscheinlich auch [illegible] vielmehr vollkommen und mit aller Deutlichkeit beherrscht wurden; dennoch wurden sie von ihr nicht aus dem Glauben [illegible] sondern empfanden, daß die Dreiheit der Auffassungen doch [illegible] einer höheren Einheit umschlungen werden konnte. [illegible] die streng biblische Specialforschung nicht das einzige Moment, [illegible] der alte christliche Glaube [illegible] aus dem ein ihm gleichwertiger neuer hervorgehen kann.

Ich habe noch gar nicht von dem katholischen Glauben gesprochen. Unser Volk hört auch bei den [illegible] nicht [illegible] [illegible]

anschließen zu wollen: denn daß der Glaube für wichtiger angesehen werden kann, als das weltliche Wissen, ist ja verständlich. Zweitens: Die Grundlegung des katholischen Glaubens ist ja sehr vernünftig und die Ausführung ihres Grundgedankens sehr logisch, beides also sehr geeignet, Ueberzeugung zu erwecken. Diesen Schlag ins Gesicht der fast allgemeinen protestantischen Meinung tue ich mit vollem Bewußtsein der Folgen, die ich in protestantischer Meinung über mich heraufbeschwören kann, aber ich bin einmal fest entschlossen, subjektiv wahrhaftig zu bleiben, nach welcher Seite auch immer die jeweiligen Urteile ausfallen mögen. Und wenn ich diese Gesinnung — des getrennten Vorgehens des Verstandes und der Vernunft und der Festigkeit gegen Strömungen zufälliger Neigung oder Abneigung, also des Strebens nach rein sachlicher Gerechtigkeit — als eine von der Verstandeskritik bestätigte Naturmitgift in mir trage, so darf ich mich ihrer ja wahrlich nicht überheben, andererseits aber auch nicht vor dem Geständnis zurückscheuen, daß mir der Mangel dieser Gesinnung als der größte Mangel des Zeitgeistes erscheint und daß das Eintreten in diese Gesinnung das allerwirksamste Mittel zu rascherer Klärung des uns umwogenden unglückseligen Wolkendunstes sein würde. Die Grundlegung des katholischen Glaubens ist diese: Das Postulat, daß den Menschen eine bestimmte, deutliche, eindeutige, göttliche Offenbarung, also eine Offenbarung von der allerhöchsten Instanz aus, über den Inhalt des wahren religiösen Glaubens und die richtige Leitung des sittlichen Verhaltens gegeben sein möchte. Die Vernunft erkennt dieses Postulat an: denn es würde eine unaussprechliche Wohltat für die Menschheit sein, wenn dem so wäre und aller Streit sich auf die reichlichst gegebenen Gebiete beschränkte, die den Geisteskräften genügende Möglichkeit, sich zu entfalten, gewähren, bei denen es aber doch nicht sogleich um das höchste Gut, um „die Seligkeit" geht. Wird nun aber einmal die Tatsache einer göttlichen Offenbarung geglaubt und also festgesetzt, wo sie zu suchen ist und wo nicht, so folgt, daß innerhalb dieser Offenbarung das persönliche Meinen schweigen muß. Die katholische Kirche steht auf dem Grunde des Glaubens, daß der heilige Geist Gottes in der Lehre des Lehrkörpers der katholischen Kirche die religiöse und sittliche Wahrheit bestimmt und unwandelbar offenbare. Unter dieser Voraussetzung ist erklärlicherweise entweder diese Grundlegung zu verwerfen, oder bei ihrer Annahme der Glaube der Kirche ohne jede Abweichung anzunehmen. Da nun von den Katholiken mit Ausnahme der Namens-

katholiken diese Grundlegung eben nicht verworfen wird, [illegible] begreiflich, daß Gläubigkeit bei den Katholiken soviel [illegible] bei den Protestanten, und daß es religiöse Meinungsverschieden[illegible] bei gläubigen Katholiken nicht gibt.

Die Vernunft, sagte ich, kann gegen diesen [illegible] eigentlich nichts dagegen haben, denn sie ist das Organ [illegible] sein müßte, wenn das für den Menschen Beste sein [illegible] andere Hauptfunktion des Geistes aber, der Verstand, [illegible] über die Erkenntnis, ob etwas ist, und hat diesen [illegible] über sich, auch nicht die Vernunft, denn diese bezieht sich [illegible] auf diese Frage. Der Verstand kommt in seiner [illegible] mit allen Seiten des Seelenlebens zu sehr [illegible] Wenn er aber sich von fremden Einflüssen frei hält und [illegible] Frage, für die nur er zuständig ist, sich in sich selbst [illegible] wird er die Entscheidung fällen, daß es eine solche [illegible] Gottes, wie sie dem Offenbarungsbegriff der katholischen [illegible] spricht, nicht gibt. Ich kenne einige ganz wenige [illegible] Herz und Vernunft dazu ein [illegible] aber in der Domäne des Verstandes dennoch dem [illegible] geben. Die gläubigen Katholiken verleugnen um [illegible] des Herzens willen den Verstand, und die [illegible] sich meist nicht klar, daß wesentlich nur der Verstand [illegible] mus, den sie mit allen Kräften ihres [illegible] pflegen, von der Wahl in der Frage: Was ist Wahrheit [illegible]

Im katholischen Glauben und den katholischen [illegible] des Christentum noch von allen Einflüssen [illegible]

[illegible]

schen Kirche wahrscheinlich nie eintreten. Dazu ist die Gesamtheit der Interessen und Gefühle, die zugleich mit zerschmettert werden würden, der bloßen Macht des Verstandes in den Menschenseelen zu sehr überlegen, auch ist ja nicht abzusehen, wie die Gesichtspunkte der Verstandeserkenntnis einmal bei den meisten und tonangebendsten Gläubigen mit einem Male zur Geltung kommen sollten. Die Schwächung des katholischen Glaubens wird auch durch Abbröckelung bei kleinem erfolgen, wobei hier an so etwas, wie die „Los von Rom-Bewegung“ gar nicht gedacht ist, weil diese gar nicht an reinen und ehrlichen Verstandesgründen, sondern an politischen und nationalen Leidenschaften hängt. Auf die Dauer muß es aber auch mit der katholischen Gläubigkeit, und zwar in gesteigerter Beschleunigung, abwärts gehen. Denn auf die Dauer sind wir eben der Hegung einer Religion nicht mehr fähig, an die wir nicht wirklich und in allem schlichten Ernst glauben können. Die Religion wird ja nicht nur bestimmt durch solche Elemente, die der Mensch selbst nach seinem höchsten und besten Fühlen und Wollen setzt, sondern ganz wesentlich sind ihr auch solche Elemente, die der Mensch ohne sein Zutun von „dem anderen“, d. h. von der übermenschlichen Tatsache des Universums, vor-gesetzt und durch ihn selbst unveränderbar vorfindet und hinnehmen muß, z. B. Sterblichkeit oder Unsterblichkeit. Der Mensch ist also nur zum Teil Herr über die Religion, weil er über die Einrichtung der Welt ja nicht das erste Wort hat. Sonst könnte ja in religiösen Dingen jeder einfach das als wahr setzen, was, wenn es wahr wäre, sein Gemüt befriedigen würde, also der Katholizismus den katholischen Glauben. Aber auf die Dauer muß dieser Selbstbetrug erkannt werden. „Ich will es glauben auch wenn es nicht so ist“, das läßt sich nicht mit wirklichem Ernst sagen und so tun. Was wirklich ist, unabhängig von den Menschen unveränderlich so ist, das muß in die Religion, deren Ideal wir suchen, aufgenommen werden, so wie es ist. Wenn wir z. B. an einen liebenden Vater im Himmel nur von unserer subjektiven Seite her glauben, dem aber auf der objektiven Seite eine sich betätigende Liebe etwa nicht entspricht, so ist auch unser Glaube wurmstichig. Der Glaube darf zwar über das Wissen hinausgehen, aber er darf ihm, ja auch unseren Wahrscheinlichkeitserkenntnissen, nicht widersprechen. Im katholischen Glauben ist aber vieles, wovon wir jetzt wissen, daß es nicht so sein kann: also kann auch dieser an sich so geschlossene und so imposant in der Welt auftretende Glaube keinen dauernden Bestand haben.

Zum Schluß muß hier noch ein energisches Wort [illegible] werden gegen die so sehr Mode gewordene Berufung auf das [illegible] „Erleben“, welches seit Hermann Lotze eines der [illegible] mißbrauchtesten Worte der Gegenwart geworden ist. „[illegible] weil ich ja erlebe, daß es so ist“ — dies ist die M[illegible] von so vielen Seiten immer wieder ertönt. Nun ist die [illegible] dessen, was man erlebt, allerdings ja die allersicherste [illegible] es gibt, darüber ist sich seit Cartesius, ja seit Augustinus und [illegible] der Gegenwart seit dem neukantischen Idealismus alle Erkenntnistheorie einig und hat darin unwidersprechlich recht. [illegible] Zeugnis des Erlebens gilt nur für den Kreis [illegible] von dem eigenen Bewußtsein eingeschlossen ist. [illegible] Vorspiegelungen der Träume und der Fieberphantasien [illegible] das Subjekt das, was als seine Vorstellung wirklich in [illegible] ob dem auch eine von der Subjektivität unabhängige [illegible] entspricht, das ist eine Frage, die in jedem einzelnen Falle [illegible] Verstande entschieden werden muß. Wenn die Träume durch [illegible] Erwachen zerfließen, so wird der in ihnen ausgeschaltet [illegible] Verstand inne, daß es nicht wirklich so war, wie es ihm [illegible] lich war, daß wir z. B. nichts gegessen haben oder [illegible] sind, wenn die Fieberphantasien vor der Genesung [illegible] ein freudiges Lächeln von einem Wahne befreit auf [illegible] zurück. [illegible] reinen Wahnvorstellungen sind nun freilich ein Extrem, [illegible] aus sich am [illegible] daß das [illegible] seine Wahrheit darin enthält, daß es in Wirklichkeit [illegible] des Menschen ebenso war. Aber über sich selbst hinaus [illegible] Erlebnis durch sich selbst eine Gewißheit [illegible]

[illegible]

kritik des Erlebnisses entscheiden, wobei nicht gesagt werden soll, daß diese Entscheidung nicht auch einmal positiv ausfallen könnte.

Oft hat man den Eindruck, als ob das Christentum eigentlich schon jetzt, im Indiffererentismus der Menschen, noch mehr aber in einer ihm entgegengesetzten Lebensanschauung zugrunde gegangen wäre. Was hat die Sonntagsfeier, wie sie in der breiten Oeffentlichkeit zutage tritt, noch mit dem Charakter einer Feier des „Tages des Herrn" gemeinsam, was ganz besonders die außerkirchliche Feier der hohen christlichen Festtage mit der frohen Hingebung an die heilsgeschichtlichen großen Taten Gottes, mit der einzelne gläubige und fromme Christen wohl in aller Stille diese Tage würdig und in ihrer ganzen Haltung taktvoll zu erfüllen wissen? In ganzen Familien gelingt das schon kaum mehr, da, wo es so scheint, Rücksicht und Schwäche gegen ein besonders religiös veranlagtes Familienglied, namentlich das Oberhaupt, an der Herkunft solcher altväterlichen Christlichkeit in starker Beteiligung hindurchschimmert. Man nenne ein einziges großes Lebensgebiet, auf dem es nicht ganz anders aussehen würde, wie es jetzt aussieht, wenn wirklich die christliche Religion als die große und selbstverständliche Hauptsache aller Menschenherzen empfunden würde, als welche eine wirklich geglaubte Religion doch notwendigerweise empfunden werden muß. Welch ungeheurer Umschlag aller menschlichen Dinge würde es sein, wenn das, was als die Folge des Lebendigseins einer Religion nach ihrem allgemeinen Begriff erkannt wird, nun in dem Rahmen der bestimmten Religion, der, weil ihre Wahrheit geglaubt werden müßte, alle Herzen zuschlügen, in volle Erscheinung träte!

Vielleicht ist das Schicksal des Christentums aber allmählicher Uebergang in Religionslosigkeit. Dies wird von vielen Seiten immer als schrecklichster Ausgang hingemalt, und das hat auch meiner Empfindungsweise so entsprochen. Doch sind hier auch gewisse — gegen die absolute Verhütungsmöglichkeit und gegen die Furchtbarkeit dieses Zustandes — skeptische Gedanken nicht zurückzuhalten.

Religion bezieht sich auf einen Gegenstand, dem absolute Ehrfurcht und Verehrung zuteil werden soll, der außerdem an der Welteinrichtung, wie sie ist und werden kann, den entscheidendsten Anteil haben soll. Nun kommen in dieser Welt zahlreiche erlebte

Momente so extremster Unlust, wie sie z. B. vielen Selbstmorden vorangehen müssen, und zahlreiche extreme Momente so durch und durch bösen Willens vor, daß von diesen beiden Gesichtspunkten aus eine absolute Verehrung der höchsten Instanz, an der doch etwas von dem Uebel hängen bleiben muß, als nicht möglich erscheinen kann. Beides ist stets der treibende Gedanke zu aller Theodicee, zu allem Bemühen, sich die oberste Weltmacht als dennoch makellos vollkommen denken zu dürfen, gewesen. Wo man glaubt, die Gedanken zur Entlastung der obersten Instanz von diesen beiden höchsten Uebeln in befriedigender Weise finden zu können, wo also eine Theodicee zustande kommt, da bleibt Religion im vollen Sinne möglich, da wird sie für vernünftige Wesen notwendig. Wo man aber unüberwindliche Schwierigkeiten zur Durchführung solcher Gedanken der Rechtfertigung des Welt-Grundes sieht, da ist Religion in völlig ungeschwächtem Sinne nicht möglich, da kann das Scheitern des Versuchs, sie zu finden, sogar bis zum Entschluß zu religionsloser Weltanschauung führen.

Religionslosigkeit, die etwa in dieser Weise aus reiner und lauterer Theorie entspränge, steht offenbar auf anderer Stufe, wie eine aus unmittelbarer praktischer Leichtfertigkeit entspringende, und müßte auch von den religiösesten Naturen geduldet werden. Unmittelbar praktische Religionslosigkeit aber — solcher Naturen, die mit tiefem Nachdenken nicht belastet sind — ist schon jetzt im Weltleben, wenn auch manche sich über den Besitz eines Restes von Religiosität, die aber mit dem wirklichen Gebaren schwer zu reimen ist, täuschen mögen, so vollkommen ausgeprägt zu beobachten, daß daraufhin ein Urteil über den Zustand der menschlichen Dinge, der eintreten würde, wenn die religiöse Krise in Religionslosigkeit endigte, abzugeben ist. Die Menschen würden sich ausleben nach den Antrieben des — in Geld flüssig zu machenden — Besitzes, des Genusses, der Eitelkeit, also der Sucht, für etwas zu gelten und eine Rolle zu spielen, einige auch in der eigentlichen Machtgier. Als ideale Wesensbetätigungen lassen sich damit auch ohne das Moment der Religion, bei der Minderzahl der edleren Naturen, vereinbar wohl denken: die geschlechtliche Liebe mit fester Bestimmtheit unbewußt zwingender Wahl und bewahrte Treue gegen diese, Familienliebe, Patriotismus, Freundschaft, Gemeinnützigkeit, wissenschaftliches und künstlerisches Interesse. Die Aufgaben der Erziehung und der dann völlig religionsfreien Ethik würde darin bestehen und sich kräftig betätigen, diese idealen Wesenszüge möglichst vielen einzubilden. Und

in der Tat würden die bloßen Mächte des Egoismus und der Eitelkeit besser in Schranken zu halten sein als jetzt, wo die Verquickung des rein menschlich-vernünftigen Momentes der bestehenden Ethik mit dem gegen den jetzigen Weltsinn machtlos gewordenen religiösen Moment die Wirkung ethischer Belehrung und Erziehung abschwächt. Auf diese Weise würde das Bild eines religionslosen großen Kulturvolkes doch nicht in ein gar so heilloses Licht treten.

Nur wäre wohl in Aussicht zu nehmen, daß der sozialistische Staatsgedanke gegen den dann eingetretenen Kulturzustand noch siegreichere Fortschritte machen würde, als er sie von 1860 bis heute schon gemacht hat. Denn die durch die Natur geistig und durch den Zufall wirtschaftlich Stärkern würden ihr Uebergewicht in dem Kampf um Besitz, Genuß und Geltung noch viel fühlbarer machen in einer Gesellschaft, in der ganz allgemein das diesseitige Leben als das einzige Leben überhaupt behandelt würde und die Vertröstung mit dem jenseitlichen Ausgleich auch von der antisozialistischen Seite nicht mehr ertönen könnte. Dann könnte einmal durch sozialistische Forstkultur der Wald des menschlichen Zusammenlebens so zugestutzt werden, daß es gar keine verdorrte oder verkrüppelte Bäumchen mehr gäbe, aber auch keine Edeltannen und Baumriesen über gleich abgestutztem Buschwerk mehr geduldet würden. Das wäre sicher auf die Dauer kein erträglicher Zustand. Denn wozu die ganze Erscheinung eines Menschenlebens dieser Art überhaupt sein sollte, das würden sich, nachdem die Kontrastlust der Erlösung aus eigentlicher Not in das gerade Erträgliche verflogen wäre, nur die beantworten können, die das Zeug dazu hätten, die Hälfte des Tages nur im Geiste, in schaffender oder empfangender wissenschaftlicher oder künstlerischer Tätigkeit, ohne die Befriedigung auch des Ehrgeizes dabei, zu leben: und das kann immer nur eine sehr kleine Minderheit sein, da in diesen Himmel zu wachsen von der Natur selbst nur sehr wenigen Menschenbäumen beschieden ist. Doch läßt sich von einer vernünftigen menschlichen Ethik, mit der, eben infolge der Macht der ihr innewohnenden Vernunft, alle wohl zu durchdringen wären, immerhin wohl erhoffen, daß sie die richtigen Grenzlinien zwischen individualistischer Freiheit und sozialistischer Ordnnng im Zusammenleben der Mitglieder eines Volkes allmählich überall feststecken würde.

Das metaphysische Bedürfnis ist aber doch wohl so tief in der menschlichen Natur wurzelnd, daß die Begnügung mit einem

menschlichen Leben, wie es bestens rein in sich selber, ohne die Beziehung auf das Woher? und Wohin? zu haben wäre, wohl nicht lange Zeit Platz greifen könnte. Ich meine: ohne eine auch gemütliche Beziehung. Denn die bloße Forschung nach dem Gange der irdischen Entwicklung von der Monere bis zur Gegenwart wird gewiß zu immer genaueren Ergebnissen bis ins einzelnste weiter getrieben werden und gedeihen, und ebenso würden Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die Zukunft der planetarischen und menschlichen Gestaltung ein Tummelplatz des geistigen Interesses sein. Mit der Beteiligung des Gemütes aber muß wieder so etwas wie Religion heraufziehen, wenn es auch an einem Objekt absoluter Ehrfurcht und ausgeübter Oberherrlichkeit über alles Menschliche fehlt.

* * *

Mag auch die allgemeine religiöse Gärung und Sehnsucht in den Zeiten um Christi Geburt noch mächtiger gewesen sein, so ist doch nie eine Zeit reicher gewesen an einzelnen Personen, die den Gedanken religiöser Neugestaltung und Neubildung, jede in ihrer Weise, selber die richtigste Wendung geben zu müssen glaubte, als unsere Gegenwart. Ich greife aus dieser Legion von Neuerungsbestrebungen einige hauptsächliche heraus, um über den Grad ihrer Anwartschaft auf die Zukunft ein Votum abzugeben, und zwar nur solche, die ich für die wichtigsten halte und die mir am nächsten liegen; denn über alle, ein ins Einzelne begründetes Urteil in mir zu tragen, maße ich mir keineswegs an. Aber es müssen ja auch viele sehr vergängliche Gestaltungen dabei sein, und wenn man die nicht ganz echten Motive, wie den Ehrgeiz, hinwegnimmt, so schmelzen sicherlich diese Gärungsprodukte sehr in sich zusammen.

Alle Standpunkte religiöser Reform, die im Rahmen des liberalen Protestantismus sich befinden und sich noch selbst für christlich halten, übergehe ich, da ich weder ihre Wahrheit, noch ihre Christlichkeit, noch die Ebenbürtigkeit ihrer Macht an Qualität und Zeitdauer ihrer Wirkung mit dem alten Christentum anerkennen kann, wie ich das in meiner Schrift „Umschau über unseren religiösen Horizont“ (Berlin, Fr. Stahn, 1891) ausgeführt habe. Die ersehnte Einigkeit des Geistes können sie auch nicht heraufführen, weil sie alle dem Prinzip der individuellen religiösen Freiheit auf Grund des Selbsterlebens huldigen. Das muß statt in die Einheit zur Vielheit führen. Oder sollte die Einheit etwa darin bestehen, daß jeder frei sein darf und soll? Das wäre eine rein formelle

Einheit, an der aber immer die jeweilig anderen kein gemeinsames hohes Gut der Seele besitzen würden, weil sie nur kühle Duldung, aber kein inbrünstiges, positiv begeisterndes Gefühl für sie empfinden könnten. Gesucht wird ja auch Ein großes Neues, nicht vielerlei kleine Versuche dazu. Die kirchlich Gläubigen, oder den kirchlichen Glauben doch nicht wesentlich schädigenden religiösen Zukunftskonzeptionen schließe ich gleichfalls aus, weil sie sich alle der Einwendungen der Verstandeserkenntnis gegen sie nicht erwehren können.

Zunächst muß wohl Arthur Drews' E. v. Hartmannsche Religion des Geistes ins Auge gefaßt werden, weil er eine eingestandener- und kraftvoll verkündetermaßen völlig neue Religion nicht nur in petto, sondern in voller Ausführung und Begründung in sich tragend zu seinem vermeintlich entscheidenden Schlage gegen die alte Religion mit dem Buche „Die Christus-Mythe" ausgeholt hat. Würde diese neue Religion ein Objekt absoluter Verehrungswürdigkeit haben und damit eine Grundbedingung erfüllen, Religion zu sein? Ich weiß doch nicht. Dies Absolute kann ja freilich nichts dazu, daß es im vorweltlichen Zustande die absolute Freiheit der Erhebung zum Weltwillen und des Ruhenbleibens in der Potenzialität besitzt. Und nachdem es in seiner absoluten Freiheit in das Wollen hineingeraten ist und damit den Urfehler sowohl gegen seine Vernunft wie seinen Frieden gemacht hat, ist es von nun an, im ganzen Weltprozeß, von vollkommener Weisheit, nachdem seine latente Logizität durch den Friedensbruch des Wollens zur Betätigung bis zur Sühne des Geschehenen geweckt ist. Aber ein absoluter Geist, der in der zeitlosen Ewigkeit vor der Setzung einer Welt dem absoluten Zufall, dessen gleichen in der — durch und durch logisch determinierten — Welt selbst nicht mehr vorkommen kann, unterworfen ist, hat darin doch einen Mangel seiner Ehrwürdigkeit, sozusagen gleichwie ein menschlicher Charakter, in welchem urplötzlich das gänzlich Unvermutbare, und zwar mit bösen Folgen, Ereignis würde.

Zum Ersatz für diesen Mangel an seiner Ehrwürdigkeit hätte dieses Absolute aber (vor dem persönlichen θεός) den Vorzug, daß es allen Wesen, als ihnen subsistent und der Welt immanent, absolut nahe wäre, daß also die real schon bestehende Einheit mit ihm, wie die jedes Strahles mit der Lichtquelle aller, nur in Erkenntnis und Bewußtsein aufgenommen zu werden brauchte, um das vollkommene religiöse Erlebnis, die auf anderem Boden oft so

schmerzlich vergeblich gesuchte Vereinigung mit Gott, zu werden. Ich weiß aber doch nicht, ob uns nicht aus dem theistischen Weltalter her die Gewohnheit, die Vereinigung mit Gott in der Liebe zu ihm, die immer die Zweiheit des selbständigen Liebenden und des selbständigen Geliebten voraussetzt, zu suchen, so sehr zur zweiten Natur geworden ist, daß wir dieser schon seienden, nur erst zu entdeckenden Einheit nicht recht mit vollem Verständnis froh werden könnten.

Die absolute Weisheit, wie sie dem „Weltprozeß" vorstehen soll, ist allerdings absolut ehrwürdig. Aber sollte sie nicht doktrinär aus der begrifflichen Fassung des Wesens dieses Absoluten gewonnen sein, und nicht in der Beobachtung nnd Beurteilung des wirklichen weltlichen Geschehens auch sehr starke Gegeninstanzen finden? E. v. Hartmann und der aus der Unterordnung unter ihn immer mehr zur Beiordnung neben ihm aufsteigende Denker Arthur Drews haben solche einfachen Einwendungen gegen ihre überhaupt von ihnen nach allen Richtungen durchdachte Metaphysik ja für sich überwinden zu können geglaubt, aber ob sie damit auch die Ueberzeugung vieler schaffen, ist doch fraglich. In der Frage, sowohl ob dieses Absolute sich so ganz zum religiösen Objekt eignen würde, wie auch, ob das so gefaßte Absolute überhaupt das seiende Absolute ist, darüber dürfte diesen beiden großen Denkern nicht so leicht eine weit um sich greifende Uebereinstimmung vieler zufallen. Ueberhaupt ist der wesentliche Grund, weshalb die „Religion des Geistes" doch schwerlich als Ueberschrift über dem Eingange des Tores zu der neuen Zeit jenseit der religiösen Krisis stehen wird, daß diese in ihren schon vorhandenen literarischen Urquellen dem allgemeinen Verständnis zu hoch liegt. Freilich könnte eine Popularisierung selbst ohne Verflachung in ungeahnter Weise noch über diesen Gedankenstoff kommen, und E. v. Hartmann und Arthur Drews haben sich auch nie verhehlt — was ihnen sogar ganz selbstverständlich erschien —, daß neue Religion in die Wirklichkeit auch in unserer hochgebildeten Zeit schwerlich eingeführt werden kann durch ihre wissenschaftliche Konstruktion, sondern nur durch praktische Genialität und Kraft eines Volksmannes im höchsten Sinne und einziger Art, der ihr als Helfer zur Geburt ans Licht erstehen würde.

Uebrigens kann der Gedanke an ein Volk, das unter dem Zeichen dieser Religion stehen würde, doch Bilder hoher Erhabenheit und herzbefriedigender Tüchtigkeit vor der Seele heraufrufen. Selbst-

verleugnung und Tatkraft würden die überall hervorspringendsten Züge dieser neuen religiösen Volksgemeinschaft sein, und der Erwerb würde nicht in Luxus verzehrt werden, sondern sich, wie noch nie, zu Kapitalien anhäufen, die in Unternehmungen und Einrichtungen zur Bekämpfung aller großen Lebensübel und zur Erhöhung aller Kultur investiert werden würden, — wenn nämlich auch E. v. Hartmanns persönlicher Geist und Gesinnung in diesem zuletzt auf ihn zurückgehenden Werke stecken würde. Die einfache und harmlose Natürlichkeit aber und der im Egoismus doch steckende vernünftige Rest würde vielleicht in dieser alle mit der Individuatiou gesetzten natürlichen Antriebe als pseudoethisch verdammenden strengen Denkweise etwas zu kurz kommen, und ob die stille nur religiöse Versenkung in die Wesenseinheit mit dem Absoluten neben dieser arbeitsvollen Hingebung an den Weltprozeß ihr Recht erhalten würde, ist mir bei uns occidentalen Menschen doch fraglich.

Wenn ich nun sage: Eine Menschheit oder zunächst ein deutsches Volk, da in allen diesen Gedanken die Sorge um das deutsche Volk sich zunächst aufgedrängt hat — nach dem Sinne von Adolf Steudel wäre auch eine weitere Möglichkeit des Charakters der nach dem Ende der religösen Krise autgehenden neuen Zeit, so wird fast niemand wissen, was gemeint ist. Adolf Steudel, ein Schwabe, der 1887 im Alter von 82 Jahren in Stuttgart gestorben ist, seinem äußeren Berufe nach Jurist, Rechtsanwalt und zuletzt General-Staatsanwalt in württembergischen Diensten, hat sein ganzes langes Leben von ganzem Herzen und in unermüdlich fleißiger Arbeit dem einen größten der Gedanken: Was ist Wahrheit und was sollen wir tun? gewidmet, das Ergebnis seines Nachdenkens und Studiums in einem großen, vierbändigen Werke: „System der Philosophie im Umriß“ (Stuttgart, Bonz, 1871—1884) niedergelegt und ist so gut wie unbekannt geblieben: was bei Schopenhauer bis 10 Jahre vor seinem Tode dauerte, das dauert bei Adolf Steudel nun schon 22 Jahre nach seinem Tode fort. Er ist auch den größten der Philosophen an Genialität bis auf einige höchst originelle Lehrpunkte nicht entfernt zu vergleichen, steht aber unter allen geradezu einzig da an absoluter Ehrlichkeit, Schlichtheit und Unbestechlichkeit des Denkens und edler Sachlichkeit und Einfalt der Darstellung. Die Genialität hat für die reine Forschung nach der Wahrheit und nichts als der Wahrheit auch ihre Gefahren, indem für sie die Versuchung zu groß ist, ihr eigenes Licht aus ihrer Fülle spielen

zu lassen, sich daran zu weiden und andere zu blenden. Gefährlichstes Beispiel der Nietzsche, der der erste der Philosophen wäre, wenn es dabei auf Rausch, anstatt auf Ruhe ankäme, der so aber bei aller Genialität ein Liebender der Weisheit gar nicht ist. Steudel hat erkannt, daß für die Wahrheit nur der Verstand zuständig ist. Die Vernunft, das Herz, das Gemüt, die Begeisterung, der Tiefsinn, die Mystik ganz gewiß, sofern der Verstand auch ihre Daten aufzunehmen, zu belauschen und festzustellen hat, aber das letzte Urteil darüber, was an allen ihren großartigen und bezaubernden Beiträgen zur Philosophie wirkliche Wahrheit ist, steht nur der absolut unparteiischen, stechend reinen Besonnenheit des Verstandes zu, der die Mitgift aller jener glänzenden Seiten des Gesamt-Ich zwar nicht aus sich produzieren, aber die von jenen produzierte, eben verstehen kann.

Adolf Steudel kommt nun in einer nach allen Seiten unbeirrten Betätigung seines hellen Verstandes zu dem Ergebnis, daß die Welt von ihrer inneren Seite das Leben Gottes sei, das so, wie es ist, sein solle, auch in dem, was der Mensch zu seiner Verbesserung hinzutue, da Gott, der absolute und seiner selbst mächtige Geist, keinerlei Schranken von anderswo her unterworfen sein könne. Daß dieser Gott sei und die Welt sein Leben sei, das soll nach Steudel in Zukunft, d. h. nach Untergang des Christentums, das einzige Dogma sein, aber ein Dogma, das auch den Staat verpflichtet und zu dem der Staat seine Bürger verpflichtet. (Soll er Ketzerrichterei treiben?) Das Christentum, für dessen Größe in der Vernunft und dem Gefühl der für es veranlagten Seelen er wenig Sinn hat, findet Steudel (in ausgeführtester Einzelkritik, Band III) an allen Ecken und Enden mit der Verstandeserkenntnis in Widerspruch und somit unwahr, und wollte es deshalb auch nach einer Untersuchung seiner Sache durch einen Staatsgerichtshof mit Einem Schlage abgeschafft wissen, — was ja aber ein Bruch mit der ganzen Art geschichtlichen Werdens und Vergehens sein würde, worauf ich sogleich, nachdem Steudel diesen seltsamen Gedanken öffentlich geäußert hatte, in dem Aufsatz der „Gegenwart“ vom 9. Januar 1886 „Sonderbare Petition eines zeitgenössischen Philosophen“ hinwies. Ist je ein ohne Leidenschaft radikalerer Gedanke gefaßt worden? Er würde ja der so viele Jahrzehnte langen Krisis mit allem ihrem Wirrwar und Weh mit einem Male ein Ende bereitet haben, — wenn ein Staatsgerichtshof jemals durch seinen Spruch sich zum tatsächlichen Herrn auch aller Gemüter und Gewissen machen könnte, in einer

Sache, die nicht nur vom Unverstand, sondern auch von den positivsten Seelenkräften der Menschen lebt. Das geschichtliche Leben wird sich eben seiner Allmählichkeit nicht entkleiden lassen. Freilich: Wenn nun der Spruch eines solchen Staatsgerichtshofes gefällt wäre und nun die Großen der Erde sich gefügt hätten, wohin sollte es dann mit der alten Religion gekommen sein? Man darf sich auch die furchtbare Realistik, in der in der Menschenwelt die idealsten Dinge wurzeln, nicht verhehlen. Die Krisis ist ja eben auch die Krisis einer höchst verwickelten und schweren Krankheit.

In einer Menschheit, die nach dem Herzen Adolf Steudels wäre, wird es so aussehen: Klarer, guter, verständiger Wille wird herrschen, Titanenflüge und geistiges Rütteln an den Grundlagen des Menschenseins, wie es ist, wird es nicht geben, weil die Erkenntnis ja herrschen würde, daß mit eben diesen seinen Schranken und Menschlichkeiten das Menschensein nach dem Willen Gottes sein würde, dessen eigenes peripherisches Sein es ja wäre. Die Vervollkommnungen innerhalb der einmal als unübersteiglich von Gott gesetzten Schranken würden dann aber logischerweise ein Gegenstand allgemeinen und kraftvollen Strebens sein können und müssen. Der Zeitgeist sieht schon jetzt das Leben eigentlich in diesem Lichte an. Ob aber alle Menschenherzen so sehr auf die reine Irdischkeit würden zuschlagen können? Es gibt in ihnen vermutlich für immer eine Strömung dessen, „was nicht von der Welt ist und nicht von der Welt sein will", wie Schopenhauer sagt, und für diese würde eine solche Weltlichkeit des allgemeinen Lebens ohne Raum für innere Gemütszustände und äußere Einrichtungen, in denen sich der Gegenpol des Weltsinnes, die Verneinung des Willens, ausdrückt, unerträglich seien. Das nach seiner Methaphysik seiende Verhältnis zu Gott auch zu einem im Gemüte bewußten und lebendigen zu verwandeln, hat Steudel wenig das Bedürfnis gehabt, — obgleich ihm das Leben ohne Beziehung auf Gott doch wieder nur als „der landläufige Erdenschwindel" erscheint — und das ist doch wohl ein entschiedener Mangel in dem von ihm gezeichneten Lebensideal.

Immer strebend sich zu bemühen wird wohl das Erbteil der abendländischen Völker und unseres deutschen Volkes sein, und so haben E. v. Hartmann und Adolf Steudel, wenn auch in recht verschiedener Modifikation, nur klar herausgearbeitet, was sich ganz von selbst als Lebenscharakter der Zeit jenseit der Krisis herausstellen wird; nur das Licht, das die Bewegungen des Lebens be-

gleitet, haben sie von bescheidener Oellampe zu elektrischem Glühlicht erhöht. In Einer Beziehung muß ich aber noch auf Adolf Steudel als einen wahrhaft berufenen Arzt unserer Zeit, bisher leider einen Arzt ohne Praxis, hinweisen. Die Schlichtheit, Bestimmtheit, Einfachheit und Nüchternheit seiner Geistesart, seines Nachdenkens und seiner Schreibweise und seine absolute Aufrichtigkeit auf einem Gebiet, wo Selbstbetrug und Täuschung anderer blüht und wuchert, würde nämlich, wenn mehr in die allgemeine Sinnesart und Betätigung aufgenommen, ein gar nicht hoch genug zu schätzender Vorteil für die Klärung der Krisis sein. Alles Urteil über Wahrheit oder Unwahrheit hängt nämlich immer an einem oder einigen wenigen, ganz entscheidenden Gründen, mit denen dann alles andere in natürlicher Uebereinstimmung stehen wird. Statt das eine Entscheidende zu suchen und es aufs einfachste ans Licht zu stellen, geht aber die Arbeit derer, die sich an der Feststellung der Wahrheit oder Unwahrheit beteiligen, auf das Viele, um das sie sich in endlosem Hin und Her bewegt. Da fahren Wolken oder quirlen Lichtnebel über die religiöse Frage her in so dichten Ballen, daß man es wahrhaftig vom Mars her als eine geistige Atmosphäre über unserem Erdplaneten sollte wahrnehmen können. Und der sachliche Kern bleibt immer auf dem alten Fleck. Die entscheidenden Gedanken werden wohl auch getroffen, sie liegen ja so nah, aber sie werden in einen solchen Dunst von Schönrednerei und Hochrednerei eingehüllt oder so sehr mit Zufälligkeiten oder Nebensächlichkeiten verwickelt, daß sie ihre Wirkung gar nicht ausüben können. Das Fallen der Körper geht einfach nach dem Fallgesetze, so blitzschnell auch daneben die Gedanken und Gefühle durcheinander gewirbelt werden, wenn ein menschliches Wesen das Herabfallende ist: auf das Ergebnis hat das gar keinen Einfluß. So etwas, wie die Fallgesetze in der religiösen Bewegung zu finden und zu formulieren, darauf kommt es an, und das ist nur möglich mit der Simplizität des Steudelschen Geistes, aber nicht mit dem unsäglichen Vornehmtun der vielen, deren Namen ich nicht nennen will, der übrigens auch Legion ist.

Unter den nicht wenigen Persönlichkeiten der Gegenwart, die eine Erneuerung des Lebens inbrünstig anstreben und dabei von der christlichen Grundlage Abstand nehmen, scheint mir besonders auch Gustav Ferdinand Müller, Berlin, hervorzuragen. Von seiner Person ist mir nichts bekannt, außer was sich etwa gelegentlich seinen Schriften entnehmen läßt. Diese Schriften aber haben das ganz

Besondere an sich, daß G. F. Müller, im praktischen Leben Besitzer und Leiter einer großen Fabrik von Bäckereiwaren, diese Schriften tausenden von Adressen, unter denen sich doch auch manche ernste Interessenten finden möchten, gratis unaufgefordert zuschickt und Gratisnachbestellungen erbittet, oder in der allerletzten Zeit wenigstens für einen denkbar billigsten Preis (10 Pf. für einen sehr starken Druckbogen) anbietet. Alles dies gilt wenigstens von seinen acht „Kulturphilosophischen Flugschriften" (1908) und seinen bisher drei Flugschriften, deren er noch weitere unter dem gemeinsamen Titel „Kosmosophischer Wegweiser" verbreiten will (1909); frühere umfangreichere Schriften aus seiner Feder bietet er auf den Umschlägen allerdings in buchhändlerischer Weise, aber zu ganz ungewöhnlich wohlfeilen Preisen aus. Ich erwähne diese äußeren Umstände doch, weil sie jedenfalls ein ganz seltenes, große Geldopfer daransetzendes, sachliches Interesse und tiefe Begeisterung für einen rein idealen Zweck beweisen und dadurch für den Mann einnehmen. Denn daß letzten Grundes die liebe Eitelkeit der Schlüssel dieser Handlungsweise sein sollte, wird durch den sittlichen Ernst, der alle diese Schriften durchweht, widerlegt, insbesondere aber auch noch durch die ausdrückliche kritische Zersetzung des Wertes dieses Gemütsantriebes, die er manchen Stellen zufolge ehrlich in sich durchgemacht haben muß.

G. F. Müller ist wirklich von heiligem Eifer und inbrünstigem Verlangen nach dem Werden einer höheren sittlich vertieften und edleren und dadurch auch glücklicheren Menschheit durchglüht. Er möchte sich auch eine Jüngerschaft heranbilden, ganz überzeugt davon, daß ein einzelner leicht ein Prediger in der Wüste ist, und hat sich hinsichtlich der Art, wie diese heranzuziehen und heranzuerziehen sein möchte und wie sie später wirken sollte, in einem Aufsatz „Sozial-Kultur" der dritten Flugschrift des Kosmosophischen Wegweisers ganz offen zu einem Gedankenkomplex bekannt, der Organisationstalent eines höchst modernen Menschen beweist. Das Christentum läßt er, ohne jede Animosität und voll Anerkennung der Leistungen, die es in der Vergangenheit im Ueberschuß über die schlimmen Wirkungen, die sich ihm angehängt haben, vollbracht hat, doch als eine befriedigende Grundlage eines höheren Menschentums nicht gelten und erhebt sich geradezu zur Selbständigkeit ihm gegenüber. Der Grund, warum er sich so zu ihm stellt, liegt allerdings auch in der Erkenntnis mannigfacher siegreicher Einwände der Verstandeskritik, aber noch mehr in mißliebigen Begleiterscheinungen der

Hierarchie aller christlichen Konfessionen, in deren Veranschlagung er bisweilen in die Gesinnung etwas trivialer Polemik verfällt: wer wirklich glaubt, muß ja alles für die Herrschaft des Glaubens tun, und daß dabei unerlaubte Mittel in Anwendung kommen, ist doch in höherem Grade als es die übliche seichte Kirchenfeindschaft sich träumen läßt, durch die zum Glauben gehörende Sittenlehre verhütet.

Die Grundlage der G. F. Müllerschen Reformgedanken besteht eigentlich in der indischen Karma-Idee; doch scheint er diese nicht von außen in sich aufgenommen, sondern aus eigenem Nachdenken herausgebildet zu haben. Die Pointe jedes einzelnen Menschenlebens ist ihm, einen möglichst günstigen Endstand für die Verkörperung in neuen Existenzen zu gewinnen, in dem gesamten Fazit der Lebenstage davonzutragen, und das ist ja eben das „Karma“. Die weiteren Existenzen denkt er nicht nur als menschliche und irdische, sondern auch als solche in Astralleibern und in der Gemeinschaft reinerer Geister.

Das klingt sogleich abschreckend phantastisch, und in der Tat macht es sich G. F. Müller in der Begründung, daß es wirklich Welteinrichtungen oder -vorkehrungen gibt, die den ehemaligen bewußten Träger jedes erlöschenden Menschenwesens sogleich in die ihm gebührenden neuen Bahnen leitet, was doch irgendwie in „mechanischer“ Weise vermittelt werden müßte, viel zu leicht. Wie er denn auch Spiritismus-gläubig ist, allerdings ohne je von den inhaltlich meist läppischen oder nichtssagenden spiritistischen Manifestationen Gebrauch zu machen, — die ja aber, falls sie wirklich wissenschaftlich nur durch die Betätigung der Seelen abgeschiedener Menschen erklärt werden könnten, dennoch ein Weltdatum allerersten Ranges für alle Philosophie sein würden. Aber der Grund dieser Annahme entspringt bei G. F. Müller wirklich kaum aus einer Neigung für das seltsame und fragliche Gebiet des Okkultistischen, das der wissenschaftlichen Forschung allerdings würdig ist, aber auf alle Fälle gegen die Unsumme der vernünftigen Erfahrung des Tatsächlichen nicht aufkommen kann, sondern einem tiefsittlichen, uralten Motive, das ich mit heiligerem Ernste noch nirgends habe betont gefunden, aus dem Motive des Buches Hiob, die Welt so ansehen zu können, daß eine auf ihrem Grunde waltende Gerechtigkeit nicht ausgeschlossen ist. Sind die reinen Erfahrungstatsachen das abschließende Buch aller Tatsächlichkeit, so ist nach G. F. Müllers Gefühl Ungerechtigkeit die entsetzliche Signatur des Weltlebens. Wider die Annahme des Gedankens aber, daß eine solche Welt

die wirkliche sein könnte, sträubt sich seine Vernunft mit allen Fibern, und seine Vernunft setzt, wie bei so vielen Philosophen, das Postulat, daß was ihr entspricht auch Dasein haben müsse (während nach Steudels und meiner Ueberzeugung darüber, ob etwas ist oder nicht ist, nur der Verstand, allerdings nach lauterster Prüfung auch der Vernunftpostulate, das letzte Wort hat). Die Ungerechtigkeit dieses Lebens kann also nach G. F. Müller nicht das letzte Schicksal jeder Menschenexistenz sein: daher seine Bereitwilligkeit, auch den phantastischen Konstruktionen der Seelenwanderung und der Astralleiblichkeitswelten zu folgen. Zunächst kann nach G. F. Müller ein bei vollkommener Weisheit und Güte auch allmächtiger Gott nicht sein: Die Ungerechtigkeit, der Jammer, das Elend und die ungeheuern moralischen Uebel dieser Welt schließen das aus. Aber die edelsten und höchsten der aus der von Ewigkeit zu Ewigkeit — nach G. F. Müller, anders mit guten Gründen E. v. Hartmann — in ewiger Stofflichkeit und Geistigkeit bestehenden Bedingungen alles Entstehens und Werdens hervorgegangenen endlichen Geister haben es schon so weit gebracht, daß sie zu hoher, göttlicher Vollendung in Astralleiblichkeit emporgestiegen sind. Diese sollen nach G. F. Müller auch Anteil an der universellen Weltregierung haben, vor allem aber die Macht besitzen, eine gerechte und sittliche Weltordnung zu begründen und zu behüten. Daher bei ihm das viele Reden von „den Göttlichen". Unvergänglich sollen auch diese nicht sein, sondern, wie die alten germanischen Götter, einmal doch ihrer Endlichkeit und nicht völligen Erhabenheit über alle Unvollkommenheit den Tribut zollen, aber äonenlang sollen sie doch leben, und nach ihrem Untergang für noch höhere zukünftige „Göttliche" in dem natürlichen und sittlichen Gesetze des Universums doch Raum gegeben sein.

Vom Standpunkte der Vernunft dürfte gegen diese hohen Träume nicht viel einzuwenden sein. Eine Welt von Gerechtigkeit der in ihr waltenden Schicksale und von der Aussicht für alle vernünftigen Wesen, durch eigenes Verdienst einmal zur Gemeinschaft seliger Geisterreiche gelangen zu können, rechtfertigt ihr Dasein durch dieses ihr Wesen, wenn denn das, was noch höher ist, die vollkommene Glückseligkeit alles dessen was ist, doch nicht möglich ist, und könnte für das Gefühl vieler noch höher stehend erscheinen, als das Höchste, was nach E. v. Hartmann überhaupt möglich ist: Der (positive Seligkeit nicht enthaltende) Friede des Absoluten in sich selbst. Aber für den Verstand bietet diese G. F. Müllersche Kos-

mologie doch die größten Schwierigkeiten, daß es wirklich so sein kann. Im Momente des Todes jedes (auf Naturgrundlage) vernünftigen Wesens würde also über diesem das Weltgesetz walten, daß die Bahn seiner Schicksale weiter ginge, je nachdem es in der Summe seiner bisherigen Existenzen es verdient hätte. Weder untermenschliche noch übermenschliche weitere Existenzen würden wohl für die meisten das Verdiente und Gerechte sein. Wie soll nun die Verbindung der einheitlichen und geordneten Summe der Eigenschaften des Wesens, welches das Ergebnis aller früheren Eixistenzen sein würde, mit dem organischen Keim eines zukünftigen neuen Menschen zu denken sein? Dieser Keim ist doch an einem eindeutig für ein dreiachsiges Koordinatensystem bestimmten Orte des Weltraums (im Uterus eines mütterlichen Organismus) befindlich. Durch welche „mechanische" Welteinrichtung soll nun die Ueberführung jenes Wesens (an sich hier als ein Abstraktum zu denken, welches aber, um transportierbar zu sein, etwas Substantielles, eine „Seele", sein muß) an den Einen bestimmten Ort zu bewerkstelligen sein? Darauf bleibt G. F. Müller jede Antwort schuldig,*) und der Verstand sieht nicht ab, als welcher Art und wie vor sich gehend eine solche Vermittlung zu erdenken sein sollte. Auch ist ja jeder organische Keim eines zukünftigen Menschen, nach aller Erfahrung und auch nach immerhin möglicher, wenn auch noch nicht befriedigend ergründeter Begreiflichkeit für den Verstand schon anderweitig mit seinen zukünftigen menschlichen Eigenschaften imprägniert, nämlich durch die Eigenschaften der Eltern und auch weiter zurückliegender Vorfahren. Da würde also schon dem Elternpaar einmal die Verbindung mit einem Menschen-Karma zuteil geworden sein, d. h. die alte Schwierigkeit würde nur an einer andern Stelle auftauchen. Auch hat kein Vater und keine Mutter jemals das Unbegreifliche wenigstens tatsächlich erlebt: daß ihm einmal in seinem Leben das geistige Resultat der Existenzen eines andern Menschen angeflogen wäre und sich mit dem eignen Wesen zu einer Einheit verschmolzen hätte. Wohlverständliche Er-

---

*) Den Glauben selbst formuliert G. F Müller (Kosmosoph. Wegweiser IV, S. 40) auf Andrängen eines Fragers nunmehr so: „Ich glaube, daß die räumliche Konzentration des zur Wiedergeburt drängenden Geistes bis zum Raumkleinsten und dessen Einschaltung in den Keimprozeß des befruchteten mütterlichen Eies sich unmittelbar mit dem Geschlechtsakt vollzieht, bei dem der jenseitige Geist der unsichtbar mitwirkende Dritte ist." Das ist endlich deutlich gesprochen, so müßte man sich die Sache denken. Aber ist das noch Wissenschaft?

lebnisse der Einswerdung mit fremder Geistes- und Charakterart, sei es recht plötzlich, sei es in einem längeren Prozeß, gibt es, aber dann ist der Geist dem Geiste auf ganz natürlichem Wege, durch die Sinne, durch Sehen, Hören, Lesen vermittelt, hier dagegen würde jeder Vermittlungsfaden gänzlich abreißen. Die Schwierigkeit erhöht sich, wenn die Uebertragung des Karma an untermenschliches oder gar übermenschliches Wesen, deren keines die Erfahrung kennt, stattfinden, oder gar von Stern zu Stern oder aus körperlicher in hypothetische Astralleiblichkeit gehen sollte.

G. F. Müller hat auch ein Gefühl für die unerträgliche Lage, in welche er den Verstand durch sein originell von ihm ausgemaltes Seelenwanderungsdogma versetzt. Aber das ist ihm nicht eine unerträgliche Lage für das Dogma selbst. Die Vernunft mutet einmal dem Verstande das Unmögliche zu, und sie ist höher als der Verstand. Ganz richtig: ihrem Inhalte nach, aber in der Frage, ob dieser auch existiert, ist der Verstand das Höhere, ja das allein Zuständige. G. F. Müller argumentiert: Leichtverständlich sollte die Welt dem Menschen nicht sein, weil er sich dann zu einer tieferen Einsicht nicht emporringen, kein Verdienst an ihr haben könnte: es sollte ihm der Glaube in seiner Brust, durch den „Sinnenschein" verdächtig gemacht, Lügen gestraft, verleidet werden, und er sollte ihn dennoch festhalten, in Fahnentreue der Vernunft wider den Verstand: so wollte es die sittliche Weltordnung von Anfang an, so wollen es jetzt auch „die Göttlichen", damit nur der Kraft der Ueberwindung der Preis zufallen könnte. Es ist eine altbekannte Melodie aus dem christlichen Weltalter: credo, quia absurdum est.

Der sittliche Geist, in welchem G. F. Müller seine Lehre vorträgt und die Energie, Ausdauer und Weitsicht, mit der er an ihrer Umsetzung in Wirklichkeit arbeitet, sind der höchsten Anerkennung wert. Es mögen auch viele Naturen so beschaffen sein, daß sie an Vernunft-Dichtungen wie an eine Wirklichkeit sich hingeben können, und von diesen mögen manche der Predigt gerade dieses modernen Propheten zugänglich sein. Aber auf diesem Gebiete muß man sicher den Naturen mit Uebergewicht der Vernunft wie denen mit Uebergewicht des Verstandes, jeden von beiden, freien Raum geben. Denen, die sagen: das ist ja alles wunderschön, und es würde auch sehr nützlich und förderlich für das Leben sein, wenn es so angenommen würde, aber aus triftigen Verstandesgründen kann ich nimmermehr glauben, daß es wirklich so ist, muß

aber doch wohl die Zukunft zufallen: denn von Täuschung und Dichtung soll nichts mehr in der echten Religion sein, Täuschung und Dichtung können ja auch das Gemüt nicht befriedigen. Was die Stimme der Natur spricht, ja mit jedem Leichnam schreit, daß dieses Leben nun einmal seinen definitiven Abschluß gefunden hat, weil es von einem Organismus abhing, in dem der Stoffwechsel stattfand und der noch nicht der Zersetzung verfallen war, was fast alle Naturforscher und Aerzte so annehmen, was die meisten großen Philosophen der neuen Zeit für unausweichlich erachten, das wird doch wohl ein fester Bestandteil der neuen Lebensansicht werden. Es ist ja furchtbar und zerschmetternd von der Einen Seite her, sich immer gar nicht weit vom Rande des Aufhörens dieser seiner einheitlichen bewußten Persönlichkeit zu wissen; und daß dann das zugemessene Maß des Lebens so verschieden ausfällt, das ist eine nicht wegzuschaffende Ungerechtigkeit der wirklichen Welteinrichtung. Aber in das, wie es ist, muß man sich ja einmal finden. Auch hat dieses Los sehr tröstliche andere Seiten. Alle Unruhe von Millionen Jahren weltlicher Unruhe vor unserer Geburt hat uns nicht die mindeste Qual bereitet, und so würde es wieder nach unserem Tode mit uns sein, — wenn dies „mit uns" denn überhaupt noch einen Sinn hätte. Wir werden fortleben, länger oder kürzer, in unsern Kindern, in immer abgeschwächterem Maße den Kindeskindern, in unsern Leistungen und Handlungen, in dem Gedenken an uns: aber ein gänzlich anderes Fortleben, als das wirkliche in der etwaigen Kontinuität unserer Person ist es ja doch. Sollten wir uns geirrt haben in diesem unserm Glauben, so können und müssen wir ja sofort mit der einsetzenden Erfahrung von dem Gegenteil uns umtun, und von einer Zeitversäumnis kann ja dann bei der nunmehr bevorstehenden endlosen Zeit unserer Fortdauer nicht die Rede sein, da jede endliche Zahl durch Unendlich dividiert = Null ist. Daß aber unser ganzes zukünftiges Schicksal davon abhängen sollte, daß wir in der Spanne dieses Lebens uns in dem Verhältnis von Verstand und Vernunft bei bestem Willen getäuscht hätten, ist eine Unmöglichkeit. Von Friedrich dem Großen sagt Eduard Zeller (in „Fr. d. Gr. als Philosoph"): „In diesem Punkte der Ueberzeugung, daß der Tod das Ende der Persönlichkeit ist, finden wir ihn zu allen Zeiten seines Lebens, in allen zahlreichen Aeußerungen völlig sicher und fest." Von Goethe und Schiller gibt es darüber die entgegengesetzten Aeußerungen, je nachdem die Verstandes- oder die Vernunftseite in der jedesmaligen

Stimmung dominiert. E. v. Hartmann, Drews und Steudel sind in diesem Punkte so fest wie Friedrich der Große. Fichte, Schelling und Hegel stehen ihrem System nach gerade so, nur daß sie das wohl durch Hochrednerei verwischen, ein Fehler, von dem sich auch Kant und Schopenhauer in diesem Punkte nicht ganz frei gehalten haben, so viel reiner sie auch in der Ehrlichkeit ihrer Sprache dastehen. Uebrigens ist auch die Stellung der Vernunft in dieser Frage, wenn sich die Vernunft so recht auf sich besinnt, keineswegs absolut für die Fortdauer der Persönlichkeit. Ohne Augen kein Sehen, ohne Ohren kein Hören usw. Augen und Ohren modern aber im Grabe. Die ganze Welt der Farben und der Töne, ja der Gestalten überhaupt, der Körperlichkeit, ist verschwunden. Wenn man wirklich, der Erfahrung zuwider, mit Aristoteles, das „Verständige" (νοερόν) als trennbar (vom Organismus) glauben will, so bleibt für dieses also nur die intelligible Welt. In dieser aber, also in reiner Abstraktheit des Gedachten, in einem naturlosen Dasein, ohne Tätigkeit und ohne Schlaf auszuhalten, alle Zeit auszuhalten, ist für ein Wesen, das auch einmal Mensch war, unmöglich. Plato hat die Schuld daran, daß sich unzählige hochfliegende Seelen eingebildet haben, das Verhältnis der körperlosen Seelen zu den Ideen sei ein glückseligeres als der uns allein bekannten naturständigen Seelen zu Natur und Wirklichkeit und den diese durchscheinenden Ideen. Die Vernunft muß mindestens Anschauung des Intelligiblen für das körperliche Subjekt postulieren, also intellektuale Anschauung — wenn sie es nicht in einem grauenvollen Zustande denken soll. Durch endlose Zeit aber sogar die ewige Wahrheit, sogar Gott selbst anstarren, darin liegt doch keine Vernunft. Alle Philosophen, die den hypothetischen Begriff der intellektualen Anschauung einmal konstruieren, sind auch mit Notwendigkeit dazu geführt, die intellektuale Anschauung als zeitlos-ewige zu denken. Ein Subjekt oder Träger dieser aber läßt sich wohl als selig und vollkommen denken, hätte aber keinerlei Aehnlichkeit und Kontinuität mehr mit uns, deren Wesen und Leben darin besteht, daß es sich von einem erlebten Zeitmoment immer zum nächsten weiterschiebt. Es ist deshalb ein Verdienst, eine glücklich die Abgründe des Unmöglichen meidende Konzeption des Christentums, daß es die reine Seelenunsterblichkeit, diesen unausfüllbaren Seinszustand der alten Philosophen gar nicht kennt oder nur in keimhaften inkonsequenten, dunkelen Tastungen einmal berührt und statt dessen das jenseitige Leben immer als Auferstehung des Fleisches,

als neuen Himmel und neue Erde denkt. Nur würde diese, angenommen einmal, daß von der Vernunft passieren gelassen, den größten Beanstandungen des Verstandes verfallen und das allergrößte Gotteswunder sein, das in allen erfahrungsmäßigen Gottesbetätigungen keine Spur von Analogon hätte. (Denn das Weizenkorn, das in die Erde versenkt wird, entspricht nicht, wie Paulus meint, den Menschenleibern, die ins Grab gelegt werden, sondern dem Keime, der in den mütterlichen Schoß verpflanzt wird.) Fände dieses allergrößte Gotteswunder dennoch einmal statt, dann würde von da ab alle neue „Lebensanschauung" unmittelbar ihm konform zu werden, in unsere diesseitige Lebensanschauung aber, die durch so viele große sich aufdrängende Momente bestimmt wird, braucht diese gänzlich problematische Möglichkeit noch gar nicht aufgenommen zu werden, ja sie würde deren ganze sonstige Vernunft über den Haufen werfen. Grundbedingung eines vernünftigen Menschenlebens ist, daß man die menschlichen Angelegenheiten für der Mühe wert hält; wer könnte das aber, wenn doch eine unendlich mal so lange Zeit eines ganz andersartigen Zustandes bevorstände? Für diesen aber die Würdigkeit durch die Art der Benutzung der Diesseitigkeit zu erlangen, ist ein unverifizierbarer Gedanke, weil die Probezeit im Verhältnis zur Meisterzeit viel zu kurz und noch dazu den einzelnen in ganz verschiedenem Maße, vielen in einem noch nicht einmal den Anfang der Erprobung ermöglichenden, zugemessen wäre.

Ich habe diesen ganzen höchst wichtigen Punkt an die Person des Reformators-in-Frage G. F. Müller angeknüpft, weil er für die Stellung zu diesem ganz entscheidend ist. Denn die große religiöse Krisis besteht ja eben in der Frage, nach welcher der zahlreichen möglichen Richtungen der verhängnisschwere Weg einzuschlagen ist, und um diesen großen Schritt zu tun, genügt es eben nicht, Gutes, Edles, Erhabenes und Heilsames als in einer dieser Richtungen liegend anzuerkennen, wenn nicht hinzukommt die sachliche Richtigkeit aller der Momente, die nicht der menschlichen Willkür freigegeben sind. Die Motivationskraft der G. F. Müllerschen Kosmosophie könnte gewiß für sehr viele Naturen recht groß werden, aber wenn man an diese Kosmosophie nicht glauben kann, muß man die Motive zu bester Haltung in diesem Leben eben anderswoher beschaffen. Direkt gegen den Unsterblichkeitsglauben zu raisonnieren habe ich mir bisher bei den nächstliegenden Gelegenheiten versagt, weil etwas für das Gefühl vieler ganz vor allem Heiliges auf dem Spiel steht. Aber für die religiöse Krisis ist dieser Punkt von der allergrößten Bedeutung und

konnte daher, wo deren Ausgang erwogen werden soll, nicht umgangen werden. — An Ernst des Willens und sittlicher Gesinnung und an Leistungen in praktischer und idealer Arbeit steht G. F. Müller sicher so hoch, daß er diese ausführliche Berücksichtigung verdient. Auch die Intelligenz und Bildung läßt bei diesem self made man, der er zu sein scheint, nichts zu wünschen übrig, da man einige manierierte stilistische Angewohnheiten bei dem Ernst und dem Reichtum seines Denkens mit in den Kauf nimmt. Nur mit Zusammensetzungen aus dem Wort „Kultur" operiert er in fast unerträglichem Maße, und der Begriff „Kultur" kann auch nicht als ein Inbegriff eines ursprünglichen, ganz lautern und keuschen Ideals der Menschenseele anerkannt werden. Man muß schon tief in das Land des endlosen menschlichen Geredes hinein gewandert sein, um sich für diesen Begriff als die Inschrift der Oriflamme alles menschlichen Strebens zu entscheiden. Wir können es, wenn wir es nicht selbst in unserm Gefühl tragen, von E. v. Hartmann gelernt haben, daß „sich Kultur als Selbstzweck" nicht eignet, oder nur dann sich dazu eignen würde, wenn der Ueberschuß der Lust über die Unlust bei allen an ihr Beteiligten in positiver Lustbilanz des ganzen weltlichen Seins sicher feststände: Wenn einmal Welt ist, so ist allerdings „Kultur" eines der allerhöchsten Ziele, meinetwegen der umfassende Ausdruck für alle hohen Ziele; aber daß Welt sein müsse, damit Kultur sein könne, das ist ein logischer und sachlicher Fehler, es müßte denn die eben angegebene Bedingung voll erfüllt sein.

Die „Religion der Menschheit", ein Feldruf, unter dem sich eine neue, ausdrücklich nichtchristliche Religion in stillen Anfängen zu sammeln scheint, darf nicht mit der Geringwertigkeit „freier Gemeinden", die seit dem Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hier und da bei kümmerlichem Geistesgehalt ein kümmerliches Dasein fristen, auf gleiche Stufe gestellt werden. Sie ist eine, übrigens von Anfang an sehr durchgebildete, Gedankenschöpfung des französischen Philosophen Auguste Comte (1798—1857), die in Frankreich eine ziemlich zahlreiche Anhängerschaft hat und auch in Deutschland schon einige Anhänger und einen ganz überzeugten, mit Begeisterung für sie erfüllten Vorkämpfer in Dr. Molenaar besitzt, der auch das gleichbenannte Organ herausgibt.*)

*) Ich las vor kurzem einen geistvollen ironischen Aufsatz über diesen modernen Propagandismus für neugeschaffene Gedankenwelten, deren jede den Geist der Zeit erobern möchte und das Mittel dazu dann in dem flugs ge-

Die Religion der Menschheit fußt auf dem Gedanken, daß der Gegenstand *absoluter* Ehrfurcht verloren gegangen sei. Die Welt mit ihren nicht wegzuleugnenden und wegzuschaffenden ungeheuern Uebeln führe auf keinen absolut vollkommenen Urgrund ihrer selbst zurück. Es ist ein ähnliches Raisonnement wie das Kants gegen den teleologischen Beweis für das Dasein Gottes: Dieser führe wohl zu einem sehr weisen Schöpfer und Regierer der Welt, aber nicht darüber hinaus zu einem in dem Begriff Gottes gedachten absolut weisen. Die Ehrfurcht gegen den Weltgrund, das bisherige religiöse Objekt, wird von der „Religion der Menschheit" der persönlichen Freiheit als Privatsache eingeräumt, in ihm selbst spielt sie keine konstitutive Rolle. Als Ersatz für die absolute religiöse Ehrfurcht wendet die „Religion der Menschheit" ihren Blick von dem *Grunde* der Schöpfung in ihren *Bestand* und sieht innerhalb *dieses* das Objekt einer relativen höchsten Verehrung, die der Mensch innerhalb seiner Erfahrung bleibend, noch vergeben könne, und findet dieses eben in der Menschheit. Es könnte ja nicht für jeden das zufällige, grade seiner Lebenserfahrung entsprechende sein, weil auf diese Weise keine Gemeinschaftsbildung entstehen könnte. Es muß für alle dasselbe sein. Höhere Wesen (auf andern Planeten unsere Sonne und anderer Fixsterne) seien ja ohne Widerspruch und ohne entscheidende Gegengründe wohl zu *ahnen*, aber sie gehen nicht in unsere wirkliche Erkenntnis ein. Dagegen zeige ein Blick auf die Erdenmenschheit, der ihre zu erschließenden Urzustände und ihre geschichtlichen früheren Zustände mit den gegenwärtigen vergleiche und den Weg vom Anfang bis zur Gegenwart in Gedanken durchmesse, eine ganz erstaunliche, verehrungswürdige und für die Zukunft hoffnungsvolle Leistung des menschlichen Geschlechtes. *Dieses* sei somit der ge-

---

gründeten „Organ" erblickt, das dann meist auch flugs wieder verendet, aber ja auch allerlei Zufälligkeiten und Nebensachen, je nachdem die Beiträge gerade angenommen waren, in sich enthalten hatte, die gar nicht an dem Hauptzwecke mitarbeiten konnten. Das ist ja komisch, wenn man will, aber die äußern Verhältnisse der Gegenwart bringen es mit sich, daß diese Form literarischer Wirkung an die Stelle der Wanderapostel getreten ist, die aber bekanntlich doch auch nicht ganz verschwunden sind. Und doch werden die gläubigen Christen mit Recht sagen: Welcher Unterschied gegen die christlichen Apostel, die nur der Ausbreitung des Evangeliums lebten, diese modernen Zielerstreber durch ihr jedesmaliges Organ, die sich doch von der allgemeinen Jagd, ein jeder gerade sich geltend zu machen, nicht genug abheben. Bei aller erstrebten Wirksamkeit durch „Organe" ist aber doch gerade, wo die Wirksamkeit eine religiöse sein will, die Erkenntnis nicht verdunkelt, daß die etwaige durchschlagende Wirkung einmal durch außerordentliche *persönliche* Kräfte kommen müßte.

...glichst hohe Gegenstand einer Verehrung, die den Charakter ...en Religiösen an sich trage.

In der Menschheit, wie sie ist und immer war, heben die un-... Summen der Unvollkommenheit aller Art, der Schwäche ... Bösen die Verehrungswürdigkeit der Gattung allerdings ...uf, aber ein Ueberschuß der guten Kräfte müsse doch vor-...den, wenn sie es soweit habe bringen können, und in allen ...den Fällen seien doch die guten Kräfte auch schon bei ...n großen Menschen weit im Uebergewicht gegen die mensch-...ichkeit gewesen. Die Gattung habe doch auch in den ... ihrer Idee und in mannigfachen Beziehungen höchste ...en hervorbringen können, und insofern sei der Gegenstand ...igiöser Verehrung eben die Menschheit; alles individua-...e Gefühl dieser Verehrung werde sich an die einzelnen größten ...en anschließen, in Dankbarkeit dessen, was eben nur sie ...chlechte gewesen wären und geleistet hätten.

...s kann nun zunächst so aussehen, als ob der häßlichen ...envergötterung Tür und Tor geöffnet werden sollte, an der ...en jetzt genug leiden. Denn wer sieht nicht täglich diese ... und würdelose Lebensanschauung, in der von den Menschen ... auf andere Menschen in Furcht und Hoffnung gesetzt wird ... auf die zufälligen Personen, mit denen der Kreis jeden ...n Menschenlebens grade Berührung haben kann, in der der ...tt der Namensreligion ein guter Mann sein gelassen wird, ...r Mensch dem Menschen zum Gott, zum letzten Beziehungs-...ner Gefühle gemacht wird! Aber so meint es die „Religion ...schheit", die auch ein wahrhaft vernünftiges System der ...schauen und zum Regulator der wirklichen Gefühle machen ... nicht. Die Verehrung wird da nur den wirklich größten ... aller Zeiten gezollt, an die sich die Seele nicht mehr in ... verlieren, von denen nichts mehr für das private Leben ...anen erwartet werden kann — außer wertvollsten Gütern ...n Menschen. Denn diese Religion läßt sich für das Leben ...samste und herrlichste fruktifizieren, in Verehrung oder besser ...ung nach Maßgabe der eignen Kräfte, und wo etwa das ...es Heroen, auch der Heroïnen, der Vergangenheit des ...n Geschlechts ganz außerhalb der Bahnen der Nachahmungs-...at, da kann schon ihr Verständnis ein bedeutungsvolles ...tum werden, ja die allgemeinen Tugenden, wie z. B. ...e und der Hingebung an eine große Lebenssache, könnte

Die Religion der Menschheit fußt auf dem Gedanken, [illegible] Gegenstand absoluter Ehrfurcht verloren gegangen sei. [illegible] mit ihren nicht wegzuleugnenden und wegzuwünschenden [illegible] Uebeln führe auf keinen absolut vollkommenen Urgrund [illegible] zurück. Es ist ein ähnliches Raisonnement wie das [illegible] den teleologischen Beweis für das Dasein Gottes. [illegible] zu einem sehr weisen Schöpfer und Regierer der Welt, [illegible] darüber hinaus zu einem in dem Begriff Gottes gedachten [illegible] Wesen. Die Ehrfurcht gegen den Weltgrund, das [illegible] Objekt, wird von der „Religion der Menschheit" der [illegible] Freiheit als Privatsache eingeräumt, in ihm spielt sie [illegible] konstitutive Rolle. Als Ersatz für die absolute religiöse [illegible] wendet die „Religion der Menschheit" ihren Blick von dem Grunde der Schöpfung in ihren Bestand und sucht innerhalb dieses [illegible] Objekt einer relativen höchsten Beziehung, die der Mensch [illegible] seiner Erfahrung bleibend, noch vergeben könne, und [illegible] [illegible] der Menschheit. Es konnte ja nicht für jeden [illegible] gerade seiner Lebenserfahrung entsprechende sein, weil [illegible] keine Gemeinschaftsbildung entstehen konnte. Es mag für [illegible] [illegible] Wesen auf anderen Planeten unseres Sonnen[illegible] anderer Fixsterne, denn ja ohne Widerspruch und ohne [illegible] [illegible] wohl zu ahnen, aber sie geben nicht [illegible] [illegible] Erkenntnis ein. [illegible]

suchte möglichst hohe Gegenstand einer Verehrung, die den Charakter eines neuen Religiösen an sich trage.

In der Menschheit, wie sie ist und immer war, heben die unermeßlichen Summen der Unvollkommenheit aller Art, der Schwäche und des Bösen die Verehrungswürdigkeit der Gattung allerdings nahezu auf, aber ein Ueberschuß der guten Kräfte müsse doch vorhanden sein, wenn sie es soweit habe bringen können, und in allen leuchtenden Fällen seien doch die guten Kräfte auch schon bei einzelnen großen Menschen weit im Uebergewicht gegen die menschliche Niedrigkeit gewesen. Die Gattung habe doch auch in den Grenzen ihrer Idee und in mannigfachen Beziehungen höchste Menschen hervorbringen können, und insofern sei der Gegenstand neuer religiöser Verehrung eben die Menschheit; alles individualisierte Gefühl dieser Verehrung werde sich an die einzelnen größten Individuen anschließen, in Dankbarkeit dessen, was eben nur sie ihrem Geschlechte gewesen wären und geleistet hätten.

Das kann nun zunächst so aussehen, als ob der häßlichen Menschenvergötterung Tür und Tor geöffnet werden sollte, an der wir schon jetzt genug leiden. Denn wer sieht nicht täglich diese flache und würdelose Lebensanschauung, in der von den Menschen fast alles auf andere Menschen in Furcht und Hoffnung gesetzt wird und zwar auf die zufälligen Personen, mit denen der Kreis jeden einzelnen Menschenlebens grade Berührung haben kann, in der der liebe Gott der Namensreligion ein guter Mann sein gelassen wird, und der Mensch dem Menschen zum Gott, zum letzten Beziehungspunkt seiner Gefühle gemacht wird! Aber so meint es die „Religion der Menschheit", die auch ein wahrhaft vernünftiges System der Ethik ausbauen und zum Regulator der wirklichen Gefühle machen kann, doch nicht. Die Verehrung wird da nur den wirklich größten Menschen aller Zeiten gezollt, an die sich die Seele nicht mehr in Knechtschaft verlieren, von denen nichts mehr für das private Leben der einzelnen erwartet werden kann — außer wertvollsten Gütern des inneren Menschen. Denn diese Religion läßt sich für das Leben aufs wirksamste und herrlichste fruktifizieren, in Verehrung oder besser Nacheiferung nach Maßgabe der eignen Kräfte, und wo etwa das Wesen des Heroen, auch der Heroïnen, der Vergangenheit des menschlichen Geschlechts ganz außerhalb der Bahnen der Nachahmungsfähigkeit liegt, da kann schon ihr Verständnis ein bedeutungsvolles inneres Besitztum werden, ja die allgemeinen Tugenden, wie z. B. des Fleißes und der Hingebung an eine große Lebenssache, könnte

auch aus den dem einzelnen fremdartigsten Bildern menschlicher Größe doch vorbildlich wirken.

Damit hängt zusammen, daß in der „Religion der Menschheit" besser, so viel ich sehe, als in den anderen Neugestaltungen, die sich zum Ersatz des Christentums anbieten, auch eine wesentliche Seite der alten Religion erhalten werden, d. h. in neuer Form lebendig werden kann, nämlich der Kultus. Auguste Comte hat es schon bis ins einzelnste ausgeführt, wie in den „Sonntagen" die Personen und die Tugenden der Verehrung und der Vorbildlichkeit zu einem jährlichen System der Belehrung, der Erbauung und der Anspornung der Gemeinden, ganz in der Analogie des christlichen Kirchenjahres, verteilt werden könnten. Im einzelnen braucht da nichts absolut Feststehendes von einer ersten und einmaligen Autorität geschaffen zu sein, auch könnte da den Nationen oder noch engern Gemeinschaften und den Zeiten eine große Freiheit überlassen werden; aber daß die ganze Einrichtung eines solchen Kultus durchzuführen wäre, hat A. Comte doch gezeigt.

Die Künste könnten auch ganz von selbst in den Dienst dieses Kultus herangezogen werden, die Musik und Poesie zur Veredlung der Kultusstunden, die Plastik und Malerei zu der der Kultusstätten. Eine ganz neue Aufgabe der Symbolisierung wäre der Architektonik gestellt, doch würde in langer Uebergangszeit wohl die Benutzung der modifizierten alten Kultusstätten eintreten. Natürlich würden die Künste hier nicht in ihrem rein ästhetischen Werte, ihrer ästhetischen Wirkung heranzuziehen sein, sondern eine strenge Belehrung würde darüber vorangehen, daß die Kunst als solche ewig heiteres Spiel bleibt, die Religion aber sich durchaus an Ernst und Leben wenden muß. Denn das alles würde ja beherrscht sein von dem Einen großen Zwecke, daß auf Grund eines Gedankeninhaltes, an den sie wirklich glauben kann, eine neue, wahrhaftigere, edlere, tiefere, tatkräftigere, liebevollere, mit allen Tugenden, die für immer solche bleiben werden, schöner ausgeschmückte Menschheit entstehen, erhalten und immer höher geführt werden solle.

Ein außerordentlicher Vorzug dieser großen Neuschöpfung würde auch sein, worauf ich ganz besonders aufmerksam machen möchte, weil ich es noch kaum hervorgehoben gefunden habe, daß auch die alte Religion, dann eine vergangene, endlich einmal in das Licht absoluter Wahrhaftigkeit gestellt werden könnte. Denn die Rechtfertigung des Ungeheuern, was geschehen wäre, daß dem deutschen Volke die Religion vieler Geschlechter seiner Vorfahren, dieses ihr

höchstes Heiligtum, genommen wäre, mußte noch sehr lange eine Hauptaufgabe der lehrhaften Seite des neuen Kultus sein. Die unendlichen Einzelheiten der zersetzenden historischen Kritik wären verschwunden, der Erkenntnisgrund, worauf hin etwas so ungeheures gewagt wäre und nicht hätte unterlassen werden können, hätte sich zu einer grandiosen Einheit klarer und sicherer Einsicht verdichtet und zu einem wohl zu übersehenden System von Strahlenbüscheln fester Erkenntnis entfaltet. Die alte Religion wäre für alle niedergestreckt nur an der Erkenntnis, daß es nicht so sein könne, wie es nach ihr wäre, daher würde die Einräumung, daß sie nach ihrem Was — immer die Naturen, die für sie zugeschnitten sind, vorausgesetzt — sogar der neuen Religion überlegen und daß sie noch eine ungebrochene Religion absoluter Verehrungswürdigkeit ihres Objektes gewesen wäre, nunmehr mit der größten Wahrhaftigkeit ausgesprochen werden. Denn man stände ihr ja nun mit wirklicher Freiheit, in voller Gerechtigkeit gegen ihre großen Seiten gegenüber, während jetzt die sich frei nennen, meist ganz gebunden sind in der Absicht, dem alten Christentum, weil sie es nicht lieben, das Leben abzuschneiden, die aber, die das alte Christentum lieben und deshalb daran glauben, sich absichtlich gegen die Erkenntnis des hoffnungslosen Bedrohtseins seiner realistischen Wahrheit verschließen. Dann würde die furchtbare religiöse Unklarheit unsrer Zeit überwunden sein. Von den kultischen Lehrstätten herunter würde einerseits mit schneidender und stechender Wahrhaftigkeit die Begründung gegeben werden, weshalb der Glaube an seine Wahrheit dem Alten und allen — halben und lahmen — Vermittlungsversuchen der Uebergangszeit nicht mehr geschenkt werden könnte, anderseits aber mit tieferem Verständnis, ja mit tragischer Wehmut der Preis dessen ertönen, was an dem Alten groß und wunderbar im Dafürhalten und segensreich und kraftvoll in seinen Wirkungen für das Leben war. Man könnte das Alte im allerbesten Sinn geschichtlich genießen, wäre aber gänzlich befreit von dem unleidlichen Wahn, daß historischer und auch ästhetischer Genuß die Stelle wirklichen religiösen Ernstes ersetzen könnte; dieser würde ja dann allem menschlich Großen gelten, in der klarbewußten schmerzlichen Resignation, daß das absolut Große und Gute nicht mehr als wahrhaft seiend geglaubt besessen würde. Gegen den gegenwärtigen zerfahrenen Zustand ist die befreiende Macht des Unterschieds gar nicht auszumalen, mit welcher Sicherheit die Unrichtigkeit das Daß des Christentums erkannt, die Herrlichkeiten aber und allerdings auch die Mängel seines Was bekannt werden würden.

Die theoretische Grundlage des Neuen würde zunächst eine naturwissenschaftliche Erkenntnis sein. Unser Planetensystem ist, sicheren aus dem Studium der obersten Erdschichten gezogenen Schlüssen zufolge, seit vielen Millionen Jahren im Werden und der Veränderung. Millionen von Jahren liegen sicher zwischen dem ersten Ursprung organischer Wesen bis zur Entstehung des Menschen, zehntausende von Jahren sicher zwischen dieser und den ältesten Zeiten, bis zu denen noch die ersten Anfänge geschichtlicher Ueberlieferung zurückreichen; seit diesen nur wenig tausend Jahren bis zur Gegenwart. Die Menschen der letzten tausende der Jahre, die überhaupt erst zu solchen Gesichtspunkten und Betrachtungen emporgestiegen sind, haben immer wieder ihr Denken so gehandhabt, als ob auch von der schaffenden Natur aus gesehen der Zweck der Welt in dem liege, was diese nunmehrigen Kulturmenschen für sich als zweckmäßig ansehen und erwünschen. Dann wäre die Natur zu einem bis jetzt über jedes Verhältnis, wie es zwischen der bloßen Vorbereitung des Zweckes und dem endlich erreichten tätigen Zweckwirken vernünftigerweise stattfinden sollte, ausgedehnten Zeitraum langsamster Vorbereitung verdammt gewesen; die Menschheit findet aber — durch das Maß des Scharfsinns, das sie sich in einigen „geschichtlichen" Jahrtausenden erworben hat — sich als etwas sehr junges in der Welt vor, ohne welches die Natur auch in tausendmal so langen Zeiträumen vorher ihre Befriedigung gefunden zu haben scheint, so daß also die Menschheit den Maßstab dafür, was aus ihr werden soll, nicht mehr in die Vorgedanken der Natur verlegt, sondern selbst in die Hand nimmt. Sie geht nun von den Tatsachen aus, die mit ihrem jetzigen Bestande gegeben sind. Sie läßt die Frage offen, ob es nicht gar in zufälligem Spiel der Kräfte bis zu ihr gekommen sein könnte; sie beschäftigt sich jetzt ganz mit dem Zeitraum, der ihr gehört. Denn soviel erkennt sie schon jetzt, daß dieser Zeitraum kein endloser sein wird, in dem nichts zu versäumen wäre; allmähliche Veränderungen der Erdoberfläche und ihres Klimas werden mit Wahrscheinlichkeit, möglicherweise aber auch katastrophische Veränderungen diesen Zeitraum zu einem begrenzten machen. Wie nach rückwärts, so auch nach vorwärts hin, sieht es so aus, als ob sich die Menschheit nicht auf die Fürsorge einer höchsten Macht für sie verlassen könnte. Damit schneidet sie sich die Quellen der alten Religiosität ab, aus denen die Seele zu tränken sie freilich den einzelnen frei gibt. Sofern und soweit sie nun aus einer Religiosität gegen ein Absolutes zu

einer Religiosität gegen ein Relatives, aber in der Erfahrung Besessenes übergeht, gestaltet sie sich eben die neue „Religion der Menschheit". Wenn diese sich einmal zu einer umfassenderen Gemeinschaft auswachsen sollte, so ist dennoch nicht ausgeschlossen, daß sie einmal zu dem Punkt der Erkenntnis gekommen zu sein glaubte, ein bestimmtes Verhältnis zu dem Absoluten anzunehmen, das sie einstweilen in der Schwebe läßt. Die „Religion des Geistes" erreicht dieses Verhältnis in theoretischer und praktischer Beziehung, indem sie die Instanzen gegen die Möglichkeit davon, die in dem eben beschriebenen Tatbestande der natürlichen Stellung der Menschheit inmitten des allgemeinen weltlichen Werdens und Vergehens liegen, durch „größere spekulative Kraft", d. h. durch Vernunft gegen den Verstand, überwindet, und das ist ein Hauptunterschied zwischen diesen beiden Prospekten des Neuen. Die „Religion des Geistes" ist unzweifelhaft eine viel tiefere Konzeption und Gedankenarbeit, aber die „Religion der Menschheit" mißtraut eben der reinen Spekulation, die sich nicht verifizieren läßt, und verlangt vor allem nach dem ganz Festen und dem, was auch der Masse der einfachen Menschen zugänglich ist.

Ich kann nicht leugnen, daß die „Religion der Menschheit", wenn man in den Hexenkessel der gärenden religiösen Neubildungsansätze hineinblickt, sich durch einen Keim besonderer Lebensfähigkeit auszuzeichnen scheint. Das kann man ihr jedenfalls nicht zum Vorwurf machen, daß sie zu sehr von der Liebe zu der äußeren Zivilisation und den technischen Fortschritten trunken, die inneren Güter des Menschenwesens in ihrem Ideal zu sehr zurücktreten ließe. Im Gegenteil, jener erfreut sie sich zwar von ganzem Herzen, aber die ganze Wucht ihres Willens geht auf das beste Menschsein. Mag dies nun vorgezeichnet sein von der höchsten Instanz, oder Gott weiß wie aus einem ersten Keim einer einmal entsprungenen Vernunft, die als solche eine unermeßliche Entwickelungsfähigkeit in sich trägt, aufgetaucht sein, mag das Absterben oder eine Katastrophe der Erde zusammenfallen mit der gerade dann auch zu Ende gegangenen Ausbildung alles Menschlichen oder diese zufällig verklingen lassen oder abbrechen, — die „Religion der Menschheit" ergreift die Aufgabe der Menschheit in sich selbst und um ihrer selbst willen und in ihren Grenzen. Man könnte glauben, daß sie eigentlich schon im Gange wäre, denn ein großer Teil des menschlichen Strebens zeigt sich schon jetzt von dieser Auffassung, ohne sie so bestimmt formuliert zu haben, erfüllt.

In Deutschland und auch Frankreich und England bilden sich manche ein, daß der Buddhismus die Erbschaft des Christentums antreten werde, und z. B. ein so wahrheitsliebender, ernster und bestmeinender Mann, wie der vor ungefähr 10 Jahren gestorbene Oberpräsidialrat Th. Schulze, Potsdam, glaubte fest daran und richtete sein heißes Bemühen in fleißigen und buddhistisch orthodoxen Schriften darauf, dazu beizutragen, daß diese seine Hoffnung Wahrheit würde. Ich selbst fühlte mich schon im Jahre 1892 durch eine damals zuerst deutlich in die Erscheinung tretende Art von Propaganda — nicht für ein Studium, sondern für ein religiös ernstes Ergreifen des Buddhismus dazu gedrängt, die Chancen dieser Wendung der Dinge einmal in ernste Abschätzung zu ziehen. Zum Glück fand ich heute ungefähr dieselben Gedanken, die ich damals in drei Nummern der Weserzeitung, vom 1., 12. und 13. Januar 1903, ausführte, schlagend zusammengefaßt im Urteil des großen Kenners des Buddhismus, Hermann Oldenberg, der in seiner Arbeit über die indische Philosophie in dem großen, im Teubnerschen Verlage erscheinenden Sammelwerke „Die Kultur der Gegenwart", Teil I, Abteilung 5, S. 42, seine Ueberzeugung, daß der Buddhismus den europäischen Geist nicht erobern wird, mit den Worten begründet: „Allzu luftig ist das Spiel dieser Philosophie, Traum, Vision, Ikarusflug. Eine Philosophie, neben der von positiver Wissenschaft, welche die Wirklichkeit klar und scharf, hingebend und erfolgreich ergründet, von Naturforschung, von Geschichte, nur dürftige Anfänge stehen."

Ich habe in den obigen Ausführungen, in denen der Antwort auf die große Frage, welches das Schicksal der Religion in Deutschland werden wird, eine bestimmtere Richtung gegeben ist, überall erst das furchtbare negative Ergebnis zugrunde gelegt, daß das Christentum nicht dauernd, ja im Vergleich zu der Zeitdauer seiner ganzen Existenz nicht mehr lange bestehen werde, weil es die wichtigste Vorbedingung nicht erfülle, für wirklich wahr im Inhalt seines Glaubens gehalten werden zu können. Daß bloß Große und Herrliche, wenn es nicht auch wahr ist, genügt nicht zum Inhalt einer Religion, außer sofern es auch wahr gemacht werden kann, eine Bedingung, die aber nicht für dasjenige Große und Herrliche zutrifft, das fälschlich als wahr entweder in einer Vergangenheit oder in einer Welt außerhalb aller Erfahrung supponiert wird. Ich habe während des Schreibens immer wieder klagende und be-

schwörende Stimmen, diesen Weg nicht zu gehen, aus dem eignen Innern und wie aus der Seele gläubiger Christen, trefflicher Menschen, gehört; aber an der Grundüberzeugung, daß über die Wirklichkeit nur der Verstand entscheiden kann, müssen sie doch verhallen, in hohlem Geisterton ersterbend. Löscht mir die Sterne am Himmel aus, die auch als Welten wie die unsrigen erkannt sind, so daß die Erde nicht mehr als der, der einzige Gegenstand der Heilsratschlüsse Gottes erscheinen kann; und zeigt die Möglichkeit, wie das Ich, so ganz abhängig von dem ihm zugehörigen lebendigen leiblichen Organismus fortdauern kann, wenn dieser leistungsunkräftig vermodert; macht das Wunder der Wunder, die Auferweckung der Leiber, durch irgendeine Aehnlichkeit aus der Weltökonomie glaublich; gebt denen, die auf die christliche Glaubenswelt gar nicht veranlagt sind, die volle Freiheit, nach ihrer Anlage sich das Leben gestalten zu dürfen, sobald es nicht aller vernünftigen Menschenanlage widerspricht, — und ich würde alle meine Kraft daran setzen, zur Wiederherstellung des Christentums an dem kleinen Teile, das dem einzelnen vergönnt ist, beizutragen. Der jetzt bestehende Zustand der Religion ist, als ein Uebergangszustand gedacht, wie begreiflich, so erträglich; als dauernder aber unerträglich. Die Gläubigen wie auf einsamen Inseln vom allgemeinen großen Leben abgeschnitten, die Mittleren auf unhaltbaren Positionen hinabgleitend, das Ganze des Lebens, das Spiegel und Verwirklichung der geglaubten Religion sein müßte, eher das Gegenteil zu ihr, der überkommenen und in endloser Verwirrung sich weiter schleppenden; die Neuen in weit auseinander gesprengten Häuflein gegen ein dunkles Zukunftsland anmarschierend. Die Mittleren, in zahllose Schattierungen auseinandergehend, sind die Mehrheit. Sollte vielleicht doch Eine Formel einer höchsterwünschten Einheit ihres Geistes untergelegt werden können? Es könnte bestens die sein, die ich in einer neuen Schrift des Professors Julius Baumann, „Die Gemütsart Jesu" (1908, S. 61), finde. „Moralchrist und Wissenschaftsfreund", das sollte die Losung der strebenden Geister der Gegenwart werden." Aber das ist doch nur eine verschämte Verhüllung der in Wahrheit erkorenen völligen Unabhängigkeit gegen das Christliche, bleibt also in der Halbheit stecken. Denn die Wissenschaft, die sogar immer tiefer in die nicht vom Menschengeiste gesetzten Geheimnisse der Natur eindringt, wird doch wohl um so mehr imstande sein, das ganz in der Menschenvernunft zu gründende System der richtigen Ethik zu errichten, hat es vielmehr in allem Wesentlichen schon

errichtet: Warum soll da das Ethische noch als Moralchristentum prädiziert werden? Die wahrhaft christliche Ethik zieht ja das ganze christliche Glaubenssystem mit herein, das Gute ist da die Heiligung der durch Christus erlösten und mit Gott versöhnten Kreatur. Dieses Christliche lassen die Mittleren ja fallen. Christlich soll da nur sein, was auf die Person Jesu selbst nach der uns zugänglichen allerältesten Quelle zurückgeht. Da ist nun zunächst eine petitio principii, daß dieser Anfang auf alle Fälle das Unantastbare und Allerbeste sein soll; hat man die geschichtlich gewordenen Konsequenzen davon, aus denen erst die absolute Autorität Christi entsprang, aufgegeben, so bleibt dieses als ein rein willkürliches stehen. Sodann aber bleibt bei J. Baumann, den wir mit gutem Grunde einmal als den Sprecher der Mittleren ansehen wollen, in inhaltlicher Beziehung nur die liebreiche Hilfswilligkeit übrig. Die Pflicht zu dieser ist aber leicht auch aus unabhängigen, ethischen Prinzipien zu gewinnen. Also das wahre Losungswort der „strebenden Geister“ ist nicht „Moralchrist und Wissenschaftsfreund“, sondern Handhabung des Verstandes zur Erkenntnis der seienden Wahrheit, der Vernunft zur Verwirklichung des werdensollenden Guten, volle Gerechtigkeit nach allen Seiten“, auch nach Seite des nun nicht mehr herrschenden, sondern beherrschten Christentums, an der es die Mittleren so sehr fehlen lassen, weil sie das Verstandesurteil immer zugleich als ein Vernunftverdikt hinnehmen.

Zur Milderung des gegenwärtigen Zustandes läßt sich noch folgendes sagen: Erstens: die Erkenntnis ist ziemlich allgemein, daß Uebergangszustände bei ihrer Mischung von Absterbendem und Werdendem eben gar nicht plan und klar sein können. Zweitens ist die große Schar der Weltkinder schon ganz und gar in das unchristliche Lager übergegangen, so daß Widersprüche eigentlich nicht so sehr in ihnen selbst, als zwischen ihnen und den anderweitig bestehenden Elementen und Ueberbleibseln des Christlichen hervortreten. Drittens: man weiß von Jedem, daß er sich in dieser Uebergangszeit so gut wie möglich hindurchwinden muß, so daß also eine, die anderen täuschende Unwahrhaftigkeit weniger vorhanden ist, als man wohl mit Schmerz, Pein und Unwillen erachtete. Viertens: was man die „Bibel“ nennt, ist, zumal in der Lutherschen Uebersetzung, von einer solchen Ueberfülle einzigartiger Sprüche erfüllt, daß man an solche alles Beste, was man noch jetzt zu sagen und zu denken wissen, ganz wohl ungekünstelt anknüpfen kann. Nur bleibt der Unterschied gegen eine wahrhaft christliche Zeit bestehen,

daß wir diese Sprüche dann von der Beziehung auf das Gesamtsystem des Glaubens, die sie meist auch haben, abtrennen und nur mit unsern sittlichen Erfahrungen und unsern menschlichen Gefühlen in Zusammenhang bringen. Wer auch darüber schon als über eine Unwahrhaftigkeit entrüstet ist, der möge bedenken, daß auch die allerbesten Männer des Altertums in dem Uebergangsstadium ihrer Zeit zwischen dem volkstümlich überkommenen Polytheismus und der Staatsreligion einerseits und ihren geläuterten und aufgeklärten Anschauungen andererseits es außerhalb des engsten Kreises derer, die mit ihnen auf Einer Stufe standen, es nicht besser zu machen wußten.

An die Charaktereigenschaften des Neuen würde ich persönlich besonders zwei Ansprüche praktischer Art erheben. Erstens: daß auch die seltenen Fälle der „Verneinung des Willens" Verständnis und Anerkennung fänden: daß es also sogar auch Einrichtungen, die denen des Ordenslebens der alten Kirche entsprächen, gäbe: nur daß was dort mit mannigfacher Superstition versetzt sein Dasein hat, hier frei von solcher in rein menschlicher Gestalt sich selber gehorchte. Zweitens: daß die Erziehung der Jugend zu strengerer und strafferer Zucht zurückkehrte und der Jugend von den Freiheiten des späteren Lebens noch nicht soviel vorwegzupflücken erlaubt würde.

Michelangelo in den Malereien der Sixtinischen Kapelle.

Von

Prof. Heinrich Weizsäcker.

Es ist eine alte Schuld, die wir mit den nachfolgenden Betrachtungen einlösen, insofern sie ihren Anlaß von einer literarischen Veröffentlichung nehmen, die bereits vor vier Jahren zum Abschluß gelangt ist.*) Vier Jahre können im Leben eines Buches heutigen Tags schon eine geraume Zeit bedeuten, und fast müßten wir uns anklagen, daß wir eine so lange Frist unbenutzt verstreichen ließen, läge nicht zugleich die beste Probe auf den Inhalt des uns vorliegenden Buches und mit ihr auch eine Rechtfertigung unsrer selbst darin, wenn es sich nach ihrem Ablauf noch ebenso reichlich wie im Anfang lohnt, darauf einzugehen. In der Tat hat das Interesse, das Steinmanns Werk über die Sixtinische Kapelle beanspruchen darf, in der seit seinem Erscheinen verflossenen Zeit eher zu- als abgenommen. An der Erforschung der Geschichte der italienischen Renaissancekunst ist die deutsche Wissenschaft wie immer, so auch in diesen Jahren aufs lebhafteste beteiligt gewesen und für sie bedeutet Steinmanns Arbeit nach wie vor eine der wichtigsten Denkmalpublikationen, deren sie sich rühmen darf. Mit der Baugeschichte der von Sixtus IV. errichteten päpstlichen Hauskapelle und mit der Schilderung des bunten Künstlerkreises, dem sie ihre erste Ausschmückung verdankt, sind im ersten Bande des Werkes die geschichtlichen Voraussetzungen des noch inhaltreicheren zweiten gegeben. In diesem bildet den beherrschenden Mittelpunkt die Persönlichkeit des einen Mannes, durch dessen Verdienst das bevorzugte Heiligtum des

---

*) Die Sixtinische Kapelle, herausgegeben von Ernst Steinmann. 1. und 2. Band. München, Verlagsanstalt von F. Bruckmann A.-G. 1901 und 1905.

vatikanischen Palastes, der Exklusivität seiner Bestimmung unerachtet, zu einer Stätte der künstlerischen Andacht für die ganze gebildete Welt geworden ist.

Es geschah, wie wenigstens die Parteifreunde des Michelangelo und er selbst annahmen, durch eine Palastintrige gewöhnlichster Art, daß dem ganz anderen Zielen zugewandten Künstler im Jahre 1508 der Auftrag zuteil wurde, das Deckengewölbe der Sixtinischen Kapelle auszumalen. Ob dafür wirklich keine andere als die genannte Veranlassung vorlag, ist heute kaum noch mit Sicherheit zu entscheiden. Aber wäre es auch so, es läge doch nicht minder der Eindruck einer geradezu providentiellen Fügung in der Tatsache vor, daß eben dieses Werk, an das der Künstler mit unleugbarem Widerstreben herangetreten ist, das einzige werden sollte, das in Einem Zuge und nach Einem Plane als ein unverletztes Ganzes aus seinen Händen hervorgegangen ist, während keine der übrigen groß angelegten Denkmalschöpfungen, die ihn seit seinem Eintritt in den Dienst des päpstlichen Stuhles beschäftigten, anders denn als Stückwerk auf die Nachwelt gekommen ist. Die Einheitlichkeit ihrer geistigen Konzeption und ihrer Durchführung läßt die Malereien der Sixtina, sowohl die Deckengemälde als das später an gleichem Ort entstandene Wandbild des Jüngsten Gerichtes, auch innerhalb des künstlerischen Ganzen, das die Kapelle an sich darstellt, als eine in sich geschlossene Größe von einziger Art hervortreten Es entspricht nur dieser Sachlage, wenn der zweite Band von Steinmanns Werk die Gestalt einer selbständigen Einzeldarstellung angenommen hat, die ebensowohl auch zum Gegenstande einer besonderen Besprechung gemacht werden darf.

In der Entwicklung des kunstgeschichtlichen Schrifttums sind in den letzten zehn oder zwanzig Jahren zwei Richtungen groß geworden, die seitdem wie zwei selbständige Repräsentanten einer und derselben Fachwissenschaft nebeneinander hergehen. Verursacht wurde diese Trennung durch die ästhetischen Probleme, die in der geschichtlichen Materie als solcher gegeben sind. Nachdem man vor kaum einem Menschenalter geglaubt hatte, die Aesthetik zugunsten der reinen historisch-kritischen Betätigung aus der Kunstgeschichte ausscheiden zu können, hat sie dennoch bald darauf in dieser selben Disziplin ihren vollberechtigten Sitz zurückgewonnen. Allerdings hat sie selbst inzwischen eine Umwandlung von Grund aus durchgemacht. Die Kunstphilosophie, mit der wir es nun zu tun haben, ist nicht mehr die alte spekulative Aesthetik, die von der Metaphysik ihren

Ausgang nahm, sondern jene neuere Form der „Aesthetik von unten“, wie man sie halb scherzend genannt hat, die das Wohlgefallen am Schönen auf seine primären Ursachen sowohl im urteilenden Subjekt als auch in dem Objekt, an dem es sich entzündet, zurückzuführen sucht. Unter dem Einfluß dieser neuen methodischen Grundgedanken ist die Analyse der Form zu einem wichtigen Faktor der kunstgeschichtlichen Betrachtung geworden, und unter der Mitwirkung namhafter Künstler, deren Selbstbekenntnisse man zu Hilfe nahm, hat sie eine bedeutende erziehliche Wirkung gehabt. Daß sie freilich, wie einzelne annehmen, imstande sei, die ganze Arbeitsleistung der kunstgeschichtlichen Forschung auf ihre Schultern zu nehmen, glaube ich nicht. Doktrinär im Grunde ihres Wesens, wie sie ist, ist die Formalästhetik, die hier geübt wird, zu leicht geneigt, dem individuellen und im Grunde unberechenbaren Nerv des künstlerischen Gefühls ein Schema gleichgültiger Bewegungsmechanismen oder Raumverhältnisse zu substituieren. Vor allem aber versagt sie gegenüber den letzten und höchsten Aufgaben der Geschichtschreibung, die denn doch auch in dem enger umschriebenen Kreise der künstlerischen Hervorbringung nicht nur das Tatsachen- oder Formengerüst aufzustellen, sondern auch den Lebensvorgängen zu folgen bestimmt ist, die darin tätig sind. Wollen und Wirken der Menschen und Glück und Leiden, die daraus hervorgehen, reden hier eine ebenso vornehmliche Sprache, wie in den Epochen der allgemeinen Geschichte. Und auch was diese bestimmt, die Macht der Ideen, die ihr verknüpfendes Band durch Taten und Schicksale der Menschheit hindurchziehen, ein Bild des Notwendigen, allen Gemeinsamen, und mit ihnen oder gegen sie die originale Schöpferkraft der Einzelnen, deren Eigenwille das scheinbare Gesetz des Weltlaufs durchbricht und nie Geschehenes verwirklicht — auch das sind Momente, die sich die spezielle kunstgeschichtliche Forschung nicht entgehen lassen darf, wenn sie ihren Gegenstand beherrschen will. Trotz der Vorliebe, die der ausschließlichen ästhetischen Behandlung gegenwärtig in weitem Umfang zuneigt, hat denn auch diese letzte umfassendere Anschauungsweise ihre Anhänger unter den Männern des Faches noch nicht eingebüßt, und eben ein Werk wie das hier in Rede stehende, das ganz auf ihr beruht, ist ein Beweis dafür, wie sie uns niemals entbehrlich werden kann. In der Regel wird man natürlich wünschen müssen, beide Betrachtungsweisen zugleich in Kraft treten zu sehen. In der Kunst des Michelangelo hat das abstrakte Formprinzip sogar eine so große Bedeutung, daß es sicher-

lich nicht weit genug berücksichtigt werden kann, und es mag, was Steinmanns Auffassung anlangt, zugegeben werden, daß, wie auch von anderer Seite schon bemerkt worden ist, seine Arbeit in dieser Richtung einen geräumigeren Ausbau wohl noch zugelassen hätte. Allein man soll auch nicht von Einem Autor alles verlangen; im Grunde kommt es doch immer darauf zuerst an, daß ein jeder ganz das sei, was er sein will. Und so bleibt uns Steinmann, mag auch der Aesthetiker in ihm hinter dem Historiker zurücktreten, dem ungeachtet der Geschichtschreiber der Sixtinischen Kapelle, der mit einem Material, wie es in solcher Fülle nie vorher gesammelt und gesichtet worden ist, die äußere Entstehung dieses Denkmals, wie den ganzen darin enthaltenen Ideenreichtum zu einem ebenso glänzenden als überzeugenden Gemälde zusammengefaßt hat.

Eine Geschichte Roms im Zeitalter Julius II. und Pauls III., in deren Regierungszeiten die Malereien des Michelangelo in der Sixtina fallen, stellt im zweiten Bande des Werkes zunächst in einleitender Form das Zeitbild vor Augen, in dessen Rahmen wir den Meister selbst und die Menschen seiner Umgebung handelnd auftreten sehen. In ähnlicher Weise sind weiter unten noch einmal die Charakterbilder zweier Persönlichkeiten eingefügt, die in späterer Zeit auf sein Gemütsleben einen entscheidenden Einfluß gewannen, die edle und geistvolle Fürstin Vittoria Colonna und die weniger deutlich umrissene Gestalt eines jugendlichen Freundes Tommaso Cavalieri. Entsprechend den beiden Hauptaufgaben, die der Künstler an Ort und Stelle zu lösen hatte, zerfällt die weitere Darstellung in zwei Abschnitte. Der erste behandelt die 1508—12 erfolgte Ausmalung des Deckengewölbes der Kapelle mit den weltbekannten Schöpfungsgeschichten und dem sie begleitenden Chore der Propheten und Sibyllen, der zweite ist der Geschichte des an der Altarwand 1536—41 ausgeführten Jüngsten Gerichtes gewidmet. Zwischen beiden Werken, der Decke auf der einen und dem Wandgemälde auf der anderen Seite, bestehen nicht unerhebliche stilistische Abweichungen, begreiflich genug in Anbetracht des zeitlichen Abstandes, der zwischen beiden liegt, aber auch mit bedingt durch die Unterschiede der äußeren Lage, in der sich der Künstler zur Zeit der Ausführung der einen wie der anderen Arbeit befand. Zeigt ihn die zuletzt entstandene Schöpfung auf der gesicherten Höhe eines Ruhmes, an den kaum einmal der ohnmächtige Hauch des Neides heranreicht, so ist dagegen die erste das Ergebnis einer langen Leidensgeschichte, die erst dazu dienen mußte, die unvergleichlichen Fähigkeiten eines bis

[illegible] an solchen Aufgaben noch nicht erprobten. Kaum [illegible]
dreißigjährigen Mannes inmitten eines moralisch [illegible] Le-
bens und gegenüber einer unabsehbaren Reihe persönlicher [illegible]
wärtigkeiten darzutun. Beiden Werken ist dagegen das [illegible]
liche Ursprungszeugnis gemeinsam, daß sie nach der Aussage [illegible]
Schöpfers selbst die Arbeit eines Malers sind, der in [illegible]
kein Maler, sondern ein Bildhauer war. Durch die [illegible]
nerische Darstellungskunst, die beide an den Tag legen, [illegible]
Meister allerdings diese Aussage über die wahre Natur [illegible]
Talentes sichtbarlich bis zu einem gewissen Grade selbst [illegible]
anderem Betracht aber hat er es späteren Beschauern [illegible]
gemacht, ihm zu widersprechen. Denn was seine [illegible]
und was hier Gestalt gewonnen hat, ist in der Tat [illegible]
lich der plastische Stoff der menschlichen Gestalt, der den [illegible]
Wirkungsbereich des Bildhauers ausmacht; alles was [illegible]
scheinung heißt, hat in seiner Anschauung wenig [illegible]
gehabt. Will man sich vergegenwärtigen, bis zu welchem [illegible]
Malerwerk im eigentlichen Sinne verschmäht hat, so [illegible]
derselben sixtinischen Kapelle mit den Deckenmalereien [illegible]
angelo die tiefer unten an den Wänden ausgeführten [illegible]
Historien der älteren Künstlergenerationen, die unter Sixtus IV. [illegible]
der Ausmalung des Heiligtums begann, [illegible]

[illegible]

einstimmung zwischen Form und Inhalt dieser kirchlichen Malereien beachtet worden, und es hat nicht an Kritikern gefehlt, die sie dem Künstler übel vermerkt haben. Mit Unrecht, denn nichts wäre törichter, als wenn man um jener humanistischen Tendenzen willen in den religiösen Ernst des Künstlers Zweifel setzen wollte. Es ist gerade im Hinblick darauf ein besonderes Verdienst von Steinmann, in der gedanklichen Beseelung der Schöpfungsgeschichten und der Prophetengestalten, die das Gewölbe der Decke umschließt, die Spuren einer ausführlichen und hingebenden Beschäftigung des Künstlers mit dem Inhalt der biblischen Urkunden nachgewiesen zu haben. Man sieht, der Meister hat nichts aus eitler Laune getan, nur daß er in seiner Theologie nicht weniger als in seiner künstlerischen Praxis eben ganz auf eigenen Füßen stand. Steinmanns Untersuchungen vervollständigen in diesem Punkt in wertvollster Weise die schon von Carl Justi begonnene Erläuterung der Deckengemälde an der Hand der biblischen Exegese. Zur Komposition des Jüngsten Gerichtes hat die Schrifttradition nicht mehr beigetragen, als auch vordem in den Weltgerichtsbildern der christlichen Kunst üblich war. Dagegen hat Steinmann hier eine ganz neue Summe gedanklicher Anregungen aufgedeckt, die aus Dantes Göttlicher Komödie in Michelangelos Gemälde übergegangen sind. Neben die biblischen Weissagungen stellt sich hier die Vision des mittelalterlichen Propheten als die zweite wichtige Quelle, aus der die Phantasie des Meisters geschöpft hat.

Als Einführung in das Studium der Sixtina würde Steinmanns Arbeit ihren Zweck schon zu einem guten Teile erfüllt haben, wenn sie ihre Grenzen nicht weiter als bis zu dem geschilderten Umfang ausgedehnt hätte. Der Verfasser hat es mit seiner Aufgabe genauer genommen und hat durch Hinzufügung eines Anhangs von Registern und Dokumenten und eines Handzeichnungenkatalogs seiner Darstellung den Apparat eines vollkommenen Quellenwerks hinzugefügt. Bei der Herausgabe des Urkundenanhanges hat Dr. Heinrich Pogatscher in Rom hilfreiche Hand geleistet.*)

* * *

Nun aber bleiben in der Geschichte der Kunst die Denkmäler selbst die wichtigsten Quellen von allen, und es lag deshalb von vornherein im Plane des Sixtinawerkes, daß auch diese eine ihrer

*) Weitere „Dokumente und Forschungen zu Michelangelo" wurden in Ergänzung dieses Anhanges von den beiden Herausgebern gemeinsam im XXIX. Bande des Repertoriums für Kunstwissenschaft (1906) veröffentlicht.

würdige Veröffentlichung finden sollten. Ein günstiger Stern hat über diesem wie über dem literarischen Teile des Unternehmens gewaltet. Die siebzig Lichtdrucktafeln, die als ein besonderes Konvolut den Text des zweiten Bandes begleiten, sind in technischer Hinsicht ganz ausgezeichnet. Die bewährten Firmen von Anderson in Rom und Bruckmann in München haben darin gemeinsam ihr bestes geleistet. Es haben aber auch zu ihrer Ausführung außerordentliche Mittel zur Verfügung gestanden, die der deutschen Reichsregierung sowie der persönlichen Initiative des Kaisers zu danken waren. Ganz allgemein hat freilich das photomechanische Reproduktionsverfahren noch nicht aufgehört, ein Kind der Schmerzen für die geschichtlich-kritische Forschung zu sein. Unentbehrlich zur Ausführung vergleichender Studien an weit auseinander gelegenen Orten ist und bleibt die Photographie doch ein gefährliches Werkzeug in der Hand aller derer, die ihr blind vertrauen, denn sie zeichnet keineswegs so zuverlässig, wie viele glauben, und in der Wiedergabe der Tonwerte versagt sie zuweilen ganz. Zwei Eigenschaften hat sie aber dennoch, mit denen sie uneingeschränkten Dank verdient, und beide kommen im besonderen der Aufgabe zugute, die im gegebenen Fall zu leisten war. Die eine ist, daß sie ihren Gegenstand isoliert darbietet, befreit von allen nicht hinzugehörenden Nebeneindrücken, die so leicht aus der zufälligen Umgebung der Originale störend auf den Beschauer herüberwirken. Die zweite ist, daß sie den Anblick von Dingen vermittelt, die ohne sie überhaupt nicht sichtbar wären. Man stelle sich einmal den öden, mangelhaft belichteten Saalbau der Sixtinischen Kapelle vor und oben in schwindelnder Höhe, zu der auch ein bewaffnetes Auge nur mit Mühe empordringt, die Bilderwelt des Michelangelo, die wie ein fernes, aber unerreichbares Paradies herunterleuchtet. Den allgemeinen Eindruck dieser Fresken hat man wohl immer, und früher als sie frisch waren, gewiß auch besser als heute gehabt, aber was zugleich das Auge des Kenners entzückt, und was zur vollständigen Würdigung ihres Urhebers gewiß nicht minder wichtig ist, als alle sonstigen Momente der Betrachtung, die Qualität der Arbeit an und für sich, die Summe des technischen Vermögens, die darin liegt — darüber eine befriedigende Anschauung zu gewinnen war ehedem schlechterdings unmöglich, es sei denn daß Jemand zu den wenigen Glücklichen gehörte, die, wie der Herausgeber unseres Werkes, auf Gerüsten bis zu jener Höhe vordringen und dort dem Meister sozusagen Auge in Auge gegenüberstehen durften.

Nun liegt diese gewaltige Offenbarung wie mit Händen greifbar vor Aller Augen, und was vordem nur ahnungsweise wahrgenommen werden konnte, ihre schrankenlose Kraft und Schönheit, aber auch die geistvolle Belebung des Stoffes in all jener zündenden Beredtsamkeit, die sich im zeichnerischen Vortrag eines solchen Meisters kundgibt, das alles besitzen wir jetzt, um es nicht wieder zu verlieren. Ganz unvergleichlich wirken namentlich die großen Detailaufnahmen einzelner Akte oder Gewandfiguren, und die in den Abbildungen nahezu in Lebensgröße erscheinenden Köpfe einzelner Propheten und Sibyllen, auch unter dem Gesichtspunkte der gedanklichen Tiefe, die ihnen innewohnt. Es hat ernste Beobachter gegeben, die gegenüber diesen in der Tat sehr genau durchdachten Gestalten den Eindruck einer gewissen studierten Haltung nicht überwinden konnten: „un drame trop écrit“ hat ein feinsinniger französischer Feuilletonist in dem Zusammenwirken dieser fast unerschöpflichen Fülle von scharf präzisierten Bewegungs- und Ausdrucksformen erkennen wollen. Indessen, hätte es eines Gegenbeweises gegen diese Annahme bedurft, er läge nun in den vortrefflichen Andersonschen Aufnahmen vor. Jene eigentümlich potenzierte innere Spannung — die Lichtdrucke lassen sie in der physiognomischen Durchbildung der Köpfe ganz besonders deutlich erkennen — jenes tiefe heilige Schweigen, das um Jesajas Stirne schwebt, jene Glut der Extrase, die aus den rollenden Augen der Delphika hervorbricht, das alles ist gleich soviel anderen verwandten Zügen im letzten Grunde doch nicht die Aeußerung berechneter Effekte, sondern nur ein Abbild der großen Seele des Meisters selbst, der solche Wunder schuf.

Die im Verlauf der Arbeit fortschreitende Entwicklung der manuellen Fertigkeit des ausführenden Künstlers war schon früher der Gegenstand lehrreicher Betrachtungen, zu denen Wölfflin und Carl Justi den Grund gelegt haben. Aus den Stilunterschieden der Malerei, die auf jener Entwicklung beruhen, ließ sich die Genesis des ganzen Werks verfolgen, der Beginn der Arbeit an der Ostseite der Kapelle und ihre in Querschnitten über die ganze Fläche des Spiegelgewölbes hin sich fortsetzende Vollendung. Keine nachdrücklichere Bestätigung konnten diese Untersuchungen finden, als wieder durch die Aufnahmen in Steinmanns Werk, der selbst den erwähnten Forschungsresultaten, wenn auch mit Abweichungen im Einzelnen beitritt. Die großen Routiniers der dekorativen Wandmalerei haben von jeher auf eine vorzugsweise flächenhafte Wirkung ihrer Arbeit

gehalten und ein allzuweites Eingehen auf das Gegenständliche der Einzelform grundsätzlich vermieden: die immer gleich bleibenden Bedingungen der monumentalen Flächenkunst haben erfahrungsgemäß immer zu denselben Konsequenzen geführt. Auch Michelangelo ist, nicht anders als Raphael in den Stanzen, am Schlusse seiner Arbeit bei diesem Ergebnis angelangt. Dagegen lassen ihre Anfänge erkennen, wie er, bis dahin vorwiegend im Staffeleigemälde geübt, sich seinen Monumentalstil erst suchen mußte. Daher auch in den ersten Zonen an der Ostseite das strenge Absehen auf die Linie in der Zeichnung und die starke Reliefwirkung der Figuren, in deren Ausführung er erst später mehr die Fläche sprechen läßt. Von ebenso hohem Interesse ist, was wir durch Steinmanns besonderes Verdienst im Anschluß an die Stilfrage über die Einteilung der sich aneinander reihenden Tagewerke des Künstlers erfahren. Bekanntlich wird die Freskomalerei auf dem frischen Wandverputz, solange er noch feucht ist, ausgeführt und es wird von dem Bewurf täglich nur soviel angetragen, als der Maler in einem Tage vollenden zu können glaubt. Nun ist es zwar die besondere Kunst des Maurers, dessen man sich zur Hilfe bedient, die beim Anfügen neuer Flächen täglich aufs neue entstehenden Fugen so geschickt zu verstreichen, daß keine Ansätze sichtbar sind. Im Lauf der Jahre sind jedoch die Nähte in den auch sonst vielfach von Rissen und Sprüngen durchzogenen Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle, wie das häufig vorkommt, trotzdem wieder hervorgetreten, und sie bieten nunmehr die bequemste Handhabe, um die von Tag zu Tag fortschreitende Arbeit des Künstlers zu verfolgen. Bemerkenswert ist namentlich die Schnelligkeit, mit der sie vor sich ging, und um so staunenswerter, je gediegener die Ausführung ist. Diese wie mit stürmender Hand vollendete Arbeit scheint bereits die Bewunderung der Zeitgenossen erregt zu haben. Der florentinische Goldschmied Benvenuto Cellini, derselbe, dessen Lebensbeschreibung Goethe übersetzte, hat genauere Mitteilungen darüber hinterlassen, und Steinmann konnte an den Mauerrissen der Decke feststellen, daß sie zutreffend sind. Die Gestalten der Propheten und Sibyllen sind in je sieben bis acht Tagen, die großen Aktfiguren über ihnen, die sich als Guirlandenträger über dem gemalten Hauptgesims wiegen, sogar nur in durchschnittlich drei bis vier Tagen hergestellt worden. Gerne erführe man aus dem Text noch etwas mehr über die spezielle technische Behandlung, worüber wohl die römischen Künstler, mit denen der Verfasser gemeinsam in die Kommission zur Restaurierung

der Fresken berufen war, einige Auskunft hätten geben können. Sie entspricht, soweit sich aus den photographischen Aufnahmen erkennen läßt, in bemerkenswerter Weise den Unterschieden der formalen Anschauung, die sich, wie schon erwähnt, im Einzelnen geltend machen. Mit dem Kartonstil der ersten Arbeitsperiode geht eine farbige Ausführung Hand in Hand, bei der die Malfläche stark al secco überarbeitet worden ist, um Uebergänge zu vermitteln oder Stellen, die auf den ersten Wurf nicht befriedigten, nochmals zu übergehen. Das reine Fresko, in der vollendeten Meisterschaft dieser glänzenden und kühnen Technik, scheint mir erst in der zweiten Hälfte der Arbeit lebhafter hervorzutreten. Das letzte Gemälde des Deckenspiegels, das erste in der ideellen Reihenfolge der Bilder, das die Erschaffung des Lichtes darstellt, dürfte nicht nur in dem wunderbar leicht bewegten Flusse seiner kompositionellen Anlage, sondern auch in Hinsicht der spezifisch malerischen Behandlung einen der Höhepunkte der technischen Arbeitsleistung bedeuten.

* * *

Gegenüber der absoluten Größe dieses gesamten künstlerischen Vermögens erscheint die Teilnahme auffallend gering, die sich seinen Hervorbringungen in der heutigen künstlerischen Welt zuwendet. Es sind andere Ideale, die dem heutigen Kunstschaffen vorschweben. So kommt es, daß derselbe Mann, der mit einer nahezu unumschränkten Machtvollkommenheit die künstlerische Entwicklung seines Jahrhunderts bestimmte, und von dem noch ein Winckelmann glaubte, daß „die Kunst in neuerer Zeit ihre Höhe erreicht haben würde, wenn sie auf Michelangelos Spur geblieben wäre",*) der lebenden Kunst nicht mehr das zu bedeuten hat, was Andre einst in ihm sahen. An sich gereicht das unsrer Kunst weder zur Unehre noch zum Vorwurf. Die grundsätzliche Abwendung von historischen Vorbildern, die das heutige künstlerische Streben kennzeichnet, ist in Gesinnung und Lebensgefühl unsrer Zeit ebenso begründet, wie die geringe innere Verwandtschaft, die es dem Olympier des sechzehnten Jahrhunderts gegenüber empfindet. Die heutige Kunst sieht ihren Erfolg, soweit sie monumentale Malerei im Auge hat, abweichend von ihm, weniger in den komplexen, als in den einfachen, um nicht zu sagen primitiven Bewegungs- und Raumformen verbürgt, arbeitet jedoch in diesen mit feineren farbigen Kontrasten, als sie seiner Zeit

*) Werke, herausgegeben von Meyer und Schulze, V, S. 233.

und ihm selbst geläufig waren. Noch weniger gleichen in der Baukunst die Ziele der modernen Bewegung den seinigen. Die [illegible] Logik der konstruktiven Gedanken, die strenge Maßhaltung im [illegible] Schmuck, ablehnend gegenüber all jenen malerischen Wirkungen der Flächenbehandlung, die gerade Michelangelo in seinen architektonischen Entwürfen aufs höchste gesteigert hat, das sind Momente, die dem Urheber und Anfänger der italienischen Barockkunst ebenso fern [illegible] als sie dem heutigen Geschlecht Bedürfnis sind. Nur im [illegible] Gebiet der Steinbildhauerkunst, in deren Werken der Meister [illegible] ja auch sein eigenes Ich in der am unmittelbarsten [illegible] zu erkennen gegeben hat, sind von seiner Praxis weitere [illegible] [illegible]liche Anregungen für das heutige Schaffen entlehnt worden.

Um so lebhafter ist die Tätigkeit, in welche die [illegible] Forschung unserer Zeit durch die Person des Künstlers und Geschichte seiner Werke versetzt worden ist. Diese [illegible] um so bemerkenswerter, als sie verhältnismäßig jungen Datums. Im Jahre 1863 erschien Hermann Grimms Leben Michelangelos, das erste deutsche Buch, das diesen Stoff seiner Bedeutung entsprechend zu behandeln unternahm, beinahe fünfundzwanzig Jahre, nachdem Raphael sein erstes biographisches Denkmal in deutscher Sprache durch Passavant erhalten hatte. Der Mensch [illegible] der ihm mit dem Zauber seiner Persönlichkeit schon im Leben [illegible] einmal im Wege gestanden hatte, ist auch [illegible] Michelangelo so [illegible] geworden. Das allgemeine Kunst[illegible] um die Mitte des vorigen Jahrhunderts [illegible] ist unter dem Eindruck unserer [illegible] [illegible]

mehr kennt, und eine Flutwelle von literarischen Publikationen ist ihr gefolgt. In absehbarer Zeit ist, wenn diese Produktion anhält, anzunehmen, daß die Menge der ihm gewidmeten Schriften einen ähnlichen Umfang annehmen wird, wie ihn heute etwa die Dante- oder die Goetheliteratur aufweisen. Man würde die Ursache dieses Umschwungs unterschätzen, wollte man sie nur auf eine Spielerei der Mode zurückführen. Das für sie Entscheidende liegt doch wohl in einer Richtung des ethischen und ästhetischen Gesamtempfindens von heute, die den starken Individualitäten vor allen anderen zuneigt und die für die Stärke unbedenklich auch Härten und Einseitigkeiten mit in den Kauf nimmt. Daß dies letzte eine Bedingung ist, die der Meister der Sixtinischen Kapelle den Seinen selten oder nie erläßt, wird wohl auch die aufrichtigste Bewunderung nicht zu leugnen imstande sein. Schönheit und Wahrheit des ordnenden Gedankens, den die Gottheit selbst in ihre Werke legte, gewiß, vor seinem Auge lagen sie entsiegelt, und in einem Fluge der Phantasie, dem an Weite kein anderer gleicht, ist er den Spuren der schaffenden und liebenden Allmacht auf ihrer Bahn gefolgt. Allein dieser Flug endete in einer Erdenferne, die anderen sterblichen Blicken nicht erreichbar ist, und die gigantischen Menschenbilder, die er sich nach dem Maße der dort erworbenen Anschauung in seinem Innern schuf, stehen so weit über aller irdischen Erfahrung, als die Affekte, die er ihnen gab, nicht selten die Stärke jeden gewöhnlichen Empfindens übersteigen. So greift mitunter auch die dichterische Intuition zu unerhörten oder paradoxen Wendungen, um ganz zu sagen, was sie in sich erlebte — und ganz zu sagen, was sie litt. Denn eben das ist ja in vielen Fällen und so auch ohne Frage in dem unseres Künstlers die unheilvolle Mitgift, mit der die Natur, wo sie geistige Gaben in verschwenderischem Maße austeilt, ihr Geschenk begleitet, der leidende Zug, den sie dem Genius auf die Stirne drückt. Man hat den leidenden Hang des Gemüts, wie er bei Michelangelo zutage tritt, nur unvollständig aufgeklärt, wenn man ihn allein mit persönlichen Launen oder Stimmungen in Verbindung bringt. Er besteht nicht nur in einer jener mehr oder weniger inhaltlosen Spannungen des Gemüts, die wir am liebsten als Stimmung bezeichnen, seine Ursache liegt tiefer und sie läßt keine Täuschung zu. Die Klagen sind zu laut, die aus den formvollendeten Strophen von Michelangelos lyrischen Dichtungen an unser Ohr dringen, und sie tönen allzu deutlich in einer langen Reihe schwermutvoller Kunstgebilde wieder, die noch immer Jakob Burckhardts Wort bestätigen, daß nur wenig in

ihnen vorkomme von dem, was uns das Leben teuer macht. So klagt nur, wer wirklich leidet. Es ist nicht gesagt, daß dieser psychopathische Zug die notwendige Begleiterscheinung einer jeden genialen Begabung sei. Aber allerdings liegt er dem Genie besonders nahe, je auffälliger die Vereinzelung und je stärker damit auch der Widerstreit ist, worin es sich in und mit der Welt vorfindet. Bei einem Michelangelo, dessen stolze und eigenmächtige Individualität diesen Kontrast in demselben Grade und mit demselben Ungestüm empfinden mußte, mit dem sie selbst sich über alle Schranken auszudehnen strebte, ist es kaum notwendig, auf diese Quelle einer tatsächlichen Lebenstragik hinzuweisen, mit der er, hierin nicht der einzige unter den großen Meistern der Vergangenheit, für alle Vorrechte eines vor Anderen begnadeten Künstlertums genug und übergenug bezahlt hat.

Es sind das Erwägungen, von denen uns nicht unbewußt ist, daß sie über den Inhalt von Steinmanns Publikation und somit über unser eigentliches Thema hinausgreifen. Allein sie liegen im Bannkreise jener Geistestaten, von denen seine geschichtliche Darstellung handelt, und sie liegen uns sozusagen am Wege. Ist es doch die Art einer jeden Beschäftigung mit so großen Dingen, daß es uns treibt, vom einzelnen zum allgemeinen zu gelangen und daß wir, nicht zufrieden, einer überragenden geistigen Kraft in einer besonderen Richtung ihres Tuns gefolgt zu sein, am Ende auch den Wunsch empfinden, sie uns in ihrer Totalität zu vergegenwärtigen. Ein Beginnen freilich, das, wenn es einem Michelangelo gilt, von allem anderen Ungenügen abgesehen, schon auf Grund unseres heutigen Wissens von diesem Meister Versuch und Fragment bleiben muß. Die Kunstgeschichte ist heute noch eine so jugendliche Wissenschaft, daß sie, man darf wohl sagen glücklicherweise, noch an keinem Punkte soweit gelangt ist, um ihre Bücher zumachen und sich eines abschließenden Ergebnisses freuen zu dürfen. Es ist nicht ohne Wert, sich diese Tatsache vor Augen zu halten, auch wenn im großen und ganzen die Aufgaben der heutigen kunstwissenschaftlichen Forschung näher bezeichnet werden sollen. Sie liegen entschieden mehr auf seiten der vorbereitenden Einzelstudien als auf seiten der zusammenfassenden Darstellungen, einschließlich der biographischen Schilderungen. Selbst bei einem Thema, das so wie die Persönlichkeit unseres Künstlers im Vordergrunde der wissenschaftlichen Arbeit steht, ist es fraglich, ob die Stunde schon gekommen ist, um aus der Menge der geschehenen und noch geschehenden Einzelarbeit das Fazit zu ziehen.

...gen tritt unter denselben Umständen die Bedeutung einer in ...ergen Quellenarbeit, wie sie uns der Verfasser des Sixtina-...s darbietet, nur um so nachdrücklicher ins Licht. Die Zeit ...kommen, in der auch das Lebensbild des Michelangelo Buonar-... nicht mehr ein Traum heißen, sondern Wirklichkeit geworden ...wird. Unter den Werken aber, die dazu bestimmt sind, jener ...igen Schöpfung den Weg zu bereiten, wird Steinmanns Buch ... eine der vornehmsten Stellen behaupten.

Die lothringischen „Maren."

Von

Wilhelm Soltau (Zabern).

Zu den erfreulichsten Zeichen in der Entwicklung der [illegible] lande seit ihrer Wiedergewinnung 1871 gehören [illegible] lichen Bestrebungen, welche seitdem Altdeutsche und [illegible] zu gemeinsamer Arbeit vereinigt haben. Die gemeinsamen Interessen brachten die Personen näher, in [illegible] wissenschaftlichen Arbeit manch freundschaftliche [illegible] persönliche Annäherung. Einer der ersten und [illegible] welche in diesem Sinne [illegible] gewirkt haben, [illegible] club, der schon 1872 gegründet worden ist. [illegible] Durch ihn in erster Linie das Interesse für die [illegible] in weitere Kreise getragen und Anregung gegeben [illegible] Probleme. Die monatlichen [illegible] in den einzelnen Sektionen gehalten wurden [illegible] conserver les monuments historiques [illegible]

[illegible]

[illegible]

Augenblicklich liegt bereits der 21. Band der Vereinspublikationen vor, jeder einzelne ein stattliches opus. Mehrere derselben haben, namentlich durch die Freigebigkeit reicher Gönner, einen wertvollen Schmuck an Abbildungen erhalten. Die zahlreichen Funde, welche bei den Ausgrabungen von Metz-Sablon gewonnen worden sind, liegen jetzt in getreuen Nachbildungen vor.

An dieser Stelle soll die Aufmerksamkeit der Leser auf eine vortreffliche Abhandlung von Professor Carl Wichmann (Metz) gelenkt werden, welcher im 15. Band des Vereins für lothringische Geschichte „Ueber die Maren oder Mertel in Lothringen" ausführlich gehandelt hat. Demselben ist ein Bericht über die Ausgrabungen des Herrn Colbus in Altrip beigegeben. Der Aufsatz Wichmanns erhält dadurch einen erhöhten Wert, daß er nicht nur des Verfassers eigene Vermutungen und Ergebnisse über diese Frage, sondern zugleich eine Zusammenfassung über alle weiteren Einzeluntersuchungen bietet, welche über die Maren in ganz Deutsch-Lothringen seit mehr als einem Jahrzehnt angestellt sind.

Durch diese werden auch die Ergebnisse der im 107. Band der Preuß. Jahrbücher (S. 472 f.) veröffentlichten Abhandlung*) von Bouchholtz mehrfach ergänzt und in wichtigen Punkten modifiziert. Zu Zisternen, wie Bouchholtz meinte, sind die Maren nur ausnahmsweise verwandt. Ihr Hauptzweck war ein völlig anderer.

Was sind Maren?**) Im Westen Frankreichs und in den Rheinlanden gibt es viele Tausende von Vertiefungen, Gruben, mit Wasser gefüllte oder trockene Einsenkungen, deren Entstehung und Wesen der Forschung schon manche Schwierigkeiten bereitet hat.

Sie werden meist als Maren bezeichnet oder unter verwandten Namen erwähnt.

Eine ganz besondere Behandlung verdienen die lothringischen Maren. Sie sind von ganz anderem Ursprung als die Maren in der Eifel und haben ihre eigenen Geschichte.

Die zahlreichen Maren oder Mardellen sind hier Vertiefungen, welche in der Regel zwischen 10 und 30 m Durchmesser haben. Sie sind mit Lehmschichten, Blätterlagen, Baumstämmen, z. T. aber auch mit Wasser gefüllt. Sie finden sich in großer Anzahl namentlich in

---

*) „Die ländliche Wasserversorgung der alten Zeit, die Pfahlbauten und die Zisternen".

**) S. Carl Wichmann im Jahrbuch für lothringische Geschichte, 15. Band, S. 218 f. (1903). Die folgende Abhandlung gibt eine Uebersicht über die Ausführungen Wichmanns und sucht sie in einigen Punkten zu ergänzen.

Deutsch-Lothringen, an 7000 sind dort bereits gezählt, und haben seit langem die Aufmerksamkeit der prähistorischen Geschichtsforschung auf sich gezogen.

Bei der neuen Landesaufnahme haben sich die Gelehrten wieder dem Problem der Maren zugewandt.

Während die Mare der Eifel vulkanischen Ursprungs sind, ist diese Annahme bei den lothringer Maren, nach verschiedenen Versuchen sie geologisch zu erklären, fallen gelassen worden.

Sie sind offenbar zum größeren Teil künstlicher Art.

Damit ist das Problem aus dem Bereich der Geologen in den der Archäologen und Altertumsforscher gerückt.

Abgesehen von vielen Einzelfragen ist vor allem zu entscheiden, waren es Zisternen oder dienten sie zu Wohnräumen? Waren es Anlagen aus vorhistorischer Zeit, aus der Zeit der Pfahlbauten? oder sind sie in historischer Zeit von den alten Galliern hergestellt?

Was den Namen Mare anbetrifft, so ist er nach den Umfragen der gebräuchlichste. An einzelnen Stellen heißen sie Mertel, an anderen Seepen, Puhl rc. Der französisch sprechende Lothringer nennt sie stets mare (spr. „mach").

Für Lothringen werden wir also den in Frankreich und am Rhein gebrauchten Namen Mardelle ganz außer Kurs setzen und uns, da der Deutsch-Lothringer keine einheitliche Bezeichnung hat, an den verbreitetsten französischen Namen halten müssen, d. i. Mare.

Wichtig für die Erklärung der Maren ist es, zu beachten, in welchen Landesteilen und überhaupt in welcher Art von Gegenden diese merkwürdigen Vertiefungen liegen.

Das Gebiet der großen, tiefen und oft nassen Maren scheint sich nach Osten nicht weit auszudehnen, es ist im wesentlichen auf Gallien beschränkt geblieben. In dem Teile des Elsaß, der zwischen den lothringischen Kreisen Saarburg und Saargemünd liegt, finden sich noch ziemlich viele, dagegen auf der Ostseite der Vogesen kommen sie nicht vor. Ebenso gibt es in den unmittelbar an Lothringen angrenzenden Teilen der Pfalz und der Rheinprovinz Maren in ziemlicher Zahl, aber mehr nach dem Rhein hin nicht. Und was an „Mardellen" östlich vom Rhein liegt, im Nassauischen, in Hessen, Baden, Württemberg und Bayern, das gehört nach den veröffentlichten Beschreibungen ganz anderen Arten von Gruben an.

Liegt so im Osten die Grenze der Maren ziemlich weit ab vom Rhein, so erstreckt sich im Norden ihr Bereich nach Luxemburg und Belgien und im Westen weit nach Frankreich hinein. Im fran-

zösischen Lothringen sind sie sehr zahlreich, sie finden sich an der Maas und Marne, ja jenseits der Loire und bis in die Normandie hinein.

Die „Gesellschaft für lothringische Geschichte" hat nun das Verdienst, zunächst innerhalb der Grenzen dieses Bezirks, die Zahl und die Lage der Maren im ganzen festgestellt und durch Geldbewilligung die nötigen Grabungen in einzelnen Maren ermöglicht zu haben.

Durch Fragebogen an Lehrer und Förster hat sie ein gesichertes Material beschafft, welches genügende Schlußfolgerungen gestattet. Allerdings sind dabei in erster Linie die Maren auf freien Feldern, die leichter zugänglich waren, durchforscht, weniger die in den Waldungen versteckten, sehr zahlreichen Vertiefungen dieser Art. Aber auch letztere sind keineswegs unberücksichtigt geblieben.

Von den außerhalb der Waldungen liegenden Maren sind 986 als kreisrund, 762 als länglichrund bezeichnet worden. Die Zahl der unter 10 m und über 30 m großen Maren ist gering gegenüber denen, deren Durchmesser sich zwischen diesen Ziffern bewegt.

Trocken sind 787 Maren, immer mit Wasser gefüllt 537, im Winter naß, im Sommer aber meist trocken 445. Das ist ein wichtiges Ergebnis der Umfrage, da man bisher die Trockenheit der Maren für eine Ausnahme gehalten hat, während die Zählung feststellt, daß ein großer Teil von ihnen in der heißen Jahreszeit austrocknet und ein noch größerer immer trocken bleibt.

Um für die Lösung der oben erwähnten Streitfrage, ob die Maren Zisternen (so Bouchholtz) oder Wohnungen gewesen sind, einen neuen Anhaltspunkt zu gewinnen, war die Umfrage an die Lehrer und Förster ergangen, ob und wieviele Maren in der Nähe einer Quelle oder eines Wasserlaufes lägen. Nach den eingelaufenen Antworten sind 140 nur 100 m oder weniger von fließendem Wasser entfernt. Einige liegen ganz nahe an einem Fluß, bei Imlingen 50 m von der Saar, bei Niederginigen 24 m von der Mosel, bei Bliesbrücken 8 m von der Blies. „Es ist also klar, daß diese nicht angelegt sein können, um als Wasserbecken zu dienen. Oft liegen sie auf Feld und Ackerland nahe bei einem Wiesengrund, sehr selten aber auf der Wiese selbst. Auch dies spricht dafür, daß man das Wasser wohl in der Nähe, jedoch nicht in der Mare selbst haben wollte."

Sehr häufig finden sich drei Maren bei einander, und es hat dadurch die Vermutung früherer Forscher eine Bestätigung erhalten,

welche die eine für die Wohnung, die zweite für die Scheune, die dritte für den Stall ansahen. Diese Ansicht fand auch auf der Generalversammlung der Geschichtsvereine in Metz neue Anhänger und hat sich seitdem mehr und mehr befestigt. Damit sind auch die verhältnismäßig wenigen sicheren Fälle, wo die Mare als Zisternen dienten, erledigt. Natürlich brauchte man solche zur Viehtränke, wie auch zum Reinigen. Aber doch nur da, wo daneben Wohnhäuser oder Viehgelasse waren!

Durch die Umfragen ist auch ein anderer Punkt erledigt, der für die Erklärung der Maren eine besondere Bedeutung hat, ob nämlich Baumstämme, die als Reste alter Wohnungen angesehen werden können, in den Maren liegen? Es sei hierüber an dieser Stelle nur soviel bemerkt, daß schon die Fragebogen, welche umhergesandt worden waren, die Tatsache festlegten, daß in 107 Maren Baumstämme gefunden worden sind.

Um auch denjenigen, welche dieser Frage ferner stehen, einen Begriff von der Beschaffenheit der Maren und ihres Inhalts zu geben, stehe hier der Bericht über eine der wichtigsten Nachgrabungen, welche neuerdings bei Leyweiler ausgeführt worden sind. Das Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde (1903, S. 236 f.) berichtet darüber folgendes. Die Leyweiler Mare zeigte unter dem Wasser zuoberst eine in der Mitte etwa 70 cm dicke Schicht von dunkelbrauner Moorerde; es folgte eine 1,90 m starke Schicht von Blättern — meist Buchen-, aber auch Eichenblätter —, in der die Baumstämme lagen. Zuunterst bedeckte den Mutterboden, der aus Keuper besteht, eine Schicht feinen hellgrauen Lehmes, die an mehreren Stellen, wo sie gemessen wurde, 30—40 cm stark war, nach dem Rande der Grube zu aber abnahm und an den Seitenwänden nur wenig hinaufstieg. An Bäumen sind gezählt worden acht besonders starke, vier Eichen von 40 bis 45 cm und vier Buchen von 25—30 cm Durchmesser. . . In dem Boden staken, 30—40 cm tief eingeschlagen, neun Pfähle aus morschem Holz von 5—8 cm Durchmesser, unten zugespitzt, oben abgebrochen, so daß ihre alte Länge nicht festgestellt werden konnte. Drei von ihnen standen nicht weit von der Mitte der Mare, sechs in einer geraden Reihe neben dem 14 m langen Stamm in ziemlich gleichmäßiger Entfernung von einander. Ebenfalls aufrecht im Boden standen sechs Stämmchen von Obst-, wahrscheinlich Pflaumenbäumen von 10—15 cm Durchmesser, mit festem Holz, ohne Aeste und Zweige, aber merkwürdigerweise mit Wurzeln, einer von ihnen

stand eingereiht zwischen den Pfählen, die anderen weiter nach dem Ostende der Mare hin ohne erkennbare Ordnung. Nicht allzuweit von dem Mittelpunkt der Mare ward eine Feuerstelle entdeckt. Daneben fanden sich Scherben von Töpfen aus rotem und gelbem Ton, Holzkohlen, Holzscheite, und ein römischer Dachziegel!

Es ist damit ein vollgültiger Beweis dafür geliefert, daß diese Gruben und alle gleichartigen, in denen bearbeitetes Holz gefunden wird, einst als Wohnungen oder als Stallungen oder als beides gemeinsam gedient haben. Die Möglichkeit, daß auch diese Maren in der Urzeit einst Pfahlbauten waren, bestreitet Wichmann ohne Zweifel mit Recht.

Vor allem weisen auch die Spuren schräger Dächer auf spätere Zeiten hin. Namentlich hat Pfarrer Colbus in den Maren von Altrip eine ganze Lage behauener Stämme ausgegraben, welche früher ein schräges Dach gebildet hatten, ja z. T. lagen die das Dach bildenden Baumstämme noch so da, wie sie einst das Dach getragen hatten und dann zusammen gesunken waren. (s. Tafel V).

Auch bei den erneuten Ausgrabungen, welche Herr Colbus in Altrip 1905 unternommen hat, hat er wieder ähnliche Funde in benachbarten Maren gemacht. Die großen zugehauenen Baumstämme lagen in einer der größeren Maren „Spitze gegen Spitze, einen Winkel bildend, so wie sie zur Dachdeckung aufgestellt waren". Es fanden sich Scherben von Tongefäßen, der untere Teil eines römischen Topfes, Kohlen, Aschenklumpen u. a. m. Das Neueste und Merkwürdigste, was entdeckt wurde, war ein Steinpflaster auf dem Boden der Mare, nebst größeren Steinen, Dachziegeln. Auch der rote Farbstoff, mit dem sich nach Cäsar*) die Kelten und Britannier tätowierten, wurde in der Tiefe einer Mare gefunden.

Sehr instruktiv für diese Art Wohnungen primitiver Art ist auch die Stelle aus Tacitus Germania 16, welche von Wichmann zum Vergleich herangezogen worden ist: Solent (Galli) et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi loci molliunt, d. i. sie pflegen auch Gruben tief in die Erde hinein offen zu legen und sie mit viel Mist zu überschütten, die ihnen als Zufluchtsstätten im Winter und als Lagerraum für die Feldfrüchte dienen.

*) de bello Gallico 5, 14.

Zur Beantwortung der Hauptfrage, zu welcher Zeit die Maren bewohnt gewesen sind, können, wie Wichmann richtig bemerkt, nur die in den Maren selbst gefundenen Gebrauchsgegenstände einen Anhalt geben.

Man hat bisher oft an die Steinzeit und an die Bronzezeit gedacht; aber es ist kein Fund mit Sicherheit bezeugt, der zu der einen oder anderen Annahme zwänge.

Dem gegenüber sind nun aber die Fundstücke der gallo-römischen Zeit, die aus den Maren selbst stammen, verhältnismäßig zahlreich. Nicht nur führen sehr viele Scherben, welche früher in den Maren gefunden sind, auf jene Epoche hin, sondern auch die neueren Ausgrabungen von Welter und Colbus bestätigen dieses. Der merkwürdigste Fund aber, der ein deutliches Wort für die römische Zeit spricht, ist im Dorf Les Bachats gemacht worden. Es ist ein sehr gut erhaltenes römisches Bronzegefäß (gewöhnlich trulla genannt) und wird als Weinsieb erklärt, diente aber sicher auch anderen Zwecken in der Küche. Denn ein ähnliches aus Pompeji (!) stammendes Exemplar des Neapeler Museums ist bis über den Rand mit hartgewordener Speise gefüllt. Das letztere Fundstück ist dem in Sablon gefundenen und im Metzer Museum aufbewahrten fast gleich. Es ist ein Doppelgefäß, von dessen beiden Teilen der eine ein Kessel und der andere ein in diesen Kessel passendes Sieb ist, beide mit gleichgebildetem, langem Stiel, so daß sie, ineinander gesetzt, wie ein Gefäß aussehen.

Auch die neuerdings erfolgte Aufdeckung der Grabstätten, der tumuli, hat dieses Ergebnis wieder vollauf bestätigt, ja gezeigt, daß die in der Nähe liegenden Maren noch bis in die spätere Kaiserzeit bewohnt gewesen sind. Herr Colbus hat in ihnen zahlreiche römische Münzen gefunden, die aus der Zeit von Nerva bis Constantin stammen.*)

Die Marenwohnungen, so lautet Wichmanns Schlußresultat, gehörten also den Galliern und wurden von ihnen auch unter der römischen Herrschaft noch lange Zeit benützt.

Ein Blick auf die Zustände des Landes unter Caesar und ein Hinweis auf die nur langsam erfolgte Zivilisierung Galliens werden das Ergebnis bestätigen.

Sehr wohl ist es allerdings möglich, daß die Maren aus viel älterer Zeit stammen, denn durch die Funde ist nur die Endzeit

*) Jahrb. f. lothr. Geschichte. 1905. 17. Band, 2. Hälfte, S. 259.

ihres Bestehens einigermaßen begrenzt; nur liegt die Sache so, daß es an ausreichenden Beweisen für die Bronzezeit so gut wie für die Steinzeit fehlt. Die Behauptung, daß die Marenwohnungen von den Kelten eingeführt wären, läßt sich allerdings ebenso wenig beweisen, wie die, daß die Kelten sie von den älteren Landbewohnern, etwa von den Ligurern, oder daß sie sie gar von noch älteren, nicht einmal nennbaren Völkern übernommen hätten. Man muß sich vorläufig mit dem Ergebnis begnügen, daß die Marenwohnungen bis in die römische Zeit hinein in Benutzung gewesen sind. Mit diesem Resultat ist aber schon viel gewonnen. Denn wir haben nun das Recht, was aus jener Zeit über gallische Wohnungen berichtet wird, auch auf die Maren zu beziehen. Von Strabo, dem Zeitgenossen des Augustus, erfahren wir u. a., wie die Häuser der Gallier zu der Zeit aussahen, als die Römer von dem Lande Besitz ergriffen. Er gibt uns von ihnen folgendes Bild: „Die Häuser werden aus Holz und Flechtwerk errichtet; sie sind groß und haben ein kuppelartiges Dach, das mit viel Rohr gedeckt wird." Von der Grube, die man von außen nicht sah, spricht Strabo so wenig, wie man bei einer ähnlich knappen Beschreibung eines Hauses von dem Keller sprechen würde. Im übrigen aber stimmen die Angaben mit den Funden in den Maren ganz gut überein. Die Stämme sind da und alles, was zum Flechtwerk gehört, krumme Aeste und Zweige, dazu Blätter, Lehm und Moos, womit das Geflecht beschmiert und gedichtet wurde. Ein Neues ist für uns das kuppelförmige Dach, das zu den Rundhäusern vollständig paßt.

So manche Einwände und Bedenken hiergegen werden schwinden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Römerherrschaft in Gallien fast 500 Jahre gedauert hat, und daß in dieser Zeit die Gallier im Nordosten, die weniger gebildet waren, als die in der Nähe des Mittelmeeres und der atlantischen Küste, eine allmähliche Entwicklung durchgemacht haben, von Barbaren zum Kulturvolk! Caesar nennt nördlich von Besançon und östlich von Reims keine gallische Stadt mit Namen, ja es findet sich in seiner Kriegsbeschreibung nicht die geringste Andeutung davon, daß es in dieser östlichen Gegend Galliens überhaupt Städte gegeben habe, während das für die anderen Teile des Landes oft genug bezeugt wird. Das Gebiet der Mediomatriker — Metz und Umgebung — hat Caesar auf seinen Märschen nicht berührt, und damit könnte der Ausfall hier erklärt werden; aber in das Land der Treverer und der Eburonen — im Westen der Rheinprovinz, Luxemburg — hat ihn und

seine Unterfeldherren mehr als ein Feldzug geführt. Doch auch dort gedenkt er in seinen Schilderungen und Erzählungen keiner Stadt, nur Dörfer und Höfe werden niedergebrannt.

Ambiorix der Eburonenfürst selbst wohnte in einem mitten im Walde gelegenen Haus, wo man ihn zu umstellen und zu überfallen hoffte; aber in dem Waldgefecht entrinnt er, wie auch jedesmal bei späterer Verfolgung. Sollte nun für das Unerwähntbleiben der Städte die einfachste Erklärung nicht darin zu finden sein, daß es hier überhaupt keine Städte gab, oder wenn es einige wenige gab, daß diese kleiner und unbedeutender waren, als die Städte im Westen und Süden? Nach der Eroberung Galliens beginnt die sehr allmählich fortschreitende Romanisierung des gallischen Volkes. Nun hört man auch im Osten des Landes von Städten. Augusta Treverorum, Trier, ist eine neue Gründung, Metz mag eine ältere Ansiedlung gewesen sein, aber durch einen Schriftsteller bezeugt mit dem Namen Divodurum als Stadt der Mediomatriker wird es erst für das Jahr 69 nach Chr. Geburt genannt. Die alten Einwohner sind im Land geblieben und haben lange an ihrer Sprache und ihren Sitten festgehalten. Aber sie kamen doch unter den Einfluß der römischen Bildung und lernten von den Siegern mancherlei, was gut und nützlich war.

Namentlich im Bauwesen waren ihnen die Römer überlegen. Diese sorgten für Straßen und Brücken, für Wasserleitungen und Bäder und Theater. Wo der Römer selbst wohnt, da baut er sich sein Haus aus Stein und Ziegel, und deren Verwendung lernt allmählich auch der Gallier in den entlegenen Landstrichen kennen.

Wenn also in der Nähe von Maren Reste von römischen Mauern und Dachziegeln gefunden werden, so ist das nicht ein Beweis dafür, daß nun alle diese Maren Zisternen gewesen wären, ohne die die Bewohner der Steinhäuser nicht hätten leben können, sondern die Erklärung ist sehr einfach mit der Annahme gegeben, daß der einsichtig gewordene Landmann sein früheres Holzhaus aufgegeben und sich daneben ein besseres Haus mit gemauertem Keller aus Steinen erbaut hat. Das alte Haus mag er noch eine Zeitlang als Scheune, Stallung, Wohnung für Knechte oder sonstwie benützt haben, bis es so schadhaft wurde, daß das Ausbessern nicht mehr lohnte und es schließlich in sich zusammenbrach.

Aber die Römerzeit bietet uns noch ein letztes Mittel zum Vergleich; das sind die Grabsteine der gallo-römischen Bevölkerung. Denn diese Totenhäuser sind den Wohnhäusern der

Lebenden nachgebildet, in ihren Formen müssen wir die Spuren dieser wiedererkennen können. Ein sehr glücklicher, merkwürdiger und wichtiger Fund von solchen Grabsteinen ist 1902 in Sablon bei Metz gemacht worden; er ist dem Museum von Metz überwiesen, und dieses ist dadurch in den Besitz einer großen Anzahl von Grabsteinen der verschiedensten Formen gekommen, die ein und derselben gallo-römischen Gemeinde angehört haben. Der Fund ist vom Museumsdirektor Keune in dem gleichen Jahrbuche (1903) veröffentlicht.

Diese Grabsteine nun lassen deutlich erkennen, wie sehr der Gallier an seinen alten Gewohnheiten und Formen hing, aber auch, wie er sich allmählich römischen Geschmack und Formensinn anzupassen suchte. Denn sie zeigen neben den ältesten Grabsteinformen des Landes die Ansätze zur Umbildung und den fortgeschrittenen Einfluß römischer Kunst und Steinmetzarbeit.

Da finden wir Grabsteine mit quadratischem Grundriß und kuppelförmigem Aufsatz; bei den einen ist dieser Aufsatz flach, bei den anderen endet er oben in eine Spitze und gleicht einem Zwiebeldach. Auch das steile Satteldach ist vertreten mit Giebelwänden vorn und hinten. Ein Stein mit rechteckigem Grundriß gehört zu der Gattung der bekannten Vogesengrabmäler, wie sie nicht nur im Garten des Museums in Metz, sondern auch im Hofe des Straßburger Museums und in besonders schönen Exemplaren vor dem Museum in Zabern liegen. Bei diesen Steinen reicht das Dach entweder bis auf den Boden hinunter oder es bricht vorher ab und geht in die senkrechte Hauswand über. Die meisten haben vorn eine kleine halbrunde Türöffnung, die in das Innere des etwas unten ausgehöhlten Steines führt.

Auf Grund der Vergleichung dieser gallischen Grabsteine mit den Wohnstätten, wie wir sie uns nach der Erforschung der lothringischen Maren vorstellen müssen, werden wir also den Ergebnissen Wichmanns zustimmen: Ueber den länglich runden Maren werden wir uns ein steiles Dach mit hohem Vorder- und Hintergiebel und über den kreisrunden eine Kuppel oder ein Kegeldach zu denken haben.

In dieser Ansicht werden wir gleicherweise durch die Nachrichten der alten Schriftsteller und durch den Anblick der auf uns gekommenen Denkmäler bestärkt und dürfen demnach das Ergebnis aller dieser Untersuchungen dahin zusammenfassen, daß die Maren mit den in ihnen liegenden Balken als Ueberreste g a l l i s c h e r, noch zur r ö m i s c h e n Z e i t b e w o h n t e r H ä u s e r anzusehen sind, von

deren Form und Aussehen die gallo-römischen Grabdenkmäler [illegible] annähernd noch eine richtige Vorstellung zu geben vermögen.

Mit Genugtuung kann hier der Freund der Altertumswissenschaft konstatieren, daß eine Arbeit, an der mühsame Lokalforschungen, die Einzelberichte von vielen Hunderten von Mitarbeitern, die schwierigen Nachgrabungen der Liebhaber, die umsichtigen Untersuchungen einzelner Gelehrter, sowie auch die vortreffliche Leitung des Vereins für lothringische Geschichte, eine jede ihren Anteil gehabt haben, zu derartigen positiven und sicheren Ergebnissen geführt hat.

Goethe-Eindrücke eines Zweiundzwanzigjährigen.

Aus Familienpapieren mitgeteilt

von

Charlotte Broicher.

Die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in deutschen Landen verstreute Gemeinde derer, die noch persönliche Berührung mit Goethe gehabt hatten, ist nun ausgestorben. Leute darunter, die aus ihren persönlichen Erlebnissen bekannte Einzelzüge des Bildes verstärkten, oder in ein neues Licht rückten. Nun diese Stimmen verstummt sind, dürfte es nicht unwillkommen sein, einer von ihnen unter ihnen wieder Klang zu verleihen, die besonders bemerkte Eindrücke von Goethes Wesen mitzuteilen weiß. Macht sich neuerdings das Bestreben geltend, Goethes Charakter zu verkleinern, ihn als eitel, jeder Schmeichelei zugänglich, ehrfürchtiger Bewunderung gegenüber als hochmütig abweisend darzustellen. Ein Verfahren, das seine Schlußfolgerungen aus „neu entdeckten" persönlichen Briefen zieht. Eine bessere Widerlegung als zeitgenössische Briefe, die von entgegengesetzten Eindrücken berichten, kann es daher nicht geben.

In den schriftlichen Hinterlassenschaften meines Großvaters, des 1865 in Hamburg verstorbenen Senators Dr. † D. Martin Hieronymus Hudtwalcker, fand ich Mitteilungen über einen Aufenthalt in Jena aus dem Jahre 1809. Mein Großvater, der schon in früher Jugend regen Anteil nahm an dem geistigen Leben seiner Zeit, wie es sich vornehmlich in der Literatur spiegelte, hatte als cand. jur. eine Reise durch Süddeutschland angetreten, und an Orten, in denen dies Leben pulsierte, Halt gemacht. So u. a. in Bayreuth, wo er persönliche Beziehungen zu dem von ihm besonders verehrten Jean Paul gepflegt. Zeugen seine Schilderungen und

Urteile — er war damals zweiundzwanzig Jahre — auch von Unreife und gelegentlicher Ueberhebung, so haben sie dafür den Reiz voller Unmittelbarkeit jugendlicher Begeisterung, und lebhafter Empfänglichkeit für das Einzigartige, das ihm nun entgegentrat.

Im Juni 1809 gelangte er nach Jena. Mütterlicherseits mit dem Buchhändler Frommann verwandt, durfte er in dessen Hause aus- und eingehen wie zur Familie gehörig. Einige Jahre zuvor stand dort für den damals Siebzehnjährigen Minchen Herzlieb im Mittelpunkt des Interesses. Er spricht von „der damals wunderlieblichen sechzehnjährigen Waise“ als „aufblühender Rose, die sich später zu vollkommener Schönheit entwickelte: brünett mit dunkelbraunen Augen“. Beim Wiedersehn im folgenden Jahre gewann dies Interesse einen leidenschaftlichen Zug. Der Jüngling denkt daran, sich ihr ernstlich zu nähern. Er liest ihr mit Wärme Goethesche Gedichte vor, u. a. die Braut von Korinth, und hofft ihr dadurch fühlbar zu machen, was er für sie empfindet. Sie selbst hat seiner Schwester später gestanden, sie habe diese Gefühle erwidert. Aber erst nach langen Jahren, als das Leben hinter ihnen beiden lag und sie alte Leute waren, hat noch einmal ein rührendes Zusammensein stattgefunden. Jetzt aber erwähnt er nur nebenbei, daß „das reizende Minchen nicht mehr im Frommannschen Hause sei“. Die Jugendliebe war ihm verblaßt. Goethe trat in seinen Gesichtskreis und alles andere sank in Schatten. Auch lassen einige seiner Aeußerungen darauf schließen, daß er zu unreif gewesen, um Minna Herzliebs Wesen zu erfassen. Dazu mußte ein anderer kommen: Goethe arbeitete damals an den Wahlverwandtschaften, und Minna Herzlieb gewann unsterbliches Leben.

Mein Großvater war durch einen Brief von Goethes Sohn bei ihm eingeführt. „Ich suchte ihn gleich am andern Morgen in Jena auf“, schreibt er. „Er war nicht ganz wohl, aber überaus liebenswürdig und schön. Er pflegte im Frühjahr gern einige Monate in Jena zuzubringen, und besuchte dann viel das Frommannsche Haus. Ich fand ihn bisweilen sehr still, aber nie stolz oder abstoßend, wenn man sich ihm nicht aufdrängte. Namentlich befaßte er sich gerne mit jungen Leuten, wenn sie bescheiden waren, was ich damals zwar nicht war, aber mich doch schon in der Gewalt hatte, so daß ich nicht vorlaut war .... Im botanischen Garten, wo er fast täglich spazieren ging, unterhielt er sich lange mit meinen aus Göttingen eingetroffenen Freunden und mir, auch über vaterländische Angelegenheiten.“

Welch Verlust, daß Goethes Aeußerungen über dies Kapitel — es war kurz vor der Schlacht bei Aspern — hier nicht aufbewahrt sind! —

In einem späteren Briefe an den Jugendfreund Grafen Baudissin*) heißt es weiter über Goethe: „Am Sonntag war große Gesellschaft bei Frommanns: Goethe und Frau. Ersterer war sehr still. Letztere nahm mich so in Affektion, daß sie mich nicht nur bat, sie bald in Weimar zu besuchen, sondern bei ihr zu logieren. Auf jeden Fall will sie mir einen Schauspielersatz geben. Ich ärgerte mich sehr über meinen Onkel, der mich nicht neben eine Schauspielerin, sondern neben diese alte Kurtisane placierte, statt neben eine junge. Denn alle Schauspielerinnen haben etwas mich ergötzendes Kurtisanenhaftes an sich. Es waren noch dort: der Schauspieler Wolf und Frau, Demoiselle Elsermann nebst ihrem Bräutigam Herrn Lortzing, der den Polonius so gut spielen soll. Wir fuhren nach Tische nach der Driesnitz, wo ich mich besser zu der Jugend halten konnte. Die Elsermann ist, bis auf Wuchs und Augen, eben nicht hübsch, aber sie hat etwas sehr Feines in den Zügen, und diese Schauspielerinnen wissen, wie gesagt, ihre Reize zu präsentieren, wie „nichts Gutes, welches gerade der Humor davon ist". Alle Welt schimpft hier auf Katzenbergers Badereise, selbst Goethe, der den Verfasser überhaupt nicht liebt, hat anders der Onkel nicht gelogen. Meinethalben. Es ist lächerlich, wie ängstlich dieser Zirkel in verba magistri schwört."

Mein Großvater sollte bald Gelegenheit haben, einige der hervorragendsten unter diesen Schauspielern auf der Weimarer Bühne zu sehen:

„Um mich für meinen Entschluß, so lange hier zu bleiben, ganz zu belohnen, fügte es das Schicksal, daß in Weimar der Hamlet aufgeführt ward. Ich fuhr mit Frommanns und Riemer hinüber. Wir aßen den Mittag und Abend prächtig bei Frau von Goethe, die mit Riemer, dem Maler Kaatz und mir in die Wette trank, fuhren die Nacht wieder zurück, und allda habe ich auch Abeken besucht. Der Hamlet war ganz der Schlegelsche. Ausgelassen war Hamlets Anrede an die Schauspieler und Fortinbras Auftreten, doch gab Hamlet ihm noch seine Stimme. Die schöne Rede: die Welt ist aus den Fugen, sprach Hamlet zweckdienlich als Monolog. Ophelia sang aus Faust: Meine Ruh' ist hin, und:

*) Graf Wolf Baudissin bekannt als Dichter und Uebersetzer Molières.

Was machst du mir, vor Liebchens Tür. Wolf als Hamlet übertraf alles, was ich je gesehen; Ophelia (seine Frau) war eben so vortrefflich, und alle sagten, sie habe das zweitemal ungleich besser gespielt, als zuerst; auch war ihre phantastische Kleidung sehr mäßig. Lortzing als Polonius war köstlich. Laertes häufig schlecht, der König und die Königin rechte Lumpenkönige. Das Fechten war gut, der Geist schlecht. Das Ganze machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich es fast einen Lebensgewinn nennen kann. Daß auch das weniger Gute in Weimar nicht chokiert, ist eine Eigenschaft, die wenige Theater haben und die du kennst. Später habe ich in Weimar auch noch den Tell gesehen, aber kastriert. Dennoch war der politische Eindruck auf mich ein gewaltiger."

Ganz besonderen Eindruck machte Goethes Verhalten Zacharias Werner gegenüber auf meinen Großvater, mit dem er eines Abends bei Frommanns zusammentraf: „Werner, der Verfasser der Söhne des Tals, des Attila, der Weihe der Kraft usw. und später sehr eifriger katholischer Priester, ein begabter Dichter, benahm sich gegen Goethe förmlich speichelleckerisch und ward dafür sehr abstoßend und vornehm behandelt. So etwas konnte Goethe durchaus nicht leiden."

Bielschowsky gibt im zweiten Bande seiner Goethebiographie (S. 260) eine etwas andere und gewiß authentische Darstellung von Goethes Beziehung zu Zacharias Werner. Danach hat Goethe, in der von Werners Feuergeist belebten Geselligkeit des Frommannschen Hauses, sich mit ihm und anderen zu Wettkämpfen in lyrischen Improvisationen hinreißen lassen.

Freilich war durch Minna Herzliebs Anwesenheit die Luft für ihn elektrisch geladen. Doch führt er auf die Gegenwart des Talsohnes „eine ganz eigene Epoche" zurück: die Entstehung seines Sonettenzyklus. Das war 1807.

Sollte er nicht zwei Jahre später in der oben berichteten Weise gegen Werners Schmeichelei bis zum Ueberdruß abgekühlt sein, und der Jüngling doch richtig beobachtet haben? Jedenfalls erscheint Goethe in dieser Darstellung überaus sympathisch.

An seine Mutter schrieb mein Großvater aus dieser Zeit: „Es vergeht kein Tag, wo ich nicht zu Frommanns gehe, wo Goethe bisweilen des Abends ist. Am Sonntag Abend war er von sieben bis elf Uhr dort, und sprach sehr viel. Und wie spricht er! Bisher habe ich zuweilen geglaubt, man könne den Menschen Goethe vom Dichter absondern, aber nun ist er recht eigentlich auch meinem

Herzen teuer geworden. Jedermann bildet sich ein, wenn er mit ihm spricht, selbst Goethe zu sein und fühlt sich unbewußt zu ihm heraufgehoben. Er schätzt jedes, kennt jedes, beurteilt jedes, was irgend einen menschlichen Geist beschäftigen kann. Am interessantesten ist es, ihn über naturhistorische Gegenstände, besonders über Blumen zu hören. Seine fast kindliche und rührende Zartheit, die seine Leser kennen, erscheint hier in einer Liebenswürdigkeit, die kein Gedicht erreichen kann. Er spricht mit großer Lebhaftigkeit, und Gries (der Uebersetzer des Torquato Tasso), der ja so taub ist, daß er seine Worte nicht hört, versichert mich, er verstehe Vieles bloß durch seine Gebärden. Sein Blick ist hinreißend, und wenn vollends eine Träne sein Auge füllt, was ihm im Feuer seiner Begeisterung und bei seiner sittlichen Reizbarkeit nicht selten begegnet, so möchte gewiß jeder Jüngling ihm um den Hals fallen und jedes Mädchen an seine Brust."

An den Grafen Baudissin berichtet er weiter: „Kürzlich war ich mit Goethe in einer großen, langweiligen Gesellschaft bei Knebel, wo er nicht viel sprach. Dagegen war er zweimal allein bei Frommanns zum Abendessen, und war das letztemal so liebenswürdig, daß dieser Abend mir den Monat wert zu sein scheint, den ich hier zubringe. Er sprach mit Allen viel, und auch mit mir, hauptsächlich über naturhistorische Gegenstände, Ahndungen, Aberglauben usw. U. a. sagte er, daß die lange bezweifelte Sage vom Heerwurm sich neuerlich bewährt habe, indem der Herzog von Weimar und der alte Hofrat Stark einen solchen bei Wilhelmstal unweit Eisenach im Walde gefunden. Er hat die Länge einer Elle oder eines Fußes, dies weiß ich nicht gewiß, gehabt und besteht aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem ungeheuern Raupennest in Gestalt einer Schlange; die Bewegungen und Anstrengungen der einzelnen Raupen wälzen das Ganze wellenförmig langsam fort wie ein Schlange. In alten Chroniken kommt er in einer Länge von zwei bis drei Ellen vor und sollte Krieg bedeuten. Warum der Herzog und Stark ihn nicht genauer haben untersuchen können, weiß ich nicht. Erzähle dies doch an Blumenbach, wenn Goethe es ihm nicht selber schreibt. Ueber Blumen solltest du letzteren einmal reden hören, wie eine Jungfrau zart und innig, und begeistert wie ein Brahmine."

Wenn wir ähnliche Aeußerungen über verwandte Themata auch aus Goethes Gesprächen mit Eckermann kennen, so stammen sie nicht nur aus erheblich späterer Zeit, sie machen auch häufig den

Eindruck, in Ehrmanns Herbarium etwas eingetrocknet zu sein [illegible]
lauschen einer überlegenen Persönlichkeit, die gelassen und [illegible]
schrittelos über den Dingen steht. Hier aber [illegible] die [illegible]
[illegible] in den Schilderungen mitschwingende Begeisterung [illegible]
noch hundert Jahren fühlbar macht, wie unmittelbar [illegible]
[illegible], ganz an seinen Gegenstand hingegeben, [illegible]
[illegible] gewirkt haben muß. Wie auch den Schreiber noch [illegible]
seiner Jugend umfing. Wie liebenswürdig er [illegible]
seine Geschichte vor der Jugend ausbreitete und [illegible]
Augen und Herzen mitnehmen, nicht mit seinen [illegible]
[illegible].

Möge denn die [illegible] dieser [illegible]
[illegible]

Die geheime Abstimmung.

Von

Hans Delbrück.

Da die Frage der öffentlichen oder geheimen Abstimmung mehr und mehr in den Mittelpunkt des Kampfes um die preußische Wahlreform gerückt ist, wird es angezeigt sein, die Gründe für die eine oder andere Methode noch einmal systematisch und theoretisch, wie es der Deutsche verlangt, wenn er eine große Entscheidung fällen soll, zusammenzufassen.

„In der Politik soll nur mitreden", schrieb jüngst die Kreuzzeitung, „wer eine festbegründete eigene Meinung hat — nein, auch das genügt nicht —, sondern nur der, der auch den Mut und die Kraft hat, seine Meinung zu vertreten. Solche in dauerhafte Willenskräfte umgesetzte politische Meinungen sind allein die Grundmauern, auf denen eine zu überlegtem Wollen fähige Volksvertretung aufgebaut werden kann. Und diese Kräfte siebt die öffentliche Wahl heraus aus dem Chaos."

An diesen Sätzen ist nur das Eine auszusetzen, daß sie das Wählen selber aufheben würden. Denn wieviel Leute gibt es, die nicht nur eine „eigene Meinung", sondern auch „den Mut und die Kraft haben, sie zu vertreten"? Die ungeheure Mehrzahl in allen Parteien hat keine eigene Meinung, sondern folgt einer irgendwie gegebenen Parole. Ja, es wäre ein öffentliches Leben überhaupt nicht möglich, wenn Jedermann eine eigene Meinung haben wollte. Besonders falsch aber ist es, daß bei der öffentlichen Abstimmung die Leute mit eigener Meinung und dem Mut und der Kraft, sie zu vertreten, ausgesiebt würden. Im Gegenteil, es ist ganz offenbar, daß bei jeder öffentlichen Abstimmung massenhaft Leute an die Wahlurne treten oder, sagen wir besser, geführt werden, die gar keine

eigene Meinung haben, oder sich sogar zwingen lassen, für eine andere Meinung einzutreten, als sie sie wirklich haben.

Der Artikel der „Kreuzzeitung" meint offenbar etwas ganz anderes als es ihm gelungen ist, zum Ausdruck zu bringen, und deshalb konnte ich ihn an die Spitze meiner Ausführungen setzen. Er meint nämlich, daß bei der öffentlichen Abstimmung die tatsächlich im Volk vorhandenen sozialen Kräfte, diejenigen Kräfte, auf denen der Staat beruht, die ihn zusammenhalten und auf die es deshalb ankommt, durch die Beeinflussung der stumpfen Masse zum Ausdruck gebracht werden. Wenn der Rittergutsbesitzer nicht bloß mit seiner eigenen, sondern mit den Stimmen seiner sämtlichen Tagelöhner und Knechte abstimmt, so ist das ein gesunder und wünschenswerter politischer Vorgang, weil dieser Zusammenhang unter Führung des Besitzenden auch das wirtschaftliche Leben bestimmt und im Fall der Not ebenso alle diese Leute der Stimme und der Führung dieses Einen folgen würden. Dasselbe gilt von allen Arbeitgebern überhaupt und es gilt auch vom Staate und seinen Beamten. Mit Recht hat in Preußen der Landrat inbezug auf die Wahlen einen sehr großen Einfluß; denn seine Autorität bestimmt auch sonst das Denken und Tun sehr vieler seiner Kreiseingesessenen. Alle diese oder sonstige natürliche Abhängigkeiten kommen klar und voll nur bei öffentlicher Abstimmung zur Geltung. Die Wirrnisse, die die demagogische Verhetzung in die natürlichen Abhängigkeiten sonst zu bringen vermag, die Irrwege, auf die sie die Menschen verlocken könnte, werden abgeschnitten, wenn durch die öffentliche Abstimmung von vornherein sichergestellt ist, daß jeder Abweichung die Strafe auf dem Fuß folgen würde. Die öffentliche Abstimmung ist daher ein konservatives Prinzip von der allergrößten Bedeutung.

Um diesem konservativen Prinzip, wie ich es eben mit aller Objektivität, wie ich glaube, gezeichnet habe, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, will ich es auch noch mit einigen Strebepfeilern aus der Geschichte stützen.

Das alte Rom ist groß geworden dadurch, daß sich in ihm in steter Ponderation doch dauernd Aristokratie und Demokratie im Gleichgewicht hielten. Die alte Vorstellung, daß die Republik auf einem Vermögens-Klassen-Wahlrecht beruht habe, ist durch die fortschreitende Forschung zerstört worden.*) Von Anfang an galt in

*) Vgl. dazu auf Grund der Arbeit von Fr. Smith „Die römische Timokratie" die Darlegung in der zweiten Auflage meiner „Geschichte der Kriegskunst".

Rom, mit einem mäßigen Vorzug für das höhere Alter, das allgemeine, gleiche Stimmrecht. Aber dieses Stimmrecht war öffentlich und stand unter dem Einfluß der herrschenden Familien, des Beamten- und des Priestertums. Erst im Jahre 138 v. Ch. wurde in Rom die geheime Abstimmung eingeführt.

Ebenso galt in der klassischen Zeit des englischen Parlamentarismus die öffentliche Abstimmung; erst im Jahre 1872 ist die geheime Abstimmung, das „Ballot“, eingeführt worden.

Aus diesen beiden historischen Vorgängen wird man von vornherein schließen dürfen, daß die öffentliche Abstimmung, eine natürliche, historisch gegebene Berechtigung hat, ebenso aber auch, daß ein Moment eintreten kann, wo diese Berechtigung aufhört und es Zeit ist, zur geheimen Abstimmung überzugehen.

Die öffentliche Abstimmung ist berechtigt, solange soziale Verhältnisse existieren, in denen die Menschen sich ohne innere Kränkung und sittliche Beschwerde der gegebenen Autorität fügen und ihr folgen. Der Uebergang zum geheimen Stimmrecht ist gegeben, wenn das öffentliche Dasein so zwiespältig geworden ist, daß eine einfache Abhängigkeit in breiten Schichten nicht mehr existiert, sondern die Bürger durch den Zwang zu einer öffentlichen Kundgebung, in unmögliche und unerträgliche Konflikte getrieben werden.

Ich behaupte, daß das heute in Preußen der Fall ist.

Auch in dem alten agrarischen Preußen hat schon die öffentliche Abstimmung vielfach höchst peinliche und oft genug tragische Konflikte im Gefolge gehabt. Nicht bloß trotzige Demagogen, sondern viele wackere und charaktervolle Persönlichkeiten sind gebrochen, aufrechte Männer zur Verzweiflung getrieben, Familienexistenzen grausam vernichtet worden, wenn ein Wahlzwiespalt zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, Beamten und Vorgesetzten, Gläubigern und Schuldnern eintrat. Aber im ganzen und großen lagen die sozialen Schichtungen so einfach und die Parteigegensätze waren wiederum so schroff, daß die Masse wenig Zweifel hatte, wohin sie sich stellen sollte und die einzelnen Opfer eben einzelne Opfer blieben. Heute sind die Gegensätze andere und kompliziertere geworden. Neben den überlieferten Autoritäten haben sich durch die Vereins- und Genossenschaftsbildung neue herausgearbeitet, die einen gewaltigen Druck ausüben: die Kriegervereine, die Berufsvereine, wie namentlich der Bund der Landwirte, endlich und vor allem die Gewerkvereine und die organisierte Sozialdemokratie sind so stark, daß sie den Einzelnen, der in ihre Sphäre getreten ist, geradezu in Bande

schlagen und ihn den überlieferten Autoritäten zu entreißen suchen. Von diesen Vereinigungen hängen nicht nur die eigenen Genossen, sondern auch zahllose Angestellte, Gewerbetreibende, Geschäftsleute, Aerzte, Rechtsanwälte, Wirte ab. Wehe dem Mann, der zwischen zwei solche Verbände geraten ist und von beiden in Anspruch genommen wird: etwa der Arbeiter, der auf der einen Seite seinem Arbeitgeber verpflichtet ist, auf der anderen die Rache seiner Genossen zu fürchten hat; dem Kaufmann, dessen Kundschaft zur Hälfte aus Mitgliedern des Bundes der Landwirte, zur anderen des Hansa-Bundes besteht; dem Arzt, der seine Praxis der Freuudschaft mit dem Landrat verdankt und erleben muß, daß dessen Landtags-kandidat die Forderungen des Leipziger Aerzte-Verbandes offen bekämpft hat.

Immer wieder hört man die Behauptung, daß des freien Mannes würdig allein die öffentliche Abstimmung sei. In Wahrheit sind Freiheit und öffentliche Abstimmung unvereinbare Gegensätze, denn Oeffentlichkeit ist nicht Freiheit, sondern Zwang. Wo die öffentliche Abstimmung geherrscht hat, sei es in Rom, sei es in England, sei es in Preußen, hat sie nie der Freiheit gedient, sondern umgekehrt der Ausübung der historisch gebildeten sozialen und wirtschaftlichen Autoritäten. Von diesem Gesichtspunkt, und nur von diesem Gesichtspunkt aus ist die öffentliche Abstimmung auch zu rechtfertigen. Eine öffentliche Abstimmung kann nach der gegebenen Lage und dem Charakter des Staates dem Allgemeinwohl vielleicht am besten entsprechen, aber sie ist unter allen Umständen eine unfreie. Schlechthin unerträglich wird aber diese Unfreiheit, wenn nicht bloß überlieferte Autoritäten, denen man sich ohne Demütigung gern beugt, sondern widerwillig empfundene und entgegengesetzte Mächte um die Seele des ohnmächtigen Einzelnen miteinander kämpfen. Oeffentliche Wahl ist Zwang zur Kundgebung einer Ueberzeugung, der unter den Umständen unserer Zeit als einfach unsittlich bezeichnet werden muß. Schon vor mehr als 100 Jahren hat das Allgemeine Landrecht die Frage, „zu welcher Religionspartei“ sich der einzelne Untertan bekenne, untersagt (II, 11, § 5). Was damals die Religion war, ist heute zu einem gewissen Teile die Politik, und wir sollten nicht weniger human sein als unsere Vorfahren. Wer seinen religiösen oder politischen Glauben öffentlich zu bekennen sich gedrungen fühlt, dem bleibt es unbenommen; wer es aber nicht selber will, der darf nicht dazu gezwungen werden.

Es ist um so weniger gerechtfertigt, die Oeffentlichkeit der Wahl zu fordern, als es sich ja bei uns außerordentlich häufig gar nicht um einen Akt der Ueberzeugung, sondern der taktischen Erwägung handelt. Wer kann denn wirklich den wählen, den er möchte und der seinem politischen Glauben entspricht? Schon sehr oft bei der Hauptwahl und immer bei der Stichwahl handelt es sich nur um „das kleinere Uebel", und da können auch prinzipielle Gesinnungsgenossen sich verschieden entscheiden.

Es gibt Mittelparteiler, die lieber schwarz als rot, andere, die lieber rot als schwarz wählen. Fürst Bismarck selbst hat einmal die Parole ausgeben lassen, lieber einen Sozialdemokraten als einen Partikularisten zu wählen. Es gibt Freihändler, die einem Agrarier jeden anderen Kandidaten vorziehen. Es gibt andere Wähler, die sich lieber der Stimme enthalten, als sie jemand geben, der ihnen nicht durchaus sympathisch ist. In der Zeit, wo die großen Gesetze über Armee und Flotte mit Hilfe der Polen gegen die Deutsch-Freisinnigen gemacht wurden, hätte ein guter Deutscher sehr zweifeln können, welcher von beiden Parteien er in der Stichwahl seine Stimme zuzuwenden habe. Auf die Motive kommt es an; da die Motive aber nicht kundgegeben werden, so setzt der Abstimmende, statt seinen politischen Glauben öffentlich zu bezeugen, sich im Gegenteil häufig dem völligen Mißverständnis seiner Gesinnung aus.

Man tadelt die geheime Wahl, daß sie dem Bürger die Verantwortung für sein Tun abnehme, und rühmt die öffentliche, daß sie zum sittlichen Verantwortungsgefühl erziehe. Das Umgekehrte ist die Wahrheit. Da die große Mehrzahl der Wähler schlechterdings nicht in der Lage ist, sich gegen die Folgen, die ihr Tun auf ihr Haupt herabziehen könnte, zu verteidigen, so entschlägt sie sich jeder eigenen Verantwortung, folgt demjenigen, der die Gewalt über sie hat, von dem sie am meisten hofft oder fürchtet und lädt auf diesen auch alle Verantwortung ab. Ist es von einem Wirt, Krämer, Rechtsanwalt, Arzt, dessen ganze Kundschaft sozialdemokratisch ist, zu verlangen, daß er öffentlich konservativ wähle? Was wird es helfen, wenn man ihn auf seine Verantwortung gegen das Vaterland verweist? Er wird antworten, daß die Verantwortung auf diejenigen falle, die ihn in diese Lage, zwischen dem Hunger für seine Familie und der Unterwerfung unter seine Brodgeber zu wählen, gebracht haben.

In großen Krisen, wo die Leidenschaften aufs höchste erregt sind, da wird es zuweilen zutreffen, daß auch unter der Masse sich

viele finden, die ihre Existenz aufs Spiel setzen, um ihrer Ueberzeugung zu folgen. Unter einem festbegründeten konstitutionellen Regiment aber, wo alle fünf Jahre gewählt wird, da stellt der Einzelne nicht an sich diese höchst sittliche Anforderung, sondern beugt sich den Bedürfnissen des täglichen Lebens, der brodheischenden Familie und folgt der Gewalt.

Dann haben wir bei der öffentlichen Wahl das Bild: auf der einen Seite einige wenige Märtyrer ihrer Ueberzeugung, auf der anderen die große Masse der Gleichgültigeren, die dem Zwange folgen, dem sie einmal nicht zu widerstehen vermögen. Weder diese durch das Wahlsystem zur Charakterlosigkeit Erzogenen, noch die Charakterstarken, die die Märtyrerkrone der Verfolgung erworben haben, können das Wahlsystem, das solche Früchte zeitigt, empfehlen. Wohl gibt es nichts Edleres als das öffentliche Bekenntnis zu einer Ueberzeugung. Unsittlich aber ist es, ein solches Bekenntnis zu fordern, wo es nicht notwendig ist. Kommt es zu einem Bürgerkrieg, so ist jeder Bürger verpflichtet, mit Leib und Leben, Eigentum und Familie einzustehen dafür, daß das Bessere siege. Die Wahl zum Landtag aber alle fünf Jahre ist kein Bürgerkrieg, wo der höchste Einsatz gefordert werden darf. Was gibt es höheres in der Menschheit als kriegerisches Heldentum, als Mühsal, Arbeit, Hunger, Wunden und Tod fürs Vaterland? Ist es aber deshalb sittlich geboten oder auch nur erlaubt, einen Krieg zu führen, ohne unvermeidliche Notwendigkeit, bloß um Heldentum zu zeigen und zu zeugen? Nicht anders ist es mit dem Märtyrertum. So nobel Martyrien sind, man darf sie so wenig hervorrufen, wo sie zu vermeiden sind, wie man Kriege führen darf, weil Heldentum einen erhebenden Anblick gewährt. Ein gesundes Volksleben ist schwer denkbar ohne Parteikämpfe, und je schärfer die Parteikämpfe sind, desto mehr politische Charaktere bilden sich aus, und selbst die Massen können, von den politischen Ideen ergriffen, gehoben werden. Das ist aber kein Grund, die Parteikämpfe absichtlich bis zu dieser höchsten Siedehitze zu steigern, sondern eine weise Regierung tut alles, um sie in gewissen Grenzen zu halten. Die offene Wahl steigert die Gegensätze, vermehrt die Opfer; die geheime mildert, schwächt die Uebertragung der politischen Gegensätze auf die persönlichen Beziehungen ab und hebt dadurch das politische Leben auf eine höhere Stufe der Gesittung. Ein Vorgesetzter, ein Arbeitgeber, ein Brodherr kann und darf unter Umständen nicht dulden, daß seine Untergebenen offen für seinen Gegenkandidaten stimmen. Aber er kann dazu

schweigen, er braucht nicht nachzuforschen, wenn er wohl ahnt, aber doch nicht sicher weiß, wer von seinen Nachgeordneten sich anders entschieden hat, falls dieser nur taktvoll genug gewesen ist, auch seinerseits nicht öffentlich davon zu sprechen.

Jedes Wählen, man mag es konstruieren wie man will, bringt immer eine gewisse Unwahrhaftigkeit in das öffentliche Leben. Nur selten lebt der Mensch heute noch unter so einfachen Bedingungen, daß sein politischer Glaube und seine persönlichen Verhältnisse und Beziehungen sich vollständig decken. Wer wählt, setzt sich, bald hier, bald dort, bald mit Standesgenossen, bald mit Vorgesetzten, bald mit Kunden, bald mit Gläubigern, bald mit Vereinsbrüdern, bald mit persönlichen Freunden in irgend einen Gegensatz und sucht dann, um Schädigungen und Anstößen zu entgehen, mit allerhand Ausflüchten über die Gegensätze hinwegzukommen. Bei der öffentlichen Wahl ist die auf diese Weise gezüchtete Unwahrheit ganz besonders gefährlich. Entweder der Wähler gibt irgend einem äußeren Drucke nach, stimmt anders, als er innerlich denkt, belügt so den Staat und hilft eine Volksvertretung schaffen, die den wahren Gesinnungen im Volke nicht entspricht, oder er entzieht sich der Wahlpflicht überhaupt und fälscht auch so das Gesetz, das Staat und Volk zu einer Einheit zusammenschmelzen will. Auch die geheime Wahl schafft diese Unwahrhaftigkeit nicht aus der Welt, aber sie mildert sie doch, indem in vielen Fällen die Frage „wie hast du gewählt?" gar nicht aufgeworfen oder wenigstens nicht beantwortet wird; wo es aber geschieht und nun die direkte Lüge helfen soll, wenigstens nur der Privatmann, der unberechtigte Frager belogen wird, nicht der Staat.

Die Hauptanklage gegen die geheime Abstimmung lautet, daß unter ihrem Schutz viele einer bloßen launenhaften Unzufriedenheit Ausdruck gäben und Oppositions-Kandidaten wählten, die ihrer eigentlichen politischen Ueberzeugung gar nicht entsprächen. Vor der Oeffentlichkeit würden sie sich solchen Tuns schämen. Wie unser ganzes politisches Leben heute auf der Oeffentlichkeit beruhe, so bedinge daher auch die öffentlich-rechtliche Funktion des Wählens der Kontrolle durch die Oeffentlichkeit und verfalle dem Mißbrauch, wo diese Kontrolle fehle.

Daß unter dem Schutz des Stimmkuverts viele Mitläufer sozialdemokratisch wählen, die tatsächlich keine Sozialdemokraten sind und sich hüten würden, einen solchen Verrat in der Oeffentlichkeit zu begehen, wird richtig sein, aber es muß nicht nur in Kauf genommen

Was machst du mir, vor Liebchens Tür. Wolff als Hamlet [illegible] traf alles, was ich je gesehen. Ophelia seine Frau [illegible] vortrefflich, und alle sagten, sie habe das zweitemal [illegible] gespielt, als zuerst, auch war ihre phantastische Kleidung [illegible] Lortzing als Polonius war köstlich. Laertes [illegible] König und die Königin rechte Lumpenkönige. Das [illegible] gut, der Geist schlecht. Das Ganze machte einen [illegible] auf mich, daß ich es fast einen Lebensgewinn nennen [illegible] auch das weniger Gute in Weimar nicht [illegible] schrift, die wenige Theater haben und die du kennst. [illegible] ich in Weimar auch noch den Tell gesehen, aber [illegible] war der politische Eindruck auf mich ein gewaltiger."

Ganz besonderen Eindruck machte Goethes Verhalten [illegible] Werner gegenüber auf meinen Großvater, mit dem er [illegible] bei Frommanns zusammentraf: „Werner, der Verfasser der [illegible] des Tals, des Attila, der Weihe der Kraft usw. und [illegible] eifriger katholischer Prediger, ein begabter Dichter, [illegible] Goethe förmlich [illegible] und ward [illegible] und [illegible] behandelt. So etwas konnte Goethe [illegible] leiden."

[illegible] gibt im zweiten Bande [illegible] S. 200 eine etwas andere und [illegible] Goethes [illegible] zu Zacharias Werner. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

... teuer geworden. Jedermann bildet sich ein, wenn er mit ... spricht, selbst Goethe zu sein und fühlt sich unbewußt zu ihm ... gehoben. Er schätzt jedes, kennt jedes, beurteilt jedes, was ... einen menschlichen Geist beschäftigen kann. Am inter... ist es, ihn über naturhistorische Gegenstände, besonders ... Blumen zu hören. Seine fast kindliche und rührende Zart... seine Leser kennen, erscheint hier in einer Liebenswürdigkeit, ... Gedicht erreichen kann. Er spricht mit großer Lebhaftigkeit, ... (der Uebersetzer des Torquato Tasso), der ja so taub ... daß er seine Worte nicht hört, versichert mich, er verstehe Vieles ... durch seine Gebärden. Sein Blick ist hinreißend, und wenn ... eine Träne sein Auge füllt, was ihm im Feuer seiner Be... ... und bei seiner sittlichen Reizbarkeit nicht selten begegnet, ... gewiß jeder Jüngling ihm um den Hals fallen und jedes ... an seine Brust."

An den Grafen Baudissin berichtet er weiter: „Kürzlich war ich ... Goethe in einer großen, langweiligen Gesellschaft bei Knebel, ... er nicht viel sprach. Dagegen war er zweimal allein bei ... zum Abendessen, und war das letztemal so liebens... daß dieser Abend mir den Monat wert zu sein scheint, den ... zubringe. Er sprach mit Allen viel, und auch mit mir, ... über naturhistorische Gegenstände, Ahndungen, Aber... usw. U. a. sagte er, daß die lange bezweifelte Sage vom ... sich neuerlich bewährt habe, indem der Herzog von ... und der alte Hofrat Stark einen solchen bei Wilhelmstal ... Eisenach im Walde gefunden. Er hat die Länge einer Elle ... Fußes, dies weiß ich nicht gewiß, gehabt und besteht ... Wahrscheinlichkeit nach aus einem ungeheuern Raupennest in ... einer Schlange; die Bewegungen und Anstrengungen der ... Raupen wälzen das Ganze wellenförmig langsam fort wie ... Schlange. In alten Chroniken kommt er in einer Länge von ... drei Ellen vor und sollte Krieg bedeuten. Warum der ... und Stark ihn nicht genauer haben untersuchen können, ... nicht. Erzähle dies doch an Blumenbach, wenn Goethe es ... selber schreibt. Ueber Blumen solltest du letzteren einmal ... wie eine Jungfrau zart und innig, und begeistert wie ...."

... wir ähnliche Aeußerungen über verwandte Themata ... aus Goethes Gesprächen mit Eckermann kennen, so stammen ... nur aus erheblich späterer Zeit, sie machen auch häufig den

werden, sondern es ist schließlich nicht einmal ein so sehr großes Uebel. Denn wenn wirklich nicht nur bei einzelnen, sondern bei ganzen Massen die Unzufriedenheit so hoch gestiegen ist, daß sie, um ihr Ausdruck zu geben, zum sozialdemokratischen Stimmzettel greifen, so ist das besser, als wenn eine solche Unzufriedenheit überhaupt nicht erkannt und bekannt wird. Wohl regiert sich's bequemer, wenn den Nörglern der Mund verboten wird, aber dazu ist das Wählen ja da, damit die Stimmungen, die nun einmal in der Tiefe des Volkes herrschen, zu Worte kommen. Man schaffe die Unzufriedenheit weg, und die Sozialdemokraten werden ihre Mitläufer wieder verlieren.

Ich weiß wohl, daß das ein gefährliches Wort ist und daß in den Menschen Begehrlichkeiten leben, die auf keine Weise befriedigt werden können, noch befriedigt werden dürfen, wenn der Kulturstaat bestehen soll. Aber mit der genügenden Vorsicht und naturgegebenen Beschränkung hat das Wort, daß die Unzufriedenheit in den Massen zum Schwinden gebracht werden muß, wenn man gute Wahlen haben will, seine volle Berechtigung (überdies handelt sich's bei uns jetzt gar nicht um das allgemeine, gleiche Wahlrecht.) Man könnte sogar sagen: hier liegt der Zweck des Wählens überhaupt. Die Gesinnung der Bürger soll mit dem Staatszweck in Kontakt gebracht, wenn nicht alle, so doch die Mehrzahl für ihn gewonnen werden: andernfalls wäre die absolute Monarchie besser. Lasse ich aber einmal wählen, so müssen auch wohl oder übel die Launen und Torheiten des Wählers Spielraum haben Die Kontrolle, die die Oeffentlichkeit ausüben soll, damit der Wähler verständig wähle, ist in Wahrheit keine Kontrolle, sondern eine Unterdrückung. Ob jemand seiner Ueberzeugung nach wählt oder bloß einer augenblicklichen Verstimmung nachgibt, das kann kein anderer und keine Oeffentlichkeit kontrollieren, sondern nur das eigene Gewissen. Jede äußere Kontrolle fälscht das Ergebnis noch viel sicherer und viel mehr, als die eigene Zuchtlosigkeit.

Bei dem gegenwärtigen System der preußischen Wahlen findet immer nur eine sehr geringe Beteiligung statt und dementsprechend eine viel geringere Agitation als bei den Reichstagswahlen. Man könnte versucht sein, das wenigstens zum Teil auf den Unterschied der öffentlichen und geheimen Abstimmung zurückzuführen. Denn da bei der öffentlichen Abstimmung der Einzelne ohnehin gezwungen ist, irgendeiner gegebenen Macht zu folgen oder sich der öffentlichen Teilnahme überhaupt zu entziehen, so bleibt für die Demagogie kein so sehr großer Spielraum.

Aber den Hauptanteil an der bisherigen ruhigeren Gestaltung der preußischen Wahlen hat offenbar die Klasseneinteilung und die indirekte Wahl. Bei gleichem, direktem Stimmrecht würde die öffentliche Wahl sich noch viel demagogischer gestalten, als es jetzt bei den Reichstagswahlen geschieht. Die öffentliche Abstimmung jedes einzelnen reizt immer von neuem Freund und Feind zu Kundgebungen, sei es der Anerkennung, sei es der Rache für Ueberläufertum oder Verrat.

Als das englische Parlament sich im Jahre 1872 entschloß, die geheime Abstimmung einzuführen, war dafür ein wesentliches Motiv, ein Uebel, das man bisher fast erfolglos bekämpft hatte, die Bestechung an der Wurzel zu treffen, zugleich aber den üblichen Exzessen bei der öffentlichen Abstimmung ein Ende zu machen, was denn auch beides einigermaßen gelungen ist.*)

Im Eingang dieses Artikels legte ich dar, daß die öffentliche Wahl ein bedeutsames, konservatives Prinzip sei. Jetzt am Schluß unserer Betrachtung wird der Leser, wie ich hoffe, geneigt sein, mit mir zuzugeben, daß dieser Satz doch nur historisch, aber nicht absolut zutreffend ist. Die öffentliche Wahl war ein konservatives Prinzip, solange die überlieferten Autoritäten auch die wirklichen und vorwaltenden Autoritäten waren. Heute aber sind sie es nur in sehr beschränktem Maße. Andere Mächte sind aufgekommen und haben ihnen ihren Platz nicht nur streitig gemacht, sondern ihn ihnen bereits vielfach entrissen, und es ist deshalb vom konservativen Standpunkt sehr wohl zu erwägen, ob der Rest der überlieferten Autorität in der alten oder vielleicht besser auf andere Weise bewahrt werde. Als man in England merkte, welchen Terrorismus die Gewerkvereine anfingen bei den Wahlen auszuüben, schaffte man die öffentliche Wahl ab und die Konservativen sind dabei nicht schlecht gefahren. Es zeigte sich, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft, besonders in London, bereit war, für sie zu stimmen, als sie erst der Kontrolle ihrer Gewerkvereine ledig geworden waren. Wenn nicht sofort, so ist doch sehr wohl möglich, daß wir später in Preußen einmal ähnliches erleben.

Die Autoritäten sind ja auch bei der geheimen Wahl keineswegs ausgeschaltet. Sie müssen nur danach streben, was ihnen an äußerer Einwirkung genommen ist, durch innere zu ersetzen, und die Erfahrung in allen andern Staaten, wie auch sogar unserer

*) Georg Meyer, Das parlamentarische Wahlrecht. S. 547.

Reichstagswahlen, die auf gleichem Stimmrecht beruhen, [illegible]
das sehr wohl möglich und tunlich ist. Im besonderen der [illegible]
liebte Einfluß der Rittergutsbesitzer macht sich bei den [illegible]
wahlen in hohem Maße geltend. Jedenfalls ist heute [illegible]
Interesse der Konservativen an der öffentlichen Wahl [illegible]
geringer geworden, als es noch vor 20 und 30 Jahren war, [illegible]
kann die Frage aufwerfen, ob es überhaupt noch existiert, ob [illegible]
den es in der Stadt sicher anrichtet, nicht größer ist, als [illegible]
den es noch auf dem Lande bringt. Nun, das mögen die [illegible]
vativen sich selber überlegen, wer aber vom Standpunkt [illegible]
meinen Staatsinteresses und der ruhigen und gesunden [illegible]
unserer inneren Zustände das Problem betrachtet, der [illegible]
zweifeln, daß auch für Preußen die Zeit gekommen ist, [illegible]
Uebergang von der öffentlichen zur geheimen Abstimmung [illegible]
werden muß.

Die geheime Wahl ist heute schon nicht mehr [illegible]
der Politik, sondern auch eine Forderung der bürgerlichen [illegible]
der Würde und der Sittlichkeit.

Der rumänische Lenau.

Von

Mite Kremnitz.

Sechzig Jahre würde er nun schon zählen. Sein armselig Leben aber währte nur dreiunddreißig.

Wer war er? Das bedeutendste lyrische Talent der Rumänen. Wer kennt ihn? Außerhalb seines engen Vaterlandes fast keiner.

Mihai (Michael) Eminescu, der in seiner Jugendblüte dem Wahnsinn verfiel, hat in seinen Dichtungen voll Inbrunst und Schönheit die Sprache seines Volks vermehrt und gehoben, ihr Flügel verliehen. Er hat Lieder und Gedichte geschaffen, von denen einige den großen Rhythmus, die große Seele und den großen Gedanken hoher Kunstwerke besitzen. Er grub alte Formen aus dem sprachlichen Volksschatz aus, er fand neue Klänge.

Die Nacht umschattete ihn zu früh, als daß hätte reifen können, was in ihm lag. Noch hatte er die volle Eigenart und Selbständigkeit nicht durchgebildet. Noch überströmten Drang und Schwall der Jugend die künstlerischen Linien, und nachgiebige Hände hielten die Zügel nicht fest genug; Pegasus schäumte und stürmte ins Maßlose. Die straffe Gliederung fehlt seinen längeren Dichtungen.

In fast allen aber türmen sich Gedanken und Gefühle, die aus wahrer Dichtertiefe sich emporringen. Und hier und da rauscht ein Hymnus von erschütternder Gewalt, ein Lied von ergreifend schlichten Tönen.

Nicht nur in der Tragik seines Schicksals hat er Verwandtschaft mit dem südöstlichsten deutschen Dichter: Nikolaus Lenau. In geheimnisvoller Konsonanz klagt auch von Eminescus Laute die sinnende Melancholie, die sein ahnungsvolles Herz erfüllte. Aber er war nicht etwa ein Epigone. Alle seine Gedichte sind Bekenntnisse, Geständnisse.

Im rumänischen Boden wurzelnd, ragt Mihai Eminescus einsames Talent über sein Vaterland und dessen künstlerische Kultur hinaus; wie immer eine auserwählte Individualität über ihre Vor- und Mitwelt. Gedanken, die er klangvoll prägte, dürfen kühn und trotzig auch in der Fremde um das stolze Bürgerrecht des Geistes werben. Die Uebersetzung kann den Schmelz und die vielen Farbentöne, der diesen Dichtungen angeborenen romanischen Sprache nicht wahren; doch auch im Notkleide schimmert ihr inneres Wesen:

„Als des Ungescheh'nen Schatten warf kein Dunkel noch hienieden
Und mit sich versöhnet herrschte nur allein der ewige Frieden —
Doch da rührt ein Punkt sich plötzlich, Einer nur, und er sieh an!
Wie zur Mutter er das Chaos, sich zum Vater machen kann.
Reih'n verlorner Welten ziehen seitdem stets und immer wieder
Aus den grauen Chaosnebeln unbekannte Pfade nieder:
Leuchtend hell sind ihre Schwärme, die der Ewigkeit entschweben
Und durch endlos banges Sehnen hingezogen sind zum Leben . . ."

Neben den lyrischen Gedichten Eminescus steht die furchtbare Tragödie seines Lebens. Sie vertieft für die Wissenden die schwermütige Wirkung seiner Lieder. Wie aber erst berühren Dichtung und Schicksal die wenigen, die Einblick hatten in Eminescus Wesen! In seine kluge Einfalt, in seine rührende Seele. Wie aus einer anderen Welt kam dieser Träumer, Kämpfer und Dulder unter die Menschen. Rings Eigennutz, rings Strebertum und Tücke, Haß und Groll. Er suchte seinen Himmel im Märchenland.

„Denk' ich jetzt an mein Leben, so wundersam und bunt,
So scheint's mir eine Kunde aus einem fremden Mund,
Als sei ich nie gewesen, als sei es nicht mein Leben . . .
Wer ist es denn, der's hersagt? . . . .
. . . . und wessen Daseins Not
Verlach' ich da? Mir ist es, als sei ich längst schon tot." —

Am 1. Januar 1850 (nach westländischem Stil, nach orientalischem war es am 20. Dezember 1849) kam in Botoschani, der kleinen moldauischen Stadt nahe der österreichischen Grenze, Mihai Eminescu oder — wie die Familie sich damals nannte — Eminovitsch zur Welt. Die Endung „vitsch" ist unrumänisch, sowie er es konnte, ersetzte der Dichter sie durch „escu". Gegner Eminescus verbreiteten später, er, dessen höchster Stolz sein echtes Rumänentum war, sei gar nicht lateinischer Rasse gewesen. Sein Großvater habe Emin geheißen und sei aus der Türkei in die Moldau eingewandert. Wenn man Mihai Eminescus vornehm-schöne, melancho-

liche Gesichtszüge in ihrer Würde und starren Unbeweglichkeit studierte, dazu seine schweigsame, verschlossene Art, konnte man ihm wohl die türkische Herkunft zumuten. Bewiesen ist sie jedoch nicht. Im Gegenteil, viele Beweise für sein echtes Rumänentum hat er beigebracht.

Sein Vater hatte ererbten Grundbesitz bei der Stadt, von dessen Ertrag er lebte. Kein reiches, kein wohlhabendes Heim war es, in dem der Dichter aufwuchs. Weltfern stand das ebenerdige rumänische Haus mit dem langen Veranda-ähnlichen Vorbau. Und ein schweres Unglück warf früh einen Schatten über alle seine Insassen: Die Hausfrau, die Mutter von fünf jungen Kindern, verfiel in unheilbaren Wahnsinn. So war es kaum noch ein Heim. Der Vater, der gute, tüchtige, rechtschaffene Vater, hatte von früh bis spät auf den Feldern zu schaffen. Er mußte das Brot erarbeiten. Wer aber sollte es nun verteilen, wer den Kindern leibliche Kost bereiten und ihre Seelen speisen! Der kleine Mihai lernte früh sich mit all seinen Kümmernissen in sein eigenes Innere verschließen, und er liebte es, in den nahen Wald zu flüchten. Der belehrte ihn:

„Und in dem Gewog der Wellen,
In der hohen Gräser Wehen
Lehrt' ich dich verstohlen lauschen
Auf das Spiel von Hirsch und Rehen.
Immer noch hör' ich dich leise
Wie verzaubert klangvoll singen,
Während deine bloßen Füße
In dem klaren Wasser hingen.
Wie du in den Vollmond schautest,
Auf die Nebel über'm Teich,
Schienen Jahre Augenblicke,
Augenblicke Jahren gleich."

Nie, auch nicht in späteren Tagen, sprach der Dichter über die Krankheit seiner Mutter, die seine Kindheit umdüstert hatte. Wenn er auch gern und mit selig träumenden Augen von ihr redete, von ihrer Sanftmut, von der weichen Stimme, mit der sie ihm Märchen zu erzählen pflegte, die Tragik ihres Schicksals erwähnte er nicht. Es war, als ob er die schwarzen Schwingen selbst schon rauschen hörte, als ob die Angst vor dem Erbteil seines Blutes zu stark in ihm bebte.

Eines seiner wehmütigsten Gedichte ist an die Frühverlorene gerichtet und beginnt:

„O Mutter, süße Mutter, aus deinem schwarzen [illegible]
[illegible] zu dir mich [illegible]
[illegible]
Und [illegible]
Der Wind [illegible] in den [illegible]
Und [illegible] Blätter, und [illegible]“

Eine kluge Schwester suchte die Stelle der Mutter [illegible] im Hause auszufüllen. Gleicher Wissensdurst und [illegible] trieb die Geschwister an. Aber die innige Gemeinschaft [illegible] Mihai und Henriette hinderte nicht, daß der junge [illegible] schönen Tages, wie der Held jener so geliebten [illegible] weite Welt zog.

Auf dem Czernowitzer Gymnasium, das von [illegible] leichteren zu erreichen war, sollte Mihai [illegible] seine Schulbildung erlangen. Ein älterer und ein [illegible] wuchsen in der Militärschule zu Jassy auf [illegible] ihrem Leben selbst ein Ziel.

Ehe Mihai seine Klassen durchlaufen hatte, [illegible] durchziehende rumänische Schauspieltruppe an. Der [illegible] ihm erwachte, und er entfloh der Schulbank.

[illegible] von Kind an rumänischer [illegible] unter fremden Nationen [illegible] verstand später andere Völker, [illegible] nur ein Deutscher [illegible]

[illegible]

ärmeren Volksschichten ist die ergreifende Resignation, die auf Hunger und Elend basiert, eine charakteristische Erscheinung. Alles kommt, wie es eben kommen soll. Man versucht nicht, etwas abzuwenden, sondern legt die Hände in den Schoß und erwartet still und gefaßt den Todesstreich.

Eminescus tiefste Ueberzeugung war, daß sein Schicksal absolut unabänderlich feststehe, seit Anbeginn der Zeiten. Nie glaubte er, daß er selber ein Element, ein Faden im Webstuhl jenes Schicksals sein, daß er etwas verrücken könnte. Als er nach großer Kant-Begeisterung in Schopenhauer das letzte Wort der Philosophie erkannte und sich der Unfreiheit des menschlichen Willens bewußt geworden, wußte er sein eingeborenes Credo mit allen Waffen des Geistes, mit logischer Dialektik überzeugend zu verteidigen.

Beherrscht hatte es ihn von früh an, — zuerst mit der Gewalt des Aberglaubens.

Halb erwachsen verließ er also das Gymnasium und zog mit der Truppe, in der er bald Schauspieler, bald Theaterdichter, Regisseur und Souffleur war, durch Siebenbürgen, die Walachei und die Moldau. Ihn beglückte es, sich ausschließlich mit seiner geliebten rumänischen Sprache zu beschäftigen und in Kontakt mit Land und Leuten seines Volks zu kommen. Für materiellen Mangel hatte er nie ein Organ, wenn er geistige Nahrung fand. Gegen die Witterung war er abgehärtet, Kälte ertrug er zwar schwerer als heißen Sonnenbrand. Wie oft sehnte er sich ins Land der Dattelpalmen! Für Entbehrung und Not fand er nie ein Wort der Klage, das Alltägliche schien ihm nichtig. Wohl freute er sich, wenn er gewählte Speisen erhielt, doch wenn er darben mußte, nahm er es als etwas Natürliches hin, das er mit Millionen teilte. Wenn er später einmal Geld hatte, verstand er nicht zu rechnen, er verschenkte viel; seine ganze Natur war großmütig und altruistisch.

Aehnlich wie Anzengruber zog Eminescu mit einer Wandertruppe von Dorf zu Dorf durch ferne Gauen. Im Gegensatz zum österreichischen Dichter erwarb er sich aber dadurch nicht Menschenkenntnis. Zu dicht waren die Schleier seiner jungen Illusionen, er blieb ein Träumer voll hohen Glaubens an die Menschheit, blieb von blinder Menschenliebe beseelt.

Nach Jahr und Tag war die Truppe aufgelöst und er wieder daheim. Da bat er den Vater, von neuem aufs Gymnasium ziehen zu dürfen. Und der vernünftige Vater zürnte nicht, sondern verhalf seinem Knaben zur Aufnahme. Rasch absolvierte der so fabelhaft

begabte junge Mann alle Klassen und ging nun, wenn auch seine Mittel nur sehr knapp waren, auf die Universität nach [illegible] Achtzehnjährig, aber mit dem Wissen eines gereiften Mannes, begann er hier Philosophie zu studieren. Jede freie Stunde verbrachte er in den Bibliotheken. Er kannte keine andere Zerstreuung als Lektüre. Neben dem Deutschen und Französischen, das er beherrschte, suchte er sich nun auch das Spanische und Italienische, das ihm Giordano Bruno besonders teuer machte, zu erlernen. Er las Shakespeare in der Ursprache, übersetzte daraus ins Rumänische [illegible] trug sich — übrigens bis an seinen Tod — mit dem Gedanken, ein etymologisches Lexikon seiner Sprache herzustellen. Die Vorarbeiten, bei denen ich ihm Anfang der 80er Jahre behilflich zu sein suchte, ruhen noch in meinem [illegible]

Eminescus Sinn stand in Wien und später in Berlin vor allem danach, zu den indischen Quellen unseres Wissens vorzudringen, die Veden in ihrer Ursprache zu lesen. Doch blieb die Leidenschaft seines Herzens dem Rumänischen treu, und von der Dichtkunst konnte er nimmer lassen. Verse hatte er von Kindheit an gemacht, soweit er zurückdachte. [illegible] von Wien aus [illegible] einer neugegründeten Zeitschrift in Jassy, den Convorbiri literare, zum erstenmal Gedichte zur Veröffentlichung. [illegible] Studierende hatten ihn dazu angespornt. [illegible] Männern, die [illegible] Leben [illegible] und ihm [illegible] entgegenkommen, [illegible] Leben lang [illegible] ihrer politischen Richtung. [illegible]

[illegible]

„Venus und Madonna“ hieß die Dichtung Eminescus, die in seiner Heimat zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn zog. Er selbst verurteilte sie später, da sie zu stark in Antithesen wirkte. Der Gedanke war derselbe wie in Leopardis Aspasia: nicht der Gegenstand selbst ist schön, nur das Auge des Schauenden gießt die Schönheit um ihn. Die Geliebte ist ihm bald Venus, bald Madonna und schließlich doch nur das blonde Erdenweib, dessen Seele dämonisch, dessen Erscheinen ihn engelhaft berückt.

In Wien war er ihr begegnet, der damals schwer leidenden jungen Gattin eines Landsmannes, an die seine Liebeslieder fast ausschließlich gerichtet sind. Zehn Jahre nach der ersten Begegnung, als sie Witwe geworden, bot er ihr Hand und Herz. Sie hat ihn sicher heiß geliebt, aber die Not und andere Widrigkeiten des Daseins hinderten ihre Vereinigung. Wäre Eminescu in das Asyl der Ehe mit jener Frau, die selbst poetisch begabt war und volles Verständnis für ihn hatte, eingetreten, vielleicht wäre seine furchtbare Krankheit hinausgeschoben, vielleicht sogar ganz verhindert worden . . . .

Zu den besten seiner an Veronika gerichteten Liebeslieder zählt das folgende aus seinem 20. Lebensjahr:

„Komm zur Quelle, die im Walde
Leise über Kiesel rauscht,
Wo die Rasenbank im Dickicht
Liegt versteckt und unbelauscht.

Komm und sinke in die Arme,
Die nach dir ich ausgestreckt,
Daß den Schleier ich dir löse
Der dein Antlitz mir verdeckt!

Wirst auf meinen Knien ruhen,
Wir sind beide ganz allein,
Und der Linde Blütenschauer
Wird dein duftig Haar beschnei'n.

Weiße Stirn in goldnen Haaren,
Ruh' dich aus an meiner Brust;
Lippen ihr, laßt meinem Munde
Süßen Raub nach Herzenslust.

Träumen wollen wir vom Glücke,
Wiegen wird mit ihrem Klang
Einsam murmelnd uns die Quelle
Und des Windes weicher Sang.

Und der Wald, nachdenklich rauschend,
Lullt uns ein in dunkle Lieder —
Nur der Linde Blüten fallen
Unaufhörlich auf uns nieder.“

Die literarische „Junimea“, zu der hinfort Eminescu gerechnet wurde, gelangte, noch während er im Auslande sich ein wirklich universelles Wissen aneignete, zu politischer Bedeutung: In inneren Wirren trat sie damals kräftig in Jassy für den deutschen Fürsten ein. Einige ihrer Häupter wurden Deputierte und Minister. Und so schien es, als würde Eminescus Lebenslauf, dank dieser Beschützer, sich seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechend entwickeln können. Als Bibliothekar sollte er in Jassy eine gesicherte Stellung erhalten. Er riß sich von Berlin los, wo er inmitten all seiner Bücher doch stets ein leises Heimweh empfunden hatte, und kehrte in die Moldau zurück. Sein Hab und Gut bestand hauptsächlich in alten Manuskripten und Drucken. Selbst seinen Paletot hatte er in Berlin im strengsten Winter verkauft, um vom Trödler ein altrumänisches Manuskript zu erstehen. Er fror lieber, als daß er sich solch einen Schatz entgehen ließ.

Bald nach Eminescus Heimkehr bewährte sich sein traditionelles Unglück: Im konstitutionellen Staatsleben Rumäniens löste einmal wieder die eine Partei die andere ab. Bei solchem Wechsel wurden alle Anhänger der früheren Machthaber regelmäßig brotlos. Eminescu hatte sich um die Politik oder die Parteien seines Landes bisher nicht im entferntesten gekümmert — hatte nur höchstens als Chauvinist im Ausland irredentistische Reden in Studentenvereinen gehalten. Da er aber von einem Minister der konservativen Partei angestellt worden war, setzte der Minister der liberalen Partei ihn augenblicks, sowie er zur Macht gelangte, ab. Das pflegt immer so zu sein. Im Jahre 1876, als Eminescu sein Heimatland kaum wieder betreten hatte, begnügte sich die neue Regierung jedoch nicht mit der Absetzung aller früheren Beamten; sie leitete sogar eine regelrechte Verfolgung gegen sie ein. Elf der gewesenen Minister wurden in Anklagezustand versetzt.

Diese Maßregel traf Eminescu und seine nicht mit Glücksgütern gesegneten Beschützer sehr hart. Der junge Dichter sah nirgends eine Möglichkeit, sein Brot zu verdienen. Nirgends anders, als in der noch auf wenig hohem Niveau stehenden Journalistik war Aussicht, ihn, wenn auch nur mit kleinem Gehalt, unterzubringen. Die wenigen Blätter der nunmehrigen Opposition wurden mit schweren Opfern von der Partei erhalten. Eminescu erhielt den Posten eines Redakteurs — anfangs in Jassy, wo er auch der Korrektor seines Blattes sein mußte, später in Bukarest. Und da sollte nun dieser feine Gelehrtenkopf, dieser Dichter, täglich so an

die 10 Stunden heftige Oppositionspolitik treiben und Artikel über Artikel schreiben und übersetzen, um die großen Spalten zu füllen! Und das alles für kärglichen Lohn. Der Mitarbeiter hatte er wenige, da keine Honorare gezahlt werden konnten. Und die Hilfsredakteure verließen sich auf den Eifer und den Fleiß ihres gutmütigen Chefs, der für alle arbeitete, die weniger Pflichtgefühl hatten als er, damit das Blatt rechtzeitig erscheinen konnte.

Wieviel Eminescu in diesen Jahren — und sie währten bis zum Ausbruch seines Wahnsinns, also von 1876 bis 1883 — geschrieben hat, ist unglaublich. Und jeder Artikel, sei er literarisch, historisch oder politisch, trug den Stempel seines Seins, war stilistisch mustergültig und oft von packender Dichterkraft beseelt. Er hat die beste rumänische Prosa geschaffen. Sein heißer Zorn loderte oft in Feuergarben — und doch war der Urgrund seiner Seele nicht Haß, nicht Leidenschaft, sondern Weltbetrachtung und Menschenliebe. Aber er litt stark unter der Hetzpeitsche seines aufgezwungenen Journalistenberufs, seine ganze Natur bäumte sich auf. Er sehnte sich nach kurzen Stunden der Muße, um seine poetischen, seine schöpferischen Sehnsüchte zu befriedigen. Selten nur gelang ihm jetzt ein Gedicht, und nie war er mit ihm zufrieden — er feilte nächtelang daran.

Nur die Feiertage blieben ihm zu eigener Arbeit. Da geschah es, daß er die drei (orthodoxen) Oster- oder Weihnachtstage überhaupt nicht aus seiner kleinen, ungeheizten Behausung wich. Er nahm außer dem türkischen Kaffee, den er sich selbst bereitete, keine Nahrung zu sich, verharrte wie fiebernd am Schreibtisch, bis eine seiner ergreifenden „Briefe" oder „Satiren" vollendet war...

Ein seliges Lächeln spielte um seinen jugendlichen Mund, um die oft verschleierten braunschwarzen Augen, wenn er nach einem solchen Entrücktsein wieder unter die Menschen trat. Wieviel hätte er schaffen können, wären die Lebensumstände ihm günstiger gewesen!

Aber schon griff das Schicksal nach ihm, das Schicksal, vor dem er selbst sich wohl lange gefürchtet hatte. Plötzlich, ohne nachweisbaren Grund — außer dem eines besonders heißen Sommers — verfiel er in wildes Träumen. Er glaubte einen ihm gänzlich gleichgültigen Mann erschießen zu müssen und kam auch nicht wieder zu sich, als man ihm die Waffe entwand . . .

Durch Vermittlung seiner Freunde fand er Aufnahme in Wien in der Heilanstalt des Doktors Leydersdorf. — Auch nicht Einer hoffte, ihn je wieder zu sehen.

Titus Majorescu, der mächtigste seiner Gönner, faßte damals den Entschluß, des Kranken Gedichte in einem Bande herauszugeben. Er selbst setzte ihnen ein kurzes Geleitwort voraus.

Wehmütig mutete das schöne Büchlein an, das mit des Dichters Bild geschmückt wurde. Gedruckt waren seine Dichtungen freilich fast alle vorher schon in den Convorbiri Literare — manche waren auch in deutscher Uebertragung erschienen. Doch nie war die Veröffentlichung mit seiner vollen Erlaubnis geschehen. Das Manuskript mußte ihm halb abgebettelt, halb entwendet werden. Er fand keinen Vers vollendet; neue, bessere Töne schwebten immer noch in seinem Ohr. Der Reiz seiner Sprache ist unnachahmlich, und wenige Dichter verlieren soviel durch Uebertragung. In seiner bescheidenen Höflichkeit versicherte er freilich oft, durch die deutsche Ueberse̱tzung hätten seine Gedichte gewonnen.

Als der Band „Lieder“ fertig gedruckt war — im Januar 1884 —, schien sich plötzlich ein Wunder ereignen zu wollen. Ein Freund des Dichters erhielt von dem schon verloren Geglaubten einen Brief. In seiner alten, zierlichen und doch männlichen Handschrift, jedes Wort wie gestochen, teilte Eminescu dem Freunde mit, er sei genesen, sei zur vollen Erkenntnis seiner Lage gekommen und in tiefer Trauer über sein Schicksal: „Schwer war mein Leben immer, wie wird es nun sein, wenn ich, aus dem Irrenhause kommend, mir eine neue Existenz suchen soll?“

Ein Schluchzen und Jauchzen ging durch den Kreis seiner Freunde, als dieser Brief von Hand zu Hand wanderte. War es möglich? Gab es solch Wunder auf Erden? Konnte dieser vor so vielen begnadete, tief unglückliche Mann seinem Volke, seinen Freunden wirklich gerettet sein?

Ach, die heiß aufflackernde Glückseligkeit verlosch an ihrer Illusion!

Wohl sahen wir ihn wieder, unsern geliebten Dichter, in seiner rührenden Natürlichkeit, wohl versuchten wir den furchtbaren Druck der letzten Vergangenheit von ihm zu nehmen . . ., jedoch es war kein Leben mehr, zu dem wir ihn erweckten. Es war ein stilles Vegetieren, wenn auch kurze Stunden kamen, in denen seines Geistes Blitze leuchteten und zündeten.

Das Lied „Der Stern“ entstand in einer solchen Stunde. Es war sein letztes.

So unermeßlich ist die Ferne,
Aus der dies Sternbild aufgetaucht,
Daß, um den Erdball zu erreichen,
Sein Licht Jahrtausende gebraucht!

Vielleicht ist es seitdem erloschen
In jenem weiten Himmelsblau,
Wiewohl ich heut erst seine Strahlen
Auf unsrer Erde klar erschau'.

Denn langsam durch des Himmels Räume
Schickt uns das Sternbild her sein Licht:
Es war, als wir es nicht erblickten,
Nun wir es sehen, ist es nicht!

So auch, wenn unser Glück erstorben
Im Dunkel der Vergangenheit,
Dringt noch das Licht der toten Liebe
Durch alle Weiten, alle Zeit!"

In Jassy hatte man ihm ein leichtes Amt gefunden. Mit [illegible] kleinen Gehalt konnte er seine Tage gerade fristen. Ein bittres [illegible] . . . Und im Frühling 1889, bei einem Aufenthalt in [illegible], kam die Krankheit von neuem zum heftigen Ausbruch.

Man brachte ihn in die Landesirrenanstalt, wo ein Ungefähr, [illegible] Steinwurf eines vorübergehenden Knaben, der den im Hof [illegible] dem Gitter stehenden Kranken an der Schläfe traf, den [illegible] Dichter Rumäniens von seinen Qualen erlöste (27. Juni 1889).

In vielen Auflagen sind seine Gedichte jetzt in Rumänien [illegible]: Eminescu wird in der Heimat von der Nachwelt gefeiert. [illegible] seine unter so vielen Qualen entstandenen Zeitungsartikel sind [illegible] und herausgegeben, als Muster bester Prosa.

Solange er lebte, hat er keinen einzigen sorgenfreien Tag [illegible]. Er hat unter körperlichem Mangel und seelischem Ent[illegible] sein kurzes Erdendasein durchlitten . . .

„Das Los des Dichters", sagen die Oberflächlichen.

Die fühlende Menschheit aber verhüllt vor Scham ihr Haupt. —

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Professor Dr. Arthur Drews, Die Petruslegende. Ein [illegible] Mythologie des Christentums. Frankfurt a. M. [illegible] Verlag.

Professor Dr. Hermann v. Soden, Hat Jesus gelebt? [illegible] geschichtlichen Urkunden beantwortet. Berlin [illegible] [illegible] Schriftenvertrieb, Eisenacherstr. 45 [illegible] 50 Pf.

„Etwas Theoretisches populär zu machen, muß man es [illegible] stellen.“ Das hat Goethe gesagt und Arthur Drews in [illegible] wieder einmal praktisch bestätigt. Drews ist ein [illegible] Kopf, ein Schüler Eduard v. Hartmanns und den Lesern dieser [illegible] durch manchen schönen Beitrag bekannt. Die Zunft [illegible] nicht gelten lassen wollen und er hat deshalb, von den Universitäten [illegible] gelehnt, am Polytechnikum in Karlsruhe eine Unterkunft als [illegible] und jetzt als außerordentlicher Professor finden müssen. [illegible] [illegible], durch und durch ernste Persönlichkeit, aber [illegible] [illegible] einer der Sinne fehlt, so ist seinem Geist ein Sinn [illegible] [illegible]. Nach seinem Meister, dem genialen Eduard v. Hartmann [illegible] [illegible] [illegible] Persönlichkeiten, denen dieser Sinn [illegible] [illegible], [illegible] nicht von den [illegible] [illegible] [illegible], die von Zeit zu Zeit mit einer neuen [illegible] einer Erklärung der [illegible] auftreten, ohne [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

die behaupteten Theoreme gerade braucht. (Sombart.) Aber auch bei unbedingtem Ernst ist ein solches phantastisches Umgehen mit den historischen Tatsachen nicht ausgeschlossen — aus Mangel an historischem Sinn, und das ist das Wesen von Drews. Dieser sein Mangel hat ihn jetzt auf die Höhe des Erfolges geführt, „denn um etwas Theoretisches populär zu machen, muß man es absurd darstellen". Alle die schweren gelehrten Bücher, in denen Drews seine spekulative Philosophie vorgetragen, in denen er die Welt zu einer neuen Religion hat hinüberführen wollen, haben keinen, oder nur im engsten Kreise Erfolg gehabt. Jetzt ist er öffentlich aufgetreten und hat behauptet, historisch beweisen zu können, daß Jesus nie gelebt hat, und hat damit eine tatsächlich recht bedeutende Bewegung entzündet, eine Bewegung, von der auch die Gegner immer von neuem sagen, daß sie Grund hätten, ihm dankbar zu sein. Auf das theologische Problem, auf die Grundfrage, ob die Fortbildung der Religion auf dem Boden des Christentums oder in Ablösung vom Christentum vor sich gehen soll, gedenke ich nicht einzugehen. Wir bringen in diesem Heft einen großen Aufsatz von Schneidewin mehr in ersterer Tendenz und eine Besprechung aus der Feder von Ferd. Jakob Schmidt, in dem letzteren Sinne, den wir auch bisher immer vertreten haben, daß nämlich die Ewigkeitswahrheiten nicht gegen das Christentum, sondern im Christentum zu suchen seien. Die Theologen und die Philosophen mögen das des weiteren behandeln. Ich meinerseits möchte nur als Historiker das Wort dazu ergreifen. Ich habe Drews „Christusmythe" nicht gelesen und werde es auch nicht lesen: es genügt mir völlig, das obengenannte Nebenschriftchen „Die Petruslegende" durchflogen zu haben, in dem auch Petrus nicht weniger als Jesus selbst als mythische Figur dargestellt und nachgewiesen werden soll. Es ist uns Historikern gar nichts neues, diese Art der Beweisführung, und auch in meinem historischen Seminar mit meinen Studenten nehme ich sie zuweilen durch. Die historische Kunst ist nicht so leicht, und man kann, wenn man es darauf anlegt, mit ihr die erstaunlichsten Dinge beweisen und hat sie bewiesen, ohne daß der Laie den Fehler herauszufinden vermag. Ich selber habe mich auch schon einmal auf diesem Gebiet versucht und nachgewiesen, daß Friedrich der Große als Stratege ein trauriger Stümper gewesen sei, und erreichte damit, daß Herr v. Stumm im Herrenhause dem Kultusminister die härtesten Vorwürfe machte, wie er einen solchen Menschen zum Professor der Geschichte habe machen können. Das Urbild dieser Scherze ist eine Schrift des englischen Erzbischofs Whately, der schon im Jahre 1819 nachwies, daß Napoleon eine legendarische Figur sei. Seine Spitze ist gegen den Skeptizismus Humes gerichtet. Er fragt: woher wißt Ihr denn, daß dieser Napoleon gelebt haben soll? Ihr sagt, Ihr habt es in Büchern und Zeitungen gelesen. Aber gelten nicht die für sehr törichte Menschen, die alles glauben, was in den Büchern und Zeitungen steht? Allerdings, sagt unser guter Erzbischof, habe auch ich Leute gesprochen, die mir erzählt haben, sie seien eigens in einem Boot herausgefahren, um den berühmten Napoleon zu sehen, als er als englischer Gefangener auf einem

englischen Schiff auf der Reede von Southampton lag, und es sei ihnen auch ein kleiner Mann mit einem gelben Gesicht und einem Dreimaster auf dem Kopf gezeigt worden: das sei Napoleon. Aber sei dies eine Gewähr, daß dieser kleine, gelbe Mann wirklich der Besieger Europas gewesen sei? Daß es einen General des Namens Napoleon Bonaparte in den letzten Kriegen bei den Franzosen gegeben habe, will der Erzbischof nicht bestreiten, vielleicht gab es sogar mehrere dieses Namens, aber daß er ihr Kaiser gewesen und alle die großen Taten getan, sei eine offenbare Erfindung der britischen Nationaleitelkeit, die behaupte, einen solchen Titanen sowohl zu Wasser wie zu Lande besiegt zu haben, denn es stehe urkundlich fest, daß auf den ermordeten König Ludwig XVI. in Frankreich zunächst sein Sohn Ludwig XVII. gefolgt sei und daß der regierende Herr, Ludwig XVIII., seine Regierung vom Tode seines Neffen im Jahre 1795 datiere. Das könne unmöglich eine Fälschung sein, folglich sei in der französischen Geschichte für einen Kaiser Napoleon gar kein Raum.

Eine wahrhaft klassische Analogie zu Drews' historischer Beweisführung bildet aber das Schriftchen eines französischen Gymnasialprofessors Jean Baptiste Pérès, der im Jahre 1827 nachwies, daß Napoleon ein mythologischer Sonnengott, die Umbildung des griechischen Apollo sei. Diese Parodie war gerichtet gegen einen Herrn Dupuis, der in einem Buch über den Ursprung aller Kulte die Erzählungen von Jesus als Umdichtungen eines Sonnen-Mythus nachgewiesen hatte, und ist dann wieder aufgenommen worden und im Jahre 1835 auch ins Deutsche übertragen, als Strauß' „Leben Jesu" erschienen war. Ein Exemplar dieses Büchleins ist auf der Berliner Kgl. Bibliothek vorhanden. Hat man die Idee erst gepackt, so ist sie übrigens gar nicht so schwer auszugestalten. Napoleon, so räsonniert der Mensch nach 2000 Jahren, soll ein großer Kaiser der Franzosen gewesen und auf einer Insel geboren und auf einer Insel im fernen Westen gestorben sein. Gehören zu Frankreich überhaupt Inseln? Herkunft und Abscheiden im Meer ist für einen Franzosen-Kaiser höchst unwahrscheinlich, es paßt aber auf die Sonne, die im Osten aufgeht und im Westen im Meer untertaucht. Dieser große Kaiser soll sieben Geschwister gehabt haben. Es ist klar, daß das die sieben Planeten sind oder, wenn man das nicht will, da von den sieben Planeten nur zwei weiblich und fünf männlich sind, während Napoleon vier Brüder und drei Schwestern hatte, so mag auch sein, daß die vier Brüder die vier Jahreszeiten sind, von denen die drei guten als drei Könige erscheinen, während der vierte (Lucian) den Winter bedeutet, d. h. nicht von der Sonne beschienen wurde und kein Königreich bekam. Die drei Schwestern aber werden die drei Grazien sein, die den Sonnengott, den griechischen Apollo, begleiten. Apollon und Napoleon zeigen ja eine frappante Aehnlichkeit; beide sind auf einer Insel geboren, die Mutter heißt hier Leto, dort Lätitia, beide sind gewaltige Würger und der Name selbst ist vielleicht sogar dasselbe Wort. Der Name „Napoleon" ist inschriftlich sicher bezeugt, denn er steht auf den Trümmern der Vendôme-

Säule in den Ruinen von Paris, und das N, das dem griechischen Apollon vorgesetzt ist, wird wohl das griechische νη oder ναι sein, das „wahrhaftig“ bedeutet, also der „wahre Sonnengott“. Kurz vor seinem Untergang wird von Napoleons Flucht aus einer großen, brennenden Stadt berichtet. Auch hier ist die Sonnengott-Allegorie unverkennbar; denn jedermann weiß, daß die Sonne kurz vor ihrem Untergang noch einmal hell aufzuleuchten pflegt.

Als der Prediger Kalthoff in Bremen wieder einmal mit der Behauptung auftrat, Jesus sei nur eine Legendenfigur, machte sich der dortige Gymnasialdirektor Henke den Scherz und veröffentlichte in den „Bremer Beiträgen“ (1906) diese alten Prachtstücke von Parodien in etwas modernisierter Fassung von neuem. Aber da kam er bei der gläubigen Jüngerschaft Kalthoffs schön an: man beschuldigte ihn — des Plagiats: worauf der so Beschuldigte mit feinem Witz erwiderte: Allerdings seien die Stücke alt, aber darum habe er sie gerade genommen, denn auch Kalthoffs Offenbarungen entbehrten für Kenner des Reizes der Neuheit.

Wer die wunderliche Mischung von Wahrem und Falschem in Drews' religionsgeschichtlichen Untersuchungen ernsthaft aufgelöst und widerlegt haben will, der sei auf das zweitgenannte treffliche Schriftchen des Professors v. Soden verwiesen. Die beste Art der Widerlegung aber scheint mir jene parodistische zu sein.

Delbrück.

Johann Calvin. Rede bei der Calvin-Feier der Universität Gießen von D. Samuel Eck. — Tübingen, Verlag von J. C. Mohr (Paul Siebeck) 1909.

Das Calvin-Jahr 1909 hat uns manche vortrefflichen, dem Andenken des Genfer Reformators gewidmeten Gaben gebracht, — Reden, Abhandlungen, Bücher. Als Meisterstück einer Rede verdient diejenige, die Samuel Eck bei der Feier der Universität Gießen gehalten hat, besonders hervorgehoben zu werden. Der Festredner hat sich tragen lassen von einer edlen Begeisterung für die gottgesandten Persönlichkeiten der Reformation, und er ist doch kritisch genug, um hervorzuheben, was von dem Wirken jener großen Männer, besonders Calvins, nur für das vergängliche Bedürfnis und was für die Ewigkeit bestimmt war. Er hat die Heldengestalt des Genfer Feuerkopfes lebendig vor die Seele zu zaubern vermocht, ohne die anhaftenden Schwächen zu verdecken; aber er hat auch die Ueberzeugung zu erwecken verstanden, daß nach Zeit und Umständen diese schwachen Seiten notwendig mit zu der sieghaften Gestalt dieses Organisators der Reformation gehörten. Ecks Hochschätzung der Lebensarbeit Calvins ist nicht geringer als diejenige, die wir aus den Vorlesungen kennen lernen, die der holländische Minister Abraham Kuyper zu Princetown gehaltenen hat; sie ist jedoch darin gerechter, daß sie die überlegene geistesschöpferische Bedeutung Luthers

nicht hinter der religiös-praktischen Größe Calvins verschwinden läßt. Nicht unerwähnt soll auch die schöne, anschauliche Kraft der Sprache bleiben, und wenn Stimme und Ausdruck dementsprechend waren, so kann man sich wohl vorstellen, wie der Hörer bei dieser Rede wieder einen Hauch des göttlichen Sturmwindes verspürt hat, der einst die Geister der Gesamtreformation zum Leben entfacht hat.

Die Entwicklung in Albrecht Ritschls Theologie von 1874 bis 1889, nach den verschiedenen Auflagen seiner Hauptwerke dargestellt und beurteilt von Cajus Fabricius, Lizentiat der Theologie und Pfarramtskandidat in Berlin. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1909.

Die kritische Auseinandersetzung mit der Theologie Ritschls ist gegenwärtig eine der wichtigsten Aufgaben nicht nur für die systematische Theologie, sondern auch für die Religionsphilosophie. Daß dieser Forscher auf Grund einer weit ausgebreiteten Gelehrsamkeit im einzelnen eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen von wertvoller Art gegeben hat, wird kein Einsichtiger bestreiten können, und deshalb wird die historisch-kritische Tätigkeit dieses Mannes in der Geschichte der Theologie auch immer ihre Würdigung finden. Aber nicht dies ist das Wesentliche. Die Hauptsache ist vielmehr die Beantwortung der Frage, ob die Richtung, die Ritschl der Theologie im ganzen gegeben hat oder wenigstens zu geben suchte, für diese Wissenschaft ein wahrer Fortschritt oder aber nur eine vorübergehende Abirrung ist.

Zur Entscheidung dieser Frage liefert nun die vorliegende Arbeit von Cajus Fabricius, „Die Entwicklung in Albrecht Ritschls Theologie von 1874 bis 1889", einen förderlichen Beitrag. Es ist jedenfalls ein verdienstvolles Unternehmen, die begriffliche Um- und Durchgestaltung des Ritschlschen Systems, die dieses nach der Urausgabe des Hauptwerkes „die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" erfahren hat, quellenmäßig darzustellen. Der Verfasser hat mit aller Sorgfalt und übersichtlich diejenigen Begriffsbestimmungen gegenübergestellt, in denen sich die Entwicklung der religiös-ethischen Auffassung Ritschls zu erkennen gibt. Diese Untersuchung kann daher als eine wertvolle Quellenstudie begrüßt werden.

„Nun ist es aber", heißt es in der Einleitung, „nicht der Hauptzweck dieser Arbeit, die Geschichte der Ritschlschen Gedanken von 1874 bis 1889 zu erzählen; es ist vielmehr in letzter Linie auf Kritik, d. h. auf Analyse und Wertbeurteilung der Geschichte abgesehen." Wenn das wirklich beabsichtigt war, so werden wir wohl noch auf die eigentliche Ausführung dieses Planes zu hoffen haben; denn was in der vorliegenden Schrift gegeben ist, kann trotz aller Ansätze zur „Analyse und Wertbeurteilung" des Ritschlschen Systems doch nur als eine vorläufige Materialiensammlung und Gedankengruppierung dazu betrachtet werden. Gerade diese tüchtige

Vorarbeit macht nun erst recht eine verinnerte, zusammenhängende Gestaltung und Darstellung dieses Stoffes notwendig, wofür die kritischen Exkurse in dem jetzt erschienenen Werk nur als vereinzelte Andeutungen in Anspruch genommen werden können.

Erst bei einer solchen freieren Verarbeitung seiner kritischen Prüfung der Ritschlschen Gedankenentwicklung würde dem Verfasser vielleicht auch zum Bewußtsein kommen, daß sein vorläufig gewonnenes Ergebnis nicht haltbar ist. Es ist richtig, wenn gesagt wird, daß wir es in den verschiedenen Auflagen der Hauptwerke Ritschls nicht eigentlich mit einer inhaltlichen Umbildung des Lehrgebäudes, sondern nur mit Wertverschiebungen zu tun haben. Denn trotz aller späteren Veränderungen der Begriffsbestimmungen ist die Idee des Reiches Gottes immerdar das wichtigste Problem der Ritschlschen Theologie geblieben. Die „Wertverschiebung" aber besteht hauptsächlich darin, daß anstelle der ethischen Abzweckung der Gottesherrschaft immer mehr die religiöse Begründung getreten ist, oder wie der Verfasser (S. 87) sagt: „diese Wertverschiebungen bestehen hauptsächlich darin, daß dem göttlichen Ursprung des Christentums gesteigerte Schätzung entgegengebracht wird, zuungunsten des Zweckes, den diese Religion in der Welt und unter den Menschen zu erfüllen hat." Wenigstens auch die Charakteristik der Entwicklung selbst wird anerkannt werden müssen, wenn es (S. 88) heißt: „Ritschls Gesamtanschauung vom Christentum ist niemals abgerundeter, geschlossener, harmonischer gewesen, als in der ersten Auflage seiner Hauptwerke. Da gruppierte sich alles um den Endzweck des sittlichen Gottesreichs. Später aber erlitt die Abrundung erhebliche Einbuße, indem mystische Elemente herbeigezogen wurden, die den Gesichtspunkt der göttlichen Gnade als beherrschend voraussetzen, während doch gerade in der Lehre von Gott der Gedanke des Endzwecks beherrschend geblieben ist." Irrig aber ist es, wenn gerade dieser Fortschritt von der ethischen zur religiösen Begriffsbestimmung als „Fehlentwicklung" (S. 134) bezeichnet wird. Vielmehr trifft gerade das Umgekehrte zu: die ursprüngliche, geschlossene Darstellung der Idee des Christentums vom moralischen Gesichtspunkt des Reiches Gottes aus ist die fehlerhafte Anlage des ganzen Ritschlschen Systems, und der nachträgliche Einschlag religiöser Begründung mußte überdies noch die organische Einheit des Ganzen zersetzen, ohne den Grundmangel zu beseitigen.

Welches aber ist der Grund dafür, daß es ein Fundamentalirrtum ist, die religiöse Lehre des Christentums wesentlich von dem Begriff des Reiches Gottes aus zu konstruieren? — Die Theologie würde zunächst zu untersuchen haben, ob dieses Verfahren mit den biblischen Urkunden in Uebereinstimmung ist. Daß dies der Fall sei, hat Ritschl mit allem Eifer selbst zu erweisen gesucht. Aber in seiner geistvollen Schrift „Die Idee des Reiches Gottes in der Theologie" sagt Johannes Weiß darüber: „Die Idee des Reiches Gottes ist durch Albrecht Ritschl in die Mitte des

theologischen Interesses gerückt worden. Bei ihm bildet sie geradezu einen Angelpunkt des Systems und weite Kreise seiner Schüler haben sie mit Begeisterung erfaßt und auszumünzen unternommen. Aber aus diesem lebendigen Interesse hat sich, auch gerade unter Ritschls Anhängern, eine Kritik des Gedankens entwickelt. Er wurde auf seine exegetische Begründung untersucht und das Ergebnis war ein negatives. Ritschl hatte hier, wie an anderen Punkten seines Systems, seine Begriffe und Lehren mit den gleichnamigen biblischen optima fide gleichgesetzt, in der festen Ueberzeugung, ihren wahren Sinn erkannt oder gar erst entdeckt zu haben. Die historische Untersuchung der Verkündigung Jesu ergab, daß bei Ritschls Auffassung moderne Vorstellungen und Denkformen mit den urchristlichen Gedanken und Stimmungen in unorganischer Weise in Verbindung gesetzt worden waren." Indes dieser Nachweis genügt doch nicht, um das Ritschlsche Verfahren für unzureichend zu erklären. Es wäre traurig um uns bestellt, wenn das Christentum keine weitere Entwicklung über das hinaus ermöglichte, was und wie es in den biblischen Urkunden entwickelt worden ist. Theologisch muß vielmehr der Nachweis genügen, daß eine neue Darstellung der christlichen Lehre eine entsprechende Fortbildung der biblischen Theologie ist, und daß sie dem einheitlichen Entwicklungsgange der Entfaltung der christlichen Idee nicht widerspricht. Joh. Weiß zeigt denn auch, wenn nicht in erschöpfender, so doch in durchaus zureichender Weise, daß der Gedanke des Reiches Gottes von Zeit zu Zeit immer wieder einmal als das Zentralproblem des Christentums geltend gemacht worden ist. Aus seiner Darstellung folgt, daß auch der modernisierte Begriff des Reiches Gottes dem Christentum nicht nur nicht widerspricht, sondern daß er ein wesentliches Moment der christlichen Lebensgestaltung ist. Aber er ist auch nur ein Moment dieser Religion, nicht die Religion selbst!

Wenn es dennoch völlig verfehlt ist, „die Idee des Reiches Gottes in den Mittelpnnkt des theologischen Interesses zu rücken", so glaube ich, läßt sich der letzte Grund dafür gar nicht mehr theologisch, sondern nur religionsphilosophisch angeben. Ritschl hatte sich philosophisch hauptsächlich an Kant orientiert; aber die spekulative Weiterbildnng und die vollendetere Begründung der Transzendentalphilosophie durch Fichte, Schelling und Hegel hat er nicht mehr in sich aufzunehmen vermocht; ja, er glaubte mit mitleidigem Lächeln daran vorübergehen zu können. Das hat sich gerächt: am meisten dadurch, daß ihm nun auch der tiefere Sinn der Kantischen Philosophie verborgen blieb, und daß er infolgedessen schließlich einem halb empirischen, halb mystischen Positivismus nach der Art Lotzes verfiel. Vor allen Dingen hielt sich ihm auf diesem Wege die Einsicht verschlossen, auf der aller geistige, durch das das Christentum vermittelte Fortschritt der neueren Welt gegenüber der antiken beruht. Wer mit dem Gange der spekulativen Erkenntnis vertraut ist, der weiß, daß sich dieser ganze Fortschritt zusammenfassen läßt in den Begriff der *geistigen* Verwirklichung

der Freiheit der Persönlichkeit. Das ganze Altertum und die ganze Heidenwelt wußte den absoluten Wert des Menschen schlechthin als Menschen noch nicht zu erfassen, und selbst das römische Recht kennt den allgemeinen Begriff der Freiheit der Persönlichkeit noch nicht. Erst mit dem Christentum ist dieser Gedanke von dem absoluten, gottmenschlichen Wert der Einzelpersönlichkeit in die Welt gekommen. Auch hat dieser Gedanke nicht mehr in der antiken Völkermasse, noch in der mittelalterlichen Kultur der lateinischen Töchternationen seine volle Verwirklichung gefunden; denn bei ihnen haben die nachwirkenden Bestrebungen der vorchristlichen Kultur immer bis zu einem gewissen Grade die reine Durchführung der Idee des Christentums gehemmt, und erst das noch von keiner geschichtlichen Kultur beschwerte Germanentum ist der berufene Träger dieses die frühere Welt überwindenden Geistes geworden. Das hat zuerst Hegel klar erkannt, indem er erklärte: „Die Bestimmung der germanischen Völker ist, Träger des christlichen Prinzips abzugeben. Der Grundsatz der geistigen Freiheit, das Prinzip der Versöhnung, wurde in die noch unbefangenen, ungebildeten Gemüter jener Völker gelegt, und es wurde diesen aufgegeben, im Dienste des Weltgeistes den Begriff der wahrhaften Freiheit nicht nur zur religiösen Substanz zu haben, sondern auch in der Welt aus dem subjektiven Selbstbewußtsein frei zu produzieren." Philosophisch könnte man dieses neue Prinzip auch so ausdrücken: nicht die Substanz, sondern das Subjekt, nicht die Institution, sondern die Person, nicht das Reich, sondern das freie Individuum ist Zweck und Ziel aller göttlichen Lebensgestaltung. War die antike Welt nur bis zu der Erkenntnis gelangt, daß die substantielle Vernunft das wahre Wesen des göttlichen Seins ausmache, und daß demgemäß der Mensch in ihren substantiellen Schöpfungen, sei es des weltlichen oder des priesterlichen Staates, aufzugehen habe, so bricht endlich mit dem Christentum die Wahrheit durch, daß nicht die substantielle, sondern die persönliche Vernunft oder der Geist der schöpferische Grund aller Dinge sei. Ist das aber so, dann können auch die substantiellen Mächte, die Natur, wie der Staat und schließlich auch die Kirche, nicht mehr selbst letzter Zweck und höchstes Gut sein, sondern sie erhalten damit lediglich die Bestimmung, Mittel und Bedingung des höchsten, persönlichen Zwecks zu sein. Es gibt etwas, das höher ist als Natur und Geschichte, als Staat und Kirche, das ist der Mensch, — der wahre Mensch oder die gottmenschliche Persönlichkeit. Alles andere hat nur relativen Wert, der in Gott eingekehrte Mensch aber hat einen absoluten Wert, — das ist der weltüberwindende Gedanke des Christentums.

Wie diese Christusidee, d. h. die Idee von der Freiheit des geistigen Individuums durch Paulus und Johannes zur Grundlage der christlichen Lehre gemacht worden war, so wurde sie von Luther wieder zum allbeherrschenden Mittelpunkt des christlichen Glaubenslebens erhoben, während sie dann, frei von aller theologischen Schulsprache, im Zeitalter unserer klassischen Philosophie ihre streng gedankliche Begründung erhalten hat:

Damit ist die prinzipielle Richtung der Entwicklung des Christentums und insbesondere der protestantischen Kultur endgültig festgelegt. Für die Theologie aber besagt das: nicht die Idee des Reiches Gottes, sondern diejenige der Freiheit des Christenmenschen ist die allbewegende und allbestimmende Kraft des Christentums. Der Begriff des Reiches Gottes ist nur Mittel und eine notwendige Hilfskonstruktion zur Verwirklichung jenes wahren Zwecks; dieses Reich ist nicht um seiner selbst willen gefordert und ist daher kein Grundbegriff, sondern ein abgeleiteter Begriff, der erst von dem Freiheits- oder Erlösungsbegriff Maß und Bestimmung empfängt. Diese Bedeutung des Freiheitsbegriffs tritt auch schon bei Kant deutlich genug zutage, falls man sich das tiefere Verständnis seiner kritischen Philosophie nicht von Anfang an durch die Oberflächlichkeit des neukantischen Positivismus versperren läßt. Es muß daher als ein beklagenswerter Abfall von dem durch das Christentum und durch das protestantische Denken eingeschlagenen Weg bezeichnet werden, wenn ein philosophisches oder theologisches System wieder den längst überholten Versuch macht, die unpersönlichen substantiellen Bestimmungen entweder der Natur oder des religiös-sittlichen Lebensreiches zum Angelpunkt zu nehmen.

Soweit nun freilich, wie vordem etwa Spinoza auf philosophischem Gebiet, konnte Ritschl auf theologischem nicht mehr gehen, daß er schlechthin den ethischen Substantialismus der stoischen Weltanschauung in moderner Form erneuert hätte; denn dazu hätte er außer der spekulativen Philosophie den ganzen Protestantismus preisgeben müssen. Er hat daher die Idee des Reiches Gottes auch keineswegs allein zum Angelpunkt seines Systems gemacht, sondern er hat diese Idee überdies mit der der Erlösung (Freiheit) so verkoppelt, daß sein System nunmehr nicht einen, sondern — unlogisch genug — zwei korrelate Begriffe zur Grundlage hat. Eben deswegen sollte nach seiner Vorstellungsweise das Christentum einer Ellipse gleichen, deren Brennpunkte einerseits die Reichgottesidee und andererseits die Erlösungsidee sind. Die Abirrung von der ursprünglichen Richtung des Protestantismus besteht also nicht darin, daß Ritschl schlechtweg den Zentralbegriff der Freiheit des Christenmenschen durch den des Reiches Gottes ersetzt hätte, sondern darin, daß er diesen abgeleiteten Begriff ebenfalls zum Zentralbegriff machte und dadurch die Kraft und Wirkung des Freiheitsbegriffs nur beeinträchtigte. Denn danach wäre das Reich Gottes nicht mehr bloß Mittel und Bedingung für die Verwirklichung der religiösen Freiheit des Menschen, sondern neben dieser Freiheit Zweck an sich. Dadurch aber käme nicht nur in den Protestantismus, sondern in das Christentum überhaupt abermals eine stoisch-jüdische Zweckbestimmung äußerer Art, von der uns diese Religion gerade zu befreien hat. Das Reich Gottes ist Entwicklungsbedingung, nicht Selbstzweck der christlichen Religion.

Nun hat Johannes Weiß die Verirrung der Ritschlschen Theologie dadurch abzuschwächen versucht, daß er sagte, das Christentum gleiche nicht

einer Ellipse, sondern zwei sich schneidenden Kreisen, in deren einem die Idee des Reiches Gottes, in dem andern aber die Erlösungsidee den Mittelpunkt bilde. Aber auch dadurch wird das Grundübel nicht beseitigt. Denn das eben ist ja das Entscheidende, daß das Christentum nicht zwei, sondern nur einen Zentralbegriff hat, nämlich den der Freiheit oder der Erlösung, und daß alle anderen Begriffe lediglich von jenem einheitlichen Grundbegriff aus ihre Bestimmung empfangen, also abgeleitete Begriffe sind. Der Begriff des Reiches Gottes ist dem der Erlösung nicht koordiniert, sondern subordiniert, und das Christentum ist in erster Linie nicht Reichgottesreligion, sondern Erlösungsreligion. Nach den später vorgenommenen Veränderungen in seinen Hauptschriften scheint Ritschl auch sehr deutlich gefühlt zu haben, daß es durchaus unzulänglich ist, das Wesen des Christentums von dem prinzipiell ethischen Begriff des Reiches Gottes aus zu bestimmen. Er suchte infolgedessen in stärkerem Maße und in genauerer Unterscheidung nach einer religiösen Begründung. Lag darin an und für sich ein anerkennenswerter Fortschritt, so wurde dieser doch wieder dadurch beeinträchtigt, daß alle diese religiösen Bestimmungen von vornherein lediglich in Hinsicht der Abzweckung auf den Begriff des Reiches Gottes und nicht aus dem schöpferischen Grundgedanken der Religion selbst entwickelt wurden. Wollte er ein wirklich religiöses System begründen, so hätte er den Begriff des Reiches Gottes als Zentralbegriff ganz preisgeben müssen. Damit würde aber der mit so stolzem Siegesbewußtsein aufgeführte Bau in sich selber zusammengestürzt sein. Um zu retten, was noch zu retten war, mußte Ritschl daher notgedrungen, nachdem er den religiösen Mangel seines ursprünglichen Entwurfs erkannt hatte, das Begriffssystem der christlichen Religion der ursprünglichen Anlage seiner Reichgottesidee anzupassen suchen. Was aber muß aus einer Religionslehre werden, die sich nicht aus dem Wesen der Religion selbst zu bestimmen vermag, sondern sich nach einer bereits fertigen moralistischen Weltanschauung gestalten muß? Sie wird ihre willkürlichen Deutungen, die sie durch religiöses Denken nicht zu begründen vermag, als offenbarte Wahrheiten auszugeben suchen und so an die Stelle der geistigen Erkenntnis einen historischen Agnostizismus setzen. Offenbarungen aber, die sich nicht geistig erkennbar machen lassen, sind keine wahren Offenbarungen. Denn jede wahre Offenbarung ist ein Werk des göttlichen Geistes, und was der Geist hervorbringt, das macht er auch seiner eigenen denkenden Tätigkeit zugänglich.

Damit, daß Ritschl auf den Weg dieses agnostischen Offenbarungspositivismus geriet, muß sich sein Unternehmen von selbst zersetzen. Wird die Richtung dieses Weges aber dauernd festgehalten, so muß sie den Zusammenbruch der ganzen systematischen Theologie zur Folge haben. Dem entgegenzuwirken wird die nächste und dringendste Aufgabe dieser Wissenschaft sein. Sie wird, befruchtet durch die tiefere geschichtliche Erkenntnis des Christentums, zunächst das religiöse Denken wieder von der empirisch-psychologischen Gebundenheit zu reinigen haben, und wird die Fortsetzung derjenigen Arbeit

wieder aufnehmen müssen, der es zur Aufgabe gesetzt ist, die Religion des Geistes geistig erkennbar machen. Sie wird die falsche Verkopplung der Begriffe „Reich Gottes“ und „Erlösung“ wieder zu lösen und die zutreffende Verbindung zwischen ihnen herzustellen haben, damit jeder von ihnen in seiner Sphäre zu seinem Rechte komme. Und sie wird endlich an ihrem Teile dafür zu sorgen haben, daß in Erfüllung gehe, was einer der größten Denker unseres Volkes als das Wesen der deutschen Wissenschaft bezeichnet hat, indem er erklärte: „Die deutsche Nation strebt mit ihrem ganzen Wesen nach Religion, aber ihrer Eigentümlichkeit gemäß nach Religion, die mit Erkenntnis verbunden und auf Wissenschaft gegründet ist. Wiedergeburt der Religion durch die höchste Wissenschaft, dieses eigentlich ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen.“

Wenn also Fabricius von der Ritschlschen Theologie sagt: „ihre ursprüngliche Gestalt war die vollkommenste“, so bestreite ich das an und für sich nicht. Aber das Unzureichende der späteren Fassung liegt nicht darin, daß überhaupt eine tiefere religiöse Begründung versucht wurde — denn das war notwendig —, sondern darin, daß die ursprüngliche Anlage dieses Systems eine solche religiöse Vertiefung gar nicht verträgt, dadurch ihre eigene Schwäche an den Tag bringt und andererseits auch die Erkenntnis des wahren Wesens der Religion hindert. Das vorliegende Buch schien mir wert, diese Angelegenheit prinzipiell zu erörtern.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Hans Meinhold, Sabbat und Sonntag, Nr. 45 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“. Leipzig 1909. Verlag: Quelle & Meyer. 120 S.

Es ist hocherfreulich, daß es sich endlich in Deutschland auf dem Gebiet der Sonntagsfrage zu regen beginnt und daß nun auch aus dem liberalen Lager der Theologen ein so wertvoller Beitrag zur Geschichte des Sonntags kommt. Möge das gemeinverständlich geschriebene kleine Buch, das in der billigen von Herre herausgegebenen Sammlung erschienen ist, recht viele Leser finden und recht viele zu angelegentlicher Beschäftigung mit dem Sinn und Wert des Sonntags anregen! Die ersten Abschnitte des Buches, welche die Entstehung des jüdischen Sabbats betreffen, werden vorwiegend den Fachmann interessieren. Mit Recht wird der babylonische Ursprung des Sabbats bezweifelt, und es wird dann die von dem Verfasser schon in zwei früheren Arbeiten („Sabbat und Woche im A. T.“, 1905, und „Die Entstehung des Sabbats“ in der Zeitschrift für die a. t. Wissenschaft, 1909) entwickelte Ansicht vorgetragen, daß der Sabbat ursprünglich das Vollmondsfest der Juden gewesen ist, das mit dem Neumondstage zusammen das Mondjahr in 14tägige Perioden teilte und zu-

nächst in der Zeit des Pflügens und Erntens Arbeitsruhe mit sich brachte, während der Sabbat als wöchentlicher Ruhetag erst in der Zeit des babylonischen Exils zugleich mit der Uebernahme der babylonischen Woche geschaffen sei. Diese Vermutung stützt sich hauptsächlich auf die im Alten Testament mehrfach vorkommende Zusammenstellung von Sabbat und Neumond. Aber dies Nebeneinander nimmt doch nur den wunder, der außer acht läßt, daß für den Neumondstag, der noch in paulinischer Zeit bei den Judenchristen eine Rolle spielte (Col. 2 V. 16) von alters her, so aber auch in nachexilischer Zeit, ebenso wie für den Sabbat besondere Opfer vorgeschrieben waren. Es lag also, auch wenn der Sabbat mit dem Monde nichts zu tun hatte, nahe, Neumond und Sabbat zusammenzustellen als diejenigen durch Opfer vornehmlich ausgezeichneten Tage, welche innerhalb des Jahres periodisch wiederkehren. Daher wird es wohl trotz Meinholds scharfsinniger Hypothese dabei bleiben müssen, daß der Ursprung des wöchentlichen Sabbats der Juden im Dunkeln liegt, daß aber, wie auch Meinhold hervorhebt, aus der Zeit des Esra, als der sogenannte Priesterkodex entstand, die strengen Vorschriften für die Feier des Sabbats als eines die Juden von allen andern Völkern unterscheidenden Merkmals stammen.

Das Hauptinteresse aber wird für jedermann an der im zweiten Teile der Schrift gebotenen Geschichte des christlichen Sonntags hängen. Wie Jesus sich grundsätzlich zum Sabbat gestellt und wie, darauf fußend, Paulus den Sabbat für abgetan erklärt hat; wie die alte Kirche den Sonntag als ihren Tag des Gottesdienstes von dem jüdischen Sabbat scharf unterschieden hat; wie, nachdem zuerst Konstantin der Große für den Sonntag eine beschränkte Arbeitsruhe angeordnet hatte, im dunklen Mittelalter, insbesondere zur Zeit Karls des Großen, wieder alttestamentliche Begründung und alttestamentliche Strenge in die christliche Sonntagsfeier eindrang, für die dann aber Luther und die andern Reformatoren, dem Beispiele des Paulus und der alten Kirche folgend, wieder volle Freiheit in Anspruch genommen hat: das alles wird von Meinhold kurz, klar und treffend dargelegt.

Wenn ich mir aber am Schluß doch noch eine ausführlicher begründete Bemerkung erlauben darf, so ist es die, daß nach meiner Meinung, in unserer Zeit alle Erörterungen über den Sonntag anders zugespitzt sein sollten. Auch Meinhold richtet, wie es in der protestantischen Theologie zumeist geschieht, unter Berufung auf die freie Stellung eines Paulus und eines Luthers zum Sabbatgebot, die Spitze seiner Darlegungen gegen Sabbatisten und Sabbatarier. Die ersteren bilden eine so kleine, unschädliche Sekte, und ihre Forderung, zur Feier des Sonnabends anstatt des Sonntags zurückzukehren hat so geringe Aussicht durchzudringen, daß sich ihre Bekämpfung kaum lohnt. Die Sabbatarier aber, wenn ich unter dieser von ihnen selbst gewiß zurückgewiesenen Bezeichnung alle diejenigen zusammenfassen darf, welche sich für die Sonntagsfeier irgendwie auf das alttestamentliche Gebot, das dritte in der Zählung des lutherischen Katechis-

mus, berufen, sind mit wenigen Ausnahmen so maßvoll und treffen in ihren Forderungen so sehr mit dem wirklich Erstrebenswerten zusammen, daß man sie lieber als Bundesgenossen willkommen heißen, als angreifen sollte. Die Frontstellung sollte vielmehr gegen Entkirchlichung des Sonntags und Mißbrauch seiner Freiheit gewählt werden. Luther, bei dem die Furcht vor einem Rückfall zu katholischer Unfreiheit und Werkgerechtigkeit überwog, hat die Bedeutung des Sonntags als eines Ruhetages allzusehr in den Hintergrund treten lassen. In seinem kleinen Katechismus gedenkt die Erklärung des dritten Gebotes dieser Seite des Sonntags mit keinem Worte; anderwärts rät er allerdings, dem „gemeinen Haufen", den Knechten und Mägden, einen Tag der Ruhe und der Erquickung zu gönnen, aber er tut es, sich auf eine Notwendigkeit der Natur beziehend, ohne den Nachdruck einer ethischen Forderung und ohne die Anerkennung, daß der Ruhetag ebensowohl für die Herrschaft wie für die Dienstboten, für die Kopfarbeiter wie für die Handarbeiter da ist. Erst nach Luthers Zeit, und zwar besonders seit dem Aufkommen der Großindustrie mit all ihrer Unrast, ist das Verständnis dafür gewachsen, daß alle Stände der Sonntagsruhe bedürfen, um gegen die von der Arbeitshast der Woche drohende frühzeitige Aufreibung, gegen die Entfremdung der vom Erwerbsbetriebe auseinandergerissenen Familienglieder, gegen die geistige Verkümmerung in einseitiger Facharbeit ein heilsames Gegengewicht zu haben, mit andern Worten um Volksgesundheit, Familienleben und Pflege höherer Interessen zu fördern. Diese soziale Bedeutung des Sonntags zu würdigen und, um ihr gerecht zu werden, eine erweiterte Sonntagsruhe anzubahnen, sollte die evangelische Kirche aber nicht allzu ausschließlich Arbeitergenossenschaften und Handlungsgehilfenvereinen überlassen, sondern alle kirchlichen Parteien sollten, dem Worte Marc. 2 V. 27 folgend, daß der Sabbat um des Menschen willen gemacht ist, dem Menschen also nach allen Seiten seiner materiellen und geistigen Natur zugute kommen soll, in der Mitarbeit an der Hebung des Sonntags eine ihnen von Jesus selbst gewiesene Aufgabe sehen. Dann würde auch am ehesten dem vorgebeugt werden, daß unter den höheren Zwecken, denen der Sonntag dienen soll, auch die höchsten, die religiösen, nicht zu kurz kommen. Es wäre wahrlich zu beklagen und würde der Entkirchlichung des Sonntags Vorschub leisten, wenn das deutsche Volk die seit einigen Jahren geplante Erweiterung der Sonntagsruhe ohne Mitwirkung der Kirche als Geschenk aus der Hand des Staates oder irgendwelcher bürgerlichen Organisationen erhalten sollte. Man sage nicht, daß das Zentrum schon dafür sorgen werde, daß für die kirchlichen Zwecke des Sonntags Raum bleibt. Sich darauf verlassen, würde doch keine der evangelischen Kirche würdige Taktik sein.

Diese Ausführungen könnten so klingen, als ob ich Meinhold Gleichgültigkeit gegen den Wert der Sonntagsruhe zur Last legen wollte. Deswegen möge nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß er im Schlußwort und auch auf S. 94 ff. seiner Schrift sehr beherzigenswerte Worte

über den engen Zusammenhang gesagt hat, der zwischen dem Sonntag einerseits und andererseits der allgemeinen Wohlfahrt und der christlichen Nächstenliebe besteht. Was ich meine, ist nur dies: Unangefochten soll man die lassen, welche an einer religiösen Begründung der Sonntagsfeier festhalten, und mit allen sich vereinigen, die in ihrer Beobachtung und Durchführung eine hochernste soziale Pflicht erkennen.

Auf der Spur des Lebens. Tagebuch eines jungen Theologen. Herausgegeben und mit Nachwort versehen von Aug. Pauli. München, 1909. Verlag: C. H. Beck. 168 S.

Dies Buch ist, besonders in Theologenkreisen, viel besprochen worden. Es besteht aus einem in Tagebuchform gehaltenen erzählenden Teil und einem Nachwort, das die im Tagebuch begonnenen Reflexionen fortsetzt und zum Ausbau einer Weltanschauung benutzen will.

Der ungenannte Tagebuchschreiber ist ein junger Geistlicher, der anfangs im Sinne der hergebrachten Frömmigkeit seines Amtes mit Ernst waltet. Durch den diskreten Brief ihres Bruders, eines Buchhalters, erfährt er, daß ein einfaches junges Mädchen seiner Gemeinde ihn innig liebt. In dieser ihm ohne sein Zutun gewordenen Mitteilung meint er einen göttlichen Wink zu erkennen, nach welchem dies Mädchen ihm bestimmt sei, und antwortet dem Buchhalter zwar hinzögernd, aber nicht entschieden ablehnend. Trotzdem, daß er sich bald darüber klar wird, dies Mädchen nicht lieben zu könuen, daß er sich durch ihren Mangel an peinlichem Ordnungssinn und ihre Verstöße gegen Regeln der deutschen Sprache etwas abgestoßen fühlt, daß die Neigung zu einem andern Mädchen in ihm aufkeimt, läßt er sich lange darin nicht beirren, die Ueberwinduug dieses Widerstrebens als ein Opfer anzusehen, das sein Gott von ihm verlange. Erst durch einen kurzen Besuch im Elternhause, in welchem feiner Geschmack und der anf gegenseitiger Liebe der Eltern beruhende Grundton ihn aufs neue anheimelt, wird ihm klar, daß dies sittliche Werte sind, auf die er für ein eigenes Heim nicht verzichten dürfe. Er findet nunmehr den Mut, dem Buchhalter für seine Schwester, die sich etwas überraschend schnell darein findet, alle Hoffnung abzuschneiden, und führt das Mädchen seiner Neigung heim.

Aus diesem Erlebnis wird zunächst der Schluß gezogen, daß das Handeln, klarem Wirklichkeitssinn folgend, sich lediglich durch die in den Dingen, d. h. in den Erlebnissen und den eigenen Gemütszuständen „verborgene Tendenz“ bestimmen lassen dürfe. Vielleicht ist dieser Ausdruck nicht glücklich. Der nur mit Wirklichkeitssinn ausgerüstete Mann hätte in dem Briefe des Buchhalters auch die verborgene Tendenz finden können, den in die Schwärmerei des jungen Mädchens gewonnenen Einblick zu vorübergehendem Sinnenrausch zu mißbrauchen. Damit soll nur gesagt sein, daß in den Dingen überhaupt keine Tendenz steckt, sondern daß der Mensch es ist, der den Maßstab an die Dinge heranträgt und danach die Ent-

scheidung für sein Handeln trifft. Das ist es aber auch wohl, was der Verfasser eigentlich sagen will, daß man in den Geschehnissen keinerlei göttliche Winke oder Zeichen suchen soll, die unser Handeln in eine bestimmte Bahn zu drängen bezwecken, sondern daß Gott uns nur auf Vernunft und Gewissen angewiesen hat, um uns in jeder an sich vieldeutbaren Lage zurechtzufinden und zum richtigen Handeln zu gelangen.

Soweit lassen wir uns das Buch gern gefallen. Es mag nicht mehr viele junge Theologen geben von der Art des jungen Pfarrers in seinem ersten Entwicklungsstadium; aber in pietistisch gerichteten Kreisen sind die Laien noch immer nicht ausgestorben, die etwa in der ihnen zufällig zugesandten Reklame für ein neues Heilmittel einen „Wink" erkennen wollen und darüber zu ernster Gefährdung ihrer Gesundheit die Befolgung vernünftiger ärztlicher Ratschläge verabsäumen. Nun aber werden an das Erlebnis des Pfarrers und seine innere Verarbeitung, m. E. n. nur lose, Betrachtungen angeknüpft, welche zu einer Weltanschauung führen sollen, die, um allem Weltlichen und rein Menschlichem gegenüber die rechte Stellung zu gewinnen, die Immanenz Gottes in der Welt so stark betont und Gott nur als „den Wesensgrund der Welt, als den Sinn des Lebens" gelten läßt, daß dem Pantheismus auszuweichen dem Verfasser kaum gelingt (S. 158). Auf das Wort kommt es ja nicht allzusehr an. Aber zwei Einwendungen liegen doch nahe. Wenn (S. 152 und 155) gegen diejenige religiöse Weltbetrachtung polemisiert wird, welche „Gott in die Vorkommnisse des täglichen Lebens hineinzieht" und alle natürlich bedingten Erscheinungen „zugleich als Offenbarung einer göttlichen Vaterliebe schauen" will, so ist zu befürchten, daß damit der christlichen Frömmigkeit die Wurzel abgegraben wird, für welche jede Freude einen Dank, jede Sorge eine Bitte, jeder unabwendbarere Schlag ein Gethsemaneringen auslöst. Ferner wird die Tragweite einer richtigen Welterkenntnis arg überschätzt, wenn in ihrer Aneignung das grundlegenden Erlebnis gesehen wird (S. 98 und 99), welches dem paulinischen Glauben entspricht, und von dem Wirklichkeitssinn, der „Fühlung mit dem wahren Wesen der Dinge", die Quelle sittlicher Kraft erwartet wird. Vielmehr beginnt mit der Gewinnung des rechten Maßstabes zur Beurteilung der Dinge erst das eigentliche religiöse Problem, nämlich die Frage nach der Kraft, welche unser Handeln mit dem als richtig erkannten Wollen in dauernden Einklang bringt.

Diese Bedenken konnten nicht unterdrückt werden, sollen aber von angelegentlicher Beschäftigung mit der anregenden Schrift nicht abhalten.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Philosophie.

M. Kronenberg, Geschichte des deutschen Idealismus. 1. Bd. Die idealistische Ideen-Entwicklung von ihren Anfängen bis auf Kant. München. Beck. 1909.

Es ist immer eine besondere Freude, wenn Bücher zur rechten Zeit

kommen. Das trifft auf Kronenbergs Geschichte des deutschen Idealismus in vollstem Maße zu.

Wir haben heut wohl alle das Bewußtsein, daß kaum je in einer Zeit so viel geschehen ist als in der unsrigen, oder vielmehr, daß früher niemals auch dem Einzelnen soviel von dem Geschehenden zur Kenntnis gebracht worden ist als heute. Wir haben aber auch, als eine notwendige Folge der während des ganzen 19. Jahrhunderts besonders stark betriebenen historischen Forschung, und zwar auf allen Gebieten, das Bewußtsein, daß noch nie so viel Tatsachen festgestellt worden sind auf dem Felde des Geschehens im Menschenleben wie in der Natur. Die Ueberfülle solchen Tatsachenstoffes zu beherrschen wird daher immer schwieriger und treibt immer zwingender dazu, ihn nach einem Goetheschen Wort nicht als solchen überhaupt gelten zu lassen, sondern nur „sofern er etwas bedeutet“, mit andern Worten, zu untersuchen, ob und welche Ideen ihm zugrunde liegen. Die verschiedenen Phasen verfolgen, welche diejenige Art des Eindringens des menschlichen Geistes (des Subjekts) in die Welt der Erscheinungen (des Objekts) angenommen hat, bei der er sich selber in ihr wiedererkennt, heißt die Geschichte des Idealismus schreiben. Der Verfasser vorliegenden Buches, der sich vor allem durch sein Kantbuch, das jetzt in 5. Auflage vorliegt, einen guten Namen in der Philosophie gemacht hat, hat jenen Nachweis für das deutsche Geistesleben geführt und damit einem stets fühlbarer gewordenen Mangel abgeholfen. Ein Vergleich mit dem großangelegten Werk von O. Willmann über den Idealismus kann gar nicht in Frage kommen, schon deshalb, weil dieses von profundem Wissen zeugende Buch für die Neuzeit, wo der deutsche Idealismus erst seine ganze Eigentümlichkeit entfaltet, infolge seiner scholastischen Tendenz völlig versagt.

Kronenberg hat seinen Stoff außerordentlich klar gesichtet und scharf disponiert. Der Aufbau der drei Teile dieses ersten Bandes, der die Exposition zu der den Höhepunkt bildenden Epoche von Kant bis Hegel bedeutet, ist von geradezu dramatischer Wirkung. Die geschichtlichen Vorstufen bilden der griechische Idealismus, der christliche Idealismus und die Natuphilosophie der Neuzeit. Der erste ist gekennzeichnet durch das statische Gleichgewicht zwischen Subjekt und Objekt; der zweite sieht in der Idealität der Christusgestalt die sublimierte reine Geistigkeit personifiziert, konnte aber seiner tragischen Erstarrung im Rationalismus der Scholastik, der im Grunde schon mit der Dogmenbildung begann, nicht entgehen; die Naturphilosophie endlich seit der Renaissance rettet das mystische Element hinüber in die Wiederbelebung der demokritischen und pythagoreischen Lehre, in die mechanische Weltauffassung. Den zweiten Teil bildet der Uebergang von der Naturphilosophie zum deutschen Idealismus. Descartes bedeutet die Neuentdeckung des idealistischen Prinzips; er, eine Gestalt von wahrhaft Faustischem Erkenntnisdrange, erfährt eine besonders starke Betonung. woran aber auch er scheitern mußte, wird klar: an der Unvereinbarkeit der

zwei Substanzen des Denkens und der Ausdehnung, zu der im Grunde noch Gott als eine dritte hinzukam. Die zweite Uebergangsrichtung ist der durch Spinoza repräsentierte naturphilosophische Monismus. Die in der Intuition der einen Substanz gipfelnde Vergeistigung des Naturdenkens ist im Grunde eine, freilich höchst geniale, Inkonsequenz jenes einzigartigen Denkers, in dessen außerordentlich hoher Bewertung Kronenberg mit Schleiermacher zusammentrifft. Die unausbleibliche Reaktion trat in Leibnizens Monadenlehre ein, sie bedeutet die eigentliche Begründung des deutschen Idealismus: der Geist, das Ich wird der Bestimmungsgrund alles Wirklichen, das ist Monismus der reinen Subjektivität. Das Empfindungsleben wird als die Grundlage des menschlichen Lebens überhaupt erkannt, als die „eigentliche Pointe in der Individualität", aber diese Erkenntnis wird für das ganze System eben noch nicht verwertet, vielmehr müßte, strenge durchgeführt, die Monadologie in Verstandesphilosophie ausgelaufen sein. Die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Verstandesaufklärung wurde immer dringender. Diese, im engern Sinne sogenannte, an den Namen Wolffs geknüpfte Richtung des deutschen Geisteslebens, die herrschen konnte, ohne den echten Leibniz zu kennen, findet bei Kronenberg eine alle Gebiete des Geisteslebens umfassende charakteristische Darstellung. Wenn dabei die den Fortschritt hemmenden Momente der Aufklärung besonders stark betont werden, so kommt dafür der Kontrast zu der bald eintretenden allgemeinen Geistesrevolution auch besonders gut heraus. Diese, eben die idealistische Gedankenrevolution, der letzte Schritt der ganzen Exposition, wird sehr geschickt durch einen kurz zusammenfassenden Ueberblick der deutschen Mystik in ihren Nachwirkungen eingeleitet. Denn sie ist eigentlich das Element, das in der Renaissance des christlichen Idealismus, der durch Hamann, den Magus des Nordens, und Jabobi, den Glaubensphilosophen, vertreten wird, ebenso zutage tritt wie in der Renaissance des griechischen Idealismus, den Winckelmann und Lessing repräsentieren. Die Würdigung der, wie man jetzt sieht, ganz unentbehrlichen Wirksamkeit Hamanns und Jacobis, die beide so unendlich viel öfter genannt als gekannt werden, ist bisher kaum je so klar und treffend dargestellt worden als hier: Hamann, der Entdecker der „genialen" Auffassung der Dinge, stellt das Problem: wie ist die Stellung des Menschen zu der Welt der Erscheinungen zu beurteilen, wenn nicht im Endlichen und Begrenzten, sondern im Unendlichen und Unbegrenzten die Wahrheit zu suchen, das Wirkliche zu ergreifen ist? Jacobi formuliert die in Gestalt aphoristischer Orakelsprüche hinausgeschleuderte Erkenntnis Hamanns als den vom Geist der Mystik beherrschten Idealismus und trennt diesen Typus der Welt- und Lebensanschauung begrifflich genau von dem andern, dem der Naturphilosophie, deren Geist die Verstandsaufklärung beherrscht. Bei Lessing wird zwar der Zusammenhang mit der Mystik, durch den Pietismus, auch von Kronenberg betont, aber man erhält den Beweis dafür noch nicht auch auf dem Gebiet von Lessings letzten Einsichten über Religion und den in der Hamburgischen Dramaturgie deutlich vorhandenen

philosophischen Elementen. Im zweiten Bande wird aber ohne Zweifel da, wo der Idealismus der Humanitätsepoche, wie ihn vor allem Goethe und Schiller vertreten, zur Sprache kommen muß, auch Lessing noch einmal beleuchtet werden. Die Auflösung der Naturphilosophie, die sich durch Kants vorkritische Philosophie vollzieht, eine schlagend genaue Parallelerscheinung zu der durch die Sophistik und Sokrates herbeigeführten Auflösung der jonischen Naturphilosophie, ist eine ebenso notwendige Vorstufe wie der idealistische Universalismus des Kantschülers Herder. In dem Kant der vor-kritischen Epoche erleben wir gerade in seiner individuellen Entwicklung „den ganzen welthistorischen Prozeß abgekürzt noch einmal, den Platon als die wahre Gigantomachie, den Kampf zwischen Subjekt und Objekt, bezeichnet hat". Und Herder wird sehr gut in seiner philosophischen Hauptbedeutung dadurch charakterisiert, daß er gefordert hat, „den engsten Kontakt zwischen den beiden Polen des geistigen Lebens, Gefühl und Vernunft, wieder herzustellen, so daß die letztere uns analytisch auseinanderlegt und (logisch) ordnet und gliedert, was das erstere in unmittelbarer Einheit hervortreten läßt". Herder selbst wird dann der Vater des „Sturmes und Dranges", in dem die idealistische Gärung der reinen Subjektivität im vollen Gange ist. Dies letzte Kapitel gehört mit zu dem glänzendsten in dem Buch und spannt die Teilnahme an der Fortführung dieser pragmatischen Ideengeschichte aufs höchste. Ist es doch der Vorzug schon des ganzen ersten Teiles, daß wir nicht eine trockene Philosophiegeschichte oder biographische Philosophengeschichte erhalten, sondern eine durch die kulturgeschichtlichen Ausprägungen der jeweiligen Ideenerscheinungen farbig belebte Darstellung.

Sind wir wieder, woran kaum gezweifelt werden kann, auf dem Wege zu einer ideenmäßigen Erfassung der realen Verhältnisse — die gesamte philosophische Wirksamkeit eines Eucken z. B. geht dahin — dann wird die Darstellung des bisherigen Verlaufs des deutschen Idealismus, in ihrer bewußten und gewollten Anknüpfung an die Grundrichtung Hegels, gerade in der allgemeinverständlichen Form, in der Kronenberg die schwierigen Gedankengänge vor uns entfaltet, ganz vortreffliche Dienste tun. Seinem Buch ist daher recht weite Verbreitung unter allen denen zu wünschen, die die Entwicklung unseres deutschen Geisteslebens mit Aufmerksamkeit verfolgen und den fruchtbarsten Keimen desselben, die eine besonders wertvolle Entfaltung versprechen, zu energischem Wachstum verhelfen wollen. Denn das gehört ja zum bedeutendsten Gewinn des so kraftvoll entfalteten Entwicklungsgedankens, der nach und nach alle Gebiete ergriffen hat, daß wir eingesehen haben, eine Bewegung könne nur dann mit Aussicht auf Erfolg gefördert werden, wenn wir einen Einblick in die Art ihrer Entstehung und die Bedingungen bezw. Hemmungen ihres bisherigen Verlaufs gewonnen haben. Paul Lorentz-Friedeberg (Neumark).

Frauenliteratur.

Käthe Sturmfels, Krank am Weibe. Mit einem Geleitwort von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor. Dresden, 1909. Verlag: Max Seyfert. Preis: 1.50 Mk.

Den Lesern dieser Zeitschrift muß zuvörderst der Rat gegeben werden, sich durch den Titel des Buches, den die den Geschmack urteilsfähiger Männer doch wohl zu niedrig einschätzende Verfasserin, wie sie mit erquickender Offenheit gesteht, gewählt hat, „damit viele Menschen es kaufen sollen", nicht abschrecken zu lassen. Es verdient wirklich „gekauft", sogar gelesen und ernstlich beachtet zu werden; sonst würde es auch wohl der greise Amyntor nicht eines Geleitwortes gewürdigt haben. Unter der vom Weibe drohenden Krankheit, von welcher sie den Niedergang der ganzen vom Manne geschaffenen Kultur befürchtet, versteht die Verfasserin einen Feminismus, der bedingt ist durch die Nachgiebigkeit der Männerwelt gegenüber dem Anspruch der heutigen Frau, sich dem Manne als gleichwertig zur Seite zu stellen oder gar ein Uebergewicht über ihn zu erringen: Weil sie diesen Anspruch überall durchblicken sieht, verurteilt sie ausnahmslos alle Frauenbewegungen und -bestrebungen unserer Zeit. Bei aller Maßlosigkeit, die die Verfasserin zuweilen — man verzeihe das Wort — im Lichte einer Misogynin erscheinen läßt, enthält das Buch doch Urteile, welche die Männer, denen es gewidmet ist, stutzig machen können, oder die sie nur als höfliche (Käthe Sturmfels würde sagen: vom Weibe beherrschte) Männer nicht so unverhüllt ausgesprochen haben.

Um aber ernst zu werden, so scheinen mir folgende von der Verfasserin dem Einflusse der Frau zugeschriebenen Gefahren am schwersten zu wiegen:

1. Wenn die Frauenbewegung unter Berufung auf die wirtschaftlich gedrückte Lage der Väter und die geringen Heiratsaussichten der Töchter diesen für das Erwerbsleben neue Bahnen eröffnen will, so wird dadurch zwar einzelnen geholfen, aber die gesamte Lage nur verschlimmert: Der weiblichen Konkurrenz, die ihn notwendig unterbietet, unterliegt der Mann auf fast allen Gebieten, in welche die Frau eindringt; dadurch verschlechtern sich weiter für die Männerwelt die Erwerbsaussichten; für die jungen Leute vermindert sich die Heiratsmöglichkeit, die Verheirateten sind weniger als vorher imstande, ihre Töchter ausreichend zu versorgen und auszustatten.

2. Der neue, den Forderungen der Frauenbewegung weit entgegenkommende Lehrplan der Töchterschulen und Studienanstalten, welche den jungen Mädchen ähnliche Berechtigungen gewähren sollen, wie den Jünglingen die Realschulen und Vollanstalten, muß zur Erreichung dieses Zieles „mehr auf die Verstandesbildung und Erziehung zu selbständiger Denkweise und Beurteilung gerichtet" sein als auf Pflege des Gemüts und der Phantasie; er setzt also trotzdem er erklärt, die weibliche Eigenart in keiner Weise benachteiligen zu wollen, bei den Mädchen eine den Knaben gleichartige geistige Anlage voraus und ist in Gefahr, jenen eine Bildung aufzupfropfen, welche ihrer Natur nicht entspricht.

3. Die von Käthe Sturmfels sehr grell, aber doch kaum übertrieben geschilderten Ansprüche, welche die moderne Frau der höheren Stände, aber von da weitergreifend auch die der mittleren Stände an das Leben, d. h. an den Luxus der häuslichen Einrichtung, an Eleganz der Kleidung, an kostspielige Vergnügungen und Reisen, stellt, führen bei allzu großer Nachgiebigkeit der Männer zu dem „Amerikanismus“ gleichenden Zuständen; sie bedrohen die Gesundheit des wirtschaftlichen Lebens und verstärken in unheilvollem Maße die Ehescheu der jungen Männer.

Diesen und ähnlichen Bedenken werden sich besonnen denkende Frauen nicht ganz verschließen; dagegen sind andere Stellen des Buches so geartet, daß sie bei der ganzen Frauenwelt und bei der gesamten Anhängerschaft der Frauenbewegung einen Sturm der Entrüstung hervorrufen können, dem wie ein Fels zu trotzen der Verfasserin nicht ganz leicht werden wird! Gegen die Parallele zwischen jüdischen und weiblichen Wesen, gegen den Vorwurf einer mangelhaften Entwicklung des Gewissens, welche sich „bei fast allen arbeitenden und rechtenden Frauen“ beobachten lassen soll, gegen die der Evageschichte entlehnte Anklage, daß „die Frau hauptsächlich an aller Unsittlichkeit in der Welt schuld ist“, u. a. m., werden die Frauen, von deren Zungengewandtheit die Verfasserin selbst wissen wird, daß sie sich in unserer Zeit zu erheblicher Federgewandtheit fortentwickelt hat, sich schon zu verteidigen wissen; sie gebrauchen dabei ebensowenig einen Vormund wie einen Vorarbeiter beim Zerpflücken der leicht zerpflückbaren, aber auch mit Bescheidenheit vorgebrachten Vorschläge, die in dem Buch für Mädchenerziehung und Frauenberufe gemacht werden. Nur auf wenige Punkte möchte ich selbst noch eingehen.

Doktrinär ist die an die Spitze gestellte und — man muß sagen — mit großer Schärfe bis in alle Konsequenzen verfolgte Behauptung, daß im Gegensatz zum Manne die Frau ein reines Geschlechtswesen ist, d. h. daß alle ihre Eigenschaften auf ihre Bestimmung zur Gattin und zur Mutter zielen. Es kann doch der gegenwärtigen Frauenwelt nicht verdacht werden, wenn sie für das Gegenteil den Erfahrungsbeweis antreten will, nämlich daß wie dem Manne so auch der Frau darüber hinausgehende, auf ideale Ziele gerichtete Fähigkeiten innewohnen, die zur Betätigung außerhalb des engen Kreises der Häuslichkeit drängen.

Willkürlich ist es ferner, wenn aus der den Kindern gegenüber erwachsenden Aufgabe der Leitung die Neigung (um nicht den von der Verfasserin vorgezogenen unhöflichen Ausdruck „Herrschsucht“ zu wiederholen) zu einer sich auf alle Verhältnisse und alle Personen ausdehnenden Bemutterung abgeleitet wird, während die fürsorgende Mütterlichkeit sich im allgemeinen auf die eigenen Kinder beschränken, sie aber nicht zur Erziehung fremder Kinder geeignet machen soll.

Was soll man endlich dazu sagen, daß die erfreulichste Seite der jetzigen Frauenbewegung, die Entwicklung eines starken Gefühles der Verpflichtung zu sozialer Hilfsarbeit, auch nur unter dem Gesichtspunkt einer der Frau

angeborenen Herrschsucht betrachtet wird? Um sich eines Besseren zu belehren, erinnere man sich nur an die Tagung, welche die stattlichste Vertretung der deutschen Frauenbewegung, der „Verband Norddeutscher Frauenvereine", im letzten Herbst in Schwerin abgehalten hat. Daß dort die Begrüßungsrede der Schweriner Vorsitzenden in einer sechsmaligen Aufforderung zum „Helfen" gipfelte, wird vielleicht auf die mißtrauische Verfasserin geringen Eindruck machen. Aber wo hat es sich in den Beschlußfassungen des Verbandstages um die Erkämpfung von Rechten für die Frau gehandelt, abgesehen von dem Rechte, zu Jugendgerichtshöfen als Schöffe berufen werden zu können, ohne das allerdings Frauen jugendlichen weiblichen Angeklagten die nach ihrer Meinung geeignetste Hilfe nicht leisten können? Ganz vorwiegend bezogen sich jedenfalls alle Berichte, Beratungen und Anregungen auf die mühsame, aber doch nicht erfolglose Kleinarbeit, welche den Frauen auf den mannigfachsten Gebieten sozialer Tätigkeit obliegt.

Solchen gesunden Bestrebungen der deutschen Frauenbewegung kommt im letzten Grunde, ohne daß sie es will, Käthe Sturmfels zu Hilfe, wenn sie das Bild der Frauenrechtlerin, besonders des kämpfenden „Fräuleins", sehr ungeschminkt malt und mit leidenschaftlichem Nachdruck vor einem Feminismus warnt, den ein Obsiegen der extremen Frauenbewegung mit allen Folgen für Geisteskultur, Wirtschaftsleben und Familie nach sich ziehen würde. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Kunstgeschichte.

Im Herbste des Lebens, gesammelte Erinnerungsblätter von Hans Thoma, München 1909, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Thoma, des Meisters Gemälde in 874 Abbildungen, herausgegeben von Henry Thode, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig 1909 (Fünfzehnter Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben").

Hans Thoma, Landschaften, mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde, herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Mainz 1908, Verlag von Joseph Scholz.

Mit Hans Thomas eigenen Lebenserinnerungen und mit den von Thode gesammelten fast 900 Wiedergaben seiner Bilder liegen die beiden Werke vor, die in Zukunft die Quelle für jede eingehendere Beschäftigung mit der künstlerischen Leistung des Meisters bilden werden. Thode verzeichnet noch weitere 157 Bilder, von denen Reproduktionen aus einem oder anderem Grunde nicht zu beschaffen waren. Trotz deren Fehlen darf man wohl sagen, daß der Überblick über das Gesamtwerk lückenlos ist. Beim Durchblättern des Bandes muß der Reichtum und die Mannigfaltigkeit dieser Lebensleistung Bewunderung erregen. Nicht nur der Stoff der Darstellung wechselt und bewegt sich zwischen den Extremen schlichter Wirk-

lichkeit und traumartiger Erfindung, auch die Darstellungsweise ist in fortwährendem Fluß, bald vorwiegend zeichnerisch, klar, mit einer Neigung zur Trockenheit, bald weich und malerisch belebt. Zugleich aber erkennt man im Wechsel die stetige Beharrlichkeit, mit der alte Motive wieder aufgegriffen und einer neuen Lösung zugeführt, die künstlerischen Methoden allmählich verfeinert und geschmeidiger gemacht werden. Von dem koloristischen Reiz seiner Bilder geben die beigefügten Dreifarbendrucke allerdings nur einen schwachen Begriff. Aber die weitaus meisten bleiben bei der Übersetzung in den Schwarzdruck und das kleine Format vollkommen verständlich. Thodes Text beschränkt sich auf einen im wesentlichen auf Thomas Aufzeichnungen beruhenden Lebenslauf und eine kurze nach Stoffgebieten geordnete Charakterisierung seines Schaffens.

Die von der Lehrervereinigung herausgegebenen Thomalandschaften haben den Vorzug größeren Formats und kunstvolleren Druckes.

Die Erinnerungsblätter geben wertvollen Aufschluß über die Entwicklung des Künstlers von seinen ersten Anfängen her, über den Schulgang, über die freundschaftlichen und kollegialen Einflüsse, über Reiseeindrücke und über den jahrelangen Kampf mit Publikum und Presse; dazu treten Aufsätze über Kunst und Lebensfragen, Gedichte und Sprüche, aus denen sich ein klares Bild der geistigen Persönlichkeit aufbaut; es ist mit leichter Abwandung dieselbe, die wir aus dem Werk des Malers Thoma kennen: Liebenswürdigkeit, Klugheit und heitere Ruhe sind ihre Hauptzüge; die kühne, sehnsuchtsvolle Traumwelt scheint sich ihm nur erschlossen zu haben, wenn er den Pinsel führte; dafür tritt ein selbständiges, klares Denken und ein überlegener, leicht ironisch gefärbter Humor als neuer Zug hervor.

Vergleichende Gemäldestudien von Karl Voll, München und Leipzig bei Georg Müller.

Diese 22 kunstkritischen Abhandlungen, bei denen meistens Kopie dem Original, Nachahmung dem Vorbild gegenüber gesetzt und eins am andern geprüft wird, sind aus Seminarübungen hervorgegangen, die vom Verfasser an der Münchener Universität geleitet wurden. Sie sind bestimmt, als Beitrag zur Aufgabe der Kunsterziehung zu dienen und wenden sich deshalb naturgemäß an Leser, die außerhalb der Fachkreise stehen. Zwei Vorzüge haben kritische Untersuchungen dieser Art für den Laien, der Kunstverständnis zu erwerben sucht, unzweifelhaft: sie zwingen ihn erstens, ein Bild Teil um Teil mit Genauigkeit zu prüfen und aufzufassen (was bekanntlich das Erste und Schwerste ist) und erleichtern durch den Vergleich zweier nur leise distanzierten Varianten die Wertung der feineren Formsprache; sie geben zweitens einen deutlichen Begriff von den Methoden der historisch wissenschaftlichen Kritik, von ihrer Aufgabenstellung und von dem Wert ihrer Resultate. Wenn aber der Verfasser ausspricht, er glaube sich als Kunsterzieher „auf dem Boden des praktischen Lebens“, weil seine Seminar-

erfahrungen ihn beurteilen lassen, welche Fragen dieser Art am leichtesten mit Ungeübten diskutiert werden können, so ist es unmöglich ihm zuzustimmen. Wenn die Aufgabe praktischer, lebendiger Kunsterziehung darin bestünde, jungen Leuten, die Lust und Liebe zur Beschäftigung mit Gemälden und Malern mitbringen, das Urteil zu schärfen, dann wäre sie, weiß der Himmel, leicht. Daß es, dem die Galerien bevölkernden Publikum meist an jeder feineren Schulung zum Bildersehen mangelt, sei unbestritten. Und doch ist das ein kleines Übel. Die wirklichen Kunstfeinde in unserm lieben Deutschland heißen Gleichgültigkeit auf der einen, Bildungsheuchelei auf der andern Seite. Wer Scylla entfliehen will, den verschlingt die Charybdis. Auch Voll vermag dazwischen nicht zu steuern. Wem Kunstinteressen fremd sind, der wird sein Buch aufrichtig langweilig finden, und es ist weiter kein Schaden getan. Wirklich schlimm aber wäre es, wenn sich jemand zur Kunst erzogen glaubte, weil er die Echtheit der Darmstädter Holbein-Madonna gegenüber der Dresdner zu begründen weiß.

Leonardo da Vinci, Traktat von der Malerei, nach der Uebersetzung von Heinrich Ludwig neu herausgegeben und eingeleitet von Marie Herzfeld, verlegt bei Eugen Diedrichs, Jena 1909.

E. Solmi, Leonardo da Vinci, Uebersetzung aus dem Italienischen von Emmi Hirschberg, Verlag E. Hofmann u. Co., Berlin 1908.

Als Zeugnis eines reichen und edeln Geistes und als Denkmal einer unvergleichlichen Kunstepoche wird Leonardos Buch von der Malerei stets Bewunderung und Ehrfurcht fordern dürfen. Aber wenn uns dies Werk von einem Verlag neu dargeboten wird, dessen Absicht es ist, dem modernen geistigen Leben zu dienen, so sei es erlaubt, die geschichtliche Bedeutung dieses Mannes hier einmal ganz beiseite zu setzen und nur die Frage ins Auge zu fassen: was ist er uns heute? was hat er unserer Gegenwart zu sagen?

Leonardo ist kein Philosoph. Geistige Grundtatsachen ganz allgemeiner und darum unvergänglicher Art hat er nicht gesucht und nicht gefunden. Auch an die Tiefen menschlichen Gemütslebens rührt er nur selten und flüchtig. Seine ganze Geistestätigkeit ist auf den Satz gegründet, daß Kunst auf Wissen und Wissen auf Erfahrung beruhe. Vom Boden der praktischen Kunstbetätigung und der Erfahrungswissenschaft wird sie daher zu würdigen sein. Suchen wir aber hier nach unmittelbaren Spuren seines Wirkens auf die Gegenwart, so werden wir enttäuscht sein. Die Kunst unserer Zeit steht ihm fremd gegenüber. Unter der lebenden Generation von Malern ist sein theoretisches Werk fast unbekannt und mehr noch ungenutzt. In der modernen Wissenschaft scheinen sich zwar die Stimmen zu mehren, die in ihm einen Ahnherrn und weit versprengten Vorläufer anzuerkennen bereit sind. Doch muß man wohl zugestehen, daß er als Quelle neuer Einsicht in Forschung und Technik nicht mehr in Betracht kommt.

Trotzdem ergreift einen immer wieder von neuem der Zauber seiner Persönlichkeit, den seine Zeitgenossen so sehr rühmten, und wenn man sich in seine Schriften und Aussprüche vertieft, so glaubt man Dinge sich entschleiern zu sehen, die, wenn sie je gewußt wurden, wieder vergessen sind. Wirklich halte ich es für möglich, daß wir noch einmal bei ihm werden in die Schule gehen müssen. Aber wir werden von neuem Standpunkt aus begreifen müssen, was sein Werk uns wert ist.

Es ist nicht möglich, seine künstlerischen Lehren auf die gegenwärtige Methode künstlerischer Arbeit unmittelbar zu übertragen. Er sprach zu einem Geschlecht von Malern, das auf einem festen Boden handwerklicher Ueberlieferung stand, das eine überkommene Formgebung, Farbenanschauung und allgemeine Bildbehandlung beherrschte, sie aber nur mit großer Vorsicht und zum Teil mit Widerstreben aufgab. Sein Ziel war die Bereicherung, Belebung, Individualisierung eines sichern, aber nicht sehr beweglichen Kunstschemas durch systematische Naturbeobachtung, durch tiefere Einsicht in das Wesen der sichtbaren Erscheinungen. Aber immer hatte er dabei Schüler vor Augen, denen ein Schaffen nach gesetzmäßigen Normen selbstverständlich und leicht war. Mannigfaltiger und geistvoller sollten sie werden: aber vorhanden waren sie und bildeten Voraussetzung und Grundlage.

Heute dagegen ist die Basis, und zwar die einzige Basis der künstlerischen Ausbildung die Naturstudie, d. h. das Zeichnen und Malen direkt nach dem Naturvorbild. Dadurch ergibt sich gegenüber Leonardos Anweisungen eine völlig veränderte Stellung. Wer (ich wähle ein recht drastisches Beispiel) gewohnt ist, jede Nase nach der Natur zu zeichnen, braucht kein zwölfteiliges Schema, wie Leonardo es vorschlägt, um die Möglichkeiten aller Nasen, die ihm begegnen, seinem Gedächtnis einzuprägen; es muß ihm überflüssig, ja hinderlich erscheinen. Wer nicht in der Werkstatt gelehrt wurde, das Bild einer Schlacht aus bestimmten, allgemeingebräuchlichen typischen Zügen zusammenzusetzen, hat keine Verwendung für die im Trattato enthaltenen Beobachtungen zu diesem Thema. Mit sinngemäßer Abwandlung gilt dasselbe von der ganzen langen Reihe seiner künstlerischen Anweisungen.

Ist es uns aber versagt, sie in der von ihm selbst gedachten Weise auf unsere veränderten Methoden zu übertragen, so gewinnen sie dafür einen andern um so bedeutenderen Sinn. Wenn Leonardo der überlieferten unbestimmten Allgemeinbeleuchtung der Figuren im Bilde zahlreiche Beobachtungen über die Wirkung des Lichtes unter freiem Himmel oder in Räumen mit begrenzter Lichtquelle gegenübersetzte, so war das neu und revolutionär. Das ist es für uns nicht mehr. Die moderne Kunst hat gerade auf diesem Gebiet die Zahl der von ihm aufgeschlossenen Möglichkeiten weit überschritten und sich in eine unübersehbare Fülle von Abwandlungen der Beleuchtungsbedingungen gestürzt. Ueberraschend dagegen ist es, wenn wir sehen, daß er mit vollem Bewußtsein seine eigenen Ent=

deckungen begrenzt, daß er ausscheidet und verwirft, was ihm dem wahren Sinn der bildlichen Darstellung zuwider zu laufen scheint. Wir ahnen die Weisheit eines Meisters, der über der Naturbeobachtung steht — nicht über der Natur, das würde er selbst für Lästerung erklären, wohl aber über ihrem Einzelnen und Zufälligen. Es wurde schon gesagt, daß seine und seiner Zeit Schaffensart auf dem Einfachen, durch die Kunstregel Bedingten ruhte. Was ihn aber für uns bedeutungsvoll macht, ist, daß er die Werkstattregel auf die Erkenntnis natürlicher Gesetze gründet. Denn wenn von unserer Kunst ein Fortschritt erwartet werden darf, so ist es der von der Naturwiedergabe zur geistigen Beherrschung des Stoffes durch eine gesetzmäßig organisierte Kunst. Ein einfacher Wiederanschluß an die Ueberlieferung vergangener Kunstepochen, um in ihr das Gegengewicht gegen die Einseitigkeit unserer Methode zu gewinnen, ist eine Unmöglichkeit. Es ist ein sehr viel schwierigerer Weg, den wir zu gehen haben: wenn wir neue Kunstgesetze zu finden hoffen, so kann es nur dadurch geschehen, daß wir die Erscheinungen der Natur vollständig genug durchdringen, um im Mannigfaltigen das Gesetzmäßige, im Zufälligen das Notwendige zu entdecken. Leonardo aber wird uns auf diesem Wege begegnen, da er umgekehrt die Kunstregel durch die Freiheit des Wissens überwunden hatte.

Die geistige Macht, kraft deren Leonardo die Kunst seiner Zeit aus den Angeln zu heben versuchte, war die Naturwissenschaft — nicht in dem Sinne, wie das antike Griechentum ihn verstand und wie ihn die Renaissance aus Aristoteles herauslas, sondern Naturwissenschaft in dem reinsten Sinne, den wir dem Wort heute zu geben vermögen. Was ihn als Forscher unter seinen Zeitgenossen einzig und einsam dastehen läßt, waren nicht einzelne Blitze hellseherischen Erratens, sondern es war die Fülle und Genauigkeit sachlicher Beobachtung, die strenge Methodik in der Anordnung des planmäßigen Experiments und das sichere Urteil für die Tragweite, des aus den Tatsachen gezogenen Schlusses. Man wird ihm Unzulänglichkeiten seines Wissens nachweisen können; aber nirgends ist sein Blick durch Aberglauben oder durch Autoritätsglauben getrübt, nirgends ist eine Lücke der Erfahrung durch Spekulation gestopft. Was er gefunden hat, gehört heute, in Anatomie und Botanik, in Optik und Mechanik, zur allerersten Elementarlehre. Die Forschung ist über ihn weit hinausgegangen. Aber wenn sich nun heute die Kunst von neuem an sie wendete, um, wie einst Leonardo, in Geben und Empfangen neue Quellen der Kraft bei ihr zu finden, würden die Quellen fließen?

Die Frage hängt aufs innigste zusammen mit einer anderen, die für uns zu einer brennenden geworden ist: wie weit kann die moderne Naturwissenschaft Stoff allgemeiner geistiger Bildung werden? Daß sie nur ein Bestandteil neben andern sein kann, bedarf wohl keiner Erörterung. Aber wie weit ist sie dazu geeignet? Die Popularisierung der Naturwissenscha wird gefordert und wird bekämpft. Der Kernpunkt des Streites ist aber

[illegible] wie weit es möglich ist, die neusten Forschungsergebnisse in eine [illegible] zu bringen, die sie dem durchschnittlichen Schulwissen faßbar macht, [illegible] wie weit wirkliche Bildung dadurch erreicht wird. Es ist klar, [illegible] die Erfahrungswissenschaft diesem Ziel nur dann nahe kommt, wenn [illegible] lehrt, das Ergebnis einer Sinneswahrnehmung zum Inhalt zu= [illegible]ngenden Begreifens zu erheben. Nun hat aber die Natur= [illegible] die Grenzen der gemeinhin zugänglichen, sinnlichen Erfahrung [illegible] Richtungen weit überschritten und überschreitet sie täglich mehr. [illegible] mag wohl mal einen Blick in ein Riesenfernrohr oder in ein [illegible]skop werfen; das ändert nichts daran, daß er im wesentlichen [illegible] beschränkt ist, Mitteilungen und fertige Erklärungen einfach ent= [illegible]nehmen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß das für ihn totes [illegible] ist. Man muß sich von Zeit zu Zeit darauf besinnen, welche Un= [illegible] von wissenschaftlichen Worten und Begriffen in jedermanns [illegible] spuken, von den Bazillen angefangen bis zu den Marskanälen, denen [illegible] die Unterlage eigner Wahrnehmung mangelt und die deshalb die [illegible] zeigen, zum Aberglauben auszuarten.

[illegible]nimmt man mit solchen Ueberlegungen Leonardos Schriften in die [illegible] so trifft man auf ein vom Geiste strengster Wissenschaft getragenes [illegible], das doch zugleich vollkommen auf der elementaren menschlichen [illegible]erfahrung ruht, ja man nimmt mit Erstaunen wahr, daß bei allen [illegible] der Forschung über diese hinaus die geistige Durchdringung [illegible] einfachen Sinneswahrnehmung zugängigen Erfahrungsschatzes noch [illegible] vollendet ist. Leonardos Werk ist durchaus Fragment; aber es [illegible] Aufgaben an, die heute noch nicht erfüllt sind. Unsere Kenntnis [illegible] organischen Vorgängen im menschlichen Körper ist seit seiner Zeit [illegible] erweitert. Aber noch mangelt uns die von ihm geplante Dar= [illegible] der Statik und Mechanik seiner Bewegungen, eine Darstellung, die [illegible] höchst exakt und eindringend und doch rein auf Anschauung ge= [illegible] wäre. Ja, wer die für den Gebrauch der Künstler verfaßten [illegible]bücher kennt, weiß, daß noch nicht einmal die einfache Plastik und [illegible] des Menschenleibes ausreichend beschrieben ist. Seine Ent= [illegible] über die Gesetze des Pflanzenwuchses sind weit überholt. [illegible] wenig die Vervollkommnung der rein formalen Betrachtung des [illegible] auch nur noch als Aufgabe empfunden wird, geht allein [illegible] der Verknöcherung der botanischen Kunstsprache hervor. Die [illegible] eine gänzlich neue Basis gestellt; aber Leonardos Beobachtungen [illegible] und Schattenverhältnisse sind an Feinheit unübertroffen. Die [illegible] der Darstellung des Raumes auf der Fläche, Perspektive, ist [illegible] bequemsten Formeln gebracht; der von Leonardo erfundene [illegible] zum perspektivischen Zeichnen ist in vollendeter Gestalt, als photo= [illegible] Kamera, in jedermanns Hand. Aber wer sich einmal mit den [illegible] des perspektivischen Zeichnens befaßt hat, weiß, auf welch [illegible] Niveau sie stehen.

Die Mahnung, die hierin für die beständig zu neuen Gebieten fortschreitende Wissenschaft liegt, sich einmal wieder auf ihre Elemente zu besinnen, empfängt sie wohl immer, wenn sie im Buch der Geschichte rückwärts blättert. Aber nicht allzu häufig wird sie dabei auf einen Mann treffen, der die Anfänge seines Wissens in so fleckenloser Reinheit entwickelt hätte, daß sie heute noch fast unverändert einer Weiterarbeit zugrunde gelegt werden könnten. Es ist klar, daß eine Wiederaufnahme von Leonardos Werk zunächst die Künstler angehen würde. Aber ihre Bedeutung brauchte sich nicht auf den Werkstattgebrauch der Maler zu beschränken, sondern könnte sich auf das gesamte Gebiet der geistigen Bildung durch die Erfahrungswissenschaften erstrecken, wenn es nämlich gelänge, das Einfache, Sinnfällige, jedem Zugängliche unserer sichtbaren Welt so vollkommen geistig zu verarbeiten, daß es sich zur wahren Wissenschaft erhebt.

Wenn der Geschichtsforscher sich vor dem Schicksal Leonardos Rechenschaft zu geben sucht, wie es geschehen kann, daß eine so große geistige Kraft der erkennbaren Wirkung beraubt wird, weil seine Zeit und Umgebung nicht der Stoff war, der von ihr erregt werden konnte, so darf daneben die Frage gestellt werden, ob es möglich ist, daß sie nach Jahrhunderten wieder aufwacht und ins Leben tritt. —

Daß die Neuausgabe von Leonardos Werk auf die vorzügliche Uebersetzung von H. Ludwig zurückgreift, ist nur dankenswert. Eine gewisse Schwerfälligkeit mancher, z. B. mathematischer Auseinandersetzungen ist nicht dem Uebersetzer zur Last zu legen, sondern spiegelt das deutlich erkennbare Ringen des italienischen Originals mit noch schwerflüssigen Begriffen. Die Vorrede der Herausgeberin zeugt von eingehendster Sachkenntnis und geistiger Durchdringung des vielfach dunkeln Zusammenhangs. Es sei hier erwähnt, daß dieselbe Herausgeberin im Diederichsschen Verlag schon früher einen Band von Auszügen aus Leonardoschen Schriften erscheinen ließ.

Wenn der bekannte Roman von Mereschkowski „Leonardo da Vinci" vieles, was wir aus Berichten der Zeitgenossen und aus eignen Schriften Leonardos über das geistige Leben dieses geheimnisvollen Mannes wissen, zum Dienst einer interessanten, aber sehr subjektiv gefärbten Auffassung der Persönlichkeit und der ganzen Zeit zusammenstellt und ausdeutet, so fällt das neuerdings aus dem Italienischen übersetzte Werk von E. Solmi eher in den entgegengesetzten Fehler. Das geschichtliche Material ist sorgfältig und getreu zusammengetragen; insbesondere ist darauf gesehen, Leonardo selbst zu Worte kommen zu lassen, und dabei ergibt sich denn natürlich des Wertvollen und Neuen genug. Aber es ist kaum der Versuch gemacht, ein Gesamtbild seines Wesens aus den einzelnen Zügen aufzubauen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß es tatsächlich einmal unternommen worden ist, eine dem Geiste nach Leonardos Werk verwandte Grundlage der künstlerischen Ausbildung für unsere Gegenwart zu entwerfen, und zwar durch Lothar von Kunowski in den „Durch Kunst zum Leben" betitelten Bänden. Ludwig Bartning.

Dürer und die Reformation.

Ueber Dürers Stellung zur Bewegung Luthers war in den letzten Jahrzehnten auf protestantischer und katholischer Seite so oft und so leidenschaftlich debattiert worden, indem ein gewaltsames Aneignen auf der einen und brutales Leugnen auf der andern Seite versucht wurde, daß es klug schien, diese Fragen zunächst einmal unberührt zu lassen und sich vor allem dem künstlerischen Ringen des Nürnberger Meisters zuzuwenden, das ja im Grunde unabhängig von der seelischen Erregung religiöser Kämpfe war. Denn dies Ringen galt doch vor allem der reinen Form. H. Wölfflin hat uns die Tragödie enthüllt, die Dürer bestanden hat, der sein Lebenlang nach der reinen Form suchte, wie er sie bei den Venezianern als etwas Selbstverständliches und spielend Gebotenes fand, die er selbst aber trotz allen Reichtums der Seele, trotz aller Phantasiefülle nie erreichen sollte. Die Depression über diese Hilflosigkeit ist mitunter so stark, daß er stellenweise das Malen ganz lassen möchte; erst der Zuspruch der niederländischen Zunftgenossen, die Ehrungen, die man ihm in Antwerpen bereitet, geben ihm wieder Mut, und so schwingt er sich am Ende des Lebens noch einmal zu größeren Bildern auf. Zwar wird ein lange und sorgfältig vorbereitetes Marienbild nicht ausgeführt; aber wir haben die sogenannten vier Apostel in der Münchener Pinakothek, die den letzten feierlichen Stil und die höchste Leistung physiognomischer Ausdruckskraft vertreten.

Bekanntlich haben diese beiden Flügel, zu denen kein Mittelstück gehört hat, ausführliche Unterschriften getragen, die heute unter den Kopien im Germanischen Museum zugleich mit den alten Rahmen sich befinden. Sie enthalten Sprüche wider Irrlehren; und bisher wurden diese Sprüche stets als Anklagen gegen die katholische Kirche und das Papsttum gedeutet — es schien natürlich, daß der alternde Dürer seiner Bewunderung für Luther, die das Tagebuch der niederländischen Reise von 1520 und manche andere Aufzeichnung so unmißverständlich ausspricht, in Bild und Wort noch einmal monumentalen Ausdruck verlieh. Die Tatsache, daß er diese Tafeln dem Magistrat seiner Vaterstadt für den Rathaussaal schenkte, fand man auch nicht auffallend.

Ernst Heidrich hat das Verdienst, in einer tiefeindringenden Darstellung*) als Historiker uns den Kampf der Reformation in Nürnberg im Zusammenhang mit Dürers Wandlungen geschildert und dadurch die Bedeutung der Sprüche, den Sinn der Stiftung dieser Tafeln und die besondere Situation Dürers im Jahre 1526 erst richtig erkannt zu haben. Es war schon früher aufgefallen, daß die von Dürer gewählten Bibelsprüche aus den Schriften des Petrus, Johannes, Paulus und Marcus nicht sonderlich geschickt gewählt waren, wenn sie den Papst und die katholische Irrlehre treffen sollten. Auch war eine Aufforderung Dürers an

*) Ernst Heidrich: Dürer und die Reformation. Leipzig, Klinkhardt und Biermann 1909.

den Rat von Nürnberg, der katholischen „Verführung“ zu widerstehen, im Jahre 1526 mindestens deplaciert, da dieser Rat ja schon im Jahre 1525 die Reformation eingeführt hatte. Ueberhaupt mußte es sonderbar erscheinen, wie ein Maler, und sei er noch so angesehen, das Recht und die Pflicht empfunden haben sollte, seiner Obrigkeit eine Warnungstafel ins Haus zu hängen, zumal diese ja den Anforderungen der neuen Bewegung vollauf entsprochen hatte. Nicht um der Obrigkeit willen, sondern um seiner selbst willen mußte Dürer diese Tafeln gemalt haben; es mußte nach dem Bekenntnis gesucht werden, das Dürer abzulegen sich gedrungen fühlte. Die Warnungssprüche mußten eine andere Adresse haben als das Papsttum und Dürer mußte Grund haben zu einem öffentlichen Zeugnis gegen diese andere Adresse, wenn uns sein Vorgehen plausibel erscheinen sollte.

Schon 1879 hatte H. Merz im Christlichen Kunstblatt 1879, S. 6 ff. die Sprüche richtig gedeutet; der Aufsatz war unbeachtet geblieben, weil an versteckter Stelle erschienen. Aber er hat schon im wesentlichen richtig erkannt, was Heidrich nun ausführlich und glänzend beweist, daß diese Sprüche nicht gegen das Papsttum, sondern gegen die Bewegung der Wiedertäufer und Schwarmgeister gerichtet sind.

Man bedenke, wir sind im Jahre 1526. Die erste Phase der Geisteskämpfe Luthers, die so sauber und sachlich nichts anderes bietet, als den Kampf des Einen und seiner Gruppe für die Reinheit und Wahrhaftigkeit der inneren Ueberzeugung ist längst vorüber. Luthers Worte werden mißverstanden. Der Protest gegen falsche Satzungen wird als Befreiung von jeglicher Zucht und Grenze gedeutet; ein schrankenloser Individualismus, ein wildes Ausbrechen der niederen Instinkte tummeln sich im Kielwasser der Lutherschen Fregatte. Und es waren nicht die Schlechtesten, die dies Mißverständnis teilten. Erst diese Täufer schienen die letzten Konsequenzen zu ziehen, wirkliche Geistes- und Gewissensfreiheit zu verbürgen, die ganze Selbstbestimmung zu fordern. In Nürnberg hat der Rektor der Sebaldus-Schule Hans Denk diese Freiheitsbewegung inszeniert. Seinen lockenden Worten, die aber durchaus aufrichtig waren, erlagen unter andern auch drei Künstler, Hans Sebald Beham, Barthel Beham und Georg Pencz. Sie wurden im Januar 1525 aus der Stadt gewiesen, obgleich in einem Prozeß die ganze Naivität ihrer laienhaften Freigeisterei offenbar geworden war. Man nahm ihre kecken Worte freilich nicht allzu schwer, schon im November 1525 durften die drei Verstiegenen zurückkehren. Aber in Nürnberg hatte man doch einen gewaltigen Schreck bekommen. Wenn solche Gedanken sich in den Bürgerhäusern herumflüsterten, dann war es mit der Ordnung und dem Bestand irgend einer Organisation gänzlich zu Ende. Wie würden die Katholiken triumphieren, wenn im Namen Luthers wilde Freizügigkeit jeder Art durchbreche und jede feste Form sich auflöse! In dieser Sorge trafen sich die echten Freunde Luthers mit den religiös indifferenten Humanisten, wie Willibald Pirkheimer. Gesteigert wurde diese Besorgnis durch die Ereignisse des Bauernkrieges, in dem Luther selbst die ver-

zweifelte Parole ausgegeben hatte: „schlagt die tollen Hunde tot". Diese Verführer sind es nun, die Dürer in seinen Sprüchen meint. „Falsche Propheten", „Lästerer", „Verleumder", „Schriftgelehrten, die gern obenan in den Schulen und über Tisch sitzen" — alles das geht deutlich auf Denk und Genossen. Dürer hatte das Bedürfnis, von diesen Leuten abzurücken. Denn vor 1525 hatte er mit der Bewegung sympathisiert, ebenso wie Pirkheimer, der ja auch mit Denk verkehrt hatte. Damals hatten die Besten kein Bedenken gehabt, Männer wie Karlstadt und Denk willkommen zu heißen. Auch Zwingli wurde als ein Aufgeklärter gegrüßt; daß Luther in Marburg 1529 in der Abendmahlsfrage nicht nachgab, wurde als eine Probe seines unglaublich störrischen Temperaments angesehen. Und doch hat Luther selten klarer und charaktervoller sich erwiesen als in der Unversöhnlichkeit mit Zwingli. Vorher schon war den Nürnbergern klar geworden — an den drastischeren Gegnern, die deshalb leichter zu durchschauen waren —, daß es sich um den Kampf des Glaubens und des Unglaubens, der religiös ergriffenen Seelen und der Rationalisten handele, ganz abgesehen von den Fragen der Ordnung und des Bestandes. Pirkheimer begann seinen Feldzug gegen Oekolampadius mit spitzigen und giftigen Waffen humanistischer Schmähsucht. Demgegenüber wirkte Dürers Protest in Bild und Wort nicht nur viel monumentaler wegen der Kürze der Sätze, sondern auch viel innerlicher und sachlicher. Christusleugner und Sacramentierer (zu denen auch Zwingli jetzt gehört) sollen abgewiesen werden. Heidrich hat gezeigt, daß Dürers Gedanken in den Schriften Andreas Althamers von 1526 fast wörtlich wiederkehren, durch die auch die Auswahl der biblischen Männer sich trefflich erklärt — das Einzelne führt hier zu weit.

In diesem Zusammenhang betrachtet werden aber Dürers Werke viel mehr als ein Protest oder ein kluges Abrücken von allzu freiheitlichem Strudeln. Sie sind ein tiefes positives Bekenntnis zur religiösen Welt Luthers, wie wir es in allen Schriften Pirkheimers kein einziges Mal finden. Dreierlei bekennt er. Das Eine ist die tiefe Erlösungsbedürftigkeit und die volle Hingabe an Christus; wie denn Harnack von Luther mit Recht gesagt hat, daß seine ganze Theologie eine Christologie sei. Das Andere ist Dürers Bekenntnis zur Bibel, als der Richtschnur für die Gesamtrichtung des inneren Lebens; das Dritte endlich die Anerkennung der Obrigkeit als etwas Gegebenem, das nicht einfach weggefegt werden dürfe, wolle man nicht eine Katastrophe heraufbeschwören. Alle drei Bekenntnisse sind nicht Produkte der Aengstlichkeit oder des Zurückweichens von früherer Freiheit; sondern die ernsten Erfahrungen der letzten drei Jahre haben Dürer belehrt, daß es sich um den Frieden und das Heiligtum der Seele handelt, daß mit schnellem Umsturz und billigem Spott alle Wärme des Herzens, alle Ruhe der Seele verloren geht. Nahe der Stunde, die ihn als ultima nicht mehr latet, drängt es ihn, die positive Welt seiner Seelenkämpfe noch einmal zu offenbaren. Ob Luther begriffen hat, wie treu der Anhänger war, der ihm 1528 durch den Tod entrissen wurde?

Wie die Sprüche, so sind auch die Bilder der Apostel ein Bekenntnisbild. So wollen sie auch angeschaut werden. Es ist wenig gelassene Majestät darin, eher eine beängstigende Größe und etwas Schreckhaftes. „In den Figuren erscheint jene Tiefe und innere Spannung des Geistes, wie sie dieser Weltanschauung eigen ist, die sich in einer ideellen Sphäre ausleben will.“ „Erst im Zusammenhang dieser transzendentalen Ideellität kann denn auch das Eigentümliche des Dürerschen Linienstils verstanden werden. Jenes innere Glühen des Geistes, das Unirdische und doch so ganz Feste und Klare dieser Art, die Dinge der Anschauung in einem über die Gesetze der Materie hinausgehenden lebendigen Zusammenhang zu verstehen. . . .“

Das würde ja nun freilich viel erklären. Es kann doch nicht geleugnet werden, daß diese beiden schmalen Flügel schwere künstlerische Fehler aufweisen und daß es einen Mangel des künstlerischen Auges und Urteils bedeutet, wenn man diese Tafeln das Größte nennt, was Dürer geschaffen hat. Eigentlich sind nur zwei Figuren, Paulus und Johannes, wirklich vorhanden; von Petrus und Marcus sind nur die Köpfe hereingehängt. Die Tafeln sind zu klein für die großen Vorderfiguren; der schwarze Grund hält nicht das, was der glühende Stil der Hauptpersonen verspricht. Sehr sonderbar ist auch, daß es nur zwei Flügel gewesen sind, zu denen nie eine Mitte — sei es das Jüngste Gericht, wie Thausing meinte, oder das Veronicatuch, das Wustmann vorschlug — gehört hat. Alle diese „Fehler“ deuten sich, wenn man dies Kunstwerk aus der innern Spannung, aus tiefer Bekenntnisnot deutet. Das Gespenstige bei Marcus, der drohende Blick des Paulus ist dann beabsichtigt. Gewiß sind es im Grund transitorische Momente. Aber wir würdigen sie, weil wir Dürers unruhige, fast aufgepeitschte Seele darin erkennen. Die Bilder steigen biographisch, psychologisch und gehören zu den intimsten Dokumenten der lutherischen Bewegung.

Freilich — künstlerisch einwandfrei wird die Arbeit darum nicht. Es gibt ja eine Betrachtung der deutschen Kunst, die deren Unbeholfenheit und Formenunklarheit geradezu preist, weil wir an dieser Hilflosigkeit die Stärke des inneren Lebens, die Glut der lodernden Seele ermessen könnten. Diese Betrachtungsweise läßt sich bisweilen sogar dazu hinreißen, die reineren Formen der südlichen Kunst inhaltlos zu nennen, weil man die innere Reibung nicht spüre. Das heißt aber denn doch, die Sache auf den Kopf stellen! Dürer hat es nicht nötig, geschont zu werden. Man sollte doch genug Respekt vor seinen inneren Kämpfen behalten, um zuzugeben, daß er im Ringen um die Form nicht Sieger geblieben ist. Das nimmt ihm nichts von seiner königlichen Stellung in der deutschen Kunst. Die tiefe Glut seines Innenlebens hat ihn zu einer höchsten Ausdrucksweise der seelischen Welt gedrängt; mit Bewunderung und Wehmut verfolgen wir den langen Weg der Tapferkeit und Verzweiflung, auf dem er nie nachgab. Aber wir dürfen das Verständnis für dies Ringen nicht so weit treiben, daß wir die formalen Schwächen schlechthin leugnen. Gerade die Apostel

wirken als Torso viel mächtiger, als wenn wir das Gewaltsame und Unfreie abstreiten. Heidrich tut das auch keineswegs; aber es gibt in deutschen Landen eine ganze Reihe von Männern, die Wölfflins Buch über Dürer eine Felonie nennen und mit leidenschaftlicher Bitterkeit ihren deutschen Altmeister verteidigen zu müssen glauben. Wölfflin kann sich über diese Wirkung seines Buches nur freuen; hätte es nicht so eingeschlagen, so hätte man sich längst beruhigt. Die Frage, ob eine auf der seelischen Spannung beruhende Kunst das Recht hat, eine andere Formenwelt für sich zu beanspruchen als diejenige, welche die Form um ihrer selbst willen bildet, weil diese Form eben ihren eignen Inhalt hat, wird noch lange nicht zur Ruhe kommen. Sie aufwerfen, heißt, sich der tiefen Unterschiede zwischen nordischer und südlicher Kunst bewußt sein. Wer der südlichen deshalb Seelenlosigkeit vorwirft, weil sie nicht aus der Spannung der geängsteten Seele hervorgeht, der versteht nicht die Grundvoraussetzungen des künstlerischen Lebens am Mittelmeer. Wer die nordische Kunst um dieser Spannung willen höher schätzt, der hat persönlich das volle Recht dazu. Nur muß er sich hüten, Unfreiheit und Gezwungenheit für das schlechthin Wertvollere auszugeben. Paul Schubring.

Literatur.

Shakespeare und unsere Klassiker*).

Ueber unsere Klassiker ist während der letzten hundert Jahre so viel zusammengeschrieben worden, daß es kaum möglich scheint, noch einen neuen Gesichtspunkt ausfindig zu machen, der nicht bereits behandelt wäre und noch eine lohnende Ausbeute verspräche. Und doch gibt es etwas, was bisher noch nicht zu seinem vollen Rechte gekommen war, und dies ist das Verhältnis unserer deutschen Klassiker zu Shakespeare. Shakespeare hat, wie kein anderer, auf einen Lessing, Goethe und Schiller eingewirkt. Er ist ihnen der höchste Leitstern bei ihrer Dichtkunst, der Maßstab ihrer künstlerischen Leistungen, die Sonne gewesen, unter welcher ihre eigenen Dramen herangereift sind. Allein so oft man ihr Verhältnis zu dem englischen Dichterkönige auch bereits hervorgehoben und in seiner Bedeutung zu erfassen versucht hat: an einer den Dingen bis auf den Grund nachgehenden, zusammenhängenden und den Gegenstand erschöpfenden Behandlung der Frage, inwieweit Shakespeare auf unsere Klassiker eingewirkt hat, hat es uns bisher gefehlt. Prof. Arthur Böhtlingk, dem wir bereits eine ausgezeichnete Studie über „Bismarck und Shakespeare“ (Cotta 1908) verdanken, und der in ihr den Nachweis erbracht hat, wie sehr der erste Reichskanzler im Geiste Shakespeares gelebt und seine Taten verrichtet hat, unternimmt es nunmehr, in

*) Arthur Böhtlingk: Shakespeare und unsere Klassiker. Erster Band: Lessing und Shakespeare. Zweiter Band: Goethe und Shakespeare. Fritz Eckardts Verlag, Leipzig 1909.

einem Zyklus von drei Bänden, Lessing — Goethe — Schiller und Shakespeare, den Einfluß des englischen Dramatikers auf die Genannten in seiner ganzen Bedeutung und Tragweite herauszuarbeiten, bei dieser Gelegenheit [illegible] auch zugleich das Verständnis von Shakespeares eigenen in Betracht kommenden Meisterwerken zu fördern und so unserer gesamten Literaturgeschichte eine Bereicherung zuzuführen, wie sie wertvoller nicht gedacht werden kann.

In der Tat, wie dringend not es tat, das Verhältnis unserer Klassiker zu Shakespeare einmal wieder nachzuprüfen, das beweist [illegible] bisherige Behandlung Lessings. Hier hat weder Adolf Stahr, noch [illegible] Gervinus, Danzel, Guhrauer, Hettner, Kuno Fischer usw., trotzdem [illegible] Teil minutiöse und grundlegende Monographien über den [illegible] haben, die Frage auch nur ernsthaft aufgeworfen, geschweige denn [illegible] antworten versucht. Ja, ein Erich Schmidt hat in seiner [illegible] biographie jede unmittelbare Anlehnung Lessings als Dramatiker [illegible] Shakespeare von der Hand gewiesen. Und dabei ist nicht nur [illegible] ganze Werdegang des Dramaturgen Lessing, nein, auch [illegible] Schaffen selbst ohne Shakespeare überhaupt nicht denkbar. [illegible] nur ist es Lessing gewesen, der Shakespeare für uns Deutsche entdeckt [illegible] nur gestützt auf den großen Briten ist er durch seine eigenen [illegible] mustergültig, ist er einer unserer Klassiker geworden.

Wie ist Lessing zu Shakespeare gekommen? Lessing hat [illegible] „Jungen Gelehrten" [illegible] an Leben und [illegible] knüpft. [illegible] mit Gottsched in der [illegible] Molière als zu den französischen [illegible] ihren [illegible]. Erst unter dem Einfluß [illegible] Shakespeare [illegible] „Miß Sara Sampson" ist ein [illegible]

fältigen Ausarbeitung; ich bewundere ihn, aber ich liebe Shakespearen." Diese Worte können auf Lessing nicht ohne Eindruck geblieben sein. Sie veranlaßten ihn, die Werke des englischen Dichterkönigs, von denen er bis dahin vermutlich kaum viel mehr als den „Julius Cäsar" in der Uebersetzung von Borck gekannt haben wird, endlich selbst eingehend zu studieren. Er fand, daß Dryden Shakespeare nicht überschätzt habe. Aber damit rückte er noch weiter von Gottsched und den Franzosen ab, als er dies in seinen Bemühungen um ein einheimisches volkstümliches Theater bereits vorher getan hatte. Im 17. Literaturbrief (1759) redet er einer Nacheiferung Shakespeares das Wort und meint, eine solche würde für die Bildung des Geschmacks und die Erweckung der Köpfe weit förderlicher sein, als die Bekanntschaft mit den französischen Tragikern. „Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt." Lessing erlebte durch die Bekanntschaft mit Shakespeare so etwas wie eine Wiedergeburt. Er kehrte zur Natur zurück. Und mochte er auch jetzt noch dem englischen Dichter gegenüber seine Vorbehalte machen, mochte vor allem seine Verehrung für die Griechen ihm auch jetzt noch bei einem vollen Verständnis Shakespeares hindernd im Wege stehen: von dem Tage an, da dieser ihm in seiner ganzen Tragweite für unsere deutsche Dichtung und zumal auch für sein eigenes Schaffen aufgegangen war, vermochte er doch kein Bühnenstück mehr zu entwerfen, kaum eine Person zu charakterisieren, ohne ihn zu Rate zu ziehen, Shakespeares Meisterwerke, soviel als möglich, als Goldgrube zu nutzen.

Und wie hat Shakespeare auf Lessing eingewirkt? Lessings „Minna von Barnhelm" gibt uns hierauf die nächste Antwort. Bereits Otto Ludwig hat in seinen Shakespeare-Studien die „Minna" als das erste deutsche Stück bezeichnet, welches den Shakespeare bewußt und unmittelbar sich zum Muster genommen habe, und Minna und Franziska mit Portia und Nerissa auf eine Linie gestellt, allein ohne diese Andeutung im Einzelnen genauer zu verfolgen. Hier setzt Böhtlingk mit seinen Darlegungen ein. Er zeigt, daß nicht nur die dramatische Gattung des Stückes mit seiner Ineinanderspiel von Tragischem und Komischem Shakespeare nachgebildet ist, sondern der „Kaufmann von Venedig" auch bei den einzelnen Personen und ihrer Charakteristik Gevatter gestanden hat. So ist Tellheim an Edelsinn und Großmut, an Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit ein zweiter Antonio; und wie Porzia ihre Ebenbürtigkeit mit Antonio bekundet, indem sie in diesem, da sie von seiner guten Tat erfährt, das seelische Ebenbild ihres Bassanio erkennt, so bekundet Minna durch ihre Begeisterung für den Edelmut des ihr persönlich unbekannten Majors ihre ethische Ebenbürtigkeit mit Tellheim. „Der Wettkampf an Edelsinn und Großmut zwischen Tellheim und Minna selbst und allen, die zu ihnen gehören, stellt fast den in Shakespeares „Kaufmann" in den Schatten." Aber Tellheim ist nicht Antonio. Der Uebergewissenhafte, ganz und gar auf Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit Gestellte

hat auch mehr als einen Charakterzug mit dem selbstquälerischen [illegible] gemein. Und weist uns nicht Lessing selbst durch den Ausspruch [illegible] über ihn auf die Wahlverwandtschaft Tellheims mit dem Mohren von Venedig hin? In der Tat hat der Major so viel vom Othello, „daß ihm [illegible] wenig mehr fehlt, um die Ähnlichkeit vollkommen zu machen, [illegible] schwarze Farbe, die Negernatur." Auch er steht nahe an der [illegible] Herbstes, als die Liebe ihn mit dämonischer Gewalt in ihren Strudel [illegible] Sein Ehrgefühl gibt demjenigen des Mohren nichts nach. Auch in [illegible] soldatischen Brust sind Liebe und Ehre unauflöslich mit einander [illegible] Und wie Othello, ist er von aller menschlichen Gemeinschaft [illegible] ganz auf sich selbst gestellt. Als Vaterlandsloser im fremden [illegible] aufgegangen. Auch ihm ist seine Liebe, seine Minna alles. Und [illegible] heim dem Othello, so gleicht Minna der Desdemona, während das [illegible] motiv seiner Bedeutung für die Verknüpfung der Fabel nach an [illegible] Taschentuchmotiv in Shakespeares „Othello" erinnert. [illegible] hebung dieser Ähnlichkeiten übersieht jedoch Wehlingk auch die Fäden [illegible] die Lessings Drama mit anderen Dichterwerken, vor allen denjenigen [illegible] verknüpfen. Sowohl der bürgerliche Charakter seiner [illegible] deren ethischer Gehalt kann den Einfluß des Franzosen nicht [illegible] In dem Streben nach „Alltäglichkeit", wie Diderot sie verlangt, [illegible] sinnlichen Greifbarkeit des Lebens hat Lessing die [illegible] bewußt oder unbewußt verlassen. Auch ist nicht zu übersehen, was [illegible] an Eigenstem aus seinen persönlichen Erlebnissen heraus zur [illegible] seines Werkes hinzugetan hat: die Erfahrung des [illegible] seine Begeisterung für Friedrich, das Ideal des [illegible] das ihm in seinem Freunde Kleist entgegentrat, und nicht zuletzt [illegible] unmittelbare Ähnlichkeit mit Tellheim. Dies alles ist von [illegible] hinzig herausgehoben und in seine Darstellung der Entstehung der [illegible] hineingearbeitet werden. Allein darum bleibt es doch [illegible] ohne Shakespeare der deutsche Dichter sein Drama so nicht [illegible] können, und wenn er nach [illegible] und bemerkt hat, daß er nur in Anlehnung an [illegible] [illegible] so verdankt er [illegible] mehr als dem englischen Dichter [illegible]

[illegible]

Illusion, nicht um lügend zu betrügen, sondern um durch den Zauber der Dichterkraft die Wahrheit zum vollsten, eindrucksstärksten Ausdruck zu bringen, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" dies Gortheſche Wort ist auch die Losung Lessings als Jünger Shakespeares."

In seiner „Emilia Galotti" zeigt sich der Einfluß des Dramatikers Shakespeares wieder in derselben Weise, wie bei der „Minna". Im Vater Galotti pulsiert die Seele des Othello. Der Prinz und Emilia weisen auf Romeo und Julia zurück. In Marinelli sind Polonius und Jago zu einer Person verschmolzen, während die Orsina geradezu ein weiblicher Hamlet ist. Aber auch für das Ganze seiner „Mustertrågödie" ist Shakespeare maßgebend gewesen, und dieses zwar mit seinem „Hamlet". Hier wie dort handelt es sich um die Aufdeckung eines schreienden Mißstandes und Herbeiführung der Sühne für diesen an dem Hofe eines unumschränkten Herrschers, dessen Untat die „sittliche Weltordnung" aus den Fugen gebracht hat. Und mag das Lessingsche Drama mit noch so vielen Fehlern behaftet sein: Otto Ludwigs Ausspruch, daß der Dramatiker Lessing der Kunst des englischen Dichterkönigs von allen unseren deutschen Dramatikern, Schiller und Kleist nicht ausgenommen, am nächsten gekommen sei, wird gerade durch die Emilia am entschiedensten bestätigt. Aber auch „Nathan der Weise", Lessings letztes Bühnenwerk, ist unter dem Einfluß des großen Briten entstanden. Zugrunde liegt auch hier, wie überall, ein allerpersönlichstes Erlebnis: Lessings eigenstens Verhältnis zu seiner Stieftochter, die er als das einzige Ueberbleibsel seines so spät gewonnenen Haus- und Familienstandes, als Tochter seiner geliebten Gattin, mit „siebenfacher" Liebe ins Herz geschlossen hatte und die Art, wie dies Verhältnis von bösen Zungen und Gegnern Lessings vielfach verdächtigt und gebrandmarkt wurde. Derart ist Nathan, Lessing selbst, Recha seine Pflegetochter. Aber derselbe Nathan berührt sich zugleich so nahe mit Shakespeares Antonio, daß das Drama geradezu „Der Kaufmann von Jerusalem" heißen könnte. Auch hier steht im Mittelpunkte das Ideal der Freundschaft. Die „gute Tat" ist die Achse, um die sich auch der „Nathan" dreht. „Wie der königliche Kaufmann Antonio infolge seiner bitteren Lebenserfahrungen Welt und Menschen auf sich beruhen läßt und nur noch in selbstlosester Liebe an seinem Bassanio hängt, der ihm alles ersetzen soll, was ihm die Menschen genommen haben, so klammert sich Nathan an seine Recha, die ihm über die Hinschlachtung seiner Gattin und ihrer sieben Söhne hinweghilft. Wie Antonio die „gute Tat", die ihn über alle Lebensqual und Mühsal hinaushebt, begeht, indem er Hab und Gut, das Leben selbst für Bassanio einsetzt, so der von den Christen so schwer heimgesuchte Nathan, indem er in seiner schwersten Stunde sich des Christenkindleins, der Recha, annimmt. Wie die „gute Tat" dem Antonio die Helferin in höchster Not herbeiführt und alles zum besten wendet, so diese „gute Tat" des Nathan. Abermals genau wie im Shakespeareschen Stück bringt sie ihn zunächst in die höchste Bedrängnis, aber nur, um ihn nach „Belmonte" zu führen. Lessing will mit der Bekämpfung des religiösen

Fanatismus das reine Menschtum fördern. Aber auch Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ hat die Brandmarkung religiöser Unduldsamkeit zum Gegenstande. Und nicht nur sein Humanitätsideal, auch das mit diesem unauflöslich verwachsene Religionsideal fand Lessing in der Dichtung des großen Briten ausgereift. Auch für das religiöse Moment, für das Eintreten für religiöse Duldsamkeit in dramatischer Form ist ihm Shakespeares „Kaufmann“ vorbildlich geworden, ganz abgesehen davon, daß auch Shakespeares Fabel von den drei Kästchen sich in die Erzählung von den drei Ringen im „Nathan hineinreflektiert. So wundern wir uns nicht, bei aller Aehnlichkeit Nathans mit Antonio zugleich Züge des Shylock in ihm angedeutet zu finden, so wie Tellheim nicht bloß an Antonio, sondern auch an Othello, wie Marinelli ebenso an Polonius wie an Jago erinnert. Nathan ist, wie Böhtlingk zeigt, ein Jude, der gewissermaßen aus einem Shylock ein Antonio geworden ist. „Lessing hat deswegen keineswegs, wie oberflächliche Juden in ihrer kurzsichtigen Selbstbespiegelung oder nicht weniger oberflächliche und kurzsichtige Christen in ihrer antisemitischen Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit, so voreilig anzunehmen pflegen, das Judentum rechtfertigen oder gar verherrlichen wollen. Im Nathan, der selbst sein eigenes Volk preisgibt, wird das Judentum, als das Volk, das in der religiösen Selbstüberhebung allen andern voraufgegangen ist und auch wegen seiner Geldgier vielmehr geradezu gebrandmarkt. Lessing hat, wie dies Kuno Fischer längst richtig erkannt hat, seinen Träger reinster vorurteilsfreiester Menschenliebe, höchster Lebensweisheit, erkoren, nicht, weil er ein Jude, sondern obgleich er ein Jude ist! Wenn selbst ein Angehöriger des Volkes, das sich das „auserwählte Volk Gottes“ wähnt, dem obendrein die Christen Weib und Kinder hingeschlachtet haben, sich dahin durcharbeitet, daß er durch seine Milde und Weisheit alle anderen beschämt, dem Angehörigen welches Volkstums, welchen Glaubens immer sollte eine solche Entwicklung unmöglich sein?“

Es ist außerordentlich interessant, in solcher Weise die Beziehungsfäden zu verfolgen, die Lessings eigene Werke mit denjenigen des englischen Dramatikers verknüpfen. Wir blicken hierdurch gleichsam unmittelbar in die geheime Werkstatt von Lessings Dichterarbeit. Gewiß hat unser Klassiker dem großen Briten jene Anlehen nur entnehmen können, weil er sich seines eigenen Reichtums bewußt war. „Ihm hat auch im Nathan und hier erst recht Shakespeare nur dazu gedient, das, was er im Herzen hatte, möglichst wirksam, zündend auf die Lippe zu bringen und vor die Sinne zu zaubern, um uns derart sich selbst, sein Eigenstes zu geben.“ Es ist daher keine Herabsetzung Lessings, sondern kann nur dazu beitragen, den Dichter besser zu verstehen, wenn wir erkennen, woher er die Bausteine zu seinen Werken genommen und in wie eigentümlicher Weise er sie umgeformt hat, um sie seinen Zwecken nutzbar zu machen. Mögen andere ihr Verständnis des Dichters mehr durch die sorgfältigste Sammlung der auf ihn bezüglichen schriftlichen Dokumente, Notizen usw. gefördert finden: mir will scheinen,

als ob eine derartige Betrachtung, wie Böhtlingk sie in seinem „Lessing" angestellt hat, fruchtbarer und im Grunde genommen auch „wissenschaftlicher" sei, als aller bloßer Notizenkram nur zu vieler unserer Literarhistoriker.

* * *

Der Weg auf welchem Goethe zu Shakespeare gekommen, ist, dank Lessing, ein ungleich kürzerer gewesen als der, den Lessing selbst hat gehen müssen. Goethe selbst hat die Etappen dieses Weges geschildert. Indessen so viel eingehender der Gegenstand auch infolge hiervon erörtert und erkannt worden ist, als bei Lessing: in seiner Ganzheit ist doch auch Goethes Verhältnis zu Shakespeare noch nicht behandelt worden. In welcher Weise und in welchem Maße Goethes einzelne Dichterwerke die Einwirkung Shakespeares erkennen oder vermissen lassen und wie er ihn gegebenenfalls benutzt hat, das ist bisher noch kaum mehr erforscht und beachtet worden, als dies bei den Dramen Lessings der Fall war. Auch hier also füllt das Werk von Böhtlingk eine Lücke in unserer Literaturgeschichte aus.

Die genauere Betrachtung ergibt, daß die Einwirkung Shakespeares auf die Entwicklung von Goethes Genius gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Hat doch Goethe selbst gestanden, daß er von dem Tage an, da er von jenem die erste Seite las, ein anderer Mensch geworden sei. Aber erst durch Herder erschloß sich ihm die ganze Bedeutung Shakespeares, so daß er anfing, geradezu eine Art von Kultus mit dem englischen Dichterkönig zu treiben. Die Franzosen waren für ihn jetzt abgetan. Sein höchster Ehrgeiz war es fortan, in die Fußtapfen des großen voranschreitenden „Wanderers" zu treten, womöglich selbst ein deutscher Shakespeare zu werden. Gleich der „Goetz" läßt denn auch dessen Einfluß klar genug erkennen. Zwar ist dieser Einfluß ganz anderer Art, wie bei Lessing. Bei keiner einzigen Person des Dramas ist eine Anlehnung oder gar Entlehnung aus Shakespeare im einzelnen nachzuweisen. Und doch ist das Ganze ungleich mehr shakespearisch als irgend eines der Lessingschen Meisterwerke. Und dies zwar durch die Ursprünglichkeit, das Naturwüchsige, die schöpferische Freiheit, also durch das, was Lessing nach seinem eigenen Geständnis abging. Shakespearisch ist aber auch die Grundstimmung, die ganze im Drama zum Ausdruck kommende Gesinnung: das Evangelium reinen Menschtums, schrankenloser Menschenliebe, die Religion der Humanität, die der „Goetz" mit Shakespeare teilt. Und nicht zuletzt, daß Goethe es wagte, eine historische „Begebenheit" in all ihrer Verwicklung und Verzweigung, ihrer Urwüchsigkeit, ein „Zeitalter", das Leben eines geschichtlichen Helden zu dramatisieren, d. h. in seiner ganzen Leibhaftigkeit zu vergegenwärtigen. Demgegenüber trägt der „Werther" deutlich die Züge des Shakespeareschen Hamlet an der Stirn, der aber noch viel entschiedener im „Faust" hervortritt. Hier hat Goethe das Vorbild Shakespeares in ganz ähnlicher Weise studiert und genutzt, wie Lessing es damit zu halten pflegte. Auch hat ihm bei der Gestalt Gretchens offenbar Ophelia, bei Valentin Laertes vorgeschwebt, während gleichzeitig die Gestalt des Macbeth in das Drama

hereinragt, die Ausmalung der Kneipszene in Auerbachs Keller an die entsprechende Szene im „Othello“ erinnert und auch das Lied des Mephisto vom Schneider und dem Floh in dem Trinkliede Jagos sein Vorbild hat. Und wer könnte die Uebereinstimmung mit Shakespeare im „Egmont“ übersehen! Wieder ist es Hamlet, der nicht nur äußerlich inbezug auf die Form der Gattung, sondern auch innerlich durch tief eingeborene Seelenverwandtschaft sowie durch den Stoff der Dichtung auf Goethes „Egmont“ eingewirkt hat. Sehr geistvoll und fein weiß Böhtlingk in diesem Zusammenhange die von Schiller so hart angefochtene Traumbildszene aus dem Charakter des Goetheschen Egmont heraus zu rechtfertigen, für den eben nichts charakteristischer ist, als das Traumartige seines ganzen Lebenswandels. Und doch ist Goethe innerlich durch eine Kluft von Shakespeare getrennt. Das zeigt vor allem der „Wilhelm Meister“, für dessen „theatralische Sendung“ die Stellungnahme zu Shakespeare und seinen Bühnenwerken Alpha und Omega und somit den Kern des ganzen Romanes darstellt, wie dieser ursprünglich angelegt war. Goethes, wie Böhtlingk schlagend nachweist, verunglückte Analyse des „Hamlet“, sein mangelndes Verständnis für den Charakter des Dänenprinzen und dessen ethisches Pathos, die Leidenschaft und Tiefe seines Erkenntnistriebes läßt das Inkongruente zwischen Goethes eigener Wesensart und derjenigen Hamlet-Shakespeares nur zu grell in die Erscheinung treten. Und dem entspricht denn auch die schier unglaubliche Art, wie Goethe dies Meisterwerk des Briten für die Bühne zurechtgestutzt hat.

Hatte sich doch Goethe in jener Zeit unter dem Einflusse des Weimarer Hoflebens wieder den gräzisierenden Franzosen (Racine) zugewendet, um unter dem Einflusse ihrer Rhetorik seine „Iphigenie“ zu schreiben. Die äußere Veranlassung zu dieser Dichtung empfing Goethe durch Gluck, den „Shakespeare der Oper“, wie Kayser ihn genannt hatte. Dazu kam, wie Böhtlingk sehr wahrscheinlich gemacht hat, der Tod von Goethes Schwester Cornelia, die in dem entlegenen Emmendingen ein ähnliches einsames Dasein geführt hatte, wie Iphigenie im fernen Tauris. Genauer teilt sich Cornelia in die Rolle der Iphigenie mit Frau v. Stein, während Goethe im Orestes sich selbst geschildert hat. Mit Recht nimmt Böhtlingk bei dieser Gelegenheit das gleichnamige Drama des Euripides gegen die Herabsetzung in Schutz, die sich dieses in der Regel im Hinblick auf das Goethesche Werk gefallen lassen muß, und zeigt, wie ungleich viel dramatischer und auch psychologisch wahrer die Iphigenie des griechischen Dichters ist, als ihre in Schönrednerei und Sentimentalität schwelgende deutsche Schwester, ja, wie Goethes Iphigenie in dramatischer Beziehung und Folgerichtigkeit auch durch diejenige Glucks übertroffen wird. Goethes gräzisierendes Drama ist eine Halbheit, schattenhaft, unkörperlich und unlebendig, trotz aller schönen Worte und Empfindungen, das typische Beispiel eines abstrakten Idealismus, dem vor lauter Idealität der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verschwindet. Das aber ist nur die natürliche Folge davon, daß Goethe sich mit ihr von Shakespeare entfernt und den Spuren eines Racine gefolgt ist.

Nicht viel anders steht es in dieser Beziehung mit dem „Tasso". Das Geschehniß, welches diesem Drama zugrunde liegt, ist mehr ein solches von Reinhold Lenz, als von Goethe selbst. Es ist ein Verdienst von Böhtlingk, die enge Beziehung der Katastrophe von Lenz in Weimar als Goethes Tasso zu Grunde liegend aufgedeckt zu haben. Tasso ist mehr Lenz als Goethe. Er liegt den Goethe'schen Dramen ähnlich zu Grunde, wie Jerusalem dem Werther. Goethe selbst ist in dem Drama zugleich Tasso und Antonio, um schließlich ganz in diesen aufzugehen. Allein auch hier ist es dem Dichter nicht gelungen, das subjektivistische Moment seines Stoffes vollständig zu objektivieren und ein vollgültiges Bühnenstück zu schaffen. Mit seinem „Tasso" ist Goethe noch weiter von Shakespeare abgerückt, als dies schon in der „Iphigenie" der Fall war. Er ist so ganz aus seinem Innern gezogen, auf sein eigenstes Erlebnis gestellt, daß er den Grund und Boden, in welchem der historische Tasso wurzelt, kaum noch berührt. Die Anlehnung an die Franzosen hat den Dichter wiederum zu undramatischer Schönrednerei verführt. Und dies, obwohl Goethes Bewunderung für Shakespeare gerade in den Jahren, in welchen „Iphigenie" und „Tasso entstanden, im übrigen wohl nur noch zugenommen hat.

Zwar kehrte Goethe bei der Dichtung der Hexenküche im „Faust" zu Shakespeare und dessen „Macbeth" zurück. Auch brachte ihn die Aufführung Shakespearescher Stücke, die er als Theaterdirektor anordnete sowie der Verkehr mit Schiller unmittelbar mit dem großen Briten in Berührung. Allein ebenso hoch standen die Franzosen, und unter ihnen selbst ein Voltaire, wieder bei Goethe, nicht so bei Schiller, in Gunst; Nicht nur brachte Goethe es über sich, ein in seiner französierenden Tendenz so vollkommen unshakespearesches Stück, wie die „Natürliche Tochter", zu schreiben, mit dem er sich immer mehr in die abstrakt-idealistische Nebelwelt blut- und fleischloser Schatten und Schemen verlor: durch seine Umgestaltung von „Romeo und Julia" und seine Auslassungen in „Shakespeare und kein Ende" bewies er nur zu deutlich, wie fern er im Innersten dem großen Briten stand, zumal wie wenig er ihn als Dramatiker zu verstehen vermochte.

Aber dann wurde ihm der englische Dichterkönig noch einmal vorbildlich, als er daran ging, seinen „Faust" zu vollenden. Und nun war es vor allem Shakespeares „Sturm", der, wie Böhtlingk in einer sehr gelungenen und eigenartigen Darlegung zeigt, sowohl auf die neu hinzukommenden Szenen des ersten Teiles wie vor allem auf den zweiten Teil der Goetheschen Dichtung eingewirkt hat. Faust und Prospero sind identisch, beide Zauberer und Dichterpriester. Der zweite Teil des „Faust", wie der Shakespearesche „Sturm", ist ein reines Phantasiegebilde, eine Phantasmagorie, eine Traumwelt. Das innerste Wesen der Dichtung selbst wird uns in beiden Dichtungen vorgeführt. Die Ausdeutung, die Böhtlingk in diesem Sinne vom „Sturm" gibt, gehört zu den Glanzpartien seines Buches und bringt ganz neue Gesichtspunkte zur Geltung. „In dem Augenblick,

da Goethe seinen Faust zum Dichter-Priester und Zauberer aufrücken ließ und so seine eigene Dichtkunst zum Gegenstand seiner Dichtung machte, berührte sich sein Faust so unmittelbar mit Prospero, daß beide Dichtungen sowohl nach Inhalt wie nach Form geradezu ineinander übergingen." Und man kann sagen, daß Goethes dichterischer Genius sich nie unmittelbarer mit dem Shakespeareschen berührt, sich nie inniger mit ihm vermählt hat, als da ihm für seinen Faust als Dichter-Priester dessen „Sturm" vorbildlich wurde. So hat denn Goethe auch niemals aufgehört, den dichterischen Genius in Shakespeare zu bewundern, so fern er ihm als Theaterdichter immer stehenmochte. Und nicht nur den Dichter, auch den Menschen, dessen Welt- und Lebensanschauung hat Goethe mit zunehmendem Alter nur immer höher gewertet. Nach Goethe sind wir auch religiös-ethisch über Shakespeare nicht hinausgekommen und muß der große Brite, wollen wir weiter kommen, unser Leitstern bleiben, wie für die Dichtkunst, so für die Lebensansicht überhaupt. Vergessen wir im Hinblick auf Goethes Weltanschauung und Dichtung nie, daß er nach seinem eigenen Geständnisse auf der Höhe seines Greisenalters, im Rückblick auf den Werdegang und die Ernte seines ganzen Lebens, William Shakespeare verdankte, was er geworden war. Erst seitdem er mit dem englischen Dichterkönige in engste Fühlung gekommen und nur soweit und solange dies der Fall war, ist Goethe jener Goethe gewesen, in welchem wir Deutsche unsern Dichterfürsten erkennen. Dies im Einzelnen erwiesen zu haben, können wir Böhtlingk nur dankbar sein; und wenn er uns unsere Klassiker von einer neuen Seite zeigt, so hat er sich dadurch noch ein besonderes Verdienst erworben, daß er gleichzeitig auch auf den Ideengehalt und den tieferen Sinn und Zusammenhang von Shakespeares Dramen die hellsten Schlaglichter fallen läßt und zu einem tieferen Verständnis des englischen Dramatikers die Anleitung gibt.

Prof. Dr. Arthur Drews.

Die Tragödie. Drama in drei Akten von Robert v. Erdberg. Berlin. Karl Curtius 1909. Preis 2 M.

Die interessante und dramatisch lebendige Dichtung behandelt in Ibsenscher Technik ein seltenes und menschlich sehr ergreifendes psychologisches Problem. Eine edle, starke und mutige Frau hat ein großes Kunstwerk gesehen, eine Marmorgruppe: „Die Tragödie". Das starke Werk berührt sie so im innersten Leben, daß sie den Künstler, den sie bald darauf kennen lernt, lieben muß. Sie wird sein Weib, und all ihr Wesen ist darauf gerichtet, darauf gespannt, ihm eine Gehilfin zu sein zum Schaffen, damit er weiter solche Kunstwerke zeugen müsse, wie dieses, um dessentwillen sie ihn liebt; ihm „das große heilige Glück zu bereiten, in dem der Künstler leben muß, um schaffen zu können." Aber alles, was sie entstehen sieht, ist viel

geringer. Zwar ihn umgellt lauter Erfolg. Er ist Mode geworden. Maria aber kann nicht aufhören, ihm zu sagen: „Gegen die Tragödie ist es nichts." Sie sieht, es quält ihn. Aber schwiege sie, so müßte sie überhaupt vor seinen Kunstwerken immer schweigen; und er und sie würden einander fremd werden.

Da erscheint ein andrer Künstler, Olden, arm, unbekannt, verbittert. Er hat 6 Jahre in Italien gelebt, wo er Fremdenführer war, um sich ernähren zu können; früher war er Eberhards Freund. Maria horcht auf: er war der Freund ihres Mannes in der Zeit, wo er die Tragödie schuf! Sie teilten damals das Atelier miteinander.

Aber es ist Olden, der die Tragödie geschaffen hat.

Sie waren beide voll Jugendleichtsinn und Unerfahrenheit damals; Eberhard Volkmar, der Reiche, und Olden, der Arme. Und Olden hatte mit der ganzen Kraft seiner leidenschaftlichen Natur ein Mädchen geliebt, das mit ihm gespielt hatte, nur um Eberhard zu locken. Als Olden aus heißer Leidenschaft warb und abgewiesen wurde, war er bis ins Innerste zerrissen. Da sprach eines Tages Eberhard das Wort: „Ich möchte eine Tragödie in Marmor schaffen! einen Mann, der an der Leiche der Frau niedersinkt, die er getötet." Da war es wie Raserei des Schaffens über Olden gekommen. Er griff zu, bildete und formte wie im Fieber, und Eberhard staunte und konnte ihm nicht wehren: sein Gedanke wurde ihm von einem andern ausgeführt. Es wurde ein Meisterwerk. Der Schöpfer aber haßte es, und konnte seinen Anblick nicht ertragen. Denn es befreite ihn nicht von seiner Leidenschaft, wie er gehofft. Und alles in ihm drängte ihn fort aus dieser Umgebung, von allen Menschen fort, zu den großen Toten, den alten Meistern, nach Italien. Und er hatte kein Geld. So entstand der Vertrag: Volkmar gab Olden das Geld, Olden gab Volkmar sein Kunstwerk und versprach mündlich und schriftlich, niemals kund zu tun, daß er es ausgeführt.

Die „Tragödie" wurde von der Kunsthalle angekauft und machte Volkmar zum berühmten Manne. Olden darbte in Italien, kämpfte mit den dunklen Gewalten des Menschenhasses und der Menschenverachtung, ging nur mit den Großen um, den alten Meistern, — und wurde an ihnen gesund. Eines Tages fiel ihm ein, daß auch sie Menschen waren, und daß auch er ein Mensch war, und jene große, wahrhaft produktive Menschenliebe ging ihm auf, die erst jenseits des Menschenhasses blüht. Und er fühlte, daß er nun schaffen werde. Er machte sich auf in die alte Heimat, trat vor Eberhard Volkmar und forderte von ihm, daß er ihm den Weg zum Schaffen bereite. Und zwar forderte er, daß er bekenne, daß die Tragödie von ihm sei.

Aber sie hatten einen Vertrag gemacht? Solche Verträge sollen nicht gehalten werden, sie sind nichtig in sich. Es war ein Knabenstreich. Eberhard bewies mit jedem Wort, daß er nicht der Schöpfer der Tragödie gewesen — für die, die sehen konnten! Und Eberhard war ein reicher

Mann; weiter zu schaffen, das was er konnte, hatte er Freiheit, auch wenn die Tragödie aus seinen Verdiensten gestrichen war. Für Olden bedeutete sie die Möglichkeit zum Schaffen überhaupt. Er mußte ein Atelier, er mußte Marmor haben. — Und es mußte die Wahrheit gesagt werden auch um Eberhards willen. Denn die Lüge lastete wie ein Fluch auf seiner Kunst. Er mühte sich nun immer, Werke zu schaffen im Stile der Tragödie, und sie mußten mißlingen. Sollte er sich selbst, sollte er den Stil seiner Kunst finden, so mußte aufgeräumt werden mit dieser Lüge.

Eberhard aber ist feige und willenlos. Woher soll er den Mut nehmen, vor der Welt, vor Maria zu bekennen, daß das Kunstwerk, um das man ihn vergöttert, um dessentwillen sie ihn liebt, nicht von ihm sei?

Zwischen diesen drei Menschen spielt sich das Drama ab. Ihr Ringen mit und um einander bildet die Handlung.

Es steht noch eine andere Frau daneben; in der Entwicklungshöhe zu Eberhard gehörig. Es ist jene, die einst Olden elend gemacht; die heute noch wie damals Eberhard begehrt. Die weiß nichts von der Lüge; aber sie sieht und ist es zufrieden, daß jetzt jedenfalls Eberhard keine Tragödie mehr schaffen kann. Und sie meint, die Sache läge ganz einfach. Man brauche nur Maria zu überzeugen, daß Eberhard wirklich der nicht ist, für den sie ihn gehalten, dann werde sie, die nur den berühmten Mann und großen Künstler gemeint, ihn fahren lassen. So könne man Eberhard von der ehrgeizigen Frau, deren Forderung ihn drückt, befreien, und er werde sich erleichtert ihr, Olga, zuwenden. Maria werde sich dann schon an Olden schadlos halten, dessen Stern ja im Aufgehen sei.

Olden in der Tat liebt Maria. Als er arm und verbittert vor ihr stand, erkannte sie sogleich „den Hunger nach dem Leben", nach eigenem, wahrem Leben in seinen Augen, und mit gütigen und glaubenden Worten befeuerte sie ihn zum Schaffen, saß ihm auch, um ihm zu helfen, Modell zu einer Porträtbüste, und ihre Kraft, Schaffende schaffend zu machen, bewährte sich sogleich an ihm. — Und Eberhard in der Tat schwankt in seinem Gefühl zwischen Maria und Olga! Mitten in seiner heißen, angstvollen Liebe zu Maria, die er, der Schuldige, wie eine Heilige über sich sieht, sehnt er sich heimlich nach der viel bequemeren Olga: „Die ist so göttlich leichtsinnig, die würde mir vergeben." Aber das sind nur Schwankungen aus seiner unzusammengefaßten, ungerafften Natur heraus. In Wirklichkeit würde er nicht leben können ohne Maria.

In der Beziehung zwischen Maria und Olden ist eine reiche Möglichkeit nicht ausgebaut worden: Olden war doch in Wirklichkeit der Schöpfer des Kunstwerks, um dessentwillen Maria Eberhard hatte lieben lernen, und er war der, der das konnte, was Maria von Eberhard mit heißem Ringen vergeblich ersehnte! Für Maria aber bleibt dieser Olden immer nur der Freund Eberhards aus den Tagen, wo er die Tragödie schuf; ihre Blicke gehen nur immer angstvoll fragend zu ihm, was er doch gemeint mit den

Worten, mit denen er sich bei ihr einführte: „Führt dieser Weg zu meinem Ziele, warum sollte er Eberhard nicht zu dem seinen führen?"

Warum Olden für Maria nicht wichtiger wird, ist sehr deutlich ersichtlich, und ist entscheidend für die Auffassung Marias, und damit für die Auffassung des ganzen Stückes: weil Maria längst nicht mehr nur den Schöpfer der Tragödie liebt! So stellt es sich nur ihrem Bewußtsein dar, weil sie von keinem Gegensatz weiß; und so stellt es sich Eberhards geängstigtem, schuldbewußten Gemüt dar, und läßt ihn verzweifeln. Aber diese Maria ist eine von den ganz großen, starken Frauennaturen, die das einmal Erfaßte in voller Ausschließlichkeit lieben, und deren Gefühlsleben ein schaffendes, geistig mutterhaftes ist. Aus der Tiefe des Mysteriums ist ihr längst eine Liebe zu dem Menschen Eberhard emporgestiegen, die dadurch nur inbrünstiger wird, daß sie schaffend um seine Größe ringt, mitten in der Enttäuschung. Mit ihrem ganzen inneren Wesen hat sie ihn umrankt, trägt sie ihn in sich, alle ihre Kräfte haben sich ihm zur Verfügung gestellt, ihres eigenen Lebens Ziel verlegt sie in ihn. Aus ihrer Liebe heraus könnte sie wohl, wenn sie es für heilsamer hielte, daß statt ihrer, der Schweren, Fordernden, eine leichtere, leichtsinnigere Frauennatur neben ihm stände, ihn verlassen — und sie faßt einmal diesen heroischen Entschluß — aber eins könnte sie nie: ihn minder lieben, die Kräfte ihrer Seele von ihm zurückziehen! Darum kann sie auch einen anderen neben ihm nicht wirklich bemerken, — und sei er auch der, den sie im Uranfang eigentlich gemeint.

Olden erkennt das. Mit dem Verständnis der gleich großen Natur. Olga vermag Maria garnicht zu sehen, aber auch Eberhard starrt nur auf seine Schuld, und weiß nur von der, die ihn um der „Tragödie" willen liebt.

Olden weiß, daß für Maria nur in einem das Heil liegt: daß Eberhard den Mut fände, die Lüge, die wie ein schreckliches, unsichtbares und immer spürbares Gitter zwischen ihm und Maria steht, niederzureißen. Und längst nicht mehr um seinetwillen, (denn das neue Kunstwerk würde ihm auch den Weg bahnen, wenn er sich nicht als Meister der Tragödie verriete; aber es würde ihn auch als Meister der Tragödie verraten, wenn er selber oder Eberhard es nie ausspräche) sondern nur um des Freundes, nur um Marias willen strebt er mit allen Kräften darauf hin, Eberhard das Bekenntnis leicht zu machen, ihn dazu zu zwingen. Auch von außen drängt es an Eberhard heran, die Verhältnisse spitzen sich zu, ihn zu zwingen zu dem einen, wovor ihm graut: dem Bekenntnis.

Zuletzt macht Olden, als er sieht, daß Eberhard den Mut zur Wahrheit nicht finden wird, und in jeder Verzögerung äußerste Gefahr liegt, selbst Maria die Offenbarung.

Daß er der Meister der Tragödie ist, empfindet sie gar nicht! Sie begreift es, aber es ist ihr nichts Wesentliches. Wichtig ist ihr nur das Schreckliche, daß sie in all diesen Jahren heißen Ringens dem geliebten

Mann niemals hat ganz nahe treten können; daß er sich von ihr immer hat anreden lassen als einer, der er nicht ist.

Olden, großherzig und treu, sucht den Schuldigen zu verteidigen. Aber sie braucht nicht Verteidigung; sie will nur völlig erkennen, will nur die Lüge und Feigheit, den Mangel an Vertrauen zu ihr, die Fremdheit und Verständnislosigkeit Eberhards ihr gegenüber ehrlich durchfühlen, um nun, völlig zusammengefaßt in ihrer unversiegbaren Liebe, zu ihm den Weg zu nehmen: „Er soll an meine Liebe glauben lernen."

Da kommt die Nachricht, daß er sich soeben erschossen hat.

Für mein Gefühl sollte Maria von da ab garnichts mehr sagen. Das Wesentliche ist alles schon zum Ausdruck gekommen. Und die Tragik davon, daß diesem Manne diese unendlich tragende, schaffende, reinigende, rettende Liebe bereit war, und er nicht die Kraft und den Mut hat, sie zu ergreifen, wirkt im Schweigen am deutlichsten.

Es ist eine Kraft in dem Stück, die durch diese Gegenüberstellung dieser Gestalten und durch die vornehme, seltene Art, wie das Problem gefaßt ist und sich entfaltet, stark wirkt, und die sich bei jeder Bühnenaufführung, die dieser inneren Auffassung des Problems zu klarem Ausdruck verhülfe, mit Sicherheit bewähren müßte. Die Gestalten sind lebendig; man rechtet, man kämpft mit ihnen, man gesteht ihnen zuletzt das Ihre zu, übermocht durch die Gewalt des seelischen Naturgesetzes, das aus ihnen wirkt. Aber das Wortlose der Dichtung ist sehr viel mehr, als ihre Worte. Der Dialog hat sich unter dem Einfluß Ibsens, und zwar des übersetzten Ibsen, gebildet. Aber das Leben des Stückes, das wortlos aus den Gestalten spricht, ist Ibsen nicht verwandt. Es ist voller und freudiger. Dieser Dialog ist zu schwerfällig im Ausdruck, zu spitz strichelnd in der Technik, und zu direkt in der Zeichnung. Wenn es dem Verfasser gelänge, aus dem selbstlebendigen Wesen seiner Gestalten sich eine eigene Ausdrucksweise selbst zu schaffen, — viel naiver, frischer, voller; unmittelbarer und doch weniger direkt; weniger intellektuell; mehr auf die Melodie der Gestaltung vertrauend, als es vom einzelnen Wort erwartend — so würde seine Dichtung ihr Leben viel freier und glücklicher entfalten. Ich empfehle dem Dichter aufs Dringendste ein Studium Kleists.

Gertrud Prellwitz.

Wilhelm Porte. Die Mäcenatin. Ein Künstler-Roman. Mit dem Bildnis des Verfassers von Arthur Volkmann und einem Vorwort von Waldemar von Wasielewski. München. R. Piper & Co., Verlag. 1909.

Aus dem Vorworte von W. v. Wasielewski erfahren wir, daß der Verfasser des Romans ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und umfassender Bildung gewesen ist, der, frei von jeder beruflichen Fessel, litera-

ni[schen] und kunstwissenschaftlichen Studien gelebt hat und, kaum fünfzig Ja[hre] alt, im Jahre 1907 in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. gestorben ist — Eine jener stillen Existenzen, deren Bedeutung nur ihre Freunde ke[nnen], hat er sich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom dem kl[einen] Kreise von Künstlern angeschlossen, die abseits von der kampfesfr[ohen] Schar der Modernen standen und sich durch diese nicht irre machen ließen in ihrem Streben nach „einer klassisch geklärten, von anmutender Ruhe beherrschten Kunst“ und deren führende Geister der Maler Hans v. Marees und der Bildhauer Volkmann waren. Manches von dem, was er über Kunst- und andere Tagesfragen geschrieben hat, ist in angesehenen Zeitschriften erschienen, deren ständiger Mitarbeiter er war; anderes ist ungedruckt geblieben. Wäre dies auch der vorliegende Roman, der ein Niederschlag dessen ist, was er in Rom beobachtet und erlebt hat, würde sein Nachruhm kaum eine nennenswerte Einbuße erlitten haben. Gespräche über das Wesen der Kunst, über echte und unechte, über die materiellen und geistigen Faktoren, die einem ernststrebenden Künstler förderlich oder hinderlich sind, nehmen einen viel zu breiten Raum ein und vermögen nicht uns für die Armut der Handlung und die Alltäglichkeit der Menschen zu entschädigen, die uns darin vorgeführt werden. Der ungebildete wohlhabende Industrielle aus Frankfurt und seine Frau, die sich ohne einige Zerstreuungen, die sie ebenso gut hätten zu Hause haben können, in der ewigen Stadt herzlich langweilen würden, und die gebildete Tochter, die sich in einen armen jungen Künstler verliebt, ihren Eltern die Einwilligung zur Heirat mit ihm abringt und nachher sehr enttäuscht ist, als sie seine menschliche Bedingtheit erkennt und ihre idealen Erwartungen unerfüllt bleiben, sind doch gar zu verbrauchte Typen, und nur ein Seelenkundiger und Romandichter ersten Ranges, der Wilhelm Porte nicht war, hätte ihnen neue Seiten abgewinnen und uns für ihre Erlebnisse interessieren können. Zu Ehren der deutschen Künstlerkolonie in Rom muß man hoffen, daß Neid, Klatschsucht und Strebertum sich dort doch nicht ganz so widerlich geltend machen, wie er es schildert. Die Art, wie er die Professoren sprechen und mit einander verkehren läßt, kann unmöglich der Wirklichkeit entsprechen. Man lese (S. 132—149) nur die Schilderung des Festes, das der Künstlerverein dem Fürstlich Rummel-Bummelschen Geheimen Ober-Vor- und Eintragenden Rat Herrn v. Dünkelwurst auf Blasenheim veranstaltet, der in Rom im Auftrage Serenissimi einige Malerkerls engagieren soll, ihm eine Bilderchronik zur Geschichte seines Herrscherhauses zu liefern. Die ironisch-satirische Schilderung des Wettrennens um seine Gunst ist zum teil sehr ergötzlich, im ganzen aber doch zu wenig geistreich. Wortungeheuer wie „aaskrähenfiedrigblöder Düngerhausensinn“ und „adlerfittigsonnenhafte Vaterlandsliebe“ sind nicht witzig genug, um Heiterkeitserfolge zu haben. W. Portes Sprachkunst zeichnet sich überhaupt, um mit Fritz Reuter zu reden, mehr durch Fixigkeit als durch Richtigkeit aus. Was würde Wustmann sagen zu Stilblüten wie „eine zue Tür“, „ein vielwendiger Geist“,

„eine vorhabende Komposition“, „ein beiderseitig mit Buchs eingefaßter Weg“ und zahllosen ähnlichen? Fixigkeit im Schreiben ist gut, aber Richtigkeit ist besser. Aus einem Geleitwort, das der Verleger dem Roman mitgegeben hat, erfahren wir, daß das Manuskript desselben keinem Geringeren als Hans Thoma vorgelegen, und daß dieser Worte hohen Lobes dafür gehabt habe. Leider erfahren wir nicht, wie sie gelautet haben. Es läßt sich kaum annehmen, daß sie dem literarischen Werte des Buches gegolten haben; sie werden sich auf die Kunstgespräche beziehen, die in den Roman eingeschaltet sind, und deren Gehalt bedeutend genug ist, um ein gut Teil der erwähnten Schwächen aufzuwiegen.

Unterm Firnelicht. Ein Schweizer Novellenbuch. Mit einer Einleitung von Anna Fierz und den Dichterbildnissen. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. 1910.

Dieses Buch umfaßt sechzehn Novellen, oder richtiger Erzählungen, von Schweizer Schriftstellern, von denen die meisten noch ziemlich unbekannt im Deutschen Reiche sind. Es ist ein verdienstliches Unternehmen des Heilbronner Verlegers, sie in einen Band vereinigt zu haben und es dadurch dem deutschen Leser leicht zu machen, so manches frische und aufstrebende Talent kennen zu lernen, das ihm sonst vielleicht noch lange unbekannt geblieben wäre. Ohne den Dialekt zu gebrauchen, geben diese Schweizer uns in ihren Erzählungen bodenständige Zeit- und Lebensbilder, deren Realismus weder der Naturalismus noch die sogenannte Moderne angekränkelt hat, die hauptsächlich auf dem Boden und in der Luft der Millionenstädte gedeihen, vor denen die Schweiz bisher bewahrt geblieben ist. Ihr Hochdeutsch ist bildkräftig und plastisch; die Begebenheit, die sie erzählen, hat einen raschen Fortgang, und die Charakteristik der Personen, die sie uns vorführen, ist treffend und überzeugend. Den Erzählungen voran geht eine Abhandlung der Züricherin Anna Fierz; sie enthält eine sehr feinsinnige Wertung der Schweizer Dichter von heute und weist hin auf deren Zusammenhang mit den drei Großen, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, welche die Schweizer Erzählkunst in die Weltliteratur eingeführt haben.

Johannes Linnankeski. Das Lied von der glutroten Blume. Roman. Einzig berechtigte Übertragung von Helene Federn-Schwarz. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 1909.

Für den, der Finnland, das Land der Wälder und der Seen, aus eigner Anschauung kennt und mit dem Leben und der Denkweise seines Bauernstandes vertraut ist, wird der Roman großen Reiz haben. Indem er den von innerer Unrast getriebenen reichen Bauernsohn, der von Ort zu Ort zieht und überall die glutrote Blume heißer Liebe sucht, auf seinen

Abenteuerfahrten begleitet, wird er mit greifbarer Deutlichkeit vieles von dem, was er dort gesehen und erlebt hat, vor sich sehen: den Frühlingsglanz und die zauberhafte Schönheit der nordischen Wälder, die Holzflößer, die an den langen Sommerabenden an den Ufern der Wildbäche lagern, auf denen sie die gefällten mächtigen Baumstämme hinunterschwemmen und den Sagen lauschen, die einer der Genossen zu erzählen weiß, und die einsamen Bauernhöfe, deren Besitzer so hart und schweigsam sind und so eigenartige Begriffe von ihren Elternrechten haben. Wer aber nicht in Finnland gewesen ist, dem werden die Bilder, die der Roman ihm vorführt, nicht die Landschaftsbilder, die er mit einiger Phantasie leicht nachschaffen kann, sondern die Lebensbilder, so fremdartig anmuten, daß er keine rechte Freude an ihnen haben kann. Das Übermenschentum des Helden, der von Liebesabenteuer zu Liebesabenteuer eilt, ohne daß seine Sehnsucht nach der glutroten Blume gestillt wird, kann ihm kaum glaubwürdig erscheinen, und noch mehr wird er an der Lebenswahrheit der verschiedenen Mädchen zweifeln, die den bäuerlichen Don Juan lieben und sich in ihrer Anbetung und Demut ihm gegenüber nicht genug tun können. Es kann ja aber sein, daß der Verfasser des Romans sie nicht erfunden, sondern gefunden und sie dann künstlerisch verwertet hat.

„Willst den Dichter du verstehn,
Mußt in Dichters Lande gehn."

Eine Eigenart des Buches ist, daß nicht die Menschen allein darin leben und sprechen; wie im Märchen halten auch die Tiere und die Bäume des Waldes, die Häuser und die Hausgeräte Zwiesprach mit einander und begleiten, was sie sich zutragen sehen, mit ihrer Rede, wie der Chor die Handlung in der griechischen Tragödie. Im ganzen ein Werk, von dem sich nicht voraussagen läßt, welchen Anklang es in der deutschen Lesewelt finden wird.

Ludwig Brinkmann. Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch. Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening. Frankfurt a. M.

Der Titel des Buches „Eroberer", nach dem man erwartet, etwas von den Pionieren zu hören, welche die amerikanische Wildnis für die Kultur erobert haben, ist nicht so richtig wie der Untertitel „Ein amerikanisches Wanderbuch"; denn es gibt in einer Anzahl von dichterisch gestalteten Skizzen und Erzählungen die fein empfundenen Eindrücke wieder, die der Verfasser auf seinen Wanderungen von der Ostküste bis zum fernsten Westen und von dem Titanenwerk des Panamakanals in der tropischen Wildnis bis zu den unwirtlichen Gebirgen des höchsten Nordens gehabt hat. Vor vielen anderen Reisenden, die über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten geschrieben haben, zeichnet er sich durch einen hellen und freien Blick für alles aus, was dort groß, stark und schön ist und läßt

ihn sich nicht trüben durch die vielen häßlichen Auswüchse der amerikanischen Tatkraft und rücksichtslosen Spekulationswut. „Das eiserne Geschlecht", das durch Unterwerfung der Naturkräfte immer neue Eroberungen macht und seine Großtaten, wie z. B. den märchenhaft schnellen Wiederaufbau von San Franzisko, erfüllt ihn mit Bewunderung; aber mehr Freude als daran und an der wilden Jagd nach die Sinne betäubendem Genuß, die er in Coney Island, dem Tummelplatz des Massenvergnügens bei Newyork, kennen lernt, hat er an der Schönheit bisher noch unentweihter Einsamkeiten und an dem intimen Reiz weltabgeschiedener Städte wie Concord mit seinen schattigen, nur durch Vogelgezwitscher belebten Alleen und seinen stillen blütenumrankten Häusern, in denen einst Dichter und Philosophen wie Emerson und Thoreau und andere literarische Größen lebten und die verschiedenen Strahlen europäischer Kultur zu einem Brennpunkt amerikanischen Geisteslebens vereinigten. Ludwig Brinkmann findet für alles was er gesehen und erlebt hat, den passenden Ausdruck und weiß anschaulich zu schildern und unterhaltend zu erzählen. Er ist ein verständnisvoller Führer durch die neue Welt, und sein Wanderbuch wird manchem anregende und belehrende Stunden verschaffen.

M. Fuhrmann.

Politische Korrespondenz.

Die Hamburger Bürgerschaftswahlen.

Preußen erlebt jetzt die Ouvertüre eines Kampfes um das Wahlrecht und es kostet die Vorgefühle aus aller der Bitternis und wütenden Erregung die ein solcher Kampf über die Bürger bringt. Da erscheint vielleicht von lebhaftem Interesse ein Blick auf die Bürgerschaftswahlen der Elberepublik zu sein, die nichts anderes gewesen sind, denn ein Ringen um das Wahlrecht, ein Ringen, das aufs tiefste die Gemüter bewegt hat und mehr als neun Zehntel der Wähler an die Urne geführt. Ein Raum für eine kurze Betrachtung dieser Erscheinung kann auch deshalb wohl begehrt werden, weil Hamburg schließlich doch seiner Einwohnerzahl und mehr noch seiner Finanzkraft und wirtschaftlichen Größe nach ein deutscher Mittelstaat ist.

Die Erbitterung über das im Jahre 1906 eingeführte Zweiklassenwahlrecht an Stelle des vordem gültigen gleichen Wahlrechtes aller Bürger, neben dem Sonderwahlrecht der priviligierten Klassen der Grundbesitzer, den hohen Beamten, der Richter und der Deputationen, sowie anderer amtlicher Körperschaften gab den Wahlen ihr Gepräge, und auch die bemittelten Schichten waren in starkem Umfange von dem Widerwillen über die Wandlung in der Verfassung des Heimatstaates ergriffen. Von den zu wählenden 40 Abgeordneten zu den allgemeinen Wahlen sind demnach 24 erklärte Gegner der Verfassungsänderung, und auch von den 16 übrigen sind gleichfalls mehrere, die nicht gerade mit Entzücken das neue Wahlgesetz anschauen. Zu vergessen ist nicht, daß diese 16 ihre Mandate zum großen Teile nur der Verfechtung rein materieller Bezirks-, Standes- und Klassenliebhabereien sowie von egoistischen Zwecken verdanken, wie der Wünsche der Detaillisten, die den Warenhäusern und Konsumvereinen gram sind, der Handwerker, die ergrimmt sind, daß so viele auswärtige Gewerbetreibende und Künstler bei dem Neubau der Michaeliskirche herangezogen werden, der verschiedenen Beamtenkategorien, der „positiven Christen", der ultramontanen Katholiken, der orthodoxen Juden, von Antisemiten usw.

Die rücksichtslose Wahrnehmung der Partikularneigungen von den verschiedenartigsten Interessentengruppen ist überhaupt ein Charakteristikum der jetzigen Wahlen, das nur sich geltend machen kann, weil das neue Proportionalwahlrecht mit seiner Möglichkeit von riesigen Listen einen günstigen Boden dafür geschaffen. Hier liegt eine Tatsache vor, die der genauesten Aufmerksamkeit aller Deutschen sicher sein sollte. Wir gestehen, wir hingen früher der Verhältniswahl an, weil der Gedanke der Vertretung auch der Minderheiten etwas Bestechendes hat, wir sind aber aus den Erfahrungen in Hamburg heraus eines Besseren belehrt worden. Allerdings, die Kirchturmsinteressen eines Stadtteiles treten etwas zurück, ohne aber in erheblichem Maße zu verschwinden. Dafür springt aber die Verteidigung der eben erwähnten Eigengelüste ein in einer Weise, die viel verderblicher für die Bewahrung der Achtung vor der Allgemeinheit ist. Die Bürgerschaft droht sich allmählich, und das ist die unheimliche Eventualität, in zahllose Einzelklüngel aufzulösen, von denen jeder lediglich auf seinen besonderen Vorteil sieht und die Sorge für die Allgemeinheit einer überflüssigen Sache gleichachtet. Handwerker, Krämer, Zigarrenhändler, Arbeiter, Zollbeamte, Volksschullehrer, Oberlehrer, Schutzleute, Militäranwärter, Juden, orthodoxe Protestanten, Ultramontane, Schlachtermeister usw., alle denken allein an sich, sinnen nur darauf, wie sie sich zusammentun können, um ihre Stimmen auf den Mann ihres Vertrauens zu sammeln. Sie haben im Auge nur ihr kleines persönliches Ich. „Meine Politik ist die, wie ich am besten blanke Taler bekommen kann." Also sagte in einer Versammlung ein Zöllner.

Gott behüte unser Deutschland und Preußen vor dem Proportionalwahlrecht, mit dem einige wohlmeinende Freunde einer vermeintlichen Gerechtigkeit uns beglücken wollen. Es würde das Grab werden für die Entwicklung eines wahrhaften politischen Geistes, ebenso wie es in Hamburg geschehen ist mit den Bestrebungen, mit nationalliberalem Empfinden die alten historischen, spezifisch hamburgischen Parteien zu erfüllen. Diese Bestrebungen haben bisher weiter nichts zuwege gebracht, als wie den Gegnern und Neidern der nationalliberalen Partei Gelegenheit zu geben, von einer Niederlage der Nationalliberalen zu reden, weil die Feinde des Klassenwahlrechtes gesiegt haben. Nichts ist falscher als das. Die unterlegenen Parteien sind in der Hauptsache, soweit sie nicht aus den eben geschilderten Politikern des Ichtums bestehen, ein buntes Gemenge von Leuten, die anderswo die Kadres der „Wirtschaftlichen Vereinigung" und der „Mittelstandspartei" bilden, von Orthodoxen und von „freihändlerischen Konservativen", d. h. von Männern, die sich von den Ostelbiern der „Kreuz-Zeitung" nur durch ihre Anhänglichkeit am Freihandel und an der Finanzpolitik des Hansabundes unterscheiden. Beispielsweise frug ein Kandidat dieser Richtung entrüstet, wo denn das Reaktionäre bei den preußischen Konservativen sei, und ein anderer Redner erklärte, daß sie von diesen Konservativen nur eine andere Anschauung der Wirtschaftspolitik trenne. Ihr

Lieblingsorgan sind die Todfeindin des Nationalliberalismus, die „Hamburger Nachrichten“, womit genug gesagt.

Eine andere Merkwürdigkeit an dem Wahlergebnis, einem tollen Fastnachtsscherze gleich, ist, daß die Verfassungsänderung mit all' ihrem Trubel und ihren ärgerlichen und beschämenden Folgerungen gänzlich überflüssig war. Denn die Ziffern haben erwiesen, daß die Sozialdemokratie gar nicht imstande ist, die Bedeutung in der Bürgerschaft sich zu erobern, welche man bei dem alten Wahlgesetze befürchtete und weswegen man es umstieß. Es steht nunmehr unweigerlich fest, daß die Sozialdemokratie bei dem früheren Wahlverfahren im schlimmsten Falle 25—30 Sitze im Staatsparlamente zu erstreiten vermocht hätte, von 160 Mitgliedern!

Die Triumphatoren sind nicht die Roten, trotzdem jetzt der durch die Begebenheiten des vorigen Sommers erzeugte Unfriede die Lande durchzieht, nein, es sind die sogenannten „Vereinigten Liberalen“, eine neue, spezifisch hamburgische Wahlreformpartei, die man fälschlich im Reiche für eine Truppe des reichspolitischen Freisinns hält. Gewiß, sie sind ursprünglich entsprossen den freisinnigen Organisationen, aber erst nachdem sie die mehr rechtsstehenden Teile, die für die Wahlrechtsänderung eintraten, aus Angst vor den Sozialdemokraten, abgestoßen hatten. Später sind in Menge nationalliberale und andere gemäßigte Elemente zugeflossen, in solcher Zahl, daß bei den letzten Reichstagswahlen die Kandidaten, welche von den freisinnigen Vereinen auf den Schild erhoben waren, mit einem Male den weitaus größten Teil der bürgerlichen Wählerscharen hinter sich hatten, während sie sonst eine sehr bescheidene Stimmenmenge auf sich sammelten: sie wurden eben als Bekämpfer des verhaßten Klassenwahlrechtes von den meisten Nationalliberalen gewählt. Die Meinung dieser Nationalliberalen verkündigte der hervorragendste nationalliberale Politiker Hamburgs, Dr. Semler, als er 1906 in seiner damaligen Eigenschaft als Mitglied der Bürgerschaft gegen das Gesetz votierte und später seine gegnerischen Ansichten darüber von der Tribüne des Reichstags herab aussprach. Und es würde Freude in den nationalliberalen Reihen erregen, wenn die offizielle nationalliberale Parteiorganisation, in Uebereinstimmung mit der Gesinnung der Mehrheit der Nationalliberalen, kräftig und entschieden die Rückführung des Wahlrechtes auf den Stand v o r 1906 beantragen wollte. Den sicheren Erfolg einer solchen befreienden Tat hätte sie 1912 zuerst zu erwarten. Dies haben die Wahlen klar gemacht: die breiten Volksmassen, die handarbeitenden wie die dem Mittelstande angehörenden, beide außerordentlich empfindlich gegen jede Minderbewertung ihres Stimmrechtes, sind stets geneigt, bei Wahlrechtskämpfen sich auf die Seite der entschiedenen Reformparteien zu schlagen und leichten Sinnes die altgewohnten Parteigebilde zu verlassen, wenn sie versagen in derlei Fragen, die ihnen dünken, der Angelpunkt aller Politik zu sein. Dies werden die preußischen Parteien auch erfahren — **und darin liegt die Mahnung der Hamburger Bürgerschaftswahlen, die deshalb gerade die Beachtung ganz**

Deutschlands verdienen —, die einer gründlichen Verbesserung des preußischen Wahlrechts widerstreben. Selbst die starrste Behauptung rücksichtsloser Klasseninteressen, wird nicht vermögen, das Unheil irgendwie aufzuhalten. Kuno Waltemath.

Systemwechsel in Ungarn?

Im Mai vergangenen Jahres tat der ungarische Kultusminister Graf Apponyi den Ausspruch, die politische Lage sei äußerst kritisch und sehr gefährlich, man müsse immer auf dem Sprung sein. Nun endlich ist das „Uebergansministerium“ von nahezu vierjähriger Lebensdauer, dem der Kalksburger Jesuitenzögling Graf Apponyi in erster Linie seinen Charakter gab, wirklich über die Klinge gesprungen, um nach menschlichem Ermessen in dieser oder ähnlicher Zusammensetzung nie wiederzukehren. Seit Apponyi jenen Kassandraruf ertönen ließ, hat sich die Kossuthpartei gespalten und die Verfassungspartei aufgelöst, und Graf Khuen-Hedervary, der von den Achtundvierzigern älterer und neuerer Prägung bestgehaßte Mann in Ungarn, ist der Herr der Situation.

Das Kabinett Wekerle-Apponyi-Kossuth war berufen worden, um das allgemeine Wahlrecht einzuführen. Tatsächlich hat es diese Aufgabe nie erfüllen wollen. Dagegen nahm es alle Kraft zusammen, um auf siebenundsechziger Grundlage achtundvierziger Ideale zu verwirklichen: es sollten zunächst, altem Brauch gemäß, militärische Zugeständnisse vom Hofe erpreßt werden, und als das nicht ging, versuchte man es mit der Banktrennung, damit vorläufig wenigstens auf finanziellem Gebiet die Losreißung von Oesterreich in die Wege geleitet werde. Man fand aber in Wien einen bisher unerhörten Widerstand. Auf das war man nicht gefaßt. Immer hoffte man, Wien schließlich doch auszuhungern, aber diesmal gelang es nicht. Wenn nicht alles täuscht, ist dort in der Tat ein Umschwung eingetreten; Wien hat es allgemach satt bekommen zuzusehen, wie eine Regierung nach der andern, angeblich auf der Basis des Ausgleichs von 1867 stehend, zielbewußt dem reichsfeindlichen Kossuthismus in die Hände arbeitet. Das ist seit etwa 40 Jahren immer so gewesen; die Bürger des Landes wußten es, aber die vollkommenste Probe auf das Exempel konnte erst gemacht werden, da die Kossuthisten als weitaus stärkste Partei in der — nunmehr vollständig atomisierten — Koalition endlich selbst ans Ruder kamen. Vermöge ihrer Vergangenheit einerseits und vermöge ihres gouvernementalen Berufs anderseits sah sich die Partei nun genötigt, nach oben wie nach unten Versprechungen zu machen, die sich von vornherein gegenseitig aufhoben. Schließlich war es ein offenes Geheimnis, daß die Regierung nur deshalb nicht ging, weil es sich — in Ungarn ganz besonders — wesentlich angenehmer leben läßt, wenn man Minister ist, als von der politischen Privatpraxis. Allmählich konnte die Doppelzüngigkeit der

Politik auch dem langmütigen und schwer getäuschten Monarchen, der stets als „konstitutioneller König" gegen den Kaiser und obersten Kriegsherrn ausgespielt wurde, nicht mehr verborgenbleiben. Die Ernennung des Grafen Khuen-Hedervary ist eine offene Kriegserklärung gegen das bisherige System und wird auch von den kossuthistischen Leidtragenden als solche empfunden. Sie wittern Morgenluft und sagen es ganz offen, dahinter stecke der Thronfolger Franz Ferdinand, der bei der letzten Krise auch in aller Form beteiligt war. Was er bei dem offiziellen Empfang des neuen Kabinettchefs, der unmittelbar nach dessen Betrauung mit der Kabinettsbildung erfolgte, gesprochen, entzieht sich natürlich der Oeffentlichkeit, aber selbstverständlich geschah diese Fühlungnahme auf Wunsch des Kaisers, der als Achtzigjähriger wohl das Bedürfnis haben mag, die Last der Verantwortung nicht mehr allein auf den Schultern zu tragen, besonders nicht in einem Augenblick, wo das Staatsschiff — vielleicht auf lange Zeit hinaus — einen andern Kurs einschlagen soll.

Der neue Ministerpräsident macht, wenn nicht alles trügt, Ernst mit diesem Kurs. Ohne eine einzige der in Frage kommenden Parteien hinter sich zu haben, übernimmt er die Regierung. Aber er versteht sich auf das Geschäft noch von seiner Praxis in Kroatien her, wo er als verfassungsmäßiger Vertrauensmann der Krone zwanzig Jahre absolutistisch sich zu behaupten vermochte. Man muß diesen Mann im ungarischen Reichstag gesehen haben, um seinen Mut und seine Kaltblütigkeit, die er der wildesten Leidenschaft entgegensetzt, voll würdigen zu können. Vor etwa 7 Jahren war es, als er wieder berufen wurde, den arg verfahrenen Staatskarren ins richtige Geleis zu bringen. Damals scheiterte der Versuch, weil Khuen-Hedervary durch den Uebereifer eines Freundes, des damaligen Gouverneurs von Fiume, — ob mit oder ohne Schuld, ließ sich damals nicht feststellen — in eine politische Bestechungsaffäre verwickelt wurde. Die Sache kam vor eine parlamentarische Untersuchungskommission, die den Ministerpräsidenten auf Herz und Nieren prüfen sollte. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er den hohen Gerichtshof — der spätere Justizminister Polonyi figurierte als Cato — behandelte; mit souveräner Ruhe, die brennende Zigarre lässig in der Hand haltend, antwortete er auf die verfänglichen Fragen so nebenbei als ob es sich um irgend eine belanglose Bagatelle handelte. Das Ende war allerdings sein Rücktritt, aber man hatte doch immer das bestimmte Gefühl, daß Graf Khuen von Wien nicht endgültig fallen gelassen, sondern für einen günstigeren Moment vielleicht als stärkste Reserve zurückgestellt sei.

Nun hat er die Zügel wieder gefaßt; einsam auf den Plan tretend, aber seiner Sache gewiß. Zunächst räumt er unter den Obergespänen auf, den zuverlässigsten und mächtigsten Wahlmachern Ungarns. Kaum ist er an der Arbeit, so wird einer seiner Minister, Hieronimy, in einem Wahlkreis, der den Kossuthisten gehörte, in Zips-Neudorf, einstimmig zum Abgeordneten gewählt; der Kandidat der Unabhängigen, der alte Obergespan

in eigner Person, tritt von der Bewerbung lautlos zurück. Die neuen Obergespäne eigener Zucht und Wahl werden gewiß nicht schlechter arbeiten. Der Erfolg des neuen Kurses läßt nicht lange auf sich warten. Den Volksvertretern, die bis jetzt an der Krippe der Regierung standen, wird bange, die Verfassungspartei löst sich auf, und die allermeisten ihrer Angehörigen erkennen mit einem Male die staatsmännische Begabung des eben im Parlament niedergeschrienen Trabanten und Lakaien Wiens; die neue Regierungspartei ist gesichert, bevor sie noch einen Namen hat, bevor ihr Programm bekannt ist. Nur eins erfährt man sofort von ihrem Führer: er bekennt sich als treuen Anhänger des Dualismus und des allgemeinen Wahlrechts. Das genügt allerdings, um ein ganzes Heer von Gegnern auf die Beine zu bringen, und Graf Khuen muß sich darum auch dort nach Anhängern umsehen, wo man sie unter dem früheren Regime nicht zu suchen pflegte.

Wer nur einigermaßen vertraut ist mit der traditionellen Stellung der führenden magyarischen Politiker zur Nationalitätenfrage, wird zugeben, daß seit dem Jahre 1867 noch nie ein ungarischer Ministerpräsident sich über diesen Gegenstand in der Art ausgesprochen hat, wie es Graf Khuen dem Sprecher der Nationalitätenpartei, dem rumänisch-nationalen Reichstagsabgeordneten Dr. Mihali, gegenüber tat, da dieser — kurz nach der Ernennung des Ministerpräsidenten und dessen Aufforderung Folge leistend — bei ihm vorsprach. Nach einem Bericht des Temesvarer „Deutsch-ungarischen Volksfreunds", der als Organ der Ungarländischen Deutschen Volkspartei mit der Nationalitätenpartei in Fühlung steht, erklärte bei dieser Gelegenheit Graf Khuen wörtlich, „er (der Ministerpräsident) verurteile in entschiedener Weise alle bisherigen politischen Systeme, die in der Nationalitätenfrage angewendet wurden, angefangen vom alten Tisza bis zu Stephan Tisza, welch letzterer übrigens jetzt ganz andre Anschauungen in dieser Frage habe." Graf Khuen versicherte, „er werde diese Frage in der liberalsten Art behandeln", und fuhr dann fort: „Gegenwärtig kann ich mich in keine Einzelheiten einlassen; ich betone aber, daß ich niemals eine Unduldsamkeit zulassen werde, weder auf kulturellem noch auf rein nationalem Gebiete. Ich verstehe, daß mir die Nationalitätenpartei kein Vertrauen votieren kann, daß sie zu einer Reserve gezwungen ist, solange sie nicht durch die Taten der Regierung von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt sein wird. Ich kenne alle Ungerechtigkeiten und Gesetzwidrigkeiten, denen die Nationalitäten ausgesetzt waren, besonders auf dem Verwaltungsgebiete; ebenso kenne ich die Verfolgungen der Nationalitätenpresse. Nicht nur ich, sondern auch meine Kabinettskollegen sind überzeugt, daß die Nationalitätenfrage ganz anders behandelt werden muß. Auch die Uebergehung der nationalistischen Abgeordneten bei der Wahl in die parlamentarischen Ausschüsse ist mir bekannt, und ich erkläre, daß ich dafür sorgen werde, daß hinkünftig alle Parteien des Parlaments gleiche Beachtung finden."

Auch die Erwiderung des Dr. Mihali ist außerordentlich bemerkens-

wert; er betonte, daß „die Nationalitätenpartei unentwegt auf der Basis der *aufrichtigsten Loyalität zur Dynastie* stehe“ und fuhr dann fort: „Schmerzlich ist es, Exzellenz, daß seit vier Jahrzehnten diese unsere dynastische Politik nicht nur nicht entsprechend gewürdigt wurde und das rumänische Volk keinerlei Schutz in seinen berechtigten kulturellen und nationalen Bestrebungen gefunden hat, sondern im Gegenteil schrittweise in seiner Entwicklung auf diesen Gebieten gehemmt wurde, so daß wir jetzt, als reine Beute des magyarischen Chauvinismus, uns gänzlich verlassen fühlen. Das Regierungssystem erweist sich uns gegenüber als Verfolgungssystem, das unsere natürliche Entwicklung gewaltsam hemmen will. Das Volk und seine Führer fragen sich nunmehr staunend: Wie lange sollen wir noch eine so nutzlose Politik fortsetzen? Wir, die in dieser traditionellen dynastischen Politik groß geworden sind, halten sie noch aufrecht. *Die kommende Jugend stürmt aber vorwärts.* Und wenn die Dinge nicht geregelt werden sollten, wenn die Verfolgungen fortdauern werden, dann *werden die nächsten Generationen andere Wege einschlagen.* Ich weiß dann nicht, wo die Kraft zu finden sein wird, die sie in dem Geiste der gegenwärtigen Solidarität zusammenhalten wird, in dem Geiste unseres sprichwörtlichen Dynastizismus.“

Graf Khuen gab hierauf die erneute Versicherung, „daß sich alles zum guten wenden werde und daß die Rumänen keinerlei Grund finden würden, den Weg ihrer traditionellen Politik zu verlassen“. Er schloß die Unterredung mit den bedeutsamen Worten: „Seien Sie versichert, daß Se. *Majestät die Sachlage gründlich kennt und daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo alle Nationen die schützende Hand des Monarchen gleichmäßig fühlen werden.*“

Mehr kann man von einem ungarischen Ministerpräsidenten nicht erwarten. Wenn Graf Khuen wirklich die Absicht hat, seine Worte zur Tat werden zu lassen, dann kann die Zeit seiner Regierung von epochaler Bedeutung nicht nur für Ungarn, sondern für die ganze Monarchie werden. Viel zurückhaltender äußerte sich die neue Regierung freilich in ihrem „Aufruf an das Volk“. Hier wurde vor allem ein Hinweis auf die versprochene Einführung des allgemeinen Wahlrechts vermißt; auch die Nationalitätenfrage ist hier nicht berührt worden. In der gründenden Versammlung der neuen Regierungspartei, die jetzt den Namen Nationale Arbeitspartei angenommen hat, wurde diese Frage wenigstens gestreift. Immerhin haben die Aeußerungen des Ministerpräsidenten dem Führer der Nationalitätenpartei gegenüber bei den Nichtmagyaren tiefen Eindruck gemacht. Die rumänische Presse erinnert mit besonderem Nachdruck daran, daß der politische Kampf der Rumänen nicht gegen das Magyarentum als solches gerichtet sei und daß das rumänische Volk gern mit den Magyaren Hand in Hand arbeiten werde, wenn es eine gerechte Behandlung zu erwarten habe. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen auffälligen Stimmungswechsel auf die Einwirkung des Grafen Khuen zurückführt, der sich natür-

sich nicht mit dem gesamten Magnatentum überwerfen will und der [illegible] billigen Forderungen der Nichtmagnaten nur erfüllen kann, wenn [illegible] nicht in schroffen Gegensatz zum magnatischen Wolf stellen. [illegible] Verhältnis der Regierung zu den Nichtmagnaten wird daher [illegible] dingt werden durch das Maß an politischem Takt, der von [illegible] geübt werden wird. Es wird viel auf die Form ankommen, in der [illegible] nichtmagnatischen Parteien mit ihren Wünschen hervortreten.

Eine bedenkliche Bundesgenossenschaft verbindet den Grafen [illegible] dem Grafen Stephan Tisza, der nicht nur als ein offener [illegible] allgemeinen Wahlrechts bekannt ist, sondern als Ministerpräsident [illegible] Reihe härtester Maßnahmen seiner Regierung gegen die [illegible] durch seinen Namen gedeckt hat. Tisza hat sich wohl an [illegible] angeschlossen, um das neue Wahlrecht für diejenigen, die [illegible] zugewiese sich der politischen Rechte erfreuen, durch seine [illegible] Reformwerke möglichst unschädlich zu machen. [illegible] Auf Dauer nicht unterdrücken können, und dann [illegible] [illegible]

Die [illegible] und die Diamanten

[illegible]

Daß der Staatssekretär die Absicht hatte, der Kolonialgesellschaft eine erneute Sicherstellung ihrer Ansprüche zu gewähren, war bekannt. Wie bereits in der vorigen Korrespondenz erwähnt, hatte das Bezirksgericht in Lüderitzbucht entschieden, daß die Sperrverfügung des Kolonialamts vom 22. Dezember 1908 nicht die von seiten des Staatssekretärs angenommene und beabsichtigte rechtliche Wirkung besaß: der Kolonialgesellschaft die Möglichkeit des Erwerbs dauernder Abbaurechte auf Diamanten innerhalb des Sperrgebiets zu sichern. Bei der temperamentvollen Entschiedenheit, mit der sich der Staatssekretär alsbald nach diesem Beschluß dahin geäußert hatte, daß er sich für verpflichtet halte, die Kolonialgesellschaft nunmehr auf einem andern Wege in den Genuß der beabsichtigten Zuwendung zu setzen, war eine dahingehende Aktion in der Tat bald zu erwarten. Schon während des Schlusses der Debatten zum südwestafrikanischen Nachtragsetat hatte der Staatssekretär von dem bevorstehenden neuen Vertrage gesprochen und angedeutet, daß er große Vorteile für das Reich bringen würde. Verschiedene Abgeordnete baten daraufhin, der Vertrag möge vor der Vollziehung noch der Butgetkommission vorgelegt werden. Diesem Wunsche gegenüber betonte der Staatssekretär zunächst nachdrücklich sein prinzipielles Recht, den Vertrag auch ohne Hinzuziehung des Reichstags mit der Kolonialgesellschaft abzuschließen, erklärte sich aber schließlich trotzdem zur Vorlage bereit. Nach dem Ergebnis der vorhergehenden Tage sowohl in der Budgetkommission als auch im Plenum des Reichstags, das, wie es schien, nur als ein unbedingtes Vertrauensvotum für die Diamantenpolitik Dernburgs aufgefaßt werden konnte, schien auch die Besprechung des neuen Vertrages, dessen wesentlicher Inhalt gleichzeitig in der Frankfurter Zeitung publiziert wurde, nur mehr die Bedeutung einer Formalität, einer Liebenswürdigkeit gegen die Budgetkommission, zu haben. Am 26. Januar wurde der Vertrag der Kommission vorgelegt. Gleich der erste Paragraph besagte, daß die Sperre für das ursprüngliche Diamantengebiet zwischen dem Oranjefluß und dem 26. Grad südlicher Breite nicht nur über den 1. April 1911 hinaus bestehen bleiben, sondern daß sie sich außer auf Diamanten, auch noch auf alle übrigen Mineralien erstrecken solle: zu alleinigen Gunsten der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Die ausdrückliche Einbeziehung der anderen Mineralien sollte den Einspruch des südwestafrikanischen Gerichts, das es für unmöglich erklärt hatte, auf Grund der kaiserlichen Bergordnung dauernde Abbaurechte auf Diamanten allein zu verleihen, beseitigen. § 2 lautete: „Das Kolonialamt behält sich vor, das Gebiet vom 26. Grad bis zum Kuiseb ebenfalls zu sperren. Die Sperre soll in diesem Falle zugunsten des Fiskus und der Kolonialgesellschaft erfolgen . . ." Der Kuiseb ist das große Rivier, das gleich südlich von Swakopmund in die englische Walfischbai mündet, aber wie auch die übrigen südwestafrikanischen „Flüsse" nur äußerst selten Wasser bis ins Meer führt. Die Gesamtfläche des neu projektierten Sperrgebiets zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb wäre ungefähr ebenso groß

gewesen, wie die zwischen dem 26. Grad und dem Oranje, ca. 3 [illegible]
Hier sind nach der Entdeckung der Lüderitzbuchter Felder noch eine ganze
Anzahl von Diamantvorkommen festgestellt worden: An der Spencerbucht,
bei den Osterklippen, bei Hollams Vogelinsel, am „Schwarzen Felsen" und
an der Empfangnisbucht (Konceptionbay). An diesen Plätzen haben eine
große Anzahl von Schurfexpeditionen und Gesellschaften Felder belegt und
Bergwerksberechtigungen erworben, und zwar auf Grund der [illegible]
Bergordnung. Auch dieses ganze Gebiet fiel ursprünglich unter das Berg-
werkseigentum der Kolonialgesellschaft, da aber die Sperrverfügung vom
22. September 1908 nur bis zum 26. Grad südlicher Breite reichte,
trat für die nördlich davon gelegenen Striche zum 1. Oktober 1908 das
Abkommen mit der Kolonialgesellschaft in Kraft, wonach das Recht zur
Ausübung der Bergrechte innerhalb des Gesellschaftsgebiets [illegible]
vor dem 22. September 1908 bereits eine Vermutung darüber bestand,
daß die Diamanten im Küstengebiet soweit nach Norden vorkommen,
wäre die Sperre höchstwahrscheinlich gleich anfangs bis zum [illegible]
ungefähr über die Hälfte der gesamten Küstenerstreckung Südwest[illegible]
gedehnt worden. Da das nicht geschah, so haben die [illegible]
dem Kuiseb und dem 26. Grad bisher Bergrechte erwerben können [illegible]
in der Ausbeutung der bereits erworbenen Felder hatten sie natürlich
durch die nachträgliche Ausdehnung der Sperre nicht beeinträchtigt [illegible]
können. Wohl aber hatte es diese unmöglich gemacht, daß [illegible]
zwischen dem Kuiseb und dem 26. Grad von dem Moment der [illegible]
Sperrverfügung ab noch weitere Rechte erhalten. Die [illegible]
deutung dieses weiteren Ausschlusses privater Tätigkeit hätte sich [illegible]
sehr verschieden gestalten können, je nachdem, ob sich neue [illegible]
Diamantfunde zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb [illegible]
oder nicht. Darüber läßt sich vorläufig noch gar keine bestimmte [illegible]
[illegible]. Es hängt das mit der Unsicherheit über die Natur des [illegible]
Diamantvorkommens an der [illegible] Küste zusammen [illegible]

[illegible]

stimmte Zwecke verfolgt werden. Auf jeden Fall aber muß die prinzipielle Möglichkeit zugegeben werden, daß unter Umständen die Ausdehnung der Sperre bis zum Kuiseb sehr weittragende, materielle Folgen haben konnte, wenn nämlich weiter nach Norden über die jetzt belegten Punkte hinaus noch neue bedeutende Funde sich ereigneten.

§ 6 besagte: Die deutsche Diamantgesellschaft (bei der die Kolonialgesellschaft 4/5 der Anteile besitzt) beteiligt nach Auszahlung von 20 % Dividende an die Anteilseigner an dem dann noch überschießenden, zur Verteilung gelangenden Gewinn (Abschreibungen vorbehalten!) den Fiskus mit 25 %. Bei Liquidation erhalten die Anteilseigner zunächst 120 % des Stammkapitals und von der dann noch vorhandenen Masse der Fiskus gleichfalls 25 %. Der dem Fiskus eingeräumte Anspruch auf Beteiligung an dem Gewinn der Diamantgesellschaft bzw. der Kolonialgesellschaft, sowie sein Mitanrecht an die Liquidationsmasse erlischt, sobald an ihn im ganzen acht Millionen Mark auf Grund der vorerwähnten Beteiligung gezahlt worden sind.

In § 7 übertrug die Kolonialgesellschaft ihr Landeigentum nördlich des Kuiseb, ca. 30000 qkm, mit einigen nicht unerheblichen Ausnahmen und Vorbehalten an den südwestafrikanischen Fiskus.

Die übrigen Bestimmungen können hier auf sich beruhen bleiben, da jener Vertragsentwurf ja keinesfalls mehr Wirklichkeit werden wird und sie keine Bedeutung erster Ordnung besaßen.

In diesem Vertrag war eigentlich so gut wie alles zugunsten der Kolonialgesellschaft und nur ein Minimum zugunsten des Staates stipuliert. Die 30000 qkm zwischen dem Kuiseb und dem Ugab-Rivier, das die Nordgrenze des Gebiets der Kolonialgesellschaft bildet, sind zu mehr als 80 % wirtschaftlich wertlos, eine vollkommene Wüste. Die zu Farmzwecken etwa brauchbaren 5000—6000 qkm können nach ihrem heutigen Wert mit 1 bis $1^1/_2$ Mark für den Hektar eingeschätzt werden, d. h. also mit einem Gesamtwert von 600000 bis 700000 Mark. Die Begrenzung des fiskalischen Gewinnanteils auf höchstens 8 Millionen ist so, wie die Bestimmung dasteht, eine einfache Unbegreiflichkeit. Es ist nirgends gesagt, daß die Gewinne der Kolonialgesellschaft und ihres Ablegers, der Deutschen Diamantgesellschaft, nicht Hunderte von Millionen, ja vielleicht im Laufe der Zeit selbst Milliarden betragen können. Dazu wäre nichts weiter nötig, als daß primäre Lagerstätten von Diamanten mit einem ähnlichen Reichtum an Steinen wie die Minen von Kimberley oder Pretoria aufgefunden werden. Man kann der Meinung sein, daß solche Funde unwahrscheinlich sind, aber sie für ausgeschlossen zu halten, liegt kein Grund vor. Ein Paragraph, der den fiskalischen Gewinnanteil auf 8 Millionen Mark begrenzt, besagt also etwa folgendes: Sollte es sich bei den südwestafrikanischen Diamanten um ein Vorkommen von relativ beschränktem Wert handeln, so bekommt der Fiskus seinen Anteil; sollte es sich aber herausstellen, daß wirklich sehr bedeutende Werte vorhanden sind, so bekommt er nichts mehr!

Einen solchen Pakt schließt man überhaupt nur dann, wenn man [illegible] ihn schließen zu müssen. Eine andere Erklärung, als diese ist für die [illegible] herige Diamantenpolitik des Staatssekretärs überhaupt schwer denkbar. [illegible] wäre denkbar, daß er den Preis für den Ankauf der Otavibahn [illegible] weil ihm unbekannt geblieben war, wie es zur Zeit mit dem [illegible] Tsumeb auf der dritten Sohle aussieht; es ist vielleicht auch noch [illegible] daß er einen ganz schlechten Vertrag, wie den vor 2 Jahren mit der [illegible] West African Company abschließt, weil er Gründe zu haben [illegible] lischen Kreisen eine besondere Liebenswürdigkeit zu erzeigen. [illegible] Dernburgs Verhalten gegenüber der Kolonialgesellschaft betrifft, so [illegible] kaum eine andere Erklärung übrig, als daß die Gesellschaft den [illegible] en mit der Drohung operiert hat, sie würde, sobald man [illegible] verlangte, die Rechtsgültigkeit des [illegible]vertrages vom [illegible] betreffend ihre Bergrechte an den Fiskus, anfechten, und daß der [illegible] sekretär geglaubt hat, dieser Drohung Gewicht beilegen zu müssen. [illegible] dann ja auch in dem von der Gesellschaft [illegible] Kölnischen Zeitung vom 29. Januar offen ausgesprochen worden [illegible] nicht mit dem gewünschten Erfolge, sondern einzig mit dem [illegible] der Reichstag wie ein Mann gegen diese Zumutung [illegible] die Gesellschaft sich plötzlich dem Kolonialamt so [illegible] Ungnade in die Hände gegeben sah. Sie ist jetzt [illegible] genannten [illegible] bereit als früher. Hätte [illegible] Budgetkommission ins Mittel gelegt, so hätten wir einen [illegible] Kolonialgesellschaft bekommen, der [illegible] Staatssekretärs doch direkt in eine Reihe mit den [illegible] Fehlern unserer Kolonialverwaltung in der [illegible] erhalt hatte.

Über die [illegible] des Dernburgschen [illegible] Budgetkommission am 28. Januar und die [illegible] [illegible]

[illegible]

Wenn jemals sich ein kolonialer Beamter ein entscheidendes Verdienst erworben hat, so ist es dieser Mann. In seinem, die Ansprüche der Kolonialgesellschaft auf Verleihung dauernder Abbaurechte trotz des gegen ihn tobenden Sturmes ruhig und scharf zurückweisenden Urteil hat er dem Reich, wie sich jetzt herausstellt, viele Millionen gerettet. Der ganze Hergang der Ereignisse zeigt aber deutlich, wie gefährlich es sein kann, Verträge von einer derartigen Tragweite der Mitwirkung des Reichstags zu entziehen. Die hohen Verdienste des Staatssekretärs um den Fortschritt unseres gesamten Kolonialwesens stehen unzweifelhaft fest, und es kann gar nicht entschieden genug betont werden, daß wir gerade seiner Persönlichkeit, seiner besonderen Art des Auftretens es verdanken, daß die Kolonien jetzt in drei Jahren populärer geworden sind, als vorher in dreiundzwanzig. Auf der anderen Seite aber muß nach der Probe, die wir jetzt eben in der Diamantenfrage erlebt haben, doch zugegeben werden, daß die Art der Behandlung der Geschäfte durch den Staatssekretär unter Umständen auch große Gefahren und die Möglichkeit direkter Schädigungen der Reichsinteressen in sich birgt. Man wird annehmen dürfen, daß gegenwärtig mit der Kolonialgesellschaft auf einer ganz neuen Grundlage verhandelt wird, und daß der neue Vertrag ein Vielfaches an Vorteilen für den Staat gegenüber dem alten bringen wird. Hiernach aber wird der Staatssekretär nicht mehr verlangen dürfen, daß alle an den Kolonien interessierten Kreise seinem Urteil und seinem Willen ohne weiteres folgen. Daß im Kolonialamt auch heute noch mitunter Unbegreiflichkeiten vorgehen, habe ich andeutungsweise schon einmal bei Gelegenheit jenes Vertrages mit der South West African Company vor einem Jahre bemerkt. Diese englische Gesellschaft besitzt Minenrechte in einem großen Teil des Nordens von Südwestafrika. Sie besaß aber nur innerhalb ihres engeren Konzessionsgebiets, um die Kupferlager von Tsumeb, Otavi und um Grootfontein das direkte Bergwerkseigentum. Das Kolonialamt hat ihr gegen praktisch so gut wie wertlose Scheinzugeständnisse das entscheidende Recht verliehen, nicht nur im engeren, sondern auch im ganzen weiteren Konzessionsgebiet durch das übliche bergrechtliche Verfahren an allen etwaigen Fundstellen das für den Bergwerksbetrieb notwendige Land *enteignen zu lassen. Hierdurch haben die Minenrechte der Gesellschaft überhaupt erst greifbaren Wert erhalten.* Als Gegenleistung hat Gesellschaft „Schürffreiheit“ in ihrem *ganzen weiteren Gebiet* ihrer Minenrechte erklärt. Diese angebliche Schürffreiheit ist aber in Wirklichkeit das vollkommene Gegenteil dessen, was sie scheinbar besagt; denn die Abgaben sind nicht nur hoch, sondern schlechthin prohibitiv und sollen es nach der Absicht der Gesellschaft auch sein. Sie hat also gar kein wirkliches Zugeständnis gemacht, hat aber vom Kolonialamt ein sehr großes Zugeständnis erhalten. Auch hier wird von kompetenter Seite nicht nur die Ratsamkeit, sondern auch die rechtliche Zulässigkeit des ganzen Vertrages mit Rücksicht auf den Charakter der Kaiserlichen Bergordnung für Südwestafrika in Zweifel ge-

legen. Wäre der Vertrag mit der South-West African Co. seinerzeit — jetzt der mit der Kolonialgesellschaft, dem Reichstage oder der Budgetkommission vorgelegt worden, bevor er geschlossen wurde, so wäre das Ergebnis zweifellos ein ähnliches gewesen, wie diesmal. Auch die Konzession für die verflossene südwestafrikanische Siedlungsgesellschaft, die besser war als die Gesellschaft selbst verlangt hatte, gehört in dieses Kapitel.

Natürlich besteht angesichts des ganzen rechtlichen Aufbaus unserer Kolonialverwaltung keine formell zwingende Möglichkeit, alle derartigen [illegible] frage zunächst vor den Reichstag zu bringen. Der Reichstag hat [illegible] trotzdem Mittel an der Hand, dem Staatssekretär die regelmäßige [illegible] Mitteilung nahe zu legen, und nach der jetzigen Erfahrung würde es [illegible] überhaupt nur eines ausgesprochenen Wunsches bedürfen, um dieses [illegible] erreichen. Nichts wäre beklagenswerter als ein Wechsel in der Leitung [illegible] Kolonialamts. Was als notwendig erscheint, ist nur eine [illegible] teiligung des Reichstags an der Führung unserer Kolonialpolitik. [illegible] ja an dieser Stelle schon des öfteren auch darauf hingewiesen worden, [illegible] auf mehr als einem Gebiet starke prinzipielle Bedenken gegen [illegible] kolonialpolitische und kolonialwirtschaftliche Grundsätze des Staatssekretärs erhoben werden müssen; so in der Behandlung der Arbeiterfrage in [illegible] afrika, in der Frage der Eidesfähigkeit des Negers, deren [illegible] Entscheidung geradezu grundstürzend auf unsere ganze [illegible] wirken würde, in der übermäßig fiskalischen Steuerpolitik in der [illegible] und, um nur noch dies eine zu nennen, in der [illegible] der südwestafrikanischen Wünsche nach Beteiligung des Landes an den [illegible] winnen aus dem Diamantenterritorium, den der Boden dieser mit [illegible] Heldenblut getränkten Kolonie birgt.

Hiermit gelangen wir an das zweite Novum der [illegible] die beiden Telegramme aus Südwestafrika, von denen das eine um [illegible] schub der Entscheidung in der Diamantenfrage bis nach [illegible] der in Vorbereitung befindlichen Denkschrift bittet, während das andere [illegible] arbeit betreffend Ausbeutung der Diamantfelder im [illegible] Von beiden ist im Augenblick das erstere das wichtigere und auf [illegible] zu beurteilen. Die Südwestafrikaner haben sich diesmal in [illegible] [illegible] Form an das Reichskolonialamt gewandt, sie [illegible] [illegible]

[illegible]

gerade darum sollte darauf gehalten werden, daß der Eindruck der Gefälligkeit gegen die Gesellschaft auf Kosten der kolonialen Bevölkerung vermieden werde. Wenn der Vertrag jetzt vorweg geschlossen wird, und es erweist sich ein oder zwei Wochen nachher aus der Denkschrift, daß die Südwestafrikaner wirklich beachtliches Material zur Stützung ihrer Wünsche und Interessen vorzubringen haben, so wird der Eindruck in der Oeffentlichkeit erstens ein schlechter sein, und zweitens wird man sich dann nicht wundern können, wenn die Leidenschaften in der Kolonie höher gehen als zuvor. Die Leute dort werden sich dann mit einem gewissen Recht sagen können, daß man sie nicht hört, weil man sie anscheinend nicht hören will. Wenn dann die radikalen Elemente drüben die Oberhand gewinnen, ja selbst wenn in einem solchen Fall wirkliche Verhetzung eintritt, so wird man sich nicht allzusehr wundern dürfen.

Das Telegramm der Lüderitzbuchter wegen Ausbeute der Diamantfelder selbst lautet:

„Nach soeben eingetroffenem von Budgetkommission beanstandetem Vertragsentwurf wollte Kolonialamt der Kolonialgesellschaft dauerndes Abbaurecht auf Diamanten und alle anderen Mineralien im Sperrgebiet erteilen und deren Konzession erheblich erweitern, Kolonialgesellschaft nach Abzug Gewinnungskosten, beliebiger Abschreibungen und einer Dividende von 20% vom verbliebenen Reingewinn 25 % an Fiskus abgeben. Gewinnbeteiligung des Fiskus sollte auf 8 Millionen limitiert werden. Wir offerieren dem Landesfiskus für Abbaurechte im Sperrgebiet gegenüber obigen Bedingungen 80% von bilanzmäßigen Reingewinn, welcher nach Abzug der Abschreibungen und Gewinnungskosten zur Ausschüttung gelangt und limitieren Gewinnbeteiligung des Fiskus statt auf 8 Millionen auf 100 Millionen Mark. Wir garantieren Aufbringung mindestens gleichen Kapitals wie Diamantengesellschaft, unterwerfen uns der Aufsicht der Reichsbehörden und bestimmen statutenmäßig, daß nur Reichsdeutsche Gesellschafter werden dürfen; wir sind bereit, das Kapital zur Hälfte in Deutschland und zur Hälfte im Schutzgebiet aufzulegen und übernehmen jede Garantie für sachgemäßen Abbau. Im Auftrage der Interessenten: Stauch, Schmidt."

Natürlich wird es nicht möglich sein, die Kolonialgesellschaft aus dem Sperrgebiet gänzlich zu eliminieren und die ganze Ausbeute rein südwestafrikanischen Kreisen zu übergeben. Das ist aber auch schwerlich die Absicht der Lüderitzbuchter. Sie werden gerne bereit sein, die Kolonialgesellschaft mit einem reichlichen Anteil mit hereinzunehmen. Darauf deutet schon der Vorschlag, die Hälfte des Kapitals für Deutschland, d. h. natürlich in erster Linie für die Kolonialgesellschaft, zu reservieren. Ganz abgesehen davon, zeigt aber das Telegramm deutlich, eine wie ungeheure Dotation auf öffentliche Kosten der Kolonialgesellschaft durch den ursprünglichen Entwurf des Staatssekretärs zugewandt worden wäre. Auch das wird man ohne

alle Voreingenommenheit als ein Argument dafür ansehen dürfen, die südwestafrikanische Denkschrift unter allen Umständen erst abzuwarten und zu prüfen. Paul Rohrbach.

Die preußische Wahlreform.

Als ich meine letzte Monatsbetrachtung abschloß, war die Wahlrechtsvorlage noch nicht erschienen. Aber der allgemeine Charakter des Ministeriums Bethmann Hollweg hatte sich einigermaßen erkennbar herausgestellt, und sorgenvoll schloß ich meine Erwägungen mit der Aussicht, wir würden unruhigen Zeiten entgegengehen. Gleich darauf erschien die Wahlvorlage und die unruhigen Zeiten haben begonnen. Die Wahlvorlage ist so ausgefallen, daß sie nicht nur niemand befriedigt — das wäre noch kein Vorwurf; das ist in einem gewissen Grad bei jedem Kompromiß der Fall —, sondern es hat sich sofort herausgestellt, daß sie auch als Unterlage für eine parlamentarische Behandlung schlechterdings unbrauchbar ist. Der Herr Ministerpräsident hat sich die Aufgabe gestellt, eine Wahlreform einzubringen, deren Zweck es ist, das unnatürliche Uebergewicht, das die zurückgebliebenen agrarischen Landesteile und mit ihnen die konservative Partei vermöge des jetzigen Wahlrechts haben, angemessen zu reduzieren. Er hat sich aber nicht entschließen können, diese Reform gegen die konservative Partei zu machen, sondern verlangt von ihr, daß sie selber dazu helfen soll, sich eines Stücks ihrer Herrschaft zu berauben. Wie ist eine Partei dazu zu bringen, sich selber ein Glied abzuschneiden? Die Herren im Ministerium haben geglaubt, ein solches Kunststück fertig bringen zu können. Es wurden einige besonders schwer empfundene Uebelstände an dem jetzigen System beseitigt: die indirekte Wahl sollte fallen; durch die Maximierung der angerechneten Steuerleistung sollte das Uebergewicht des Reichtums herabgedrückt werden; vermöge der Durchzählung der Stimmen in den Klassen sollte ein weiterer Ausgleich stattfinden.

Alles das hätte den jetzigen agrarisch-konservativen Einfluß in der Tat um ein ziemliches Stück zurückgedämmt. Aber gleichzeitig wurden eine Anzahl Wahlprivilegien geschaffen, die neben der Steuerzahlung das Recht auf die erste oder zweite Wählerklasse verleihen sollten, und diese Privilegien wurden zum allergrößten Teil den Beamten, darunter auch den Militäranwärtern, den ehemaligen Unteroffizieren zuerkannt. Da nun die öffentliche Abstimmung beibehalten werden sollte, so war die Rechnung ganz klar, daß man hoffte, vermöge dieser Beamtenstimmen (Kattowitz hat ja eben gelehrt, wie man von dem Wahlrecht der Beamten denkt) alle die obengenannten Konzessionen nach links wieder ausgleichen zu können. Die konservative Partei konnte mit dieser Vorlage zufrieden sein.

Aber wie konnte man hoffen, eine solche Vorlage durch das Abgeordnetenhaus zu bringen? Bei der einfachen Berechnung der Fraktionsstärken schien das nicht so ganz unmöglich; die beiden konservativen

Fraktionen zusammen zählen nur 12 Stimmen weniger als alle anderen Fraktionen zusammengenommen. Es brauchen also nur sieben Nationalliberale überzugehn, so ist die konservative Majorität da.

Aber die Politik erschöpft sich nicht mit der zahlenmäßigen Berechnung von Fraktionsstärken. Die Geheimräte, die diesen Plan ausgeklügelt haben, müssen echte und rechte Bureaukraten gewesen sein, die von Volkspsychologie und Volksstimmungen keine Ahnung haben. Kaum war die Vorlage heraus, so erhob sich von allen Seiten der Sturm dagegen. Die so fein ausgetüftelte Privilegierung der Militäranwärter, der Einjährig-Freiwilligen und der examinierten Akademiker, die das Ganze in konservativem Gleichgewicht halten sollten, fand nicht nur nicht bei den Konservativen, sondern nicht einmal bei den Priveligierten selber Beifall. Bei einem sogenannten Pluralwahlsystem macht es nicht soviel aus, ob gewisse Examina oder Leistungen eine Stimme mehr geben, und man hat es mit ganz gutem Erfolg in Sachsen gemacht. Aber auf solchen notwendig sehr willkürlichen Unterscheidungen einen Klassenunterschied aufbauen zu wollen, ist unmöglich. Weshalb soll ein studierter Mann, der ein Examen gemacht hat, einer höheren Klasse angehören, als der Schriftsteller oder Künstler, der keins gemacht hat? Weshalb soll der Inhaber des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses höher stehen, als der bewährte Geschäftsmann? Weshalb soll der Unterbeamte, der Militäranwärter war, mehr sein, als sein Kollege, der es nicht war?

Umgekehrt stellte sich ebenso schnell heraus, daß ohne das Zugeständnis der geheimen Wahl eine Wahlreform überhaupt nicht mehr durchzuführen ist. Nicht nur traten die nationalliberalen Großindustriellen, die durch die öffentliche Abstimmung gern ihren Einfluß auf ihre Arbeiter und Angestellten behauptet hätten, von dieser Auffassung zurück, sondern auch eine Anzahl Freikonservativer und Konservativer erklärten sich für die geheime Abstimmung. Wieder einmal zeigte sich, daß es eine Macht der öffentlichen Meinung auch außerhalb der Parteien gibt. Auch der Hinweis auf den zu erwartenden Widerspruch des Herrenhauses verfing nicht mehr, und die Konservativen erkannten, daß trotz der entschiedenen Erklärung der Regierung für die Erhaltung der öffentlichen Abstimmung ohne dieses Opfer eine Reform nicht zu erlangen sei; weiter aber auch, daß das Fallenlassen der Reform für die konservative Partei höchst gefährlich werden müsse, da die öffentliche Meinung nicht wieder zu beruhigen ist.

In dieser Not hat die Klugheit, die schon so oft bewährte Klugheit der Zentrumstaktiker das herausgefunden, was die Geheimräte des Ministeriums des Innern in all ihrer Spitzfindigkeit vergeblich gesucht haben. Auch das Zentrum wünscht die Reform, nicht weil es als Partei dabei viel zu gewinnen hätte, sondern weil die sachliche Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes so klar ist, daß auch das Zentrum moralisch verlieren würde, wenn es verabsäumte, bei dem Werke mit Hand anzulegen. Das Zentrum also machte den Vorschlag, die von der Regierung bereits

aufgegebene indirekte Wahl wieder herzustellen und dafür die von der Regierung bekämpfte geheime Wahl einzusetzen. Die Ueberraschung über diesen plötzlichen Austausch war so groß, daß die öffentliche Meinung dahinter zunächst einen Trick argwöhnte, um die ganze Reform zu Fall zu bringen. Ich habe keinen Zweifel, daß dieser Argwohn unberechtigt ist, daß der Vorschlag von Anfang an ehrlich gemeint war und daß höchstwahrscheinlich auf dieser Grundlage die Reform zustande kommen wird. Auch das Herrenhaus wird einer Reform, an der die Konservativen des Abgeordnetenhauses beteiligt sind, die Zustimmung nicht versagen.

Das Verfahren ist, so wie die Dinge im Augenblick liegen, so gedacht, daß die Klassen ihre Wahlmänner im geheimen Verfahren durch Stimmzettel wählen, die Wahlmänner aber nachher in öffentlicher Wahl die Abgeordneten. Das ist in gewissem Sinne ein Widerspruch. Der Wahlmann soll der Vertrauensmann der Urwähler sein, aber kann man Vertrauensmann von jemand sein, den man gar nicht kennt? Die Wahlmänner sollen öffentlich wählen, damit sie von ihren Urwählern kontrolliert werden können — aber wie soll der Wahlmann wissen, ob er dem Vertrauen seiner Wähler entspricht, wenn er nicht weiß, wer sie sind? So sicher das innere Widersprüche sind, so klar ist es doch auch, daß, wie die Dinge praktisch liegen, sie ertragen werden können. Wenn auch nicht die Personen, so kennt doch der Wahlmann die Partei, die ihn gewählt hat, und schließlich ist es ja bei den Reichstagswahlen nicht anders: auch der Reichstagsabgeordnete ist der Vertrauensmann von Wählern, die ihn in geheimer Abstimmung erkürt haben und die er nicht kennt. Daß die Wahlmänner öffentlich abstimmen sollen, ist nicht wesentlich, da man ja ohnehin weiß, von welcher Partei sie aufgestellt sind.

Die praktische Wirkung des Zentrumantrags ist zunächst, daß durch die Beibehaltung der indirekten Wahl die Agitation stark gedämpft wird: für einen Wahlmann wird man weder gedruckte Zettel verteilen, noch kann man für ihn mit solchen Paukenschlägen und Posaunenstößen zu Felde ziehen, wie für einen Abgeordneten. Ferner ist es auf dem Lande sehr häufig nicht einmal möglich, oppositionelle Wahlmänner zu finden und aufzustellen. Auch wenn nun an den Klassen durch die Maximierung oder durch Zufügung gewisser Privilegien für Intellektuelle oder selbständige Gewerbetreibende etwas geändert wird, so bleibt vermöge der indirekten Wahl für das Land doch alles so ziemlich wie es war.

In den kleinen Städten wird es schon etwas anders, wo sich Leute finden, die sich als liberale oder sozialdemokratische Wahlmänner aufstellen lassen, und sich unter dem Schutz des Stimm-Couverts auch Wähler finden, die für sie stimmen. Auch die Reform der Klasseneinteilung wird hier nicht ganz ohne Wirkung sein. Je größer die Städte sind, desto tiefer wird die Reform eingreifen — nicht durchaus bloß zum Vorteil der Linken. Das geheime Wahlrecht wird den Terrorismus, den die Sozialdemokraten sowohl gegen Genossen wie Gewerbetreibende ausübten, wesentlich ein-

schränken. Umgekehrt werden die Beamten, die sich bis jetzt wegen des Drucks, unter dem sie standen, vielfach zurückhielten, jetzt sehr entschieden an den Wahlbewegungen teilnehmen, und zwar, da sie schon ohne Privilegierung, mit ihr aber erst recht, vielfach in den oberen Klassen sind, mit wesentlichem Effekt.

Die Gesamtwirkung der Reform, so wie das Bild in diesem Augenblick gestaltet ist, dürfte also sein, daß die Konservativen wohl etwas, aber doch nicht viel verlieren, die Sozialdemokraten wenig, die Liberalen, sowohl die Nationalliberalen, wie die Freisinnigen, etwas mehr gewinnen, die Klerikalen ungefähr bleiben, wo sie sind.

Die Frage ist, ob unter diesen Umständen die Nationalliberalen die Reform annehmen sollen oder nicht. Von den Freisinnigen ist von vornherein klar, daß sie sie nicht annehmen werden. Wäre eine Wahlreform zustande gekommen durch eine Kombination des Zentrums mit den Liberalen, wo die Stimmen der Freisinnigen nicht entbehrt werden konnten, so hätten diese auf ihre Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts Verzicht leisten müssen und hätten es auch getan, um überhaupt etwas zu erreichen. Nun aber sind sie in der glücklichen Lage, daß sie die Fahne ihres Prinzips hoch halten können und dennoch etwas zu ihren Gunsten geschieht. Für die Nationalliberalen ist die Entscheidung schwieriger, da sie ja von vornherein das allgemeine gleiche Stimmrecht abgelehnt haben, grundsätzlich nur einem Kompromiß forderten und die Hauptforderung des geheimen Wahlrechts erfüllt ist. Trotzdem ist es klar, daß sie sich mit dem bis jetzt Gebotenen nicht begnügen werden. Der Fortschritt ist da, aber er ist zu klein. Wenn die Konservativen und Klerikalen weiter nichts gewähren wollen, nun gut, so mögen sie es tun. Sie haben ja für sich allein die Majorität. Die Nationalliberalen mögen es geschehen lassen, da sie es nicht verhindern können, aber ganz ebenso wie die Freisinnigen werden sie darauf bestehen, daß das Geschehene nicht genügt und die Agitation fortsetzen. Die Lage wäre für den Gesamtliberalismus, indem sie die beiden Flügel praktisch zusammenführt, gar nicht so übel. Es ist aber damit noch nicht gesagt, daß es so kommen wird. Es ist völlig klar, daß den Konservativen wie der Regierung sehr viel daran liegt, auch die Nationalliberalen für die Reform zu gewinnen, um dem Fortgang der Agitation die Spitze abzubrechen. Die Nationalliberalen sind also in der Lage, für ihre Mitwirkung etwas zu fordern. Worin soll die Forderung bestehen? Die indirekte Wahl durch Wahlmänner ist für die Konservativen so wichtig, daß hieran nicht mehr zu rütteln sein wird, wenn man mit ihnen zusammen überhaupt etwas machen will. Es ist also zunächst bei der Bildung der Klassen einzusetzen. Die Nationalliberalen müssen darauf bestehen, daß ihr Vorschlag, wonach die erste Klasse wenigstens 10%, die zweite wenigstens 20% der Wähler des Bezirks enthalten sollen, noch in dieser oder jener Form nachträglich zur Annahme gelange. Ob das durch Schaffung sehr zahlreicher Privilegierungen oder in anderer Weise geschieht, ist nicht so sehr

wichtig. Unter keinen Umständen aber dürfen sie einem Gesetz zustimmen, das die oberen Klassen unter Umständen auf wenige Wähler beschränkt, schon weil dadurch ja die geheime Abstimmung illusorisch gemacht werden würde.

Selbst eine ziemlich erhebliche Konzession in dieser Frage genügt aber noch nicht. Es bleibt noch die fundamentale Frage der Neueinteilung der Wahlkreise. Die Zahl der Wähler, die einen Abgeordneten entsenden, schwankt jetzt zwischen weniger als 10 000 und mehr als 60 000. Auch nationalliberale und Zentrums-Wahlkreise gehören zu den allerkleinsten, vornehmlich aber sind es doch die Konservativen, die in den kleinen Wahlkreisen gewählt werden, nämlich in den agrarischen, die heut noch dieselbe Einwohnerzahl haben, wie vor 60 Jahren. Hier also müssen die Nationalliberalen einsetzen. Zwar eine völlige Neueinteilung der Wahlkreise ohne jede Berücksichtigung des historisch Gewordenen haben sie mit Recht niemals gefordert und werden und dürfen sie auch jetzt nicht fordern. Ebensowenig dürfen sie sich aber damit begnügen, wenn sie etwa damit abgespeist werden sollen, daß die alten Wahlkreise erhalten bleiben und nur durch Teilung der allergrößten einige neue geschaffen. Die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses ist ohnehin zu groß, größer als die des Reichstags (447 gegen 397). Die Nationalliberalen müssen also darauf bestehen, daß eine Anzahl der allerkleinsten jetzigen Wahlkreise aufgelöst oder von zwei Vertretern auf einen reduziert und dafür durch Teilung der allergrößten ebensoviel neue geschaffen werden. Ueber die Zahl läßt sich reden. Völlig aber darf die Partei auf diesen Punkt ihres Programmes nicht verzichten.

Wie ist's nun aber mit der Regierung? Von ihrer Vorlage ist schon jetzt kein Stein auf dem andern geblieben; was sie abschaffen wollte, wird beibehalten, die indirekte Wahl; was sie beibehalten wollte, wird abgeschafft, die öffentliche Wahl. Es ist ein höchst unerfreulicher Anblick: nicht daß die Regierung den Forderungen der Parteien nachgibt. Warum sollte sie das nicht? Auf gegenseitigem Nachgeben beruht ja das konstitutionelle System, und Bismarck hat es hundertmal getan. Der Fehler liegt nicht in der Nachgiebigkeit, sondern darin, daß die Männer, die heute das Ruder führen, so gar keine Fühlung mit der Volksseele haben, so gar keine Empfindung für das, was heute gefordert wird, was versagt und was gegeben werden muß. Mit was für kleinlichen Gesichtspunkten ist die Festhaltung der öffentlichen Wahl begründet worden! Wie anders stünde der Herr Ministerpräsident da, wenn er, statt sich die geheime Wahl von der öffentlichen Meinung abtrotzen zu lassen, selber von vornherein die Entschlossenheit gehabt hätte, sie zu bringen, mit dem Willen, sie auch im Herrenhause durchzusetzen, oder zum allerwenigsten, sich nicht dagegen festgelegt und dem Landtag selber die Entscheidung überlassen hätte! Was nützen die schönsten Reden, wenn in der Sache nicht das Richtige, d. h. das Notwendige, das durch die Zeit, die Verhältnisse, den Gang der Ent-

rdlung Gebotene den parlamentarischen Körpern vorgeschlagen wird? Die große Programmrede des Ministerpräsidenten enthielt viele ausgezeichnete, treffende Ausführungen. Ich glaube, sie würde eine geradezu imponierende Wirkung ausgeübt haben, wenn sie nicht zur Verteidigung einer so kläglichen Vorlage gehalten worden wäre.

Nun liegen die Dinge so, daß wieder, wie bei der Reichsfinanzreform, die Parteien das Gesetz machen und der Regierung nachher nichts anderes übrig bleibt, als anzunehmen, was ihr geboten wird. Aus Furcht vor den Konservativen hat man sich nicht getraut, das geheime Wahlrecht zu bringen, und heute haben bereits die Konservativen eingesehen, daß es ohne die geheime Wahl nicht geht.

Niemand kann sich verhehlen, daß die Autorität, die in Preußen der Regierung innewohnen muß, unter solchen Vorgängen leidet. Aber die Gerechtigkeit gebietet, nicht zu verschweigen, daß auf diese Weise doch vielleicht auch etwas gewonnen und behauptet wird, das der Autorität bald wieder sehr zunutze kommen kann. Hätte Herr von Bethmann die geheime Wahl selber eingebracht, so hätte er sich darüber mit der konservativen Partei verfeindet. Jetzt, da diese Partei sie umgekehrt ihm aufzwingt, behält er ihre Freundschaft, und wenn es nun noch gar gelingen sollte, durch einige weitere Konzessionen die Nationalliberalen für die Reform zu gewinnen, so ist der Fortschritt, den wir machen, so einleuchtend und zugleich die Partei-Konstellation für die Regierung so günstig, daß die peinlichen Eindrücke von heute wieder in Vergessenheit geraten werden und wir mit dem Endergebnis sehr zufrieden sein können.

Freilich, wenn schließlich die Reform doch bloß durch die Koalition der Konservativen mit dem Zentrum verabschiedet werden sollte, so ist es zwar auch dann ein Fortschritt, aber kein befriedigender, und zu dem so dringend wünschenswerten Zusammenschluß gegen die Sozialdemokratie gelangen wir nicht.

26. Februar 1910. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Acta Borussia — Behördeorganisation. Band V_1, M. 28.—. Band X M. 17.—. Berlin, Paul Parey.

Bandlow, Heinrich. — Ut min Käk. I. Bd. Greifswald, Heinrich Bandlow.

Bandmann, Otto. — Die Deutsche Presse und die Entwicklung der Deutschen Frage 1864-66. M. 5.—. Leipzig, Quelle & Meyer.

v. Below, Dr Professor G. — Die politische Lage im Reich. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Berthélemy, H., und Knoop Douglas. — Die Gemeindebetriebe in Frankreich und England. 3. Band IV. Teil. Im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben von C. J. Fuchs. Leipzig 1910, Verlag von Duncker & Humblot.

Boehmer, H. — Luther im Lichte der neueren Forschung. Geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Brentano, Lujo. — Das Freihandelsargument. Zweite neu durchgesehene Auflage. 75 Pfg. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, G. m. b. H.

Ellger, Hans. — Wird das heutige Theater seiner volkserzieherischen Aufgabe gerecht? 70 Pfg. Duisburg, Dietrich & Hermann.

Fehling, Ferdinand. — Die europäische Politik des grossen Kurfürsten 1667—1688. M. 1.—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Freund, Dr. G. S. — Der Schutz der Gläubiger gegenüber auswärtigen Schuldnerstaaten, insbesondere bei auswärtigen Staatsanleihen. M. 1.50. Berlin, J. Guttentag.

Geffcken, J. — Aus der Werdezeit des Christentums. Geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Gemeindefinanzen, zweiter Band, erster Teil. Einzelfragen der Finanzpolitik der Gemeinden. Beiträge von O. Landsberg, E. Mischler, W. Boldt, A. Pohlmann, Th. Kutzer. Im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben. Leipzig 1910, Verlag von Duncker & Humblot.

Gemeindebetriebe der Stadt Halle a. S. Mit Beiträgen von G. Goldstein, H. Wasmuht, P. Ochse II. Band. I. Teil. Im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben von C. J. Fuchs. Leipzig 1910, Verlag von Duncker & Humblot.

Goethe-Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek in 20 Bänden (40 Teilen). à Band M. 2.—. Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co.

Harten-Hoencke, T. — Zur grossen Frage: Mann und Weib. M. 1.—, geb. M. 1.50. Heilbronn, Eugen Salzer.

Hartmann, Ludo Moritz. — Der Untergang der antiken Welt. M. 1.25 = K. 1.50. Wien, Hugo Heller & Cie.

Hell, Joseph. — Die Kultur der Araber. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

Heinrich Heines sämtl. Werke in 10 Bänden. Jeder Band geh. M. 2.—, geb. M. 3.—. Leipzig, Der Insel-Verlag.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 34 Jahrg. I. Heft. Herausgegeben von Gustav Schmoller. M. 11.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Kittel, Dr. Rudolf. — Die Alttestamentliche Wissenschaft. M. 3.—, geb. M. 3.50. Leipzig, Quelle & Meyer.

Koenig, Hertha. — Sonnenuhr. Gedichte. M. 1.50. München, Oskar Beck.

Kötschke, Hermann. — Die Berliner Waldverwüstung. M. 1.30. Verlag vom Ansiedlungsverein Gross-Berlin, Berlin-Schöneberg.

Krebs, J. — Aus dem Leben des Kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeldt (1593—1631). M. 7.—. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Künzel, Georg. — Bismarck und Bayern in der Zeit der Reichsgründung. M. 4.—. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Loening, E. — Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Lücker, H. — Die Gemeindebetriebe in den Städten, Kreisen und Landgemeinden des Oberschlesischen Industriebezirks. 2. Band. I. Teil. Im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben von C. J. Fuchs. Leipzig 1910, Verlag von Duncker & Humblot.

Mataja, Dr. Victor. — Die Reklame. M. 10.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Meyer, Paul. — Des Schweizerchronisten Aegidius Tschudi Bericht über die Befreiung der Waldstätte. M. 1.20. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.

Neuhaus, G. — Die Gemeindebetriebe der Stadt Königsberg i. Pr. Im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben von C. J. Fuchs. Leipzig 1910, Verlag von Duncker & Humblot.

Pohlmann-Hohenaspe, A. — Kultur und Fortschritt. Der erste Schritt zu gesunden Finanzen. Ein Beitrag zur Reichsfinanzreform. Einzelheft 25 Pfg., die Reihe von 10 Heften M. 1.50. Von Heft 51 u. ff. je 10 Hefte nach beliebiger Auswahl M. 2—. Gautzsch b. Leipzig, Felix Dietrich.

Radbruch, Dr. Gustav. — Einführung in die Rechtswissenschaft. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

Rehtwisch, Th. — Königin Luise. Erinnerungsblätter zur Jahrhundertfeier ihres Todesjahres. 80 Pfg. Braunschweig, Georg Westermann.

Rehtwisch, Th. — Die Königin Luise. Ein Lebensbild aus „Preussens schwere Zeit." Geb M. 8.—. Braunschweig, Georg Westermann.

Ricken, Dr. W. — Lehrgang der französischen Sprache für das 4. bis 6. (7.) Schuljahr. Geb. M. 4.—. Chemnitz und Leipzig, Wilhelm Gronau.

Schaftesbury. Die Moralisten. Eine philosophische Rhapsodie, enthält die Grundlagen der Weltanschauung des 18. Jahrhunderts. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Schmidt, Dr. Walter. — Die Partei Bethmann Hollweg und die Reaktion in Preussen 1850—1858. M. 7.—. Berlin, Alexander Duncker.

Schnitzer, Joseph. — Savonarola nach den Aufzeichnungen des Florentiners Piero Parenti. M. 11.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Schwurgerichte und Schöffengerichte. Beiträge zu ihrer Kenntnis und Beurteilung herausgegeben von D W. Mittermaier und Dr. M. Liepmann. Heidelberg 1910. Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

Seidel, A. — Katechismus für Weltsprachler aller Systeme. 1910. Berlin W. 62, Märkische Verlagsanstalt.

—„— Wörterbuch der deutsch-japanischen Umgangssprache. 1910. Berlin W. 62, Märkische Verlagsanstalt.

Stein, Adolf. — Wilhelm II. Leipzig 1909, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Stobwasser, J. M. — Griechenlyrik. Römerlyrik. 2 Bände, geb. zusammen M. 5.—. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

Weinberg, Dr. Siegfried. — Die Arbeiterklasse und der Strafgesetzentwurf. Stuttgart 1910. Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.

Wentscher, Else. — Der Wille. M. 2.40. Leipzig, B. G. Teubner.

Wieland, Dr. Karl. — Die historische und die kritische Methode in der Rechtswissenschaft. M. 1.—. Leipzig. Duncker & Humblot.

Zitelmann, Ernst. — Luftschiffahrtrecht. M. 1.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Bab, Julius. — Bernhard Shaw. M. 6.—, geb. M. 7.—. Berlin, S. Fischer.

Coelsch, Dr. Hans. — Deutsche Lehrlingspolitik im Handwerk. M. 6.—. Berlin, J. Guttentag.

Delitzsch, F. — Handel und Wandel in Altbabylonien. 1910. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kuck, A. — Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Geh. M. 2.40, geb. M. 2.90. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, Verlagsbuchhdlg.

Morsch, H. — Das höhere Lehramt in Deutschland und Oesterreich. M. 12.—, geb. M. 13.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Teirich, V. — Die Dornenkrone. Ein Mysterium des Glaubens. — Severine. Ein Mysterium der Sinne. 2 Novellen. Kronenburg, Verlag von Julius Kühkopf.

Von dem Verlage Curt Wiegand, Modernes Verlagsbureau, Berlin und Leipzig, sind zugeschickt worden:

Asty, A. S. — Das Motiv. Novelle. M. 1.50.

Arndt, Willy. — Leben, Liebe, Licht! Gedichte. M. 2.50.

Bär, Ludwig. — Ahasver, ein Tagebuch. M. 3.—.

Berg, Ewald. — Untergang. Drama in drei Akten. M. 1,50.

Braun, Reinhold. — Verse. M. 1.50.

Brillowski, Johannes. — Leo. Ein Gedicht. M. 1.50.

Eberlein, Gust. Wilh. — Lieder junger Liebe. M. 2.50.

Eboll, Ernst. — Ecce homo. Drama in drei Aufzügen. M. 2.—.

v. Fels, E. Rochus. — Und die Liebe kam. Novellen. M. 3.—.
Folgen, A. — Eine unbedeutende Frau. Novellen. M. 2.—.
Fuchs, Friedrich W. — Gedichte. M. 1.50.
Gannuschkina, Udde. — Leben. Novellen. M. 5.—.
Gloeckner, Theodor. — Neues Leben. Geschichte der Charlotte Stieglitz. Roman. M. 2.—.
Hartenau, Gert. — Hagar. Schauspiel in drei Aufzügen. M. 3.—.
—„— Insulinde Ostindisches Schauspiel nach wirklichen Begebenheiten in drei Aufzügen. M. 3.—.
Hinzelmann, Hans Heinz. — Aus dem Leben eines alten Taugenichts. M. 2.50.
de Jonge, Moritz. — Julius Cäsar. Drama in drei Akten und einem Vorspiel. M. 3.—
Jung, Gustav. — Aus stillen Stunden. Reimereien. M. 1.50.
Kühn, Friedrich. — Ein Elfentraum. Schauspiel. M. 2.50.
Marx, Siegfried. — Kleostra. Morgenländisches Drama. M. 1.50.
Mertens, E. — Nervenschmerzen. Roman. M. 5.—.
Normann, Baronin Marie Luise. — Märchenspiele. M. 3.—.
Pinner, Rudolf. — Das endverlorne Lied. M. 4.—.
Proehl, Walter. — Allerhand Leuten zu allerhand Zeiten. Dichtungen. M. 2.50.
Saavedra, Dario. — Musikalische Kultur. Abhandlungen über Musik und ihre erzieherische Bedeutung. M. 2.—.
Schmid, Hans. — Er. Roman. M. 3.—.
Schreiber, Max Albert. — Kunala, Der Prinz mit den schönen Augen. Aus altbuddhistischer Zeit. M. 4.—.
Schwär, Oskar. — Stunden des Lebens. Gedichte. M. 1.50.
Urbanek, Max. — Halligen. Episches Gedicht. M. 3.—.
Voss, J. H — Heine Nielsens Erfahrungen. M 5.—.
Walter, John. — Stromaufwärts. Gedichte. M. 2.50.
Wiglitzky, Eggo. — Gedichte. M. 1.50.
Winter, Eduard. — Jenseits und Diesseits. Betrachtung. M. 1.—.
v. Warmb, Pauli. — Gedichte. M. 1.—.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertvierzigster Band.

April bis Juni 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.

Inhaltsverzeichnis

des

140. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.



Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

[illegible] universelle Bedeutung der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

[illegible] Germanentum hat sich erst durch seine Kämpfe, seine Ver[illegible] und schließlich durch seine Auseinandersetzung mit der [illegible] Universalkultur zu einer geschichtlichen Weltmacht entwickelt. [illegible] Goten und Vandalen, die Franken und Langobarden sich [illegible] römischen Mittelmeerländern festsetzten, da eroberten sie nicht [illegible] Wohnsitze, sondern eine neue Welt, — die Welt des [illegible] die Welt des sich auf Erden gestaltenden Reiches Gottes. [illegible] durch die überlegene Gewalt ihres Schwertes die glück[illegible] Miterben dieser neuen, den sinnlichen Blicken des Barbaren[illegible] verborgenen Lebenskultur, ohne an seiner Begründung [illegible] zu haben; sie empfingen das Christentum wie ein un[illegible] Gnadengeschenk, und zwar erst, nachdem sich in ihm die [illegible]ungsmächte der alten Welt —, die universelle Religion, [illegible] Philosophie und der universelle Staat, — bereits aufs [illegible] durchdrungen hatten und sich nunmehr anschickten, ihrer in [illegible] vereinigten Lebenskraft die Herrschaft über die Welt zu [illegible] Durch das Zusammentreffen der Germanen mit der [illegible] Geisteskultur auf dieser Stufe der Entwicklung ist [illegible]schichtliche Mission unseres Volkstums für alle Zeiten [illegible] bestimmt worden. Nur durch das Verständnis der ent[illegible] Bedeutung dieses Vorganges ist auch der Entwicklungs[illegible] der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte zu begreifen. [illegible]schneidend diese Aneignung der römischen Kultur auf die [illegible] wirkte, geht zunächst daraus hervor, daß darüber all[illegible] alle Erinnerungen an die früheren Schicksale und Lebens-

zustande verblaßten. Wären wir nur auf die eigene [illegible] unseres Volkes angewiesen, so wüßten wir über [illegible] selbst über seine religiösen Vorstellungen aus [illegible] Zeit so gut wie nichts mehr. Es ist eine kleine [illegible] stellern des klassischen Altertums, denen wir [illegible] diese vorgeschichtliche Zeit der Germanen verdanken. [illegible] hat der römische Geschichtsschreiber Tacitus uns [illegible] Darstellung von dem Leben und den Sitten der Germanen [illegible] Zeit des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt [illegible] hielt die Germanen für Eingeborene ihres Landes und [illegible] daß sie außer eigentümlichen Schlachtgesängen [illegible] hatten, in denen die Stammväter des Volkes, der [illegible] Tuisco und dessen Sohn Mannus mit seinen [illegible] wurden. Aber weder von diesen Gesängen, noch von [illegible] liedern, die dem Andenken des tapferen [illegible] waren, haben sich nachweisbare Spuren in die [illegible] gerettet. Die uns erhaltenen Heldensagen führen nur [illegible] der Kämpfe in der Völkerwanderung zurück, und [illegible] die nicht vor dem 9. Jahrhundert aufgezeichneten [illegible] Nordgermanen, die Eddalieder, von der Berührung [illegible] römischen Mythologie und mit dem Christentum [illegible] worden. Als im Jahre 496 der Bischof der [illegible] Frankenkönig Chlodwig bei seiner Taufe die Worte [illegible] [illegible] Sulambrer, [illegible] was du [illegible] was du verbrannt", da sind [illegible] nun [illegible] und nicht auch die alten Götterlehren, wie die [illegible] [illegible] zum Opfer [illegible]

[illegible]

... mit der Annahme des katholischen Bekenntnisses die Unterstützung der römischen Priesterschaft fanden, hielten wohl ihre äußere Herrschaft aufrecht, verschmolzen aber allmählich mit der unterworfenen Bevölkerung so, daß auch sie immer mehr romanisiert wurden und endlich in dieser vom lateinischen Geist beherrschten Neubildung ihr germanisches Wesen völlig aufgehen ließen. Es fragt sich, welches ... weltgeschichtliche, unsere spätere deutsche Geistesentwicklung mitbestimmende Bedeutung dieses Vorganges war.

War es die letzte große Leistung der antiken Kulturwelt, daß ... ihre gesamten, auf die Verwirklichung des wahren geistigen Menschentums gerichteten Bestrebungen in der Idee der Kirche zu ... geschlossenen Einheit zusammenfaßte, so waren die Kräfte der ... Völker gleichwohl zu erschüttert, um diesen Gedanken eines ... beherrschenden Gottesstaates, — das erstaunlichste Unternehmen, ... die Erde je gesehen hat — auch praktisch durchzuführen. Als ... im Geiste des Augustinus (354—430), des letzten, wahrhaft großen antiken Menschen, alle lebensfähigen Elemente der alten Welt wie in einem Brennpunkt endgültig vereinigten und die ganze Zukunft der abendländischen Menschheitskultur aus dieser Vereinigung ihre entscheidende Richtung empfing, da pochten die germanischen Kriegerscharen bereits gewaltsam an die Pforten des römischen Reiches, und es währte nicht lange mehr (476), so war das weströmische Kaisertum für immer gestürzt. Lag aber auch das alte Rom in Schutt und Trümmern, so begann sich nunmehr auf seinem Grunde ein neues, mächtigeres Rom zu erheben; an die Stelle des ... Nationen nur äußerlich regierenden Imperators trat der christliche, auch die Seelen beherrschende Pontifex Maximus. Und das ist ... das geschichtlich Bedeutsame, daß der alles überragende Thron des päpstlichen Priesterkaisers nur mit der Hilfe germanischer Volkskraft errichtet worden ist. Wie die Dinge sich tatsächlich gestalteten, ... es daher als das Werk der Vorsehung angesehen werden, daß der Sturz des weströmischen Kaisertums durch die Germanen nur ... Wirkung hatte, Platz zu schaffen für die Verwirklichung der allbeherrschenden Macht der römischen Kirche. Das trat sofort zutage, ... es Chlodwig (481—511) mit seinen tapferen Frankenscharen ... ang, das mächtige Frankenreich zu gründen. Denn nicht der ... ischen Gewalt allein verdankte er diese Aufrichtung der Frankenherrschaft im römischen Gallien, sondern vornehmlich seiner Verbindung mit dem päpstlichen Rom; und die römische Geistlichkeit lieh ... ihren einflußreichen Arm nur, um diesen starken Weltstaat ihren

v. Fels, R. Roeben. – Und die Liebe kam. Novellen. M. 3.

Polgar, A. — Eine unbedeutende Frau. Novellen. M. 2.

Fuchs, Friedrich W. — Gedichte. M. 1.50.

Gassnerchkine, Udde. Leben. Novellen. M. 5.

Glocckner, Theodor. Neues Leben. Geschichte der Charlotte Stieglitz. Roman. M. [illegible].

Hartenau, Gert. Hagar. Schauspiel in drei Aufzügen. M. 2.

—,— **Insulinde.** Ostindisches Schauspiel nach wirklichen Begebenheiten in drei Aufzügen. M. 3.

Hinselmann, Hans Heinz. – Aus dem Leben eines alten Taugenichts. M. 2.50.

de Jonge, Morits. — Julius Cäsar. Drama in drei Akten und einem Vorspiel. M. 4.

Jung, Gustav – Aus stillen Stunden. Reimereien. M. 1.20.

Kühn, Friedrich. Ein Elfentraum. Schauspiel. M. 2.50.

Marx, Siegfried. – Kleopatra. Morgenländisches Drama. M. 1.50.

Mertens, E. – Nervenschmerzen. Roman. M. 5.

Normann, Baronin Marie Luise. – Märchenspiele. M. 3.

Pinner, Rudolf. Das endverlorne Lied. M. 4.

Proebl, Walter. — Allerhand Leuten zu allerhand Zeiten. Dichtungen. M. 2.50.

Saavedra, Dario. Musikalische Kultur. Abhandlungen über Musik und ihre [illegible] Bedeutung. M. 2.

Schmid, Hans. Er. Roman. M. 3.

Schreiber, Max Albert. Kunala. Der Prinz mit den schönen Augen. Aus [illegible] buddhistischer Zeit. M. 4.

Schwär, Oskar. Stunden des Lebens. Gedichte. M. 1.50.

Urbaneb, Max. — Haligen. Episches Gedicht. M. 3.

Voss, J. H. – Heine Nielsens Erfahrungen. M. 5.

Walter, John — Sternaufwärts. Gedichte. M. 2.50.

Wigilitsky, Egon. Gedichte. M. 1.50.

Winter, Eduard. Jenseits und Diesseits. Betrachtung. M. 1.

v. Warmb, Paul. Gedichte. M. 1.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. [illegible] Berlin W., [illegible] 3.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] Dorotheenstr. 72/74, [illegible]

[illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans [illegible]
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin SW., [illegible]

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertvierzigster Band.

April bis Juni 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.



Inhaltsverzeichnis

des

140. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Die universelle Bedeutung der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Das Germanentum hat sich erst durch seine Kämpfe, seine Verbindung und schließlich durch seine Auseinandersetzung mit der römischen Universalkultur zu einer geschichtlichen Weltmacht entwickelt. Als die Goten und Vandalen, die Franken und Langobarden sich in den römischen Mittelmeerländern festsetzten, da eroberten sie nicht nur neue Wohnsitze, sondern eine neue Welt, — die Welt des Geistes; die Welt des sich auf Erden gestaltenden Reiches Gottes. Sie wurden durch die überlegene Gewalt ihres Schwertes die glücklichen Miterben dieser neuen, den sinnlichen Blicken des Barbarentums noch verborgenen Lebenskultur, ohne an seiner Begründung mitgearbeitet zu haben; sie empfingen das Christentum wie ein unverdientes Gnadengeschenk, und zwar erst, nachdem sich in ihm die drei Bildungsmächte der alten Welt —, die universelle Religion, die universelle Philosophie und der universelle Staat, — bereits aufs innigste durchdrungen hatten und sich nunmehr anschickten, ihrer in der Kirche vereinigten Lebenskraft die Herrschaft über die Welt zu gewinnen. Durch das Zusammentreffen der Germanen mit der römisch-christlichen Geisteskultur auf dieser Stufe der Entwicklung ist die weltgeschichtliche Mission unseres Volkstums für alle Zeiten grundlegend bestimmt worden. Nur durch das Verständnis der entscheidenden Bedeutung dieses Vorganges ist auch der Entwicklungscharakter der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte zu begreifen.

Wie einschneidend diese Aneignung der römischen Kultur auf die Germanen wirkte, geht zunächst daraus hervor, daß darüber allmählich fast alle Erinnerungen an die früheren Schicksale und Lebens-

zustande verblaßten. Waren wir nur auf die eigene [illegible] unseres Volkes angewiesen, so wüßten wir über seine Ge[illegible] selbst über seine religiösen Vorstellungen aus der [illegible] Zeit so gut wie nichts mehr. Es ist eine kleine Zahl von Schrift- stellern des klassischen Altertums, denen wir einige Nachrichten [illegible] diese vorgeschichtliche Zeit der Germanen verdanken. [illegible] hat der römische Geschichtschreiber Tacitus uns ein[illegible] Darstellung von dem Leben und den Sitten der Germanen [illegible] Zeit des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt [illegible] hielt die Germanen für Eingeborne ihres Landes und [illegible] daß sie außer eigentümlichen Schlachtgesängen [illegible] hatten, in denen der Stammvater des Volkes, der [illegible] Tuisco und dessen Sohn Mannus mit seinen [illegible] wurden. Aber weder von diesen Gesängen, noch von den [illegible] liedern, die dem Andenken des tapferen Cheruskerfürsten [illegible] waren, haben sich nachweisbare Spuren in die spätere Zeit gerettet. Die uns erhaltenen Heldensagen führen nur auf [illegible] der Kämpfe in der Völkerwanderung zurück, und [illegible] die nicht vor dem 9. Jahrhundert aufgezeichneten Götter[illegible] Nordgermanen, die Edda[illegible], von der Berührung mit der [illegible] römischen Mythologie und mit dem Christentum [illegible] worden. [illegible]

[illegible]



... mit der Annahme des katholischen Bekenntnisses die Unterstützung der römischen Priesterschaft fanden, hielten wohl ihre äußere Herr-schaft aufrecht, verschmolzen aber allmählich mit der unterworfenen Bevölkerung so, daß auch sie immer mehr romanisiert wurden und ...lich in dieser vom lateinischen Geist beherrschten Neubildung ihr ...manisches Wesen völlig aufgehen ließen. Es fragt sich, welches ... weltgeschichtliche, unsere spätere deutsche Geistesentwicklung mit-...mmende Bedeutung dieses Vorganges war.

War es die letzte große Leistung der antiken Kulturwelt, daß ... ihre gesamten, auf die Verwirklichung des wahren geistigen ...nschentums gerichteten Bestrebungen in der Idee der Kirche zu ...er geschlossenen Einheit zusammenfaßte, so waren die Kräfte der ...en Völker gleichwohl zu erschüttert, um diesen Gedanken eines ...s beherrschenden Gottesstaates, — das erstaunlichste Unternehmen, ...s die Erde je gesehen hat — auch praktisch durchzuführen. Als ...b im Geiste des Augustinus (354—430), des letzten, wahrhaft ...ßen antiken Menschen, alle lebensfähigen Elemente der alten Welt wie in einem Brennpunkt endgültig vereinigten und die ganze ...kunft der abendländischen Menschheitskultur aus dieser Vereini-gung ihre entscheidende Richtung empfing, da pochten die germanischen Kriegerscharen bereits gewaltsam an die Pforten des römischen Reiches, und es währte nicht lange mehr (476), so war das west-römische Kaisertum für immer gestürzt. Lag aber auch das alte Rom in Schutt und Trümmern, so begann sich nunmehr auf seinem ...runde ein neues, mächtigeres Rom zu erheben; an die Stelle des ... Nationen nur äußerlich regierenden Imperators trat der christ-...e, auch die Seelen beherrschende Pontifex Maximus. Und das ist ...un das geschichtlich Bedeutsame, daß der alles überragende Thron ...es päpstlichen Priesterkaisers nur mit der Hilfe germanischer Volks-...raft errichtet worden ist. Wie die Dinge sich tatsächlich gestalteten, ...uß es daher als das Werk der Vorsehung angesehen werden, daß ...er Sturz des weströmischen Kaisertums durch die Germanen nur ...ie Wirkung hatte, Platz zu schaffen für die Verwirklichung der all-beherrschenden Macht der römischen Kirche. Das trat sofort zutage, ...s es Chlodwig (481—511) mit seinen tapferen Frankenscharen ...ang, das mächtige Frankenreich zu gründen. Denn nicht der ...mischen Gewalt allein verdankte er diese Aufrichtung der Franken-herrschaft im römischen Gallien, sondern vornehmlich seiner Ver-...ndung mit dem päpstlichen Rom; und die römische Geistlichkeit lieh ...m ihren einflußreichen Arm nur, um diesen starken Weltstaat ihren

eigenen geistlichen Zwecken dienstbar zu machen. Durch diese Verbindung der Franken mit Rom wurden die Germanen die auserwählten Werkzeuge für die Verwirklichung des kirchlichen Gottesstaates, und dadurch wurde der ganze Entwicklungsgang der mittelalterlichen Geschichte grundlegend bestimmt. Diese geschichtlichen Vorgänge mit dem schließlichen Sieg des Papsttums über das deutsche Kaisertum würde völlig unverständlich sein ohne die Einsicht, daß es die Germanen selber gewesen sind, die dem Papsttum zu seiner überlegenen äußeren Machtstellung geholfen haben.

Die Bedeutung des Kaisertums für das deutsche Geistesleben.

Werfen wir nunmehr aber die weitere Frage auf, welche weltgeschichtliche Wirkung diese von den fränkischen Herrschern gestiftete Verbindung mit Rom für die Germanen selber hatte, so darf die Antwort darauf nicht lediglich nach dem äußeren Gang der Ereignisse bemessen werden. Denn, wenn man die mittelalterliche Geschichte unseres Volkes nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, so muß allerdings der Verlauf der Geschehnisse trotz einer Reihe glänzender Kaisergestalten wie eine beklagenswerte Tragödie erscheinen. Es muß dann als ein verhängnisvolles Geschick angesehen werden, daß sich zuerst Karl der Große und später Otto I. dazu verstanden, die Kaiserwürde und damit die Schirmvoigtei der Kirche anzunehmen, weil dies das Mittel der Kirche war, die Kräfte der germanischen Völkerschaften beständig für den Ausbau der päpstlichen Weltherrschaft anzuspannen und dadurch die Entwicklung der staatlichen Macht des Germanentums zu hemmen. Wohl war die Sonderung von Staat und Kirche der leitende Gedanke der karolingischen Gesetzgebung, aber gerade dadurch wurde der Grund zu allen jenen für das Kaisertum so verhängnisvollen Verwicklungen gelegt. Dieser Gedanke, der durch die Kaiserkrönung Karls des Großen geschichtliche Gestalt annahm und seitdem das treibende Motiv bildete, ging dahin: Staat und Kirche, die trotz aller Verschiedenheit doch beide göttlichen Ursprungs sind und göttlichen Zwecken dienen, sollten in der Idee des christlichen Gottesstaates ihre höhere Einheit finden. Aber schon lange zuvor war der römischen Hierarchie von Augustinus dies als ihre weltgeschichtliche Aufgabe zum Bewußtsein gebracht worden, daß der Gottesstaat nicht neben dem Weltstaat, sondern über ihm allbeherrschend zu errichten sei. Und indem dann die äußere Kirche

... Anspruch erhob, ihrerseits diesen Gottesstaat zu vergegenwärtigen, ... sie von dem Leitgedanken Karls zwar dies auf, daß die ...herrschaft unabhängig von aller staatlichen Gesetzgebung, Recht-...ung und Regierung sei, forderte für sich jedoch unter Berufung ...ihr angeblich göttliches Recht um so nachdrücklicher die Ober-...t über den weltlichen Staat. Dadurch mußten aber diese ...n Universalmächte in einen Kampf auf Leben und Tod geraten, ... das Ergebnis war dies, daß das Kaisertum schließlich erlag.

Halten wir daher unseren Blick nur auf das äußere Schicksal ... mittelalterlichen Kaisertums gerichtet, so muß allerdings die-...e historische Ansicht recht behalten, die da meint, es wäre besser ...en, die germanischen Könige hätten auf die ihnen angetragene ...che Kaiserwürde grundsätzlich verzichtet und hätten statt dessen, ... wie Heinrich I., lieber ihre ganze Kraft für die Befestigung ... den Ausbau des germanischen Staates eingesetzt. Es ist richtig, ... die Ströme deutschen Blutes, die um der kaiserlichen Macht-...ung willen auf den wälschen Gefilden vergossen wurden, ge-...t worden wären, wenn das Verlangen nach dem blendenden ...z der Kaiserkrone und damit der Anspruch auf die Herrschaft ... Italien entschlossen preisgegeben worden wäre. Und auch dies ...chtig, daß die reine Freude an so erhabenen Heldengestalten ... Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa stets dadurch ver-...mert wird, daß uns unwillkürlich hinter ihnen das jammer-...öne Antlitz Heinrichs IV. und das blutige Haupt Konradins ...taucht. Aber ein tieferes Verständnis der Geschichte wird dennoch ... der Erkenntnis führen, daß die enge Verbindung mit Italien ... dem Papsttum durch das zähe Festhalten an der Kaiseridee trotz ... äußeren Mißerfolge für unser Volkstum von einer kaum zu ...tzenden Bedeutung gewesen ist. Denn das Entscheidende ist ... bleibt doch dies, nicht daß das Papsttum den Sieg über das ...tum davontrug, sondern daß das Germanentum sich die antik-...chen Geistesschätze niemals so tiefinnerlich angeeignet haben ..., wenn die Annahme und die fortgesetzte Erneuerung der ...würde nicht das Mittel gewesen wäre, die lebendige Vereinigung ... Germanentums mit der römischen Kulturwelt dauernd festzu-...n. Was das heißen will, wird am besten durch das Gegenstück ..., daß die slavischen Nationen sich einerseits zwar dem Einfluß ... römischen Geistesmacht entzogen haben, dafür aber andererseits ... der Halbbarbarei stecken geblieben sind bis auf den heutigen Tag: ... davor schützte sie auch nicht die Annahme des griechischen Ka-

tholizismus, weil dieses orientalische Christentum durch die [illegible] der schöpferischen Ideen des Augustinus bereits aus dem [illegible] ländischen Kulturzusammenhang ausgeschieden und dadurch [illegible] geistige Erstarrung geraten war. Vor diesem Schicksal [illegible] Germanen durch das mittelalterliche Kaisertum bewahrt [illegible] dessen welthistorische Aufgabe eben darin bestand, diese Völker [illegible] zu Miterben und Trägern der kirchlichen Universalkultur [illegible] machen. Dazu aber bedurfte es einer harten Zucht der [illegible] willigen Gemüter; die jugendfrischen Germanenstämme [illegible] sich erst einmal der höheren, geistigeren Willensmacht [illegible] römischen Kirche beugen lernen, um sich bis in die [illegible] Tiefen des Herzens hinein mit der Idee der christlichen [illegible] erfüllen. Dies wäre aber durch eine lockrere Verbindung mit [illegible] nicht in dem gleichen erzieherischen Maße erreicht [illegible] schen Kirche nicht in dem gleichen erzieherischen Maße [illegible] Mochte die straffe Unterordnung unter die Herrschaft der [illegible] Hierarchie unseren Vorfahren auch noch so hart ankommen, [illegible] dieser Durchgang doch erst einmal gemacht sein, um zur [illegible] Selbständigkeit zu gelangen, und hierin liegt zugleich die [illegible] liche Notwendigkeit, daß in dem Kampf der geistlichen und [illegible] lichen Macht miteinander auf dieser Stufe der Entwicklung [illegible] den Sieg davontrug. Denn nicht aus den verborgenen [illegible] naler Kraft war das mittelalterliche Kaisertum entsprungen [illegible] es war eine aus der Idee der Universalkirche [illegible] Schöpfung, von Anfang an dazu bestimmt, [illegible] als Werkzeug ihrer [illegible] daher der kirchlichen Erziehung [illegible] ganzen Germanentum [illegible] die Idee der christlichen [illegible] unveräußerlich [illegible], war damit auch die [illegible] sowohl des Papsttums wie des mittelalterlichen Kaisertums [illegible] und es begann sich alsbald eine neue Ordnung der [illegible] Lebens im [illegible] der Reformation zu gestalten [illegible]

Ist es aber auch trotz [illegible] wertes [illegible] die Kaiserwürde an das [illegible] Volkstum nur durch [illegible] wahrhaft zu [illegible] wicklungs[illegible] Geistesge[illegible] schen zu [illegible] Vandalen [illegible]

des Uebergewicht der lateinisch-kirchlichen Kultur völlig romanisiert
wurden, der muß nach einem Grunde suchen dafür, daß nicht schließ-
lich das ganze Germanentum in diesen Romanisierungsprozeß mit-
hineingezogen worden ist. Mochte sich Karl der Große auch immer-
hin als echter Germane fühlen, mochte er an dem eigenen Hofe
germanische Sprache und Sitte pflegen und von seinen Franken
gepflegt wissen wollen, so hat doch auch dieses Bestreben nicht ver-
hindern können, daß das linksrheinische Frankreich immer mehr
seinen spezifisch germanischen Charakter verlor und eine Töchter-
nation der lateinischen Völkermasse wurde. Eben dies war das
Ziel der römischen Kirche. Es sollte durch die Ausbreitung des
römischen Katholizismus zugleich alles in dem Geist seiner vom
romanischen Wesen getragenen Kultur so aufgehen, daß alle ihm
entgegengesetzten nationalen Kräfte dadurch ihre selbständige Wirk-
samkeit einbüßten. Denn das besagte jene Forderung des Augustinus,
wonach die weltlichen Staaten in diesem gegenwärtigen Dasein zwar
die Träger der äußeren Ordnung bleiben sollten, daß sie aber darin
nicht durch die besondere Form ihrer eigenen Nationalität, sondern
durch die schlechthin allgemeine Form der lateinischen Kirche be-
stimmt werden sollten. Diese Idee fand ihre Verwirklichung in der
Bildung der romanischen Staaten, und sie hätte auch die germani-
schen Nationen romanisiert, wenn es Karl dem Großen gelungen
wäre, die rechtsrheinischen Germanenstämme nach ihrer Unterwerfung
und Christianisierung mit dem westfränkischen Reiche dauernd zu
einem Staatswesen zu vereinigen. In dieser karolingischen Epoche
mußte die Entscheidung darüber fallen, ob das ganze Germanentum
mit der Annahme der katholischen Geisteskultur seinen ursprünglichen
Nationalcharakter allmählich einbüßen und wie ihre in die römischen
Provinzen eingedrungenen Volksgenossen völlig romanisiert werden
sollten, oder ob noch ein fester Bestand dieses Volkstums vorhanden
war, der Kraft genug besaß, sich die christliche Universalkultur an-
zueignen und sich doch der drohenden Entnationalisierung zu wider-
setzen. Er war vorhanden, und unsere ganze mittelalterliche Ge-
schichte ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, nichts anderes
als die fortschreitende Lösung des Gegensatzes zwischen der geduld-
samen Einordnung in den universell-kirchlichen Geisteszusammenhang
einerseits und der Erhaltung der nationalen Eigenart andererseits.
Das Aufkommen des Wortes „deutsch“ (diutisc, volkstümlich)
legt allein schon mehr als alles andere Zeugnis dafür ab, daß es noch
Germanen gab, die nicht wie die Westfranken dazu zu bringen waren,

ihre Sprache und ihr angestammtes Wesen der auf[illegible] den romanisierenden Geistesbewegung zum Opfer zu bringen, [illegible] die, wenn auch zum katholischen Christentum bekehrt, an [illegible] tümlichen Art und Rede festhielten. Mag der Begriff [illegible] nächst auch das ungebildete, volkstümliche Wesen im [illegible] der universellen latinisierenden Bildung ausdrücken, so [illegible] doch zugleich auch die tiefere Bedeutung des Auf[illegible] und des nicht römisch oder romanisch Werdenwollens [illegible] jedenfalls auch bedeutsam, daß die Bezeichnung „Deutsch“ [illegible] der Zeit, als das Frankenreich sich auflöste und unter den [illegible] Kaisern allmählich ein rein germanisches Staatswesen entst[illegible]

Die Erhebung des Germanentums zu einer [illegible] Macht ist demnach nur durch die sich [illegible] zweier entgegengesetzter Triebkräfte erfolgt, auf der einen [illegible] das mächtige Bestreben, sich die universelle [illegible] antik-christlichen Menschheitsbildung [illegible] und auf der anderen durch das zähe Festhalten an der [illegible] Grundbestimmtheit der Freiheit der Person[illegible] die volle Entwicklung [illegible] Stämme ähnlich wie die Slaven in einer Art [illegible] [illegible]

[illegible]

den Römern über sie ausging, ihren angeborenen Sinn wohl zu ...engen und ihm einen tieferen Inhalt zu geben, aber seine Eigen- ...art brechen konnte sie nicht. Ohne daß diese Gruppe des auf ihren ...sprünglichen Sitzen verbliebenen Germanentums sich stark genug ...wies, trotz der Annahme der römisch-katholischen Geisteskultur doch ...e eingeborene Nationalbestimmtheit in ihrer unverwüstlichen Kraft ...u bewahren und zugleich mit jenem Aneignungsprozeß der religiös- ...lichen Weltmacht zur gediegenen Reife zu entwickeln, würden die ...ermanen niemals zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung gelangt ...n, noch wären sie die Schöpfer einer universellen Literatur- und ...eistesgeschichte geworden. Nur aus dem Gegensatz dieser beiden ...ntwicklungsfaktoren und seiner Ueberwindung ist der Gang des ...utschen Geisteslebens aus seinem inneren Wesen zu verstehen.

Wie kommt dies in dem Fortschritt der religiös-sittlichen und ...tigen Kultur der Deutschen zum Ausdruck?

...e mittelalterliche Literatur der Deutschen: ein Spiegel ...rer selbständigen Erfassung der römischen Universalkultur.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die deutsche Re- ...mation den entscheidenden Knotenpunkt in diesem Entwicklungs- ...lde ausmacht, und nur dies muß zur Einsicht gebracht werden, ... sich das gegenseitige Verhältnis jener beiden Bildungsfaktoren, ... universellen und des nationalen, vor und nach der Zeit der ...ründung des Protestantismus darstellt. Ist nun die ganze ...panne des Mittelalters für uns dadurch bestimmt, daß sich die ...utschen die Weltkultur in der vorhandenen Form des römischen ...tholizismus überhaupt erst einmal in ihrem vollen Umfange zu ...mitteln hatten, so liegt es auch in der Natur der Dinge, daß ...e Bildungsmacht während jener Jahrhunderte zunächst das Ueber- ...acht über die **nationale** Gestaltungskraft gewinnen mußte. Wir ...den darin die innere Notwendigkeit zu erkennen haben, daß die ...tionale Sonderart der Deutschen zuvörderst noch unter die strenge ...acht des römisch-katholischen Geistes genommen werden mußte, um ... beschränkte Einseitigkeit durch diese Schulung abzustreifen und ...h mit einem tieferen Inhalt zu erfüllen. Die Deutschen sind ...er in geistiger Hinsicht das ganze Mittelalter hindurch die Lehr- ...ge der römischen Geistesmacht gewesen, deren universelle Kraft in ... allbeherrschenden Gewalt der Kirche zur Verwirklichung gelangte;

Politische Korrespondenz.

…ie universelle Bedeutung der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Das Germanentum hat sich erst durch seine Kämpfe, seine Ver-
…ng und schließlich durch seine Auseinandersetzung mit der
…chen Universalkultur zu einer geschichtlichen Weltmacht entwickelt.
… Goten und Vandalen, die Franken und Langobarden sich
…n römischen Mittelmeerländern festsetzten, da eroberten sie nicht
neue Wohnsitze, sondern eine neue Welt, — die Welt des
…: die Welt des sich auf Erden gestaltenden Reiches Gottes.
…urden durch die überlegene Gewalt ihres Schwertes die glück-
… Miterben dieser neuen, den sinnlichen Blicken des Barbaren-
… noch verborgenen Lebenskultur, ohne an seiner Begründung
…rbeitet zu haben; sie empfingen das Christentum wie ein un-
…tes Gnadengeschenk, und zwar erst, nachdem sich in ihm die
…ldungsmächte der alten Welt —, die universelle Religion,
…verselle Philosophie und der universelle Staat, — bereits aufs
… durchdrungen hatten und sich nunmehr anschickten, ihrer in
…che vereinigten Lebenskraft die Herrschaft über die Welt zu
…en. Durch das Zusammentreffen der Germanen mit der
…christlichen Geisteskultur auf dieser Stufe der Entwicklung ist
…ltgeschichtliche Mission unseres Volkstums für alle Zeiten
…gend bestimmt worden. Nur durch das Verständnis der ent-
…enden Bedeutung dieses Vorganges ist auch der Entwicklungs-
…ter der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte zu begreifen.
Wie einschneidend diese Aneignung der römischen Kultur auf die
…anen wirkte, geht zunächst daraus hervor, daß darüber all-
…s fast alle Erinnerungen an die früheren Schicksale und Lebens-

zuständen verblaßten. Wären wir nur auf die eigenen [illegible] unseres Volkes angewiesen, so wüßten wir über seine G[illegible] selbst, über seine religiösen Vorstellungen aus der vorg[illegible] Zeit so gut wie nichts mehr. Es ist eine kleine Zahl von [illegible] stellern des klassischen Altertums, denen wir einige Nachrichten [illegible] diese vorgeschichtliche Zeit der Germanen verdanken. [illegible] hat der römische Geschichtschreiber Tacitus uns eine [illegible] Darstellung von dem Leben und den Sitten der Germanen [illegible] Zeit des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt hint[illegible]. [illegible] hielt die Germanen für Eingeborene ihres Landes und [illegible] daß sie außer eigentümlichen Schlachtgesängen [illegible] hatten, in denen die Stammväter des Volkes, der erd[illegible] Tuisko und dessen Sohn Mannus mit seinen [illegible] wurden. Aber weder von diesen Gesängen, noch von den Liedern, die dem Andenken des tapferen Cheruskerfürsten [illegible] waren, haben sich nachweisbare Spuren in die [illegible] Zeit gerettet. Die uns erhaltenen Heldensagen führen nur [illegible] der Kämpfe in der Völkerwanderung zurück, und [illegible] die nicht vor dem [illegible] Jahrhundert aufgezeichneten [illegible] Nordgermanen, die Eddalieder, von der Berührung mit der römischen Mythologie und mit dem Christentum [illegible] worden. Als im Jahre 496 der Bischof der [illegible] Frankenkönig Chlodwig bei seiner Taufe die Worte [illegible] [illegible] deinen Nacken [illegible] verbrenne, was du [illegible] was du verbrannt hast", da sind diese nun [illegible] und nicht auch die alten Götterlieben, wie die Götter [illegible] [illegible] germanischen [illegible] zum Christentum [illegible]

Es war nicht [illegible]

die mit der Annahme des katholischen Bekenntnisses die Unterstützung der römischen Priesterschaft fanden, hielten wohl ihre äußere Herrschaft aufrecht, verschmolzen aber allmählich mit der unterworfenen Bevölkerung so, daß auch sie immer mehr romanisiert wurden und endlich in dieser vom lateinischen Geist beherrschten Neubildung ihr germanisches Wesen völlig aufgehen ließen. Es fragt sich, welches die weltgeschichtliche, unsere spätere deutsche Geistesentwicklung mitbestimmende Bedeutung dieses Vorganges war.

War es die letzte große Leistung der antiken Kulturwelt, daß sie ihre gesamten, auf die Verwirklichung des wahren geistigen Menschentums gerichteten Bestrebungen in der Idee der Kirche zu einer geschlossenen Einheit zusammenfaßte, so waren die Kräfte der alten Völker gleichwohl zu erschüttert, um diesen Gedanken eines alles beherrschenden Gottesstaates, — das erstaunlichste Unternehmen, das die Erde je gesehen hat — auch praktisch durchzuführen. Als sich im Geiste des Augustinus (354—430), des letzten, wahrhaft großen antiken Menschen, alle lebensfähigen Elemente der alten Welt wie in einem Brennpunkt endgültig vereinigten und die ganze Zukunft der abendländischen Menschheitskultur aus dieser Vereinigung ihre entscheidende Richtung empfing, da pochten die germanischen Kriegerscharen bereits gewaltsam an die Pforten des römischen Reiches, und es währte nicht lange mehr (476), so war das weströmische Kaisertum für immer gestürzt. Lag aber auch das alte Rom in Schutt und Trümmern, so begann sich nunmehr auf seinem Grunde ein neues, mächtigeres Rom zu erheben; an die Stelle des die Nationen nur äußerlich regierenden Imperators trat der christliche, auch die Seelen beherrschende Pontifex Maximus. Und das ist nun das geschichtlich Bedeutsame, daß der alles überragende Thron dieses päpstlichen Priesterkaisers nur mit der Hilfe germanischer Volkskraft errichtet worden ist. Wie die Dinge sich tatsächlich gestalteten, muß es daher als das Werk der Vorsehung angesehen werden, daß der Sturz des weströmischen Kaisertums durch die Germanen nur die Wirkung hatte, Platz zu schaffen für die Verwirklichung der allbeherrschenden Macht der römischen Kirche. Das trat sofort zutage, als es Chlodwig (481—511) mit seinen tapferen Frankenscharen gelang, das mächtige Frankenreich zu gründen. Denn nicht der kriegerischen Gewalt allein verdankte er diese Aufrichtung der Frankenherrschaft im römischen Gallien, sondern vornehmlich seiner Verbindung mit dem päpstlichen Rom; und die römische Geistlichkeit lieh ihm ihren einflußreichen Arm nur, um diesen starken Weltstaat ihren

eigenen geistlichen Zwecken dienstbar zu machen. Durch diese Verbindung der Franken mit Rom wurden die Germanen die auserwählten Werkzeuge für die Verwirklichung des kirchlichen Gottesstaates, und dadurch wurde der ganze Entwicklungsgang der mittelalterlichen Geschichte grundlegend bestimmt. Diese geschichtlichen Vorgänge mit dem schließlichen Sieg des Papsttums über das deutsche Kaisertum würde völlig unverständlich sein ohne die Einsicht, daß es die Germanen selber gewesen sind, die dem Papsttum zu seiner überlegenen äußeren Machtstellung geholfen haben.

Die Bedeutung des Kaisertums für das deutsche Geistesleben.

Werfen wir nunmehr aber die weitere Frage auf, welche weltgeschichtliche Wirkung diese von den fränkischen Herrschern gestiftete Verbindung mit Rom für die Germanen selber hatte, so darf die Antwort darauf nicht lediglich nach dem äußeren Gang der Ereignisse bemessen werden. Denn, wenn man die mittelalterliche Geschichte unseres Volkes nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, so muß allerdings der Verlauf der Geschehnisse trotz einer Reihe glänzender Kaisergestalten wie eine beklagenswerte Tragödie erscheinen. Es muß dann als ein verhängnisvolles Geschick angesehen werden, daß sich zuerst Karl der Große und später Otto I. dazu verstanden, die Kaiserwürde und damit die Schirmvoigtei der Kirche anzunehmen, weil dies das Mittel der Kirche war, die Kräfte der germanischen Völkerschaften beständig für den Ausbau der päpstlichen Weltherrschaft anzuspannen und dadurch die Entwicklung der staatlichen Macht des Germanentums zu hemmen. Wohl war die Sonderung von Staat und Kirche der leitende Gedanke der karolingischen Gesetzgebung, aber gerade dadurch wurde der Grund zu allen jenen für das Kaisertum so verhängnisvollen Verwicklungen gelegt. Dieser Gedanke, der durch die Kaiserkrönung Karls des Großen geschichtliche Gestalt annahm und seitdem das treibende Motiv bildete, ging dahin: Staat und Kirche, die trotz aller Verschiedenheit doch beide göttlichen Ursprungs sind und göttlichen Zwecken dienen, sollten in der Idee des christlichen Gottesstaates ihre höhere Einheit finden. Aber schon lange zuvor war der römischen Hierarchie von Augustinus dies als ihre weltgeschichtliche Aufgabe zum Bewußtsein gebracht worden, daß der Gottesstaat nicht neben dem Weltstaat, sondern über ihm allbeherrschend zu errichten sei. Und indem dann die äußere Kirche

den Anspruch erhob, ihrerseits diesen Gottesstaat zu vergegenwärtigen, nahm sie von dem Leitgedanken Karls zwar dies auf, daß die Priesterschaft unabhängig von aller staatlichen Gesetzgebung, Rechtsprechung und Regierung sei, forderte für sich jedoch unter Berufung auf ihr angeblich göttliches Recht um so nachdrücklicher die Oberhoheit über den weltlichen Staat. Dadurch mußten aber diese beiden Universalmächte in einen Kampf auf Leben und Tod geraten, und das Ergebnis war dies, daß das Kaisertum schließlich erlag.

Halten wir daher unseren Blick nur auf das äußere Schicksal des mittelalterlichen Kaisertums gerichtet, so muß allerdings diejenige historische Ansicht recht behalten, die da meint, es wäre besser gewesen, die germanischen Könige hätten auf die ihnen angetragene römische Kaiserwürde grundsätzlich verzichtet und hätten statt dessen, etwa wie Heinrich I., lieber ihre ganze Kraft für die Befestigung und den Ausbau des germanischen Staates eingesetzt. Es ist richtig, daß die Ströme deutschen Blutes, die um der kaiserlichen Machtstellung willen auf den wälschen Gefilden vergossen wurden, geschont worden wären, wenn das Verlangen nach dem blendenden Glanz der Kaiserkrone und damit der Anspruch auf die Herrschaft über Italien entschlossen preisgegeben worden wäre. Und auch dies ist richtig, daß die reine Freude an so erhabenen Heldengestalten wie Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa stets dadurch verkümmert wird, daß uns unwillkürlich hinter ihnen das jammerzerrissene Antlitz Heinrichs IV. und das blutige Haupt Konradins auftaucht. Aber ein tieferes Verständnis der Geschichte wird dennoch zu der Erkenntnis führen, daß die enge Verbindung mit Italien und dem Papsttum durch das zähe Festhalten an der Kaiseridee trotz aller äußeren Mißerfolge für unser Volkstum von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung gewesen ist. Denn das Entscheidende ist und bleibt doch dies, nicht daß das Papsttum den Sieg über das Kaisertum davontrug, sondern daß das Germanentum sich die antik-christlichen Geistesschätze niemals so tiefinnerlich angeeignet haben würde, wenn die Annahme und die fortgesetzte Erneuerung der Kaiserwürde nicht das Mittel gewesen wäre, die lebendige Vereinigung des Germanentums mit der römischen Kulturwelt dauernd festzuhalten. Was das heißen will, wird am besten durch das Gegenstück klar, daß die slavischen Nationen sich einerseits zwar dem Einfluß der römischen Geistesmacht entzogen haben, dafür aber andererseits in der Halbbarbarei stecken geblieben sind bis auf den heutigen Tag; und davor schützte sie auch nicht die Annahme des griechischen Ka-

theltismus, weil dieses orientalische Christentum durch [illegible] der schöpferischen Ideen des Augustinus bereits aus dem [illegible] ländischen Kulturzusammenhang ausgeschieden und dadurch [illegible] geistige Erstarrung geraten war. Vor diesem Schicksal [illegible] Germanen durch das mittelalterliche Kaisertum bewahrt [illegible] dessen welthistorische Aufgabe eben darin bestand, die [illegible] zu Miterben und Trägern der kirchlichen Univer[illegible] machen. Dazu aber bedurfte es einer harten Zucht der wilden Gemüter; die jugendfrischen Germanen[illegible] sich erst einmal der höheren, geistigeren [illegible] römischen Kirche beugen lernen, um sich bis in die Tiefen des Herzens hinein mit der Idee der christlichen [illegible] erfüllen. Dies wäre aber durch eine lockrere Verbindung mit der [illegible] schen Kirche nicht in dem gleichen erzieherischen Maße [illegible] Mochte die straffe Unterordnung unter die Herrschaft der [illegible] Hierarchie unseren Vorfahren auch noch so hart ankommen [illegible] dieser Durchgang doch erst einmal gemacht sein, um zur Selbständigkeit zu gelangen, und hierin liegt auch die [illegible] liche Notwendigkeit, daß in dem Kampf der geistlichen und [illegible] lichen Macht miteinander auf dieser Stufe der Entwicklung [illegible] den Sieg davontrug. Denn nicht aus dem [illegible] [illegible] Kraft war das mittelalterliche Kaisertum entsprungen [illegible] es war eine aus der Idee der Universal[illegible] Schöpfung, von Anfang an dazu bestimmt, [illegible] als [illegible] [illegible]

[illegible]

das Uebergewicht der lateinisch-kirchlichen Kultur völlig romanisiert wurden, der muß nach einem Grunde suchen dafür, daß nicht schließlich das ganze Germanentum in diesen Romanisierungsprozeß mithineingezogen worden ist. Mochte sich Karl der Große auch immerhin als echter Germane fühlen, mochte er an dem eigenen Hofe germanische Sprache und Sitte pflegen und von seinen Franken gepflegt wissen wollen, so hat doch auch dieses Bestreben nicht verhindern können, daß das linksrheinische Frankreich immer mehr seinen spezifisch germanischen Charakter verlor und eine Töchternation der lateinischen Völkermasse wurde. Eben dies war das Ziel der römischen Kirche. Es sollte durch die Ausbreitung des römischen Katholizismus zugleich alles in dem Geist seiner vom lateinischen Wesen getragenen Kultur so aufgehen, daß alle ihm entgegengesetzten nationalen Kräfte dadurch ihre selbständige Wirksamkeit einbüßten. Denn das besagte jene Forderung des Augustinus, wonach die weltlichen Staaten in diesem gegenwärtigen Dasein zwar die Träger der äußeren Ordnung bleiben sollten, daß sie aber darin nicht durch die besondere Form ihrer eigenen Nationalität, sondern durch die schlechthin allgemeine Form der lateinischen Kirche bestimmt werden sollten. Diese Idee fand ihre Verwirklichung in der Bildung der romanischen Staaten, und sie hätte auch die germanischen Nationen romanisiert, wenn es Karl dem Großen gelungen wäre, die rechtsrheinischen Germanenstämme nach ihrer Unterwerfung und Christianisierung mit dem westfränkischen Reiche dauernd zu einem Staatswesen zu vereinigen. In dieser karolingischen Epoche mußte die Entscheidung darüber fallen, ob das ganze Germanentum mit der Annahme der katholischen Geisteskultur seinen ursprünglichen Nationalcharakter allmählich einbüßen und wie ihre in die römischen Provinzen eingedrungenen Volksgenossen völlig romanisiert werden sollten, oder ob noch ein fester Bestand dieses Volkstums vorhanden war, der Kraft genug besaß, sich die christliche Universalkultur anzueignen und sich doch der drohenden Entnationalisierung zu widersetzen. Er war vorhanden, und unsere ganze mittelalterliche Geschichte ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, nichts anderes als die fortschreitende Lösung des Gegensatzes zwischen der geduldsamen Einordnung in den universell-kirchlichen Geisteszusammenhang einerseits und der Erhaltung der nationalen Eigenart andererseits. Das Aufkommen des Wortes „deutsch“ (diutisc, volkstümlich) legt allein schon mehr als alles andere Zeugnis dafür ab, daß es noch Germanen gab, die nicht wie die Westfranken dazu zu bringen waren,

ihre Sprache und ihr angestammtes Wesen der auf sie eindringenden romanisierenden Geistesbewegung zum Opfer zu bringen, sondern die, wenn auch zum katholischen Christentum bekehrt, an ihrer volkstümlichen Art und Rede festhielten. Mag der Begriff „deutsch“ zunächst auch das ungebildete, volkstümliche Wesen im Gegensatz zu der universellen latinisierenden Bildung ausdrücken, so gewann er doch zugleich auch die tiefere Bedeutung des Aufsichselbstbeharrens und des nicht römisch oder romanisch Werdenwollens. Es ist jedenfalls auch bedeutsam, daß die Bezeichnung „deutsch“ aufkam zu der Zeit, als das Frankenreich sich auflöste und unter den sächsischen Kaisern allmählich ein rein germanisches Staatswesen entstand.

Die Erhebung des Germanentums zu einer weltgeschichtlichen Macht ist demnach nur durch das sich vereinigende Zusammenwirken zweier entgegengesetzter Triebkräfte erfolgt: auf der einen Seite durch das wachsende Bestreben, sich die universelle Geisteskultur der antik-christlichen Menschheitsbildung aufs innigste anzueignen, und auf der anderen durch das zähe Festhalten an der nationalen Grundbestimmtheit der Freiheit der Persönlichkeit. Ohne die volle Entwicklung jenes Triebes würden die germanischen Stämme ähnlich wie die Slaven in einer Art Halbbarbarei stecken geblieben sein; ohne daß jedoch der andere, der nationale Trieb stark genug gewesen wäre, dem universalen das Gleichgewicht zu halten, wären sie, wie dies bei den Westfranken tatsächlich der Fall war, samt und sonders in der allmählich fortschreitenden Romanisierung aufgegangen. Diese Kraft haben aber nur diejenigen Stämme besessen, die, nicht von dem allgemeinen Zuge der Völkerwanderung ergriffen, sich auf römischem Gebiet ansiedelten, sondern die ihrer heimischen Scholle fest verhaftet waren, wie namentlich die Sachsen, Friesen, Thüringer und Hessen nebst den seßhaft gebliebenen Franken, Schwaben, Bayern und Allemannen. Nur was mit all seinen Lebensfasern tief in der väterlichen Erde verwurzelt war, nur wo auch die untere Schicht der Hörigen demselben Volkstum angehörte, gelang es unseren Altvorderen, der drohenden Verwälschung einen lebendigen Damm entgegenzusetzen, wie ehedem die Römer gegen sie einen natürlichen Grenzwall errichtet hatten. In der Fremde oder, wie es hieß, im Elend entfremdeten sie sich selbst. Sich selbst getreu aber blieben sie da, wo Feld und Heide von den Heldentaten ihrer Vorfahren zu erzählen wußten, und wo den Sonntagskindern vernehmlich war, was der Wald rauschte und was die Vögel sangen. Hier vermochte die höhere Geistesmacht, die von

den Römern über sie ausging, ihren angeborenen Sinn wohl zu reinigen und ihm einen tieferen Inhalt zu geben, aber seine Eigenart brechen konnte sie nicht. Ohne daß diese Gruppe des auf ihren ursprünglichen Sitzen verbliebenen Germanentums sich stark genug erwies, trotz der Annahme der römisch-katholischen Geisteskultur doch die eingeborene Nationalbestimmtheit in ihrer unverwüstlichen Kraft zu bewahren und zugleich mit jenem Aneignungsprozeß der religiös-sittlichen Weltmacht zur gediegenen Reife zu entwickeln, würden die Germanen niemals zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung gelangt sein, noch wären sie die Schöpfer einer universellen Literatur- und Geistesgeschichte geworden. Nur aus dem Gegensatz dieser beiden Entwicklungsfaktoren und seiner Ueberwindung ist der Gang des deutschen Geisteslebens aus seinem inneren Wesen zu verstehen.

Wie kommt dies in dem Fortschritt der religiös-sittlichen und geistigen Kultur der Deutschen zum Ausdruck?

Die mittelalterliche Literatur der Deutschen: ein Spiegel ihrer selbständigen Erfassung der römischen Universalkultur.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die deutsche Reformation den entscheidenden Knotenpunkt in diesem Entwicklungsgebilde ausmacht, und nur dies muß zur Einsicht gebracht werden, wie sich das gegenseitige Verhältnis jener beiden Bildungsfaktoren, des universellen und des nationalen, vor und nach der Zeit der Begründung des Protestantismus darstellt. Ist nun die ganze Spanne des Mittelalters für uns dadurch bestimmt, daß sich die Deutschen die Weltkultur in der vorhandenen Form des römischen Katholizismus überhaupt erst einmal in ihrem vollen Umfange zu vermitteln hatten, so liegt es auch in der Natur der Dinge, daß diese Bildungsmacht während jener Jahrhunderte zunächst das Uebergewicht über die nationale Gestaltungskraft gewinnen mußte. Wir werden darin die innere Notwendigkeit zu erkennen haben, daß die nationale Sonderart der Deutschen zuvörderst noch unter die strenge Zucht des römisch-katholischen Geistes genommen werden mußte, um ihre beschränkte Einseitigkeit durch diese Schulung abzustreifen und sich mit einem tieferen Inhalt zu erfüllen. Die Deutschen sind daher in geistiger Hinsicht das ganze Mittelalter hindurch die Lehrlinge der römischen Geistesmacht gewesen, deren universelle Kraft in der allbeherrschenden Gewalt der Kirche zur Verwirklichung gelangte;

aber sie waren Lehrlinge, die Schritt vor Schritt nach selbständiger Meisterschaft rangen und sie endlich am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erlangten.*) Dieser stetig wachsende Zug führt schon in jener Frühzeit zur deutlichen Unterscheidung zweier Abschnitte, die sich mit der üblichen, der Sprachentwicklung entnommenen Einteilung in die althochdeutsche (etwa von 800—1150) und in die mittelhochdeutsche (1150—1500) Literaturepoche decken. Jene, die althochdeutsche, kennzeichnet sich ihrer maßgebenden Triebkraft nach als das Zeitalter, in welchem der universelle Stand der Priester und Mönche die geistige Führung hat; diese, die mittelhochdeutsche, als das Zeitalter des Beginnes, in dem sich die nationalen Stände der Ritter und dann der Bürger selber zu Trägern dieser Bildung machen.

Aber wenn in der althochdeutschen Zeit der nationale Bildungsfaktor auch eine fast verschwindende Rolle spielt, so ist er es dennoch, der sie deutlich abgrenzt gegen die Gestaltung unter Karl dem Großen. Dieses nationale Geisteselement kommt in jenen Jahrhunderten fast nur abwehrend, nur negativ zur Aeußerung, insofern es sich der unter dem großen Frankenkaiser eingeschlagenen Kulturbewegung widersetzt und Deutschland gegen sie selbständig erhält. Es ist mit Recht gesagt worden: „Die karolingische Epoche**) ist ein großer und in mancher Hinsicht verfehlter Versuch einer Renaissance der Antike. Sie ist nicht das Ergebnis der natürlichen langsamen Entwicklung der germanisch-romanischen Völker, sondern Karl der Große und sein Kreis suchten durch ein vielfach forciertes Zurücklenken zu der Antike resp. durch die Einbürgerung der byzantinischen Kultur — in Konstantinopel war das Altertum noch lebendig — im Sturme eine höhere Bildung für das fränkische Reich zu gewinnen. Was für die Geschichte der

*) „Die Germanen", sagt Adolf Harnack, „welche in den Kreis der Kirche eintraten und sich teils mit den Lateinern verschmolzen, teils selbständig — aber von Rom geleitet — blieben, empfingen das Christentum in kirchlicher Gestalt als ein völlig fertiges. Auf rein germanischem Boden hat daher Jahrhunderte hindurch eine selbständige theologische Bewegung nicht stattgefunden. Es gibt im Mittelalter kein germanisches Christentum, wie es ein jüdisches, griechisches und lateinisches gegeben hat. Mögen auch die Deutschen versucht haben, sich inniger mit dem lateinischen Christentum vertraut zu machen, als z. B. die Slaven mit dem griechischen, so fehlt doch jede Selbständigkeit in der klaren Aneignung desselben bis zu der Zeit, da sich die Bettelorden in Deutschland einbürgerten, ja eigentlich bis zur Reformationszeit." Lehrbuch der Dogmengeschichte. 1. u. 2. Aufl. III, S. 6.

**) Ebd. Seite 245.

Kunst nachgewiesen worden ist, daß nämlich die karolingische Kunst als die Nachblüte der antiken, nicht aber als der Anfang der mittelalterlichen zu betrachten ist, das gilt auch von den theologischen und philosophischen Bestrebungen. Für die Geschichte der Staatseinrichtungen bedeutet die Karolingerzeit die epochemachenden Anfänge; innerhalb der Geschichte des geistigen Lebens ist sie ein Anhang zur Geschichte der alten Welt". Demgegenüber beginnt mit der deutschen Geistentwicklung im 9. Jahrhundert eine neue Epoche. Sie ist verbunden mit der karolingischen dadurch, daß das römische Christentum die führende Macht bleibt, aber sie ist ihr zugleich entgegengesetzt, insofern mit dem Zurücktreten des antik-byzantinischen Einflusses sich das neue, germanische Lebenselement in der Form des deutschen allmählich zu einem selbständigen Kulturfaktor entwickelt. Das Entscheidende dabei ist noch nicht dies, daß sich die volkstümlich deutsche Sprache in ihrer besonderen Lebenssphäre mit ursprünglicher Gewalt gegen die Romanisierung wehrte, sondern erst der Umstand, daß der deutsche Geist sich dazu erhob, die abendländische Universalkultur sich in seiner eigenen Wesensform zu vergegenwärtigen und fortzubilden, wie es bis dahin nur durch die Ausdrucksform des hellenischen und römischen Geistes geschehen war.

Dadurch hat sogleich das althochdeutsche Zeitalter sein charakteristisches Gepräge empfangen. Zwar ist die lateinische Universalsprache während dieser Jahrhunderte nicht nur die Sprache der Kirche, sondern auch Hof- und Staatssprache, und das Deutsche erhebt sich noch nicht zu dem Range einer selbständigen und einheitlichen Kultursprache. Das Reich der höheren Bildung war noch wesentlich von dem römischen Geiste bestimmt, und dies ist verständlich, wenn wir bedenken, daß es in dieser Zeit die Aufgabe des deutschen Geistes sein mußte, sich überhaupt erst einmal der Weltkultur aufzuschließen. Was uns aber dennoch das Recht gibt, von einem althochdeutschen Zeitalter zu sprechen, und worin sich schon in diesem geschichtlichen Abschnitt die werdende Selbständigkeit des deutschen Lebens zeigt, ist die starke Unterströmung des ungebrochenen nationalen Empfindens, die sich in einer volkstümlichen Literatur bereits Ausdruck verschafft. Sind auch nur spärliche Reste dieser vom nationalen Geiste beseelten Dichtungen auf uns gekommen, ja ist das Meiste vielleicht überhaupt nicht einmal aufgezeichnet worden, so zeugt doch nichts so sehr von ihrer kraftvollen Wirkung, als daß die lateinisch geschulte Geistlichkeit, um sich dieser Strömung zu be-

mächtigen, selber gezwungen wurde, sich der deutschen Sprache zu bedienen, um den unheiligen Volksgesängen heilige und den weltlichen Erzählungen geistliche entgegenzusetzen. Allerdings mußte der nationale Volksgeist erst noch geläutert und erzogen werden; aber darin, daß er sich in seiner Selbständigkeit gegen die höhere Macht des universell-kirchlichen Geistes nicht nur zu halten wußte, sondern diesen auch dazu brachte, seinerseits deutsch zu reden und zu dichten, um die Herrschaft der religiösen Kultur über das deutsche Volk auszubreiten, lag der unverkennbare Hinweis, daß dieser Nationalität ebenfalls eine geheimnisvoll göttliche Kraft unzerstörbar eingepflanzt und zu weltgeschichtlicher Wirkung bestimmt war. Dadurch sind wir vor dem Schicksal der Kelten bewahrt worden. Es gibt sich also die allgemeine Bedeutung der althochdeutschen Literaturepoche in der Tatsache zu erkennen, daß die unbezwingbare Unterströmung des nationalen Geisteslebens eine geistliche Literatur in deutscher Sprache notwendig machte. Und in dieser Schöpfung vergegenwärtigt sich für die damalige Entwicklungsstufe zugleich die innere Vereinigung jenes Gegensatzes zwischen den universell-römischen und den national-deutschen Triebkräften der abendländischen Kultur.

Eine neue Epoche beginnt sodann im zwölften Jahrhundert unter dem machtvollen Glanze des staufischen Kaiserhauses. Diese Wandlung der Dinge tritt zunächst darin kenntlich hervor, daß sich jetzt erst eine einheitliche, die mittelhochdeutsche Schriftsprache bildet, und namentlich darin, daß diese sprachliche Ausdrucksform sich bereits als fähig erweist, das Geistigste und Erhabenste in eigenen Lauten auszusprechen. Der tiefere Grund dafür liegt darin, daß die volkstümlichen Geisteselemente inzwischen stark genug geworden waren und sich mit dem Gehalte der Weltkultur bereits so lebendig erfüllt hatten, um zum wenigsten die Form der geistigen Bewegung aus sich selbst heraus zu bestimmen. Damit daß nicht mehr die universale Priesterschaft, sondern die nationalen Stände selber, erst die Ritter, dann die Bürger, die Führung des geistigen Lebens übernehmen, vollzieht sich der tiefgehende Umschwung, der allmählich die selbständige Erhebung des Germanentums gegenüber der römischen Kulturwelt vorbereitet und zwar auf Grund einer inneren Umgestaltung der allgemeinen Geisteskultur aus dem Wesen des deutschen Geistes. Wohl empfingen auch noch in diesem Zeitalter die Deutschen sowohl den Anstoß wie den Hauptinhalt der geistigen Lebensbewegung von den romanischen Völkern, aber sowohl dem Minne-

liebe wie dem ritterlichen Epos hauchten sie eine so entschieden deutsche Seele ein, daß wir den fremdartigen Ursprung dieser Strömung willig darüber vergessen. Dazu kommt, daß die alten, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Heldengesänge nunmehr eine solche künstlerische Durchbildung und Läuterung empfingen, daß sowohl dem Nibelungen- wie dem Gudrunliede seine abschließende Gestalt gegeben wurde. Vielleicht das Wichtigste aber ist dies, daß um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in den Schriften und Predigten der Mystiker zum erstenmal ein selbständiger Ausdruck für die christliche Stimmung des deutschen Gemütes gefunden wird. Allerdings bleibt auch hier noch der Zusammenhang mit der Lehre und dem Glauben der römischen Kirche gewahrt, aber das Hochbedeutsame liegt darin, daß der germanische Geist inzwischen soweit erstarkt war, die Grundwahrheiten des Christentums nicht mehr bloß als eine fertige Lehre aufzunehmen, sondern aus den Tiefen des eigenen Herzens in einer dem deutschen Wesen entsprechenden Form wiederzuerzeugen. In der mittelalterlichen Mystik bereitet sich die innere Vermählung des universellen Christentums mit dem germanischen Seelenleben vor; die Deutschen sind dazu fortgeschritten, den Geist des Christentums als den geheimnisvollen, göttlichen Grund des eigenen Wesens zu erfassen. Stand also in dem althochdeutschen Zeitalter der nationale Geist zu dem universalen der römischen Weltkultur noch lediglich in einem äußerlichen, gegensätzlichen Verhältnis, so charakterisiert sich die mittelhochdeutsche Epoche durch die innere Verbindung, in welcher das deutsche Volk zwar die universellen Ideen auch noch aus der römischen Welt empfängt, sie aber aus der eigenen Grundnatur zu begreifen strebt und ihnen so ein selbständiges, germanisches Gepräge gibt.

Die Erziehung des Menschengeschlechtes unter der Führung des deutschen Geistes.

Mit dem Jahrhundert der Reformation beginnt endlich die Zeit, in welcher der deutsche Geist sich selbst zur Hervorbringung weltgestaltender Ideen erhebt. Der eigentümliche Charakter dieser Schöpfungen zeigt sich darin, daß nicht wie in der Lebensanschauung und Weltordnung der römischen Kirche das Nationale und Universale, Staat und Kirche, Natur und Geisteswelt in scharfer Sonderung auseinandergehalten und nur in eine äußere Beziehung zu einander gesetzt werden, sondern daß sich diese Gegensätze im Geiste des

Germanentums als eine lebendige Einheit versöhnend durch[illegible]. Es gibt keine weltgeschichtliche Leistung des deutschen Volkes, die nicht von dieser Welt- und Lebensverklärung erfüllt und [illegible] wäre. Der tiefere Grund dafür liegt aber darin, daß mit dem Germanentum ein neuer Begriff von der Freiheit der Persönlichkeit in die Welt gebracht wird und damit ein neuer [illegible] Typus des Menschentums. In mehr als tausendjähriger Schule hatte der Germane lernen müssen, daß die eigenwillige Selbstbehauptung der sinnlichen Individualität noch nicht die wahre [illegible] ausmache, sondern daß sich der Mensch dazu erst erheben muß [illegible] der Kraft des universellen Geistes, wie er sie im [illegible] empfängt. Ist der bloß individuell und national [illegible] noch nicht der wahre Mensch, so macht ebensowenig der [illegible] Universalismus des hierarchischen Geistes das wahre [illegible] menschlichen Lebens aus; erst in der [illegible] Kultur [illegible] Gleichmaßes zwischen Natur und Geist, zwischen dem [illegible] und der Gattung, zwischen Staat und Kirche kommt [illegible] heit zur Gestaltung. Es war die große weltgeschichtliche [illegible] des Römertums, der Menschheit ihre universelle [illegible] zunächst durch die Gründung des die Nationen [illegible] Weltstaates und dann des alle Natur überhaupt [illegible] lichen Geist [illegible] zum Bewußtsein zu bringen. [illegible] aber sind dazu in die Welt gekommen, um das [illegible] auch in den Individuen und Nationen [illegible] [illegible] und Überlegenheit [illegible]

[illegible]

genommen. Auch die literarischen Hervorbringungen sind daher während dieser Zeit direkt oder indirekt durch die kirchlichen Bestrebungen beeinflußt und erheben sich mit Ausnahme der religiösen Lyrik nicht zu der Höhe freier künstlerischer Schöpfungen. Das Gleiche gilt ferner für die Tätigkeit des wissenschaftlichen Geistes. Kopernikus, Kepler und einige andere bleiben vereinzelte Erscheinungen, so daß die Deutschen bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu einer originalen Grundlegung des philosophischen Denkens und Erkennens nicht gelangt sind. Sobald aber mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges das reformatorische Glaubensprinzip völkerrechtlich zur Anerkennung gebracht war, kündigte sich in der universellen Gelehrsamkeit Leibniz' der Uebergang zu der wissenschaftlichen Grundlegung dieser neuen, aus dem deutschen Geiste entsprungenen Welt- und Lebensanschauung an. Diese Bewegung erreicht dann um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts durch die Schöpfungen unserer klassischen Dichtung und Philosophie ihren Höhepunkt.

Die Weltbedeutung dieses deutschen Klassizismus tritt am kenntlichsten hervor in der Art, wie sie sich in der Charakteristik eines der hervorragendsten französischen Köpfe, des Historikers und Psychologen Hippolyte Taine, widerspiegelt. Dieser sagt: „Von 1780 bis 1830 hat Deutschland alle Ideen unserer historischen Zeit hervorgebracht, und für ein halbes Jahrhundert noch, sogar für ein ganzes Jahrhundert wird es unsere Hauptaufgabe sein, sie zu überdenken. — Am Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich der deutsche philosophische Geist, welcher, nachdem er eine neue Metaphysik, Theologie, Poesie, Literatur, Linguistik, Exegese, eine neue Bildung hervorgebracht, jetzt in die Wissenschaften hinabsteigt und seine Entwicklung fortsetzt. Seit drei Jahrhunderten hat sich kein Geist gezeigt, der origineller, universeller in allen möglichen wichtigen Konsequenzen fruchtbarer und fähiger wäre, alles zu verändern und zu reformieren. — Worin besteht diese moderne und deutsche Geistesform? In dem Vermögen, allgemeine Ideen zu entdecken. Keine Nation und keine Zeit hat dasselbe in einem so hohen Grade besessen wie diese Deutschen. Das ist ihre vorherrschende Fähigkeit; durch diese Kraft haben sie hervorgebracht, was sie geleistet haben. Diese Fähigkeit ist eigentlich die Fähigkeit zu begreifen. Durch sie haben sie den Geist der Zeiten, der Zivilisationen und Rassen erkannt und die Geschichte, die nur ein Haufen von Tatsachen war, in ein System von Gesetzen umgewandelt. Durch sie haben sie den Sinn der

Dogmen wieder gefunden oder erneuert, Gott mit der Welt, den Menschen mit der Natur, den Geist mit der Materie wieder verbunden, die zusammenhängende Verkettung und die ursprüngliche Notwendigkeit der Formen wahrgenommen, deren Gesamtheit das Universum bildet. Die Dichter wurden Gelehrte, Philosophen; sie bauten ihre Dramen, ihre Epen und ihre Oden nach vorher festgestellten Theorien auf, und in der Absicht auf, allgemeine Ideen zu offenbaren." Aus dieser Darlegung Taines geht hervor, daß es sich auch in unserem klassischen Zeitalter letzthin darum handelt, aus dem Wesen des deutschen Geistes einen neuen Typus des abendländischen Kulturmenschen zu erzeugen. Auf der Grundlage des deutschen Glaubens erhebt sich die deutsche Kunst und Philosophie zur Verwirklichung dieses einen, alles in sich begreifenden Zieles, und diese Einheit ist die Idee der religiösen, sittlichen, geistigen Freiheit der Persönlichkeit, wie sie hervorgeht aus der gläubigen Aufnahme der göttlichen Vernunft in das individuelle Dasein der Einzelpersönlichkeit. In dieser Freiheit als der Ueberwindung des Gegensatzes zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen ist zugleich die vollkommene Idee des Schönen, Wahren und Guten mitenthalten. Denn was ist das Schöne anderes als die Verklärung der sinnlichen Erscheinung durch die geistige Anschauung; was anders das Wahre als die Verklärung der sinnlichen Erkenntnis durch die universelle Vernunft und das Gute anders als die Verklärung des fleischlichen Begehrens durch den göttlichen Willen! Wie diese Lebensdreiheit aus dem geheimnisvollen Grunde des persönlichen Glaubens entspringt, so vereinigt sie sich, zur anschaulichen und denkenden Klarheit erhoben, in dem Bewußtsein der persönlichen Freiheit. Die klassische Literatur und Philosophie wäre nicht das epochemachende Gebilde des deutschen Geistes, wenn sie nicht dasselbe Lebensprinzip, das mit der Reformation hervorgetreten war, für die geistige und sittliche Lebensgestalten zur vollen Entfaltung gebracht hätte. Denn alles wahrhaft Große und menschlich Bedeutende entspringt nur aus der religiösen Grundstimmung eines Volkes. Man muß den deutschen Glauben mit dem Dichten und Denken der klassischen Zeit als eine zusammenhängende, lebendige Entwicklungseinheit begreifen, um die weltgeschichtliche Sendung unseres Volkstums zu verstehen.

Was Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Hegel geschaffen haben, kann allein aus dem einheitlichen Gesichtspunkt zureichend gewürdigt werden, daß eine jede dieser kritischen,

künstlerischen und philosophischen Hervorbringungen nur ein bestimmtes Mittel ist, das wahre Wesen des Menschen in einer entwickelteren Lebensform der ganzen Menschheit zum Bewußtsein zu bringen. Es ist gezeigt worden, wie die Germanen, als sie in die geschichtliche Welt eintraten, erst das Mittelalter hindurch die höhere Menschheitsidee, die sich in dem römischen Christentum ausgeprägt hatte, in sich aufnehmen mußten. Aber mit der Größe dieser Weltkultur lernten sie zugleich die natürlichen Schranken empfinden, die mit dem volkstümlichen Geist des Römertums verbunden waren. Aus der Beseitigung dieser Schranken ging dann die Reformation hervor, und eine geläutertere Idee vom Wesen des Menschen schuf sich Raum. Es war Luther, der dieses neue Lebenselement zuerst religiös in dem schöpferischen Gedanken von der Freiheit des Christenmenschen formulierte und die Botschaft an die Menschheit ergehen ließ: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan." Aber er fügte sogleich hinzu: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan!" Nicht in diesen Sätzen an sich schon liegt die Idee des neuen Menschen ausgesprochen, sondern in der lebendigen Lösung ihres Gegensatzes, und diese Lösung besagt: der wahre Mensch ist weder der, welcher sich den höheren Lebensmächten eigensinnig widersetzt, noch der, welcher sich ihnen in bloß äußerem Gehorsam unterwirft, sondern vielmehr derjenige, der sich selbst, nach seiner wahren Bestimmung zum Träger und Diener des universellen Lebens macht. Das ist aber derselbe Grundgedanke, in dem sich letzthin auch alle Bestrebungen des klassischen Zeitalters vereinigen, und der dort nur auf alle Lebensgebiete tatkräftig ausgedehnt wird. Denn worauf zielt alles poetische Schaffen Schillers hin? Es geht hervor aus der ästhetischen Vermittlung des sittlichen Lebensprinzips, das er grundlegend dahin zusammenfaßt: „Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen, idealistischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist. Dieser reine Mensch, der sich, mehr oder weniger deutlich, in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentiert durch den Staat, die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin ebenso viele, wie der Staat in den Individuen

sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum zum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt. — Totalität des Charakters muß also bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen!" Die freie Selbstbestimmung des Menschen aus der Totalität des Geistes, wie sie sich darstellt in dem universellen Glauben, in der vernünftigen Erkenntnis und in dem sittlichen Wesen des Staates, das ist der gemeinsame und treibende Grundgedanke in allen Meisterschöpfungen der Schillerschen Muse, — in den Balladen und Dramen ebenso, wie in seinen philosophischen Abhandlungen und Gedichten. Wer könnte dabei die tiefe innere Verwandtschaft mit Luthers Grundsatz von der Freiheit eines Christenmenschen verkennen, wenn sich jenes Grundmotiv wie ein kristallener Lebensstrom in die Worte ergießt:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

In einem ausgebreiteten Wirken hat Goethe dargelegt, was er der Welt zu sagen hatte, und er ist es, der uns allen gewissermaßen den neuen Menschen vorgelebt hat, — vorgelebt hat, wie ein jeder sein Tun durch die geistige Kraft der Persönlichkeit zu adeln hat. Daher stellen uns seine Werke nichts anderes dar, als den Läuterungsprozeß seines sinnlichen, individuellen Menschen und den Aufstieg zu den reinen Höhen göttlichen Schauens. Wie ein jeder sich selber auf seine besondere Weise zu vergeistigen hat, das hat er uns durch die bald stürmisch, bald ruhig fortschreitende Bildung seiner Persönlichkeit typisch vergegenwärtigt, und das Geheimnis dieser inneren Gestaltungskraft hat nach dem eigenen Zugeständnis Goethes niemand so treffend zu deuten gewußt, als Schiller, der dem Freunde zum fünfundvierzigsten Geburtstag schrieb: „Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen

die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen, in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten auf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält." Es ist dasselbe Ziel, dem Goethe und Schiller zustrebten, aber auf wie verschiedenen Wegen! Schillers Xenion „Die Uebereinstimmung" sagt es uns:

„Wahrheit suchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt." —

Neben den klassischen Dichtern stehen sodann die großen philosophischen Denker, Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Streift man ihren Werken das zufällige und individuelle Gepräge ab, so stellt sich ihre schöpferische Geistesarbeit als ein gemeinsames Ganze von einheitlicher Entwicklung dar, in dem sich das germanische Geistesleben nicht mehr bloß durch Vorstellungen und Bilder, sondern durch die reine Kraft denkender Erkenntnis zum Bewußtsein seines eigenen Wesens kommt. Konnte Hegel als der letzte dieser vier Großen die Summe ihres zusammenhängenden Schaffens ziehen, so hat er auch die weltgeschichtliche Bestimmung des Germanentums in der zusammenfassenden Würdigung seines religiösen, künstlerischen und philosophischen Genius am tiefsten erfaßt. Und so vermochte er denn von seiner hohen Denkerwarte aus zu erklären: „Der germanische Geist ist der Geist der neuen Welt, deren Zweck die Realisierung der absoluten Wahrheit als der unendlichen Selbstbestimmung der Freiheit ist, der Freiheit, die ihre absolute Form selbst zum Inhalte hat. Die Bestimmung der germanischen Völker ist, Träger des christlichen Prinzips abzugeben. Der Grundsatz der geistigen Freiheit, das Prinzip der Versöhnung, wurde in die noch unbefangenen ungebildeten Gemüter jener Völker gelegt, und es wurde diesen aufgegeben, im Dienste des Weltgeistes den Begriff der wahrhaften Freiheit nicht nur zur religiösen Substanz zu haben, sondern auch in der Welt aus dem subjektiven Selbstbewußtsein frei zu produzieren." —

Die Propheten, die Dichter und Denker sind die berufenen Führer eines Volkes; sie sind die Heroen, ohne die der großen Masse einer Nation die einigende Kraft des Geistes fehlen würde. Aber andererseits ist der wahre Geist der Prophetie, Poesie und Philosophie auch nur da, wo sich in ihnen die menschheitbildende Urkraft des ganzen Volkstums ausspricht, und nicht da, wo eitle Scheingrößen den hohlen Gebilden ihrer individuellen Launen und Willkür den Stempel des Göttlichen aufdrücken möchten. Was Herder dem jungen Goethe in Straßburg erschloß, daß die *Dichtkunst* eine *Welt- und Völkergabe* sei, nicht ein *Privaterbteil* einiger *feiner, gebildeter Männer*, das gilt ebenso von den religiösen und allen geistigen Schöpfungen überhaupt. Nur was aus den Tiefen der ganzen Volksseele in einem Genius lebenzeugend hervorquillt, ist zur Gestaltung des Ewigen berufen. Auch ist es ein und dieselbe Volksseele, die sich in den religiösen, literarischen und wissenschaftlichen Hervorbringungen entfaltet, und nur soweit diese aus ihr hervorgehen, sind sie von allgemeiner Bedeutung. Bei uns aber ist die Seele unseres germanischen Volkstums in der Reformationszeit ihrer religiösen Subjektivität und in dem klassischen Zeitalter ihrer geistigen Objektivität erst wahrhaft inne geworden und damit zur Erkenntnis ihres sittlichen Weltberufs gelangt.

Wenn sich aber dann die nachklassische Literatur von jenem Höhenfluge des Geistes wieder in die Niederungen des Volkslebens hinabgesenkt hat, so werden wir darin die Notwendigkeit zu erkennen haben, daß das Heilige des Lebens und das Erhabene der Gedankenwelt nicht bloß wie ein leuchtender Sternenhimmel über der dumpfen Masse der Menschheit schweben bleiben kann, sondern sich nunmehr praktisch ausbreiten und die Herzen des ganzen Volkes von innen durchdringen muß. Handelte es sich seitdem in erster Linie darum, einerseits dem Staat sowohl in seinem Innern wie in seiner äußeren Machtstellung, ein seiner Weltbestimmung entsprechendes Gepräge zu geben und andererseits den rechtlichen und gesellschaftlichen Aufbau der natürlichen Lebensgemeinschaft aus dem sittlichen Geist zu erneuern, so mußten unter der Vorherrschaft dieser praktischen Bestrebungen die rein künstlerischen und die ideellen Gestaltungen überhaupt in den Hintergrund treten. Denn immerdar, wenn die Lösung großer politischer und sozialer Aufgaben im Vordergrunde steht und die schöpferische Kraft der Nation in Anspruch nimmt, vergegenwärtigt sich auch der Geist eines Volkes unmittelbar allein in diesen praktischen Hervorbringungen und nur mittelbar in den literarischen

und ideellen Gebilden. Und so tritt im neunzehnten Jahrhundert neben der national-patriotischen, alsbald die soziale Dichtung — der soziale Roman und das sozialpsychologische Drama — als der erst mittelbare Ausdruck jener Bewegung hervor.

In solchen Zeiten, in denen der nationale Geist überwiegend der äußeren Lebensgestaltung und den sinnlichen Mächten des Daseins zugewandt ist, kann es zuweilen scheinen, als ob die Seele des Volkes sich an die Schätze, welche die Motten und der Rost fressen, wegwürfe und den höheren Beruf seiner weltgeschichtlichen Mission aus dem Bewußtsein verlöre. Daß wir Deutschen vor dieser Gefahr stehen, wird der nicht glauben, der die gesunde Kraft unseres Volkes auch nur von ferne kennt. Ist es wahr, daß die Germanen nach göttlicher Bestimmung dazu ausersehen sind, durch die Vereinigung aller Kräfte einen neuen, höheren Typus des Menschen hervorzubringen, einen Typus, der mit der Verwirklichung des universellen, geistigen Menschen in der individuellen Persönlichkeit zugleich alle natürlichen Lebensverhältnisse diesem geistigen Prinzip gemäß zu gestalten hat, so werden die Träger dieser Idee auch nicht eher den Führerstab aus der Hand verlieren, als bis sie ihre Kulturaufgabe zum Wohle der ganzen Menschheit erfüllt haben. Zwar bleiben auch den Nationen wie den Individuen die vielerlei Irrungen und Wirrungen des Lebens nicht erspart. Aber in solchen gefahrvollen Wendungen und Wandlungen ist es gerade das kräftespendende Mittel der geschichtlichen Besinnung, den rechten Weg des Lebens wiederzugewinnen. Wie die Geschichte des Glaubens und Denkens, so hat auch die Geschichte der Sprache und Literatur ihre höchste Zweckbestimmung darin, dem Gemüt des Einzelnen wie des ganzen Volkes das Keimen, Wachsen und Reifen der Idee seines weltgeschichtlichen Berufes in Fleisch und Blut übergehen zu lassen Die Geschichte der Literatur ist die Entwicklung der germanischen Menschheitsidee in dem Spiegel des dichterischen Schauens.

Von Giorgione zum Rokoko.

Von

Albert Dresdner.

Als Emil Hannover, dem wir ein geschätztes Buch über Watteau verdanken, mit den Vorstudien hierzu beschäftigt war, schrieb ihm Julius Lange, es werde doch immer etwas schwierig sein, die ganze übrige Weltgeschichte als Vorspiel und Nachspiel für Watteau aufzufassen. In dieser Aeußerung des ausgezeichneten dänischen Aesthetikers und Kunsthistorikers deutet sich die Auffassung an, die die Wissenschaft in den 80er Jahren vom Rokoko überhaupt hatte und über die sie, wie man sich aus den Kunstgeschichten leicht überzeugen kann, auch heut noch nicht so recht hinausgekommen ist. Wenigstens die deutsche Wissenschaft, oder vielleicht allgemeiner: die der germanischen Kulturwelt; denn die französischen Kunstforscher haben es natürlich an Interesse und Eifer für die große Blüteperiode ihrer nationalen Kunst nicht fehlen lassen, und Dichter vom Range der Goncourts waren sich nicht zu gut, um mit anhaltendem Fleiße eine Fülle höchst wertvollen biographischen, urkundlichen, anekdotischen, künstlerischen Materiales zur Geschichte der Rokokokultur und der Rokokokunst zu sammeln. Unsere deutschen Gelehrten aber haben sich lange von der hohen und klaren Gesetzlichkeit der eigentlichen Renaissance hypnotisieren lassen, um sich dann nur allmählich und zögernd dazu zu entschließen, das ausschweifende und skrupellose Barock ernst zu nehmen; doch das Rokoko, das flüchtige, leichtsinnige, launenhafte Rokoko, diese Frauenkunst, ist und bleibt ihnen bisher doch immer eine Art Feuilleton der Kultur- und Kunstgeschichte, eine Episode — wenn auch vielleicht immerhin eine geistreiche und interessante Episode. Es ist die letzte und vielleicht die feinste der Ironien dieses ironischen Stils, der letzte Streich Pierrots, daß er

noch im Sarge die Leichenbeschauer über sich täuschte. Denn in Wahrheit ist das Rokoko keine Episode, sondern in der Dialektik der Stile, in denen sich das europäische Kunstschaffen vom Ende des Mittelalters bis zum An- und Ausbruche dieser unserer modernen Zeit entfaltet hat, ist es das letzte Glied, die letzte durchaus originelle Kunstgesinnung und Kunstform, und darum darf man — trotz Julius Lange — die Weltkulturgeschichte dieses halben Jahrtausends mit ebenso gutem Rechte einmal von der Höhe des Rokokos aus betrachten, wie man sie so oft schon von der Renaissance aus angesehen und dargestellt hat. Die Fernwirkung, die das Rokoko in die Nachwelt ausgeübt hat, ist erheblich breiter und tiefer, als man dies gemeiniglich annimmt, und was seine Entstehung anlangt, so ist es nicht ausreichend, einzelne Zeitströmungen, Begebenheiten oder Persönlichkeiten dafür verantwortlich zu machen, sondern es wurzelt das Rokoko in der innersten Natur der ganzen neueren europäischen Kunstentwicklung, insofern es eine der darin ideell gegebenen Möglichkeiten zur Wirklichkeit gemacht hat. So muß man denn, um die zarten Keime und Fäserchen aufzusuchen, zu denen letztlich der Baum des Rokoko reicht, bis auf jene zentrale Periode der europäischen Kultur zurückgehen, wo alle ihre Tendenzen wie in einem Brennpunkte zusammentreffen, Tendenzen, die tief im Mittelalter erwachsen sind, Tendenzen, die in eine ferne Neuzeit hinunterweisen — zusammentreffen, um alsbald auseinanderzutreten und zu ganz verschiedenen Entwicklungen zu führen.

Bis gegen das Jahr 1500 ist die europäische Kunst ganz vorwaltend von der religiös-kirchlichen Stoffwelt abhängig gewesen. Auf dem Felde der Religion ist die Kunst erwachsen, die Kirche war ihre vorzüglichste Auftraggeberin, und auch was Fürsten, Gemeinden, Zünfte, Behörden, Privatleute bestellten, waren — von Bildnissen abgesehen — vorzugsweise Devotionalobjekte. Doch hatte die Kunst seit dem 14. Jahrhundert in schnellem Fortschritte dem religiösen Stoffkreise die Möglichkeit abgewonnen, innerhalb seiner Grenzen so ziemlich den ganzen Umkreis des weltlichen und bürgerlichen Lebens zur Darstellung zu bringen. Mutterglück, Familienleben, intime häusliche Szenen ließen sich an dem Madonnenmotive, an der Geburt Mariä oder des Jesuskindes schildern; die schier unendliche Welt der Heiligen und ihrer Legenden bot reichliche Handhaben, um Gestalten und Vorgänge der bürgerlichen Existenz vor Augen zu führen, wie denn z. B. der Zug der heiligen drei Könige von Benozzo Gozzoli dazu benutzt worden ist, eine Jagd- und Land-

partie der Medicäer prunkvoll und ausführlich zu beschreiben; wollte man liebliche Bilder von Spiel, Tanz, Unterhaltung auf die Leinwand bringen, so brauchte man sich nur an das Völkchen der Engel zu halten, die die himmlischen Herrschaften anmutig ergötzen; und schließlich gab es selbst ein Hinterpförtchen, durch das sich die Schilderung der Sinnenreize einschmuggeln ließ, indem man sich etwa die Judiths und Salomes zum Vorwurfe nahm — nicht zu vergessen unserer Ureltermutter Eva, an deren Schönheit sich schon Masaccio versucht hat. Was man aber auch darstellen mochte: durch die Einordnung in den religiösen Stoffkreis ward alles in einen geistigen Bezug gesetzt; keines dieser weltlichen Motive besaß in dem Reiche der Kunst ein eigenes freies Bürgerrecht, sondern sie existierten nur durch die Möglichkeit, sie der geistigen Welt der Religion anzugliedern. Und auch die andern Stoffkreise, die sich neben dem der Religion, freilich in weiter Distanz, behaupten konnten, waren solche geistiger Natur. Ab und zu wurde etwa eine Aufgabe geschichtlichen Charakters gestellt, wie jene der Schlacht bei Anghiari, die durch die Beteiligung Lionardos und Michelangelos an dem Wettbewerbe so berühmt geworden ist, oder man versuchte in dem neu erregten Interesse für das Altertum die antike Mythologie zu neuem Leben auferstehen zu lassen. Die Heimat der Kunst war die Welt des Geistes.

Es war in Venedig, wo diese bis dahin kaum angetastete Verfassung der Kunst um- und neugestaltet wurde.

In Venedig haben Kirche und Religion von je eine andere Stellung eingenommen als im übrigen Italien. Nicht, daß die Venezianer schlechtere katholische Christen gewesen wären als ihre Landsleute; auch hier ward der Kirche alle Achtung bezeigt, wurden die kirchlichen Formen, Gebote und Gewohnheiten treulich innegehalten. Allein zeitig hatte sich eine feste und geschlossene Regierung gebildet, die nicht, wie in den anderen italienischen Gemeinwesen, häufigem Wechsel, grundstürzenden Erschütterungen ausgesetzt war, sondern unter verhältnismäßig geringen Wandlungen sich in ihrer Stellung dauernd behauptete und eine konsequente Politik machte. Es war ein unveränderlicher Grundsatz dieser Politik, daß die Kirche sich auf ihre eigene Sphäre zu beschränken, daß sie sich keinen politischen Einfluß anzumaßen hatte; und wenn etwa staatliche und kirchliche Interessen zusammenstießen, so wurde die Kirche mehr oder weniger rücksichtsvoll, immer aber entschlossen genötigt zurückzutreten. So hat sie hier nie eine wirkliche Macht-

…llung besessen. Auch die religiöse Gesinnung war in Venedig …ch von einer eigenen Art. Dem leichtlebigen, genußfrohen Insel- …d Handelsvolke, das unter dem strammen Regimente eines Adels- …d Oligarchenringes stand und daher vom tätigen Anteile am …fentlichen Leben ausgeschlossen war, ging infolgedessen der Zug …ger Regsamkeit und Initiative ab, der die florentinische Be- …lkerung auszeichnete, und die Regierung betrachtete es, wie einst … römischen Machthaber, als eine politische Aufgabe, die Massen …rch glänzende Feste und Schaustellungen aller Art zu unter- …lten und zu zerstreuen. Also entwickelte sich ein schwungvolles, …ßartiges und mit Passion gepflegtes Gesellschafts- und Festleben, …hrend der Zug geistiger Intensität im venezianischen Volkscharakter …rücktrat und ihm tiefes und leidenschaftliches religiöses Interesse … ganzen fremd blieb. Gestalten, wie Franz von Assisi oder …vonarola, Bewegungen, wie sie sich an das Auftreten dieser …änner angeschlossen haben, konnten auf venezianischem Boden …cht gedeihen. Venedig genoß im damaligen Italien eine ähnliche …usnahmestellung, wie England im heutigen Europa: es war …rlich, gesellschaftlich, geistig eine Insel.

Diese Eigentümlichkeiten spiegeln sich denn auch in der Natur …d Entwicklung der venezianischen Kunst. Erst hinkte sie um …nahe ein Jahrhundert nach, um sich dann unter der Befruchtung …rler festländischer Einflüsse schnell und üppig zu entfalten. Aber …hrend die florentinische Kunst immer die Tendenz gezeigt hatte, …h der geistigen Natur des Menschen zu bemächtigen und sie aus- …deuten, während sie dadurch einen energischen, bewegten, drän- …nden Charakter gewonnen hatte, so neigten die Venezianer von …nherein zur Darstellung eines ruhigen, sich selbst genügenden …ns, zur Schilderung des Beharrenden, zur Verherrlichung der …nen Form im Gegensatze zur geistigen Bewegung. So schufen … die Gattung der **santa conversazione**, die die heiligen Personen … einer erhöhten, heiteren Existenz versammelt zeigt. Die innere …knüpfung der Gestalten ist lose, die geistige Vertiefung zumeist …ng, die Handlungsmotive sind dürftig, aber diese Versammlung …von einer heiteren und ihrer selbst sicheren Anmut und Würde …llt, die der scharfen, kritischen und unruhigen Natur der …rentiner fern lag; sie ist mit einem köstlichen Zauber der Farbe …schmückt, den jene kaum ahnten, und schon wurde auch die Land- …aft herangezogen, um durch ihre Reize die Schönheit dieser …ten Existenz zu erhöhen und zu vollenden.

Da trat denn gegen das Jahr 1500 ein Künstler auf, der mit dem Instinkte des Genies das Gesetz des venezianischen Geistes und der venezianischen Kunst erfaßte und, indem er ihr eine originelle und lebenskräftige Form schuf, die Entwicklung auf eine neue Bahn führte. Dieser Künstler war Giorgione.

Es hat seine Schwierigkeiten, über Giorgione zu sprechen, und zwar aus dem Grunde, weil die kunstgeschichtliche Hyperkritik das Werk des Giorgione so geplündert und zerpflückt hat, daß die Gestalt des Künstlers sich schließlich zu einer bloßen Legende zu verflüchtigen drohte. Ich will hier auf die Giorgione-Frage nicht weiter eingehen, sondern nur soviel sagen, daß ich mit Herbert Cook und Ludwig Justi in Giorgione den Schöpfer eines in vielen Einzelheiten allerdings zweifelhaften, in seinem Kerne aber wohl umschriebenen und deutlich bestimmbaren Werkes erkenne. Mich leitet dabei die Beobachtung, daß eine gewisse Anzahl von Gemälden venezianischer Herkunft ihrer geistigen und künstlerischen Verfassung nach notwendig aufeinander hinweist und daß ihre Gesamtheit wiederum zu dem Schlusse zwingt, einen sehr individuell charakterisierten großen Künstler als ihren Urheber anzunehmen — als welcher eben nach der Lage der geschichtlichen Ueberlieferung kein anderer als Giorgione sein kann. Den eigentlichen Kern dieses Werkes bilden nun fünf Bilder: nämlich Adrast und Hypsipyle im Palaste Giovanelli zu Venedig, die sogenannten drei Philosophen in der Wiener Galerie, die Venus in der Galerie zu Dresden, das Konzert im Pitti-Palaste und das ländliche Fest im Louvre. Giorgione hat noch eine Reihe anderer Bilder geschaffen, die teils mit diesen stofflich verwandt sind, teils anderen Sphären angehören (wie z. B. seine Altartafel für die Hauptkirche von Castelfranco), — aber in jenen fünf Werken ist doch die Quintessenz seines Wesens und Schaffens niedergelegt, wie sie denn auch kunst- und kulturgeschichtlich die stärkste Wirkung ausgeübt haben. Von diesen Gemälden sind, soviel uns bekannt, zwei durchaus das Werk freier Erfindung, nämlich jenes pariser Bild, das eine Gesellschaft von jungen Männern und Frauen in einer schönen Sommerlandschaft vereinigt zeigt, und das Konzert im Pitti-Palaste, wo ein älterer geistlicher Freund einen jungen Mönch aus seinen musikalischen Phantasien aufweckt. Was die Dresdener Venus angeht, so mag sie ihren Namen gern behalten, allein niemand wird behaupten, daß ihr Gegenstand ein anderer sei, als die Verherrlichung der vollkommenen Frauenschönheit — einer Natur in der Natur. Die beiden letzten Bilder endlich hält man heut für Dar-

llungen nach recht entlegenen Motiven aus der Aeneis und aus der Thebaide des Statius. Ganz gesichert sind freilich diese Deutungen nicht, und es hat der Forschung schon viele Mühe bereitet, den Inhalt dieser Gemälde zu enträtseln. Das ist nun insofern be- zeichnend, als es die Auffassung bestätigt, daß auch bei diesen Schöpfungen die Verknüpfung mit der Welt der antiken Mythologie ebenfalls nur eine äußerliche, überaus lose ist. Die Natur dieser Werke ist vielmehr die, daß in ihnen Formen des natürlichen Seins dargestellt sind, stofflich losgelöst von jeder geistigen Beziehung, los- gelöst von dem religiösen Ideenkreise, wie von dem der antiken Mythologie. Echt venezianisch entbehren sie der dramatischen Energie, der lebendigen Handlungsmotive; sie schildern menschliche Existenz an sich, ein in sich ruhendes Sein in Schönheit. Etwas völlig Neues war dies Stoffgebiet nun nicht. Wenn z. B. der Ferrarese Francesco Cossa, der etwa um die Zeit gestorben ist, da Giorgione geboren wurde, eine Winzerin darstellt, die er allenfalls Pomona nennt, so steht er bereits auf diesem Boden. Auch Piero di Cosimo und Botticelli in Florenz, der Paduaner Mantegna und Signorelli aus Orvieto haben bereits Stoffe behandelt, die zu denen Giorgiones in Verwandtschaft stehen — und doch hat keiner von ihnen den neuen Weg gefunden. Zum Teil sind ihre Schöpfungen eine Art von Schulübung zum Zwecke des Studiums der Formen des mensch- lichen, insbesondere des weiblichen Körpers, was sich bei mythologi- schen Gegenständen doch immerhin bequemer durchführen ließ, als den religiösen: alle aber wurzeln mehr oder weniger im humanisti- schen Interesse, halten sich vom Antiquartume nicht frei, allegori- sieren auch wohl, wollen vor allen Dingen die Götter- und Fabel- welt des Altertums zu neuer Gegenwart aufrufen. Giorgione hin- gegen ist kein Antiquar vom Schlage Mantegnas, keiner von den Mitgliedern oder Freunden der platonischen Akademie der Medicäer — er lebt in der wirklichen Gegenwart; er ist der erste, der Gegen- stände dieser Art nicht vereinzelt und gelegentlich behandelt, sondern sie zu einer Gattung erhoben hat, die seinem eigenen Schaffen den Stempel aufdrückt, und ferner — was noch wichtiger ist — er hat durch seine Persönlichkeit und seine Auffassung dem neuen Stoffe auch einen neuen, höchst interessanten Charakter verliehen.*)

---

*) Von der Erörterung des Verhältnisses Giorgiones zu Lionardo, so wichtig es ist, sehe ich hier als zu weit führend ab. Auch für Giorgione hat Lionardo sein Befreiungswerk getan. Ich halte es nicht allein für aus- gemacht, daß Giorgione von Lionardo tief beeinflußt worden ist, sondern

In Giorgione sind wundersame Gegensätze zur Einheit gebunden. Er liebt das warme Leben und die Schönheit und genießt mit offenen Organen die Feste der Sinne. Und dennoch wandelt er durch Leben, Schönheit und Feste als ein Einsamer, von allem geschieden durch den feinen Nebel einer träumenden Versonnenheit, der auch der dunkle Unterton einer grundlosen, doch immer wachen Traurigkeit nicht fehlt. Der Schatten dieser Traurigkeit schwebt unfaßbar, aber gewiß über der schönsten aller Frauengestalten, die die christliche Kunst geschaffen hat. In der anmutigen und friedlichen Landschaft und der Gesellschaft, die sich dieser erfreut und die in Freundschaft und Liebe vereinigt ist, herrscht doch die leise Wehmut der Stunde, da die Sonne sich neigen will, und der in die Welt der Harmonien versunkene Mensch erwacht nur mit einem Schmerzgefühl zu dem Bewußtsein, daß er dieser Erde angehört. Nie zuvor ist in der europäischen Kunst das Gefühl der Sehnsucht, der gegenstandslosen, nicht etwa religiös motivierten oder gerichteten Sehnsucht so dringend zum Ausdruck gelangt. Alle Darstellungen des Giorgione scheinen Märchen der Sehnsucht, seine Menschen schauen nicht ins Leben mit klarem, prüfendem, urteilendem Blicke, sondern ihre Augen schweifen in eine unbestimmbare Weite oder richten sich nach innen. Vielleicht ist die ganz besonders ergreifende Wirkung, die das Pitti-Konzert ausübt, letztlich darauf zurückzuführen, daß es ein Bekenntnisbild Giorgiones, eine Aussprache der in seiner Seele sich bestreitenden Regungen ist: er selbst flüchtet sich, wie jener musizierende Mönch, in das Zauberland, wo Gefühl und Phantasie sich frei bewegen können, und er selbst ruft sich wieder zurück zum blühenden Leben, zum Genusse des Tages, zum schönen Sein. Denn alle seine Darstellungen bieten zugleich wieder die holdseligste, mit allen Reizen geschmückte Gegenwart, seine Menschen sind kräftige volle Gewächse, von Asketentum weit entfernt, sein Weltbild wird niemals durch Trübsinnigkeit oder Verdrossenheit entstellt. Also hat dieser seltene und seltsame Jüngling, indem er sich in seiner Kunst der auf dem Triebleben des Menschen sich aufbauenden Naturformen des menschlichen Seins annahm, diese Stoffe doch wieder vergeistigt durch die tiefe Poesie einer Seele, die, mitten

---

bin auch überzeugt, daß seine Leistung erst durch Lionardos Vorgang möglich geworden ist. Ueber den Bildern und Entwürfen Lionardos, die in diesem Zusammenhange besonders wichtig sein würden — dem Bacchus, der Venus, der Pomona, der Flora usw. —, hat der Unstern gewaltet, daß sie sämtlich verschollen oder nur in Schülerausführung erhalten sind. Von Seydlitz II 127/128.

im Strom und Genusse des Lebens selbst, stets der Sehnsucht nach irgend einer andern vollkommeneren Daseinsform voll war, und durch diese Vergeistigung hat er die neue Stoffwelt legitimiert, indem er sie in den alten Adelskreis der Stoffe des geistigen Lebens einführte. Die Persönlichkeit des Giorgione bildet das Bindeglied zwischen dem alten und dem neuen Stoffkreis der Kunst, und es wird sich zeigen, daß nach dem Ausscheiden dieser Persönlichkeit die neue Stoffwelt bald eine andere Seite offenbart.

Indem nun diese aber in die europäische Kunst Aufnahme fand, indem das bisherige, nur wenig beschränkte Monopol der Stoffe geistigen Charakters aufgehoben wurde und die Kunst sich der freien Schilderung des natürlichen Seins zuwandte, vollzogen sich damit auch allerlei sehr bedeutsame Veränderungen in dem ganzen geistigen Organismus der Kunst. Alsbald beanspruchte die Landschaft, die ja doch den gegebenen Schauplatz solchen natürlichen Seins, ja recht eigentlich seine Voraussetzung bildet, eine neue und bedeutendere Stellung. Nachdem sie lange von den Malern nur als Raum behandelt worden war, hatte erst jüngst Lionardo den wichtigen Schritt getan, daß er sie in einen inneren, seelisch-geistigen Zusammenhang mit den Gestalten seiner Darstellungen setzte, sie ihrem Charakter, ihrer Stimmung anpaßte. Allein bei Giorgione verschiebt sich das Verhältnis in einem ganz neuen Sinne, insofern Landschaft und Gestalten im Geiste des Künstlers offenbar zusammen, als ein innig verwobenes geistiges Ganze entstanden sind, so daß die menschlichen Figuren auf die Natur hindeuten, in der und mit der sie leben, diese selbst aber wiederum sich als etwas menschlich Belebtes, als Spiegel, Reflex, Echo menschlicher Seelen- und Geisteszustände zu erkennen gibt. Ja, man möchte beim Studium gewisser Bilder des Giorgione, wie des „Adrast und Hypsipyle“ und des „Ländlichen Konzerts“ selbst glauben, daß der künstlerische Ursprung dieser Schöpfungen, das ihnen zugrunde liegende primäre Erlebnis ein höchst inniges und lebendiges Naturgefühl und Naturerleben gewesen und daß so der Stoff dieser Bilder aus der Landschaft, aus der Natur selbst heraus geboren sei. Hierin liegt der Ausgangspunkt zur Entwicklung der Landschaft im modernen Sinne; Giorgione ist der erste moderne Landschafter. Der Spiritualismus des Mittelalters hatte den Menschen von der Natur ferngehalten, jetzt erst wirft er sich ihr frei in die Arme.

Mit dieser Eroberung der Landschaft aber, die bald soweit führte, daß man bei Gemälden den Reiz landschaftlicher Schönheit

überhaupt nur noch ungern entbehrte, und mit der Eroberung des neuen Stoffkreises überhaupt ist nun erst die Voraussetzung für die freie Entwicklung des bisher fast ausschließlich auf das Porträt angewiesenen Staffeleibildes geschaffen, des Staffeleibildes, das unabhängig von fest gegebenen räumlichen Bedingungen sowie von praktischen Bedürfnissen irgendwelcher Art nur dem künstlerischen Ergötzen dient und geeignet ist, die Häuser vornehmer Familien und die Kabinette der Liebhaber zu schmücken. Das bedeutete für die Kunst, wirtschaftlich genommen, einen neuen weiteren Bestellerkreis, der für sie besonders wertvoll werden sollte, weil der Tag nicht mehr fern war, wo die Aufträge der Kirche sich um so empfindlicher verringerten, als halb Europa zu einem andern Bekenntnisse überging, das der bildenden Kunst bei weitem spröder gegenüber stand, als der Katholizismus. Doch noch tiefer greifend, als diese wirtschaftliche Konsequenz, war der Umschwung, der sich nun im Schaffen des Künstlers vollzog. Solange er mehr oder weniger von der religiösen Stoffwelt abhängig war, waren doch seiner Erfindung, wie seiner Auffassung gewisse, nicht wohl überschreitbare Grenzen gezogen. Wenn diese Grenzen später, seit Rembrandt etwa, von der Malerei nicht mehr anerkennt wurden, so lag das eben daran, daß die Stellung der Religion in der Welt sich verändert hatte und die religiöse Malerei nur noch eine Gattung neben andern gleichgeordneten Gattungen bildete. Allein in den Tagen der Renaissance wurden bei aller Freiheit der Behandlung, die sich die Maler erlaubten, doch die Respektsgrenzen der religiösen Kunst im ganzen achtungsvoll gewahrt. Mit der neuen durch Giorgione legitimierten Gattung aber bot sich dem Maler eine Fülle von Motiven, bei denen er in Erfindung wie Auffassung praktisch unbeschränkt war. Vom Erhabenen reichte nun seine Skala bis zum Zügellosen, ja bis zum Frechen. Er kennt keine Grenzen mehr, als die er sich selbst setzt. Die moderne Subjektivität im künstlerischen Schaffen ist gewonnen. Der Künstler, der ursprünglich in der christlichen Welt eine Art Dogmenausleger, ein Hilfsprediger gewesen war, dem das Bild an Stelle des Worts diente, sieht sich erst jetzt den Weg zur souveränen Beherrschung und Gestaltung der sichtbaren Welt geöffnet. In den Kreis der europäischen Kultur tritt erst durch die Leistung Giorgiones die freie, voraussetzungslose Kunst, und die Geschichte hat gelehrt, daß auf ihrem Boden sich schließlich die weitere Entwicklung des europäischen Kunstschaffens vollziehen sollte — allein vollziehen konnte. So groß auch die

Kluft zu sein scheint, die die sinnenschöne Welt des Giorgione von der rein geistigen Welt des Protestantismus scheidet, so bleibt doch der Gedanke zu erwägen, ob nicht hier, auf romanischem Boden, eine Entwicklung angebahnt worden ist, die man wohl als eine Begleiterscheinung der allgemeinen protestantischen Bewegung ansehen dürfte: nämlich die Begründung der freien Selbstverantwortlichkeit des Künstlers.

Jedenfalls werden diese Andeutungen genügen, um zu erklären, weshalb Giorgiones Anregung auf so fruchtbaren Boden fiel. Sein Vorgehen fand sofort Aufnahme und Nachfolge, die von ihm begründete Gattung wurde allsogleich aufgegriffen, ausgebaut und auf das mannigfaltigste entwickelt. Die Darstellung der weiblichen Schönheit, die auch weiter als Venus zu firmieren pflegte, wurde zu einem obligaten Requisite der venezianischen Malerei, und man erfand bald neue Motive dazu, indem man die schöne Frau etwa bei der Toilette oder nach dem Bade darstellte. Gleichfalls nach Giorgiones Vorgange ersann man freie Stoffe genreartigen Charakters; eines der berühmtesten Beispiele der Art ist die Giorgione noch sehr nahestehende sogenannte Himmlische und irdische Liebe des Tizian. Motive, wie das der drei Lebensalter, gaben weitere Gelegenheit zur Schilderung erhöhter Existenz, und schließlich machte man sich im weitesten Umfange die Stoffe der antiken Mythologie dienstbar. Allein man vermied bei ihnen die psychologische Vertiefung, die didaktische Färbung; man umging Stoffe, denen doch eine gewisse geistig-sittliche Tendenz innewohnte, wie es etwa die Geschichte der Psyche war, die die Schule des Raffael noch unter der Leitung des Meisters in der farnesinischen Villa zu Rom dargestellt hat. Was die venezianische Malerei, und bald im Anschlusse an sie auch andere italienische Schulen, an diesen mythologischen Stoffen schilderte, das war allein die ideal gefaßte sinnliche Schönheit der Welt, des Lebens, des Menschen — vor allem aber der Frau. Denn bald erweist es sich, daß der neue Stoffkreis seinen Charakter enger determiniert; von der Sehnsucht, durch die ihm Giorgione eine tiefere Bedeutung, eine beziehungsreichere Poesie verliehen hatte, werden nur noch vereinznlte und schwache Nachklänge hörbar; Stoffe und Behandlungsweise werden eindeutiger, und die Dinge gestalten sich binnen kurzem so, daß den Inhalt der neuen Gattung fast ausschließlich zwei Stoffgruppen bilden: einerseits die Frauenschönheit und die Liebe, andererseits das Spiel, wenn ich unter dieser Bezeichnung alle Arten der feineren Unter-

haltung, Musik, Tanz und gesellschaftliches Leben, zusammenfassen darf. So schnell wurden die Konsequenzen aus dem einmal gegebenen Prinzipe gezogen. Das Leben selbst wird der Inhalt der Kunst, losgelöst von jedem außerhalb des realen Erfahrungskreises liegenden jenseitigen Bezuge, und definiert im Sinne des venezianischen Geistes jener Zeit als ein Fest der Liebe und der Sinne, dem Tragik und Arbeit, soweit sie überhaupt in der Kunst zur Erscheinung kommen, nur als Folie dienen. Der seelische und geistige Gehalt der Kunst wird ärmer, ihr sinnliches Leben stärker. Ihre idealbildende Kraft nimmt ab; sie wird Schmuck des Lebens, sie reizt zum Genusse des schönen Daseins. Die Frau schickt sich, zum ersten Male in der Geschichte der christlichen Kunst, an, die Stellung als Beherrscherin des künstlerischen Schaffens anzunehmen; und gerade in ihrer Darstellung spiegelt sich am deutlichsten der Wandel, der sich nach Giorgiones Ableben überaus schnell in der venezianischen Malerei vollzogen hat. Noch Giorgione hatte im Geiste der hohen Renaissance die Frau als ein Wesen großen Schlages geschildert, von reifer Schönheit, von vollausgebildeten ebenmäßigen Gliedmaßen, ein Wesen, das bei Behauptung ihrer ganzen weiblichen Eigenart doch gleichwertig und gleichberechtigt neben dem Manne stand. Jetzt melden sich die Symptome einer neuen Auffassung. Bei den Theoretikern der Frauenschönheit — mehr noch bei dem Venezianer Luigini, als bei dem Florentiner Firenzuola — taucht die Forderung der kleinen Hände und Füße, des Kirschenmündchens und der Perlenzähne auf. Schon Tizians Frauen sind von einem ganz andern Schlage, als die Giorgiones: sie sind herausfordernder, ihrer Schönheit sich mehr bewußt. Aber Veronese geht bereits einen großen Schritt weiter; und wenngleich auch seine Frau noch den großen Wurf der Renaissance nicht verleugnet (der ist in der italienischen Kunst dank der Ueberlieferung und dank dem Rassenideale solange festgehalten worden, wie sie überhaupt eigene Triebkraft hatte), so erscheint doch hier zum ersten Male die elegante Gesellschaftsdame, deren Lebensinhalt es ist, zu gefallen und zu lieben. Das Geschlecht wird erhöht und gefeiert, das weibliche Individuum büßt an Kraft, Größe und Charakter ein.

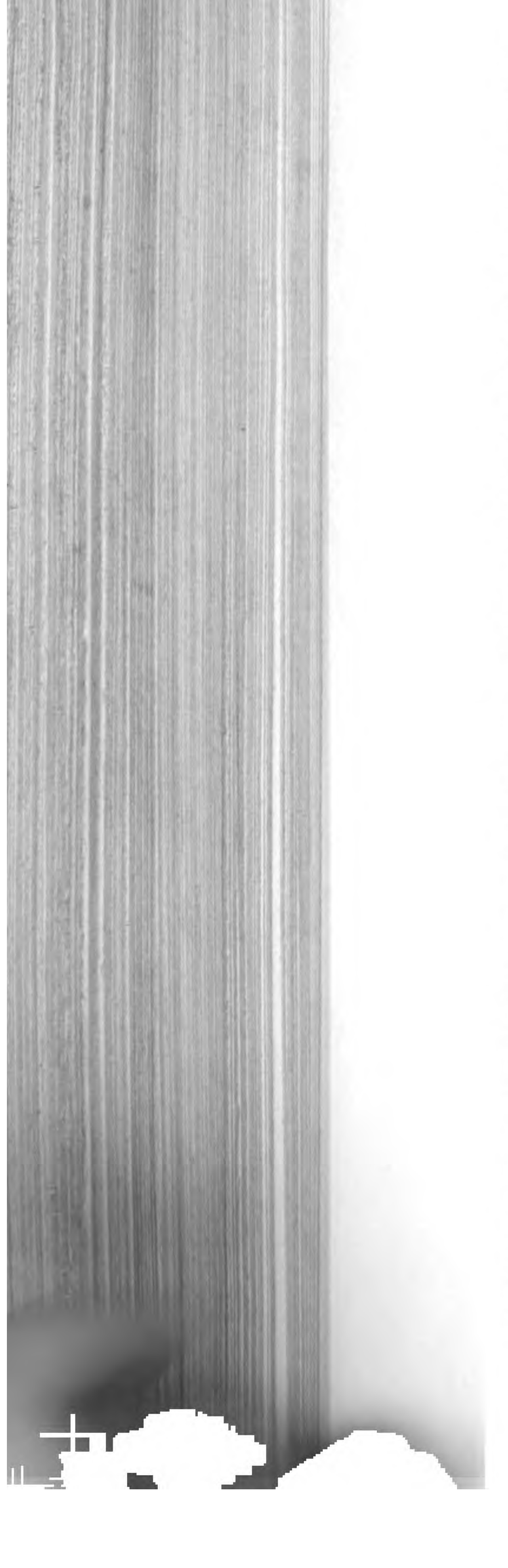
So standen die Dinge, als eine neue Gewalt in die Welt trat, die die Entwicklung zunächst in ganz eigentümlicher Weise ablenkte. Diese neue Gewalt war die Gegenreformation, die katholische Reformation. Im Tridentinum hatte die katholische Lehre sich geläutert und abgeschlossen, in der Inquisition und dem Jesuitenorden

schuf sie sich eine Verteidigungs- und eine Angriffswaffe von vorzüglicher Brauchbarkeit. Zuerst schien es nun, als ob die Gegenreformation einen düsteren Geist des Schuldgefühls, der Buße und Reue in die Welt bringen sollte. Zu diesem Geiste bekannte sich Michelangelo in dem letzten großen Werke der Malerei, das er schuf, im Jüngsten Gerichte der Sixtinischen Kapelle, worin die Nichtigkeit alles irdischen Seins durchdringend und erschreckend gepredigt wird. Auch wollte die Gegenreformation im ersten Eifer den rechtgläubigen Malern überhaupt die Verwendung weltlicher, auch antiker Motive verbieten, und in Venedig hatte sich Veronese wegen der Weltlichkeit seiner religiösen Darstellungen vor dem Inquisitionstribunale zu verantworten. Bald aber wurde eine völlig abweichende Politik eingeschlagen, und zwar war es der Jesuitenorden, der für den neuen Kurs entschied. Die Jesuiten begriffen, daß man dem Katholizismus etwas Anziehendes, Lockendes, ja Verführerisches verleihen müsse, um ihm die Kraft zu geben, das gewaltige, bereits verlorene Terrain, die von ihm abgefallenen Massen zurückzuerobern; und da sie nach Taines treffender Beobachtung als feine Psychologen erkannten, daß der innerste Grund der menschlichen Seele weder der Verstand noch die Vernunft ist, sondern daß es die Bilder sind, so stellten sie, um sich zu Meistern dieses „dunklen Kellers“ zu machen, wo die treibenden Kräfte der Seele sich erzeugen, das Prinzip auf, die Phantasie zur Dienerin und Gehilfin der Gegenreformation zu machen, sie als Hebel zur Rekatholisierung Europas zu verwenden. Es entstanden die durch rauschende Pracht blendenden Jesuitenkirchen; und was die Malerei angeht, so verlangte der Jesuitismus vom Künstler allerdings das unbedingte und unwandelbare Bekenntnis zum festgestellten Dogma des Katholizismus in seiner ganzen Ausdehnung, aber innerhalb dieser ehernen Grenze wurde ihm dafür auch völlige Bewegungs- und Wahlfreiheit gestattet, ja noch mehr; es wurde ihm selbst nahe gelegt, das dürre Skelett des Dogmas mit dem blühenden Fleische üppigen Lebens zu bekleiden, es bequem und verführerisch erscheinen zu lassen und — kurz — es als eine Art schon auf Erden erreichbaren Paradieses zu schildern, wo gefällige, schön geschmückte Huris den Gläubigen bedienen. Es war ein geniales Mittel, die Masse zu bestechen, ein Mittel freilich, bei dem man sich nicht mit vielen Skrupeln über das Wie beschweren durfte. Dies war der neue Geist des Barocks, der sich die von den Venezianern eroberte freie Weltlichkeit der künstlerischen Darstellung resolut aneignete, aber sie

ganz und gar umdeutete, indem er sie, die die Befreiung vom religiösen Stoffzwange zum Inhalte und Ziele hatte, selbst wieder mit festem Griffe in den Dienst der Kirche zwang. In Italien ist diese Tendenz am vollkommensten durch den großen Bildhauer Bernini zum Ausdrucke gebracht worden, dessen Engel schalkhaft liebenswürdige Postillons d'amour, dessen Heilige ekstatisch verliebte schöne Damen sind, deren Leidenschaft allerdings dem himmlischen Bräutigame gilt. Er schmückt sie mit den lockendsten Reizen und verschmäht es selbst nicht, die halbe Verhüllung und halbe Entblößung zu Hilfe zu nehmen. Viel großartiger und fruchtbarer freilich, als bei Bernini, bei dem die listige Vermischung der Gattungen doch ab und an das Gefühl der Unappetitlichkeit erregt, ist der Geist des Barocks im Norden durch das einzige Genie des Rubens gefaßt worden. Aus einer in der Weltgeschichte der Kunst unvergleichbaren, ungeheuren, nicht gar skrupelvollen Lebensbejahung heraus vermochte er die Forderungen und Satzungen der Religion und das Leben der Sinne als etwas gleicherweise Reales aufzufassen und eine in sich völlig geschlossene und gewaltig lebendige Welt zu schaffen, in der aller Dualismus überwunden war und die von trunkenen Satyrn und lüsternen Nymphlein bis zum Opfertode Christi, bis zur Auferstehung und dem jüngsten Gerichte reichte. Indem er das venezianische Erbe übernahm, setzte er es mit erstaunlicher Genialität in die dramatische Tonart um und verwandelte das Leben in all seinen Formen, die des religiösen Seins nicht ausgenommen, in ein rauschendes, begeistertes, sinnetrunkenes Fest, dessen Natur nicht, wie bei den Venezianern, beruhigter Genuß, heiterer Formenadel, sondern ein ins Ungeheure gesteigerter Lebenswille bildete, dem alles intensive Sein, selbst die Szenen düsterer Tragik und blutigen Märtyrertumes, willkommen war.

Während sich nun dieser Geist des Barocks langausschwingend in den verschiedensten Formen auslebte, entstand bereits die erste Opposition gegen ihn in dem Akademismus der Italiener, in der von den Carracci begründeten Schule von Bologna. In ihnen stellte sich der Kunst des Lebens, was das Barock im eminenten Sinne war, eine Kunst der Bildung entgegen, die nach vornehmer Haltung, nach Ruhe und Adel der Form strebte und die dies Ziel durch einen, an die großen Künstler der Hochrenaissance sich anlehnenden Eklektizismus zu erreichen suchte. Bei manchem guten Werke, manchen geistigen und künstlerischen Vorzügen fehlt dem Schaffen dieser Schule doch die Ueberzeugungskraft, die eben nur in

der inneren und unmittelbaren Lebenswahrheit einer Kunst liegen kann. Die Bologneser sind Enkelnaturen; man fühlt leicht, daß man ihr eigentliches Wesen erst hinter der Maske des Bildungsadels zu suchen hat, das für sie guter Ton ist. Haben sie ihm das Respektsopfer der allgemeinen Auffassung und der Komposition dargebracht, so geben sie sich dann um so unbekümmter ihrer Neigung zum Gefälligen und Reizenden hin, wobei sie einen starken Stich ins Sinnliche nicht verleugnen. Bei den Nachfolgern der Carracci, bei Domenichino, Albani, Dolci, tritt diese Seite immer heller ins Licht, und es entstand eine Malerei, die in ihrer Vereinigung von idealer Attitüde und gefälligem Sinnenreize sich ganz hervorragend zur offiziellen Kunst qualifizierte. Als solche wurde dann der Akademismus dieses Schlags endgültig in Frankreich kanonisiert. Hier verlangte Ludwig XIV. auch von der Kunst, daß sie sich zum Diener der pompösen Majestät des Absolutismus machte. So übernahm man denn den italienischen Akademismus und stempelte ihn mit der den Franzosen eigenen scharfen, aber auch starren Logik zum unverbrüchlichen Kunstgesetze. Le Brun wurde sein Diktator, die neu begründete Akademie sein gesetzgebender Körper, der in allem Ernste durch die von ihm erlassenen résolutions die Anforderungen der Kunst zu kodifizieren und allgemein verbindlich zu machen suchte. In dem französischen Volke leben zwei Seelen. Die eine neigt zum Pathetischen, und das Pathetische nimmt bei den Franzosen fast immer den Charakter eines regelstrengen und innerlich nüchternen Akademismus an. So ist es der französischen Tragödie ergangen, so erging es der Kunst Le Bruns, so später David, als er den Versuch der Ueberwindung des Rokokos machte. Das wahre Genie der Franzosen aber ist ihre Befähigung zu geistvoller Anmut, ihr Talent für die Darstellung des Gefälligen, des Reizenden in all' seinen Schattierungen bis hinab zum Hübschen, Niedlichen und Pikanten. Nicht zu übersehen dabei ist der wichtige Umstand, daß sich in Frankreich seit der Renaissance das höchst organisierte Gesellschaftsleben entwickelt hatte, das das damalige Europa kannte, und daß die französische Kunst auf dem Boden des gesellschaftlichen — und nicht, wie die italienische auf dem Boden des kirchlichen — Lebens erwachsen ist. So bildete es von vornherein einen ihrer konstitutionellen Züge, daß sie immer gesellschaftsfähig bleiben mußte. Wenn z. B. Louis de Boullogne (1654 bis 1733) die Vision des heiligen Augustin schildert, so bleibt der Heilige auch im Augenblicke der Ekstase salonfähig, und die ihm erscheinenden Engel



sind Amoretten. Noch deutlicher treten diese Neigungen natürlich bei der Behandlung der liebenswürdigen Motive der Mythologie oder des Genres zutage: Rinaldo und Armide oder die Venus von Antoine Coypel (1661—1722) sind nichts anderes, als gefällige und elegante Salonmalereien. Kurz und gut, es bildete sich in Frankreich in aller Stille, gleichsam im Schatten der pompösen, feierlichen amtlichen Kunst, offiziell nur geduldet, tatsächlich vom französischen Nationalgeiste entschieden begünstigt, eine neue Kunstgesinnung aus, die nun, nachdem der starke Geist der katholischen Gegenreformation verdunstet ist, mit sicherem Instinkte auf die Tendenz der venezianischen Kunst zurückgreift und das von ihr geknüpfte Gewebe konsequent weiter spinnt. Die entscheidende Auseinandersetzung zwischen dem alten und dem neuen Kunstgeiste vollzog sich in dem im Schosse der Akademie ausgefochtenen Kampfe der Poussinisten und der Rubenisten, in dessen Brennpunkte die Fragen des Rechtes von Form und Farbe in der Kunst, der Verbindlichkeit des Vorbildes der Antike und der Rangordnung der künstlerischen Gattungen standen. Der Sieg verblieb den Anhängern des Rubens, der Farbe, der Freiheit, und sogleich vollendete sich jetzt, was sich in Venedig angebahnt hatte. Hatte das Barock noch einmal dem künstlerischen Schaffen die Kirche und ihr Dogma als Herrscherin und Norm aufgenötigt, so schiebt die nun entstehende Kunst sie allmählich, aber unaufhaltsam und schließlich vollständig zur Seite, und es entsteht eine Kunst der vollkommen freien, sich aus sich selbst bestimmenden Weltlichkeit — die erste dieser Art auf romanisch-katholischem Boden. In dem protestantischen Holland freilich war bereits zuvor eine Kunst dieses Charakters zur höchsten Blüte gelangt, aber hier aus einer ganz andern Gesinnung heraus: aus der Abneigung gegen die Bilderverehrung in der Religion. Religiöse Ueberzeugung war es gewesen, die die Holländer veranlaßt hatte, nach neuen Stoffgebieten Umschau zu halten, während in Frankreich die völlige religiöse Indifferenz das treibende Motiv bildete. Es bleibt aber eine höchst interessante Gruppierung der Geschichte, wie dort und hier aus ganz verschiedenen Wurzeln eine gleichsinnige Entwicklung aufging, wie dort und hier Formen des natürlichen Seins, gesellschaftliches und bürgerliches Leben, zum Inhalte der Malerei werden (nur Rembrandt will ganz für sich allein genommen und betrachtet sein), wie dort und hier die Landschaft zu einem unentbehrlichen Bestandteile der künstlerischen Produktion sich erhebt, und wie endlich in beiden Ländern die freie

…bjektivität der Künstler sich als allein bestimmender Faktor der
…offwahl, wie der Behandlung durchsetzt. Nur in einer Beziehung
…terscheidet sich freilich die höfisch-gesellschaftliche Kunst des Romanen-
…des von der bürgerlich-demokratischen, der protestantischen Seitenlinie
…n entschieden: darin, daß sie, auch hierin die Testamentsvollstreckerin
… venezianischen Ueberlieferung, die Frau nunmehr endgültig und
…stritten zur Zentralfigur des künstlerischen Schaffens machte —
… neue Frau, die französische Frau. Sie verliert den majestätischen
…uchs, den großen Stil, den die Venezianer doch nie verleugnet
…ten. Ihre Schönheit verwandelt sich in hübsche Gefälligkeit, in
…nde Niedlichkeit; sie wird zur koketten Gesellschaftsdame, die ihr
…ches Persönchen auf Hackenschuhe stellt und ihre Reize durch
…önheitsmittelchen zu erhöhen sucht, die auf ihre puppenhaft
…en Händchen und Füßchen, auf ihre Rosenlippen, ihre Rosen-
…r, ihre Schelmenaugen stolz ist, die keinen andern Ausdruck
…nt als ein scharmantes Lächeln, die nichts von Erlebnissen und
…hicksalen, von Liebe, Pflicht oder Arbeit weiß, sondern die nur
… eine Aufgabe hat, zu spielen, zu reizen, zu triumphieren — ein
…bares, entzückendes Püppchen, dessen Verehrung und Ausputzung
… Hauptinhalt des ganzen gesellschaftlichen Lebens ausmacht.

So reiften in der französischen Kunst seit der zweiten Hälfte
… siebzehnten Jahrhunderts die Elemente heran, um den offiziell
…rderten und begünstigten Akademismus durch einen neuen Stil
… verdrängen, der in dem wirklichen Leben und der geistigen Ver-
…ung der führenden französischen Gesellschaftsschicht wurzelte.
…r Widerspruch zwischen der amtlichen Kunst und dem Leben fand
… auch sofort seine Lösung, als die beherrschende Persönlichkeit
…wigs XIV. vom Schauplatze trat und die Tage der Regentschaft
…achen. Alsbald wurde es offenbar, daß das neue Geschlecht
… prächtige Staatskleid Majestät als ein recht lästiges, wenn auch
…t immer entbehrliches Attribut betrachtete. Seine Devise war
… zügelloser Lebens- und Liebesgenuß; die Götzendämmerung des
… Frankreichs brach an. Und sogleich kehrte sich auch in der
…st das bisherige Verhältnis um. Die feierliche Kunst der
…ßen, politischen, geschichtlichen Zeremonialbilder ward als über-
…tes Inventarstück der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung
…ngsvoll mit in Kauf genommen, die Kunst aber, der das
…ige Interesse der Gesellschaft galt, die Kunst, an der sie sich
…te, die sie unterstützte und hätschelte: das war die neue Kunst,
… nun alsbald frisch aufblühte, die in Watteau ihren Meister,

Führer und Gesetzgeber fand, und die jetzt auch ihren Namen erhielt: den Namen des Rokoko nach jenem schnörkelhaften, launischen Muschelornamentwerke des rocaille. In der Architektur gab man die strenge klassizistische Form, die Gewohnheit der großen symmetrischen Anlagen, die weiten, glänzenden, aber unwohnlichen Prachträume auf und zog in der Formgebung das unendliche Spiel geistreicher Willkür, in der Raumgestaltung die Bildung bescheidener, wohnlicher, koketter Gemächer vor. In der Gartenkunst setzte man den majestätischen Anlagen Lenôtres eine niedliche, liebenswürdige, launen- und puppenhafte Schäfernatur zur Seite, die wohl eingerichtete Bühne des Liebesspiels à la mode. So schuf man der neuen Kunst die räumlichen Lebensbedingungen, und hierin sind die Franzosen unzweifelhaft originell und schöpferisch gewesen, während sie in der Malerei an bereits Geschaffenes anknüpften. Die Venezianer und Rubens haben ihnen da Pate gestanden; Rubens und Veronese sind es gewesen, von denen Watteau am stärksten beeinflußt worden ist und an die er sich bei der neuen Auswahl und Behandlung der Stoffe, bei der Entwickelung der neuen Malweise, kurz bei der Ausgestaltung des neuen Stils am engsten angelehnt hat; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch Giorgione selbst durch das eine oder andere seiner Bilder direkt auf ihn gewirkt hat.*) Diese künstlerischen Verwandtschaften vollenden den Beweis, daß es Venedig ist, auf dessen Boden die ersten Keime und Grundlagen der Rokokomalerei entstanden sind; aber ungleich zweifelhafter bleibt die Beantwortung der Frage, wie man sich das Verhältnis zwischen der venezianischen und französischen Malerei in dem Zeitpunkte zu denken hat, da in Frankreich sich das klassische, das eigentliche Rokoko endgültig konstituierte. Tatsache ist, daß etwa gleichzeitig sich auch in Venedig eine echte und reiche Rokokomalerei entfaltet hat; Tiepolo darf der Watteau Venedigs genannt werden. Die Frage aber, ob dies venezianische Rokoko aus der Befruchtung durch französischen Einfluß entstanden oder als autochthones Ge-

*) Da seine „Fête champêtre“ schon im Besitze Ludwigs XIV. gewesen ist (Lafenestres und Richtenbergers Louvre-Katalog S. 165). Wenn Edgcumbe Staley, übrigens meines Wissens der einzige Biograph Watteaus, der die von Giorgione zu ihm führende Linie erkannt hat, in seinem Buche (London 1902, S. 49) auf eine „Idylle“ des Venezianers hinweist, die Watteau in der Sammlung des Herrn de Crozat gesehen haben dürfte, so ist mir nicht bekannt, ob diese Idylle wirklich ein Werk von der Hand Giorgiones oder ob sie eines der zahlreichen Schulbilder gewesen ist, die seine Art nachahmten. Doch auch in diesem Falle bekräftigt der Hinweis, wie tief Watteau der Kunst Venedigs verpflichtet war.

wächs anzusprechen sei, ist darum schwer zu entscheiden, weil die Geschichte der venezianischen Malerei im siebzehnten Jahrhundert noch zu wenig geklärt ist. Für mein Teil neige ich zu der Ansicht, daß das venezianische Rokoko allerdings eine selbständige Bildung darstellt, die denn auch immer in Stoffen und Stil die besondere Farbe der örtlichen Ueberlieferung gewahrt und eigene organische Triebkraft bewiesen hat. Wenn man sieht, daß schon Piazzetta, der Lehrer Tiepolos und Altersgenosse Watteaus, ein Bild, wie die in Venedig hängende „Wahrsagerin", schaffen konnte, das in Erfindung, Auffassung und Ausführung sich durchaus als ein Erzeugnis des Rokokogeistes kennzeichnet, so fällt es schwer, zu glauben, daß erst die französische Rückwirkung ihn zu solcher Leistung befähigt haben sollte. Es ist vielmehr zu vermuten, daß die venezianische Malerei in aller Stille die in ihr lebende Tendenz weiter entwickelt hat und so auf natürlichem Wege zu denselben künstlerischen Ergebnissen gelangt ist, wie die französische Kultur. Bezeichnend ist auch, daß die Technik der Pastellmalerei, die wegen ihres geistreich-andeutenden Charakters und ihres koketten Schmelzes ein ganz besonderer Vorzug der Rokokokunst in ganz Europa geworden ist, auf venezianischem Boden durch Rosalba Carriera zuerst bis zum Raffinement ausgebildet und in Mode gebracht worden ist. Trifft diese Auffassung zu, so muß man fortab zwei Herde des europäischen Rokokos, Venedig und Frankreich, annehmen. Daß Venedig der Platz in Europa gewesen ist, wo sich im 18. Jahrhundert außerhalb Frankreichs die Rokokokultur in Leben und Kunst (ich erinnere für die Malerei nur an Pietro Longhi, für die Dichtung an Goldoni, den Molière des Rokokos) am vollkommensten und geschlossensten entfaltet und durchgebildet hat, ist nicht zu bestreiten. Aber dabei darf doch nicht übersehen werden, daß Venedig eine Existenz für sich, eine insulare Existenz geführt hat, und daß sein Einfluß auf die Weltkultur, obgleich es bereits damals eine Fremdenstadt par excellence war, beschränkt gewesen ist. Der Prozeß aber, daß das Rokoko zu einer alle Gebiete umfassenden Weltkultur geprägt wurde, ist in Frankreich durchgeführt worden, und von Frankreich aus hat das Rokoko den Eroberungszug angetreten, der ihm, man darf wohl sagen, ganz Europa unterworfen hat. So muß man denn auch Geist und Wesen des klassischen Rokokos am französischen Rokoko studieren.

Rokoko ist mehr als ein Kunstcharakter: es ist eine Geistes- und Lebensform, mit der sich die europäische Gesellschaft, durch die jahrhundertelange Wanderung über alle Gipfel und durch alle Täler

des Denkens und Schaffens gründlich ermüdet, in das laue Bad eines reinen Sinnenlebens begab. Das Rokoko kennt nur das Leben der Sinne: die Liebe, den Tanz, den Wein, das Spiel. Spiel war ihm alles, zum Spiele ward ihm alles; es spielte mit dem Leben und dem Tode, spielte mit gefährlichen Gedanken, wie denen Rousseaus, die Dynamitbomben gegen diese Rokokowelt glichen, daran schon die Zündschnuren glimmten; es spielte mit den strengen Massen der Architektur und mit der biederen Bestimmung von Stuhlbeinen und Bettpfosten, die es mit launenhaftem Mutwillen erfüllte. So verspottete es sie; denn es konnte nichts Biederes, Solides, Grades, Bürgerliches leiden, und übrigens ironisierte es im Grunde alles. Es ironisierte die Liebe und die Unschuld, das Schäfertum, wie die antike Mythologie. Es fehlte dem Rokoko das Gefühl der Verantwortlichkeit; es war nicht sowohl unmoralisch, als amoralisch; es wußte nichts von sittlichen Normen und Grenzen. Denn eine andere Wahrheit, als die der Sinne und der Erfahrung, erkannte das Rokoko eben nicht an; es fand daher in Philosophie und Religion seinen natürlichen Ausdruck in einem unvollkommenen Rationalismus und Skeptizismus; und in der Dichtung bildete es (z. B. bei Diderot) jene psychologische Neugier, jene Methode der Zerlegung des menschlichen Seelenlebens aus, die dann die französische Literatur im 19. Jahrhundert so eifrig entwickelt hat. Für das Rokoko gab es nur ein Heut und ein Diesseits, kein Jenseits und keine Zukunft. Après nous le déluge! Nur Einer, nur Einer fühlte zuweilen schauernd und schweigend die Nähe der großen Nacht: das war Watteau, dessen „Einschiffung nach Cythere“ von der Wehmut des Sonnenunterganges tief gesättigt ist. Er sah die Schatten des Abends, wie Giorgione die Schatten des Mittags gesehen hatte; diese beiden Träumer waren vom selben Geschlechte. Aber die Welt des Rokokos sah die Schatten nicht oder wollte sie nicht sehen. Die tiefe und starke Stimme der Natur und des Gefühls hätte seine ganze porzellanerne Puppenwelt über den Haufen geworfen und in den abgelebten Herzen eine unerträgliche Sehnsucht nach der Jugend und dem vollen Leben erweckt, wie der Bluttrank bei den Schatten der Unterwelt. Darum fesselten sie den Riesen Natur mit den tausend feinen Bändchen und Schnürchen eines galanten Schäfertums und verriefen das Gefühl als mauvais genre; der einzige Rokokokünstler, der so tat, als nähme er's mit der Empfindung ernst, Greuze nämlich, war ein plumper, sentimentaler Schauspieler; und religiöse

Bilder von Rokokomalern sind in der Regel beleidigend. Die feinen Geister des Rokokos kennen kein Pathos. Das Pathos als die falschgestimmte und erheuchelte Begeisterung philiströser Seelen konnten die Menschen dieser durch und durch unphiliströsen Epoche nur verachten; aber auch die großen Erhebungen des Pathos, die großen Leiden und Leidenschaften, sind ihnen fremd. Fremd — wie alles recht und wahrhaft Große. Denn das Zeitalter ist völlig skeptisch, und Größe ist gläubig; das Zeitalter ist höchst rational, und Größe ist irrational. Nun wird der große, dämonische Mensch des Renaissancegeistes zum gewandten Weltmanne und ironischen Genußmenschen; das Schöne schrumpft zum Hübschen, Liebe zu Galanterie ein — alles wird Arabeske. Die Menschen des Rokokos schätzten ein Bonmot höher, als eine Wahrheit, und die Kunst höher, als die Natur. Sie nahmen nichts ernst, als die ästhetische Form; das ganze Rokoko, in einem Worte gesagt, ist vollendete Form ohne gleichwertigen Gehalt. Alles ist ästhetische Kultur, und nichts mehr, als dies. Die normale Biographie jeder voll sich auslebenden Kultur ist diese, daß ein barbarisches Heroentum durch die Kunst zur Kultur geläutert wird und schließlich in ästhetischen Nihilismus entartet. Die Kunst bildet, die Kunst tötet die Kultur (wenn nicht starke Gegenkräfte wider sie wirken.) So endete die Herrlichkeit des Hellenentums in den Unaussprechlichkeiten alexandrinischer Orgien; so bildete das ausgehöhlte Genußmenschentum des Rokokos den Ausgang der Renaissance. Jemand hat einmal gemeint, in jeder Kunst werde nach allen Bemühungen und Leistungen zum Schlusse gleichsam die Stimme der Selbsterhaltung des Geschlechtes, der Ruf: „Uebrigens wollen wir uns fortpflanzen!" allmächtig. Dies erweist sich am Rokoko als irrig. Denn seine ausgesuchte und raffinierte Sinnlichkeit ist die eines überhitzten Sinnentriebs und erschöpfter Kraft. Nun, das Spiel ist zu Ende, ganz zu Ende; und vor der Türe harren schon andere Akteurs, ungeduldig, ihre Künste zu zeigen.

Auch im engeren Sinne künstlerisch betrachtet stellt sich das Rokoko als eine Schlußliquidation dar. In dem großen Streite zwischen Form und Farbe hat es entschieden für die Farbe optiert; wie in der Baukunst, wie im Kunsthandwerke, so wollte es auch in der Malerei von der Strenge und Festigkeit der Form nichts wissen. Damals erhoben die Maler zuerst den Anspruch, die Form vernachlässigen zu dürfen, was sich speziell in der Behandlung des menschlichen Körpers fühlbar macht; damals bildete sich die heut moderne Auffassung, die Malerei allein aus der Farbe zu entwickeln. Darin

aber ist die Technik des Rokokos die der erfüllten Möglichkeiten, ist sie absolute Technik. Was die drei großen europäischen Jahrhunderte auf diesem Gebiete für die Probleme der Sichtbarkeit getan hatten, das war nun so in die Künstler hineingewachsen, daß es gleichsam der Blick ihres Auges, das Tastgefühl ihrer Finger, der Rhythmus ihres Blutumlaufs geworden war. Dinge, um die sich da Tizian oder Rubens noch hatten plagen müssen, waren jetzt das Gemeingut der Gilde. Eine Vermehrung dieses künstlerischen Erbteils war nicht mehr gut möglich; was sich anstreben ließ, war allein eine neue und vornehme Art, das Erbe auszugeben. Und eben darin leistete das Rokoko allerdings etwas Neues und Feines, indem es die malerische Technik auf das kleinste Kraftmaß reduzierte. Es verachtete jede Schaustellung von Kunstfertigkeit als parvenühaft, und auch den leisesten Geruch des Schweißes der Arbeit verabscheute es. In der erstaunlichen Leichtigkeit, mit der die Rokokomaler aus einem Tone eine ganz rhythmische und harmonische Tonfolge entwickeln, ist jede Erinnerung an einstige Skalenübungen ausgelöscht; die Virtuosität, mit der die Bildhauer den Stein entstofflichen und in warmes blühendes Fleisch verwandeln, ist fast ohne Gleichen; die Genialität, mit der die Dekorateure die Wandfläche behandeln, zeigt die lässige Sicherheit von Leuten, denen der Raum ein Spielball ist, wie die Kugeln dem Jongleur. Hatte sich die moderne Kunst bisher noch immer — bald leichter, bald schwerer auf den Stab des wissenschaftlichen Denkens gestützt, so wird er vom Rokoko als überflüssig in die Ecke geworfen; die selbstverständlichen Tätigkeiten bedürfen keiner wissenschaftlichen Sicherung und Kontrolle mehr, und die letzten Schwerfälligkeiten und Gründlichkeiten des wissenschaftlich geschulten europäischen Kunstgeistes werden in Tanz und Duft, in Pointe und Andeutung aufgelöst. Wir treffen diese Technik in der Literatur an, wo das Epigramm, die Pointe, das, was die Deutschen „Witz“ nannten, ein charakteristisches Moment des Stiles bildet; und in der Malerei gibt es in keiner Epoche einen zweiten Meister geistreich andeutender Form, wie Fragonard, der dem Genie Watteaus am nächsten kam. Die Nüance ist jetzt alles. Das Gesetz des Kunstwerks ist im Rokoko ganz zu Vers und Rhythmus geworden, und das Schlußergebnis der Arbeit von Jahrhunderten ist eine höchst feine Differenzierung des Geschmacksvermögens, bei der selbst unwägbare Teile noch sicher gefaßt und organisiert werden können.

Es ist nicht erforderlich, die Entwicklung der Rokokokunst hier

eingehend darzustellen. Sie bestätigt die soeben entwickelte Auffassung, daß dem Rokoko das wahrhaft Große innerlich fremd geblieben sei. Kein echtes volles Genie ist erschienen, das ihm das Gepräge gegeben hätte. Aber es ist dem französischen Volke wohl überhaupt vom Geschicke versagt geblieben, jene furchtbaren und mächtigen Elementargeister der Kultur, die Genies, zu erzeugen, wofür es zum Ersatze die Menschheit um so verschwenderischer mit einer fast unvergleichlichen Fülle von ausgezeichneten und hochentwickelten Talenten beschenkt hat. Watteau ist ein glänzender Typus und Vertreter des französischen Talentes; ein außerordentlicher Reichtum und Reiz der Gaben ist ihm verliehen — nur jenes Elementare, Dämonische fehlt ihm, das das Genie befähigt, bis auf die letzten Kräfte und Besitztümer der Menschheit und ihrer Kultur zurückzugreifen und sie mit ungeheurem Mute dranzusetzen, um Neues zu erschaffen. Der Abstand zwischen Watteau und seinen liebenswürdigen Nachfolgern Pater und Laucret ist schon empfindlich, und bei Boucher und Fragonard beginnt das Rokoko einen hippokratischen Zug anzunehmen. Boucher übersetzt das Rokoko, was ihm bereits von Diderot zum Vorwurfe gemacht worden ist, ins Dirnenhafte, und Fragonard vergröbert seine pikante Grazie zur Lüsternheit; nur daß Boucher auch als Maler eine Dirnennatur gewesen ist, dessen Technik einen infamen Patschuligeruch am Leibe hat, während Fragonard seine Zügellosigkeiten bis zuletzt mit eleganter und verführerischer Frechheit vortrug. Doch nicht bis zuletzt. Denn er hatte das Unglück, den Zusammenbruch seiner Welt in der Revolution zu überleben und sich als vergessener und verkümmerter Mann auf die Freundwilligkeit desselben David angewiesen zu sehen, der als entschlossener Feind des Rokokos eine neue Schule begründet hat. Schon vor ihm hatte es an kleineren Reaktionen dagegen nicht gefehlt. Unter Ludwig XVI. nahmen Baukunst und Kunstgewerbe die klassizistische Maske vor, aber es gehört nicht viel Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß hinter dieser neuen Aufmachung doch der alte Rokokogeist unbehindert sein Wesen weiter trieb. In der Malerei war der Versuch gemacht worden, das bürgerliche Leben in das Rokoko einzuführen. Chardin war es hierbei gelungen, dem Rokoko eine neue, reizende Seite abzugewinnen, ohne daß er seinem inneren Geiste untreu geworden wäre. Dagegen schuf Greuze, indem er den Rokokochampagner mit dem faden Wasser einer hausbackenen und philiströsen Moral versetzte, eine unappetitliche Mischgattung. Er schilderte den liederlichen Sohn, den der Vater verflucht und der ins Eltern=

haus nur heimkehrt, um den gebrochenen Vater sterben zu sehen; er erzählte von rührsamen Dorfhochzeiten; er zeigte angeblich unschuldsvolle Mägdelein, die um ihr totes Vögelchen Tränen vergießen oder mit schwimmenden Blicken dem Himmel Ergebung in irgendein ihnen zudiktiertes Schicksal geloben. Diderot, der bekanntlich die bürgerliche Gattung ins Drama einzuführen bestrebt war, glaubte in Greuze einen Bundesgenossen begrüßen zu können, aber er beurteilte ihn falsch. Denn Greuze war gar nicht einmal moralisch, sondern er war nur sentimental; und wäre nicht Diderot selbst so sehr ein Kind seiner Zeit gewesen, so hätte es ihm nicht entgehen können, daß sich hinter der sentimentalen Miene bürgerlicher Bravheit und Unschuld, die Greuze aufsetzte, eine recht ordinäre Lüsternheit verbarg. Man könnte Chardin mit Fug unter die Ahnen der Bürgerkunst rechnen, die später in verschiedenen europäischen Ländern, hauptsächlich in Deutschland und Dänemark, mit Erfolg versucht hat, über das Rokoko hinaus zu kommen. Greuze bedeutet aber kein Fortschritt über das Rokoko hinaus; er ist ganz dem Rokokogeiste verhaftet, nur daß er eine unedle Bastardform davon repräsentiert; und nur insofern ist er wirklich interessant, als er zeigt, wie sehr selbst eine solche Persönlichkeit vom Rokoko abhängig war, die dagegen Stellung zu nehmen glaubte, wie tief überhaupt der ganze französische Volkscharakter von Geist und Wesen des Rokokos infiltriert war.

Noch im Zeitalter Ludwig XIV. verbarg sich in Frankreich unter der dünnen Decke einer pomphaft aufgemachten Hofkultur ein recht barbarischer Kern. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die ungeschminkten Schilderungen zu lesen, die unsere Liselotte von dem Leben der besten Gesellschaftskreise des damaligen Frankreichs entworfen hat. Erst im Rokoko hat sich der französische Geist destilliert, hat er seine feinste, originellste, geistvollste Seite in reiner Kulturform dargestellt, womit freilich manche seiner bedenklichsten Eigenschaften unlöslich verbunden waren. Es wäre zuviel gesagt, daß der französische Geist sich im Rokoko erschöpfe, sich mit ihm decke; allein soviel ist gewiß, daß er unter den tiefsten, politischen, sozialen, wirtschaftlichen Wandlungen immer wieder die Neigung bewiesen hat, zu den Tendenzen des Rokokos zurückzukehren, und es wäre eine reizvolle Aufgabe, zu zeigen, wie in den proteischen Zügen der modernen französischen Kultur doch immer wieder im gesellschaftlichen Leben, in der Dichtung, in der Kunst, unter hundert Formen der Geist des Rokokos erkennbar wird. Barbey d'Aurévilly und

Maupassant in der Literatur, Corot und dann wieder Manet, Degas, Renoir in der Malerei können die Abkunft von der Familie des Rokokos nicht verleugnen. Aber auch außerhalb der Grenzen Frankreichs hat das Rokoko eine geradezu verführerische, eine so unwiderstehliche Macht entfaltet, daß es selbst in das Leben solcher Völker eingedrungen ist und ihnen seine Farbe aufgezwungen hat, deren materielle und soziale Verhältnisse durchaus anders gelagert waren, als die französischen, und daher innerlich dem Rokoko widersprachen. Das war besonders der Fall in England, wo dann aber auch alsbald ein unerschütterlicher Individualismus, die frische Naturliebe des sportfreudigen Volkes und ein sicheres Nationalgefühl sich gegen den fremden Geist aufbäumten und vereinigt die erste wirklich siegreiche Ueberwindung des Rokokos in der europäischen Kultur zuwege brachten.*) Immerhin bleibt es eine bemerkenswerte Tatsache, daß selbst das britische Inselvolk dem Rokoko nicht hat ausweichen können; und vergegenwärtigt man sich, daß es auf dem Kontinente noch tiefere Wurzeln geschlagen und sich in Wahrheit ganz Europa untertänig gemacht hat, so erkennt man, daß der französische Geist mit dem Rokoko seinen Alexanderzug angetreten, daß erst das Rokoko endgültig jenes Weltreich der französischen Kultur begründet hat, das sich tief bis in das 19. Jahrhundert hinein hat behaupten können und das erst spät, erst allmählich und doch nur teilweise von der Weltkultur der modernen Zeit, der Englands, abgelöst worden ist. Um nur auf einige charakteristische Gestalten hinzuweisen, so stellt Goya die reinste Konzentration des spanischen Rokokos dar; der Abbé Galiani zeigt das Rokoko auf süditalienischem Boden; Holberg vertritt es in Skandinavien, und die russische Kunst und Literatur hat sich noch kaum dem Tartaren- und Byzantinertume entwunden, als sie sich schon ganz dem Rokoko in die Arme wirft. Was aber endlich unser Vaterland angeht, so hat es sich zunächst dem Rokoko gegenüber ganz besonders wenig widerstandsfähig gezeigt und sich tief davon imprägnieren lassen, was sich dadurch erklärt, daß Deutschland sich dazumal gerade von der durch den dreißigjährigen Krieg verursachten Rückständigkeit soweit erholt hatte, daß es wieder in die lebendige Bewegung der europäischen Kultur eintreten konnte, und daß es unter diesen Umständen natürlich nicht die Kraft besaß, sich eines so vollkommen durchgebildeten, in Leben

*) Hierüber vergl. meinen Aufsatz „Die klassische englische Bildnismalerei", Preuß. Jahrb. 132, 75 ff.

und Kunst so leistungsfähigen und sicheren Stiles, wie es das Rokoko war, zu erwehren. Aber dafür brachten die Deutschen auch einen frischen Impuls, eine noch unverkümmerte Kraft mit, die zu der merkwürdigen Erscheinung führte, daß gerade sie es sein sollten, die das Rokoko auf gewissen Gebieten zu seinen höchsten Leistungen entwickelten. Das ist unzweifelhaft in der Musik geschehen, wo erst Haydn und dann, als der überhaupt größte Genius, dessen sich die Rokoko-Epoche rühmen kann, Mozart seinen Stil vertreten; und auf dem Gebiete der Baukunst bleibt es wenigstens zweifelhaft, ob die ganze Rokoko-Architektur anderwärts ein so vollkommenes und großartiges Werk geschaffen hat, wie den Dresdener Zwinger. Um aber den ganzen Herrschaftsbereich des Rokokos in Deutschland zu ermessen, mag man sich daran erinnern, daß Bach in seinen weltlichen Kompositionen den Rokokoschnörkel mit liebenswürdiger Grazie verwandt hat, daß Lessing und Friedrich der Große diesem Stile angehörten, daß Goethe als Leipziger Student noch ganz im Geiste des Rokokos dichtete und daß er manche dieser Kultur angehörige Lebensgewohnheiten bis an das Ende seiner Tage gewahrt hat, daß endlich die Rokokoauffassung von der Frau, ihrer Schönheit und ihrer Stellung nur erst ganz allmählich im 19. Jahrhundert von neuen, fruchtbareren Idealen endgültig verdrängt worden ist.

Ueberhaupt wird man, um die kulturelle Entwicklung, die Europa im 19. Jahrhundert eingeschlagen hat, ganz zu verstehen, immer im Auge behalten müssen, daß die Reaktion gegen das Rokoko darin lange eine treibende Kraft gebildet hat. Diese Reaktion gegen das Rokoko ist schließlich eine Reaktion des Germanentums gegen das Romanentum. Es empört sich der tief germanische Natursinn gegen die porzellanerne Puppenwelt des Rokokos, es empört sich das Individualitätsbewußtsein gegen die Tyrannei des gesellschaftlichen Schemas, es empört sich das durch die napoleonischen Kriege mächtig aufgeregte Nationalgefühl gegen die Obmacht des französischen Wesens, es empört sich endlich das sittliche und religiöse Denken gegen die sittliche und religiöse Indifferenz des Rokokos. In diesem Sinne ist als der erste Ueberwinder des Rokokos Bach zu nennen, der durch die ungeheure Gewalt seiner positiven, schöpferischen Religiosität die Tonkunst mit einem neuen mächtigen Gehalte erfüllte; und auch die Großmeister des europäischen Rokokos in der Musik, Haydn und Mozart, sind doch innerlich weit über seinen Geist hinausgeschritten — der Eine, indem er die Musik in innige Fühlung mit dem Natur- und Volksleben setzte, der Andere,



…m er die Töne zum Ausdrucke echter, über Zeit und Raum er…ner Menschenliebe machte. Der zweite mächtige Sturmbock …n das Rokoko war darauf Rousseau, der die künstliche Schäfer…t des Rokokos durch die leidenschaftliche Forderung der Rückkehr …r Natur zertrümmerte, — und dann kam Winkelmann und stellte …n tändelnde Spielerei versunkenen Epoche wieder die echte …m großer Kunst vor Augen, dann kam die deutsche Philosophie, … deutsche Klassik und Romantik und schufen völlig neue Denk…me und Ideale, und es kam zuletzt als der endgültig ent…dende Faktor die große Umwälzung der wirtschaftlichen und …len Verhältnisse, die die Ueberreste des Rokokos im Leben selbst, …nders im gesellschaftlichen Leben hinwegschwemmte. Uns, die … mitten in den Wirkungen und Nachwirkungen dieser ungeheuren …wälzung stehen, erscheint das Rokoko notwendig als der Schwanen…ng einer versunkenen Epoche, die uns fern dünkt, obgleich ihr …en noch nicht gar so weit hinter uns liegt und noch in den …en unserer Großeltern deutlich fühlbar war. Wir wünschen uns … Kultur nicht zurück, aber wir dürfen uns gern gestehen, daß … eine Entwicklung ein verführerischeres, liebenswürdigeres Ende …nden hat, als die große Geistesbewegung, die mit der Renaissance …t, im Rokoko. Alles Leichte, Schillernde, Schwebende, …nde der menschlichen Natur hat in diesem Schmetterlinge … Grüften einmal Gestalt gewonnen, und nie wieder werden … seinesgleichen sehen. Der donnernde Lärm der Hämmer und …nen, die eine neue Zeit schmiedeten, war nötig, um die ver…rischen Gesänge dieser Sirene Rokoko zu übertäuben, deren …kraft noch heute nicht völlig versiegt ist.

Wirtschaftliche Entwicklung im Lichte der Technik.*)

Von

Professor **R. Rinkel**, Köln.

I.

In den Zeiten handwerksmäßiger Produktion spielte die Persönlichkeit die Hauptrolle, die Mittel, mit denen gearbeitet wurde, waren einfach. Der Handwerker stellte seine Werkzeuge fast vollständig in seiner eigenen Werkstatt her, oder er bezog sie von seinen Nachbarn. Der Absatz der Fabrikate vollzog sich in engem Kreise. Das, was wir heute Werkzeugmaschinen nennen, war in bescheidenen Anfängen wohl vorhanden; aber diese Maschinen zeigten einfache Formen und Zusammenhänge, ihr Baumaterial bestand in der Hauptsache aus Holz; was von Metall, Kupfer oder Eisen daran war, konnte der Schmied und der Schlosser mit einfachen Mitteln herstellen.

Spinnrocken und Webstuhl, Pumpen und andere Hebezeuge, Getreidemühlen, Buchdruckerpressen usw. sind Beispiele für solche maschinellen Anordnungen. Ihre Bewegung empfingen diese letzteren durch Menschen- oder Tierkraft; auf alten Bildern von Technologien früherer Jahrhunderte sehen wir Pferde und Ochsen Drehwerke von Pumpen und Mühlen in Gang setzen und in den Beschreibungen lesen wir, wie auf den Tagesanlagen der Bergwerke Hunderte von Pferden beschäftigt waren, die gewonnenen Materialien und das unterirdisch zufließende Wasser der Grubenanlagen zu heben. In den Buchdruckereien drehten Lehrlinge und Gehilfen tagaus, tagein die Kurbeln- und Spindelpressen; auch in vielen anderen Gewerben brachten Handwerker und Arbeiter wohl den

*) Erweiterte Festrede zur Feier des Geburtstages S. M. des Kaisers, 27. Januar 1910 an der Handels-Hochschule Köln.

rößten Teil ihrer Zeit nur mit dem Aufwand mechanischer Muskel-
kraft zu.

Daß unter solchen Verhältnissen die Produktivität sich in engen
Grenzen hielt, kann nicht wundernehmen. Die Muskelkraft von
Mensch und Tier ermüdet, bedarf der Ruhe, auch läßt sich nur eine
vergleichsweise mäßige Zahl solcher Arbeitskräfte auf gegebenem
Raum konzentrieren. Dafür aber waren die Kosten der eigentlichen
Produktionsmittel, der Werkzeuge und Arbeitsmaschinen geringe,
das Anlagekapital der Fabrikationsstätten klein. Dem geschickten
und glücklichen Gesellen eröffnete sich leicht die Möglichkeit, zu selb-
ständiger Stellung zu kommen, Meister, ja Fabrikant zu werden.

Grundsätzlich aber änderten sich diese Zustände, als ein neuer
Faktor in die Produktion eingeführt wurde, dessen Tragweite zuerst
sich keineswegs übersehen ließ; seine unendliche Anwendungsfähigkeit
und Entwicklungsfähigkeit konnte in den Anfangsstadien überhaupt
nicht geahnt werden. Eine vollkommene Umwälzung hat in der
zweiten Hälfte des 18. und besonders im 19. Jahrhundert die
elementare Kraftmaschine herbeigeführt. Darunter verstehen wir
diejenigen maschinellen Mittel, die die elementaren Kräfte der Erde,
der Luft, des Feuers in mechanische Arbeit umsetzen. Sie sind be-
stimmt, an Stelle der Muskelkräfte von Mensch und Tier zu treten,
nicht etwa an Stelle der Werkzeuge oder Werkzeugmaschinen.

Wohl hat man schon sehr früh den Wind und die treibende
Kraft des schnell fließenden, steilen Baches in einfacher Weise nutz-
bar gemacht; aber zu einer Ausgestaltung im großen, fehlten sowohl
Erfahrung, wie physikalische und technische Kenntnisse. Wie sollte
man der Unregelmäßigkeit des Windes begegnen, wie seine Riesen-
kräfte beim Sturm in großen Anlagen beherrschen? Diese
Schwierigkeiten haben bis heute eine Anwendung der Windkraft in
großem Maßstabe unmöglich gemacht. Auch bei den Wasserkräften
brachten die Jahreszeiten mit Frost und Dürre, mit plötzlich auf-
tretendem Hochwasser viele Betriebsunterbrechungen und Gefahren
mit sich; ihre Lage in bergigem und waldigem Gebiete verhinderte
und eine unentwickelte Technik die nutzbare Verwendung im großen.

So waren die kleinen ober- und unterschlächtigen Wasserräder
zwar zahlreich zu finden, aber der Charakter der Anlagen nicht viel
von demjenigen anderer verschieden, denen keine elementaren Kräfte
zur Verfügung standen. Mühlen, Sägewerke, Pochhämmer für Mi-
neralien, Eisenhämmer und Eisenwalzwerke bedienten sich ihrer,

letztere auch besonders wegen der bequemen, aus dem nahen Walde erfolgenden Holz- und Holzkohlenzufuhr.

Da trat um die Wende des 17. Jahrhunders die Dampfkraft auf die Weltbühne; die Dampfmaschine entsprang nicht etwa wie Athene aus dem Haupte des Zeus gebrauchsfertig dem Kopfe eines Erfinders. Viele Praktiker mußten eine fast 100 Jahre lange Arbeit aufwenden, um sie auch nur im Prinzip zu dem Maschinentyp durchzubilden, den wir heute Dampfmaschine nennen. Man muß sich vergegenwärtigen, welchem Bedürfnis die Maschine überhaupt die erste Erfindungsidee verdankt. Der Bergbau war es, der geradezu sehnsüchtig seit langem nach einer leistungsfähigen Kraftmaschine Umschau hielt. Der Zufluß von Wasser, die Schwierigkeiten der Hebung großer Massen aus der Tiefe, die Versorgung mit frischer Luft unter Tage, beschränkten den Bergbau auf eine geringe Tiefe und erwiesen sich um so schwieriger, je weiter man vordringen wollte. So fanden daher alle Dampfmaschinen der ersten Entwicklungszeit mit lediglich gradliniger Bewegung nur Anwendung im Bergbau, vor allem zur Wasserhaltung, und erst später, als es gelang, drehende Bewegung zu erzeugen, fand der Dampf auch Eingang in den Betrieb der Walzwerke, Mühlen, Fabriken.

Was ist nun gegenüber den älteren Kraftmaschinen das charakteristische Kennzeichen dieser Dampfmaschine, deren Entwicklungsgang durch James Watt gekrönt wurde? Welcher Umstand hat gerade ihr einen so riesigen Einfluß auf die Umgestaltung der Produktion verschafft? Es ist eine doppelte Unabhängigkeit, die jene nicht besaßen; die Unabhängigkeit vom Ort des Kraftmittels, von den äußeren Einflüssen des Wetters und der Jahreszeit und schließlich von der Zeit überhaupt. Die Unabhängigkeit vom Ort ist durch die Transportierbarkeit der Kohle gegeben, deren Wärme den Dampf erzeugt. Anfänglich, d. h. bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts hinein war die Transportierbarkeit der Kohle wirtschaftlich beschränkt; so wurden zunächst hauptsächlich diejenigen Orte in ihrer industriellen Entwicklung begünstigt, die in der Nähe der Kohlengruben lagen oder durch schiffbare Flüsse mit ihnen verbunden waren. Die Ausgestaltung der Dampfmaschine zum Transportkraftmittel, zur Lokomotive und Schiffsmaschine verwischte dann aber auch diese Grenzen, sie machte nicht nur die Verwertung der Kraft unabhängig vom Ort ihres natürlichen Vorkommens, sie löste in der Folge auch die Konsumtion vom Ort der Produktion durch die Beschleunigung und Verbilligung allen Verkehrs.

In zweiter Linie wurde dann der Einfluß des **Zeitfaktors** durch Dampfmaschine völlig in den Hintergrund gedrängt. Gegenüber menschlichen und tierischen Kraft besitzt sie die Eigenschaft der ...empfindlichkeit, daher auch der Unermüdlichkeit und der steten ...tsbereitschaft. Die ununterbrochene Verfügbarkeit der mechani... Kraft hat die Arbeit stetig, kontinuierlich und damit auch un... ...uer produktiv gemacht. Die Entlastung der Menschen von der ...n Triebarbeit machte außerdem viele Kräfte für eigentlich pro... ...rende Arbeit frei.

Noch eine weitere Eigenschaft der Dampfmaschine hat diese ...gerung der Produktivität gefördert; das ist die Verstärkung der ...kräfte an sich und die Konzentrationsmöglichkeit großer Energie... ...men auf engem Raume. Dadurch erst wurde der tiefere Gruben... ...ch möglich und brachte die Vermehrung der Rohstoffe. Auf ...und der stärkeren Antriebsleistung ließen sich außerdem nun Werk... ... oder Arbeitsmaschinen konstruieren, die eine weit größere ...tungsfähigkeit hinsichtlich des Umfanges und des Arbeitswider... ...es des einzelnen Werkstücks wie auch bezüglich der Menge und ... der Produktion gewährleisten. Die geringe Größe der früheren ...kräfte verlangte einfache Anordnung der Arbeitsmechanismen, ...n wegen der Notwendigkeit, die Reibungsverluste niedrig zu ...n, um für die nutzbare Arbeit genug Kraft zu erübrigen. Diese ...chränkung fiel nun weg; die Verluste konnten mit Leichtigkeit ...ch eine entsprechende Erhöhung der Gesamtantriebskraft über... ...den werden.

Für diese stärkeren Arbeitsmaschinen reichte aber nun Holz ...t mehr aus; das Eisen trat fast durchweg an seine Stelle. Noch ...n Watts Zeit hinein waren selbst die Dampfmaschinen zu er... ...tem Teil aus Holz fabriziert; in seiner Fabrik zu Soho hatte ...e größten Schwierigkeiten zu überwinden, um die eiserne Kon... ...tion zur Durchführung zu bringen; alles fehlte, die Werk... ...maschinen für die Fabrikation selbst mußten erst mit den ...n unzulänglichen Mitteln hergestellt, geschulte Schlosser und ...hinenbauer im Laufe langer Zeiten herangebildet werden. ... gab es tüchtige Handwerker, die ihre solide Arbeit im alten ... verstanden; an Kunstfertigkeit der Schmiede und Stellmacher ...lte es nicht, und ihre Tüchtigkeit war vor allem die Grund... für die weitere Entwicklung des Maschinenbaues. Präzisions... ...arbeit aber, wie sie der letztere für die genaue Zusammen... ... der arbeitenden Teile der Maschinen verlangt, war unend...

lich schwer zu finden, ein neues Geschlecht von Arbeitern mußte erst heranwachsen. Was unsere Maschinenschlosser und Mechaniker heute an Genauigkeit und Feinheit der Arbeit erreichen, steht himmelhoch über allen Leistungen vergangener Zeiten; man vergleiche dazu nur die in unseren Kunstgewerbemuseen befindlichen Instrumente, wie sie früher Fürsten als Geschenk dargebracht wurden. Die künstlerische Ausstattung erweckt unsere Bewunderung, die wissenschaftlich-technische Präzision unser Lächeln. Die allmähliche Steigerung hinsichtlich der erreichbaren Genauigkeit ist überhaupt ein Kennzeichen der Entwicklung der mechanischen Technik. Auf dem Papier kann der Mathematiker und Physiker und Konstrukteur bequem Kreise und gerade Linien zeichnen; sie aber in die konstruktive Wirklichkeit zu übersetzen und die Abmessungen innerhalb der zulässigen Fehlergrenzen zu halten, die im Laufe der Zeiten immer enger gezogen wurden, bildete eine der schwersten Aufgaben des Maschinen- und Instrumentenbaues.

Es ist eine weitverbreitete Anschauung, daß das Wirkungsprinzip der Maschinen das Bedeutendste daran sei. Das trifft nur sehr selten zu. Meist ist das Prinzip einfach, für jeden Laien klar zutage liegend und läßt sich mit wenigen Worten erläutern. Deshalb werden auch gerade von Laien so viele Vorschläge und Erfindungen gemacht. Erst wenn es sich um die konstruktive Durchbildung und die Ausführung handelt, treten dann die Materialfragen, die Genauigkeit in der Verwirklichung der theoretischen Forderungen, die Beherrschung der Temperaturen und der Kräfte mit all ihren Schwierigkeiten hervor. Deshalb ist es so schwer, Erfindungen scheinbar einfacher Art zu verwirklichen, und deshalb dauert es meist solange, bis sie sich zur praktischen Verwertung durchringen.

Durch die Dampfmaschine sind wir bezüglich der rein mechanischen Kraft unabhängig von tierischer und menschlicher Leistungsfähigkeit geworden; außer bei dem Antrieb von Werkzeugmaschinen ist diese Tatsache von geradezu ungeheuerer Bedeutung geworden für die Beherrschung der Materialmassen durch die mechanischen Hebezeuge. Die Größe der Werkstücke war an enge Grenzen gebunden, so lange man sich auf die einfachen von Menschen zu bewegenden Mechanismen, der Hebel, Flaschenzüge u. dergl. beschränkt sah; die Fabrikate selbst konnten daher verhältnismäßig geringe Abmessungen und Gewichte nicht überschreiten, und damit war die Leistungsfähigkeit der hergestellten Maschinen ebenfalls beschränkt.



So hängt ja auch heute die Leistungsfähigkeit vieler Werkstätten, die mit schweren Materialien oder großen Mengen zu arbeiten haben, ganz wesentlich von ihrer mehr oder weniger reichhaltigen und großartigen Ausstattung mit Hebezeugen ab. Der Massentransport innerhalb derselben Anlagen, der Umschlag der Massengüter auf Bahnhöfen und in den Häfen hat nur dadurch den Riesenumfang annehmen können, sowohl was Größe, Menge und Geschwindigkeit betrifft, daß die Hebezeugtechnik sich auf Grund der mechanischen Antriebskraft zu einer ganz eigenen Wissenschaft herausgebildet hat. Jedes Jahr bringt neue Erscheinungen auf diesem Gebiete; es gibt wohl keine Spezialtechnik, die gerade vom wirtschaftlichen Standpunkt gesehen einen so riesigen Einfluß auf die Gestaltung aller möglichen Fabrikationszweige ausübt wie die Technik der Hebezeuge in ihrem weitesten Umfange. Heute allerdings stützt sie sich nur noch indirekt auf die Dampfmaschine; die eigentliche Triebkraft bildet fast immer die Elektrizität mit ihrer so außerordentlichen Anpassungsfähigkeit an den einzelnen Fall, mit ihrer großen Bequemlichkeit der Stromzuführung. Aber die *Erzeugung* der elektrischen Energie ist doch in der Hauptsache auf die Dampfmaschine angewiesen.

So ist diese letztere auf allen Gebieten der Ausgangspunkt einer ganz gewaltigen Entwicklungsreihe geworden; sie hat das eigentliche Maschinenzeitalter geschaffen. Aber für sich allein hätte die Maschinentechnik nicht zu ihrer heutigen Blüte kommen können. Sie sowohl wie die gesamte Verkehrstechnik waren angewiesen auf die Ausgestaltung der Materialfabrikation, vor allem also der *Eisenindustrie*. Heute hat die Produktionsfähigkeit dieser Industrie schon die Grenzen weit überschritten, die uns eigentlich lieb wären; da können wir uns kaum eine Zeit vorstellen, wo es an gutem und für die verschiedenen neuen Zwecke brauchbarem Material mangelte. Aber dieser Mangel hat bis weit in das 19. Jahrhundert hinein bestanden und mußte sich um so fühlbarer machen, je mehr Maschinenwesen und Eisenbahntechnik vorwärts nach einer Entfaltung ins Große drängten. Vielleicht war es wirklich so besser, wurde doch dadurch einer allzu stürmischen Entwicklung ein gewisser Zügel angelegt. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts beruhte die Herstellung des widerstandsfähigen schmiedbaren Eisens auf dem Herdfrischprozeß. Dieser ging *auf offenem Herde* vor sich. Die *Holzkohle* lieferte das Brennmaterial. Die Gewinnung großer Massen war dabei schon allein durch den großen Aufwand an dem kostbaren Brennmaterial aus-

geschlossen; der Nachwuchs der Wälder, der ja auch vielen anderen Zwecken zu dienen hatte, setzte dem Verbrauch die Grenzen. Das Puddelverfahren mit geschlossenem Schmelzofen, von Henry Cort 1784 erdacht, von Josef Hall leistungsfähig gemacht durch die Ausgestaltung des Herdfutters, ermöglichte erst eine für damalige Begriffe wirkliche Massenproduktion. Wofür man im offenen Herdfeuer 3 Wochen gebrauchte, das ließ sich nun im geschlossenen Puddelofen in 3 Tagen gewinnen; der besondere Vorzug aber war, daß statt der Holzkohle, die billige Steinkohle benutzt werden konnte, die in unerschöpflichen Mengen zu Gebote stand. Auch brauchte man nicht mehr ein künstliches Gebläse, das angetrieben werden mußte; der natürliche Schornsteinzug genügte. So konnten nun die immer gewaltigeren Ansprüche des Maschinen- und Eisenbahnwesens durch ein vorzügliches Material befriedigt werden, das den hohen Anforderungen vor allem des Gleisebaues, der Schienen, gewachsen war. Daneben entwickelte dann der Maschienenbau die Gießereitechnik, indem man die Herstellung komplizierter Modelle und richtige Verwendung der Formmaterialien allmählich lernte.

Die Eisenmengen, die das Puddelverfahren herzustellen erlaubte, waren gegenüber dem offenen Herdprozeß außerordentlich gestiegen, und bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete es die Grundlage unserer Eisenindustrie. Heute ist dieses Verfahren fast völlig verschwunden; es ist ersetzt durch einen Prozeß, der zum Teil ganz ohne Brennstoff und fast ohne Aufwand menschlicher Kraft die Produktionsfähigkeit nahezu ins Ungemessene gesteigert hat, die verschiedenen Flußeisenprozeße von Bessemer, Thomas und Gilchrist, Siemens-Martin und ihren Nachfolgern in der neuesten Zeit. Während das Puddelverfahren noch angewiesen war auf die schwere Handarbeit der Puddlers, dessen Geschicklichkeit und Erfahrung für die Güte des erzielten Eisens maßgebend waren, gehen diese Prozesse sämtlich fast rein selbsttätig vor sich, der Mensch braucht nur noch die erforderlichen Feuerungsanlagen zu regeln, oder dort, wo solche überhaupt nicht notwendig sind, wie beim Bessemer-Thomasprozeß, den Gang der Maschinen zu leiten und die einzelnen Stadien der Prozesse zu beaufsichtigen. Die Erfahrung, die früher jeder einzelne Puddler nötig hatte, beschränkt sich auf den Betriebsleiter und wenige Meister und Vorarbeiter, im übrigen kommt man ganz mit Handlangern, ungelernten Leuten aus. Und damit ist erst die billige Herstellung der Riesenmengen von Eisen, die wir heute brauchen, auf eine wirtschaftliche Grundlage gestellt.

Hat somit die Eisenindustrie die Materialfrage gelöst, so daß Maschinen- und Eisenbahnwesen über eine große Menge verschiedenartiger, den einzelnen Zwecken besonders angepaßter Materialsorten verfügen können, so hat zum Ausgleich dafür auch der Maschinenbau all die zahlreichen maschinellen Hilfsmittel geschaffen, die in der Eisenindustrie zur Fabrikation der Fertigmaterialien benötigt werden. Eine stetige Wechselwirkung zwischen diesen beiden Grundpfeilern unserer heutigen Technik ist in ihrer ganzen Entwicklung zu bemerken; aber auch alle übrigen Techniken und Fabrikationen bauen auf ihnen auf. Daher ist es so leicht, sich in ihnen zurecht zu finden, wenn man die Grundgedanken kennen gelernt hat, die jenen beiden Gebieten die Richtung gewiesen haben. Ich kann es mir daher versagen, sie hier näher zu behandeln. Das Kennzeichnende ist fast überall die Steigerung der Produktivität nach jeder Richtung hin durch Ausdehnung des mechanischen Betriebes. Die Entstehung ganz neuer, großartiger Industrieen, wie der chemischen und der elektrotechnischen Industrie können wir nur kurz erwähnen.

II.

Was aber ist nun im Laufe der technischen Entwicklung aus dem wirtschaftlichen Leben geworden, soweit sich dieses mit der Produktion der Güter befaßt? An Stelle der Einfachheit und Uebersichtlichkeit jener Zeiten, wo die Arbeitsmittel noch wenige und leicht zu handhabende waren, ist die ungeheure Kompliziertheit eines riesigen technischen Mechanismus getreten, dessen einzelne Glieder eine gefährliche Abhängigkeit von einander zeigen. Stockung an irgendeiner Stelle, wie z. B. in der Kohlenproduktion, kann das Ganze zum Stillstand bringen. Persönliche Kraft und Tüchtigkeit, verbunden mit genügender Beharrlichkeit und Strenge gegen sich selbst, finden zwar immer noch ihren Platz in der Welt, wenn auch schwerer als früher; aber der einzelne ist doch weit mehr Glied eines großen Ganzen geworden, und immer wenigeren gelingt es, zu selbständiger oder maßgebender Stellung zu kommen. Entscheidend sind heute für den Erfolg in der Produktion in erster Linie die technischen Grundlagen, die Gesamtheit der so außerordentlich entwickelten Arbeitsmittel und ihre geschickte Organisation und Handhabung. Damit sind aber auch die Anlagekapitalien von vornherein für die Rentabilität des Unternehmens maßgebend; nur durch volle, beständige Beschäftigung der teuren Einrichtungen ist diese gewähr-

leitet; man muß auf eine große Produktenmenge, Verzinsung [illegible] Abschreibung verteilen können. In Verbindung hiermit ist das [illegible] Maschinentechnik immanente Prinzip leicht verständlich, das Streben nach Steigerung der Arbeitsgeschwindigkeit und der [illegible]dauer. Je schneller mit denselben Mitteln gearbeitet [illegible] längere Zeit täglich die Arbeit im Gange ist, desto rascher [illegible] Anlagekapital hereingebracht, desto weniger Einrichtungen [illegible] eine bestimmte Produktion nötig. Außerdem ist die [illegible] vorhandene Einrichtungen durch neue Erfindungen, leistungs[illegible] Anlagen entwertet werden, um so größer, je kostspieliger [illegible] sind. Diese Zusammenhänge genügen allein schon, um [illegible] natürliche Entstehung vieler sozialen Uebel und Kämpfe [illegible] schaftlichen Leben zu erklären; sie sind aber auch mit [illegible] zu dem heftigen Konkurrenzstreit aller gegen alle. [illegible] grundsätzlicher Irrtum in der Annahme vieler Theoretiker, [illegible] Ersatz einer älteren, durchaus noch brauchbaren Anlage [illegible] richtung eines ganzen Unternehmens durch neue, [illegible] unter allen Umständen vom volkswirtschaftlichen [illegible] wünschenswert ist. Die wirtschaftliche Vernichtung [illegible] Werte kann die Vorteile der rationelleren Arbeit [illegible] wiegen. Dieser Gesichtspunkt läßt es in der Tat [illegible] wert erscheinen, der technische Fortschritt möge [illegible] langsamer vor sich gehen.

In dem schlimmen Konkurrenzkampf [illegible] erscheint geraten [illegible] zu der technischen und [illegible] [illegible]

Verteilung der Arbeit in dem einzelnen Unternehmen für sich dem
rwähnten Zweck hinreichend genügt. Immerhin macht der Gedanke
ner umfassenden technischen Organisation immer mehr Fortschritte.
Bestimmte, technisch ziemlich abgegrenzte Arbeitsgebiete werden den
Mitgliedern des Verbandes zu ganz besonderer Bearbeitung über-
wiesen: einmal wird dadurch der wirtschaftliche Wettbewerb ver-
ndert, sodann aber auch die Möglichkeit geschaffen, diese Gebiete
für sich technisch vollendet durchzubilden, ohne daß die dafür erforder-
che wissenschaftliche, konstruktive und ausprobierende Arbeit an
len Stellen unnötigerweise gleichzeitig geleistet zu werden braucht.
Die Spezialisierung und Durchbildung der technischen Einzelheiten
ht heute derartig weit, daß schon für ein einzelnes kleines Gebiet
n langes Studium notwendig ist, um die bisherigen Leistungen
nnen zu lernen. Die Entwicklung eilt mit raschen Fortschritten
rwärts und spiegelt sich in einer umfangreichen Literatur. Je
nfassender und einheitlicher da die Organisation gestaltet wird,
sto ergiebiger wird die Arbeit ohne Kraftverschwendung.

Vom Standpunkte der geistigen Oekonomie ist hiernach eine
eitgehende Verbandsbildung zum Zweck der technischen Arbeits-
lung im höchsten Grade zu wünschen; in wirtschaftlicher Hinsicht
at sie bisher wohl Einiges zur Milderung der Krisen beigetragen;
dererseits aber haben sich einige Verbände eine wirtschaftliche
chtstellung geschaffen, die den Charakter eines Monopols trägt
t all seinen schlimmen Zügen, ohne dabei die Vorteile der Wahrung
s Allgemein-Interesses zu bieten, wie ein Staats- oder Gemeinde-
nternehmen. Ausschaltung des Wettbewerbes und beliebige Fest-
zung der Preise, Abhängigkeit unzähliger Existenzen von einigen
enigen Privatleuten, Verschiebung und Verwischung der Verant-
ortlichkeiten sind dabei wohl die schlimmsten Erscheinungen.

Am weitesten ist diese Entwicklung bekanntlich in Amerika ge-
hen: hier war nicht die Widerstandskraft einer alten Kultur zu
rwinden, die in Europa wohl manche Kleinlichkeiten und Engherzig-
ten aufweist, aber doch auch in der wirtschaftlichen Arbeit eine
wisse sittliche Grundlage nicht ganz vermissen will. Bedenken
icher Art haben dagegen in dem maßgebenden amerikanischen
rtschaftsleben nie einen Einfluß auf eine ebenso glückliche wie
rupellose Spekulation gehabt. Kühnheit der Unternehmung, Groß-
zügigkeit in den technischen und wirtschaftlichen Mitteln, aber auch
Rücksichtslosigkeit in der Zurückdrängung und Vernichtung jeglichen
iderstands, der sich dem Machtbestreben der Spekulanten und

Verbände entgegenstellt, sind die charakteristischen Kennzeichen amerikanischen Wirtschaftslebens. Die riesigen Verhältnisse des Landes, der Mangel einer einheitlichen und unbestechlichen Staatsverwaltung sind die Grundlage für die dortige Entwicklung nach der guten wie der schlechten Seite. Was in technischer Beziehung drüben geleistet wird, ist fast nie etwas Besseres wie bei uns, sondern imponiert nur durch die Massenhaftigkeit und die Größe. Dabei ist es sehr bezeichnend, daß die Arbeiten, die sich auf eine tiefgehende wissenschaftliche Grundlage stützen, fast ausschließlich von europäischen Ingenieuren geschaffen worden sind, die sich drüben ein Feld für ihre Tätigkeit erobert haben. Die größten Brücken, die größten Dampfmaschinen in den New Yorker Kraftwerken, die größten Turbinen der Niagara-Kraftwerke, der ganze Gasmaschinenbau, ein großer Teil der Elektrotechnik Amerikas sind das Werk von in Europa geborenen und ausgebildeten Männern. Der bekanntlich so hervorragende Werkzeugmaschinenbau Amerikas verdankt eingestandenermaßen unendlich viel, der von dem verstorbenen deutschen Professor Reuleaux geschaffenen Lehre vom Zwangslauf der Getriebe, seiner berühmten Kinematik; lediglich die eigenartigen wirtschaftlichen Verhältnisse, das große schnell erschlossene Absatzgebiet haben eine weitergehende Spezialdurchbildung der Werkzeugmaschinen ermöglicht wie bei uns und damit die Eroberung des Weltmarktes vorbereitet.

In Europa und vor allem in Deutschland hat die Kraft der öffentlichen Meinung und die Einsicht weitschauender Staatsmänner und Herrscher bereits Mittel und Wege gefunden, um viele schlimmen Begleiterscheinungen eines notwendigen Entwicklungsganges zu mildern und diesen selbst vor Ueberstürzung zu bewahren. Das große Werk der Arbeiterversicherungsgesetze ist ein solches Mittel in rein menschlicher Hinsicht, die Verstaatlichung der Eisenbahnen in allgemein wirtschaftlicher Beziehung. Bei einer volks- und weltwirtschaftlichen Produktionsweise, wie sie die heutige Technik ermöglicht, mußte das Verkehrswesen zu einem ganz besonders wertvollen Machtmittel werden. Es ist bekannt, daß die Riesenvermögen amerikanischer Milliardäre zum großen Teile durch die Eisenbahn — und damit zusammenhängenden Landspekulationen gewonnen worden sind. Aber auch auf die gesamte Produktion und Verteilung der Güter haben die Besitzer der Eisenbahnen einen weitgehenden Einfluß: einmal sind sie die Auftraggeber für einen sehr großen Teil der Eisen- und Maschinenindustrie — Brücken, Bahnhöfe, Gleis- und Sicherungsanlagen, Lokomotiven und Wagen mit all dem unendlichen Zubehör an Be-

leuchtungs-, Heizungs-, Wasserversorgungsanlagen und inneren Einrichtungen — sie sind ferner die Konsumenten für einen nicht zu verachtenden Bruchteil der Kohlenproduktion; sie haben es schließlich durch die Tarif- und Fahrplanbildung und den weiteren Ausbau der Bahnen ganz in der Hand, nach Gutdünken bestimmte Länderteile und Städte zu bevorzugen, andere zu vernachlässigen oder gar zu benachteiligen.

Man kann es den deutschen Staatsmännern, dem Fürsten Bismarck an der Spitze, nicht genug Dank wissen, daß sie rechtzeitig erkannt haben, daß ein so gewaltiges wirtschaftliches Machtmittel, wie die Eisenbahnen, auf die Dauer nur in den Händen einer objektiven und schaffensfrohen Staatsverwaltung das allgemeine öffentliche Interesse gleichmäßig zu fördern vermag; heute ringt sich wohl überall die Erkenntnis durch, daß der Staatsbetrieb der Eisenbahnen dem Privatbetrieb gegenüber unbedingt den Vorzug verdient. Im Laufe von 75 Jahren hat sich die Technik des Eisenbahnbetriebes zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit und Gleichförmigkeit entwickelt, daß neue, sprunghafte Fortschritte nicht mehr zu erwarten sind. Das Fehlen des Wettbewerbs ist deshalb auch durchaus nicht als ein Hindernis für eine weitere, stetige und gleichmäßige Entwicklung zu betrachten; im Gegenteil bürgt die Einheitlichkeit der Verwaltung unter der Kontrolle der Oeffentlichkeit dafür, daß Neuerungen schnell im großen Maßstab erprobt und bei Bewährung allgemein eingeführt werden.

Eine Durchbrechung des Prinzips zugunsten z. B. der dem lediglich örtlichen Interesse dienenden Städtebahnen mit elektrischem Antrieb ändert an dem Grundgedanken nicht das mindeste. . Eine einsichtige Verwaltung wird bei neu auftretenden Anforderungen des wirtschaftlichen Lebens, für die im Staatsbetriebe zunächst wegen der abweichenden Formen keine Befriedigung geschaffen werden kann, gern die Wege zur Betätigung der privaten Initiative freigeben.

Gerade das Beispiel der Eisenbahnen läßt uns so recht die Grundbedingungen eines erfolgreichen Staatsbetriebes erkennen; sie sind gekennzeichnet durch die Gleichartigkeit der wirtschaftlichen Zwecke und die Gleichmäßigkeit der zu ihrer Erfüllung notwendigen technischen Mittel, die bereits eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht haben müssen. Auch auf anderen Gebieten wird die Befriedigung ganz gleichmäßiger Massenzwecke durch eine bis zu einem gewissen Abschluß gediehene Technik dem Staate im Laufe der Zeit zweckmäßig zu übertragen sein. In Betracht werden dafür vor allem

solche kommen, die hinsichtlich der wirtschaftlichen Konzentration und Organisation bereits eine so hohe Stufe erklommen haben, daß von [illegible] eigentlichen Wettbewerb und seinen wohltätigen Folgen nicht [illegible] Rede sein kann, die aber gleichzeitig für die Allgemeinheit eine [illegible] grundlegende Bedeutung haben wie das Verkehrswesen. Ich [illegible] dabei an die Gewinnung der Kohlen. Hier ist die [illegible] des Produktes von der Natur gegeben, die Anforderungen sind [illegible] gleichartige und auch die ganze Bergbautechnik entspricht [illegible] Charakter einer reinen Betriebstechnik, bei der es für die [illegible]führung vor allem auf die geschulte Gesamtorganisation, das [illegible]andergreifen der verschiedenen Betriebsabteilungen, mit einem [illegible] auf die Verwaltung ankommt. An der Durchbildung und [illegible]bildung der technischen Einzelheiten, der Förderenrichtungen, [illegible] Wind- und Wasserhaltung, der Gewinnungsinstrumente und [illegible] usw. hat dagegen die außenstehende Maschinen- und Elektro[illegible]industrie einen weit größeren Anteil als der Bergbau selbst. [illegible] würde ein durchgehender Staatsbetrieb nicht das [illegible] Es würde sich lediglich dasselbe Verhältnis herausbilden, [illegible] Eisenbahntechnik, wo Maschinen- und Elektrizitätsindustrie [illegible] staatlichen Verwaltung zu allseitiger Zufriedenheit zusammen[illegible] um eine stetige Weiterbildung der Einzeltechniken, [illegible] motorbaues und der Signal- und Sicherungsanlagen zu [illegible]

Ein grundsätzlicher Fehler des radikalen Sozialismus [illegible] daß er glaubt, alle Arten von Unternehmungen [illegible] Staatsbetriebe. Wenn sich ein Arbeitsgebiet im ständigen [illegible] Entwicklung befindet, wenn es sich darum handelt, [illegible] wechselnde, verschiedenartige Anforderungen zu [illegible] Bedürfnisse hervorzurufen, den [illegible] Verhältnissen [illegible] zu werden, dann eignet sich die Unternehmungsform des Staatsbetriebs [illegible] nicht mehr. [illegible]

[illegible]

mit Gas, Wasser, Elektrizität und örtlichen Verkehrsmitteln. Es ist bekannt, wie sehr unser Städteleben von diesen Dingen abhängt, ja geradezu darauf gegründet ist. Auch hier ist man in Deutschland mit der Wahrung des öffentlichen Interesses gegenüber privaten Unternehmerinteressen viel rascher vorgegangen als in anderen Staaten, aber klugerweise auch erst dann, als die wirtschaftlichen Grundlagen in einer längeren Entwicklung durch die Privatunternehmung geklärt und die Technik zu einer großen Vollkommenheit und Gleichmäßigkeit ihrer Mittel gelangt waren. Wenn man die Verhältnisse wirklich objektiv auf Grund des gesamten vorliegenden Zahlenmaterials betrachtet, muß man zugeben, daß im großen Durchschnitt die Kommunalisierung der erwähnten Betriebszweige von Erfolg begleitet war, wenigstens überall dort, wo die Größe der Verhältnisse dem Aufwand des städtischen Verwaltungsapparates entsprach. Die wirtschaftlichen Ergebnisse städtischer Betriebe sind — auf gleichen Grundlagen gemessen — fast durchweg denen der privaten Betriebsführung gleichwertig, ja überlegen. Hie und da hat wohl ein gewisser kirchturmpolitischer Ehrgeiz kleiner Gemeinden über das Ziel hinausgeschossen und der Erfolg hat dem Risiko der Unternehmung nicht entsprochen. Es muß eben immer wieder betont werden, daß es sich bei der Frage, ob öffentlicher oder privater Betrieb den Vorzug verdiene, nicht um ein Prinzip handelt, sondern um die Beurteilung im Einzelnen unter den erwähnten Gesichtspunkten.

III.

Ob nun Staat und Gemeinde in Zukunft in steigendem Maße als selbständige Betriebsunternehmer auftreten oder sich mehr auf regelnde Tätigkeit beschränken werden, so dürfte es doch überhaupt unzweifelhaft sein, daß die technisch-wirtschaftlichen Aufgaben der öffentlichen Gewalten neben den politischen eine steigende Bedeutung gewinnen und immer dringender eine wirklich **schöpferische**, in die Zukunft schauende, nicht bloß in der Gegenwart verwaltende Mitarbeit erheischen. Woher aber rührt denn in weiten Kreisen die nicht zu leugnende Besorgnis, ja Furcht vor einem weitergehenden Eingriff der öffentlichen Gewalten, vor einer Ausdehnung ihrer Machtsphäre im Wirtschafts-[illegible]en? Zu einem wesentlichen Teile dürfte sie doch wohl in der Anschauung wurzeln, daß es hier vorläufig noch sehr an den Kräften mangelt, die hinreichend wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen, [illegible] auch Verständnis und wirkliches inneres Interesse besitzen, um selbst

eine solche schöpferische Tätigkeit ausüben zu können. Die bisherige Vorbildung und Denkrichtung ist eben nicht geeignet, derartige Kräfte in genügender Zahl zu entwickeln. In der ganzen Welt unbestritten ist, daß unsere deutsche Technik durchaus auf der Höhe ihrer Aufgaben steht, und auch in wirtschaftlicher Hinsicht wachsen die Techniker von selbst immer mehr in die Anforderungen der Gegenwart hinein, da technische und wirtschaftliche Fragen immer weniger voneinander zu trennen sind. Die technischen Hochschulen haben aber verstanden, daß hier auch eine Bildungsaufgabe liegt. In voller Erkenntnis der geschilderten Verhältnisse haben sie schon seit Jahren auch die wirtschaftliche und rechtliche Ausbildung der Ingenieure in Angriff genommen, um sie noch besser, als bisher für leitende Verwaltungsstellen in der Privatindustrie vorzubereiten und zu befähigen, im Lauf der Zeit auch in der Staats- und Gemeindeverwaltung den Tätigkeitskreis und den maßgebenden Einfluß zu erringen, der der Bedeutung der technisch-wirtschaftlichen Aufgaben entspricht. Der Erfolg wird sich zweifellos in einer Steigerung der wirtschaftlichen Ergebnisse, in einer Verminderung der heute auftretenden Reibungen zeigen. In dieser Auffassung befinde ich mich in Uebereinstimmung nicht nur mit allen technischen Kreisen, sondern auch mit hervorragenden, leitenden Juristen kommunaler Verwaltung.

Aber auch für die Handels-Hochschulen scheint mir hier noch ein weites Feld offen zu liegen. Wohl haben sie in erster Linie die Pflicht, junge Kaufleute und Industrielle in systematischer Weise mit den notwendigen Kenntnissen für eine höhere kaufmännische Laufbahn im privaten Wirtschaftsleben auszurüsten; daneben ist es aber vielleicht nicht unmöglich, daß die Handels-Hochschulen bei einer entsprechenden Ausgestaltung des Lehrplanes und der Studienzeit geradezu wirtschaftliche Beamte für Staat und Gemeinde von Grund auf heranbilden können. Diesen würde die verantwortliche und bis zu den höchsten Stellungen hinauf maßgebende Bearbeitung aller öffentlichen wirtschaftlichen Aufgaben zu übertragen sein. Damit das aber mit Erfolg geschehen kann, muß die Ausbildung den Anforderungen des praktischen Lebens entsprechen und darf nicht mit anderen Forderungen verknüpft werden. Es muß möglich sein, mit der altbewährten Treue und Tüchtigkeit des preußischen Beamten, seiner Hingabe an die Pflicht gegen den Staat, die Kenntnisse, Frische und Beweglichkeit, den Unternehmungsgeist zu verbinden, die die neuen

Aufgaben der Gegenwart fordern. Allerdings werden auch in Zukunft nicht alle Verwaltungsbeamten eine derartige wirtschaftliche Ausbildung nötig haben, nicht alle werden ihr Interesse entgegenbringen. Eine Trennung der wesentlich juristischen und politischen Verwaltungstätigkeit von den hauptsächlich wirtschaftlichen Arbeiten der Behörden dürfte wohl in allen Hinsichten dem Wunsche nach sachlich zweckmäßiger und rascher Erledigung der Geschäfte am meisten entsprechen.

Aus diesem Grunde muß es auch mehr als fraglich erscheinen, ob die Universitäten diese neue unzweifelhaft dringende Bildungsaufgabe zu lösen in der Lage sind; nichts würde wohl falscher sein, als die historisch entwickelten, rein wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Lehrpläne der Universitäten zu verwischen, indem man sie den Anforderungen des wirtschaftlichen Lebens entsprechend umzuformen sucht, oder ihnen einige neue Lehrgegenstände aufpfropft, die mit dem Ganzen doch nicht harmonisch verschmelzen können. Das ging schon nicht mit den technischen Wissenschaften, wie die wenig günstigen Erfahrungen in England gezeigt haben, und bei uns sind die darauf abzielenden Vorschläge glücklicherweise nicht zur Durchführung gekommen. Die deutsche Technik hat nicht zum wenigsten gerade deshalb in den letzten Jahrzehnten so Hervorragendes geleistet, weil sich die technischen Hochschulen in ihrem Unterricht unabhängig gemacht haben von der auch bei ihnen früher üblichen abstrakten Methode, die von den Universitäten überkommen war. Von der deduktiven, mathematischen Methode ist man immer mehr zur induktiven, experimentellen Lehrweise übergegangen, bei der der Studierende gewissermaßen den Lehrstoff selbst mitschafft, bei der die praktischen Fragen und Zwecke mehr in den Vordergrund rücken. Sicherlich hat die rein wissenschaftliche Richtung auch ihre volle Berechtigung, und nichts soll uns ferner liegen, als sie nicht sehr hoch zu schätzen, vom idealen Standpunkt aus gesehen vielleicht höher als jede andere. Werner Siemens bemerkt in seinen Lebenserinnerungen, daß seine höchste Zuneigung immer der reinen Wissenschaft gegolten habe, während ihn der Gang der Dinge mehr nach der praktischen Seite geführt habe. Das wirtschaftliche Leben verlangt eben die Lösung praktischer Aufgaben mit den einfachsten Mitteln, aber daher auch eine rasche, umfassende und dem praktischen Zwecke angepaßte Ausbildung seiner Mitarbeiter. Eine solche läßt sich mit den Aufgaben der Universitäten kaum vereinigen. Man kann nicht zwei ganz verschiedene Geistesrichtungen, die beide ihre volle

Berechtigung haben, gleichzeitig ohne Schaden auf dieselben Köpfe einwirken lassen; auch für den einzelnen Lehrer ist es unmöglich, beiden Anforderungen gerecht zu werden. Die Universitäten aber wollen wir als die Hochburgen rein wissenschaftlicher Erkenntnis erhalten wissen.

Kaum 100 Jahre sind verflossen, seit die auf den elementaren Kraftmaschinen aufbauende Technik unsere ganzen Verhältnisse von Grund auf umgestaltet hat. Angesichts der gewaltigen Leistungen vergessen wir oft, daß ein Jahrhundert eine kurze Zeitspanne im Licht der Geschichte darstellt, daß die neue von Jahrtausenden gänzlich abweichende Entwicklung eigentlich erst begonnen hat, daß sie ein neues Menschengeschlecht heischt, um uns im Sinne nach oben weiterzuführen.

Die errungenen mechanischen Erfolge verschaffen zwar einer weit größeren Menschenzahl als früher ein bequemeres äußeres Dasein; aber wir sind erst am Anfang des Weges, diejenigen Organisationsformen auszubilden, die eine des Menschen als sittlicher Persönlichkeit würdige Benutzung dieser Erfolge ermöglichen.

Die schönste Seite der naturwissenschaftlich-technischen Errungenschaften liegt bislang zweifellos nicht in dem Reichtum, den sie schaffen, sondern in der gewaltigen Geistesarbeit, durch die sie geworden sind. Indem wir sie begreifen und erkennen, zeigen wir uns erst dieser Erfolge würdig.

Kein Geringerer als Seine Majestät der deutsche Kaiser hat von der hohen Warte aus, die ihm die Uebersicht über alle Bestrebungen und Strömungen unserers Zeitalters ermöglicht, wiederholt den Wert der naturwissenschaftlich-technischen Bildung betont, nicht in Geringschätzung philologisch-historischer Geistesrichtung, sondern in voller Anerkennung der eigentümlichen Bedeutung von Naturwissenschaft und Technik für unsere Zeit, für den Staat, für die ganze Kultur. Die Deutschen sind heraus aus jenem Zeitalter, wo sie nur als das Volk der Denker und Dichter mit einem leisen Einschlag von Geringschätzung betrachtet wurden, wir sind ein Volk der Tat geworden; und wie wir heute auf vielen Gebieten der Wissenschaft und Technik die Führung haben, so werden wir hoffentlich in dem Schutz und der einigenden Kraft einer mächtigen Monarchie auch die widerstreitenden, wirtschaftlichen Interessen zum Wohle unseres Vaterlandes in schöpferischer Arbeit auszugleichen wissen.

Der Religionsparagraph.

Von

R. v. Kienitz.

Unter den vielen guten Wünschen, die den Werdegang eines neuen deutschen Strafrechts begleiten, ist einer der ernstesten der Wunsch nach Beseitigung des sog. Religionsparagraphen, des § 166 heutigen Reichsstrafgesetzbuchs. Nicht daß es gälte, den Frevel gegen das Heilige straflos zu machen. Im Gegenteil, er soll und wird um so ernster getroffen werden, je mehr er auf das religiöse Empfinden des Menschen gestellt und damit seiner Verfolgung der häßliche Beigeschmack einer staatlichen Ketzerrichterei genommen wird, der sich, wie jeder weiß, bei der heutigen Behandlung der Sache so häufig zeigt und nur dazu dient, dem Frevler, statt „ihn" zu brandmarken, ein Martyrium zu verleihen. Bisher hat unser Reichsstrafgesetzbuch noch einen besonderen Abschnitt von „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen" (§§ 166—168), von Vergehen, die rein objektiv, d. h. ohne Beziehung auf ein in seinem Heiligen gestörtes subjektives Empfinden, strafbar sind. Freilich liegt es in der Natur dieser Vergehen, daß sie regelmäßig auch subjektives Empfinden kränken; beim ersten Falle des § 166 wird das auch in Gestalt des „Aergernisses" erfordert. Aber allgemeine Voraussetzung der Strafbarkeit im Sinne der strafrechtlichen Theorie ist es sonst nicht. Die Tat, z. B. eine Beschimpfung der Kirche, kann auch ohne Anzeige eines Gekränkten, etwa direkt als Preßäußerung, zur Kenntnis des Staatsanwalts kommen und muß dann verfolgt werden, selbst wenn es die Angehörigen der Kirche nicht wünschen sollten. Denn dies Vergehen hat nach der Anschauung des Gesetzgebers die Religion als solche zum Angriffsgegenstande.

Wenn auch die kirchlichen Fanatiker dies Ueberbleibsel mittelalterlicher Rechtsanschauung noch verteidigen, so werden doch gerade

die religiös Denkenden aller Richtungen in der Erkenntnis einig sein, daß ihre Religion an sich eines menschlichen Schutzes nicht bedürfe, weil sie unangreifbar ist. Für den strengen Katholiken mag es nach der dogmatischen Konstruktion seiner Kirche, der Heilsanstalt in irdischer Erscheinung, wenigstens noch verständlich sein, daß ein Angriff gegen diese auch vom irdischen Richter geahndet werden solle, ohne daß damit aber schon ein Bedürfnis anerkannt werden müßte. Die Andern werden bei unbefangener Einsicht nicht einmal eine rechte Vorstellung davon haben, wie der menschliche Angriff gegen das Heilige an und für sich mit weltlichen Strafen gesühnt werden könnte. Dabei tritt die schon erwähnte Folge eines Martyriums des verurteilten Täters um so leichter ein bei einem Volke, dessen Vulgärsprache in ihrer bekannten Derbheit häufig die Absicht des Wortsinnes nicht ernstlich umfaßt, und bei einer jeweilig einhauenden Judikatur der tatsächlichen Auslegung, die dem Volksgefühle vielleicht schon mehr Aergernis gegeben hat, als je ein Lästerer im Sinne jenes § 166 erregen konnte; gar nicht zu reden von der unwürdigen Erscheinung mancher Denunziation, die nach dem Offizialprinzip den Staatsanwalt wohl gegen seine bessere moralische Einsicht zum Einschreiten zwang.

Trotzdem ist im Vorentwurfe unseres neuen deutschen Strafgesetzbuches die Konstruktion eigener Religionsdelikte beibehalten. Allerdings sind einige Aenderungen vorgeschlagen: Die Bestrafung der Gotteslästerung soll nicht mehr von der Erregung eines Aergernisses abhängig gemacht, dagegen an die Voraussetzung der „Böswilligkeit" gebunden werden, die Bestrafung der Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen und Gebräuche soll wegfallen u. a. m. Indessen ist das Prinzip im großen und ganzen geblieben; und man kann sich auch an diese Einzelheiten nicht halten, weil die schließliche Gestaltung des Gesetzes noch nicht vorauszusehen ist.

Der sog. Religionsparagraph, der erste des Abschnitts von den „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen", kennt heute drei strafbare Handlungen, von denen aber nur die ersten beiden hier wirklich in Betracht kommen:

1. die Erregung eines Aergernisses durch öffentliche, in beschimpfenden Aeußerungen verübte Lästerung Gottes;
2. die öffentliche Beschimpfung einer der christlichen Kirchen oder einer anderen korporierten Religionsgesellschaft, oder ihrer Einrichtungen oder Gebräuche.

Die dritte Straftat, den beschimpfenden Unfug in einer Kirche oder an einem anderen religiösen Orte, können wir hier ausschalten. Daß wir einen Unfug und vollends einen beschimpfenden Unfug als Verletzung unserer geordneten Kultur bestrafen, und daß wir ihn, wenn er an geweihter Stätte verübt wird, besonders streng bestrafen, versteht sich von selbst und ist auch niemals in Frage gezogen worden. Aber dies Delikt gehört eigentlich auch an andere Stelle, unter die „Verbrechen oder Vergehen wider die öffentliche Ordnung" (§§ 123—145). Und das Gleiche gilt auch von den andern „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen"; sie gehören eigentlich ebenfalls nicht hierher. Der folgende § 167 bedroht einerseits denjenigen, der durch Tätlichkeit oder Drohung jemand hindert, den Gottesdienst auszuüben — das ist ein „Vergehen wider die persönliche Freiheit" (§§ 234—241); andrerseits denjenigen, der in einer Kirche oder anderm religiösen Orte durch Lärm oder Unordnung den Gottesdienst oder einzelne gottesdienstliche Verrichtungen hindert oder stört — das ist nur eine andere Form des oben bei § 166 an dritter Stelle erörterten Unfugs. Endlich bedroht der § 168 einerseits denjenigen, der eine Leiche aus dem Gewahrsam des Berechtigten wegnimmt — das kann ein Ordnungsdelikt (§§ 123 bis 145), ein Personenstandsdelikt (§§ 169—170) oder ein Eigentumsdelikt (§§ 242—248) sein, aber kein Religionsdelikt; andrerseits denjenigen, der unbefugt ein Grab zerstört oder beschädigt, oder an einem Grabe beschimpfenden Unfug verübt — das ist wieder eine andere Form des bei § 166 an dritter Stelle schon genannten Unfugs. Damit sind die „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen" erschöpft. Tatsächlich beziehen sich diese letzteren gar nicht auf die Religion; sie dienen nur, um einen „Abschnitt" des Gesetzes zu füllen, zur Staffage der beiden ersten Fälle des § 166. Nur auf diese beiden Fälle zielt auch die Bewegung gegen „den Religionsparagraphen". Wenn nun diese beiden Fälle, wie wir sehen werden, schließlich nur ein Fall sind, nämlich der Fall der Beschimpfung der Kirche oder ihrer Einrichtungen, so bleibt einfach die Frage: ob wir im strafrechtlichen Sinne die Kirche und ihre Einrichtungen als eigene Angriffsgegenstände denken und hier einen objektiv bemessenen, von der Wahrung des subjektiven Empfindens unabhängigen Schutz gegen Beschimpfung gewähren sollen.

Zunächst haben wir es allerdings noch mit zwei Fällen zu tun, deren erster die Gotteslästerung ist. Er unterscheidet sich wesentlich von dem zweiten Falle der Beschimpfung der Kirche usw. dadurch,

daß hier, das durch die Tat gegebene Aergernis bestraft wird. Hier wird also noch das subjektive Empfinden zum entscheidenden Tatbestandsmomente gemacht. Und ferner geht die Absicht des Gesetzes hier auf den Schutz eines allen Menschen gemeinsamen Gutes. Vielleicht ist deshalb auch dieser Fall weniger Gegenstand des Streites. Vielleicht aber ist der Grund dieser Erscheinung der instinktive Zweifel, ob denn dieser Fall trotz der gesetzlichen Fassung und trotz der gerichtlichen Feststellungen in Wirklichkeit eine selbständige Bedeutung hat. Niemand vermag ja zu sagen, was Gott ist. Und darum weiß schließlich auch niemand, was der Gesetzgeber eigentlich gemeint hat, trotz aller Reichsgerichtsentscheidungen. Es war eben leichter, den Gottesbegriff im Wege der sog. historischen Entwicklung des Rechts einfach ohne Kommentar aus der berühmten Constitutio Criminalis Carolina zu übernehmen, als diesen unbegreifbaren Begriff für ein modernes Strafrecht zu definieren.

Wie wird Gott gelästert? Nehmen wir Gott in der absoluten Vorstellung des ewigen Prinzips, so ist in der Tat nicht abzusehen, wie die Frage beantwortet werden könnte. Man muß sich die Sache nur einmal praktisch klar machen. Die meist „beschimpfende" Aeußerung, die wir uns denken können, die widerwärtigste, ekelhafteste Bezeichnung wird in Verbindung mit jenem Prinzip keine andere Empfindung auslösen, als höchstens die des Mangels jeglicher Beziehung. Das kann auch gar nicht anders sein, weil es eben unmöglich ist, etwas Unbegreifbares mit einer subjektiven Vorstellung zusammen zu bringen, sie sei die erhabenste oder die niedrigste. Ob man z. B. von der Ewigkeit aussagen würde, sie sei kotig, oder sie sei köstlich, ist gleich unerheblich. Jedes naive, nicht durch dogmatische Vorstellung von der absoluten Anschauung abgelenkte Gemüt wird sofort die Frage entgegenhalten: was hat das mit der Ewigkeit zu tun? Die Verwirrung würde noch seltsamer, wenn die Gesetzgebung wirklich das Tatbestandsmoment der „Böswilligkeit" zusetzen sollte, abgesehen von dem immer mehr ab irato klingenden Pleonasmus der Ausdrücke. Denn von dem Gegensatze Gottes und des ihn „böswillig in beschimpfenden Ausdrücken lästernden" Menschen sich überhaupt ein Bild zu machen, dazu gehört beinahe schon die Kläglichkeit der Vorstellung Gottes als eines alten Herrn mit Schlafrock und langer Pfeife. Und diese Vorstellung haben wir doch wohl nicht. Das Aergernis aber, das durch die Gotteslästerung gegeben werden sollte — wohlverstanden: immer in der absoluten Anschauung gedacht — ist natürlich vollends unmöglich, wenn schon die causa,

die Lästerung, unmöglich ist. Abgesehen von dem sog. „vorschriftsmäßigen Aergernis“ des Gendarmen und dem Aergernis, das zur Begründung einer Denunziation konstruiert wird, kann das sinnlose Unternehmen einer Lästerung Gottes allenfalls Mitleid erregen, aber nicht Aergernis.

Anders liegt die Sache, wenn Gott nicht absolut, sondern innerhalb des religiösen Systems der Kirche oder Religionsgesellschaft vorgestellt wird. Auf diesen praktischen Ausweg ist denn auch, um die Gotteslästerung irgendwie strafrechtlich konstruieren zu können, die Theologie des Reichsgerichts gekommen. Als Gott im Sinne des Gesetzes gilt Gott, wie er von den christlichen Kirchen und den korporierten Religionsgesellschaften verstanden wird. Das ist, da unter den Religionsgesellschaften nur das Judentum von nennenswerter Bedeutung ist, praktisch der Gott der Christen und Juden, der Gott der Bibel in der weiteren Entwicklung des christlichen Dogmas, mithin z. B. auch die Trinität. Es handelt sich dann aber nicht mehr um den absoluten Gottesgedanken, sondern um den dogmatisch vorgestellten Gott, etwa im Sinne des mosaischen Gesetzes, das hier gegenüber der modernen Gesetzmacherei sicherlich klarer ist: du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen! Die Lästerung dieses „genannten“, dogmatisch vorgestellten Gottes ist allerdings möglich und kann auch Aergernis erregen, nämlich bei den Anhängern der dogmatischen Vorstellung, d. h. den Angehörigen der Kirche oder Religionsgesellschaft. Aber Gegenstand des Aergernisses ist dann eigentlich nicht die Lästerung Gottes, sondern die Lästerung dessen, was nach dem Dogma der Kirche (Religionsgesellschaft) heilig ist, also die Lästerung des Dogmas. Da nun das Dogma die Kirche ist, so fällt die Lästerung Gottes dann begrifflich mit der Beschimpfung der Kirche zusammen.

Damit soll natürlich nicht etwa gesagt sein, daß Gott nach dem Dogma ein Bestandteil, eine „Einrichtung“ der einzelnen Kirche sei. Er ist das Prinzip der Kirche selbst. Aber es gehört zum Wesen jeder Kirche oder Religionsgesellschaft, daß sie den Gottesbegriff zu ihrem *eigenen* macht, ihn aus der absoluten Anschauung in ihr dogmatisches Gebäude abstrahiert. Es soll auch nicht verneint werden, im Gegenteil: es versteht sich von selbst, daß der einzelne Mensch gerade auf dem Wege seines kirchlichen Dogmas das absolute Wesen als solches zu erkennen sucht. Aber sobald und soweit er in die absolute Anschauung eintritt, wird wiederum für seine Vorstellung die Gotteslästerung unmöglich.

E perchè intender non si può diviso
Nè per se stante alcun esser dal primo,
Da quel odiare ogni affetto è deciso.

„Und weil sich nicht denken läßt abgeteilt noch selbständig irgendein Wesen gegenüber dem ersten (Wesen), so ist, jenes (erste Wesen) zu hassen, jeder Trieb abgeschnitten.“ Das sagt Dante, der gewiß nach unsrer modernen Ausdrucksweise „konfessionell-dogmatisch“ dachte, und der dies Urteil wahrlich nicht aus einer besonderen Zuneigung zu den Atheisten gewonnen hat, sondern aus der instinktiven Erkenntnis, daß, wo die absolute Anschauung beginnt, der Atheismus aufhört. Denn der ist immer nur gegenüber dem Dogma möglich, gegenüber dem allgemeinen Gottesgesetze der Menschheit aber undenkbar.

Praktisch kommt denn auch für die strafrechtliche Frage der Gotteslästerung in der Tat nur die dogmatische Vorstellung in Betracht. Der Gedanke liegt vielleicht der gewöhnlichen Beobachtung nicht allzu nahe, weil in unsrer staatlichen Gemeinschaft eigentlich nur Christen und Juden vorkommen, also in jedweder Oeffentlichkeit ziemlich genau derselbe Begriff als Gegenstand der Lästerung erscheint. Aber selbst in dieser geschichtlichen und dogmatischen Zusammengehörigkeit der christlichen und jüdischen Gottesvorstellung brauchen wir uns nur einmal zu denken, ein der christlichen Anschauung fremdes Moment des Jehovah werde in einer bloß christlichen Oeffentlichkeit, oder in einer bloß jüdischen Oeffentlichkeit werde etwa die Trinität „gelästert“ — es wird gar keinen Eindruck machen, also auch kein Aergernis geben. Wieviel weniger noch eine Lästerung des buddhistischen Gottes, oder auch des Christengottes in einer rein islamitischen Gesellschaft usw. Und dabei glauben wir „all' an einen Gott“, an ein einziges und einiges höchstes Wesen! Die Lästerung wird eben als solche nur verstanden von den Anhängern des gelästerten Dogmas, d. h. den Angehörigen der in ihrem Dogma gelästerten Kirche oder Religionsgesellschaft. Also ist diese der eigentliche Angriffsgegenstand der Lästerung. Dazu kommt noch rein formalistisch, daß die Beschimpfung des Gottesbegriffes nur im Falle erregten Aergernisses strafbar ist, die Beschimpfung der Kirche aber ohne diese Voraussetzung. Das Weniger ist in dem Mehr enthalten.

So bleibt also von den „Vergehen, welche sich auf die Religion“ beziehen, nichts übrig, als die Beschimpfung der Kirche (Religionsgesellschaft) oder ihrer Einrichtungen. Das Gesetz nennt noch die

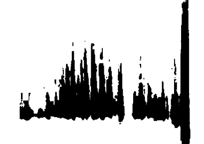
„Gebräuche“, aber wohl überflüssigerweise. Denn da der Gebrauch nur eine äußerliche Erscheinung der Einrichtung ist, so wird mit dem Angriffe auf den Gebrauch allemal die Einrichtung selbst getroffen. Diese Tat nun, die Beschimpfung der Kirche oder ihrer Einrichtungen, ist objektiv, ohne Rücksicht auf ein subjektives Empfinden, strafbar.

Daß die Kirche beschimpft werden könne, ist klar. Weniger klar ist auf den ersten Blick, was solche Beschimpfung bedeute. Ohne auf die Unmöglichkeit einer Beschimpfung der transzendenten Anschauung zurückzukommen, sehen wir überall, daß, je höher eine Sache ist, um so weniger eine Beschimpfung an sie heranreicht. Nehmen wir den weltlichen Bruder der Kirche, den Staat: wie wird der beschimpft! wie ist er zu allen Zeiten beschimpft worden! Es macht ihm nichts aus, er besteht weiter. Dasselbe gilt an und für sich auch für die Kirche oder Religionsgesellschaft. Denn der Grund ihres Bestandes ist, wie beim Staate, ihre Notwendigkeit. Ueber Notwendigkeiten zu räsonnieren, ist ein zweckloses Vergnügen, das man jedem Narren straflos überlassen darf. Indessen kommt bei der Kirche doch noch ein Moment in Betracht, das dem Staate fremd ist. Die Notwendigkeit des Religionsgesetzes ist dem Menschen nicht so klar bewußt, wie die Notwendigkeit des Staatsgesetzes. Diese greift er tagtäglich mit den Händen, jene ahnt er nur, weil sie über dem irdischen Begreifen steht. Die praktische Notwendigkeit des Staates braucht man vor Beschimpfung nicht zu schützen, weil für ihre Anerkennung schon der Eigennutz der Selbsterhaltung sorgt. Sogar unsre brave Sozialdemokratie würde, selbst wenn sie soweit wäre, sich die Beseitigung der auch nur jeweilig bestehenden Staatsform und ihres Kredits mindestens zehnmal überlegen müssen, weil nicht jeder Umwälzung so gütige Helfershelfer entstehen, wie die Koalitionshelden von 1792 ff. Die Notwendigkeit der Religion aber muß man vor Beschimpfung schützen, weil bei unserer Unfähigkeit, das Uebersinnliche zu begreifen, und der daraus folgenden Beweislosigkeit des Ewigen ein Jeder vorerst nach Belieben denken kann, was er mag. Daher kann die Beschimpfung hier in der Tat den inneren Wert des Menschen und der Menschheit gefährden. Freilich ist jene Beliebigkeit nur etwas Vorübergehendes. Keinem Menschen wird der Augenblick des Lebens erspart bleiben, wo er „seinen Herrgott erkennt“, und vor dem ewigen Gottesgesetze sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist. Aber die zwischenzeitliche Verwirrung könnte zu einem Rückgange der moralischen Kultur der Menschheit führen.

Hier vorzubeugen, ist offenbar Aufgabe der Kirche. Ebenso offenbar liegt aber die Erfüllung dieser ihrer Aufgabe schließlich darin, den Bestand ihrer Vorstellungen im Gemüte ihrer Angehörigen so zu sichern, daß die Gefahr, die aus der Beschimpfung entstehen könnte, beseitigt wird. Es handelt sich mithin auch hier am letzten Ende um die Sicherung des einzelnen Menschen vor der Gefahr, also um eine Frage des subjektiven Empfindens. Die Kirche als solche kann die Gefahr gar nicht kennen, weil sie ja die Position [illegible] und vertreten muß, im Uebersinnlichen unbedingt sicher zu sein, und dann ist sie auch unangreifbar, ungefährbar. Nun liegt [illegible] der Gedanke nahe, daß die Kirche bei diesem Kampfe für die Angehörigen nicht nur in ihrem Kreise die schon einbrechende Gefahr abwehren, sondern das Entstehen der Gefahr von vorneherein verhindern will. Insofern ist allerdings ein verletzbares Interesse der Kirche gegenüber der Beschimpfung gegeben. Und dies Interesse will die Kirche vom Staate in seinem Strafrechte geschützt [illegible]. Bisher tut das der Staat. Frage ist nur, ob er es tun [illegible], ob er es überhaupt auf die Dauer tun könne ohne eigenen [illegible], mit dem auch dieser Schutz wieder wegfallen würde.

[illegible] kommen wir auf das πρωτον ψευδος der ganzen Sache. Der [illegible] Schutz der Kirche als solcher, die Konstruktion eigener [illegible] mit der Kirche als Angriffsgegenstand, stützt sich [illegible] Anschauungen des Mittelalters, die wir in Wirklichkeit aus [illegible] Gründe nicht mehr hegen können, weil wir nicht [illegible] im Mittelalter sind.

[illegible] mittelalterliche Vorstellung der Menschheitsordnung, wie [illegible] Siege des internationalen Christentums über den antiken [illegible] Staat herausgewachsen war, kannte keinen Zweifel daran [illegible] gesamte Menschheit, kirchlich wie staatlich — der Begriffs[illegible] dem früheren Mittelalter kaum ganz deutlich — eine [illegible] sei. Das gegenseitige Totschlagen der Völker [illegible] daran ebenso wenig, wie Prügeleien innerhalb einer [illegible] Rechtsbestand ändern. Nach dem aus der nationalen [illegible] übernommenen Zugehörigkeitsmonopol war alles [illegible] Wesen an und für sich Christ. Wenn auch die Taufe zur Aufnahme in die Gemeinschaft erforderlich war, so bedeutete sie [illegible] selbstverständlichen Akt und ihr Unterlassen nichts anderes [illegible] Beibehaltung eines tierischen Zustandes: eine Todsünde. Die [illegible] bei den Heiden aus praktischen Gründen erträglich [illegible] mochte. Eigentlich gehörten ja auch diese zu der Gemein-



...haft, die καθ' ὅλην γῆν galt. Nur die Juden bildeten eine ...tümliche Zwischengruppe. Da man sie scholastisch nicht recht ...rizieren konnte, beutete man sie inzwischen wenigstens aus, wenn ...an nicht, wie in Spanien, die Konsequenz zog, sie zu vertilgen. ...nter der Herrschaft solcher Anschauung war die Aufgabe des Staates circa sacra sehr einfach. Wollte er auf das innere Bewußtsein ...ner Angehörigen irgendwie einwirken — und anders konnte er ...cht bestehen — so mußte er die Anforderungen der Kirche nicht ...ur gelten lassen, sondern als eigene vertreten. Schloß die Kirche ...nen Menschen aus, so mußte er an seinem Teile dasselbe tun. ...nn ein solches Geschöpf war eigentlich nicht mehr Mensch, also ...ch zum Staatsbürger ungeeignet. Dem kirchlichen Sünder blieb ...chts übrig, als z. B. barfuß in der Vorhalle der Kirche oder im ...orhofe zu stehen; bei Weigerung war er exkommuniziert und da- ...it auch staatlich ein jagdbares Tier. Daß dieser Zustand den ...taatsmännern des Mittelalters nicht immer sehr angenehm war, ...issen wir aus den damaligen Kämpfen. Aber die endeten bekanntlich ...lemal mit dem Siege der Kirche.

Im heutigen Staate ist das anders. Die Kirche hat zur Durch- ...hrung ihrer Anschauungen und Anordnungen äußere Mittel nicht ...ehr. Das einzige, letzte Mittel, die Ausschließung, hat nur noch ...igiösen Drohungswert, also nur noch gerade gegenüber den religiös ...enkenden Angehörigen, die es natürlich zu diesem Ende überhaupt ...cht kommen lassen, es sei denn — das ist wohl der einzige praktische ...ll — an der Grenze der wissenschaftlichen Ueberzeugung. Der ...igiös gleichgiltige Mensch geht einfach hinaus. Als neulich die ...omische Kirche wegen des vom Pöbel versuchten Mordes des un- ...huldigen Bischofs über eine Stadt (in Italien) das zeitige Interdikt ...rhängte, antwortete die Stadtverwaltung mit der höhnischen Bitte, ...s Interdikt dauernd zu machen. Man kann sich das heute leisten. ...nn der Staat, die praktische Wirklichkeit des Lebens, kümmert sich ...m solche Dinge nicht mehr, er läßt seine Acht nicht mehr dem ...rchenbanne folgen. Da er also durch Versagen seiner weltlichen Mittel für Kirchenstrafen der Kirche die Exekutive genommen hat, ...hne die nach der bekannten Regel der trias politica ein Regieren ...cht möglich ist, so verlangt die Kirche nun wenigstens, daß er sie ...n seinem Strafrechte gegen Beschimpfung schütze. Dies Begehren ...t denn auch vom Standpunkte der Kirche aus nicht nur sachlich ...rständlich, sondern auch formell nicht unberechtigt. Formell nämlich stehen wir eigentlich noch auf dem Boden jener mittelalter-

lichen Anschauung gemäß der sog. Rezeption der christlichen Kirchen, unter der wir den Grundsatz des gemeinen deutschen Staats- und Kirchenrechts verstehen, daß unser Staat ein christlich fundierter oder genauer: ein Staat ist, dem das Dogma der im Westfälischen Frieden von 1648 anerkannten Konfessionen als wesentlicher Bestandteil und kulturelle Grundlage gilt. An diesem Grundsatze hat auch die zwar energisch tönende, aber wenig besagende Phraseologie der 1848 er Verfassungen nichts geändert. Unsre preußische Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 bestimmt z. B. in ihrem Artikel 14: „Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staats, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehn, . . . zum Grunde gelegt." Aber abgesehen von der recht schwierigen und gar nicht einmal versuchten Begrenzung derjenigen Staatseinrichtungen, die mit der Religionsübung *nicht* im Zusammenhange stehn, ist auch für diese etwa denkbaren anderen Staatseinrichtungen die christliche „Grundlage", namentlich in ihrer *dogmatischen* Gestaltung, mindestens nicht ausgeschlossen. Es gibt keinen eigentlichen Akt in der Geschichte, der jenen Entwicklungszusammenhang mit dem Mittelalter beseitigt hätte. *Formell* also besteht er noch.

E pur si muove. Dennoch ist er verschoben, gestört. Wenn seine Spuren im einzelnen auch jetzt noch vielfach aus dem Mittelalter bis in die neuesten Erscheinungen der Kirchen und des Staates führen, so darf uns alle Achtung vor der sog. historischen Entwicklung doch darüber nicht täuschen, daß es auch in der Geschichte Ereignisse gibt, die den Gang dieser „Entwickelung" grundsätzlich abbrechen. Ein solches Ereignis war die Reformation mit ihren Folgen; und eine ihrer Folgen ist ja gerade der moderne Staat. Das Ereignis zu beklagen, ist jetzt ebenso zwecklos, wie seine vermeintlichen Urheber zu beschuldigen. Diese Urheber waren schließlich auch nur Werkzeuge einer *neuen* Entwicklung, die nicht von ihnen neu erfunden wurde, sondern in ihren Gründen jahrhunderteweit zurückreicht. Der eigentliche Stoß der Reformation, die Verdeutschung, d. h. die Veröffentlichung, der ursprünglich lateinischen 95 Thesen des D. Luther ist ohne dessen Wissen und Wollen geschehen; und wenn sich damals einer gegen eine bodenstürzende Neuerung gestemmt hat, so ist es wahrlich viel mehr Luther gewesen, als der zu jener Zeit bankerotte Katholizismus. Dessen Wiedererstarken wird andrerseits eine geschichtliche Teilnahme nicht versagt werden können. Man sah wohl instinktiv die künftige Gestalt der Welt voraus und empfand in alter Anhänglichkeit, daß ein zeitweiliger Bankerott nicht

auf einmal alles zu vernichten brauche. Aber die Tatsachen gingen darüber hinweg. Wenn man sich noch zwei Jahrhunderte lang auf den Tod befehdete, weil jeder Teil kritiklos glaubte, derselbe Gottesglaube werde vom andern Teile gefälscht, so hat man jetzt längst klar erkannt, daß es sich nicht um ein idem handelte, sondern daß mit dem neuen Christusglauben — sofern man die verschiedenen Erscheinungen des reformatorischen Glaubens kurz so nennen darf — ein novum, nicht eine besondere Form des idem, sondern ein vollkommenes aliud in die Weltgeschichte eingetreten ist.

Christlicher Staat sind wir allerdings insofern — und dafür bestehen auch geschichtliche Entwicklung und geschichtlicher Zusammenhang, — als wir allgemein den Christenglauben zur Grundlage unsrer Kultur und unsrer Religionsauffassung haben, aber ohne dogmatische Fassung. Soweit die sog. Rezeption der christlichen Kirchen darüber hinausgehen will, ist sie staatlich eine Chimäre. Denn mit der Anerkennung der mehreren Dogmen, die unter sich in kontradiktorischem Widerspruche stehen, ist in Wirklichkeit keines anerkannt, oder: die Anerkennung ist ohne jeden sachlichen Wert, weil sie sich, entsprechend dem Widerspruche, in sich selbst aufhebt. Man braucht da nur einfach die Fundamente der Dogmen anzusehen. Dem Katholizismus gilt noch heute als oberster Satz das alte Cyprianische Diktum extra ecclesiam nulla salus. Dem Protestantismus ist das Heil gar nicht anders denkbar, als außerhalb der katholischen Kirche. Wenn auch die Gebildeten beiderseits die Brücke der allgemein-christlichen Verständigung immer noch vor dem Zusammenbruche zu schützen suchen, so können sie doch an diesem dogmatischen Widerspruche ebensowenig ändern, wie die Kirchen selbst bei aller Versöhnlichkeit es tun könnten. Was soll da der moderne Staat machen? Schützt er das eine Prinzip, so verletzt er das andre. Denn was dem einen dogmatisch notwendig ist, das ist dem andern dogmatische Negation. Und niemand kann zween Herren dienen.

Ist somit der strafrechtliche Schutz des Staates schon beim einzelnen Dogma als solchem bedenklich, so wird er um so peinlicher bei den kirchlichen Einrichtungen. Solche Einrichtungen muß freilich jede Kirche haben. Sie sind der sinnliche Weg, das Uebersinnliche der menschlichen Vorstellung zu vermitteln. Aber eben deshalb sind sie selbst nichts Uebersinnliches, sondern einfach weltliche Erscheinungen, die dadurch noch nicht göttlich werden, daß die Kirche sie ihres Zieles wegen dogmatisch heiligt. Bei diesen dogmatisch zwar

heiligen, an sich aber weltlichen Dingen muß sich natürlich der Gegensatz, der die Dogmen schon innerlich trennt, vollends und um so mehr fühlbar machen, als ihr Ursprung nicht die religiöse Vorstellung ist, sondern die jeweilige Verwaltungspragmatik einer bestimmten Zeitepoche. Die Einrichtung des katholischen Meßopfers in seiner jetzigen Gestalt ist etwa sieben Jahrhunderte alt, die Einrichtung des infalliblen Papstes noch nicht ein halbes; und die Einrichtungen der evangelischen Kirchen sind natürlich alle nicht älter, als die Reformation selbst. Daß der dogmatische Gegner des andern Dogmas auch dessen weltliche Erscheinungen noch **objektiv** achten solle, ist gerade dogmatisch ein unmögliches Verlangen. Dabei dient, wie die Sachen einmal liegen, gerade der strafrechtliche Schutz dieser weltlichen Erscheinungen dazu, den konfessionellen Hader durch das Empfinden einer ungleichmäßigen Behandlung besonders zu schüren. Wenn nämlich die katholische Auffassung mehr das positive Moment der **Zusammenfassung** in der Kirche vertritt, die evangelische mehr das negative der **Nichtbeschränkung** des einzelnen Gewissens vor Gott, so müssen die katholischen Einrichtungen sich auch stärker äußerlich charakterisieren, mehr den Widerspruch des Gegners treffen, die evangelischen dagegen mehr indifferent sein. Das katholische Abendmahl wird in seiner regelmäßigen Ausschließung des Laientums von einem Teile des Sakraments dem Protestanten als eine Störung des inneren Zusammenhanges zwischen Christus und seiner Gemeinde erscheinen; das protestantische Abendmahl, namentlich etwa in der harmlosen Form der preußischen Union, wird selbst die katholische Kritik nicht herausfordern, weil ja auch die katholische Kirche dem Laien den Kelch nicht unbedingt entzieht. Weiter aber folgt aus jener verschiedenen Wesensart der Kirchen, daß dem Katholizismus fast alles „Einrichtung" ist, dem Protestantismus fast nichts. So stehen die Gegner auf ungleichem Boden. Der Protestant darf den katholischen Zölibat nicht straflos beschimpfen, der Katholik aber darf die protestantische Ehe straflos einen Konkubinat nennen. Der Protestant wird bestraft, wenn er die katholischen Orden schmäht; denn das sind kirchliche „Einrichtungen". Der Katholik wird nicht bestraft, wenn er das Andenken Luthers beschmutzt; denn Luther ist keine „Einrichtung". Das ist wenigstens die Theologie des Reichsgerichts. Kein Wunder, wenn da über eine Ungerechtigkeit des Staates, über eine einseitige Glaubensverfolgung geklagt wird. Es kann gar nicht anders sein. Der Staat ist hier eben ganz falsch engagiert.

Aufgabe des modernen Staates kann neben seiner Selbsterhaltung nur die Sicherheit seiner Bürger sein. Auch seine Selbsterhaltung hat nur insoweit Bedeutung, als sie in dieser letzten Aufgabe inbegriffen ist. Je höher seine Kultur steht, oder richtiger: die Kultur seiner Bürger, um so mehr ihrer Güter soll er schützen. Zu diesen Gütern gehören nicht nur die äußeren, sondern vor allem die inneren, mit denen der Mensch schließlich seine Existenz ausbaut, und unter diesen nicht nur die weltlichen inneren Güter, sondern vor ihnen noch das überirdische Gut, das für den Menschen als Religionswesen die Grundlage jenes Ausbaues bietet. Damit aber ist der Staat auch zu Ende. Was er mit seinen Strafandrohungen gegen die „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen", in Wirklichkeit treffen will und jedenfalls nur treffen kann, ist nicht der Angriff auf das Göttliche oder Heilige an sich, sei es Gott, Kirche, Heilsanstalt, Einrichtung usw., sondern der Angriff auf das religiöse Gut des einzelnen Staatsbürgers. Dieser Angriff auf ein Stück subjektiven Empfindens des Menschen ist aber strafrechtlich am letzten Ende nichts anderes, als einfach — die Beleidigung.*) Daß dieser Begriff im bisherigen Strafgesetze nur als ein unerklärtes Wort erscheint, ist ein gesetzgeberischer Fehler, den ohnehin eine neue Gesetzgebung beseitigen sollte, schon um auch an andern Punkten, z. B. bei dem Angriffe auf die Schamhaftigkeit, der eigentlich auch Beleidigung ist, mehr strafrechtliche Klarheit zu schaffen. Und dann läge es sehr nahe, ebenso wie man Ehre, Ansehen, Kredit usw. des Menschen schützt, auch seine religiöse Empfindung gegen den bösen Angriff zu verteidigen. Daß die bösliche Kränkung des innersten Gefühls, des Heiligen im Menschen, ernst gestraft werde, wird jeder Verständige verlangen, zu welcher Partei oder Weltanschauung er sich bekenne. Aber man wird dann auch die Strafverfolgung auf die wirkliche Verletzung des religiösen Empfindens stellen können. Die ehrliche Kritik wird dann eine

*) Der neue Vorentwurf zum künftigen Strafgesetzbuche hält zwar die nur auf den Antrag des einzelnen Staatsbürgers gestellte Strafverfolgung nicht für ausreichend, weil der Staat hier ein „eigenes unmittelbares Interesse" zu vertreten habe. Indessen ist weder dies „eigene" Interesse genügend klar gemacht, noch seine „Unmittelbarkeit" irgendwie begründet. Die Beleidigung eines Staatsbeamten inbezug auf seinen Dienst, an der der Staat offenbar ein viel „unmittelbareres eigenes" Interesse hat, ist zunächst auch nur Antragsdelikt, zu dessen Verfolgung der Beleidigte für sich befugt ist. Zwar hat hier auch der Staat ein subsidiäres Antragsrecht. Aber das wirkt praktisch regelmäßig rein prozessualisch, insofern der Beamte dann nicht als Kläger, sondern als Zeuge auftritt. Materiell macht es nicht recht etwas aus.

Anklage nicht zu befürchten haben; und wenn auch einmal in der Hitze des Kampfes über die Stränge gehauen wird, braucht es weder dem religiösen Gefühle, noch dem Bestande der Kirchen Eintrag zu tun, daß nicht wegen jedes unbedachten, vielleicht auch unpassenden Wortes ein hochpeinlicher Religionsprozeß eröffnet, mit Kanonen nach Spatzen geschossen werden muß.

Daß hier ein beträchtlicher Apparat strafrechtlicher und strafprozessualer Einwände aufgeboten werden kann, liegt in der Eigenart der Materie. Für jeden, der von der Richtigkeit der Sache überzeugt ist, wird aber solches Geplänkel um so weniger bedeuten, als es ganz in der Hand des Gesetzgebers liegt, Strafrecht und Strafprozeß der richtigen Sache anzupassen. Nur zur Klarstellung dieser Sache selbst lohnt es sich indes, auf die wichtigsten der vermutlichen Bedenken noch einzugehen. Daß man im Strafprozesse durch den Begriff der Beleidigung genötigt würde, für alle Fälle der Verletzung des religiösen Empfindens an die Armseligkeit eines Privatklageverfahrens vor dem Schöffengerichte zu denken, ist nur eine verkehrte petitio principii. Ganz abgesehen von der jetzt schon gegebenen Möglichkeit des staatsanwaltschaftlichen Einschreitens steht es ja bei uns, das Privatklageverfahren jener Armseligkeit zu entkleiden. Warum führen wir denn diese Prozeßform nicht besser und ernster durch! Wir brauchten nur dem Privatkläger bei vernünftiger Klage das Risiko der Kostenlast zu nehmen und die Hilfe der Strafverfolgungsbehörde zu gewähren, und wir hätten ohne weiteres eine wesentliche Einschränkung des Offizialverfahrens, ein Vertreten der öffentlichen Ordnung durch den Staatsbürger, in dessen Person sie verletzt wurde, an Stelle des Denunzianten, der den Staatsanwalt in Bewegung setzt. Das wäre nebenbei vielleicht eine staatsmoralische Errungenschaft; die Römer wenigstens sind mit diesem System in ziemlich weitem Umfange ausgekommen. Die Befürchtung, daß dann eine sinnwidrige Kumulation der Strafverfolgung mit Gefährdung des Grundsatzes ne bis in idem eintreten könne, läßt sich gesetzlich und durch die Rechtsprechung erledigen und ist jedenfalls dann nicht mehr begründet als jetzt. Schon jetzt hat jeder einzelne Angehörige einer Kirche selbständig für sich das Recht, z. B. die Beleidigung, „die Angehörigen dieser Kirche seien Heuchler", durch Privatklage oder bei öffentlichem Interesse durch den Staatsanwalt zu verfolgen, so daß also jenes Bedenken, wenn es praktisch erheblich wäre, auch jetzt bereits zuträfe. Die Beleidigung könnte nämlich auch jetzt nur auf diesem Wege zur strafrechtlichen Sühne ge-

bloß-subjektive Konstruktion unverdient gemildert? Der Gedanke ist zwar nicht ganz von der Hand zu weisen, aber schwerlich von großer praktischer Bedeutung. Denn in die Abschreckungstheorie übersetzt, um die es sich hier doch handelt, würde er etwa darauf hinauskommen, daß der Uebeltäter sich durch die Scheu vor der Autorität und dem Ansehen der Kirche von seinem verbrecherischen Vorhaben eher abhalten lasse, als durch die Achtung vor seinem Nächsten. Und das wird immer eine Ausnahme sein, weil, wer die Kirche angreifen will, sich in der Regel nicht um ihr Ansehen kümmern wird. Wo vollends der Wille irgendwie, z. B. durch Erregung, getrübt ist, fällt in gleichem Maße der Wert der Abschreckung weg. Um den Preis solcher Ausnahmen wird auf der andern Seite das Odium eingekauft, das die Verfolgung der „Religionsvergehen" schon wegen der regelmäßigen Einleitung durch eine meist nicht einwandsfreie Denunziation nun einmal trägt. Der Schaden, den die Kirche dadurch in der allgemeinen Anschauung nimmt, steht zu dem gedachten Präventivinteresse nicht in rechtem Verhältnis. Gerade für das Ansehen der Kirche wäre es besser, die gegenseitigen kleinen Schimpfereien des täglichen Lebens und die Masse alberner Redereien der wohlverdienten Vergessenheit anheim fallen zu lassen und dadurch um so mehr den wirklich bösen Angriff gegen das, was dem Menschen heilig ist, hervorzuheben und der allgemeinen Verachtung preiszugeben. Gegen solche Angriffe das Gewissen ihrer Angehörigen zu schärfen, ist der Kirche ja unbenommen. Darüber hinaus kann sie durch eine Verfolgung besonderer Religionsvergehen in Wirklichkeit nichts gewinnen.

Das Interesse des Staates aber an der Verfolgung dieser besonderen Vergehen hört eigentlich schon mit dem Interesse der Kirche auf. Und dabei birgt seine Stellungnahme hier noch eine sehr ernste Gefahr. Das Bedenkliche seiner Aufgabe, diametral entgegengesetzten Religionsanschauungen denselben Offizialschutz zu gewähren, ist oben schon hervorgehoben. Praktisch kommt nun dazu noch die alte geschichtliche Beobachtung, daß seit Sokrates alle staatsrechtliche Verfolgung von „Religionsverletzungen" regelmäßig nur eine Ausnutzung der Staatsgewalt im Kampfe um die irdische Macht gewesen ist. Anders liegt leider die Sache auch bei den heutigen Vorgängen vielfach nicht. Denn es handelt sich zumeist am letzten Ende garnicht darum, der Kirche oder ihren Einrichtungen einen Schutz zu verschaffen, den sie wirklich brauchte, sondern darum, dem konfessionellen Gegner, der sich eine Blöße gegeben hat, wirtschaftlichen

des Berlichingers nachschickte. Wenn jener Geistliche verurteilt werden mußte, so lag das an der Unzulänglichkeit des Gesetzes, das in der objektiven Verfolgung der Kirchenbeschimpfung den wirklichen Frevler nicht herausfühlen konnte. Denn das religiöse Empfinden war hier in Wirklichkeit nicht von dem Verurteilten verletzt, sondern umgekehrt: es war in ihm durch die Zumutung verletzt, dem seiner religiösen Ueberzeugung entgegengesetzten Dogma eine Verehrung zu erweisen. Gerade für solche Fälle aber brauchen wir die nur in der subjektiven Konstruktion des Beleidigungsrechts gegebene Möglichkeit, die durch Angriff provozierte Beleidigung zu kompensieren oder wegen Wahrnehmung berechtigter Interessen straflos zu lassen. Das würde auch in religiöser Hinsicht den moralischen Gewinn bringen, daß die Schande der Beschimpfung auf den ursprünglichen Täter zurückfiele, der durch seinen Angriff solchen Erfolg herbeiführte. Denn wenn in den beiden gedachten Fällen Einer ins Gefängnis gehörte, so war es jedesmal der, der die Zumutung stellte.

Was auch immer noch an theoretischen Bedenken vorgebracht werden könnte, läßt sich durch Gesetzgebung und Rechtsprechung unschwer beseitigen, wenn nur der Wille vorhanden ist. Da muß nun freilich mit einem Hindernis gerechnet werden, das sich logisch nicht fassen, also auch logisch nicht heben läßt, das ist das Beharrungsvermögen, die Abwehr der Neuerung als solcher. Stat pro ratione voluntas. Indessen darf man auch gegenüber diesem Hindernis die Hoffnung nicht aufgeben, daß Kirche und Staat endlich selbst erkennen, wo ihr wahres Interesse liegt.

Das einzige wirkliche Interesse, das die Kirche an der Verfolgung der Religionsvergehen als solcher hat, ist, wie wir sahen, das präventive, den Angriff gegen das Heilige vom Gemüte ihrer Angehörigen überhaupt fern zu halten. Dies Ziel ist ohnehin verfehlt, sobald die Tat begangen ist. Ob die strafrechtliche Rache nachher unter dem Titel des Religionsvergehens oder unter dem Titel der Beleidigung erfolgt, ist dann nicht mehr erheblich. Also handelt es sich um die Abschreckung, um die Frage: ob die Androhung einer Strafe wegen Religionsvergehens zur Verhütung wirksamer sei, als die Androhung einer Strafe wegen Beleidigung. Das wäre an und für sich wohl Sache der Anordnung des Strafmaßes. Man brauchte ja nur diejenige Beleidigung, die das religiöse Gut des Menschen antastet, mit besonderer entsprechender Strafe zu bedrohen. Aber würde nicht trotzdem, auch bei gleich schwerer Strafandrohung, in der allgemeinen Anschauung die Unwürdigkeit der Tat durch eine

s subjektive Konstruktion unverdient gemildert? Der Gedanke
zwar nicht ganz von der Hand zu weisen, aber schwerlich von
her praktischer Bedeutung. Denn in die Abschreckungstheorie
setzt, um die es sich hier doch handelt, würde er etwa darauf
auskommen, daß der Uebeltäter sich durch die Scheu vor der
torität und dem Ansehen der Kirche von seinem verbrecherischen
rhaben eher abhalten lasse, als durch die Achtung vor seinem
chsten. Und das wird immer eine Ausnahme sein, weil, wer die
Kirche angreifen will, sich in der Regel nicht um ihr Ansehen
mmern wird. Wo vollends der Wille irgendwie, z. B. durch Er-
ung, getrübt ist, fällt in gleichem Maße der Wert der Abschreckung
g. Um den Preis solcher Ausnahmen wird auf der andern Seite
s Odium eingekauft, das die Verfolgung der „Religionsvergehen"
on wegen der regelmäßigen Einleitung durch eine meist nicht ein-
ndsfreie Denunziation nun einmal trägt. Der Schaden, den die
Kirche dadurch in der allgemeinen Anschauung nimmt, steht zu dem
achten Präventivinteresse nicht in rechtem Verhältnis. Gerade
r das Ansehen der Kirche wäre es besser, die gegenseitigen kleinen
Schimpfereien des täglichen Lebens und die Masse alberner Redereien
r wohlverdienten Vergessenheit anheim fallen zu lassen und da-
rch um so mehr den wirklich bösen Angriff gegen das, was dem
Menschen heilig ist, hervorzuheben und der allgemeinen Verachtung
szugeben. Gegen solche Angriffe das Gewissen ihrer Angehörigen
schärfen, ist der Kirche ja unbenommen. Darüber hinaus kann
durch eine Verfolgung besonderer Religionsvergehen in Wirklich-
t nichts gewinnen.

Das Interesse des Staates aber an der Verfolgung dieser be-
nderen Vergehen hört eigentlich schon mit dem Interesse der Kirche
f. Und dabei birgt seine Stellungnahme hier noch eine sehr ernste
fahr. Das Bedenkliche seiner Aufgabe, diametral entgegengesetzten
ligionsanschauungen denselben Offizialschutz zu gewähren, ist oben
on hervorgehoben. Praktisch kommt nun dazu noch die alte ge-
chtliche Beobachtung, daß seit Sokrates alle staatsrechtliche Ver-
gung von „Religionsverletzungen" regelmäßig nur eine Ausnutzung
r Staatsgewalt im Kampfe um die irdische Macht gewesen ist.
Anders liegt leider die Sache auch bei den heutigen Vorgängen
fach nicht. Denn es handelt sich zumeist am letzten Ende gar-
nicht darum, der Kirche oder ihren Einrichtungen einen Schutz zu
schaffen, den sie wirklich brauchte, sondern darum, dem kon-
ssionellen Gegner, der sich eine Blöße gegeben hat, wirtschaftlichen

Schaden oder gar Verderb zu besorgen. Man braucht ja nur zuzusehen, wie die Religionsprozesse zustande kommen: meist durch den heimlichen Spion in fremder Versammlung, der begierig auf die für ihn nicht bestimmte „Beschimpfung" wartet, um sie dem Staatsanwalt anzuzeigen. Bei dieser leidigen Art des heutigen „Kampfes der Geister", die er nicht geschaffen hat und nicht ändern kann, kommt der Staat mit offizialem Einschreiten leicht in den Verdacht, der Scherge bestimmter Glaubensrichtungen zu sein. Das nützt den Glaubensrichtungen nichts, und ihm kann es verderblich werden. Denn auf dies Gebiet folgt ihm die **moderne Bildung** nicht mehr. Will er sie verlieren? Hat er Veranlassung, bei den vielen sonstigen Schwierigkeiten der neueren Zeit auch diesen Verlust noch zu riskieren? Cui bono? Das wirklich Heilige soll ja nicht schutzlos werden. Aber auch dem Staate soll die Freiheit des Denkens heilig sein und die Freiheit des Gewissens. Diese Freiheit will der heutige Geist nicht durch Gefängnistore verschränkt sehen, die sich je nach der Auslegung eines **rein staatsrechtlichen** Religionsparagraphen auch hinter dem Bekenner des ehrlichen Wortes schließen könnten.

Als das Jahrhundert des furchtbaren Krieges um die Gewissensfreiheit anbrach, warf das Mittelalter noch einmal seine dunklen Schatten in dem Rauche des Scheiterhaufens, auf dem Giordano Bruno nach siebenjährigem Kerker endete. Auf derselben Stelle hat man im Jahre 1889 ein Denkmal errichtet mit der Inschrift:

Al Bruno — il secolo da lui divinato

Dem Bruno — das von ihm geahnte Jahrhundert.

Als Zeitbestimmung war das wohl etwas voreilig. Wann aber wird es erscheinen, dies „geahnte Jahrhundert"?

Ein Jahr preußischer Mädchenschulpolitik.

Zum Vergleich mit der sächsischen und mecklenburgischen Schulgesetzgebung und zur Orientierung über die gegenwärtige Lage.

Von

Dr. Schnell, Güstrow (Meckl.).

Als im Februar 1909 in einer Sitzung des Weimarer Landtages ein Abgeordneter anfragte, ob das höhere Mädchenschulwesen im Großherzogtum Weimar in gleicher Weise wie in Preußen geregelt werden sollte, da antwortete der Staatsminister, daß eine Reform des höheren Mädchenschulwesens nicht geplant sei, da sie nicht erforderlich sei.

Diese stolze Antwort aus dem kleinen sächsischen Bundesstaat verrät, daß Preußen in bezug auf sein Mädchenschulwesen zurückgeblieben war.

Inzwischen aber hat es mit einem Schlage die Führung an sich gerissen. Denn das Resultat seiner „bahnbrechenden, zielbewußten, großzügigen“ Schulgesetzgebung hat in den „Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens vom 18. August 1908“, sowie in dem „Erlaß, betreffend die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium“ von demselben Tage feste greifbare Form angenommen, die, den Traditionen der preußischen Verwaltung entsprechend, auf Dauer Anspruch haben.

Sie haben natürlich nicht alle in gleicher Weise befriedigen können, weil die Meinungen auf sozial- und schulpolitischem, auf pädagogischem und schultechnischem Gebiete zu weit auseinander gehen, zum Teil auch, weil das Alte, Ueberlieferte, noch viele Freunde hat, die einen gewissen Eigennutz und eine gewisse Eigensucht nicht verleugnen können.

Aber gerade in dieser Richtung liegt das Große der Reform, daß sie eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit an bestehende und in die neue Form überzuführende Verhältnisse besitzt, die es ihr gestattet, Konzessionen zu machen und nachzugeben an Punkten, wo der Petitionssturm einsetzt, der von Fachmännern und Interessenten angefacht wird.

Dies Akkommodationsvermögen wird in den verschiedenen Uebergangsbestimmungen und in der Unterscheidung von höheren und gehobenen Mädchenschulen, sowie in der Zulassung von sogenannten Rumpfschulen gefunden, welche den alten Schulen das Fortbestehen ermöglichen. Es tritt auch in den Vorschriften über die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums (Stichwort „in der Regel"), sowie in dem Lehrplan des Lyzeums zu Tage, der eine Reihe von wahlfreien Fächern hat und also allen Bedürfnissen angepaßt werden kann.

Bei dieser Anpassungsfähigkeit ihres Plans mußte es der Regierung nicht schwer werden, den Wünschen, welche an sie herantraten, gerecht zu werden, ohne den Geist der Reform zu gefährden. Sie hat das in dankenswerter Weise getan, das soll ausdrücklich anerkannt werden.

Zwar ihr Lieblingskind, die Frauenschule, die, „ein Mädchen aus der Fremde", einstweilen allzu große „Vertraulichkeit" von sich fernzuhalten wußte, hat sie aller Abneigung gegenüber treu gehütet. Sie hat die Petenten, unter andern die Frauenbewegung, welche im Mai des Jahres 1909 auf dem Verbandstage der Provinz Sachsen über Dilettantismus und Behinderung der Fachschulen klagte, auf die Neuheit der Schulform hingewiesen, sowie darauf, daß erst „weitere Erfahrungen zu sammeln seien". Sie hat dafür den Dank der Parteien in den Maiverhandlungen des Abgeordnetenhauses entgegengenommen. „Wir legen einen ganz besonderen Wert auf die Frauenschulen; wir fordern, daß sie unter allen Umständen bestehen bleibt!" So klang es aus den Reihen der Konservativen, während Zentrum und Freisinnige weiter nichts als den Zusammenhang mit der Studienanstalt zu tadeln fanden.

Die neusten Schulreformen, die mecklenburgische vom 1. November 1909, und die im Königreich Sachsen, welche durch das Dekret vom 14. November 1909 an die Stände gelangt ist, haben denn auch die Einrichtung der Frauenschule von Preußen übernommen. „Nach dem Vorgange Preußens", heißt es in den Erläuterungen zu § 20 des genannten Dekrets, „das in dem soge-

nannten Lyzeum eine Anstalt zur Weiterführung der allgemeinen Frauenbildung geschaffen hat, erachtet auch die sächsische Staatsregierung Einrichtungen für notwendig, die der weiblichen Jugend, auch ohne sie zu dem Ziele akademischer Studien zu führen, Gelegenheit zu wissenschaftlicher Weiterbildung und zur Vorbereitung auf den weiblichen Beruf als Hausfrau bieten."

Allerdings, die sächsische Reform enthält eine Kritik der preußischen Bestimmungen. Es ist ja bekannt, daß die Frauenschule in Preußen auch Gelegenheit zur Ausbildung als Sprachlehrerin, Hauswirtschafts-, Handarbeits- und Turnlehrerin geben will. Sachsen verzichtet auf diesen „Sonderzweck" und läßt die Frauenschule keine „Fachschule" sein; sie dient lediglich der Allgemeinausbildung. Hierin kann sich die sächsische Regierung ganz und gar auf das Urteil einer kompetenten Persönlichkeit berufen; Fräulein Auguste Sprengel, die Leiterin der Neuen Fortbildungsanstalt Frauenschule zu Charlottenburg, hat eben eine Broschüre erscheinen lassen, in der sie auf Grund ihrer langjährigen Erfahrung den allgemeinen Bildungscharakter der Frauenschule vertritt und die Nebenaufgabe einer Fachschule zurückweist. (Auguste Sprengel, Die allgemeine Frauenschule. Teubner, 1909.)

Es hat jedoch den Anschein, als ob die preußische Schulpolitik der Frauenschule die Doppelaufgabe mit Bedacht gestellt hat, um nämlich der räumlich so zerstreuten, schultechnisch so mannigfaltigen, behördlich so unabhängigen Ausbildung der genannten Berufe eine größere Einheitlichkeit zu geben. Die Erfahrung wird lehren, ob die neue Schule ihren großen Aufgaben gerecht werden kann.

Aufgegeben hat die Regierung dagegen das Oberlehrerinnenexamen von 1900, welches von den Parteien so heftig angefeindet wurde, und hat dafür auch von den Frauen das volle Oberlehrerexamen gefordert, indem sie jedoch zugleich die Abiturientinnen des höheren Lehrerinnenseminars zu diesem zuläßt. Sie ist darin den Resolutionen des Vereins der Direktoren an preußischen öffentlichen höheren Mädchenschulen gefolgt, offenbar weil es in ganz außerordentlicher Weise tunlich wie notwendig erschien, dem höheren Lehrerinnenseminar neue Lebenskräfte zuzuführen; denn es drohte in der Tat zu veröden, eine Gefahr, die von den städtischen Kommunen noch gar nicht erkannt war. Hätten nämlich die Abiturientinnen kein volles Examen machen können, so wäre ihre Laufbahn auf die unteren und mittleren Lehrstellen der Mädchenschulen beschränkt ge-

blieben, ein Ziel, das nicht so viele locken dürfte und die Vorliebe unserer Kommunen für Seminargründungen schwerlich gerechtfertigt hätte.

Vielleicht haben auch soziale Rücksichten die Regierung geleitet. Weil nämlich nicht überall Studienanstalten gegründet werden können, so werden manche fähigen Mädchen vom Studium ferngehalten, die dank dem Erlaß vom 3. April nun wenigstens eine akademische Laufbahn ergreifen können, die zurzeit recht aussichtsvoll ist.

Und hierin wird das Bestimmende in der Politik der Regierung gefunden werden. Der Mangel an weiblichen Oberlehrern, die doch in großer Anzahl von den neuen Bestimmungen gefordert werden, ist zu offenbar und zu empfindlich, als daß er nicht besondere Maßregeln rechtfertigte. (Zum Oberlehrermangel s. den Aufsatz von Dr. Christiane von Wedel im Oktoberheft dieser Zeitschrift: „Der Oberlehrermangel an den Mädchen-Gymnasien". S. 87 ff.)

Und da ist der Erlaß vom 3. April 1909, eine besondere Maßregel, die nur durch besondere Umstände sich rechtfertigt. Denn die entgegenstehenden Bedenken sind nicht von der Hand zu weisen, und wir wissen uns eins mit der Verfasserin des Aufsatzes in der Zeitschrift „Die Lehrerin", welche auf die mangelhafte Vorbildung der Seminaristinnen in den alten Sprachen und in der Mathematik hinweist und zu dem Endurteil der „Ausnahme" und des „Notbehelfs" kommt. Mit Recht bezeichnet der Verein Frauenstudium — Frauenbildung auf seiner Hauptversammlung zu Bonn im Mai 1909 den Weg durch das Seminar als „langwierig" und „unregelmäßig" und warnt vor ihm. Und auch im Herrenhaus sind Zweifel geäußert, daß die Mädchen die nötigen Kenntnisse in den exakten Wissenschaften haben, die zur Universitätsreife gehören.

Die Regierung wird sich um so weniger diesen Bedenken auf die Dauer verschließen können, als der Oberlehrerstand durch die Zulassung der Seminaristen in Gefahr gerät, das mühsam gewonnene Ansehen zu verlieren. Denn was den Absolventinnen des höheren Lehrerinnenseminars erlaubt ist, wird den Mittelschullehrern nicht versagt werden können. Und dann wird für eine akademische Laufbahn die gymnasiale Vorbildung überhaupt überflüssig: das Seminar wird zum Surrogat der höheren Schule mit Einschluß der Studienanstalt.

Es ist ja bekannt, daß das Königreich Sachsen ähnliche Wege gegangen ist, als es die Kandidaten der Pädagogik einführte, d. h. gutbefähigte seminaristisch gebildete Lehrer zum Studium und

zur Ablegung einer höheren Lehramtsprüfung zuließ. Diese sind nunmehr in der sächsischen höheren Mädchenschule und auch in der Studienanstalt zu „gleicher Verwendung" zugelassen, und nur die Leitung der letzteren ist den Vollakademikern vorbehalten. Aber auch Sachsen „empfiehlt" diese Gleichstellung um der „Lehrerinnen willen, von denen zurzeit und wohl auch in der nächsten Zukunft nur eine geringe Zahl im Besitze der Kandidatur des höheren Schulamtes sein dürfte."

Ich erwähne dies hier, um meine Uebereinstimmung mit dem ersten Teil des Urteils auszusprechen, welches Richard Wagner-Bildstock in seinem Aufsatz „Mädchenschulreform und Oberlehrerinnenfrage" im Januarheft 1910 dieser Zeitschrift S. 121 abgibt. Ich bin indes nicht einverstanden, wenn er weiter in der jetzigen Lösung der Oberlehrerinnenfrage den „Grund zur Gestaltung eines einheitlichen Lehrkörpers an den neuen Mädchenbildungsanstalten" und „eine hoffnungsvolle Anbahnung neuer Möglichkeiten zur Ausbildung höherer Lehrkräfte" sieht. Die herrschende Stimmung in den Lehrkörpern ist vielmehr, wie Eingeweihten bekannt ist, nicht derart, daß man daraus begründete Hoffnung auf „Einheitlichkeit" gewinnen könnte; zudem sind die Lehrkörper infolge der Zusammensetzung von Studierten und Unstudierten schon buntscheckig genug.

Entgegenkommen hat die Regierung auch in der Frage der weiblichen Beteiligung am Schulwesen, in dem „Vordringen des weiblichen Einflusses" gezeigt. Sie hat den weiblichen Einfluß erheblich dadurch verstärkt, daß nach § 26 der Bestimmungen bis zu $^{2}/_{3}$ der Lehrkräfte Frauen sein können; sie hat darein gewilligt, daß an Rumpfschulen die beiden Akademikerstellen ganz in den Händen der Frauen liegen, sowie daß die Frau bis zu $^{2}/_{3}$ der Ordinariate, in Privatschulen sogar alle innehat; sie hat endlich die Frau Oberin in der Frauenschule geschaffen.

Aber jene Fixierung schien den Interessenten nicht willkommen, man wollte mehr haben. Professor Harnack forderte die Verstärkung des weiblichen Einflusses und sprach seine Meinung dahin aus, daß die Aufgabe der Mädchenunterweisung primär eine Aufgabe der Frau sei mit erwünschter Unterstützung seitens männlicher Kräfte. Die preußischen Sektionen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins forderten in ähnlichem Sinne die Hälfte der Ordinariate für die Frau. Und der „Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform", welcher seit seiner Gründung am 16. November 1908 eine sehr rührige Tätigkeit entfaltet hat, trat in einer

Eingabe an das Abgeordnetenhaus vom Januar 1909 mit der Forderung der Streichung jenes § 26 hervor, indem er einen nicht ursprünglich in der Sache liegenden Grund geltend machte, die Privatschule, welche keine männlichen Lehrer bekommen könne. Derselbe Zentralverband hat dann in einer Ausschußsitzung vom 20. Februar die folgende Resolution gefaßt:

> „Der Zentralverband sieht in der Vermehrung der weiblichen Leitung an der öffentlichen höh. Mädchenschule, an der Frauen und Männer gemeinsam arbeiten, eine wichtige Bedingung zur Durchführung der Mädchenschulreform."

Vermehrung der weiblichen Leitung! Das ist das Kampfeswort geworden, seit die Januarkonferenz von 1906 jene zugestand und die Augustbestimmungen von 1908 davon nichts erwähnten. Dagegen kämpfen die Männer, der „Verband der Philologen an öffentlichen höheren Mädchenschulen Preußens". Männern steht Regierung und Verwaltung des Staates zu; dem Geist der Verfassung sei es zuwider, wenn in einem Zweige der Verwaltung der Mann unter der Frau stehe!

Einen vermittelnden Standpunkt nimmt der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen ein, der durch seinen Engeren Ausschuß erklären ließ, daß die Frage nach dem weiblichen Anteil, besonders nach der weiblichen Leitung nicht Sache des Geschlechts, sondern der Persönlichkeit sei.

Ebenso ist im Abgeordnetenhaus das „Zusammenwirken" von Mann und Frau, die „Mischung" im Lehrkörper der weiblichen Bildungsanstalten empfohlen.

Auch die Reform des Königreichs Sachsen hat in der Frage der weiblichen Beteiligung Stellung genommen. Sie läßt indes Frauen und Männer „in annähernd gleicher Zahl" zu, ohne also eine Mindestgrenze zu bestimmen. Sie kennt auch Direktorinnen von Mädchenschulen, und nur in der Studienanstalt will sie „als Regel" an der Leitung durch einen Direktor festhalten. Um jedoch Einwendungen von seiten der Frauenbewegung entgegenzukommen, spricht sie, ein wenig schwankend, es doch aus: „Ihre Uebertragung an eine Direktorin soll nicht gänzlich ausgeschlossen sein".

Zurzeit stellt sich die Sache so: Es ist Gefahr vorhanden, daß bei dem Oberlehrermangel nicht alle Stellen unter weiblicher Leitung besetzt werden können. Wo man auf das Zusammenarbeiten Wert legt, wird man die männliche Leitung vorerst beibehalten müssen.

Da die Frauenbewegung aber nicht auf das Recht der weiblichen Leitung verzichten kann, so wird man die „Frauenmädchenschule“ zulassen müssen.

Der gegenwärtige Kampf um die weibliche Leitung, der den Stoff für ein Lustspiel abgeben könnte, wenn er nicht so ernst und bezeichnend für unsere Kulturverhältnisse wäre, verträgt in der Tat keine andere Lösung, keinen andern Rat, der dem bekannten Rat des Gamaliel in der Apostelgeschichte einigermaßen ähnlich ist.

Das allergrößte Entgegenkommen hat die Regierung dem Privatschulwesen zugewandt. Soweit es sich hier nicht um Stiftungs- oder Korporationsschulen handelt, tragen die Privatschulen bekanntlich ein doppeltes Gesicht: Sie sind gewerbliche Unternehmungen und dennoch in den öffentlichen Schulorganismus eingegliedert. Deshalb werden sie von seinen Bestimmungen mitbetroffen; sie müssen erhöhte Leistungen übernehmen hinsichtlich der Zusammensetzung des Lehrpersonals, der Besoldung und Altersversorgung der Lehrkräfte. Da dies zu leisten in sehr vielen Fällen schwierig, wenn nicht unmöglich sein wird, so ist die allgemeine Unruhe zu begreifen, die sich der Privatschulen bemächtigt und sie zum Zusammenschluß getrieben hat. Denn es steckt ein Bruchteil des Volksvermögens in diesen Schulen. Andererseits müssen die Regierung und die Kommunen fürchten, daß ihnen neue Schulaufgaben erwachsen, wenn die Privatschulen eingehen sollten.

Bei der Behandlung der Privatschulfrage sind viele selbstische Interessen im Spiele und zutage getreten, seitens der Regierung eine gewisse Verlegenheit und augenblickliche Unfähigkeit, an die Stelle der möglicherweise absterbenden Schulgattung sofort eine neue zu setzen.

So hat man von der einen Seite auf den Wert der Privatschule hingewiesen, hat sie die „Geburtsstätte der meisten pädagogischen Reformen“ und die „leicht bewegliche Vorhut des Fortschritts in der Pädagogik“ genannt; man hat Staats- und kommunale Unterstützung und Gesetzgebung gefordert, ohne sich ganz darüber hinwegtäuschen zu können, daß die Bestimmungen von 1908 das „Grabgeläut der Privatschule“ bedeuten.

Zwar hat der Zentralverband in der dritten seiner Februarresolutionen „seine volle Sympathie mit den Bestrebungen der Privatschule“ erklärt, die „auf Anerkennung der Anstalt und rechtliche wie wirtschaftliche Sicherstellung ihrer Mitglieder gerichtet sind“. Und auch im Abgeordnetenhaus fanden diese Schulen in den Abgeord-

neten v. Kessel, Iderhoff, Hackenberg, Kassel, Heß u. a. beredte Anwälte, ohne daß sich die Besorgnis zurückdrängen ließ, es möchte ihnen hernach „sauer“ werden, die Bedingungen zu erfüllen, die sie in diesem Augenblick um ihre Existenz besorgt eingehen.

Allein man sollte die Geschichte die Lehrmeisterin sein lassen! Die Privatschulen nämlich sind in manchen Stücken den Klipp- und Nebenschulen des 18. Jahrhunderts zu vergleichen. Diese bestanden eine Zeitlang neben den organisierten Stadt- und Bürgerschulen üppig weiter, indem sie ihnen erfolgreiche Konkurrenz machten, teils auch wurden sie anerkannt, weil die Kommunen keine Mittel sahen, ihr Schulwesen schnell und gut zu regeln. Sobald letzteres in immer höherem Maße der Fall wurde, wuchs die öffentliche Schule, verschwand die „Klipp- und Nebenschule“, die bei all ihren Leistungen an vielen Mängeln krankte.

Unter diesen steht heute obenan die bunte Zusammensetzung des Lehrkörpers, der in manchen Fällen ein Konglomerat zufällig sich zusammenfindender Kräfte, kein Kollegium ist, und in dem „gemietete“ Lehrpersonen im Nebenamt tätig sind. Die Privatschule ist auf die Bürger- und höhere Schule angewiesen, von hier entlehnt sie ihr Lehrpersonal. Der Ausdruck „Renommierprofessor“ ist ein allbekannter, und ebenso ist die Tatsache notorisch, daß zum Schaden des Oberlehrerstandes manche studierte Herren nach Nebenerwerb ausschauen und ihre Kräfte zersplittern.

Sobald der Oberlehrerstand diese Nebenbeschäftigung für unwürdig erklärt, sobald der Staat diese Nebenbeschäftigung seiner Beamten verbietet oder verringert — bereits ist im Landtag die Anregung gegeben —, sofort werden die meisten Privatschulen dem Schicksal ihrer Vorgängerinnen im 18. Jahrhundert folgen.

Wenn die Regierung die Politik verfolgt, die Privatschule zu halten und ihr Erleichterungen zu gewähren, so kann das nur einen Uebergang in der Entwicklung einleiten, diese selbst keineswegs aufhalten.

Solche Erleichterungen sind: die Anerkennung von Rumpfschulen als höheren Mädchenschulen, die Berechtigung zu Entlassungsprüfungen unter gewissen Bedingungen, die Milderung hinsichtlich der Forderung des Prozentsatzes männlicher Kräfte, endlich die Festsetzung einer sehr großen Maximalzahl von Unterrichtsstunden ($^1/_3$), die von nicht ständigen Lehrkräften erteilt werden dürfen.

Und gerade mit dieser letzten Bestimmung ist dem Krebsschaden der Privatschulen Tür und Tor geöffnet; die möglicherweise so ent-

stehenden Kollegien, eine pädagogische Ungeheuerlichkeit, beurteilt eine Referentin in der Zeitschrift „Die Lehrerin" also: „Uebrigens läßt sich auch wohl behaupten, daß eine Schule, in der ein Drittel der Stundenzahl von Hilfskräften gegeben wird, überhaupt kein organisches Gebilde mehr darstellen kann."

Und so möchte man der Regierung ein „Landgraf, werde hart" zurufen, wenn man liest, daß ihr Vertreter in der Maisitzung u. a. ausgeführt hat: Von 27 (81 : 3) pflichtmäßig durch Akademiker zu erteilenden Stunden können 17 sehr leicht von Pfarrern gegeben werden. Und: Die höhere Privatmädchenschule hat sich bisher mit geborgten Lehrkräften beholfen und hat auch ihre Aufgaben damit erfüllt; es ist nicht einzusehen, weshalb das nicht auch in Zukunft möglich sein soll.

Die gleichzeitige sächsische und mecklenburgische Reform scheint in der Behandlung der Privatschule einen andern Weg zu gehen. Das sächsische Dekret vom 14. November nämlich kennt keine Vergünstigung wie die der Rumpfschule, keine Kombinierung von Klassen, endlich keine Beschäftigung von Geistlichen; welche Preußen „als akademisch gebildete Lehrkräfte im Sinne seiner Bestimmungen" zuläßt. Letztere erwähnt auch das mecklenburgische Schulgesetz nicht, ja es schließt die Verwendung von „Hilfslehrern" geradezu aus, indem „die Regel gilt, daß Hilfslehrer außer in vorübergehenden Fällen keine Verwendung finden". Dadurch ist also den Privatschulen gleichsam die zum Leben nötige Luft genommen. Zugleich aber ist, und das muß hervorgehoben werden, der Lehrkörper aller Anstalten einheitlich, fest und geschlossen. Mecklenburg hat darin einen erheblichen Vorsprung vor Preußen.

Kein Entgegenkommen gezeigt hat die Regierung in zwei Punkten, in der Frage der Berechtigung und der der Koedukation.

Die preußische Schulpolitik hat es abgelehnt, die amerikanische Art der Erziehung herüberzunehmen, weil sie auf dem Standpunkte steht, daß die nationale Verschiedenheit zu groß ist, weil sie überzeugt ist, daß die Bedenken dagegen zu gewichtige sind, positiv endlich, weil sie „die weibliche Eigenart" nicht antasten will und eine Gefahr für die Knabenschule sieht. „Die weibliche Eigenart" ist das Schibboleth, welches in den August- und Dezemberbestimmungen von 1908 und den Parlamentsverhandlungen vom Mai 1909 immer wieder herausgehört wird.

Allerdings die Interessenten mit Ausnahme des radikalen Teils

der Frauenbewegung wollen keineswegs die prinzipielle Frage aufrollen, sie betonen nur die praktische Seite, das Bedürfnis, und fordern in sozialem Interesse die Oeffnung der Knabenschule in kleineren und mittleren Orten, wo sonst nicht ausreichend für die weibliche Bildung gesorgt ist. So hat es am 3. Oktober 1908 die preußische Sektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins auf ihrer Sitzung zu Berlin ausgesprochen; so formulierte der Frauenverbandstag der Provinz Sachsen es am 3.—5. Mai 1909. Aehnlich hat auch der Zentralverband es ausgesprochen, innerhalb dessen „Differenzen über die prinzipielle Zulassung der Koedukation" bestehen: „Darin ist der Zentralverband einig, daß die höheren Knabenschulen im Bedürfnisfalle den Mädchen zu öffnen seien."

In diesem Sinne befürwortend haben sich im Abgeordnetenhause ein Freikonservativer, ein Nationalliberaler und ein Freisinniger ausgesprochen, die sich zum Teil auf die günstigen Ergebnisse einer vom Zentralverband veranstalteten Umfrage stützen konnten.

Wenn nichtsdestoweniger sowohl das Herrenhaus, als auch die Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses darüber zur Tagesordnung übergegangen sind, so hat die Regierung bei ihrer fortgesetzten Weigerung einen starken Rückhalt in den Parlamenten.

In der Tat kann die Regierung auch mit Recht sich darauf berufen, daß dem Bedürfnis Rechnung getragen wird, auch ohne die Oeffnung der Knabenschulen. Sie gestattet ja die Oeffnung der Mädchenschule für Knaben; und hier bietet sich so mancher Klein- und Mittelstadt ein Ausweg in ihren Schulnöten. Als Ausweg muß auch der schon erwähnte Erlaß vom 3. April angesehen werden, der wenigstens *eine* akademische Laufbahn den Seminaristinnen eröffnet, ohne daß eine Studienanstalt unterhalten zu werden braucht.

Bedeutsam erscheint auch die Erklärung des Engeren Ausschusses vom Deutschen Verein für das höhere Mädchenschulwesen, die eben bekannt wird, und in der er die Koedukation als „Erziehungsprinzip" verwirft.

Die sächsische Schulgesetzgebung nimmt eine andere Haltung in der Koedukation ein. Auch sie vertritt die Forderung, die weibliche Eigenart zu erhalten. Auch sie hält die höhere Mädchenschule für die eigentliche Stätte der Mädchenbildung. Aber sie ist doch geneigt, dem „*Bedürfnisse*" Rechnung zu tragen: Der § 19 lautet: Mädchen, die körperlich, geistig und sittlich hierzu befähigt sind, kann der Eintritt in ein Gymnasium, Realgymnasium oder eine Oberrealschule

für Knaben von Untertertia an gestattet werden, wenn in der Anstalt Platz vorhanden und eine Studienanstalt weder am Orte errichtet noch von diesem aus ohne größere Schwierigkeiten zu erreichen ist. Unter den gleichen Bedingungen kann Mädchen auch der Eintritt in eine Knabenrealschule von Klasse III an gestattet werden, wenn eine höhere Mädchenschule weder am Orte vorhanden, noch von diesem aus ohne größere Schwierigkeiten zu erreichen ist.

Die Kautelen, welche Sachsen anordnet, sind demgegenüber von geringer Bedeutung: Die Entschließung auf solche Gesuche steht der obersten Schulbehörde zu, doch ist diese ermächtigt, den Anstaltsleitern unter Gehör des Lehrerkollegiums die Entschließung zu übertragen. Auch die Gemeindevertretung soll zuvor befragt werden, wenn es sich um Gemeindeanstalten handelt.

Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß die Entwicklung in den meisten Städten zur Koedukation führen wird. Wo nur Platz in den Knabenschulen ist, und das wird nur in den größten Städten nicht der Fall sein, wird die Sparsamkeitspolitik der sächsischen Städte auf die Gründung von Gemeinschaftsschulen bedacht sein. Theoretische Erwägungen werden den finanziellen Schwierigkeiten weichen müssen.

Aber die sächsische Regierung ist auch keine prinzipielle Gegnerin der Gemeinschaftserziehung. Sie hat nämlich einen Kommissar nach Süddeutschland entsandt, und die „eingezogenen Erkundigungen haben ergeben, daß man sich dort mit den Erfolgen der Einrichtung wohl zufrieden erklärt hat". Die Regierung findet deshalb, daß ihre Bedenken sehr „gemindert" seien, Bedenken in sittlicher Hinsicht, welche von dem Zusammentreffen der beiden Geschlechter in der Schule ausgehen; Bedenken in gesundheitlicher Hinsicht, welche eine Schädigung der Mädchen ahnen, „deren körperliche und geistige Entwicklung von der der Knaben verschieden ist"; Bedenken in pädagogischer Beziehung, welche „von der Teilnahme der Mädchen am Unterricht der Knaben eine unangemessene Milderung der den letzteren heilsamen straffen Zucht und eine gewisse Verweichlichung" fürchten.

Die Regierung erhofft sogar „Vorzüge" der Gemeinschaftserziehung: „Die gute Einwirkung, die die Gegenwart der Mädchen auf die derberen Sitten der Knaben und selbst auf die Aeußerungen der Unzufriedenheit bei einzelnen Lehrern ausübe"; „nicht minder sporne ihr Fleiß die oft trägeren Knaben zur Nacheiferung an."

Lehrreich ist es, dazu die Aeußerungen des preußischen Ministerialdirektors D. Schwartzkopff, Exzellenz, zu vergleichen, welche er in der

Kölner Vereinigung für rechts- und staatswissenschaftliche Forschung im November 1909 tat, und welche die Politik der preußischen Schulgesetzgebung zu rechtfertigen geeignet sind. Er stützte sich auf drei Erwägungen, die vom Interesse der Mädchen selbst ausgehen: Die Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen schließe die weibliche Mitwirkung aus, deren erzieherischer Einfluß für die Mädchenbildung nicht zu entbehren sei; die Mädchen würden in den Knabenanstalten überbürdet werden, da sie statt in 7 in 6 Jahren zur Reife geführt würden, wobei sie statt 30 sogar 36 Stunden wöchentlich Unterricht hätten; die Entwicklung der Mädchen verlaufe in einer anderen Kurve wie die der Knaben. Ja, der Ministerialdirektor sprach sogar von einer Schädigung der Knaben, die durch die Berücksichtigung der weiblichen Art zu erwarten stehe.

Beharrt somit die preußische Regierung auf dieser Linie ihrer Politik, und Mecklenburg ist ihr darin gefolgt, weil es „in enger wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Verbindung mit Preußen steht", so wird zu wünschen sein, daß sie der höheren Mädchenschule Uebergangsberechtigungen gewährt, und damit kommen wir zu der zweiten Weigerung der Regierung, die das Berechtigungswesen betrifft.

Die Berechtigung nämlich, welcher die Regierung am 3. April 1909 den Abiturientinnen der Studienanstalt gewährt hat, in das praktische Jahr des Seminars überzugehen, bleibt so lange belanglos, als nicht umgekehrt auch der Uebergang von der höheren Mädchenschule, bezw. dem Seminar, in die entsprechenden Klassen der Studienanstalt möglich gemacht wird. Dadurch würden alle Städte mit höherer Mädchenschule die Möglichkeit erhalten, die Mädchen, welche studieren wollen, bis in eine höhere Klasse daheim unterrichten zu lassen, indem sie nur für zwei bis drei Jahre eine Studienanstalt beziehen brauchen.

Aber auch die Abschlußberechtigung der höheren Mädchenschule ist bedeutungsvoll. Für sie trat am 3. Oktober 1908 zu Berlin der Deutsche Lehrerinnenverein, am Tage darauf der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen, wieder einen Tag später der Verein der Direktoren an preußischen höheren Mädchenschulen ein; dafür ist auch Harnack eingetreten, sowie der Zentralverband in seiner Januareingabe und die Frauenbewegung zuletzt noch auf dem sächsischen Verbandstage. Und auch im Abgeordnetenhaus legten die Abgeordneten Hackenberg, Kassel und Heß eine Lanze dafür ein.

In der Tat, wenn nachgewiesen werden kann — ich führe

anderswo diesen Nachweis —, daß die Mädchen, welche die Schule absolviert haben, mehr leisten als die Knaben, eine umfassendere Bildung haben als die, welche mit dem Freiwilligenschein die Realschule verlassen oder die Untersekunda der Vollanstalt besuchen, so ist nicht einzusehen, warum die Mädchen nicht auch Berechtigungen haben sollten. Die formell gehaltene Antwort der Regierung im „Tag", wie sie im Abgeordnetenhause wiederholt wurde, kann auch nicht recht befriedigen, welche darauf verweist, daß es Sache der beteilgten Ressorts sei, die Berechtigungen zu verleihen. Man wird daraus jedoch den Schluß ziehen dürfen, daß die Berechtigungen, welche kraft der Lehraufgaben und Lehrziele von den Mädchen verdient sind, über kurz und lang auch verliehen und verkündigt werden, und zwar als Abschluß- und als Uebergangsberechtigungen.

In Sachsen ist diese Frage anders beantwortet worden. Sie ist inbezug auf die Uebergangsberechtigungen dort nicht so brennend, denn Sachsen verbindet mit seiner Frauenschule kein höheres Seminar, das es vielmehr gar nicht kennt. Dazu hat es einen dreiklassigen Aufbau der höheren Mädchenschule erfunden, mit einem Lehrziele, das im allgemeinen dem der Oberrealschule entspricht. Durch diese Einrichtung spart das Land an Studienanstalten und führt die einmal begonnene Mädchenschulbildung in gerader Linie fort. Sachsen hat hiermit so etwas wie einen vierten Weg zum Universitätsstudium freigemacht.

Aber das sächsische Gesetz kritisiert auch die Verweigerung der Abschlußberechtigung, wenn es auf Harnacks bekannten Artikel in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik", 2. Jahrg. Nr. 46 fußend, „es für gerechtfertigt erklärt, die Abgangsprüfung der höheren Mädchenschule mit der Reifeprüfung der Realschule für gleichwertig zu erklären".

So hat denn Sachsen eine Abgangsprüfung eingeführt und damit besser, als Preußen für die Absolventinnen der höheren Mädchenschule gesorgt, auch wenn es — wie Preußen — den zuständigen Verwaltungen es überläßt, zu befinden, „ob sie überhaupt Frauen anstellen wollen". Das sächsische Mädchen hat, wie der Realschüler, eine Prüfung bestanden und ein Zeugnis darüber. Das ist ein fester Boden, von dem aus mehr zu erreichen ist.

Es sind erst 36 Jahre verflossen, seitdem Preußen Mädchenschulpolitik treibt. Die Neuordnung von 1908 — das hat sie vor denen von 1873, 1887 und 1894 voraus — macht das Mädchen-

schulwesen zu einem wesentlichen Faktor der Schulpolitik [illegible] [illegible], welche es mit dem höheren Schulwesen [illegible] Man darf sich also auch darüber freuen, daß die [illegible] und weiteren Bildungsanstalten in die Abteilung II [illegible] ministeriums gekommen sind. Damit ist noch ein Wunsch [illegible] erfüllt. —

Die Reform vom 18. August und vom 12. [illegible] nicht als Abschluß einer Entwicklung zu betrachten, [illegible] Ausgangspunkt einer neuen sein. In diesem Sinne [illegible] Begrüßungsworte des Geh. Regierungsrates Dr. M[illegible] als Vertreter des Kultusministeriums auf der [illegible] versammlung 1909 des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen zu Stettin sprach. Das deutet auf [illegible] Schulpolitik hin, die [illegible] nicht [illegible] an [illegible] festhalten, sondern dem Wissen, der Forderung [illegible] kommen wird.

Allerdings nicht im Sturm wird die [illegible]. In ruhigem Abwarten [illegible] Die Schulpolitik [illegible] bereits [illegible] dem Wort werden die [illegible] auf [illegible] haben.

[illegible]

[illegible]

Zur Reichsversicherungsreform.

Von

Dr. med. Schiele, Naumburg a. S.

In einem Eythschen Roman kommt eine reizende Episode vor, über die man im Unklaren bleibt, wieviel davon Erlebnis, und wieviel orientalisches Märchen ist. Halim Pascha, ein Oheim des Vizekönigs von Aegypten, bestellt den deutschen Ingenieur, dessen Gönner, Dienstherr und Freund er ist, auf sein Landgut. Er sendet ihm einige berittene Araber, die ihn holen und begleiten sollen, und sendet ihm sein schönstes Reitpferd El dogan, die Taube, reinen Araberblutes. An einem frühen Morgen bricht die Reiterschar auf zum Ritt durch die Wüste. Der Held besteigt das herrliche Tier und fühlt sich wie vom Leben selbst getragen. Immer weicher, immer lebhafter, immer schneller wird seine Gangart, und ein leichter Schlag auf den Hals läßt es in Galopp fallen. Weit hinter ihm bleiben bald die Begleiter. Er fühlt sich wie auf Windesflügeln getragen. Er spürt fast keine Bewegung des Tieres. Er hört fast keinen Atemzug von ihm; und doch schneller und immer schneller fliegt er durch die herrliche Morgenwelt dahin. Er läßt ihm die Zügel und nur durch den leichtesten Schenkeldruck spricht er mit El dogan. Es vergeht eine Stunde, es vergeht noch eine Stunde und abermals eine Stunde, ohne daß sein Tempo nachläßt. Nur immer schneller und leichter scheinen sie zu fliegen.

Aber jetzt faßt den Reiter eine unerklärliche Angst, der Ritt kommt ihm gespenstisch vor, dies mühelose, endlose Jagen und Fliegen durch die Wüste. Da erreicht er ein paar Palmen und ein klares Wasser darunter. Er nimmt die Zügel auf, und sofort steht das Pferd. Er steigt ab und will El dogan streicheln. Aber was ist das? Das Tier zittert, kaum kann es sich auf den Beinen halten, es wankt, es fällt, das Auge bricht, es scheint zu sterben.

Qualvolle Angst um das edle Tier faßt ihn. Er netzt seine Zunge, er ruft es an, er schaut nach seiner Begleitung aus, die er in weiter Ferne als Staubwolke erblickt. Noch atmet es, und sie kommen heran. „Aber Fremdling, was hast du getan?" ruft der alte Araber, der Führer der Reiter, „du hast das edelste Pferd, El dogan, die Braut meines Herrn, zu Tode geritten. Weißt du nicht, daß ein edles Araberblut sich zu Tode galoppiert, wenn du es nicht anhältst? Es zeigt keine Ermüdung, bis es seinen letzten Atemzug aushaucht. Niemals läßt es sich treiben, wohl aber töten." So sprach er und kniete neben dem zu Tode erschöpften Tiere nieder.

Aber El dogan hat doch nichts mit der Reichsversicherungsordnung zu tun! O doch, gewiß! Diese Fabel ist, ohne daß ihr Erfinder es geahnt zu haben scheint, ein wunderbares Bild der Prinzipienreiterei. Ein Prinzip ist wie edles Araberblut, es geht über seine Kräfte, es trägt über alle Grenzen der Sicherheit hinaus. Aber man kann es zu Tode reiten; und wenn der Augenblick kommt, wo es unter dem ahnungslosen Reiter sterbend zusammenbricht, dann ist nicht immer ein Brunnen zur Seite, sondern das Roß und der unbesonnene Reiter kommen in der Wüste um.

In unserer sozialen Gesetzgebung steckt solch ein gefährliches Prinzip, der Sozialismus. Die Zwangsversicherung des Volkes gegen Unfall, Krankheit, Invalidität und Alter ist ein Stück Sozialismus, ein Stück Zukunftsstaat, hineingestellt mitten in unsere privatwirtschaftliche Gegenwart. Da, wo seine Grenzen sind, berührt es sich, wie wir sehen werden, feindlich mit der umgebenden Welt. Was liegt näher, als die Grenzen hinausrücken, erweitern?

Und doch ist gerade das das Gefährliche. Nur innerhalb enger Grenzen ist dieses Stückchen Zukunfsstaat erträglich. Bekanntlich ist es leicht, einen Verein gründen, schwer, ihn zu erhalten. Friedrich dem Großen war es leicht, Schlesien zu erobern, aber furchtbar schwer, es im siebenjährigen Kriege zu behaupten. So ist es mit jedem politischen großen Werk. Unsere soziale Gesetzgebung wird angesehen als ein Riesenwerk, um das uns die anderen Völker beneiden und das sie bisher nicht haben nachbauen können. Aber schwerer, als es zu gründen, wird es sein, es zu erhalten. Ein solches Werk ist ja für viele Menschenalter gebaut. Die ersten zwanzig Jahre, die es jetzt hinter sich hat, sind erst ein Anfang. Seine Flitterwochen sind jetzt vorüber, und jetzt erst fangen die in jedem Menschenwerk unvermeidlichen Fehler und Unvollkommenheiten

an zu drücken. Haben wir bisher das Werk nur gelobt, so beginnt jetzt der Tadel, die Unzufriedenheit. Man denke nur an die Aerzte.

Es beginnt die schwere Aufgabe der Erhaltung. Aber in dieser Zeit kann nur mit der größten Vorsicht reformiert werden, wenn es überhaupt sein muß. Noch kennt man ja die natürliche Grenze nicht genau. Es besteht die Gefahr, daß das einwohnende Prinzip über die Grenzen hinausträgt. Man glaubt zu vervollkommnen, und vergrößert dabei die der Sache notwendig einwohnenden Fehler, Unvollkommenheiten und Unmöglichkeiten so sehr, daß es dem Ganzen gefährlich wird. Erweitern heißt dann scheitern, reformieren ist ruinieren, und die große Wendung in der sozialen Gesetzgebung wird zu einer Katastrophe der sozialen Gesetzgebung. In solchem gefährlichen Augenblick befinden wir uns heute. So sehr wir bisher das Vermächtnis unseres großen alten Kaisers gepriesen haben, so verhaßt könnte es werden in den nächsten 10 Jahren, wenn es falsch gebessert wird.

Einer der unvermeidlichen Fehler einer Zwangsversicherung ist die unnötige Arbeit, die Fehlarbeit, die dabei geleistet wird. Wenn sonst ein Arbeiter eine leichte Influenza und Halsentzündung oder sonst etwas Alltägliches erlebt, so bleibt er acht Tage zu Hause und seine Frau kocht ihm Tee. Aber unter der Zwangsversicherung hat er gesteuert, also will er Krankengeld haben, also muß er oder seine Frau zum Kassenbureau gehen, z. B. zum Ortsschulzen, dann zum Arzt, vielleicht eine Stunde über Land. Der Arzt muß den Krankenschein buchen und ausfüllen, muß den Kranken ausfragen und untersuchen, nicht bloß nach seiner Krankheit, sondern auch nach seiner Erwerbsfähigkeit und ob er simuliert. Damit der Kranke nicht denkt, daß er zu kurz kommt, muß ihm der Arzt ein Rezept geben. Mit dem Rezept geht jener zum Apotheker. Dieser muß wieder Krankenschein und Rezept buchen, und stellt die Medizin her, deren Heilwert imaginär, deren Geldwert real ist. Damit geht jener nach Hause. Will er sich gesund melden und Krankengeld beziehen, so geht wieder ein ähnliches Drama mit mehreren Personen vor sich, und nicht genug damit, so hat auch noch das Kassenbureau seine Arbeit davon, und Arzt und Apotheker müssen zum Jahreswechsel sich noch einmal hinsetzen und für das Kassenbureau rechnen und schreiben. Das alles ist Scheinarbeit. Es wird in diesem Falle nichts wirtschaftlich Vernünftiges geleistet. Wohl aber kostet es Geld und Geldeswert, nämlich Zeit. Solche Fehlkosten machen alle kleinen Krankheitsfälle, und diese sind die Mehrzahl. Sie belasten

die Kassen zuungunsten der wirklichen Not, der dieses Geld entzogen wird. Auch schwillt diese Last besonders zu Zeiten der Arbeitslosigkeit an, wann zum Kranksein Zeit und Lust vorhanden ist. Dadurch entsteht eine Art illegitime Arbeitslosenversicherung als unerwünschte Last der Krankenversicherung.

Vergrößern tun sich die Fehlkosten und die unwirtschaftliche Arbeit in der Famlienversicherung. Hier müssen die ordentlichen Familien zahlen für die liederlichen. Wo gibt es die meisten Kinderkrankheiten? In den Familien, wo durch Liederlichkeit des Vaters oder Dummheit der Mutter die Kinder nicht zu ihrem Rechte kommen. Da kommt der Arzt nicht aus dem Hause. Er kann aber mit noch soviel Besuchen, Arzeneien und Nährpräparaten das nicht gutmachen, was die Eltern tagtäglich versäumen. Wer in der Wohltätigkeit Bescheid weiß, der kennt solche Familien, wo die beste Hilfe und die reichsten Unterstützungen wie in einen Abgrund verschwinden. Da gewöhnlich die Unverschämtheit bei der Liederlichkeit wohnt, so beanspruchen solche Familien die Kasse und Arzthilfe am meisten, denn es kostet ja nichts. Wer bezahlt nun diesen unwirtschaftlichen Aufwand? Die ordentlichen Familien, deren Kinder kräftig und rotbäckig sind, weil sie gut gepflegt werden, und die keinen Arzt brauchen, abgesehen von solchen Krankheits- und Unglücksfällen, vor denen keiner sicher ist. Das ist der Sinn der Zwangsversicherung. Es sollen ja die Lasten der Schwachen auf die starken Schultern verteilt werden. Selbstverständlich will ich nicht den Segen der Zwangsversicherung leugnen, der darin liegt, daß auch der ordentliche Versicherte gegen unverdientes und unvorhergesehenes Unglück geschützt wird. Das ist ja der Zweck der Einrichtung, um dessentwillen sie besteht und der auch erreicht wird. Aber man muß auch die Fehler der Einrichtung sehen und kennen. Ihr Fehler ist der: sie erhebt zwar den Elenden oder erhebt ihn auch nicht, aber sie proletarisiert zugleich den Starken und hält ihn auf einer niederen Stufe fest, weil er dem Schwachen helfen soll. Um des ewig Unselbständigen willen bevormundet sie auch den, der stark genug zur Freiheit wäre; und diese Zwangshilfe kostet ihn vielleicht mehr, als ihn die Selbsthilfe im Durchschnitt kosten würde. Uebrigens ist das nicht mit jeder Versicherung so, z. B. nicht mit der Lebensversicherung; denn die Leute sterben darum nicht früher, weil sie versichert sind; auch nicht so bei der Feuerversicherung; denn es brennt darum nicht öfter, weil versichert ist; wohl aber bei der Krankenversicherung, weil deren Hilfe nur um so ausgiebiger verlangt wird.

da sie schon bezahlt ist und nichts mehr kostet; sowie bei jeder Versicherung, wo der Versicherungsfall nicht nur von elementaren Ereignissen abhängt, sondern auch von den menschlichen Launen beeinflußt wird.

Alle diese Aufwendungen haben die Tendenz zu steigen. Als die Krankenversicherung eingeführt wurde, wurde sie von der Aerzteschaft zunächst als eine verbesserte Armenfürsorge angesehen. Man fühlte sich verpflichtet, mit einem geringen Honorar fürlieb zu nehmen. Es wurde wenig verlangt, aber auch Geringes geleistet. Aber das der Krankenkassenversicherung innewohnende Prinzip setzte sich durch: keine Wohltaten, sondern Rechte. Die Ansprüche stiegen.

Nun aber liegt es in der Natur der ärztlichen Hilfe, daß es für das, was notwendig ist, kein objektives Maß gibt. Hier liegt ein Kranker mit Lungenentzündung. Der Arzt besucht ihn im Verlauf seiner Krankheit nur dreimal. Warum? Weil er eine Meile über Land wohnt. Der wirtschaftliche Aufwand für ärztliche Hilfe beträgt trotzdem, wenn er voll bezahlt wird, schon 36 Mk. Dieser Kranke wird gesund. Hier ist ein zweiter Kranker, gleich alt und kräftig, mit einer Lungenentzündung, die auch nicht schwerer ist. Dieser Kranke wohnt in der Stadt und gehört einer Ortskrankenkasse für Maschinenschlosser an. Er erhält 20 einfache Besuche und einige Nachtbesuche und wird auch gesund. Der wirtschaftliche Aufwand für ärztliche Besuche beträgt 28 Mk. Wo ist ein objektives Maß für den notwendigen Heilaufwand. Aengstliche Patienten und ängstliche Aerzte brauchen doppelt soviel, als ruhige und alterfahrene.

Auch steigt mit der Kultur notwendigerweise der Heilaufwand. Die ärztliche Kunst leistet immer mehr, aber wird auch immer teurer. Früher erhielt eine durchschnittliche Blinddarm-Entzündung von drei Wochen Dauer, 20 Besuche und 15 g Opiumtinktur. Heute ist Krankenhausaufenthalt nötig und eine Operation mit einem ganzen Stab von Schwestern, Aerzten, Heilgehilfen und großem Materialaufwand, was unter 150 Mk. nicht geleistet werden kann.

Auch der Aufwand an Arzeneimitteln muß beständig steigen in dem Maße, als unsere Mittel zahlreicher werden. Dazu kommt, daß in unzähligen Fällen, vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, das, was der Arzt den Kranken bringen kann, nur Hoffnung ist, trügerische Hoffnung, entweder in der altmodischen Verkleidung von großen Medizinflaschen oder in der neumodischen Verpackung von Nährpräparaten und allerlei „Ols“ und „Ins“. Jemehr die Kultur der unteren Klassen wächst, um so mehr wächst auch der Bedarf an

solchem frommen Betrug. Es entsteht ein gewisser Luxus des Trostes. Aber dieser Trostaufwand ist unvermeidlich, man kann die Arzeneivergeudung nicht austilgen. Es muß immer ein großer Fehlaufwand übrig bleiben, wenn anders die Zwangsversicherung dem Volk das bieten soll, was das Volk braucht.

Zweifellos wird durch den verstärkten Aufwand auch viel Segen gestiftet, viel Menschenleben und Arbeitskraft erhalten und also wirtschaftlicher Gegenwert geschaffen. Das soll nicht geleugnet werden. Aber jetzt kommt es darauf an, auf die Fehlkosten hinzuweisen.

Wer bezahlt diesen ganzen Aufwand, der sich durch die wachsenden Ansprüche der Mitglieder, durch eine Art Luxus-Konsumption an ärztlichen Leistungen, ferner durch unwirtschaftliche Fehlkosten und Fehlarbeit beständig vergrößert?

Was die Krankenkassenmitglieder bisher für die Zwangsversicherung aufgewendet haben, scheint nicht zu viel zu sein, sondern dem Wert der Sache zu entsprechen. Es wird ihnen ja auch ein Drittel von den Arbeitgebern zugeschossen. Man hat wenigstens bisher von den Versicherten noch nie die Klage im Großen vernommen, daß die Sache mehr koste als sie wert sei. Es könnte das erst der Erfolg einer unglücklichen Reform sein. Es bleibt nämlich die Hauptgefahr für die Zwangsversorgung, daß sie teurer und minderwertig gegenüber der Privatversorgung werden könnte. Dann wäre es mit ihr zu Ende. Denn statt Dankbarkeit, die sie heute erntet oder ernten sollte, würde sie Haß ernten. Daß die Krankenversicherung bisher gut gewirtschaftet hat, ist ein Verdienst ihrer bisherigen Organisation und besonders der bisherigen Beschaffnung des ärztlichen Dienstes. Denn diese entscheidet auch über alle anderen Ausgaben. Damit kommen wir zu der wichtigen Frage, in der die nächste Gefahr für das große Werk verborgen liegt, der Aerztefrage.

Nämlich was an der Sache ihrer Natur nach zu teuer ist, das ist bisher von der Ueberarbeit, der unbezahlten Arbeit der Aerzte gedeckt worden. Es wird wenig Krankenkassen geben, wo die Bezahlung der ärztlichen Leistung die Minimaltaxe vom Jahre 1815 erreicht, sehr viele aber, wo die Konsultation mit 25 bis 50 Pfg. bezahlt wird, was doch schließlich eine Barbierbezahlung ist, wobei aber die Barbierarbeit viel sauberer, leichter und weniger nervenaufregend ist. Dabei wird neben der ärztlichen Arbeit die ganze Kassenschreiberei von den Aerzten umsonst gemacht. Das ist nur möglich durch intensivste Schnellarbeit. Ein vielbeschäftigter tüchtiger Land-

arzt, der 5 km nach Westen eine schwerkranke Wöchnerin liegen hat, 5 km nach Osten zu einer Entbindung geholt wird und 7 km nach Süden zu einem eben Gestürzten fahren muß, der kann den 20 Kassenkranken, die mit Rheumatismus, Husten, Halsentzündung, Ausschlag und ähnlichen schlimmen Leiden in seiner Sprechstunde erscheinen, selbstverständlich die Minuten nur zuzählen. Er muß mit einem Blick die seltenen ernsthaften Fälle herausfinden und die anderen möglichst schnell wieder hinausschaffen. Natürlich kommen dabei Fehler vor. Aber das geht nicht anders.

Nun aber wachsen die Ansprüche der Mitglieder. Sie wollen nicht mehr als Kassenkranke behandelt werden, sondern als Privatpatienten, und zwar wie Privatpatienten, denen es aufs Geld nicht ankommt; denn es kostet ja nichts. Angesichts dieser wachsenden Ansprüche und angesichts der geringen Bezahlung, der sehr anstrengenden und verantwortlichen Arbeit, haben sich die Aerzte besonnen, ob sie eigentlich dazu da sind, mit ihrer Lebenskraft und dem Glück ihrer Familien die Wohltaten der deutschen Sozialpolitik zu ermöglichen, und ob die ärztlichen Arbeiter nicht einen ähnlichen Schutz und Schonung verlangen könnten wie die Handarbeiter. Es ist das das natürliche Ende des Sozialismus, das ist jeder besonderen Bevorzugung und Wohltat auf öffentliche Kosten, daß sich schließlich immer ein Stand findet, auf dessen Kosten die Wohltaten bisher möglich gemacht wurden und der nun ein Gleiches verlangt.

Die Aerzte schufen in aller Geschwindigkeit zu ihrem Schutz eine gewerkschaftliche Organisation nach dem Muster der Arbeiter. Nun treten sie den Krankenkassen als organisierte Macht gegenüber und wollen die Verhältnisse nach ihren Wünschen gestalten. Was wird daraus werden?

Bisher hat das sozialistische Prinzip, das in der Zwangsversicherung steckt, Halt gemacht schon bei der Arbeit, die eigentlich die Hauptaufgabe der Krankenversicherung ist, der Beschaffung der ärztlichen Hilfe. In natura soll sie geliefert werden, verlangt das Gesetz; und das geschah im freien Werkvertrage, im privat-wirtschaftlichen Verkehr, so billig sie vom Mindestfordernden zu haben war unter hundert verschiedenen Formen. Diese Inkonsequenz des sozialistischen Prinzips, diese Benutzung der privat-wirtschaftlichen Form der Konkurrenz und des freien Vertrages hat bisher das ganze Werk ermöglicht, sozusagen gerettet. Es war unvollkommen, aber möglich, und 20 Jahre lang wirklich. Aber das innewohnende Prinzip läßt sich seine Grenzen nicht gefallen, sondern arbeitet

weiter. In die ärztliche Versorgung zieht der Sozialismus ein in der Form des Kollektivvertrags, den die Aerzte verlangen an Stelle des freien Einzelvertrags. Die Aerzte haben ganz recht, wenn sie sagen, daß sie im Einzelvertrage den Kassen unterlegen sind. Aber, aber, sie sind im Kollektivvertrage, wenn ihre Organisation ihnen gelingt und sich erhält, wieder stärker als die Krankenkassen. Denn diese sind gesetzlich gezwungen, ärztliche Hilfe zu schaffen; die Aerzte aber sind nicht gezwungen, für sie zu arbeiten, und könnten die Ausführung der sozialen Gesetzgebung sistieren. Dieser Zustand ist gefährlich. Ob die Aerzte ihre Macht mißbrauchen werden oder nicht, kann niemand wissen. Sie können das Beste mit bestem Willen versprechen. Das genügt nicht. So wie den Engländern unsere Seemacht bedrohlich erscheint, weil sie da ist, wenn wir auch hundertmal versichern, daß wir sie nicht gegen England zu brauchen gedenken — denn in der Politik ist die stumme Sprache der Macht beredter als alle Worte —, so kommt es auch hier nicht darauf an, was die Aerzte mit ihrer Macht tun wollen, sondern tun können. Denn das Können verführt zum Wollen.

Was verlangen die Aerzte? Nicht die Festlegung der freien Arztwahl im Gesetz und für überall, sondern nur die Anerkennung ihrer Organisation, nämlich durch den Kollektivvertrag. Ihre Wünsche gehen also genau denselben Weg wie die der Arbeiter. Diese verlangen auch die Anerkennung ihres Koalitionsrechtes. Ja, haben sie denn das nicht längst? Man sollte meinen, ihre Riesengewerkschaften bewiesen, daß sie es hätten. Aber das genügt ihnen nicht. Sie verlangen die Anerkennung ihres Koalitionsrechtes von ihren Arbeitgebern, d. h. die Arbeitgeber sollen sich verpflichten, nicht mehr mit dem Einzelarbeiter zu verhandeln, ihn anzustellen und zu entlassen, wie sie wünschen, auch nicht Vertrag zu schließen mit der Gesamtheit der Arbeiter einer Fabrik, sondern — mit den Führern der Organisation. Das ist der Kollektivvertrag, und der hat schwere Konsequenzen, nämlich an Stelle der Vertragsfreiheit des Einzelnen wird so mit einem Male die Unterwerfung unter eine große Körperschaft. Nicht mehr der Markt, die Konkurrenz vieler Einzelverträge, bestimmt das Maß der Verteilung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern politische Kämpfe und Schiedsgerichte, und damit wird schließlich diese Existenzfrage herausgehoben aus der Welt des privatwirtschaftlichen Rechtes in die Formen des öffentlichen Rechtes. Aus der Koalitionsfreiheit wird für den Einzelnen ein Koalitionszwang, wie es der Reichskanzler scharfsinnig formuliert

...t, nicht nur für die Arbeiter, sondern ebenso auch für die Arbeit-
...ber. Wir würden damit die Entwicklung wieder rückgängig machen,
... seit hundert Jahren unser wirtschaftliches Leben genommen hat,
...dem die Gewerbefreiheit den Willen jedes Einzelnen aus dem
...rhundertealten Zwang überkommener, öffentlich rechtlicher Formen
...freite und ihm die Betätigung auf freiem Markte gab. Wir
...urden von Neuem ein öffentliches Recht für wirtschaftliche Ab-
...hängigkeiten schaffen, wenn — ja, wenn es eben gelänge, unser
...waltiges wirtschaftliches Leben, das in der Luft des freien Marktes
...roß geworden ist und in ihr allein atmen kann, wiederum zu
...sseln.

Dies Entwicklungsexperiment wollen uns die Aerzte vormachen.
Es ist nur ein kleiner Unterschied. Zwischen Fabrikherrn und
Arbeitern ist ja noch von keinem Gesetz die Rede. Wenigstens bisher
...bt der Kollektivvertrag nur als Ausnahmefall innerhalb der allge-
...einen Vertragsfreiheit, und wenn seine Formen dem privatwirt-
...schaftlichen Leben nicht passen, so wird er wieder zerbrochen werden.
In der Ordnung der Reichsversicherung aber sind wir dem ganzen
Sozialismus um ein gewaltiges Stück nähergerückt, zwischen Kranken-
...ssen und Aerzten handelt es sich um ein Gesetz, und der Kollektiv-
...rtrag ist hier nicht nur tatsächlicher, sondern gesetzlicher Koalitions-
...wang.

Der Praktiker wird sagen: Was braucht mich die theoretische
Bedeutung der Sache zu kümmern, wenn's nur geht. Ja, wenn.
...er in der Erfüllung der Aerzteforderungen liegt auch keine Lösung
... schweren Frage. Frage und Aufgabe ist, das rechte Maß zu
...nden für die Arbeit, die einer gegebenen Entlohnung entspricht,
...er für die Entlohnung, welche für die gegebene Arbeit die ge-
...amte Aerzteschaft verlangen kann. Wie wird es gefunden?

Wo die freie Arztwahl nach den Wünschen der Aerzte einge-
...hrt ist, da begnügen sie sich zurzeit mit einem sogenannte Pauschale,
... z. B. auf 30 % der Kasseneinnahmen festgesetzt ist. Dies Fixum
...teilen die Aerzte unter sich auf ihre Einzelleistungen. Zugleich
...ernehmen sie die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die andern
... der Krankenkassenleistungen, nämlich der Arzeneiverbrauch und
... Krankentagegelder nicht durch leichtsinnige Verordnung der einzelnen
...rzte steigen. Sie können diese Kontrolle leisten. Denn die Ge-
...amtheit der Aerzte hat ein starkes Interesse, dafür zu sorgen, daß
... wachsenden Einnahmen der Krankenkasse nicht durch diese beiden
...usgabenposten belegt werden, sondern daß Mittel frei werden für

die Erhöhung der ärztlichen Entlohnung, nämlich jenes Pauschales. Damit gerät allerdings die Verwaltung fast der ganzen wirtschaftlichen Geschäfte der Krankenkasse in die Hände der Aerzte, und die Kassenverwaltung hat nur noch die Einnahmeseite. Daher mag mancher Widerspruch der jetzigen Kassenregenten kommen. Sie fürchten unter das Regiment der Aerzte zu gleiten. Aber die Aerzte bringen mit Uebernahme dieser Pflichten auch ganz bedeutende Opfer. Sie nehmen den Kassen das Risiko der Ausgabenschwankungen. Epidemiezeiten und Zeiten der Arbeitslosigkeit merken die Kassen auf dem Arztkonto nicht mehr, und auch für die anderen Posten fällt dadurch die Kontrolle und Verantwortung an die Aerzte, diese übernehmen sozusagen die Austeilung des sozialpolitischen Segens der Krankenversicherung. Das wäre ein sehr angenehmes Geschäft, wenn dieser Segen so recht unermeßlich und unerschöpflich wäre. Da er das aber leider nicht ist und in dieser kümmerlichen Welt auch niemals sein wird und sein kann, so ist das eine recht unangenehme und schwierige Aufgabe. Ja, die Aerzte übernehmen damit das eigentliche Odium dieser Arbeit, nämlich die Zumessung der ärztlichen Hilfe und die Beschränkung dieses Maßes auf das unbedingt Unentbehrliche und Notwendige. Diese Arbeit der Gesamtheit der Aerzte verträgt sich recht schlecht mit den natürlichen Aufgaben des einzelnen Arztes, welche dahin geht, dem Patienten, der sich ihm anvertraut alles zu verschaffen, was er für seine Genesung ihm zuwenden kann. Dieses Doppelgesicht der ärztlichen Kassenarbeit wird vom Publikum nicht viel Popularität gewinnen. Bisher konnte sich der Arzt auf den Druck der Kassenverwaltung berufen. Nunmehr sind es die Aerzte selber, die drücken müssen, und die Kassenverwaltungen werden die Ansprüche aufreizen.

Aber diese gegenwärtige Lösung ist nur ein Notbehelf. Es ist ganz ausgeschlossen, daß das Pauschale, wie es heute zugestanden ist in Zukunft reichen wird. Es ist auch heute nach der berechtigten Meinung der Aerzte eine ganz unzureichende Bezahlung ihrer Leistungen. Denn für die einzelnenn Besuche kommen meistens nicht viel mehr als 50 Pfg. heraus. Nun aber werden die Ansprüche an die ärztliche Hilfe beständig steigen, einfach dadurch, daß neuere Methoden der Heilung aufkommen, die immer arbeitsreicher sind. Aber auch dadurch, daß mit der Steigerung der Kultur der Versicherten immer mehr ärztliche Leistungen, Besuche und Konsultationen verlangt werden.

Die Hauptgefahr ist aber die, daß in einigen Jahren der Aerzte-

...aß gewaltig steigen wird. Während die Anzahl der Studierenden ...eher etwa 6000 betrug ist sie neuerdings auf 10 000 gewachsen, ...s macht der Andrang der Realschulabiturienten. Ist erst in allen ...oßen Städten das System der freien Arztwahl eingeführt, so treten ...ort sofort die jungen Aerzte in die Praxis ein, und unbekannt mit ...m natürlichen und notwendigen Maß ärztlicher Leistung, wie es ...er erfahrene Arzt aus der Wirklichkeit und im ständigen Kampfe ...it den Grenzen von Zeit und Raum gewonnen hat, werden sie ...ne beängstigende Vielgeschäftigkeit entwickeln und werden damit die ...zahlung der Einzelleistung drücken, weil das Pauschale starre ...renzen setzt. Das gibt für die Aerztegesamtheit eine sehr lästige, ...gerliche und doch vielleicht erfolglose Kontroll- und Erziehungs-...beit. Bisher haben die Aerzte vor dieser Zukunft noch die ...ugen zugemacht. Nämlich ihre gewerkschaftliche Organisation würde ...fort in die Brüche gehen, wenn sie nicht die Ansprüche des Nach-wuchses befriedigte, welche dahin gehen, daß ihm die Mitarbeit in ...er freien Arztwahl sofort und überall erlaubt wird. Dadurch wird ...ie Gründung einer Praxis für den jungen Arzt sehr erleichtert. ...enn wie das gewöhnliche Publikum der Kassenpraxis einmal ist, ...aubt es an die Zaubergewalt eines ihm bekannten Arztes in der ...egel nicht länger, als 10 Jahre. Dagegen läuft es in seiner ...offnungsseligkeit zu jedem Neuling. Also die Gründung der Praxis ...ird erleichtert, die Erhaltung der Praxis aber erschwert. Im ...eiteren Verlauf ihrer gewerkschaftlichen Bestrebungen wird die ...erzteschaft versuchen müssen einen Numerus clausus eine Be-schränkung der Zahl der nachrückenden Aerzte zu erreichen. Freilich ...ird sie damit in einen immer heftiger werdenden Konflikt mit den ...nteressen der Allgemeinheit geraten.

Wo ist das gerechte Maß für den großen Ausgleich zwischen ...en Interessen der einzelnen Stände. Bisher wurde das Maß ge-funden auf dem freien Markte zwischen einer Vielzahl von Kranken-kassen und einer Vielzahl von Aerzten. Leiste, was dich die Not ...wingt zu leisten, und verweigere, was du verweigern kannst. Das ...at bittere Härten für den Einzelnen. Aber siehe da, es kommt ein ...bjektiv gültiges Durchschnittsmaß zum Vorschein, das man nimmt, ...eil man nichts besseres hat. Nachdem nun aber die Reichsver-sicherungsordnung mit der Mannigfaltigkeit der Kassen aufräumt, ...hnen ihre Selbstverwaltung nimmt und einen Kassentyp für ganz ...eutschland schafft, auch die ärztliche Versorgung mit in die Gesetz-gebung hereinzieht, wird der freie Markt verschwinden. Was in

Bocholt für Recht befunden ist, gibt auch ein Maß für Landsberg a. W., und jeder Zwist in irgend einem Neste Deutschlands wird vorbildlich für das ganze Reich. Das rechte Maß der Entlohnung zwischen Versicherten und Aerzten zu finden, ist nunmehr Sache der Schiedsgerichte, und wenn diese versagen, so fällt notwendigerweise die Entscheidung an die Regierung, wenn sie nicht mit ansehen will, daß die gesetzliche Krankenversicherung still gestellt wird. Arme Regierung, wie soll sie das machen? Denn ein objektives Maß gibt es nicht. Glaubt sie ein gerechtes Maß gefunden zu haben, so wird es ihr keiner glauben. Die Aerzte werden meinen, daß sie ihre Arbeit verschenken, und die Krankenkassen werden behaupten, sie würden an die Aerzte verkauft und die Zwangsversicherung wäre nunmehr zu einer Wohlfahrtseinrichtung für die Aerzte geworden. Will sie aber einen Zwang ausüben, so wird es erst ganz schlimm. Denn der Kurierzwang ist für die Aerzte nach der Natur ihrer Arbeit unerträglich. Sie wird auf dieser schiefen Ebene der Sozialisierung wirtschaftlicher Arbeit weiter gedrängt und wird nicht eher Frieden haben, als bis sie aus der Aerzteschaft, die den Krankenkassen zu dienen bereit ist, einen Beamtenkörper gemacht hat mit allen Vorteilen und Sicherungen der Beamtenexistenz, als da sind Anstellung auf Lebenszeit, Pensionierung usw. Das wäre natürlich möglich. Ich fürchte nur, daß damit die Zwangskrankenversicherung an ihrem Ende angelangt wäre. Sie lebt dann nicht mehr, sie vegetiert nur noch. Die freie Arztwahl ist in einem Beamtenkörper nicht möglich. In dem Verhältnis zwischen Kranken und Arzt ist aber das persönliche Moment der Wahl aus Vertrauen unentbehrlich. Es kann wohl hier und da fehlen, aber nicht überall und immer und im ganzen Deutschen Reiche. Ein Mutterherz, das sich um sein krankes Kind sorgt, kann nun einmal nur den Arzt brauchen, den es wünscht, und das wird, wie solch ein Herz einmal ist, zumeist ein anderer sein, als der, den die Kasse stellt. Zwar gibt es in kleinen Städten und auf dem Lande immer nur eine sehr beschränkte freie Arztwahl, auch für die Privatpatienten, aus dem sehr einfachen Grunde, weil nur ein oder zwei Aerzte am Orte sind. Aber hier ist es ja eben die Not und nicht die Kassengewalt, die die Auswahl trifft. Die Anstellung beamteter Aerzte würde nur dazu führen, daß die Versicherten wohl in die Kassen steuern, aber sich ihre Aerzte wo anders suchen. Das geschieht jetzt schon, wo es fixierte Kassenärzte gibt, aber doch immer noch in geringem Maße. Würde dieser Zustand allgemein, so würde er die ganze Idee der Zwangsversicherung für immer richten.

Außerdem würde die Versorgung mit vollbeamteten Aerzten sehr viel teurer ausfallen. Der Beamte muß in seiner Arbeit von seinem Vorgesetzten kontrolliert werden können. Dazu muß viel mehr geschrieben werden. Was der jetzige Kassenarzt auf sein Gewissen hin in einer Stunde abmacht, braucht mit den nötigen Kontrollformen zwei Stunden. Auf einen jetzigen Kassenarzt wird man zwei beamtete rechnen müssen. Denn der beamtete Arzt wird sich nicht überarbeiten, wie der freie Arzt; warum sollte er auch.

Das Problem der Sozialisierung der ärztlichen Arbeit ist unlösbar. Es ist vielleicht ein vorübergehender Kompromiß möglich, aber kein dauernder Friede, der sich von selber erhält. Wenn man das erkannt hat, dann muß man die Losung aufstellen: Zurück aus dem Sozialismus in die privatwirtschaftliche Welt, auf den freien Markt.

Wie wird das gemacht? Im Entwurf der Reichsversicherungsordnung ist vorgesehen, daß den Kassen die Pflicht zur Lieferung der ärztlichen Hilfe in natura, wie sie ihnen das Gesetz bisher auferlegt hat, abgenommen werden kann, wenn es umöglich scheint, sie zu erfüllen. Das ist der Weg rückwärts. Der muß frei gemacht werden, damit auf ihm die Versicherungsgesetzgebung gerettet werden kann, wenn der Unwille der Aerzte ihr gefährlich wird. Schwierigkeiten wird es dabei auch noch genug geben.

Im übrigen aber ist der Weg, den die Versicherungsordnung einschlägt, gerade der umgekehrte. Sie räumt mit der Mannigfaltigkeit auf und setzt an Stelle dieser Mannigfaltigkeit dieselbe Einform von Kasse, dasselbe Schema der Verwaltung und Arztversorgung; das allein vervollkommnet schon den Sozialismus. Außerdem unternimmt sie, durch Erweiterung die Zahl der Zwangsversicherten noch zu vermehren von 13 Mill. auf 16 Mill. Dadurch engt sie für die Aerzte das Feld freier Betätigung noch mehr ein und verschärft so den Kriegszustand.

Ganz besonders aber ist es eine bedenkliche Aenderung, die tiefer in den Sozialismus hinein führt, nämlich die, daß den Arbeitern die Selbstverwaltung ihrer Kassen genommen werden soll und der Verwaltung ein und derselbe unabhängige Charakter überall gegeben werden soll. Es mag dem Tagespolitiker auffallen, daß das Sozialismus sein soll, was doch gerade zur Bekämpfung der Sozialdemokratie ersonnen worden ist, nämlich die Zerschlagung der sozialdemokratischen Herrschaft in den Krankenkassen.

Aber doch ist es so. Denn in der Selbstverwaltung unzähliger

einzelner Kassen liegt ein privatwirtschaftliches Moment. Wenn statt dessen die Verwaltung zentralisiert, auf einen Typ gebracht wird und den einzelnen Kassenmitgliedern ihr Einfluß entzogen wird, so werden ihre Beschwerden nicht mehr in der lokalen Selbstverwaltung entschieden, sondern von nun ab auf dem großen politischen Wege, auf dem Umwege über den Reichstag verhandelt werden, und das ist eben Sozialismus.

Das deutsche Volk gleicht einem Arbeitsmanne, der mit seiner Familie von der Hand in den Mund lebt. Was er ausgeben kann, ist durch seine Einnahmen gegeben. Uebrig hat er nichts. Wenn er zu viel für Essen ausgibt, so wird es ihm und seinen Kindern an der Kleidung fehlen, und wenn er zu viel für Wohnung ausgibt, so wird es ihm an Geld für die Heizung fehlen. Wirtschaften heißt, zwischen diesen Bedürfnissen richtig verteilen. Hat er ein krankes Kind, so kann er doch für dies kranke Kind nicht beliebig viel ausgeben, denn sonst müssen die gesunden Kinder hungern und frieren. Auch das große deutsche Volk kann nicht beliebig viel für soziale Hygiene und für Krankenversicherung ausgeben, sonst wird es ihm wo anders fehlen. Sondern die Not verteilt.

In der Privatwirtschaft sorgt jeder einzelne Familienvater oder vielmehr die Mutter für das rechte Gleichgewicht. Wenn aber ein Teil des Lebensaufwandes, z. B. der für Krankheit, der Privatversorgung entzogen ist und durch ein öffentliches Zwangsinstitut besorgt wird, so muß doch irgendwo ein Regulator sein, wodurch der Aufwand mit dem Bedürfnis ins Gleichgewicht gesetzt wird. Diese Maßgabe suchten und fanden bisher die Versicherten in ihrer Selbstverwaltung. Sie setzten innerhalb des Gesetzes immer wieder die Leistungen der Kasse mit der Opferlust der Einzelnen ins Gleichgewicht. In der lokalen Selbstverwaltung wird das rechte Maß für die Kassenleistungen am sichersten gefunden. Darum hüte man sich, sie zu zerstören. Wenn die Arbeitgeber in Zukunft mit dem Vorsitzenden das Heft in der Hand haben, so werden sie doch nie das sachliche Interesse an den Einzelheiten der Verwaltung haben, was nötig ist; sie können es gar nicht haben, weil es sich nicht um ihren eigenen Leichnam handelt. Verwalten würde das behördliche Ermessen aber nicht mehr das persönliche Interesse des Versicherten. Damit aber wird der Regulator aus dem Uhrwerk genommen, und das Uhrwerk geht falsch. Die Frage, welche Aerzte sich die Kasse leisten kann oder will, ob sie Familienversicherung oder andere, neue Kassenleistungen einführen will, wie weit die Arzeneivergeudung

ankt werden darf, alles das soll nicht mehr von denen, welche Folgen dieser Beschlüsse erproben werden, sondern von den teiligten entschieden werden. Vor allem fällt aber mit der stverwaltung auch die Selbstkontrolle der Versicherten. Gerade den kleinen Kassen, wo die Versicherten sich aufs genauste kennen, die Kontolle sehr wirksam. Die Simulanten, die ewig Faulen Liederlichen, werden sehr energisch geduckt, schon ehe sie krank rden. Es ist das eine Stärke der kleinen Kassen. Dort ist es ensache, die Kassen zu schonen. Werden große Kassen ein-chtet, in denen die Versicherten nichts mehr zu sagen haben, so rt sich die Moral um. Jeder sieht soviel zu kriegen als er kann: ge die Regierung sehen, wie sie mit dem Defizit fertig wird; d die Kontrolle der Behörden wird dem nicht gewachsen sein.

Wenn ein Kulturvolk ein ihm fremdes Volk, z. B. ein farbiges, regieren unternimmt, so tut es gut, ihm Selbstverwaltungsrecht d Pflicht zu übertragen für alle die zahlreichen Angelegenheiten, von oben schlecht zu übersehen sind. Hierfür sucht man das Häuptlingsregiment zu erhalten. Täten die Regierenden das t, so würden sie eine ungeheure Masse kleinen Aergers und ch großer Unzufriedenheit vor sich aufhäufen. Divide et impera t in freier Uebersetzung: Erst scheide einen großen Teil der erungsgeschäfte aus (divide) und gib sie der Selbstverwaltung; n regiere den nötigen Rest (impera). Zuviel regiert, ist schlecht regiert.

Die Selbstverwaltung hat also ihre Vorteile nicht bloß für die gierten, sondern auch für die Regierenden. Erst recht gilt das einem großen Kulturvolk, erstens, weil doch die Regierten noch fähiger sind, einen großen Teil der Verwaltung selbst zu tragen, d zweitens, weil es für die Regierung noch viel weniger möglich die ungeheure Verantwortung für alle Geschäfte zu tragen.

Wenn die Krankenkassen zentralisiert werden, wie man plant, tet werden von Beamten, die die Regierung stellt, und von eitgebern und Arbeitnehmern zu gleichen Teilen beraten werden, werden in den unzähligen kleinen Geschäften, welche in den ten Kreis des Einzellebens hinein greifen, und welche gar nichts ematisches haben, sondern in der übergroßen Mehrzahl den en Arbeiter treffen, viele Fehler gemacht werden. Das geschieht eute auch. Aber in Zukunft wird sich der ganze politisch aus-altete und ohnmächtig gemachte Aerger gegen die verwaltende erung richten, gegen das Gesetz und den Autor des Gesetzes, Kaiserliche Botschaft; direkter Instanzenzug für die Unzufriedenheit.

Die Kleinarbeit in der Versorgung der einzelnen Kranken wird aus einer wirtschaftlichen Aufgabe der Arbeiter selbst zu einer großen politischen Beschwerde gemacht. Jede Volksversammlung wird widerhallen von berechtigten und unberechtigten Klagen über die Krankenversicherung, und an allen Unvollkommenheiten der Krankenkassen, ja an allen in Zukunft ungeheilt bleibenden Krankheiten und dem daraus folgenden Elend der Menschheit werden nur die Regierung und die Arbeitgeber und vielleicht noch die Aerzte schuld sein. Heute, wo die Arbeiter ein weitgehendes Selbstverwaltungsrecht in den Krankenkassen haben, wo sie wissen, daß es nur an ihnen liegt, zu reformieren oder nicht, da fühlen sie bei der Explosion ihrer Wünsche und Leidenschaften die Belastung durch die dabei zu bringenden Opfer. Die lebendige Energie kann nicht blind verpuffen, sondern muß arbeiten und zeigen, welches nutzbare Arbeitsäquivalent in ihrer wilden Kraft sitzt, das ist der politische Vorteil der weitgehenden Arbeiterrechte in der Kassenverwaltung.

Es ist gerade der große und weise politische Zweck der Versicherungsgesetze gewesen, die Arbeiter zu recht weitgehender Mitarbeit in deren Ausführung herbeizurufen. Sie sollen lernen, was Verwaltung heißt und wie schwer der Weg von der politischen Phantasie zur politischen Tat ist. Aus politischen Säuglingen, die, wenn sie naß liegen, nichts können als schreien, sollen sie zu politischen Männern erzogen werden, die es gelernt haben, Schuld und Besserung bei sich selbst zu suchen; und kein Geschäft eignet sich besser zu solcher Schule, als die Vorsorge gegen Krankheit. Darum keine Beeinträchtigung der Selbstverwaltung in den Krankenkassen.

Kein Politiker und auch die Regierung denkt nicht daran, das Reichswahlrecht zu ändern, obwohl da der Unzahl 25jähriger Arbeiter gegenüber den andern Ständen eine Macht und Verantwortung über die Sicherheit des Reichs gegeben wird, für die sie unmöglich reif sein können. Obwohl es sich hier um die schwersten Aufgaben des Weltregiments handelt, den inneren Frieden eines 60 Millionen-Volkes und dadurch um den Frieden von ganz Europa, so läßt man ihnen diese Gewalt doch. Dagegen die Verwaltung ihrer Krankenkassen, wo sie sozusagen am eigenen Leibe regieren, nimmt man ihnen, weil ihr Regiment gefährlich wäre. Mir scheint, als wenn hier die Sorglosigkeit und die Angst ihre Posten vertauscht hätten.

Mit der Zwangsversicherung hat man bei uns die freiwillige Versicherungsorganisation gelähmt, die in England z. B. blüht.

Das ist ein schwerer politischer Nachteil. Denn das schädigt die freie und sich selbst verantwortliche Kraft des Arbeiters. Wenn man den Arbeitern die Aufgaben praktischer Politik nimmt, z. B. die Verwaltung ihrer Krankenkassen, so erreicht man nur, daß die politische große Partei, die sozialdemokratische, nur noch radikaler, revolutionärer und phrasenhafter wird. Wenn es nichts zu verwalten gibt, so kommen nicht die besten Verwalter, die gewissenhaftesten und ruhigen Männer hoch, sondern die radikalsten Schreier setzen sich im Vertrauen des Volkes fest.

Von den Enthusiasten der geplanten Reform wird betont, daß die kleinen Kassen ein Hemmschuh für den Fortschritt, nämlich für die neuen Aufgaben der Wohnungskontrolle, der Krankheitsverhütung und dergleichen seinen, und daß das Ganze durch eine straffere Organisation sehr vervollkommnet werden könnte. Und das mag wahr sein. Man könnte damit den Heilzweck unserer Gesetze vielleicht besser erreichen. Aber gibt es denn keine anderen politischen Ziele, als nur die soziale Hygiene? Darf man den Arbeiter in der Wohlfahrtsgesetzgebung nur als Objekt behandeln, darf man den kranken und verletzten Arbeiter geradezu entmündigen, um ihn besser zu heilen? In diesen Fehler sollte höchstens ein Arzt verfallen, aber kein Politiker. Die Fürsorge in Krankheitsfällen läßt sich niemals restlos verstaatlichen. Der erwachsene Mensch läßt sich die Verfügung über seinen kranken Körper nicht aus der Hand nehmen. Es war auch gar nicht die ursprüngliche Absicht dieser Gesetze, einen möglichst vollkommenen Heilbetrieb einzurichten, sondern ihr bescheideneres Ziel war zunächst nur, das im Gefolge von Unfall und Krankheit auftretende wirtschaftliche Elend auszugleichen.

Ich meine, daß diese vermehrte soziale Hygiene nur dann erträglich ist, wenn die Hand, die sie ausübt, nicht zu stark ist, weniger dem Staat und der Polizei, als der freien Organisation verwandt ist. Heute aber will man die soziale Hygiene vervollkommnen durch eine straffere Organisation und dafür etwas Freiheit, nämlich die Selbstverwaltung der Ortskrankenkassen, wie sie heute ist, opfern. Schade! denn je mehr man die Zwangsversicherung vervollkommnet, um so mehr erstickt man die Kraft zur freien Selbsthilfe und zur freiwilligen Gegenhilfe. Außerdem gehen die Reformer von der Ansicht aus, daß die ungeheure Mannigfaltigkeit und Vielheit unserer Krankenorganisation ein augenfälliger Fehler sei. Nun wohl, sie mag verwaltungstechnische Nachteile haben. Aber ist nicht gerade diese Vielheit der Form die einzige Form, mit welcher man der un-

geheuren Mannigfaltigkeit in einem so großen Volke beikommen kann. Große Städte und flaches Land, wo nur 500 Versicherte auf der Quadratmeile wohnen, Riesenbetriebe, wie im Bergbau, und demgegenüber das Chaos der kleinen Gewerbe und Geschäfte, alles soll mit ein und demselben Schema der Gesamtversicherung und Verwaltung versorgt werden. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß das gut ist. Im Gegenteil — gerade das Nebeneinander der 1. Gemeindekrankenkassen, 2. Betriebskrankenkassen und 3. freien Ortskrankenkassen kann allem gerecht werden. Jede Art hat ihre Fehler und Vorzüge. Die Vorzüge sind: ad 1 Billigkeit, ad 2 Leistungsfähigkeit, ad 3 Selbstverwaltung. Die Fehler sind ad 1 und 2 keine Selbstverwaltung, ad 1 und 3 zuweilen geringe Leistungen, ad 2 und 3 Kostspieligkeit. Aber ihr Nebeneinander gleicht ihre Fehler aus. Es ist doch kein Fehler da, der durch alle durchgeht und die gesamte Krankenversicherung verhaßt machen könnte.

Es wäre noch viel zu sagen über die anderen Neuerungen, nämlich die Ausdehnung der Versicherung auf die Landarbeiter und Heimarbeiter. Auch hierüber schweben noch Bedenken. Aber in der Aerztefrage und der Frage der Selbstverwaltung wird die Zukunft der Reform entschieden, und damit stehen und fallen auch diese Neuerungen.

Unsere Versicherungsgesetze in ihrer bisherigen Gestalt haben den Sozialismus mit Glück beim Stirnhaar gefaßt und aufgezäumt. Wir sitzen im Sattel und reiten. Aber lassen wir uns nicht von diesem „edlen Renner" zu weit tragen. Sondern wenn der Ritt gefährlich wird, so heißt es bei Zeiten vom Prinzip steigen. Denn Vorsicht und Vernunft werden nicht vom Pferde verlangt, wohl aber vom Reiter.

In Bälde werden wir den Stapellauf der Reichsversicherungsordnung erleben. Alle Leidenschaften werden sie umtoben, und das ist kein Wunder; denn es ist ein klotziges Stück von der Zukunft des Volkes, das hier zur Gestalt kommt. Alle diese Leidenschaften, Haß, Gewinnsucht, Mißtrauen und Herrschsucht, so häßlich sie auch aussehen, haben doch ihr gutes Recht hinter sich und sehen schärfer als die Berufsmyopie der Sozialpolitiker ex officio. Mögen sich Politiker finden, die von oben herab durch den Schaum und Gischt der Leidenschaften die gefährlichen Klippen erspähen und vermeiden und das sichere Fahrwasser finden.

Zur österreichischen Polen-Politik.

Von

Dr. Franz Zweybrück, Wien.

Seit mehr als 80 Jahren hat alle russische Politik mit einer polnischen Opposition zu rechnen. Wiederholte Annäherungen, die von beiden Seiten versucht worden, haben niemals einen realen Erfolg verzeichnen können. Der schroffe Gegensatz zwischen dem russischen und dem polnischen Elemente kam vielmehr nach einer solchen Episode noch schärfer zum Ausdruck. Heute hat eine russenfreundliche Politik, wie sie seinerzeit der Marquis Wielopolski vertreten, keinen nennenswerten Anhang mehr. Dies ist auch wiederum während der Verhandlungen der Reichsduma hervorgetreten, wo ebenfalls manche Bemühungen, die polnischen Vertreter für eine gemeinsame Aktion heranzuziehen, an deren entschiedener Haltung scheiterten. Und noch in den allerletzten Tagen haben die Vorgänge auf der Petersburger Slavenkonferenz deutlich erwiesen, daß für eine panslavistische Aktion, in deren Dienste alle russische Politik gestellt werden sollte, die polnischen Politiker nicht gewonnen werden können. Vergebens hat sich der beredte Czechenführer und Rußlandschwärmer Dr. Kramař dort bemüht, diesen kultiviertesten und der westlichen Bildung am frühesten zugänglich gewordenen slavischen Volksstamm zur Mittätigkeit am allslavischen Werke zu bewegen. Die Polen fühlen sich als eine Macht für sich, und ihr Führer und Sprecher Dmowski wußte seiner ablehnenden Antwort auf die Ausführungen des Dr. Kramař eine Form zu geben, in der das Selbstgefühl seiner Nation sich in ruhiger Sicherheit äußerte.

Seit dem fünften Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts weiß man bereits von der oppositionellen Stellung der Polen in Preußen. Ueberflüssig wäre es, an dieser Stelle noch ein Wort behufs Feststellung des Daseins einer solchen Opposition zu verlieren. Im

preußischen Landtag wie im deutschen Reichstag muß mit der Zahl und der Bedeutung der Polen gerechnet werden. Während eines ganzen Menschenalters befindet sich eine jede preußische Regierung im Kampfe mit dem Polentum, und welche Schärfe sämtliche Konflikte auf diesem Gebiete allmählich angenommen, welche Kraft in solchem Ringen verausgabt worden, welchen lähmenden Einfluß dieser schwache Punkt einer jeden preußischen Verwaltung für die gesamte Politik bedeutet, das hat ja die deutsche Oeffentlichkeit von den Tagen Caprivis und Bülows bis zum heutigen Augenblicke zuweilen bitter empfunden.

Nur der dritte der Staaten, die mit der Teilung der polnischen Landgebiete ihren eigenen Besitz vergrößert, Oesterreich, darf eine günstigere Erfahrung verzeichnen. Ganz verschieden von der Entwicklung der Dinge in Preußen und Rußland hat sich die Bedeutung Galiziens für die österreichische Monarchie herausgestaltet. Muß ein preußischer oder russischer Politiker das polnische Element als ein verneinendes für sein Staatsleben anschlagen, so darf im Gegensatze der österreichische Staatsmann die parlamentarische Vertretung Galiziens als einen bedeutsamen und sicheren positiven Faktor in seine Rechnung einsetzen. Gleich hier sei ein wichtiger Vorteil festgestellt, der Oesterreich in seiner Stellung zum Polentum wesentlich fördert. Preußen ist ein protestantisches, Rußland ein Staatsgebilde mit der Grundlage des griechisch-orthodoxen Glaubensbekenntnisses. Oesterreich ist ein katholischer Staat, und dies hat von allem Anfang eine gewisse Quantität des Gemeinsamen dargestellt. Trotzdem aber muß die Tatsache einer österreichischen Staatsgesinnung, wie sie die Vertretung Galiziens jederzeit bekundet, auf den Nichtösterreicher, auf den Preußen und Russen den Eindruck einer ganz besonderen Gestaltung des Verhältnisses, in dem sich das Königreich zum Staatsganzen befindet, machen. Und die Frage liegt nahe, wieso es gekommen, daß nun seit etwa 50 Jahren die polnischen Mitglieder des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie die polnischen Mitglieder der österreichischen Delegation stets diejenige Gruppe gewesen, mit deren gewissen Bereitwilligkeit zur Berücksichtigung und Erledigung der Staatsnotwendigkeiten die Regierung rechnen konnte. Unser Staat hat ernste innere politische Krisen mitgemacht. Das Fieber der Parteileidenschaft griff wiederholt die empfindlichsten Gebiete des Staatslebens an und gefährdete sogar selbstverständliche Lebensfunktionen. Aber niemals haben die Polen sich an solchen parlamentarischen Exzessen beteiligt, niemals haben sie sich mit ihren

...derungen außerhalb der österreichischen Staatsidee gestellt. Und ...ie loyale österreichische Haltung hat trotzdem in den Augen ihrer ...ischen und preußischen Konationalen keineswegs die nationale ...innung der galizischen Polen verdächtigt. Ihre Politik gilt viel=...hr als das glückliche Ergebnis einer konsequenten, zielbewußten ...ndespolitik, und tatsächlich weist die Verwaltung Galiziens eine ...lle wichtiger nationaler Zugeständnisse auf, durch die aber das ...taatsganze keine wesentliche Schädigung erfahren hat.

Die österreichische Geschichtsforschung ist seit langen Jahren um ... galizische Landesgeschichte und insbesondere um die Klarlegung ...er administrativer Maßregeln bei der tatsächlichen Einverleibung ...s Königreiches in die österreichische Monarchie bemüht.*)

Festgestellt erscheint heute, daß nach der ersten Ueberschreitung ...r polnischen Grenze im Mai 1772 durch längere Zeit die Aus=...hnung und die Abgrenzung der von Oesterreich besetzten polnischen ...ndteile genauer Bestimmung entbehrten. Fünf Generäle waren ...t ihren Truppen von verschiedenen Seiten in Polen eingebrochen. ... hatten fast nirgends einen bewaffneten Widerstand gefunden. ...erdings begegneten die österreichischen Ansprüche einer nur teil=...eisen Zustimmung seitens Rußlands und Preußens. Der Wider=...nd dieser Mächte galt aber dem Bestreben Oesterreichs, westpolnische ...biete zu gewinnen. Für das Habsburger Reich mußte eine mög=...st breite Verbindung der neugewonnenen Besitzungen mit den ...n dringend wünschenswert erscheinen. Diese polnischen Gebiets=...e erfreuten sich reicher Kultur und boten ansehnliche Einkünfte. ...e hatten die alte Krönungsstadt Krakau zum Mittelpunkt. Die ...ische Diplomatie mit Panin an der Spitze widerstrebte einer ...dehnung Oesterreichs auf diesem Boden, und Preußen mußte ... eine drohende Umgürtung des eben eroberten Schlesiens durch ...terreich zu verhüten trachten. Die Besetzung von weiten Land=...en im östlichen Polen erfuhr hingegen keine nachdrücklichere ...endung. So erhielt der auf Oesterreich entfallende Bruchteil ... Aktion von 1772 eine Gestalt, die im Westen sich dürftig aus=...hm, während sie nach Osten zu sich ausdehnte. Der kostbare ...s der polnischen Salzbergwerke und der Wunsch einer sicheren ...bindung mit den Erbländern wurde von der österreichischen

---

*) In allerjüngster Zeit hat eine fleißige historisch=statistische Studie eine Zusammenfassung der inneren Verhältnisse Galiziens im Jahre 1772 unter=nommen: „Galizien, wie es an Oesterreich kam." Von Dr. A. J. Brawer. Leipzig 1910.

Diplomatie und Generalität als derartig wichtige Ang[illegible] behandelt, daß die Mächte einige Monate hindurch nicht ein[illegible] konnten. Schließlich erhielt Oesterreich die Salzwerke und [illegible] auf Krakau, das bei der dritten Teilung Polens 17[illegible] ausgedehnten Gebiet zwar an Oesterreich gelangte, [illegible] durch Beschlüsse des Wiener Kongresses 1815 wiederum b[illegible] werden mußte. Erst die Bauernrevolution und die Um[illegible] polnischen Agitatoren veranlaßten 1846 die Großmächte, den [illegible] Staat Krakau aufzulassen und sein Gebiet nun endgültig Oe[illegible] zu überlassen. Der Gegensatz zwischen den kulturellen und [illegible] graphischen Verhältnissen in Ost- und Westgalizien hat sich [illegible] Zeit fühlbar gemacht. Ueber Ostgalizien war nicht bloß de[illegible] reichischen Beamtenschaft und den Generalstabsoffizieren nur [illegible] bekannt, auch in Rußland und Preußen wußte man [illegible] dortigen Boden- und Stromverhältnissen, noch von den [illegible] und wirtschaftlichen Zuständen. War doch bei der [illegible] Konvention als Grenzwasser ein Fluß namens Podhor[illegible] worden. Die einmarschierenden Oesterreicher jedoch konnten [illegible] Fluß dieses Namens auffinden, er hat auch tatsächlich [illegible] Später haben Russen und Preußen diesen Irrtum [illegible] schaltung des Sereth-Flusses [illegible] wollen. Die Oe[illegible] zogen es vor, den weiter östlich fließenden Zbrucz [illegible] aufzustellen, und dabei blieb es schließlich.

Bei der ersten Teilung hat Oesterreich unge[illegible] polnisches Land gewonnen. In Ungarn wurde jede [illegible] [illegible] 14., 15. und 16. Jahrhundert [illegible] [illegible]

zeichnung in den habsburgischen Besitz ein. Auch jene 42000 km², die 23 Jahre später von Oesterreich erworben wurden, fügte man ihnen bei. Die ersten Vermessungs- und Berechnungsarbeiten verursachten die größte Mühe, arge Irrtümer machten sich erst nach Jahren fühlbar. Prinz Lobkowitz hatte die Bevölkerungszahl des Galiziens von 1772 auf 800 000 Seelen angeschlagen; aus den uns heute vorliegenden Archivalien stellt sich aber heraus, daß man mit einer Bevölkerungszahl von 2 600 000 Einwohnern zu rechnen hatte. Die Verhältnisse des Westens waren durch ihre höhere kulturelle Entwicklung leichter zu übersehen. Der Osten machte weit größere Schwierigkeiten. Im Westen fiel die Gliederung des Bodenbesitzes in viele adelige und bäuerliche Güter auf, die Volksdichte war eine größere. Im Westen gab es mehr ausgedehnte Latifundienbesitze. Auch besaßen dort die Dörfer einen größeren Umfang, weil die stets drohende Gefahr tartarischer und türkischer Einfälle die Bauern veranlaßte, näher aneinander zu rücken. Im Westen hatte der Adel eine stärkere Gewalt über die Bauernschaft gewonnen als im Osten, wo der Grundherr besorgen mußte, daß der Bauer sich harten Fronverhältnissen durch Flucht über die Grenze entschlagen könnte. Der Westen lag im Machtgebiete der römisch-katholischen Kirche. Die deutsche Kolonisation war im ganzen Lande, vor allem aber in den Städten deutlich bemerkbar. Im Osten überwiegt der ruthenische Stamm und die byzantinische Kultur. Hier herrscht der griechische Ritus. Die Verwüstungen der Tartareneinfälle haben über diesen so ergiebigen Boden Jahrhunderte entsetzlicher Armut gebracht, so daß eine weite Kluft zwischen diesem vereinsamten Osten und Westgalizien bestand, das sich mit gutem Recht noch zu Europa rechnen durfte. Dazu kam noch, daß der ruthenische Adel sich seinem Volke entfremdet hatte; er war katholisch geworden, er hatte polnische Sitten angenommen, ebenso die wohlhabenderen Schichten des städtischen Bürgertums. So hob sich denn das ruthenische Bauerntum allein von den übrigen Volksbestandteilen Galiziens ab.*) Es nimmt eine Stellung für sich ein. Hier mußte die Verwaltung sich ganz besonders einsetzen, um gedeihlichere Zustände zu ermöglichen. Nur ein langsames Fortschreiten ließ sich nach langen Jahren feststellen. Doch das Material, welches die Ruthenen der Armee stellten, ward vielfach gerühmt. Erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts

*) Szujski, Die Polen und Ruthenen in Galizien, Wien und Teschen 1882, S. 26.

erwachen frei politische und nationale Ansprüche, die [illegible] achtung forderten und die österreichische Staatsmänner [illegible] reichsfeindlichen Agitationen polnischer Adeliger [illegible]

Lange Jahre sicheren Friedens sind dem [illegible] österreichischen Beamtenschaft in Galizien wahrlich nicht [illegible] wesen. Die Zeiten des ersten Napoleon steigerten das [illegible] gewesene Selbstgefühl des polnischen Adels bis zu den [illegible] Hoffnungen, und nach seinem Falle war es wiederum [illegible] Rußland, der die so arg getäuschten Erwartungen, [illegible] Form, wieder aufleben ließ. Die letzten [illegible] Herrschers und das selbstherrliche Regiment seines [illegible] brachten dann revolutionäre Tendenzen zur [illegible] Verschwörungen hebt an. Die nationale Bewegung, [illegible] in schroffen Oppositionsschriften, die vom Auslande [illegible] wurden, äußern, oder in einer sorgfältig gehüteten [illegible] Vereine, blieb auf den adeligen Grundbesitz und [illegible] städtischen Bürgertums beschränkt. Der Bauer [illegible] nahmslos, in den ruthenischen Gebieten [illegible] die Einbeziehung der [illegible] in die [illegible] Bewegung brachte [illegible] polnischen Aufstand [illegible] werden könne, wenn auch die Bauern gewonnen [illegible]

[illegible]

mmung des Kaisers eine großzügige Ausdehnung des Volks-
lwesens und er bringt es in der Polonisierung der Verwaltung
weit, daß am 1. Jänner 1863 nur noch acht Russen in Polen
here Beamtenstellen inne haben. Aber Wielopolski rechnet nicht
der städtischen Demokratie, die an Anzahl die Verschwörerköpfe
s Adels weit überragte. In ihren Kreisen war die ausschließliche
rgebung der Beamtenstellen an den Adel mit tiefer Erbitterung
enommen worden. Man wollte überhaupt von Zugeständnissen,
der kaiserlichen Gnade zu verdanken waren, in einem Augenblick
ts mehr wissen, wo alle möglichen Umstände, wie die Erschöpfung
lands durch den Krimkrieg, seine gründliche Verfeindung mit
terreich und die schlechten finanziellen Zustände zusammenwirkten
d das Gelingen eines Aufstandes zu verheißen schienen. Wielo-
ski und seine russischen Freunde gewahrten geheimnisvolle Um-
be, ein Gewebe, dessen Fäden nach Paris reichten. Die studentische
gend schien dabei stark beteiligt. Da glaubte der Marquis einen
altigen Schlag gegen diese Opposition führen zu müssen, die sein
edenswerk bedrohte. Er wollte sich dieser unruhigen Elemente
ledigen und so wurde von Petersburg aus in Polen eine allge-
ine Aushebung angeordnet. Durch diese harte Maßregel wurde
Erbitterung der polnischen Demokratie zum Siedepunkt gebracht.
revolutionäre Propaganda tat das Ihrige, und so kam es zu jener
lückseligen Erhebung, die dem Marquis Wielopolski und den
onalen Hoffnungen der Polen ein gründliches Ende bereitete.

Der Aufstand von 1863 hat die entscheidende Wendung für
s Verhältnis der österreichischen Polen zur Gesamtmonarchie ge-
cht. Heute beklagen ihre Geschichtsschreiber, deren patriotische
innung niemals angefochten worden, die unselige Verblendung,
Ratlosigkeit der vornehmsten Führer der Nation und alle jene
tände, die dem unverantwortlichen Leichtsinn der radikalen Hitz-
fe den Sieg über die nüchterne Auffassung und über die
rnungen der besten Männer verschaffte. Bekannt ist es, welchen
fluß die Politik des dritten Napoleon auf das Losbrechen des
tandes hatte, und wie ausgezeichnet Bismarck die aus der
lution resultierende diplomatische Verwicklung für seine Politik
erwerten gewußt hatte. In Oesterreich bewirkte begreiflicher-
die polnische Erhebung einen Stillstand in der Tätigkeit des
schen Landtags. Am 24. Februar 1864 mußte das Mini-
um Schmerling über Galizien den Ausnahmszustand verhängen,
erst im April des folgenden Jahres aufgehoben worden ist. Von

einer Einberufung des Landtages konnte nicht die Rede sein, und auch vom Reichsrat hielten sich die galizischen Abgeordneten ferne. In jener Zeit vollzog sich der Niedergang jenes österreichischen Ministeriums, das im Zeichen der Verfassung vom 26. Februar 1861 zur Regierung gelangt war. Der Zentralismus, der den Deutschen und der Verwaltung des deutschen Beamtentums eine führende Stellung zusicherte, vermochte nicht den Kampf mit den von Deak trefflich geführten Ungarn siegreich durchzuführen. Wohl empfahl sich der Fortbestand einer von diesem Grundsatz geleiteten Verwaltung in Hinblick auf die Stellung des Kaiserstaates zum Deutschen Bunde. Allein die Ungarn erhielten eine gewichtige Unterstützung durch die Opposition der nichtdeutschen Parteien im österreichischen Reichsrat, und ferner durch die werktätige Abneigung der feudalen und kirchlichen Kreise, die sich mit den ungewohnten Formen, die die Verfassung und der Parlamentarismus gebracht, nicht befreunden konnten. Im Jahre 1865 erfolgte der Rücktritt Schmerlings, die Berufung des Grafen Belcredi und der Erlaß jenes „Septemberpatents“, das die Sistierung der Februarverfassung verkündigte.*) Mit diesem Erlaß des Kaisers hebt eine neue Richtung an. Er bedeutet den Ausgangspunkt für die neuartigen Bestrebungen der polnischen Politiker. Das „Septemberpatent“ stellte eine Umbildung der Verfassung in autonomistischem Sinne in Aussicht, und als ein besonderes Zeichen der Verheißung durfte Galizien den kaiserlichen Gnadenakt begrüßen, der allen jenen, die an dem polnischen Aufstand von 1863 beteiligt gewesen, Amnestie gewährte. In einer zuversichtlichen Stimmung also trat im November 1865 der galizische Landtag wieder zusammen, in welchem sofort zwei Adressen an den Kaiser beschlossen wurden. Indem die eine ihren Dank für den kaiserlichen Gnadenerlaß Ausdruck verlieh, bekräftigte in der anderen die Vertretung des Königreichs Galizien ihre Bereitwilligkeit, an der Verfassungsreform mitzuwirken, und der Landtag sprach in dieser Adresse auch die Erwartung aus, daß die Lebensinteressen des Landes gerechte Würdigung erfahren würden. Das Ministerium Belcredi bewies deutlich seinen Willen, sich der Unterstützung der Polen zu versichern. Bis zum April des folgenden Jahres blieb der galizische Landtag versammelt, und seine Verhandlungen hatten zum wichtigsten Gegenstande die Grundlagen für ein System gali-

*) Hierfür, wie für die Darstellung der parlamentarischen Episoden überhaupt, vergl. Kolmers ausführliche Chronik „Parlament und Verfassung in Oesterreich“. (5 Bde.)

icher Selbstverwaltung zu schaffen. Daß die Postulate, die die polnischen Führer in jener Session aufstellten, auf eine freundliche Aufnahme seitens der Wiener Regierung rechnen konnten, bezeichnete die Ernennung eines polnischen Aristokraten, des Grafen Agenor Goluchowski zum Statthalter des Königreiches, die im September 1866 erfolgte. Allerdings wußte man, welche unbedingte Ergebenheit für seinen kaiserlichen Herrn Goluchowski beseelte. Aber andererseits war mit seinem Namen jenes Diplom vom Oktober 1860 verknüpft, das einen Aufbau Oesterreichs auf föderalistischer Grundlage versuchen wollte. So konnten Hof und Regierung sicher sein, daß unter seiner Verwaltung keine reichsfeindliche Aktion eine Begünstigung erfahren, und den Polen wiederum erschien durch seine Ernennung der Grundsatz ihrer nationalen Selbstverwaltung der Verwirklichung wesentlich näher gerückt.

Die führenden Männer Galiziens waren entschlossen, in eine Aktion einzutreten, die ihrem Lande eine möglichst weitbegrenzte, selbständige Verwaltung zusichern sollte. Sie waren sich aber auch deutlich bewußt, daß sie sich damit von der trostlosen Verschwörer- und Revolutionspolitik wie von dem kosmopolitischen Radikalismus lossagen mußten und daß das ganze Land in diese Absage inbegriffen sein mußte. Sie fühlten, daß von ihnen ein tatsächlicher loyaler Anschluß an die österreichische Staatsidee, an das österreichische Staatsganze erwartet werde. Dessen waren sie sich bewußt, und ihr Entschluß ebenso wie ihre feierliche Stimmung fanden ihren sonoren Ausdruck in der denkwürdigen Adresse, welche der galizische Landtag am 10. Dezember 1866 annahm. Der Entwurf umging das Verfassungspatent vom Februar 1861 und berief sich auf die Auffassung, in der das Oktoberdiplom ihres nunmehrigen Statthalters, des Grafen Goluchowski, gehalten gewesen. Das Diplom hatte von den anerkannten Rechten und nationalen Ueberlieferungen der Länder und deren weiterer Entwicklung gesprochen. Die Adresse setzte hier ein: „In dieser Hoffnung“, hieß es darin, „bestärkt uns die allergnädigst erteilte Sanktion zahlreicher organisatorischer Arbeiten unseres Landtages, sowie die Wahl eines unter uns aufgewachsenen, mit unseren Verhältnissen und Bedürfnissen wohlvertrauten Mannes zum Statthalter.“ Allerdings wurde in der Adresse gesagt, daß sich die Landboten Galiziens von der Furcht frei wüßten, ihrer nationalen Idee untreu zu werden, aber sie seien von Vertrauen in die Mission Oesterreichs erfüllt. Und dann erreicht die Adresse ihren Höhepunkt: „Wir erklären aus der Tiefe

unseres Herzens, daß wir zu Eurer Majestät stehen und [illegible] wollen.*) Die Rede und die publizistischen Aeußerungen, die sich [illegible] diese Adresse knüpften, bekräftigten die Ueberzeugung, daß [illegible] ferneren Haltung des galizischen Landtags, also der [illegible] österreichischen Polen, die bleibende Richtung mit dieser Adresse [illegible] gezeichnet war, und daß damit die Polen sich verpflichteten, [illegible] zu unterstützen, was die Machtstellung des Reiches [illegible] zwar ohne sich durch die inneren Streitigkeiten [illegible] flussen zu lassen.

Hier seien zwei Aeußerungen aus dem Munde polnischer [illegible] zitiert, die für die Stimmungen Zeugnis ablegen sollen, [illegible] heraus jene Adresse verfaßt und die galizische [illegible] wurde. Von einer panslavistischen Tendenz sagten sich die [illegible] mals auf das Bestimmteste los. Sie waren entschlossen, auf [illegible] Wegen zu wandeln und selbständig Politik zu machen. Der [illegible] Minister für Galizien, Doktor Florian Ziemiałkowski, [illegible] Monate nach der Adresse an den nationalen Historiker Doktor Sz[illegible] einen offenen Brief, in dem es heißt: „Wir sind Polen. Dem S[illegible] tum haben wir den Abschied gegeben, seit wir aus dem [illegible] getreten sind. Das polnische Volk kennt die Benennung S[illegible] Sowohl die Geschichte, als auch die Zeitgenossen kennen uns [illegible] unter dem Namen Polen ... Halten wir an dieser teuren [illegible] mit der Ausschließlichkeit einer [illegible] Liebe und [illegible] wir auch nicht einen Augenblick auf unser Polentum um [illegible] zu suchen.“**) Zu einer Anklage [illegible]

[illegible]

*) [illegible]
**) [illegible]

ihre Anerkennung, zumindest die Anerkennung ihrer Berechtigung durch das Ministerium Belcredi, in das jetzt auch der Freiherr von Beust eingetreten war, erfahren. Ende Jänner 1867 jedoch sah sich Graf Belcredi veranlaßt, zurückzutreten, denn die Deutsch-Oesterreicher hatten in Hinsicht auf die neuerdings kundgegebenen feudalföderativen Tendenzen des Grafen beschlossen, die Wahlen für einen einzuberufenden außerordentlichen Reichsrat nicht vorzunehmen. Durch die kriegerische Katastrophe von 1866 hatte die Krone sich veranlaßt gesehen, die Verhandlungen mit den ungarischen Führern wiederum aufzunehmen und eine Neugestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse inbezug auf die Länder der Stephanskrone ins Auge zu fassen. Der Ausgleich, den Deak jetzt, allerdings nicht mit Oesterreich, sondern mit der Dynastie schloß, mußte begreiflicherweise auf die nationalen Forderungen, wie sie im Reichsrat seitens der Polen, Czechen usw., zum Ausdruck gelangt waren, weiter wirken. Auch die Polen, ebenso wie die Czechen, vermochten historische Rechte geltend zu machen, so hieß es. Die zentralistische Idee, an der die Deutsch-Oesterreicher mit Hinweis auf ihre kulturelle, wie wirtschaftliche Ueberlegenheit festhielten, erschien ernstlich bedroht, und ihre oppositionelle Haltung verlangte um so mehr Berücksichtigung, als auch von ungarischer Seite die Erwartung angedeutet worden war, daß man sich jenseits der Leitha eine Neuordnung in der Verwaltung der kaiserlichen Erbländer als eine solche denke, die den Deutschen eine führende Rolle zuspreche. Die Ungarn zeigten recht deutlich, daß sie von einer föderativen Ausgestaltung Cisleithaniens nichts wissen wollten, ihr weitblickender Führer mochte dabei an die Gefahren denken, die durch ein slavisches Uebergewicht in Oesterreich für Ungarn, in dem ja ebenfalls ansehnliche slavische Elemente vorhanden waren, heraufbeschworen werden könnte. Gegen eine föderative Ausgestaltung machten sich auch ernstliche Bedenken in jenen hohen Beamtenkreisen geltend, die den dynastischen Reichsgedanken für unzertrennlich verbunden mit einer österreichischen zentralistischen Verwaltung auf deutscher Grundlage erklärten.

Die deutsch-zentralistische Auffassung hatte denn auch die Oberhand behalten. Eine Umgestaltung der Verfassung auf föderativer Grundlage, wie sie Belcredi vorgeschwebt, wurde fallen gelassen, die Wiederherstellung der Februarverfassung trat in Sicht, und durch die versammelten Landtage sollten die Wahlen in den Reichsrat vollzogen werden. Für die föderalistischen Politiker bedeutete der Rücktritt des Grafen Belcredi und die deutlich angekündigte Rückkehr

zum Zentralismus einen Zusammenbruch von Hoffnungen, deren Erfüllung sie schon ganz nahe geglaubt hatten. Besonders der böhmische Landtag nahm einen stürmischen Verlauf. Die Czechen erklärten, nicht ein Reichsrat, sondern der Landtag hätte den Ausgleich mit Ungarn zu genehmigen. Im galizischen Landtag machte sich die gleiche Auffassung geltend. Die letzte politische Entwicklung hatte die Polen an die Seite der czechischen Föderalisten geführt, die Regierung des Grafen Belcredi schien ihnen die Verwirklichung ihrer autonomistischen Erwartungen zu gewährleisten. Sollten sie nicht angesichts des gänzlichen Umschwunges der sich in Wien vollzogen hatte ebenfalls in die grundsätzlich negierende Opposition treten und durch das Gewicht ihres Beschlusses die Aktion der stammverwandten Czechen wesentlich fördern? Ein gewichtiger Teil der Landtagsabgeordneten war zu solcher Stellungnahme entschlossen und wäre auch mit seiner Auffassung durchgedrungen, wenn nicht den Gegnern, die eine Fortentwicklung jener Politik, in deren Sinne die Adresse vom Dezember des vorhergehenden Jahres gehalten gewesen, vertraten, von Wien aus eine werktätige Hilfe gebracht worden wäre. Die Regierung wollte den Beweis leisten, daß sie zur Weiterausbildung der Autonomie entschlossen sei, und so verfügte eine kaiserliche Entschließung vom Februar 1867 die Errichtung einiger Professuren mit polnischer Vortragssprache an der juridischen Fakultät zu Lemberg. Auf dieses Zugeständnis konnten sich nun die Vertreter einer regierungsfreundlichen Politik berufen, wenn sie sich für die Vollziehung der Reichsratswahlen einsetzten. In demselben Sinne wirkte auch der Statthalter Graf Goluchowski ein, und so wurden die Wahlen beschlossen und ferner ein Adressenentwurf fallen gelassen, welcher der Februarverfassung die Rechtsgültigkeit absprechen wollte. In dem am 20. Mai eröffneten Reichsrate wurde der Führer dieser Gruppe, die sich für eine positive Politik zur Erreichung der Autonomie entschieden hatte, Ziemialkowski, zum Vizepräsidenten gewählt.

Die Errichtung jener Universitätsprofessuren sollte eine Reihe von Reformen im Sinne der Autonomie einleiten. Was den Polen vorschwebte, das war bei den Landtagswahlversammlungen 1867 ausgesprochen worden.

Ziemialskowski selbst meinte, man müsse die selbständige Verwaltung des Landes, einen polnischen Statthalter, der das Recht der Beamtenernennung und -Absetzung erhielte, einen obersten Gerichtshof, einen galizischen Hofkanzler mit Sitz und Stimme im Ministerrat und die Regelung aller Schulfragen durch den Landtag,

ebenso wie die Steuerverteilung in der Landesvertretung erreichen, in der auch zu beschließen wäre, welchen Beitrag das Königreich zu den gemeinsamen Budgets zu leisten hätte. Beust wurde ein ähnliches Verzeichnis aller Forderungen der galizischen Führer bekannt gegeben. Von Wien aus war eine Antwort erfolgt, die zumindest eine teilweise Verwirklichung dieser Forderungen erwarten ließ. Und damit gelang es, alle Bestrebungen jener Politiker, die mit den Czechen eine gemeinsame Taktik vereinbaren wollten, zu entkräften. Die Polen gingen im Reichsrat ihren eigenen Weg, und als schon damals parteiorganisatorische Versuche gemacht wurden, die slavische Opposition zu einem Ganzen zu vereinigen und dieselbe noch durch den Beitritt der deutschen Ultramontanen zu verstärken, erfuhren Südslaven wie Klerikale von galizischer Seite eine Ablehnung. Allerdings bemühten sich die Polen, den von ihnen eingenommenen Standpunkt, nach der deutschen wie nach der slavischen Seite hin, näher zu erklären. Gelegentlich der Debatte über den Ausgleich mit Ungarn erklärte Kreczunowicz, die Polen fühlten sich verpflichtet, im Sinne der „Staatsnotwendigkeiten" zu handeln. Sie hätten ihnen zuliebe den Boden des Reichsrates betreten und ihre nationale Ueberzeugung zurückgestellt. Auf den Boden des Reichsrates könne ein neuer legaler Verfassungszustand aufgeführt werden. Es wäre zu erwarten, daß man auf diesem Boden zu einer Verständigung gelangen und daß man den „verfassungsmäßigen autonomen Rechten der Königreiche und Länder" Rechnung tragen werde, wenigstens jenen der bedeutenderen politischen und nationalen Individualitäten. Die Polen behielten auch während der folgenden Reichsratsverhandlungen die gewählte besondere Stellung bei, wenn sie auch wiederholt den übrigen slavischen Gruppen Hilfe leisteten. Als das Ministerium Auersperg-Giskra dem Ausbleiben der czechischen Reichsratsabgeordneten ein von der deutschen Majorität angenommenes Notwahlgesetz entgegengestellt hatte, protestierte Zyblikiewicz gegen die Anwendung dieser Bestimmungen, indem er das Gesetz als eine Negation der Individualität der Königreiche und Länder bezeichnete. Aber sie hüteten sich, mit der czechischen Opposition gemeinsame Sache zu machen. Um so nachdrücklicher und zäher verfolgten sie ihre Ziele, wenn es sich um die Beratung von einzelnen Reformen handelte. Sie wußten ihre Verdienste um die Erhaltung des zentralistischen Reichsrates stets zur Geltung zu bringen, und bei der Beratung der Reform der politischen Verwaltung gemahnten sie wiederum an ihre Wünsche bezüglich der Erweiterung

der galizischen Autonomie. Im April 1868 erinnerte Kreczunowicz an den bereits vor Jahren ausgesprochenen Wunsch des galizischen Landtags bezüglich eines Hofkanzlers oder eines dem Landtage verantwortlichen Ministers. Ihm wurde aber von der Regierung, die sich zu jener Zeit mit ihrer deutschen Mehrheit sicher fühlte, eine kühle Ablehnung zuteil. Eine Regierung, zusammengesetzt aus lauter Hofkanzlern, meinte Giskra, würde der Verantwortung vor dem Reichsrat und einem parlamentarischen Ministerium rasch ein Ende machen. Im Herrenhause zeigten die Vertreter des galizischen Hochadels eine ähnliche Haltung, wie die galizischen Mitglieder des Abgeordnetenhauses. Auch hier wurde bei der Durchberatung einzelner Verwaltungsreformen der Standpunkt des Königreiches als ein besonderer hervorgehoben. Es seien hier als ein Beispiel die Einwände angeführt, die die Fürsten Sanguszko und Jablonowski gegen die Aufhebung der Prügel- und Kettenstrafe vorbrachten. Die beiden Aristokraten nahmen für Galizien die Prügelstrafe „als unentbehrliche Maßnahme für geordnete Verhältnisse" in Anspruch. Hatte sich die Regierung jedoch veranlaßt gesehen, auch den Polen gegenüber ihren zentralistischen Standpunkt zu betonen, wenn es sich um grundsätzliche föderalistische Forderungen handelte, so belohnte sie andererseits das Königreich für die bewiesene Bereitwilligkeit seiner reichsrätlichen Vertretung durch tatsächliche Zugeständnisse auf dem Gebiete der Selbstverwaltung. Im Jänner 1868 erhielt ein vom Landtag ausgearbeitetes Gesetz über die Sonderstellung des galizischen Unterrichtsrates die Sanktion. Allerdings fanden seine Bestimmungen bei den Ruthenen eine heftige Opposition. Im Reichsrate wurde der Unterrichtsminister L. von Hasner darüber interpelliert, und er sah sich gezwungen, eine vertröstende, ausweichende Antwort zu erteilen. Er verwies auf ein korrektes Vorgehen der Behörden und versprach die Beseitigung eventueller Schwierigkeiten. Schon im folgenden Monat geschah ein neuer Schritt in der Autonomieerweiterung. Der Justizminister Herbst erließ eine Verordnung über den ausschließlichen Gebrauch der polnischen Sprache im Parteienverkehr bei den galizischen Gerichten. Man sieht, die Autonomie wurde stückweise erteilt, und zwar auf dem Wege von kaiserlichen Verordnungen. Erörterungen im Reichsrat sollte vermieden, die Zugeständnisse an Galizien in aller Stille bewilligt werden. Trotzdem hatte die regierungsfreundliche Landtags-Mehrheit große Mühe, sich zu behaupten. Konnte sie auch auf wichtige Erfolge hinweisen, so zeigte sich eben damals, daß eine

radikale Richtung, die über Oesterreich hinausstrebte, die öffentliche Stimmung mächtig beeinflußte. Im Sommer dieses Jahres wurde der Besuch des Kaisers erwartet, als aber der Landtag im August zusammentrat, offenbarte sich eine erregte großpolnische Stimmung, die auch mit der Tatsache in Verbindung gebracht wurde, daß Zar Alexander II. Warschau besuchen wolle. Großpolnische Demonstrationen nahmen einen derartig lauten Charakter an, daß Kaiser Franz Joseph die Reise plötzlich absagte. Schwer empfand man in Galizien diese überraschende kaiserliche Entschließung. Später wurde bekannt, daß der Kaiser zur Begrüßung des Zaren den Prinzen Thurn-Taxis nach Warschau gesendet habe, und in der Presse wurde eine Aeußerung zitiert, die der Zar gegenüber dem Prinzen getan: „Es freut mich, daß Oesterreich den Polen zu glauben aufgehört hat und daß der Kaiser Galizien nicht besucht. Eine Inspektionsreise in Galizien könnte man noch verstehen, aber eine politische Demonstrationsreise würde ich nicht ertragen." Unter der Einwirkung der neugestalteten österreichischen Verfassung und der nationalen Kämpfe hatten sich die Machtverhältnisse im Lemberger Landtag insofern verschoben, als die Gruppen, die durch das Beharren auf einem zentralistisch-österreichischen Standpunkte die Entwicklung Galiziens verhütet sehen wollten, mit einer starken separatistischen Opposition zu tun bekommen hatten. Die Gruppe, die sich um den Grafen Goluchowski gebildet, erklärte die Stärkung der österreichischen Regierungsgewalt für das wichtigste Ziel, denn sie bedeute eine erfolgreiche Abwehr gegen Rußland. Die Anhänger Smolkowskis traten für die Verfassung ein, auf deren Boden Galizien wichtige Rechte erlangt habe, und durch das Wirken der parlamentarischen Vertretung Galiziens sollte die Erweiterung der Autonomie erreicht werden. Diesen beiden Gruppen stand eine radikale gegenüber, die den Grafen Borkowski zum Führer hatte. Sie strebte die vollendete Selbständigkeit Galiziens an, die in der Gesamtmonarchie eine ähnliche Stellung haben sollte, wie sie Ungarn sich errungen. Eine jede der angeführten Gruppen vertrat ihren Standpunkt in dem vom Landtag gewählten Ausschusse, der die Adresse an den Kaiser dem Plenum vorlegen sollte. Allmählich erhielt die radikale Stimmung die Oberhand. Es wurden Aeußerungen laut, die zeigten, daß jene Gedanken, von welchem die Adresse vom Dezember 1866 erfüllt gewesen, jetzt die Herrschaft über die Geister verloren hätten. Großpolnische Ziele drohten die begonnene Realpolitik zu verdrängen. Selbst der Statthalter

Goluchowski glaubte die Autonomie nur durch den Hinweis auf die großpolnische Idee verteidigen zu können. Mit der Haltung, die er während dieser Session eingenommen und die, ebenso wie der ganze Verlauf des Landtages, dem Ministerium Auersperg-Giskra eine peinliche Ueberraschung bereitete, erklärt sich die Enthebung des Statthalters von seinem Amte, die noch im Herbste desselben Jahres erfolgte. Nur eins war trotz des Sieges des nationalen Radikalismus durch die besonnenen Elemente verhütet worden. Der Antrag Smolkas, daß der Landtag die Wahlen in den Reichsrat nicht vollziehen sollte, wurde abgelehnt, freilich ward an die Entsendung der Reichsratsabgeordneten die Bedingung geknüpft, daß den letzteren bestimmte Verhaltungsmaßregeln mitgegeben werden müßten. Sie betrafen jenes Ergebnis des Adreßausschusses, das unter dem Namen der galizischen Resolution in der österreichischen Verfassungsgeschichte ein bestimmtes Kapitel für sich in Anspruch nimmt. Ihr hauptsächlicher Inhalt sei hier mitgeteilt.*)

„Der Landtag", so hebt das wichtige Dokument an, „erklärt auf Grund des § 19 des Landesstatuts, daß der durch die Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867 geschaffene Organismus der Monarchie unserem Lande nicht so viel legislative und administrative Selbständigkeit gewährt, als demselben mit Rücksicht auf dessen historisch-politische Vergangenheit, dessen besondere Nationalität, den Grad der Zivilisation und der territoralen Ausdehnung gebührt, daher weder den Wünschen nach nationaler Entwicklung und den Bedingungen hierzu, noch auch den wirklichen Bedürfnissen des Landes entspricht und eine längere Dauer dieses Zustandes, allgemeine Unzufriedenheit erzeugend, auf das Gedeihen unserer Provinz und das Wohl der ganzen Monarchie verderblich zurückwirken muß.

Der Landtag stellt auf Grund des § 19 des Landesstatuts folgenden Antrag: Dem Königreich Galizien und Lodomerien samt dem Großherzogtum Krakau wird die nationale Selbstverwaltung in dem seinen Bedürfnissen und den besonderen Landesverhältnissen entsprechenden Maße zuerkannt, vor allem:

1. Der Landtag wird ausschließlich den Modus der Reichsratswahlen zu bestimmen haben.

2. Die galizische Landtagsdelegation wird an den Beratungen des Reichsrats nur bezüglich der diesem Königreiche mit den anderen

*) Nach Bernatzik, Die österreichischen Verfassungsgesetze, S. 749 u. f.

… Reichsrate vertretenen Teilen der Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten teilnehmen.

3. Nachstehende Gegenstände, soweit solche das Königreich Galizien und Lodomerien samt dem Großherzogtum Krakau betreffen, werden aus dem durch das Staatsgrundgesetz bestimmten Wirkungskreise des Reichsrats ausgeschieden, in die Kompetenz des Landtages übergeben: a) die Einrichtung der Handelskammern und Handelsorgane; b) die Gesetzgebung über die Kredit- und Versicherungsanstalten, Banken und Sparkassen mit Ausschluß der Zettelbanken; c) die Gesetzgebung über das Heimatsrecht; d) die Feststellung der Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschulen und Gymnasien, dann die Gesetzgebung über die Universitäten; e) die Strafjustiz und Polizeistraf- sowie die Zivilgesetzgebung und die Gesetzgebung über das Bergrecht; f) die Gesetzgebung über die Grundzüge der Organisation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden; g) die zur Durchführung des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, über die richterliche und die Vollzugsgewalt zu erlassenden und dort berufenen Gesetze; h) die Gesetzgebung über jene Gegenstände, welche sich auf Pflichten und Verhältnisse unseres Landes zu den anderen Ländern der Monarchie beziehen.

4. Zur Bedeckung der Auslagen der Administration und des Gerichtswesens, des Kultus und Unterrichts, der öffentlichen Sicherheit und der Landeskultur in Galizien wird aus dem Staatsschatze zur Verfügung des Landtages eine dem wirklichen Bedarfe entsprechende Quote ausgeschieden und inbetreff der Details der Verwendung der reichsratlichen Kompetenz entzogen.

5. Die dem Königreich Galizien und Lodomerien samt dem Großherzogtum Krakau gehörigen Güter, die sogenannten Kameralgüter, werden als Eigentum des Landes dem Landesfonds dieses Königreichs einverleibt.

6. Die Salzwerke im Königreiche werden ohne Bewilligung des Landtages dieses Königreiches weder verkauft noch eingetauscht oder belastet.

8. Das Königreich Galizien und Lodomerien samt Krakau wird einen eigenen Gerichts- und Kassationshof erhalten.

9. Das Königreich wird eine dem Landtage verantwortliche Landesverwaltung in Sachen der inneren Verwaltung, der Justiz, des

Unterrichts, der öffentlichen Sicherheit und der Landeskultur, sowie einen Landesminister im Rate der Krone erhalten.

Was also die österreichischen Regierungen wie Belcredi, Beust, Auersperg mittels kaiserlicher Verordnungen bereits an Autonomie gewährt, und ferner solche Zugeständnisse, die Galizien zu einem besonderen Staatswesen im Staate machten, sollten nun Bestandteil des österreichischen Verfassungsgesetzes werden. Damals gab es schon eine Form direkter Reichsratswahlen, die von den Landtagen unabhängig gemacht worden war, nämlich jenes Notwahlgesetz, mit dem das Ministerium Auersperg sich vor der Abstinenz der Czechen geschützt hatte. Die direkten Reichsratswahlen waren ein Postulat des Zentralismus geworden. In der Resolution jedoch wurde dem galizischen Landtage das Bestimmungsrecht bezüglich der Form der Reichsratswahlen vorbehalten. Die Gemeinsamkeiten mit der österreichischen Verwaltung erscheinen möglichst beschränkt, so daß die Herausbildung eines selbständigen polnischen Staatswesens, das immer mehr und mehr von Oesterreich abrücken könnte, getrost der nächsten Zukunft überlassen werden darf. Die Beamtenverantwortlichkeit Galiziens ist ebenfalls den Zentralstellen der Reichsverwaltung entzogen und dem Landtage überantwortet.

So darf man also die Resolution als den bestimmten Ausdruck der staatsrechtlichen Wünsche, die damals in Galizien gehegt und deren Verwirklichung betrieben wurde, bezeichnen. Immer wieder ist die Resolution als ihr Programm während der nächsten Jahre von den galizischen Reichsratsabgeordneten bei Adreß- und Budgetdebatten vorgebracht worden. Die damalige deutsche Mehrheit im Abgeordnetenhause wies durch ihre Wortführer die staatsrechtlichen Forderungen der Polen zurück Aber dieselben Wortführer wußten ganz gut, daß die Regierung, die aus ihrer Mitte hervorgegangen und mit der sie sich im Einvernehmen erhielten, die Stimmen der Polen benötigte, da die Konflikte mit den Czechen immer weitere Kreise zogen. Im Stillen mußten die Deutschen damit rechnen, daß eine Verständigung mit den Polen im Hinblick auf den wachsenden Widerstand der andern slavischen Gruppen, von denen sich die Vertreter Galiziens doch stets abgesondert gehalten hatten, zu einem Gebote taktischer Klugheit sich herausentwickeln dürfte. So ist auch während jener Zeiten der stetigen Wiederkehr der Resolution eine schrittweise Ausdehnung der Autonomie zu verzeichnen. Als ein bedeutsamer Fortschritt der letzteren ist die kaiserliche Entschließung vom 4. Juli 1869 aufzufassen, die bei den landesfürstlichen Be-

…den des Königreiches die innere polnische Amtssprache einführte. …it ihr gelangte die Landesverwaltung ausschließlich in die Hände …eborener Beamte. Die nun unbedingt notwendig gewordene …antnis der Landessprache schloß den weitaus größten Teil der …schen Beamten von Galizien aus. Auch vollzog sich damals die …onisierung der beiden Landesuniversitäten Krakau und Lemberg, …em die Kollegien mit deutscher Vortragssprache wegfielen. Als …ch dem Konflikte innerhalb des Bürgerministeriums die Mini…ren des Grafen Alfred Potocki und des Grafen Hohenwart im …nne des Föderalismus die Ausgestaltung der Verfassung ver…chten, wurde von ihnen selbstverständlich auf den wichtigen Bei…nd der Polen gerechnet. Hatten ihre Führer zu den Zeiten des …nisteriums Auersperg—Giskra extreme Entschlüsse ihrer radikalen …rteigenossen zu verhüten verstanden (z. B. im Herbst 1869 die …nahme des Antrags Smolka, zur passiven Opposition, d. h. zur …inenz überzugehen), so unterstützten sie jetzt mit offenkundiger …eitwilligkeit Regierungen, die nicht mehr den Zentralismus als …terischen Grundsatz ihres Programms betrachteten. Aus den …ten des Kabinetts Potockis stammt ein Entwurf, der die in der …olution enthaltenen Forderungen zum großen Teil verwirklichen …te. Galizien wird die bisherige Vollziehungsform der Reichsrats…hlen durch den Landtag auch fernerhin verbürgt, im Sinne der …olution werden die hauptsächlichen Gebiete der inneren Verwaltung …nfalls dem Landtage zugesprochen. Allerdings heißt es im Ent…rfe weiter, daß es „der Reichsgesetzgebung vorbehalten bleibt, im …lle durch die eben genannte Organisierung den Bedürfnissen des …ches nicht genügend Rechnung getragen würde, hierzu eigene …gane aufzustellen.“ Statt eines obersten Gerichtshofes wird für …izien innerhalb des Obersten Gerichtshofes in Wien ein Senat …llt. Als dieser Entwurf dem Verfassungsausschusse des Abge…netenhauses vorgelegt wurde, zeigten auch die Deutschen ihre …eitwilligkeit, auf die Wünsche der Polen einzugehen, nur stellten … eine Bedingung: Die galizischen Abgeordneten sollten das Prinzip … direkten Reichsratswahlen für die übrigen Kronländer verteidigen …en. Die Polen glaubten aber den Sieg des Föderalismus be…stehend und lehnten das Anerbieten der Deutschen ab. Damit … es auch mit dem Ausgleich vorbei. Der Entwurf konnte im …fassungsausschusse die Annahme nicht erreichen. Indessen hatte … Hohenwart bereits eine vor der Resolution schon zur Sprache …brachte Forderung verwirklicht, indem er den Abgeordneten Grocholski

als Minister ohne Portefeuille, also gleichsam als „Landmannminister", in sein Kabinett berufen hatte.

Unter Hohenwart glaubten die slavischen Föderalisten die Verwirklichung ihrer Ziele gekommen. Trotz des geschlossenen Widerstandes der Deutschen, der schließlich auch die Stimmung der Massen beeinflußte, schritt das Ministerium unbekümmert auf der eingeschlagenen Bahn weiter, bis endlich die Vorstellungen der besorgten Beamtenschaft in den Zentralstellen und ferner das Eingreifen des ungarischen Ministerpräsidenten Andrassy auf die Krone einwirkten, während die erregten Demonstrationen in Wien die Aufmerksamkeit des Auslands auf die österreichischen Konflikte gelenkt hatten. Hohenwart mußte zurücktreten. Die czechischen „Fundamentalartikel", die in der schroffsten Form ein föderalistisches Regierungssystem verkündigten, wurden auf das Bestimmteste zurückgestellt. Angesichts der schmähluſtigen Erbitterung, zu der sich die czechischen Führer hinreißen ließen, mußte auf die Krone und auf die Regierung die Haltung der Polen einen vorteilhaften Eindruck machen. Sie zogen sich auf ihre Resolution wie auf eine sichere Festung zurück, ließen es an akademischen Beileidskundgebungen für die enttäuschten Czechen nicht fehlen, nahmen aber eine, Galizien geltende Stelle in der kaiserlichen Thronrede, mit der am 28. Dezember 1871 nach dem Sturze Hohenwarts und der Ernennung des verfassungstreuen Ministeriums Adolf Auersperg-Lasser-Unger die Reichsratssession eröffnet wurde, bereitwillig zur Kenntnis: „Insoweit die eigentümlichen Verhältnisse des Königreichs Galizien eine besondere Berücksichtigung in der Gesetzgebung und Verwaltung erfordern, wird Meine Regierung bereitwillig die Hände bieten, um die im Schoße der Reichsvertretung geltend gemachten Wünsche innerhalb der Grenzen der Einheit und Macht des Gesamtstaates zu erfüllen und hiermit diese Angelegenheit zu endgültigem Abschluß zu bringen." Auch die Adresse, mit der das Abgeordnetenhaus die kaiserliche Begrüßung beantwortete, zeigte die Absicht der deutschen Mehrheit, den Polen entgegenzukommen. Der Entwurf, der Herbst zum Verfasser hatte, äußerte sich über diese Frage in dem Satze: „Die Lösung des Reichsrates von den Landtagen und die dadurch bewirkte Sicherung und Kräftigung der Zentralvertretung wird es erleichtern, über die besondere Berücksichtigung Galiziens in der Gesetzgebung und Verwaltung, soweit solche durch die eigentümlichen Verhältnisse dieses Königreiches gefordert werden, die erwünschte Verständigung herbeizuführen und so diese Angelegenheit zugleich mit jener der Wahl-

...orm zu endgültigem Abschluß zu bringen." Tatsächlich beschäftigte ...t auch der Verfassungsausschuß abermals mit der galizischen Re-...ution und mit dem Entwurf der unter den Ministerien Potocki ...nd Hohenwart ausgearbeitet worden. Hatten selbst jene Regierungen ...s für notwendig gehalten, die Rechte der Zentralregierung vor einer ...bedenklichen Zurückdrängung zu sichern, so war auch jetzt die ver-...fassungstreue Majorität des Ausschusses darauf bedacht, diese ...schützenden Bestimmungen noch zu verstärken. Bezüglich der in ...Galizien bestehenden politischen Verwaltungsbehörden, die dem Landtag ...untergeordnet werden sollten, hieß es in der Umarbeitung: „Doch ...darf der Grundsatz nicht beirrt werden, daß die Entscheidung in ...wesentlichen Regierungsgeschäften, sowie überhaupt die Vollstreckung ...nur von der Regierung bestellten Organen zustehe." Die polnischen Abgeordneten konnten also gewahren, daß man mit ihnen zu einem ...erschöpfenden Abschluß gelangen wolle. Aber sie haben wohl damals ...nicht an eine längere Dauer einer Regierung in verfassungs-...treuem, zentralistischem Sinne geglaubt. Sie beantworteten die ...ihnen von den Deutschen gemachten Anerbietungen mit spröder Zurückhaltung und mahnenden Hinweisen auf die Forderungen der ...Tschechen. Das Ministerium Adolf Auersperg jedoch gewann damals ...von Tag zu Tag eine festere Stellung, und die Durchführung der ...Wahlreform, die die Reichsratswahlen von den Landtagen für alle ...Länder unabhängig machte, wurde ohne Hilfe der Polen im Abge-...ordnetenhause durchgebracht. Eine witzige Aeußerung des Ministers ...Unger, die damals in den politischen Kreisen umging, bezeichnet die ...verschlechterte Situation der Polen. „Wir haben den Herren", so ...soll Unger auf eine Anfrage bezüglich der Polen gesagt haben, ...einen Platz im Wagen angeboten um mitzufahren, sie haben es aber ...vorgezogen, überfahren zu werden." So ist denn diese letzte Um-...arbeitung der Resolution*) niemals Gesetz geworden.

Im Frühjahr 1873 konnte der erste, aus direkten Wahlen hervorgegangene Reichsrat zusammentreten, und es entsprach der, ...trotz aller slavophilen und deutschfeindlichen Episoden noch immer ...vorsichtig gebliebenen Politik der galizischen Vertreter, daß sie sich ...sofort mit der vollzogenen Tatsache und mit dem gänzlichen Fehl-...schlagen ihrer Resolutionspolitik abfanden. Ihr Wortführer bei der ...Adreßdebatte von 1873 war Dunajewski, der einige Jahre später ...als österreichischer Minister der finanziellen Entwicklung des Reiches

*) Kernatzik, S. 753 u. f.

neue Bahnen weisen sollte. Er erklärte, daß seine Landsleute den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen entschlossen seien und in Gemeinschaft mit der deutschen Mehrheit des Abgeordnetenhauses an der Arbeit zur Förderung der wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Interessen des Staates teilnehmen wollten. In der nächstfolgenden Landtagssession wollte Fürst Georg Czartoryski die Versammlung bestimmen, gegen die direkten Reichsratswahlen Verwahrung einzulegen, aber der Umschlag der Stimmung bekundete sich durch die sofortige Ablehnung seines Antrages. Wenige Monate vorher hatte auch die Regierung einen Akt vollzogen, der die Rücksicht, die sie auf die Polen nehmen wollte, deutlich kundgab. Ziemialkowski war als Minister ohne Portefeuille in das Kabinett berufen worden.*) Seither haben die Polen es vermieden, eine grundsätzliche Reformpolitik bezüglich der Verfassung zu treiben. Sie haben es vielmehr verstanden, sich auf dem Bodenbesitz, den ihnen die Verfassung eingeräumt, wohnlich einzurichten. Sie haben die wichtigen Zugeständnisse, die ihnen auf dem Wege kaiserlicher Verordnungen zuteil geworden, bestens ausgenützt, um eine tatsächliche Autonomie herauszubilden. Indem ihnen die polnische innere Amtssprache, die Verfügung in den Schulangelegenheiten und die nationalen Universitäten gegeben worden, hatten sie Verwaltungs- und kulturelle Gebiete gewonnen, die bei kluger Behandlung kräftig erweitert werden konnten, und ferner glaubten sie sich der Regierung und den Zentralbehörden so wichtig zu erhalten und so nützlich zu machen, daß sich allmählich die galizische Autonomie als ein organisch Gegebenes, als eine eingewohnte Institution der österreichischen Gesamtverwaltung einfügen konnte. Die wichtigeren Ernennungen erfolgten und erfolgen noch heute von den Zentralstellen, von den Ministerien aus, und mit ihnen erscheint eine jede namhafte Aktion der Verwaltung Galiziens an die Verfügungen des Kabinetts gebunden. Allein die Wiener Zentralstellen und die galizische Statthalterei verbindet ein sicher funktionierender Rapport, so daß es wohl Meinungsverschiedenheiten, aber keinen Streit geben kann, der über die stillen Zugeständnisse,

*) Der erste polnische „Landsmannminister“ war, wie bereits bemerkt, Grocholski gewesen; er wurde am 11. April 1871 aus den Reihen der polnischen Abgeordneten als „Minister ohne Portefeuille“ („Landsmann-Minister“) ernannt. Dieser Vorgang wiederholte sich seither stets, doch ohne daß die Stellung dieses Ministers gesetzlich festgelegt worden wäre. Es ist daher unrichtig, von einem „Minister für Galizien“ zu sprechen: verfassungsrechtlich ist derselbe lediglich ein „Minister ohne Portefeuille“ und verfassungsrechtlich besteht keine Nötigung, einen solchen Minister zu ernennen. (Bernatzik, S 757.)

deren sich Galizien erfreut, hinausgehen würde. Die Polen haben seit 1873 auf ihr verfassungsrechtliches Ringen verzichtet, dafür aber gleichsam ein Gewohnheitsrecht autonomer Verwaltung mit glücklichem Erfolg sich zu begründen gewußt. Sie haben längst jenes Postulat bestimmter Verwaltungspauschalierungen aufgegeben, aber aus dem Säckel des Gesamtstaates wiederholt die reichlichsten Zubußen für ihr Land zu erzielen gewußt. Welche gedeihliche Entwicklung Galizien durch den innigen Anschluß an die Gesamtmonarchie, zu dem sich seine Führer seit der Adresse vom Dezember 1866 entschlossen hatten, genommen, bringen die vergleichenden Ziffern der Statistik zu deutlichem Ausdruck. Der Landesvoranschlag für 1886 betrug noch 1 158 000 Kronen, im Jahre 1905 27 211 000 Kronen. In den Ausgaben von 1866 fehlt eine Betragsziffer für Förderung der Landeskultur und der Gewerbe gänzlich. 1905 beansprucht sie nicht weniger als 16 % des Gesamtbudgets. Eine wichtige Belehrung liefern die Daten der Ausgaben für Unterrichtszwecke und für Straßenbau. Die ersteren fordern im Jahre 1866 je 5 % des Budgets, 1905 fallen auf das Unterrichtsbudget 38, auf Straßenbauten 14 %. Galizien besaß im Jahre 1866 2476 Volksschulen mit 3000 Klassen und mit der gleichen Anzahl Lehrer. 1903 zählt es 4556 Volksschulen mit 10600 Klassen und 10 082 Lehrern. Die Ausgaben für den Volksunterricht betrugen noch im Jahre 1874 nicht mehr als 848 000 Kronen. 1903 ist der Kostenaufwand auf 15 700 000 Kronen gestiegen. 1865 besaß das Königreich 555 km Eisenbahnen, im Jahre 1901 3584. Die wirtschaftliche Entwicklung bekundet sich in der Statistik der Sparkasseneinlagen, die im Jahre 1870 14 000 000 und 1900 187 000 000 betragen hat.

Ein Bild der tatsächlichen Autonomie, welche Galizien gegenwärtig besitzt, gewinnt man sofort, wenn man die Gliederung des dortigen Verwaltungslebens überblickt. Das Land kennt nur eingeborene Beamte. Die polnische innere Amtssprache beherrscht mit Ausnahme der Gensdarmerie-Agenden sämtliche Gebiete. Die eigentliche politische Verwaltung sowie der Dienst der Justiz- und Finanzbehörden, die gesamte Unterrichtsleitung vollzieht sich, was die erste und die zweite Gliederung der Aufsicht und der Appellationsmöglichkeit betrifft, im Bereiche der galizischen Statthalterei und des Landesausschusses. Die Ernennungen der oberen Organe werden zwar von den Ministerien vollzogen, beziehungsweise für den kaiserlichen Akt vorbereitet, aber Wahl und Vorschlag der Persönlichkeiten gehen von den Landesorganen aus.

So unterliegen die gerichtlichen Entscheidungen der ersten Instanz der Revision der beiden Oberlandesgerichte in Lemberg und Krakau (Ost- und Westgalizien), die Steuerrekurse der galizischen Finanz-Landesdirektion, die Schulangelegenheiten dem galizischen Landesschulrat. Nun bleibt die dritte und höchste Instanz den Wiener Zentralstellen, den Ministerien vorbehalten. Hier entscheidet im obersten Gerichtshofe ein galizischer Senat, und in sämtlichen Ministerien behandeln nahezu nur konnationale Referenten die aus Galizien eingelangten Akten, um sie der Entscheidung des Ministers zu unterbreiten. Eine ministerielle Entschließung oder Ernennung, die aus diesem Rahmen herausträte, würde sofort die ernste Aufmerksamkeit des galizischen Verwaltungskörpers in Anspruch nehmen und die reichsrätlichen Vertreter des Königreiches angelegentlich beschäftigen. Die Hochschulen, die Akademie und ferner die Kultuskorporationen tragen den ausschließlichen Charakter von Landesinstituten zur Schau. Jahrzehnte hindurch haben in Galizien die staatliche und die engere Landesverwaltung in intimstem Zusammenhange mit den Vertretern des Landes in beiden Häusern des Reichsrats und in der österreichischen Delegation zu arbeiten gewußt. Nach außen hin bot seit den 70er Jahren die gesamte politische Tätigkeit dieses Kronlandes Oesterreichs das Bild einer grundsätzlich abgeschlossenen Organisation, die sich einer vorzüglichen Disziplin erfreute. Selten nur bekam die Außenwelt von Meinungsverschiedenheiten und Krisen zu hören. Mitten in dem Gewirr der übrigen Parteien und Fraktionen erlangte der Polenklub des Abgeordnetenhauses durch die Einheitlichkeit seines Wesens und den mächtigen Rückhalt, den ihm die Landesregierung gewährte, eine Machtstellung, die durch die wiederholten Wandlungen in der Zusammensetzung des Hauses und auch zuletzt durch die wesentlich eingreifenden Aenderungen, die die Wahlreform von 1906 herbeiführte, kaum berührt worden ist.

Während der durch viele Monate dauernden Verhandlungen des Reichsrats über diese Wahlreform hatte der Polenklub mit einem nachhaltigen Widerstand der Ruthenen zu tun, die als die Vertreter des zweiten Volksstammes, der Galizien bewohnt, eine Anzahl von Mandaten in Anspruch nahmen, wie sie ihrer Bevölkerungsziffer (3 000 000) und dem Flächeninhalt ihres Bodenbesitzes entsprechen sollte. Es kostete der Regierung große Mühe, hier zu einem Kompromiß zu gelangen, das von den Polen gutgeheißen, von den Ruthenen unter manchem Protest hingenommen

wurde. Die Polen erhielten schließlich 82 (statt wie bis dahin 72) Mandate, die Ruthenen schnellten von 10 auf 33 Mandate hinauf. Die ruthenische Frage bildet seit Jahrzehnten eine schwere Belastung der Polenpolitik; kein Versuch, im Landtag und Reichsrat über ihre Forderungen hinwegzuschreiten, hat diese Frage aus der Welt zu schaffen vermocht, und jeder Regierung droht ein innerer Konflikt zwischen ihrem Bestreben, sich mit der Polenpartei im Einverständnis zu erhalten, und der selbstverständlichen Pflicht, die Ruthenen vor allfälligen polnischen Verwaltungsübergriffen zu schützen. Doch die bedeutendsten unter den galizischen Politikern haben sich seit Jahren nicht die Wahrheit verhehlt, daß eine Lösung, oder wenigstens die Vorbereitung einer Lösung der ruthenischen Frage, zu einer dringenden Notwendigkeit geworden sei. Eben jener Statthalter von Galizien, dessen Leben dem Fanatismus eines ruthenischen Studenten verfiel, Graf Andreas Potocki, hat sich um diese schwierige Aufgabe redlich bemüht, und sein Nachfolger Bobrzinzki gilt als eine führende Persönlichkeit in dieser Aktion, ja seine Bemühungen und seine ernste Stellungnahme haben ihm seinerzeit sogar feindselige Demonstrationen seitens der Lemberger Universitätsjugend zugezogen.

Die nüchterne Realpolitik der Polen ist jedem österreichischen Staatsmanne bekannt, es mußte mit ihr stets gerechnet werden, denn die gute Disziplin, die im Polenklub des Abgeordnetenhauses herrschte, bot verläßliche Bürgschaften, und bei der Krone weiß sie sich in Geltung zu erhalten, weil die wichtigsten und empfindlichsten Teile des Budgets ihrer Bewilligung sicher sein konnten. Als im Herbst 1872 in Budapest die Delegationen tagten und man eine wirksame Opposition gegen das erhöhte Militärbudget fürchtete, sagte Kaiser Franz Joseph zu einem polnischen Delegierten: „Ich weiß, daß ich immer auf die Polen rechnen kann und ich zähle auf sie.“ Tatsächlich sind seither wiederholt Staatsforderungen, wie das Budget des gemeinsamen Kriegsministeriums nur durch die Verläßlichkeit der Polen ohne weitere Fährlichkeiten durchgebracht worden. Auch die auswärtige Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie hat auf die polnischen Stimmen innerhalb der österreichischen Delegation zählen dürfen. In den Jahren, die auf die letzte Revolution folgten, war die öffentliche Stimmung in Galizien von den Hoffnungen auf die unruhige Politik Louis Napoleons und von dem Hasse gegen Rußland bestimmt. Schmerzlich überrascht stellte sie den Zusammenbruch zärtlich gehegter, heimlicher Erwartungen fest, als das zweite Kaiserreich in dem Kriege gegen Deutschland sein Ende nahm. Die

Begeisterung, die die Czechen Rußland entgegenbrachten, trug nicht wenig dazu bei, die führenden Männer in Galizien von einem engeren Bündnis zurückzuhalten. Wenn die galizischen Realpolitiker zu Hause von ihren radikalen Gegnern und Hitzköpfen angefeindet wurden, so halfen sie sich nicht selten mit dem Hinweise, daß die Bereitwilligkeit, für die österreichisch-ungarische Armee alle Mittel zu bewilligen, eine patriotische polnische Pflicht sei, weil die Monarchie gegenüber dem Anwachsen der russischen Macht in ihrer Wehrhaftigkeit geschützt werden müsse. Jener oberste Grundsatz der österreichischen Polenpolitik, die Staatsnotwendigkeiten zu bewilligen, erhielt sich auch trotz des Verschiebungsprozeßes, der sich innerhalb der Machtverhältnisse in Galizien selbstvollzog. Durch die günstige wirtschaftliche Entwicklung gewannen die Städte an Einfluß, während Hochadel und Gentry eine Schwächung ihrer Stellung erfuhren. Im Polenklub des Abgeordnetenhauses traten die Vertreter der städtischen Demokratie in den Vordergrund, die neuen Männer blieben aber den überkommenen Grundsätzen, nach denen sich die Behandlung der staatlichen Anforderungen richtete, getreu. Erst in den letzten Zeiten ward in der polnischen Presse und bei Parteiversammlungen eine kritische Auffassung laut, die die parlamentarischen Führer und jene Polen, die hohe öffentliche Stellungen in der Staatsverwaltung innehatten, besorgt machte. Die verschärften Maßregeln, die Preußen in seinen polnischen Landteilen zur Anwendung brachte, vor allem die Verfügungen wegen des Religionsunterrichtes, wurden in Galizien mit sichtlicher Erbitterung besprochen. Nationale und kirchliche Motive vereinigten sich hier. Hochadel und Klerus fanden sich mit den radikalen Elementen der Städte zusammen, die angesehenen konservativen Politiker verhehlten sich nicht den ungünstigen Eindruck, den die bedingungslose Bewilligung des auswärtigen Etats in der Delegation seitens der polnischen Vertreter machen mußte. Durften polnische Delegierte eine auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns unbedingt gut heißen, die sich durch so innige Beziehungen mit jenem Deutschen Reiche verknüpft erwies, in dem man die Polen so feindselig behandelte? Die Verehrung für den Kaiser Franz Joseph, bei dem man seiten langen Jahren die letzte Entscheidung in der auswärtigen Politik gewärtigte, und ferner die überzeugende Art des Grafen Aehrenthal mag bis jetzt laute Aeußerungen solcher Bedenken verhindert haben. Doch als eine Möglichkeit muß man es gelten lassen — und in Lemberg wie in Krakau dürfte man diese Möglichkeit als eine hohe einschätzen —, daß diese gewichtige Anzahl von Stimmen der österreichischen Delegation

nmal versagen könnte, wenn es sich um eine bedeutsame, gemeinsame ktion Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches handeln sollte.*)

Daß die polnischen Führer in Galizien Kraft und Willen gen, jene Realpolitik aufrechtzuerhalten, die vor 44 Jahren rlich inauguriert worden war, und die dem Lande die wichtigsten utonomistischen Errungenschaften eingebracht hat, das beweist die sonnene Haltung, die sie bezüglich der Feier des Tannenberger Gedenktages einzunehmen beschlossen haben, und die in dem dieser Tage veröffentlichten Schreiben des Grafen Wodzicki**) zu klarem Ausdrucke gelangt ist. Selbst das stets rege Mitgefühl für die preußischen Stammesgenossen vermag sie nicht von der Linie ihrer Politik, die die „Renaissance Galiziens“ heraufgeführt, abzudrängen. Die furchtbaren Lehren des Jahres 1863 sind ihrem Gedächtnis ingeprägt geblieben. Die Worte, mit denen einer ihrer bedeutendsten Publizisten, St. von Kozmian,***) seine beredte Schilderung jener tzten Erhebung abschloß, mögen am Ende der vorstehenden Ausführungen ihren Platz finden: „Die neue Schule“ — gemeint sind die Realpolitiker, die den Namen der Stanczyken-Partei führten — durfte den nationalen Fehlern und Leidenschaften nicht trauen, denn, wie immer gedämpft, glimmen sie doch fort und stets finden sich Männer bereit, sie anzufachen. Es läßt sich nicht vorher sagen, wann und in welcher Gestalt sie mit erneuter Kraft ausbrechen ... Die Zeiten haben sich geändert und damit auch die Ansichten. Aber die Gefahren, die aus dem Nationalcharakter entstehen könnten, sind stets bereit, wieder aufzuleben. Die polnische Gesellschaft wird sich den Weltströmungen und den Umwälzungen nicht entziehen können; vor den Gefahren derselben werden sie die Gesetze der neuen Partei zu schützen haben. Diese Aufgabe ist in der Beziehung schwer, wie überhaupt unter den politischen Fragen die polnische die meisten Schwierigkeiten bietet. Gerade deshalb würde es der Nation zur höchsten Ehre gereichen, wenn sie die vor und nach der Teilung begangenen Fehler gutmachen könnte. Die moralischen Faktoren, und vor allem das Gefühl der Verantwortung mögen dazu den Hebel bilden!“

*) Vergl. in dieser Hinsicht die bei R. Dmowski, La Question Polonaise (Paris 1909), S. 53 u. f. vorgetragenen Anschauungen.

**) Im Wortlaut wiedergegeben in der „Neuen Freien Presse“ Nr. 16 368 vom 17. März 1910, Abendblatt.

***) Das Jahr 1863, Wien 1896, S. 400 u. f.

Notizen und Besprechungen.

Politik.

Der ungenügende Bevölkerungszuwachs in Frankreich und sein Einfluß auf die Armee.

Seit vielen Jahren schon leidet Frankreich unter dem Rückgang seiner Bevölkerung. Er beruht hauptsächlich auf der Verringerung der Geburten, nebenbei aber auch auf der Zunahme der Todesfälle, und bedeutet für Frankreich eine ernste Kalamität, da nicht allein die Arbeitskraft der Nation darunter leidet, sondern vor allem auch die Wehrkraft ernstlich beeinträchtigt wird, ein Gesichtspunkt, der um so schwerer ins Gewicht fällt, als sich in Deutschland, wohin doch die Blicke der Franzosen, trotz allem Ableugnens, immer mit Eifersucht gerichtet sind, die entgegengesetzten Verhältnisse geltend machen: in Frankreich Abnahme der Bevölkerung, in Deutschland bedeutende Zunahme; infolgedessen in Frankreich die immer wachsende Schwierigkeit, das erforderliche Rekrutenkontingent aufzubringen, während in Deutschland der Ueberschuß an dienstfähigem und kriegstüchtigem Menschenmaterial von Jahr zu Jahr zunimmt.

Die beiden nachstehenden Tabellen, die nach etwas verschiedenen Unterlagen aufgestellt wurden, werden diese Verhältnisse am besten veranschaulichen.

Bevölkerungsbewegung in Frankreich.

Jahr	Bevölkerung in Millionen	Geburten exkl. Totgeborene im Ganzen	männlich (in Tausenden)	Sterbefälle in Tausenden	Ueberschuß an Geburten in Tausenden	Ueberschuß an Todesfällen in Tausenden
1872	36,1	966	494	793	172	—
1882	37,8	936	478	839	97	—
1892	38,3	856	438	876	—	20
1902	39,0	845	431	761	84	—
1904	39,2	818	416	761	57	—
1906	39,27	806	411	780	26	—
1907	39,25	774	?	794	—	20
1908	?	791	?	745	46	—

Bevölkerungsbewegung in Frankreich.

Jahr	Eheschließungen	Geburten einschl.	Todesfälle Totgeborene	Totgeborene	Ueberschuß der Geburten
1903	295 996	865 786	792 680	39 074	73 106
1904	298 721	856 894	799 868	38 665	57 026
1905	302 623	845 232	808 112	37 941	37 120
1906	306 437	844 173	817 522	37 326	26 651
1907	314 903	810 729	830 649	36 760	— 19 920
1908	315 928	828 866	782 425	37 154	46 441

Ueber das Jahr 1909 liegen uns abschließende Zusammenstellungen noch nicht vor, doch teilte das „Journal officiel“ über das 1. Halbjahr 1909 mit, daß in diesen 6 Monaten 12692 weniger Geburten als im gleichen Zeitraum 1908 zu verzeichnen wareu und anderseits 25 019 mehr Sterbefälle.

Am fühlbarsten ist diese Kalamität für Frankreich geworden seit der Einführung der 2jährigen Dienstzeit durch das Gesetz vom 21. März 1905, dessen Konsequenzen sich zum ersten Male bei der Rekruteneinstellung im Herbste 1907 geltend machten. Seitdem befinden sich nur noch 2 Jahrgänge gleichzeitig unter den Fahnen und die Friedenspräsenzstärke ist wesentlich gesunken, da es trotz aller Bemühungen nicht gelang, den ausgefallenen 3. Jahrgang durch vermehrte Einstellung von Kapitulanten und Freiwilligen zu decken. Die französische Regierung muß demnach mit dem stetigen Rückgang der Bevölkerungsziffer rechnen und demzufolge mit der Unmöglichkeit, die erforderliche Zahl von Rekruten einstellen zu können. Der französische Abgeordnete Reinach kennzeichnete kürzlich die Situation mit den Worten: „L’ensemble de nos effectifs est réduit d’année en année d’une façon inquiétante par la diminution de la natalité“, während der Abgeordnete Messimy in der „France militaire“ feststellt, daß die Summe der gleichzeitig unter den Fahnen befindlichen beiden Jahresklassen in der Zeit von 1907 bis 1928 von 457 000 auf 380 000 Mann sinken würde. Dies entspräche einer Einbuße von 154 Friedensbataillonen oder, für alle Waffen berechnet, einer Verminderung der Friedensstärke des Heeres um 5 Armeekorps. Zu dem gleichen oder einem ähnlichen Resultat kommt deutscherseits „v. Löbells Jahresbericht über das Heer- und Kriegswesen, Jahrgang 1908“, wo es auf S. 91 heißt: „Für die nächsten Jahre ist zu erwarten, daß die Stärke der Jahresklassen weiter abnehmen wird, da die Zahl der männlichen Geburten der entsprechenden Jahre immer mehr gesunken ist. Die männlichen Geburten betrugen:

1887	(für Jahresklasse 1907) . . .	459 000
1888	(„ „ 1908) . . .	451 000
1889	(„ „ 1909) . . .	450 000
1890	(„ „ 1910) . . .	428 000
1891	(„ „ 1911) . . .	443 000
1892	(„ „ 1912) . . .	438 000.

In den später folgenden 5 Jahren halten sich die Geburten ungefähr auf derselben Höhe, dann sinken sie allmählich weiter."*)

Wenn man die französischen Zeitschriften und Zeitungen verfolgt, so sieht man, welche ernste Sorgen diese Erscheinungen in weiten Kreisen hervorrufen; es ist deshalb wohl begreiflich, daß die verschiedensten Vorschläge gemacht wurden, um Abhilfe zu schaffen, d. h. um eine Erhöhung der Geburtsziffern zu erzielen; bis jetzt aber ohne jeden Erfolg, denn die geringe Bevölkerungszunahme von ca. 3 Millionen, die von 1872 bis 1907 stattgefunden hat (1872: 36,1 Millionen, 1907: 39,2 Millionen), ist lediglich die Folge von Einwanderung.

Der bekannte französische Statistiker Bertillon, der sich seit Jahren schon mit dieser Frage ganz speziell beschäftigt, forderte schon vor 9 Jahren dringend auf zum Beitritt zur „Alliance nationale pour l'accroissement de la population française", welche die Aufmerksamkeit Aller auf die Gefahr der Entvölkerung hinlenkt und Maßregeln zu deren Bekämpfung hervorrufen will. Wir wissen nicht, ob diese Alliance noch existiert, jedenfalls macht sich ihre Wirksamkeit nicht fühlbar, und es sind infolgedessen in der letzten Zeit verschiedene Vorschläge gemacht worden, um eine Erhöhung der Natalität zu erzielen, von denen wir einige hier anführen wollen, da sie — wenn auch kaum durchführbar — den Beweis liefern, daß man in Frankreich die Frage mit Ernst und mit Sorge betrachtet.

Der oben genannte Statistiker Bertillon wurde, als sich für das erste Halbjahr 1909 das auf S. 143 bemerkte, überaus ungünstige Resultat eines Rückgangs der Bevölkerung um 24 205 Köpfe ergab, nach den Gründen für diese Erscheinung befragt. Er erklärte, dieselben seien sehr verwickelter Natur; im großen und ganzen aber die natürliche Folge des allgemeinen Bevölkerungsgesetzes, wonach die reichsten Länder verhältnismäßig die schwächsten Geburtsziffern aufweisen, die ärmsten aber die stärksten. Dies sei sogar innerhalb jedes Staates sowie jeder Stadt nachweisbar; so auch in Paris, wo die armen Arbeiterviertel noch den reichsten Kindersegen aufweisen, die wohlhabenden aber fast keinen mehr. — Bertillon hat hiermit jedenfalls recht, insoweit er sich auf Frankreich und speziell auf Paris bezieht, als allgemeine Regel kann es aber nicht gelten, daß die reichsten Länder die schwächsten Geburtsziffern hätten, denn während Frankreich in den 50 Jahren von 1850 bis 1900 einen Bevölkerungszuwachs von nur 334 000 Köpfen hatte, erfreute sich Großbritannien eines

*) Vergl. die Tabelle auf S. 142.

...den von 14 115 000 und Oesterreich=Ungarn von 1 438 000 Köpfen — ...es Länder, die man gewiß nicht als arm bezeichnen kann. Wir sehen ...ntlich von einem Vergleich mit Deutschland — das in diesen 50 Jahren ...en Zuwachs von nahezu 21 Millionen Köpfen erfuhr — ab, weil es ...n dem französischen Gelehrten vielleicht als armes Land bezeichnet werden ...rde. — Nächst diesem allgemeinen Gesetze macht Bertillon den in Frank...h herrschenden Malthusianismus verantwortlich, gegen den mit allen ...itteln angekämpft werden sollte, indem den Leuten klar zu machen sei, ...ß der, der keine Kinder erzeugt, sich ebenso gegen das Vaterland ver...ndigt, wie der, der keinen Kriegsdienst leisten wolle. Als praktisches ...ittel empfiehlt er Steuererleichterungen für kinderreiche, Steuer...höhungen für kinderarme und kinderlose Familien usw. Das sind ...lfsmittel, die auch schon vor ihm vielfach empfohlen worden sind, ohne ...ß diese Vorschläge je Gestalt gewonnen hätten. Bei den Anschauungen, ...e in vielen Kreisen Frankreichs, namentlich in den großen Städten, ...rrschen, wo Kindersegen ganz allgemein als unpraktisch und nicht vor...tm, vielfach sogar als ein Unglück betrachtet wird, werden derartige ...ittel kaum etwas helfen und die Gründe müssen viel tiefer gesucht ...erden. Daß aber auch seitens der Regierung dieser Frage ernste Auf...erksamkeit geschenkt wird, geht daraus hervor, daß im Laufe des letzten ...rbstes der Nationalversammlung ein Gesetzentwurf vorgelegt werden ...ll, durch dessen Annahme und Durchführung man hoffte, den Rückgang ...er Geburten aufhalten zu können. Dieser Entwurf verdankt seine Ent...ehung angeblich dem Professor Richet von der Medizinischen Akademie ...d dem bekannten Oekonomisten Paul Leroy=Beaulieu. Der erstere schlägt ...r, daß der Staat für die Geburt von Kindern Prämien zahle, und zwar ...n der Geburt des zweiten an beginnend mit 500 Frs. und für jedes ...eitere 1000 Frs. betragend. Er berechnet, daß die Durchführung dem Staate etwa 300 Millionen Franks jährlich kosten würde, die aufzubringen ...en durch eine Todesfallsteuer von 50 % auf alle Erbschaften an Seiten...erwandte und von allem Besitz, der von Eltern einem einzigen Kinde ...nterlassen wird. — Wir brauchen wohl kaum auf das Ungeeignete dieses ...rschlages hinzuweisen: einmal würde eine Prämie von 1000 Frs. nur ...äußerst wenig Fällen genügen, um ein französisches Ehepaar von dem ...rundsatz des 1= oder 2=Kindersystems abzubringen, und das andere Mal ...rde eine derartige Umgestaltung der Erbschaftsgesetzgebung kaum Aussicht ...f Annahme in der Nationalversammlung haben.

Ebenso unpraktisch erscheint uns der Vorschlag, den Leroy=Beaulieu ...tut. er wünscht, daß den Eltern von 3 Kindern der Vorrang einzu...ämen sei bei Anstellung im Staats= oder Kommunaldienst. Wir meinen, ...ß die Qualifikation hierzu doch von andern Bedingungen abhängig ist, als ...n der Zahl der Kinder, ganz abgesehen davon, daß für viele Leute ...ne derartige Anstellung gar nicht wünschenswert erscheint. Wenn der ...anzösische Gelehrte auch eine Reduktion der Gehälter — bis zu 20 % —

für die unverheirateten Beamten und bis zu 10 % für diejenigen, die nach 5jähriger Ehe nur 1 Kind haben, empfiehlt, so ist diese Idee ebenso undurchführbar, als die erstere. Der Staat bezahlt die Dienste, die ihm das Individuum leistet, nicht aber die Zahl der Kinder, die er erzeugt, und welcher Beamte würde sich nach 5jähriger Ehe, während der er seinen Posten tadellos ausgefüllt hat, eine Reduktion seines Gehaltes um 20 % gefallen lassen, weil er zu der Zeit nur 1 Kind hat — ein Verhältnis, an dem er vielleicht ganz unschuldig ist! — An der Seite dieser rein praktischen und auf finanzieller Grundlage fußenden Vorschläge betritt der bekannte Schriftsteller Paul Margueritte das Gebiet des Patriotismus und der Pflicht, die jeder Franzose dem Vaterlande gegenüber habe. Er tut dies in einem überaus lebendig und schwungvoll geschriebenen Artikel, den das in Paris erscheinende „Journal" veröffentlicht. Er richtet an seine Landsleute die Frage, ob sie in Zukunft als Volk leben wollten, oder nicht: ob sie dem Todeskampf der Nation als müßige Zuschauer beiwohnen wollten, oder ob sie durch eiserne Gesetze Wandel schaffen wollen? Da die französische Familie nicht hören wolle, so solle sie nun fühlen, und zwar an ihrem Geldbeutel. „Wir müssen", schreibt er, „Familien mit 4, und in Berücksichtigung der Unglücksfälle und tödlichen Krankheiten, selbst mit 5 Kindern haben. Dies Ziel kann und muß erreicht werden, wenn wir für das Alter von 23 Jahren die Ehe — gesetzlich oder als freie Vereinigung gedacht — zur Pflicht machen, und wenn der Staat den Familien mit 4 Kindern alle möglichen Erleichterungen gewährt, von denjenigen aber, die weniger oder gar keine Kinder haben, eine beträchtliche Steuer verlangt. Die Gesetzgebung, die Gewohnheiten, die Anschauungen des Lebens sollten sich jetzt ausschließlich um das rettende Heilmittel: Fortpflanzung, Erziehung und Adoption kümmern". Er schreibt weiter: „Der Staat muß sagen: Ihr sollt und müßt Kinder haben! Heiratet: weil die Ehe am meisten Bürgschaft für Frau und Kinder bietet, oder heiratet nicht, wenn Ihr lieber unabhängig von Gesetz und Kirche seid, aber leiht dem Staate Eure Hilfe dadurch, daß Ihr 4 Kinder zeugt. Wollt oder könnt Ihr dies nicht, so zahlt Steuern! Was geschah aber bisher, um diesen schrecklichen Rückgang der Bevölkerung zu hemmen? — Nichts! — Man muß, fährt er fort, die kinderreichen Familien unterstützen und ihnen das Leben erleichtern; die Hausbesitzer, die Eltern mit zahlreichen Kindern abweisen, soll man ächten; die Väter, die der Mutter die Sorge für ihre Sprößlinge allein überlassen, soll man verfolgen und bestrafen wie gemeine Verbrecher und Mörder. Anderseits soll man die Scheidung erleichtern, die Mütter und Ammen unterstützen, die kinderlosen Ehen und die Junggesellen der allgemeinen Verachtung preisgeben". —

Diese temperamentvollen Auslassungen des poetischen Schriftstellers werden ohne Zweifel ebenso verhallen, wie die praktischen Vorschläge, die von anderer Seite kommen, aber sie kennzeichnen die Situation. Die Unmöglichkeit, die Heersziffern auf der vorgeschriebenen Höhe zu halten, bringt

die Kalamität jedes Jahr von neuem in Erinnerung und an die Tagesordnung: geht man ja schon mit der Absicht um, die im Mutterlande stehenden Truppenteile durch schwarze Rekruten aus Afrika zu ergänzen, während man sich bereits seit 4 Jahren genötigt gesehen hat, Elemente, die früher wegen körperlicher oder moralischer Defekte vom Eintritt in die Truppenteile des Mutterlandes ausgeschlossen waren, in diese einzustellen. Trotzdem hat man von der Aufstellung und Komplettierung von Formationen absehen müssen, die als notwendig für die Schlagfertigkeit der Armee anerkannt worden sind. Die Friedenspräsenzstärke entsprach seit Jahren nie der gesetzlichen Etatsstärke, und seit 1907 mußte sie aus den oben angeführten Gründen noch weiter sinken, und obgleich man mehr und mehr halbtaugliche zum Dienst ohne Waffe (services auxiliaires) einstellte. Im Jahre 1908 waren dies 32000, im Jahre 1909: 37000, so daß im Frühjahr 1909 die Zahl der wirklich tauglichen in der Armee nur etwa …21000 Mann betrug, anstatt der rund 570000, die durch das Gesetz verlangt werden. — Um die Truppenteile an der Grenze auf ihrer etatsmäßigen Stärke halten zu können, müssen die Etats der im Innern dislozierten Truppen beträchtlich reduziert werden. Man rechnet für die Infanteriekompagnie im Innern etwa 95 Mann, also weit unter dem Etat, während die Kompagnien des 6., 7. und 20. Armeekorps (an der Ostgrenze) und die Alpenjäger des 15. Korps eine Stärke von 150 Mann haben.

Die kürzlich erschienene wertvolle Schrift: „Die französische Armee“*), aus der wir mehrfach schöpften, bemerkt am Schlusse einer Besprechung der Friedenspräsenzstärke: „Aus dem vorstehend Angeführten geht deutlich hervor, daß Frankreich nicht mehr imstande ist, mit seiner jetzigen Friedenspräsenzstärke alle im Kadergesetz aufgeführten Einheiten nur noch annähernd auf ihre gesetzmäßige Stärke zu bringen, um so weniger, als auch noch die Grenzverstärkungen auf Kosten der Truppen im Innern erfolgen müssen. Die Frage wird brennender, je mehr die Friedenspräsenzstärke des Heeres sinkt.“

Aus diesem Grunde legte der Kriegsminister bereits im November 1907 den Kammern den Entwurf eines neuen Kadergesetzes vor, welches zwei sich widersprechende Ziele ins Auge faßte: einmal das Mittel zu finden, der sinkenden Friedenspräsenzstärke zu begegnen, und das andere Mal die Möglichkeit zu bieten, eine bedeutende Vermehrung der Feldartillerie eintreten zu lassen. Dieser letztere Teil des Entwurfs erlangte nach und nach feste Gestalt, so daß am 24. Juli 1909 ein bezügliches Gesetz erlassen werden konnte, während von einer Durchberatung des ersten Abschnittes vorläufig abgesehen wurde. Es scheint, daß man zunächst darüber ins klare kommen will, auf welche Art man die Zahl der einzustellenden Rekruten erhöhen kann. Die Vermehrung an Kapitulanten und Freiwilligen, auf die man nach Einführung der 2jährigen Dienstzeit hoffte, ist, wie schon

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

So unterliegen die gerichtlichen Entscheidungen der ersten [illegible] der Revision der beiden Oberlandesgerichte in Lemberg und [illegible] Ost- und Westgalizien, die Steuerrekurse der galizischen [illegible] Landesdirektion, die Schulangelegenheiten dem galizischen [illegible] schulrat. Nun bleibt die dritte und höchste Instanz den [illegible] Zentralstellen, den Ministerien vorbehalten. Hier [illegible] obersten Gerichtshofe ein galizischer Senat, und in [illegible] Ministerien behandeln nahezu nur konnationale R[illegible] Galizien eingelangten Akten, um sie der Entscheidung [illegible] zu unterbreiten. Eine ministerielle Entschließung oder [illegible] die aus diesem Rahmen heraustrete, wurde sofort [illegible] merksamkeit des galizischen Verwaltungskörpers in Anspr[illegible] und die [illegible] Vertreter des Königreichs [illegible] beschäftigen. Die Hochschulen, die Akademie und [illegible] Kultuskorporationen tragen den ausschließlich [illegible] Landesinstituten zur Schau. [illegible] die staatliche und die [illegible] Landesverwaltung [illegible] mit den Vertretern des Landes [illegible] und in der österreichischen [illegible] [illegible]

[illegible]

wurde. Die Polen erhielten schließlich 82 (statt wie bis dahin 72) Mandate, die Ruthenen schnellten von 10 auf 33 Mandate hinauf. Die ruthenische Frage bildet seit Jahrzehnten eine schwere Belastung der Polenpolitik; kein Versuch, im Landtag und Reichsrat über ihre Forderungen hinwegzuschreiten, hat diese Frage aus der Welt zu schaffen vermocht, und jeder Regierung droht ein innerer Konflikt zwischen ihrem Bestreben, sich mit der Polenpartei im Einverständnis zu erhalten, und der selbstverständlichen Pflicht, die Ruthenen vor allfälligen polnischen Verwaltungsübergriffen zu schützen. Doch die bedeutendsten unter den galizischen Politikern haben sich seit Jahren nicht die Wahrheit verhehlt, daß eine Lösung, oder wenigstens die Vorbereitung einer Lösung der ruthenischen Frage, zu einer dringenden Notwendigkeit geworden sei. Eben jener Statthalter von Galizien, dessen Leben dem Fanatismus eines ruthenischen Studenten verfiel, Graf Andreas Potocki, hat sich um diese schwierige Aufgabe redlich bemüht, und sein Nachfolger Bobrzinski gilt als eine führende Persönlichkeit in dieser Aktion, ja seine Bemühungen und seine ernste Stellungnahme haben ihm seinerzeit sogar feindselige Demonstrationen seitens der Lemberger Universitätsjugend zugezogen.

Die nüchterne Realpolitik der Polen ist jedem österreichischen Staatsmanne bekannt, es mußte mit ihr stets gerechnet werden, denn die gute Disziplin, die im Polenklub des Abgeordnetenhauses herrschte, bot verläßliche Bürgschaften, und bei der Krone weiß sie sich in Geltung zu erhalten, weil die wichtigsten und empfindlichsten Teile des Budgets ihrer Bewilligung sicher sein konnten. Als im Herbst 1872 in Budapest die Delegationen tagten und man eine wirksame Opposition gegen das erhöhte Militärbudget fürchtete, sagte Kaiser Franz Joseph zu einem polnischen Delegierten: „Ich weiß, daß ich immer auf die Polen rechnen kann und ich zähle auf sie.“ Tatsächlich sind seither wiederholt Staatsforderungen, wie das Budget des gemeinsamen Kriegsministeriums nur durch die Verläßlichkeit der Polen ohne weitere Fährlichkeiten durchgebracht worden. Auch die auswärtige Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie hat auf die polnischen Stimmen innerhalb der österreichischen Delegation zählen dürfen. In den Jahren, die auf die letzte Revolution folgten, war die öffentliche Stimmung in Galizien von den Hoffnungen auf die unruhige Politik Louis Napoleons und von dem Hasse gegen Rußland bestimmt. Schmerzlich überrascht stellte sie den Zusammenbruch zärtlich gehegter, heimlicher Erwartungen fest, als das zweite Kaiserreich in dem Kriege gegen Deutschland sein Ende nahm. Die

Begeisterung, die die Czechen Rußland entgegenbrachten, trug [illegible] wenig dazu bei, die führenden Männer in Galizien von einem [illegible] Bündnis zurückzuhalten. Wenn die galizischen Realpolitiker [illegible] von ihren radikalen Gegnern und Heißspornen angefeindet wurden, [illegible] halfen sie sich nicht selten mit dem Hinweise, daß die Be[illegible] für die österreichisch-ungarische Armee alle Mittel zu [illegible] patriotische polnische Pflicht sei, weil die Monarchie [illegible] Anwachsen der russischen Macht in ihrer Wehrhaftigkeit [illegible] werden müsse. Jener oberste Grundsatz der österreichischen [illegible] politik, die Staatsnotwendigkeiten zu bewilligen, erhielt sich [illegible] des Verschiebungsprozesses, der sich innerhalb der [illegible] in Galizien selbstvollzog. Durch die günstige wirtschaftliche [illegible] gewannen die Städte an Einfluß, während Hochadel und [illegible] Schwächung ihrer Stellung erfuhren. Im Polenklub des [illegible] hauses traten die Vertreter der städtischen Demokratie in den [illegible] grund. Die neuen Männer blieben aber den überkommenen [illegible] [illegible], nach denen sich die Behandlung der staatlichen [illegible] richtete, getreu. Erst in den letzten Zeiten [illegible] Presse und bei Parteiversammlungen eine [illegible] [illegible] die parlamentarischen Führer und jene Polen, die [illegible] Stellungen in der Staatsverwaltung innehatten, [illegible] verschiedenen [illegible] [illegible] polnischen [illegible] zur Anwendung brachte, vor allem [illegible] [illegible]

[illegible]

einmal versagen könnte, wenn es sich um eine bedeutsame, gemeinsame Aktion Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches handeln sollte.*)

Daß die polnischen Führer in Galizien Kraft und Willen hegen, jene Realpolitik aufrechtzuerhalten, die vor 44 Jahren feierlich inauguriert worden war, und die dem Lande die wichtigsten autonomistischen Errungenschaften eingebracht hat, das beweist die besonnene Haltung, die sie bezüglich der Feier des Tannenberger Gedenktages einzunehmen beschlossen haben, und die in dem dieser Tage veröffentlichten Schreiben des Grafen Wodzicki**) zu klarem Ausdrucke gelangt ist. Selbst das stets rege Mitgefühl für die preußischen Stammesgenossen vermag sie nicht von der Linie ihrer Politik, die die „Renaissance Galiziens" heraufgeführt, abzudrängen. Die furchtbaren Lehren des Jahres 1863 sind ihrem Gedächtnis eingeprägt geblieben. Die Worte, mit denen einer ihrer bedeutendsten Publizisten, St. von Kozmian,***) seine beredte Schilderung jener letzten Erhebung abschloß, mögen am Ende der vorstehenden Ausführungen ihren Platz finden: „Die neue Schule" — gemeint sind die Realpolitiker, die den Namen der Stanczyken-Partei führten — durfte den nationalen Fehlern und Leidenschaften nicht trauen, denn, wie immer gedämpft, glimmen sie doch fort und stets finden sich Männer bereit, sie anzufachen. Es läßt sich nicht vorher sagen, wann und in welcher Gestalt sie mit erneuter Kraft ausbrechen . . . Die Zeiten haben sich geändert und damit auch die Ansichten. Aber die Gefahren, die aus dem Nationalcharakter entstehen könnten, sind stets bereit, wieder aufzuleben. Die polnische Gesellschaft wird sich den Weltströmungen und den Umwälzungen nicht entziehen können; vor den Gefahren derselben werden sie die Gesetze der neuen Partei zu schützen haben. Diese Aufgabe ist in jeder Beziehung schwer, wie überhaupt unter den politischen Fragen die polnische die meisten Schwierigkeiten bietet. Gerade deshalb würde es der Nation zur höchsten Ehre gereichen, wenn sie die vor und nach der Teilung begangenen Fehler gutmachen könnte. Die moralischen Faktoren, und vor allem das Gefühl der Verantwortung mögen dazu den Hebel bilden!"

*) Vergl. in dieser Hinsicht die bei R. Dmowski, La Question Polonaise (Paris 1909), S. 53 u. f. vorgetragenen Anschauungen.

**) Im Wortlaut wiedergegeben in der „Neuen Freien Presse" Nr. 16 368 vom 17. März 1910, Abendblatt.

***) Das Jahr 1863, Wien 1896, S. 400 u. f.

Notizen und Besprechungen.

Politik.

Der ungenügende Bevölkerungszuwachs in Frankreich und [illegible] Einfluß auf die Armee.

Seit vielen Jahren schon leidet Frankreich unter dem [illegible] Bevölkerung. Er beruht hauptsächlich auf der Verminderung der [illegible] nebenbei aber auch auf der Zunahme der Todesfälle und [illegible] Frankreich eine ernste Kalamität, da nicht allein die [illegible] darunter leidet, sondern vor allem auch die Wehrkraft [illegible] wird ein Gesichtspunkt, der um so [illegible] Deutschland, worin doch die Blicke der Franzosen [illegible] immer mit Eifersucht gerichtet [illegible] [illegible] in Frankreich [illegible] [illegible] Zunahme [illegible] in Frankreich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Jahr	Bevölkerung in Millionen	Geburten exkl. Totgeborene		Sterbefälle	Ueberschuß an Geburten	Ueberschuß an Todesfällen
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Bevölkerungsbewegung in Frankreich.

Jahr	Eheschließungen	Geburten einschl. Totgeborene	Todesfälle einschl. Totgeborene	Totgeborene	Ueberschuß der Geburten
1903	295 996	865 786	792 680	39 074	73 106
1904	298 721	856 894	799 868	38 665	57 026
1905	302 623	845 232	808 112	37 941	37 120
1906	306 437	844 173	817 522	37 326	26 651
1907	314 903	810 729	830 649	36 760	— 19 920
1908	315 928	828 866	782 425	37 154	46 441

Ueber das Jahr 1909 liegen uns abschließende Zusammenstellungen noch nicht vor, doch teilte das „Journal officiel“ über das 1. Halbjahr 1909 mit, daß in diesen 6 Monaten 12692 weniger Geburten als im gleichen Zeitraum 1908 zu verzeichnen wareu und anderseits 25 019 mehr Sterbefälle.

Am fühlbarsten ist diese Kalamität für Frankreich geworden seit der Einführung der 2jährigen Dienstzeit durch das Gesetz vom 21. März 1905, dessen Konsequenzen sich zum ersten Male bei der Rekruteneinstellung im Herbste 1907 geltend machten. Seitdem befinden sich nur noch 2 Jahrgänge gleichzeitig unter den Fahnen und die Friedenspräsenzstärke ist wesentlich gesunken, da es trotz aller Bemühungen nicht gelang, den ausgefallenen 3. Jahrgang durch vermehrte Einstellung von Kapitulanten und Freiwilligen zu decken. Die französische Regierung muß demnach mit dem stetigen Rückgang der Bevölkerungsziffer rechnen und demzufolge mit der Unmöglichkeit, die erforderliche Zahl von Rekruten einstellen zu können. Der französische Abgeordnete Reinach kennzeichnete kürzlich die Situation mit den Worten: „L'ensemble de nos effectifs est réduit d'année en année d'une façon inquiétante par la diminution de la natalité“, während der Abgeordnete Messimy in der „France militaire“ feststellt, daß die Summe der gleichzeitig unter den Fahnen befindlichen beiden Jahresklassen in der Zeit von 1907 bis 1928 von 457 000 auf 380 000 Mann sinken würde. Dies entspräche einer Einbuße von 154 Friedensbataillonen oder, für alle Waffen berechnet, einer Verminderung der Friedensstärke des Heeres um 5 Armeekorps. Zu dem gleichen oder einem ähnlichen Resultat kommt deutscherseits „v. Löbells Jahresbericht über das Heer- und Kriegswesen, Jahrgang 1908“, wo es auf S. 91 heißt: „Für die nächsten Jahre ist zu erwarten, daß die Stärke der Jahresklassen weiter abnehmen wird, da die Zahl der männlichen Geburten der entsprechenden Jahre immer mehr gesunken ist. Die männlichen Geburten betrugen:

1887 (für Jahresklasse 1907)	. . .	459 000
1888 („ „ 1908)	. . .	451 000
1889 („ „ 1909)	. . .	450 000
1890 („ „ 1910)	. . .	428 000
1891 („ „ 1911)	. . .	443 000
1892 („ „ 1912)	. . .	438 000.

In den später folgenden 5 Jahren halten sich die Geburten ungefähr auf derselben Höhe, dann sinken sie allmählich weiter."*)

Wenn man die französischen Zeitschriften und Zeitungen verfolgt, so sieht man, welche ernste Sorgen diese Erscheinungen in weiten Kreisen hervorrufen; es ist deshalb wohl begreiflich, daß die verschiedensten Vorschläge gemacht wurden, um Abhilfe zu schaffen, d. h. um eine Erhöhung der Geburtsziffern zu erzielen; bis jetzt aber ohne jeden Erfolg, denn die geringe Bevölkerungszunahme von ca. 3 Millionen, die von 1872 bis 1907 stattgefunden hat (1872: 36,1 Millionen, 1907: 39,2 Millionen), ist lediglich die Folge von Einwanderung.

Der bekannte französische Statistiker Bertillon, der sich seit Jahren schon mit dieser Frage ganz speziell beschäftigt, forderte schon vor 9 Jahren dringend auf zum Beitritt zur „Alliance nationale pour l'accroissement de la population française", welche die Aufmerksamkeit Aller auf die Gefahr der Entvölkerung hinlenkt und Maßregeln zu deren Bekämpfung hervorrufen will. Wir wissen nicht, ob diese Alliance noch existiert, jedenfalls macht sich ihre Wirksamkeit nicht fühlbar, und es sind infolgedessen in der letzten Zeit verschiedene Vorschläge gemacht worden, um eine Erhöhung der Natalität zu erzielen, von denen wir einige hier anführen wollen, da sie — wenn auch kaum durchführbar — den Beweis liefern, daß man in Frankreich die Frage mit Ernst und mit Sorge betrachtet.

Der oben genannte Statistiker Bertillon wurde, als sich für das erste Halbjahr 1909 das auf S. 143 bemerkte, überaus ungünstige Resultat eines Rückgangs der Bevölkerung um 24 205 Köpfe ergab, nach den Gründen für diese Erscheinung befragt. Er erklärte, dieselben seien sehr verwickelter Natur; im großen und ganzen aber die natürliche Folge des allgemeinen Bevölkerungsgesetzes, wonach die reichsten Länder verhältnismäßig die schwächsten Geburtsziffern aufweisen, die ärmsten aber die stärksten. Dies sei sogar innerhalb jedes Staates sowie jeder Stadt nachweisbar; so auch in Paris, wo die armen Arbeiterviertel noch den reichsten Kindersegen aufweisen, die wohlhabenden aber fast keinen mehr. — Bertillon hat hiermit jedenfalls recht, insoweit er sich auf Frankreich und speziell auf Paris bezieht, als allgemeine Regel kann es aber nicht gelten, daß die reichsten Länder die schwächsten Geburtsziffern hätten, denn während Frankreich in den 50 Jahren von 1850 bis 1900 einen Bevölkerungszuwachs von nur 334 000 Köpfen hatte, erfreute sich Großbritannien eines

*) Vergl. die Tabelle auf S. 142.

...en von 14 115 000 und Oesterreich-Ungarn von 1 438 000 Köpfen — ...des Länder, die man gewiß nicht als a r m bezeichnen kann. Wir sehen ...ntlich von einem Vergleich mit Deutschland — das in diesen 50 Jahren ...en Zuwachs von nahezu 21 Millionen Köpfen erfuhr — ab, weil es ...n dem französischen Gelehrten vielleicht als armes Land bezeichnet werden ...nte. — Nächst diesem allgemeinen Gesetze macht Bertillon den in Frank... herrschenden Malthusianismus verantwortlich, gegen den mit allen ...itteln angekämpft werden sollte, indem den Leuten klar zu machen sei, ...ß der, der keine Kinder erzeugt, sich ebenso gegen das Vaterland ver...dige, wie der, der keinen Kriegsdienst leisten wolle. Als praktisches ...ittel empfiehlt er Steuererleichterungen für kinderreiche, Steuer...gebungen für kinderarme und kinderlose Familien usw. Das sind ...smittel, die auch schon v o r ihm vielfach empfohlen worden sind, ohne ...ß diese Vorschläge je Gestalt gewonnen hätten. Bei den Anschauungen, ...e in vielen Kreisen Frankreichs, namentlich in den großen Städten, ...rrschen, wo Kindersegen ganz allgemein als unpraktisch und nicht vor...ilhaft, vielfach sogar als ein Unglück betrachtet wird, werden derartige ...ittel kaum etwas helfen und die Gründe müssen viel tiefer gesucht ...erden. Daß aber auch seitens der Regierung dieser Frage ernste Auf...erksamkeit geschenkt wird, geht daraus hervor, daß im Laufe des letzten ...ahres der Nationalversammlung ein Gesetzentwurf vorgelegt werden ...lte, durch dessen Annahme und Durchführung man hoffte, den Rückgang ...r Geburten aufhalten zu können. Dieser Entwurf verdankt seine Ent...hung angeblich dem Professor Richet von der Medizinischen Akademie ...d dem bekannten Oekonomisten Paul Leroy-Beaulieu. Der erstere schlägt ...r, daß der Staat für die Geburt von Kindern Prämien zahle, und zwar ...n der Geburt des zweiten an beginnend mit 500 Frs. und für jedes ...tere 1000 Frs. betragend. Er berechnet, daß die Durchführung dem ...aate etwa 300 Millionen Franks jährlich kosten würde, die aufzubringen ...en durch eine Todesfallsteuer von 50 % auf alle Erbschaften an Seiten...wandte und von allem Besitz, der von Eltern einem einzigen Kinde ...rlassen wird. — Wir brauchen wohl kaum auf das Ungeeignete dieses ...rschlages hinzuweisen: einmal würde eine Prämie von 1000 Frs. nur ...äußerst wenig Fällen genügen, um ein französisches Ehepaar von dem ...rundsatz des 1- oder 2-Kindersystems abzubringen, und das andere Mal ...rde eine derartige Umgestaltung der Erbschaftsgesetzgebung kaum Aussicht ...f Annahme in der Nationalversammlung haben.

Ebenso unpraktisch erscheint uns der Vorschlag, den Leroy-Beaulieu ...acht, er wünscht, daß den Eltern von 3 Kindern der Vorrang einzu...men sei bei Anstellung im Staats- oder Kommunaldienst. Wir meinen, ...ß die Qualifikation hierzu doch von andern Bedingungen abhängig ist, als ...n der Zahl der Kinder, ganz abgesehen davon, daß für viele Leute ...e derartige Anstellung gar nicht wünschenswert erscheint. Wenn der ...nzösische Gelehrte auch eine Reduktion der Gehälter — bis zu 20 % —

für die unverheirateten Beamten und bis zu 10 % für diejenigen, die nach 5jähriger Ehe nur 1 Kind haben, empfiehlt, so ist diese Idee ebenso undurchführbar, als die erstere. Der Staat bezahlt die Dienste, die ihm das Individuum leistet, nicht aber die Zahl der Kinder, die er erzeugt, und welcher Beamte würde sich nach 5jähriger Ehe, während der er seinen Posten tadellos ausgefüllt hat, eine Reduktion seines Gehaltes um 20 % gefallen lassen, weil er zu der Zeit nur 1 Kind hat — ein Verhältnis, an dem er vielleicht ganz unschuldig ist! — An der Seite dieser rein praktischen und auf finanzieller Grundlage fußenden Vorschläge betritt der bekannte Schriftsteller Paul Margueritte das Gebiet des Patriotismus und der Pflicht, die jeder Franzose dem Vaterlande gegenüber habe. Er tut dies in einem überaus lebendig und schwungvoll geschriebenen Artikel, den das in Paris erscheinende „Journal“ veröffentlicht. Er richtet an seine Landsleute die Frage, ob sie in Zukunft als Volk leben wollten, oder nicht: ob sie dem Todeskampf der Nation als müßige Zuschauer beiwohnen wollten, oder ob sie durch eiserne Gesetze Wandel schaffen wollen? Da die französische Familie nicht hören wolle, so solle sie nun fühlen, und zwar an ihrem Geldbeutel. „Wir müssen“, schreibt er, „Familien mit 4, und in Berücksichtigung der Unglücksfälle und tödlichen Krankheiten, selbst mit 5 Kindern haben. Dies Ziel kann und muß erreicht werden, wenn wir für das Alter von 23 Jahren die Ehe — gesetzlich oder als freie Vereinigung gedacht — zur Pflicht machen, und wenn der Staat den Familien mit 4 Kindern alle möglichen Erleichterungen gewährt, von denjenigen aber, die weniger oder gar keine Kinder haben, eine beträchtliche Steuer verlangt. Die Gesetzgebung, die Gewohnheiten, die Anschauungen des Lebens sollten sich jetzt ausschließlich um das rettende Heilmittel: Fortpflanzung, Erziehung und Adoption kümmern“. Er schreibt weiter: „Der Staat muß sagen: Ihr sollt und müßt Kinder haben! Heiratet: weil die Ehe am meisten Bürgschaft für Frau und Kinder bietet, oder heiratet nicht, wenn Ihr lieber unabhängig von Gesetz und Kirche seid, aber leiht dem Staate Eure Hilfe dadurch, daß Ihr 4 Kinder zeugt. Wollt oder könnt Ihr dies nicht, so zahlt Steuern! Was geschah aber bisher, um diesen schrecklichen Rückgang der Bevölkerung zu hemmen? — Nichts! — Man muß, fährt er fort, die kinderreichen Familien unterstützen und ihnen das Leben erleichtern; die Hausbesitzer, die Eltern mit zahlreichen Kindern abweisen, soll man ächten; die Väter, die der Mutter die Sorge für ihre Sprößlinge allein überlassen, soll man verfolgen und bestrafen wie gemeine Verbrecher und Mörder. Anderseits soll man die Scheidung erleichtern, die Mütter und Ammen unterstützen, die kinderlosen Ehen und die Junggesellen der allgemeinen Verachtung preisgeben“. —

Diese temperamentvollen Auslassungen des poetischen Schriftstellers werden ohne Zweifel ebenso verhallen, wie die praktischen Vorschläge, die von anderer Seite kommen, aber sie kennzeichnen die Situation. Die Unmöglichkeit, die Heersziffern auf der vorgeschriebenen Höhe zu halten, bringt

diese Kalamität jedes Jahr von neuem in Erinnerung und an die Tagesordnung; geht man ja schon mit der Absicht um, die im Mutterlande stehenden Truppenteile durch schwarze Rekruten aus Afrika zu ergänzen, während man sich bereits seit 4 Jahren genötigt gesehen hat, Elemente, die früher wegen körperlicher oder moralischer Defekte vom Eintritt in die Truppenteile des Mutterlandes ausgeschlossen waren, in diese einzureihen. Trotzdem hat man von der Aufstellung und Komplettierung von Formationen absehen müssen, die als notwendig für die Schlagfertigkeit der Armee anerkannt worden sind. Die Friedenspräsenzstärke entsprach seit Jahren nie der gesetzlichen Etatsstärke, und seit 1907 mußte sie aus den oben angeführten Gründen noch weiter sinken, und obgleich man mehr und mehr halbtaugliche zum Dienst ohne Waffe (services auxiliaires) einstellte. Im Jahre 1908 waren dies 32000, im Jahre 1909: 37000, so daß im Frühjahr 1909 die Zahl der wirklich tauglichen in der Armee nur etwa 521000 Mann betrug, anstatt der rund 570000, die durch das Gesetz verlangt werden. — Um die Truppenteile an der Grenze auf ihrer etatsmäßigen Stärke halten zu können, müssen die Etats der im Innern dislozierten Truppen beträchtlich reduziert werden. Man rechnet für die Infanterie-Kompagnie im Innern etwa 95 Mann, also weit unter dem Etat, während die Kompagnien des 6., 7. und 20. Armeekorps (an der Ostgrenze) und die Alpenjäger des 15. Korps eine Stärke von 150 Mann haben.

Die kürzlich erschienene wertvolle Schrift: „Die französische Armee“*), aus der wir mehrfach schöpften, bemerkt am Schlusse einer Besprechung der Friedenspräsenzstärke: „Aus dem vorstehend Angeführten geht deutlich hervor, daß Frankreich nicht mehr imstande ist, mit seiner jetzigen Friedenspräsenzstärke alle im Kadergesetz aufgeführten Einheiten nur noch annähernd auf ihre gesetzmäßige Stärke zu bringen, um so weniger, als auch noch die Grenzverstärkungen auf Kosten der Truppen im Innern erfolgen müssen. Die Frage wird brennender, je mehr die Friedenspräsenzstärke des Heeres sinkt.“

Aus diesem Grunde legte der Kriegsminister bereits im November 1907 den Kammern den Entwurf eines neuen Kadergesetzes vor, welches zwei sich wiedersprechende Ziele ins Auge faßte: einmal das Mittel zu finden, der sinkenden Friedenspräsenzstärke zu begegnen, und das andere Mal die Möglichkeit zu bieten, eine bedeutende Vermehrung der Feldartillerie eintreten zu lassen. Dieser letztere Teil des Entwurfs erlangte nach und nach feste Gestalt, so daß am 24. Juli 1909 ein bezügliches Gesetz erlassen werden konnte, während von einer Durchberatung des ersten Abschnittes vorläufig abgesehen wurde. Es scheint, daß man zunächst darüber ins Klare kommen will, auf welche Art man die Zahl der einzustellenden Rekruten erhöhen kann. Die Vermehrung an Kapitulanten und Freiwilligen, auf die man nach Einführung der 2jährigen Dienstzeit hoffte, ist, wie schon

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

gesagt, nicht eingetreten, die Anforderungen an Körpergröße und körperliche Tüchtigkeit sind bereits auf das geringste Maß reduziert und die Einstellung von vorbestraften Leuten in die reguläre Armee, die durch das Gesetz vom 21. März 1905 sehr ausgedehnt wurde, hat sehr üble Folgen gezeitigt, so daß jetzt allgemein eine Abänderung dieser Bestimmungen verlangt wird. Wie ungenügend sie sind, um das Heer vor dem Eindringen der übelsten Elemente zu schützen, geht daraus hervor, daß der Senator Humbert kürzlich die Zahl der im Heere dienenden und mit Gefängnis vorbestraften Leute auf 11304 angab. Hierunter befinden sich nach dieser Quelle eine große Anzahl, die vor ihrem Eintritt bereits im Wiederholungsfalle bestraft wurden, und zwar wegen Diebstahls, Sittlichkeitsvergehen, Betrugs und wegen Zuhälterei. Am meisten leiden darunter die in den großen Städten und namentlich in Paris stehenden und sich großenteils dort rekrutierenden Truppenabteilungen. So erklärte z. B. der Kommandeur des 5. Infanterie-Regiments auf eine durch ein Pariser Nachrichtenbureau veranstaltete Umfrage: „Die Zahl der verheirateten Zuhälter ist in diesem Jahre weniger groß als im Vorjahre. Deshalb hat auch die Moralität gewonnen. Man sieht weniger Prostituierte an den Zugängen der Kaserne auf ihre Männer warten. Die Zahl der Vorbestraften beträgt 54." Der Kommandeur des 76. Infanterie-Regiments, von dem 2 Bat. in Paris und eins in Coulommiers stehen, sagte, daß dieses letztere 175 Leute zähle, von denen $^1/_8$ Zuhälter seien, die ihr Verhältnis mit irgend einer öffentlichen Dirne geregelt haben." — Unter diesen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß die Volksvertretung sich jetzt mit dieser Angelegenheit ernstlich beschäftigt und daß anderseits der Kriegsminister nicht gezögert hat, einzuschreiten, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß bereits am 25. Januar der Unterstaatssekretär des Kriegs der Deputiertenkammer einen bezügl. Gesetzentwurf vorgelegt hat, der den Zweck verfolgt, die reguläre Armee von den wegen gemeiner Vergehen Vorbestraften, den sogenannten Apachen, zu säubern. In den Motiven zu diesem Entwurf gibt der Kriegsminister einen Ueberblick über die bisherige Gesetzgebung: Nach dem Rekrutierungsgesetz vom 27. Juli 1872 wurden die Leute, die vor ihrer Einstellung wegen Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit, wegen Diebstahl, Betrug, Vertrauensmißbrauch oder wegen unsittlicher Angriffe vorbestraft waren, im Prinzip den regulären Truppenteilen zugeteilt, aber die Militärbehörden hatten das Recht, wenn sie die Anwesenheit solcher Elemente in den Regimentern für gefährlich hielten, beim Ministerium ihre Versetzung in die Disziplinarkompagnien der Kolonien oder in die Bataillone der leichten Afrikanischen Infanterie zu beantragen. Durch das Gesetz von 1889 wurden bestimmte Regeln hierfür aufgestellt an Stelle der diskretionären Befugnis und die Art der Vergehen, sowie die Mindestdauer der erlittenen Freiheitsstrafen wurden festgesetzt, die die Versetzung in die Afrikanischen Bataillone de jure zur Folge haben mußten. Das Gesetz vom 21. März 1905 milderte nun diese Bestimmungen in mehrfacher Hinsicht; zunächst

wurde die Dauer der erlittenen Freiheitsstrafe, die die Versetzung in ein Afrikanisches Bataillon begründete, von 3 auf 6 Monate erhöht; dann wurde im Falle mehrfacher Vorstrafen eine Gesamtdauer von 6 Monaten Freiheitsstrafe verlangt, während nach dem Gesetz von 1889 eine zweimalige Bestrafung — ohne Berücksichtigung ihrer Dauer — maßgebend war, und endlich erteilte dieses Gesetz dem Kriegsminister die Machtvollkommenheit, die Bestraften von der Versetzung in die Afrikanischen Bataillone zu befreien, wenn sie sich seit Verbüßung ihrer letzten Strafe gut geführt hatten, und die weitere Befugnis, die diesen Bataillonen zugeteilten, nach Verlauf von 8 Monaten (gegen 12 Monate nach dem Gesetz von 1889) in einen regulären Truppenteil zu versetzen, wenn ihre Führung tadellos war.

Der Minister spricht sich dahin aus, daß man mit den milderen Bestimmungen des Gesetzes von 1905 ungünstige Erfahrungen gemacht habe, und daß er sich deshalb veranlaßt sähe, auf das Gesetz von 1889 zurückzukommen, indem es aber verbessert werden solle, um die jungen Leute, die die Nation der Armee anvertraut, von dem Kontakt mit vorbestraften Uebeltätern zu bewahren. Zu diesen Verbesserungen gehört die Bestimmung, daß die Rückfälligen und die Gewohnheitsverbrecher in die Strafbataillone eingestellt werden, ohne Berücksichtigung der Dauer der erlittenen Freiheitsstrafe oder -strafen. Anderseits soll ein einziges Vergehen nur dann die Einstellung in die Straftbataillone zur Folge haben, wenn es mit einer Freiheitsstrafe von mindestens 3 Monaten belegt wurde. Auf die Rückfälligen und auf die professionellen Zuhälter erstreckt sich diese Milderung aber nicht. Für diese letzteren wird die Einteilung in ein Strafbataillon obligatorisch, ohne Berücksichtigung der gegen sie ausgesprochenen Strafe. „Zuhältern und Rückfälligen", heißt es in den Motiven, „gebührt kein Platz in der regulären Armee, in der Mitte der gesunden und jungen Elemente der Nation."

Einen Zusatz soll das Gesetz dadurch erhalten, daß auch solche Leute, die wegen Spionage verurteilt worden sind, von der Einstellung in die reguläre Armee ausgeschlossen sind, vorausgesetzt, daß die Untersuchung ergeben hat, daß sie die Absicht hatten, dem Vaterlande zu schaden. —

Nach den bis jetzt vorliegenden Aeußerungen der Presse dürfte es außer Zweifel sein, daß das Gesetz in dieser oder doch ganz ähnlicher Form angenommen wird. —

Diese nötige Erhöhung der Rekrutenziffer wird hierdurch natürlich nicht berührt und die Erledigung dieser Frage bleibt für die nächste Zeit eine der wichtigsten Aufgaben der gesetzgebenden Faktoren. —

v. W.

Pädagogik.

Gedanken über Fürstenerziehung.

Ein Werk von Wilhelm Münch nimmt man nicht ohne lebhafte Spannung zur Hand; denn man darf reiche Belehrung und vielfache Anregung in einer Form erwarten, die schon an und für sich einen rein ästhetischen Genuß bereitet. Bei seinen „Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit“ *) ist diese Spannung durch das wirkungsvolle Präludium, das sein Vortrag über „die Theorie der Fürstenerziehung im Wandel der Jahrhunderte“ **) gelegentlich des großen Historikerkongresses in Berlin 1908 bildete, nicht sowohl abgeschwächt als vielmehr gesteigert. Denn dort war es nur möglich gewesen, kaleidoskopartig einige Haupterscheinungen zur Anschauung zu bringen und an ihnen die wechselnden Anschauungen über Bahnen und Ziele der Fürstenerziehung in knappen, aber vielsagenden Worten zu erläutern und damit zugleich höchst interessante Streiflichter auf die Völkerpsychologie und Kulturgeschichte fallen zu lassen. Daß recht aus dem Vollen geschöpft war, trat deutlich hervor, und um so mehr mußte man eine weitere Entfaltung des reichen Stoffes wünschen, als dies Gebiet bisher so gut wie unangebaut geblieben war. In der bekannten Reinschen Enzyklopädie hieß es noch vor kurzem: „Es gibt weder eine Geschichte der Prinzenerziehung, noch ein theoretisches Handbuch derselben. Letzteres wird wohl nie geschrieben werden. Zu ersterer beginnen erst die Vorarbeiten.“

Münchs neuestes Werk ist ein schöner Versuch, die beiden so gekennzeichneten Lücken mit einem Male auszufüllen. Denn der Verfasser begnügt sich nicht damit, von Sokrates, Xenophon und Plato an, über Erasmus, Budé und Macchiavelli, Mariana, Fénelon und Leibniz bis auf E. M. Arndt und General Auspitz eine Wolke von Zeugen vorzuführen, die beweisen, daß das Problem der rechten Fürstenerziehung immer wieder die Geister beschäftigt hat, sondern er fügt dem allen als Krönung einen Schlußabschnitt über „Bedingungen und Aufgaben der Fürstenerziehung in der Gegenwart“ bei. Und wie er in dem ersten geschichtlichen Teil einen staunenswerten Sammelfleiß und ein feines Verständnis für die Eigenart jener Pädagogen und ihrer Bedingtheit durch Zeitalter und Nationalität bekundet, so hebt er uns in dem letzten theoretischen Teil aus den Niederungen der Gemeinplätze und Selbstverständlichkeiten, die wir gar manchmal bei der Wanderung durch die früheren Jahrhunderte antrafen, zu einer erfreulichen Höhe der Betrachtung. Wir finden hier eine Fülle von klugen und feinen Gedanken eines Mannes, der von hoher Warte mit freiem Blick und scharfer Beobachtungsgabe sich umgeschaut hat in dem Leben und Streben der Vergangenheit wie der Gegenwart, der

*) O. Beck, München 1909. 8° 325 S., brosch. 6.50, geb. 7.50, in Pergamentband 10 M.

**) Veröffentlicht in d. Mitt. d. Ges. für Erz. u. Schulgesch. 18, S. 249 ff.

aus reicher Lebenserfahrung gelegentlich wohl treffende Seitenhiebe gegen Verfehltes austeilt, aber am liebsten doch mit kluger, vornehmer Unaufdringlichkeit wertvolle Winke gibt, wie man die Ideale und Irrtümer einer früheren Zeit für die künftige Entwicklung positiv nutzbar machen kann.

Der Refrain, in dem beide Teile harmonisch ausklingen, ist derselbe: dort steht der Schlußgedanke des Generals Auspitz: „die wahre Erziehung der Fürstensöhne besorgt indessen das Leben selbst", und hier die echt Münchsche Randglosse: „im einzelnen uns weiter in die Schule zu nehmen, hört das Leben niemals auf, uns alle, Fürsten und andere Mitglieder der bürgerlich-menschlichen Gemeinschaft". Und gerade dieser Refrain zeugt aufs beste von dem Ton, auf den das Ganze gestimmt ist. Die sieghafte Gewißheit von einer allein seligmachenden Erziehungsmethode, die den Pädagogen früherer Zeiten die Brust schwellte, hat einer bewußten Zurückhaltung Platz gemacht; aber besser als vordem weiß man jetzt die unverantwortlichen Miterzieher zu würdigen und die tiefer liegenden „Untergründe" zu verstehen, die das Werden einer Persönlichkeit bedingen.

So reizvoll dieser letzte Abschnitt auch ist, das Hauptgewicht des Buches liegt doch in dem geschichtlichen Teil. Eine lückenlose Geschichte der Literatur über Fürstenerziehung hat der Verfasser allerdings nicht geben wollen. Darum wird der eine Leser hier, der andere da etwas vermissen oder nachzutragen haben; und das neu erweckte Interesse für diese Probleme wird noch manche vergessene Schrift aus dem Staub der Archive und den Schätzen der Bibliotheken zutage fördern. Mir selbst spielte ein eigentümlicher Zufall mit Münchs Buch zugleich zwei andere Schriften in die Hand, die brauchbare Ergänzungen bieten: R. Eckarts „Fürstliche Pädagogik, Ordnungen und Instruktionen zur Erziehung welfischer Prinzen" (Papiermühle S. A. 1909) und das Januarheft der Deutschen Rundschau, in dem Zingeler einen bisher unbekannten Brief Goethes aus dem Jahre 1828 veröffentlicht, der den Erbprinzen Karl von Hohenzollern eingehend über die weitere Erziehung seines Sohnes berät. Natürlich ist Goethe bei Münch nicht vergessen: er kennt und nennt von ihm bedeutungsvolle Aussprüche über Fürstendasein, Fürstenpflichten, Fürstenwert und Fürstenschicksal und meint selbst, es ließe sich eine Art Katechismus dieses Inhalts aus Goethe, Schiller, Shakespeare und anderen leicht zusammenstellen, und auch manche der in bedächtiger Prosa öfters ausgesprochenen Gedanken kehrten hier in schöner Prägung mit gewinnendem Goldklang wieder; aber er hat dies alles in die Anmerkungen verwiesen. Ob nicht gerade Goethe doch einen vollgültigen Anspruch auf einen Platz im Text selbst hat? Sein Leben ist so eng verflochten mit Fürstenleben, sein Rat so oft in Erziehungsfragen von fürstlichen Eltern begehrt worden, und seine Dichtung hat auch in diesem Stück seine eigensten Erfahrungen so getreu widergespiegelt, nicht bloß in der Iphigenie und im Tasso, sondern auch im Elpenor und in Ilmenau, daß der Versuch, sein Ideal der Fürstenerziehung zu zeichnen, sich wohl lohnt. Und wenn er gelegentlich sagt: „Ich will just eben nicht

prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahinter steckte, nie viel Respekt" (1827), so darf man erwarten, daß seine Gedanken sich auch hier nicht auf der ausgetretenen, breiten Heerstraße bewegen.

Unter den von Eckart mitgeteilten Instruktionen für welfische Prinzen verdient besondere Beachtung die, in der Kurfürst Georg Ludwig 1713, also ein Jahr, bevor er als Georg I. den englischen Thron bestieg, Anordnungen für die Erziehung seines Enkels Friedrich Ludwig traf; ein hoher sittlicher Ernst und aufgeklärte Weisheit spricht aus diesen Instruktionen, wie folgende Probe bekunden mag: „Weil die frühzeitige Einbildung hohen Standes und Wesens bey jungen Leuten ein Gift ist, der viel Böses bey ihnen wecket und Gutes verhindert, so wird der Hofmeister Unseren Enkel nach aller Möglichkeit davon entfernen, hingegen aber dieses zur Haupt-Maxime beybringen lassen, daß, je höheren Herkommens und Standes jemand ist, je mehr Tugend und rühmliche Qualitäten von ihm gefordert werden, und daß die Unterthanen und geringere Leute nicht so wohl um der Fürsten und Regenten Willen, als vielmehr diese um der Unterthanen Willen seyn, und zu deren Schutz und damit das Gute belohnt, das Böse aber gestrafet werde, von Gott über Land und Leute gesetzt werden."

Eine wesentliche Verschiebung wird das Bild, das Münch mit sicherer Hand von der Theorie der Fürstenerziehung im Wechsel der Zeiten gezeichnet hat, durch solche Ergänzungen kaum erfahren, und die folgenden Bemerkungen wollen auch nicht berichtigen, sondern eben nur hier und da ergänzen und damit den schuldigen Dankeszoll für mannigfache Anregungen abzahlen. — Ich hätte neben Erasmus und Budé gern nach den Spanier Ludwig Vives gesehen, den man damals wohl als den dritten Triumvirn der Gelehrtenrepublik feierte, und der mit Rat und Tat in die Fürstenerziehung eingegriffen hat. Er tat das ganz im Sinne der gleichzeitigen Humanisten, die unbedenklich auch den weiblichen Zöglingen aus fürstlichem Geblüt ein voll gerüttelt Maß humanistischer Bildung und eine volle, allseitige Hingabe an ihr klassisches Ideal zumuteten, wie Vives' Studienplan für die spätere „blutige Maria" von England lehrt. Noch wertvoller ist für unser Problem der dramatisierte Fürstenspiegel, den der 20. Dialog seiner Exercitatio linguae latinae enthält — ein reizendes Genrebild vom spanischen Königshof, das uns den jungen Philipp (den späteren Philipp II.), dem auch das ganze Werkchen gewidmet ist, im Gespräch mit Sophobulus und Morobulus vorführt. Wie sein guter und böser Engel ringen die zwei um die Seele des Jünglings und lassen Vives' eigene Gedanken über Fürstenerziehung deutlich durchklingen.

Bei Konrad Heresbach scheint mir freilich eine stärkere persönliche Note, als bei den übrigen humanistischen Zeitgenossen vorzuliegen; weniger weltfremd wie die andern, zielt er nicht sowohl auf ein Prunken mit eigenem Wissen, als vielmehr auf eine energische Einwirkung auf den fürst-

lichen Zögling, dessen Vater er einst selbst mit glücklicher Hand erzogen hatte. Darum, will es mich bedünken, spürt man bei ihm weniger wie bei Erasmus das Halbdunkel der Studierstube, sondern fühlt sich eher im hellen Licht des realen Lebens; darum hütet er sich mehr als jener vor der Ueberschätzung des belehrenden Wortes und bringt richtiger die Eigentümlichkeit des Kindes als bedeutsamen Unterrichts- und Erziehungsfaktor in Anschlag. Und wenn er schließlich mit besonderer Vorliebe bei jeder günstigen Gelegenheit Erlebnisse und Aussprüche der Vorfahren des Zöglings heranzieht, um Nacheiferung zu wecken und dem Urteil höhere Gesetze zu geben, so stimmt das zwar zu einer klugen Weisung, die schon Aeneas Sylvius Piccolomini gegeben hatte, ist aber offenbar aus den Erfahrungen seiner eigenen Erziehertätigkeit am cleveschen Hof hervorgegangen.

Jedenfalls haben solche aus der eigenen Praxis erwachsenen Gedanken über Fürstenerziehung ihren besonderen Vorzug vor den rein theoretischen Aufstellungen. Die pädagogische Schwierigkeit, welche aus dem Gegensatz des Ranges und des Zwanges, den jede Erziehung bedingt, entspringt, und die noch bedenklicheren Kompetenzkonflikte zwischen den an der Erziehung beteiligten Personen hat z. B. der Herausgeber dieser Jahrbücher in seinen „persönlichen Erinnerungen an den Kaiser Friedrich und sein Haus“ 1888 in aller Kürze gewürdigt. Aus solchen Selbstbekenntnissen wirklicher Prinzenerzieher wird sich zweifellos noch viel wertvolles Material gewinnen lassen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die praktische Bedeutung der Schriften über Fürstenerziehung. — Münch urteilt ziemlich skeptisch, wenigstens über die zahlreichen Werke der Renaissancezeit; die sicherste Wirkung, meint er, dürfte wohl die gewesen sein, daß der Verfasser selbst sich seiner gelehrten und schönen Leistung freute, und wohl auch, daß fürstliche Gnade ihn lohnte. Ganz so starke Skepsis ist kaum nötig; gerade das Buch des Marburger Lorichius, dessen Besprechung ihm zu dieser Bemerkung Anlaß gibt, ist z. B. von dem 10jährigen Prinzen Ernst von Anhalt-Bernburg 1618 — also 80 Jahre nach seiner Abfassung — als Vorlage zu lateinischen Uebersetzungsübungen benutzt worden; in der Bibliothek der Schwester Friedrichs des Großen, Amalie, die als wertvolles Vermächtnis dem Joachimsthalschen Gymnasium zugefallen ist, befindet sich das aus dem Jahre 1594 stammende Buch Th. Sigfrids, aulicus praeceptor, und der von dem Philosophen Chr. Wolf in Halle 1742 als Erzieher des jungen Erbprinzen Friedrich Wilhelm nach Bernburg empfohlene Lehrer Geiger beruft sich in seinem untertänigsten Promemoria ausdrücklich auf seine einschlägigen Studien, z. B. des Werkes von Varillas, la Pratique de l'éducation des princes (bei Münch S. 317), sowie der Schrift des Grafen von Ostermann: „Entwurf einer Unterweisung des jungen Zaren Peters II.“, während der fürstliche Vater in der dem Erzieher mitgeteilten Instruktion auf den Antimacchiavel

Friedrichs II. namentlich Bezug nimmt. Und daß auch die nicht unmittelbar an der Fürstenerziehung Beteiligten stets gern ihre Gedanken diesem Thema zuwandten, ist nur zu natürlich.

E. M. Arndt hat in seinem Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten 1813 das schöne Wort gesprochen: „Ein fürstliches Kind ist andern darin ungleich, daß sein Schicksal noch ernster und gewaltiger ist als das, was über die niedrigeren Häupter hinwegwandelt: über ihm donnert es schon, wenn es sich über diesen kaum wölket." Und Mirabeau hat in den Tagen, in denen sich der gewaltige Umschwung in der Wertung des Fürstenrechts anbahnte, den Gedanken entwickelt: „Indem wir dem jungen Prinzen eine erbliche Krone aufs Haupt setzen wollen, erklären wir stillschweigend diesen Thronanwärter für das Kind der Nation, wir ergreifen gewissermaßen in deren Namen Besitz von ihm, und wir übernehmen damit die Pflicht, seine Erziehung entsprechend den gewichtigen Aufgaben einzurichten, die er nach dem Willen des Volkes dereinst erfüllen soll." Damit ist besonders scharf der persönliche und sachliche Grund gekennzeichnet, der dem Problem der Fürstenerziehung von jeher allseitige Beachtung verschafft hat. Diesem natürlichen Interesse kommt Münchs schönes Werk, dessen Widmung der Deutsche Kronprinz angenommen hat, trefflich entgegen und wird deshalb auch außerhalb der pädagogischen Zunft die verdiente freundliche Aufnahme finden. A. Rebe.

Walther F. Classen. Vom Lehrjungen zum Staatsbürger. Zur Naturgeschichte unserer heranwachsenden Jugend. Hamburg, 1909. Gutenberg-Verlag. 114 S.

Jugendvereine, bestimmt unter Pflege gesunder Geselligkeit und in freier Aussprache das Verständnis für alle wichtigen Lebensfragen zu wecken und zu vertiefen und auf die Charakterbildung der jungen Leute einzuwirken, erfüllen in unserer Zeit, wo die Jugend in Gefahr ist, sittlicher Verrohung und andererseits dem einseitigen Einfluß der sozialdemokratischen Partei ausgeliefert zu werden, eine wichtige Aufgabe. Mit den ähnlichen Jugendorganisationen der Sozialdemokratie werden eher als die älteren Jünglingsvereine, es diejenigen Jugendvereine aufnehmen können, welche, ohne den religiösen Fragen das ihnen innewohnende Uebergewicht zu verkürzen, alle Einseitigkeit, Gebundenheit und Aufdringlichkeit der Form zu vermeiden suchen. Ein solcher Jugendverein, geschieden in Lehrlings- und Gesellenabteilung, hat sich im Hamburger Volksheim in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Ideen des bekannten Hamburger Geistlichen Clemens Schultz entwickelt und wird seit einigen Jahren von dem früheren Theologen W. F. Classen, der jetzt ganz dieser sozialen Arbeit dient, geleitet.

Er ist der Verfasser des vorliegenden Buches, das eine Art von Programm der Jugendvereine, auch allerlei praktische Ratschläge für die Behandlung der jungen Leute und für zweckentsprechende Ausfüllung der Abende enthält: ferner einige Abschnitte, wie z. B. die sexueller Belehrung dienenden, bietet, die sich zu unmittelbarer Verwendung eignen; endlich in die Gedankenkreise, innern Kämpfe und häuslichen Nöte der dem Handwerkerstande angehörenden jugendlichen Arbeiter vortrefflich einführt. An dem Buche aber ist vielleicht das Köstlichste, was es nicht bloß Leitern ähnlicher Veranstaltungen, sondern allen Freunden der Jugend lieb machen wird, daß der Verfasser es versteht, sich jungen Leuten gegenüber einer natürlichen, frischen, kecken, zuweilen sogar derben Sprache zu bedienen, wie sie zugleich packt, Vertrauen weckt und auf Verständnis rechnen kann.

Im Strome des Lebens. Altes und Neues zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung. Herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein. 2. Aufl. Leipzig 1909. Verlag: Dürrsche Buchhandlung. 362 S.

In dem Vorwort zu diesem Unterrichtsbuch polemisieren die Herausgeber zwar nur gegen „den Vortrag und die lehrhafte Auslegung von Dogmen und meist fernliegenden biblischen Stoffen“, worin ein gesunder katechetischer Religionsunterricht durchaus nicht aufgeht. Aber es sieht doch danach aus, als ob ihnen der katechetische Unterricht überhaupt ein Dorn im Auge ist und als sollte diese Sammlung einen Ersatz für denselben bieten. In diesem Falle würde die Einführung des Buches in die Schulen eine Verödung der Religionsstunden bedeuten, weil in demselben keineswegs alle Saiten christlicher Frömmigkeit angeschlagen werden. Vor allem muß es bei Verfassern, welche überzeugt sind, daß „das religiöse und sittliche Leben unserer Kinder ausschließlich durch vorbildlich religiöses Leben gefördert wird“, in hohem Grade befremden, daß, obwohl sonst biblische Stellen abgedruckt werden, das für Christen maßgebende Vorbild Jesu weder in der Form der evangelischen Geschichte noch in dichterischer Bearbeitung herangezogen wird.

Und doch kann man seine Freude an dem Buche haben, wenn man es nicht zum Ersatz, sondern, wie der Untertitel es sagt, „zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung“ bestimmt ansieht. Es trägt auch aus der neueren Literatur einen für den einzelnen Lehrer schwer zu sammelnden Schatz von Erzählungen, Märchen und Gedichten zusammen, welcher neben den biblischen Stoffen für den Religionsunterricht sehr wohl nutzbar gemacht werden kann.

Karl Knabe, Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. 299. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Verlag: B. G. Teubner, Leipzig, 1910. Preis: geb. Mk. 1,25. 108 S.

Im Gegensatz zu dem eben besprochenen für Fachleute bestimmten Werke von Morsch gewährt dieses kleine Buch in der Weise ein Bild von

dem deutschen Unterrichtswesen der Gegenwart, daß es eine Uebersicht über die bestehenden Schulgattungen, mit Einschluß der Hochschulen, Seminare und gewerblichen Fachschulen, über ihre Ziele, Lehrpläne und Frequenz bietet. Den Inhalt bildet zum großen Teil statistisches Material, das aber in eine klare, zusammenhängende Darstellung verwebt ist, die überall ein sicheres, gesundes Urteil des Verfassers, z. B. über die Bedeutung des Religionsunterrichtes in der Volksschule, das sogenannte Mannheimer Schulsystem, die Frage der Vorschule, verrät. Das billige Büchlein ist nicht bloß Fachleuten, sondern allen zu empfehlen, die sich in der Kürze über unser Unterrichtswesen belehren lassen wollen, besonders auch Eltern, die im Zweifel sind über die für ihre Kinder zu wählende Schulgattung. Daß ein längerer Abschnitt (S. 61—72) dem infolge der preußischen Neuordnung überall in Deutschland einer gründlichen Umgestaltung entgegengehenden Mädchenschulwesen gewidmet ist, mag noch besonders hervorgehoben werden.

Hans Morsch, Das höhere Lehramt in Deutschland und Oesterreich, ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Verlag: B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1910. Preis: broch. Mk. 12,—. 486 S.

Die Vorzüge der zweiten Auflage dieses verdienstlichen Werkes vor der ersten bestehen besonders darin, daß sie den 1905 erschienenen Band mit dem Ergänzungsbande von 1907 vereinigt und die österreichische Prüfungsordnung von 1908, die Abänderung der preußischen Prüfungsordnung vom 24. Januar 1909 und die Vereinbarung der Bundesregierungen über die gegenseitige Anerkennung des Reifezeugnisses vom 22. Oktober 1909 schon berücksichtigt.

Die Kenner der 1. Auflage wissen, daß das Morschsche Werk nicht, wie man nach seinem Titel allenfalls vermuten könnte, die Ausübung des höheren Lehramtes nach seiner unterrichtlichen und erziehlichen Seite betrifft und daß sein Zweck daher auch nicht ist, die landläufig sogenannte Schulreform, einschließlich der hier ganz beiseite gelassenen Reform des Mädchenschulwesens, unmittelbar zu fördern, sondern, daß der Verfasser nur eine „administrative“ Schulreform im Auge hat und zu deren Vorbereitung eine Art von vergleichender Schulgeschichte bietet, für die aus den einzelnen deutschen Staaten wie aus Oesterreich die einschlägigen Bestimmungen über die Vorbedingungen für den Eintritt in das höhere Lehramt, Dienstinstruktionen für Leiter und Lehrer, Schulordnungen, Handhabung der Versetzungen, die Reifeprüfungen (deren besonderer Historiograph Morsch zu sein sich rühmen kann), Schulaufsichtsbehörden, Ferien, Titel-, Rang-, Gehalts- und Pensionsverhältnisse der Lehrer, Maximalzahlen der Schüler, Schulgeld usw. heranzieht. Es werden aber nicht etwa die umfangreichen und ungeheuer verschiedenen Bestimmungen der einzelnen Staaten vollständig abgedruckt, sondern die Anordnung ist eine sachliche, so daß inner-

halb jeder Materie, z. B. der Versetzungen, für die wichtigsten Fragen ihre örtlich verschiedene Regelung dargelegt und einer kritischen Durchmusterung unterworfen wird, die sich meist in „allgemeinen Betrachtungen" zu bestimmten Reformvorschlägen zuspitzt.

Beispielsweise wird für Hamburg darauf aufmerksam gemacht, daß nirgendwoanders ein Anstaltsleiter hinsichtlich des von seinen Lehrern zu erteilenden Privatunterrichts eine gleich große Machtbefugnis besitzt, indem der Hamburger Schuldirektor nicht nur die Lehrer, sondern auch Umfang, Stundenlage und Zeitdauer der Privatstunden anzuordnen hat, so daß Morsch sich der allerdings stark subjektiv gefärbten Bemerkung nicht enthalten kann: „Das ist eine derjenigen Verfügungen, von denen man wünschen kann, sie ständen bloß auf dem Papier." Sehr beachtenswert sind ferner die Betrachtungen, welche an die Abänderungen der preußischen Prüfungsordnung vom Jahre 1909 geknüpft werden. Mit Recht wird daran anerkannt, daß die seit 1901 geltende Mußkompensation wieder in eine dem pflichtmäßigen Ermessen der Prüfungskommission überlassene Kompensation umgewandelt wird; er sieht aber doch in der weiten Fassung des Kompensationsparagraphen, welcher weder die Art noch die Zahl der kompensationsfähigen Fächer begrenzt, eine ernste Gefahr für eine weitgehende Abweichung in der Praxis der verschiedenen Schulräte und Prüfungskommissionen und warnt davor, daß die Kompensation, die in erster Linie für hervorragend, aber einseitig Begabte erfunden ist, zu einem Durchschlupf für die geistige Plebs werde, die in starker Zahl die höheren Schulen bevölkert (S. 248).

Das sind nur einige wenige Proben aus dem inhaltsreichen Buche, dessen künftig, ohne an die Urteile und Vorschläge des Verfassers gebunden zu sein, keiner entraten sollte, der seine Hand an Reformen der bezeichneten Art zu legen unternimmt; denn alle dahin zielenden Vorschläge müssen Luftgebilde bleiben, wenn sie nicht auf dem sicheren Boden einer Kenntnis der wirklich bestehenden Einrichtungen fußen, die in ihrer Verschiedenartigkeit meist schon alle theoretisch denkbaren Möglichkeiten erschöpfen oder die Richtung zu der wünschenswerten Weiterentwicklung anzeigen. Dazu darf das Buch als Nachschlagewerk, wozu die ausführliche Inhaltsübersicht sowie die alphabetischen Sach- und Namenregister es vortrefflich eignen, allen Schulleitern und Lehrerbibliotheken aufs wärmste empfohlen werden.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Frauenliteratur.

E. Liebrecht, Das Buch der Frau: Frauenberufe. 1.—3. Auflage. Berlin 1909. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag. Preis 1,20 Mk.

Zu einer raschen Uebersicht über die den Frauen sich bietenden Berufe,

die zu erfüllenden Vorbedingungen, die Kosten der Vorbildung und die Erwerbsaussichten (viel zu hoch gegriffen erscheint die S. 107 der Mallehrerin in Aussicht gestellte Monatseinnahme von 300—400 Mk.) eignet sich das vorliegende kurzgefaßte Buch und hat vor anderen Erscheinungen, was auf diesem sich von Tag zu Tag erweiternden Gebiete nicht unwichtig ist, den Vorzug der Neuheit. Wer sich freilich für einen bestimmten Beruf schon entschlossen hat und genauerer Belehrung bedarf, tut besser nach dem IV. Teile des gründlichen „Handbuchs der Frauenbewegung", herausgegeben von H. Lange und G. Bäumer (1902) oder nach den in Banges Verlag erschienenen Einzelheften über „Frauenberufe" zu greifen.

Mechthild von Magdeburg, das fließende Licht der Gottheit. Ins Neuhochdeutsche übertragen und erläutert von Mela Escherich. Berlin 1908. Verlag Gebr. Paetel. 172 S.

Als einen Beitrag zur Kenntnis der Frauennatur, nämlich ihres Verhältnisses zur Religion, bezeichnet sich auch diese Auswahl aus dem „fließenden Lichte der Gottheit", dem aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden und in der etwa 70 Jahre später aus dem Niederdeutschen ins Oberdeutsche übersetzten Form erhaltenen Aufzeichnungen der Nonne Mechthild. Wenn die Herausgeberin und Erklärerin in der Einleitung (S. VI) meint, diese mystische Schrift erst wieder „ausgegraben" zu haben, so scheint ihr die vor 2 Jahren von Sigmund Simon' veranstaltete Auswahl und Uebertragung (Verlag Oesterheld & Co.) entgangen zu sein. Bei meiner Besprechung (Hamburger Fremdenblatt vom 9. Februar 1908) dieser früheren ohne jede Beigabe erschienenen Veröffentlichung, die ihrerseits wieder den Vorzug hat die ethischen Abschnitte des Buches reichlicher zu berücksichtigen, vermißte ich eine Einführung, welche dasselbe in den Zusammenhang des mittelalterlichen Mystizismus einordnete und dem modernen Empfinden näher brächte.

Diesem Bedürfnis kommt allerdings die neue, zugleich anders angeordnete und anders angelegte Auswahl entgegen, indem sie in einer längeren Einleitung einen Ueberblick über den Mystizismus des Mittelalters bietet, der Mechthild von Helfta ihre Stelle innerhalb der mittelalterlichen Frauenmystik zuweist und dann die einzelnen Abschnitte des Buches, soweit es bei seiner Planlosigkeit möglich ist, miteinander in Verbindung setzt, erklärt und würdigt. Und damit leistet Mela Escherich wirklich dem Verständnis der oft dunklen, wenn auch dichterisch begabten Mystikerin einen dankenswerten Dienst. Vielleicht wird sie von der Herausgeberin etwas überschätzt: Wenn Mechthild nicht nur die Zwiesprache der Seele mit Gott, sondern auch die Gottes mit der Seele in erotische Formen kleidet, so wirkt das doch zum mindesten ungemein befremdlich. Aber um der Glut ihres religiösen Empfindens willen, wegen ihrer tiefsinnigen Ergründung des göttlichen Geheimnisses der Menschenschöpfung und der Erlösung, wegen

...ter an Dantes göttliche Komödie erinnernden Wanderungen durch Himmel ...nd Hölle sind diese Visionen und Herzensergüsse noch immer in hohem ...rade beachtenswert.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Volkskunde.

Der wissenschaftliche Betrieb der Volkskunde, wie er in den letzten Jahren ...n immer ausgedehnterem Maße aufgenommen worden ist, hat schon Resul...te gezeitigt, die von allgemeinerer Bedeutung sind. In überraschender ...eise sind inmitten der Züge, die einen bodenständigen Sondercharakter ...agen, andere zutage getreten von internationalem Gepräge. An direkte ...ntlehnungen von Volk zu Volk ist dabei in den meisten Fällen nicht zu ...enken. Ein Erklärungsgrund für die Aehnlichkeiten und Uebereinstim...mungen volkstümlicher Erscheinungen läßt sich nur in der allgemein mensch...lichen Natur finden, die in ihren Grundzügen bei allen Völkern und zu ...llen Zeiten eine konstante Größe bildet.

Diese reizvolle Verflechtung aufzulösen, die Sondererscheinungen auf ...llgemein menschliche Anlagen und Triebe zurückzuführen und so in der ...erwirrenden Fülle der Einzelerscheinungen die großen allgemein gültigen ...inien festzulegen, ist die Aufgabe der wissenschaftlichen vergleichenden Volks...kunde. Sie kann dieser Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie sich bei ihren ...ntersuchungen auf ein möglichst vollständiges und zuverlässiges Material ...ützen kann. Von hier aus angesehen, gewinnt eine jede sorgfältige Nach...forschung nach volkstümlichen Erscheinungen, wenn das Gebiet auch noch so ...ng begrenzt ist, eine Bedeutung, die ihren Wert für die lokale Volkskunde ...eit übersteigt.

Es ist darum eine sehr erfreuliche Erscheinung, wenn sich die Zahl ...er Unternehmungen, welche die volkskundliche Erforschung irgend eines ...äumlich oder sachlich abgegrenzten Gebietes zum Ziel haben, in letzter Zeit ...ehr gemehrt hat. Wir wollen aus den zahlreichen Erscheinungen dieser ...rt nur auf eine hinweisen, die sich das Gebiet der religiösen Volks...kunde zu ihrem Arbeitsfeld auserkoren hat. Es ist eine Monatsschrift zur ...flege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt, ...ie unter dem Titel „Die Dorfkirche"*) erscheint und soeben ihren zweiten ...ahrgang vollendet hat.

Selbst wer persönlich dem religiösen Leben ferner steht, wird nicht ...leugnen können, daß es in irgend einer Ausprägung bei allen Völkern sich

* Herausgeber Pfarrer Hans von Lüpke in Thalbürgel (Großh. S.-W.); Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW. 11, Dessauerstr. 14. Jährlich M. 6.

findet und zu den bedeutsamsten Kulturfaktoren rechnet. Beschränken wir uns auf das Gebiet unserer Heimat, so ist auch hier unstreitig religiöses Leben mit dem Volkstum aufs engste verknüpft. Es wird darum auch zweifellos eine Zeitschrift, selbst wenn ihr die Pflege des religiösen Lebens in erster Linie als Aufgabe erscheint, doch zur Förderung volkskundlicher Forschung beitragen, weil eine Eruierung des Bestandes an volkstümlicher Religiosität die conditio sine qua non für ihre Arbeit ist.

Damit rechtfertigt es sich, wenn wir für dies Unternehmen Interesse zu wecken suchen auch da, wo sein nächster Zweck auf Anerkennung nicht rechnen kann, vielleicht nicht einmal Billigung findet. Es liegt uns dann allerdings auch der Nachweis ob, daß bei der Verfolgung dieses Zweckes auch die wissenschaftliche Volkskunde auf ihre Rechnung kommt. Eine Durchsicht der vorliegenden Jahrgänge der „Dorfkirche" wird diesen Beweis unschwer erbringen.

Das gesamte volkstümliche Leben des deutschen Dorfes ist in der Tat mit der Dorfkirche als dem Symbol der Religion so eng verwachsen, daß auch der wissenschaftliche Forscher überall auf diese Verbindungsfäden stößt. Selbst ganz entlegene Lebensgebiete weisen auf diesen Zusammenhang hin. Vieles sonst völlig Unerklärliche wird verständlich, wenn einmal der Frage nachgegangen wird, ob es nicht mit religiösen oder kirchlichen Motiven irgendwie in Verbindung steht und von dort her Sinn und Bedeutung empfängt.

Nehmen wir z. B. das weite Gebiet des volkstümlichen Aberglaubens. Ist es nicht wie ein altersgraues Stück längst versunkener Vergangenheit, das noch bis in unsere Tage hineinreicht? In ihm hat sich alles, was sich an religiösem Empfinden und überirdischen Vorstellungen im Volke regte, gesammelt und führt dort ein heimliches Dasein. Aber ganz unbeeinflußt von andersartigen Eindrücken ist auch dies versteckte Gebiet nicht geblieben. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie in die reichbelebte Götterwelt der alten Deutschen die Predigt von dem Christengott eindrang, so wird man darin, ganz abgesehen von der religiösen Wertung dieses Ereignisses, einen Vorgang von ganz eminenter kultureller Wichtigkeit erblicken. Und die Probleme, die sich aus diesem Aufeinanderprallen zweier so verschiedenen geistigen Faktoren ergeben, sind auch an sich schon anziehend genug, ohne daß man ihre Bedeutung für die Erforschung volkstümlichen geistigen Lebens noch besonders würdigt.

Man geht nicht fehl, wenn man die volkstümliche Religiosität als ein Mischprodukt aus den beiden Faktoren ansieht, die nacheinander und nebeneinander auf das religiöse Leben des Volkes eingewirkt haben. Was in dem Heidentum unserer Vorfahren an geistigen Kräften lebendig war, hat sich zum Teil als eine Unterströmung in dem landläufigen Christentum bis auf unsere Tage erhalten. Jede Untersuchung, die sich mit der Volksreligion beschäftigt, bringt stets aufs neue ganz überraschende Beweise dafür, wie tief und scheinbar unausrottbar im Volke Vorstellungen wurzeln, die ihre

Herkunft aus der altgermanischen Naturreligion noch deutlich an sich tragen. Auf diese zähe Lebenskraft der heidnischen Vorstellungswelt gründen sich Ausführungen, welche Rudolf Herrmann, „Zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit" macht (Dorfkirche, April 1908, S. 276 ff.). Er kommt dort auf den oft beschriebenen Vorgang zurück, wie für die Vorstellung der bekehrten Germanen der Christengott den Platz des Himmelskönigs, die Heiligen die Plätze der übrigen Götter einnahmen. Aus dieser Tatsache ist der Umstand zu erklären, daß intellektuelle Zweifel am Dasein Gottes im Landvolk nur schwer Boden finden. Das beruht nicht auf der Ueberzeugungskraft des christlichen Glaubens, sondern ist ein Erbteil aus heidnischer Vergangenheit: „Am Dasein Gottes konnte gar kein Zweifel entstehen, weil die Ueberzeugung von der Existenz überweltlicher Mächte wie eine Atmosphäre war, die das Volk umgab, deren Einwirkung keiner sich entziehen konnte. Sie gehörte mit zu dem geistigen Kleid, in das jeder Deutsche mit Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit, ohne viel Lehre und Unterricht, hineinwuchs. Diese Atmosphäre machte jeden radikalen Zweifel an den grundlegenden religiösen Vorstellungen zur Unmöglichkeit" (a. a. O. S. 278).

Genährt wurde dieser verborgene Untergrund der Volksreligiosität dadurch, daß die offizielle Kirche einen Teil der religiösen Vorstellungen, die sie vorfand, rezipierte. Die Ursprünge all der Hexen, Dämonen und Teufel, die in dem kirchlichen Leben des Mittelalters eine so einflußreiche Rolle spielen, liegen im altgermanischen Heidentum. Sie haben fast unverändert die große geistige Krisis, welche mit der Christianisierung des Volkes verbunden war, überstanden. Das Wort von der deutschen Volksseele als einer anima naturaliter christiana kann man auch sehr gut dahin verstehen, daß der schon sehr vergeistigte Götterkult der heidnischen Deutschen der christlichen Missionspredigt in der Ueberzeugung von der Realität des Uebersinnlichen einen sehr wertvollen Anknüpfungspunkt darbot, den die Kirche zu benutzen auch nicht gezögert hat.

Umgekehrt ist aber natürlich auch die heidnische Vorstellungswelt nicht unverändert geblieben, als sie ein christliches Gewand anzog. Wenn die Verdrängung des heidnischen Götterhimmels durch den Christengott und sein zahlreiches Gefolge bei einem großen Teile des Volkes zunächst auch ein rein mechanischer Vorgang geblieben ist, der den Inhalt, der von den heidnischen Vorfahren ererbten Vorstellungen nicht berührte, so konnte doch auf die Dauer die Ueberzeugung von der Inferiorität der heidnischen Götter gegenüber dem Christengott nicht ausbleiben. Wie sehr die schottischen Missionare bemüht waren, in ihren heidnischen Zuhörern diese Ueberzeugung wachzurufen, beweist die Erzählung von der Fällung der Donnereiche bei Geismar durch Bonifazius. Treulos, wie die aura popularis auch damals schon war, und stets bereit, dem Stärkeren zu folgen, wandte sie sich nun mit derselben Inbrunst dem Christengotte zu, der seine Macht so schlagend bewiesen hatte. Eine weitere Stufe in der Entwicklung zu einem Christen-

volk wurde dann erreicht, als aus dieser vorerst nur äußerlichen Unterwerfung unter den Stärkeren die Ueberzeugung erwuchs, daß der neue Herrscher auch besser sei als die früheren, gütiger, milder, liebevoller, hilfreicher. —

Dieser Komplex von Problemen, die in der Entwicklungsgeschichte der volkstümlichen Religiosität liegen und die wir zu skizzieren suchten, läßt sich nicht wissenschaftlich behandeln, ohne eine genauere Kenntnis auch der heutigen Bauernreligion. Gerade weil es sonst an Quellen zur Geschichte des religiösen Volkstums fehlt, ganz naturgemäß fehlt, denn diese Geschichte ist ganz im Verborgenen verlaufen, — gewinnt die heute lebendige Volksreligion als Quelle an Wert. Die Entwicklungsreihe weist nicht sehr viele Glieder auf. Wie das Volkstum auch auf anderen Gebieten sehr früh erstarrte und den Zusammenhang mit dem geistigen und kulturellen Leben der Nation verlor, so ist auch die Volksreligiosität auf einer — wir dürfen wohl sagen niedrigen — Entwicklungsstufe stehen geblieben und hat vor allem den sehr wichtigen Schritt zum Individualismus nicht getan. Sie ist eben Volksreligion geblieben und darum auch in ihrer heutigen Gestalt ein wichtiges Dokument für den gesamten Entwicklungsprozeß.

Es liegt darum auf der Hand, daß alle Bestrebungen, die die volkstümliche Religiosität der heutigen Zeit auf ihre Motive und Tendenzen, ihre Herkunft und ihren Charakter durchforschen wollen, für die Volkskunde als Wissenschaft von Bedeutung sind und von ihr selbst dann nicht übersehen werden dürfen, wenn sie mit ihrer Arbeit mehr praktische Ziele verfolgen. Die Erhebungen über den gegenwärtigen Stand volkstümlicher Religiosität bringen für die Wissenschaft ein Material zusammen, das dem Forscher ohne dies sehr schwer zugänglich ist. Und daß für diese Erhebungen der Theologe die in erster Linie berufene Persönlichkeit ist, wird nicht zu bestreiten sein. Haftet doch gerade dem religiösen Leben die Eigentümlichkeit an, daß es in seinen innersten Motiven und den feinen Verzweigungen, mit denen es das gesamte geistige Leben des Individuums durchzieht und ihm seinen Charakter aufprägt, nur von dem verstanden wird, der es, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, teilt und seine Existenzberechtigung bejaht. Wer die Religion nur als fein ausgesonnenen Priesterbetrug aufzufassen vermag, wird auch vor dem wissenschaftlichen Forum nicht als ihr kompetenter Beurteiler bestehen können. Was von der Dichtkunst gilt, daß nämlich

> Wer den Dichter will verstehn,
> Muß in Dichters Lande gehn,

behält seine Wahrheit, wenn man es auf das religiöse Leben überträgt. Die volkskundliche Forschung wird die Mitarbeit solcher Männer, die als Theologen der volkstümlichen Religiosität besonderes Interesse und Verständnis entgegenbringen, gern akzeptieren. Voraussetzung ist allerdings, daß sie zwischen Religion und Theologie, zwischen religiösem Leben und

ogmatismus zu unterscheiden gelernt haben. Wer die beiden Jahrgänge er „Dorfkirche“ als vorurteilsloser Beurteiler durchsieht, wird ihr das eugnis nicht vorenthalten können, daß sie in dieser Hinsicht vor jeder be- rechtigten Kritik bestehen kann. —

Sind so sehr wichtige große Probleme der volkskundlichen Forschung ist ohne die Mithilfe von Zeitschriften nach Art der „Dorfkirche“ zu sen, so zeigen die vorliegenden Jahrgänge, daß auch Einzelergebnisse dieser Arbeit für die Forschung nutzbar gemacht werden können. Greifen wir nur das eine Kapitel von volkstümlichen Sitten und Gebräuchen heraus, werden wir diese Behauptung bestätigt finden.

Wie reich ist das Gerank von Sitte und Brauch, das sich um die großen Ereignisse im Menschenleben, Geburt, Hochzeit und Tod, schlingt! Dadurch aber, daß diese Ereignisse durch die Kirche ihre Weihe erhalten, geben sich Motive religiöser Natur, die sich mit den rein menschlichen zu einem festgefügten Ganzen verbinden. Es kommt zu einer gegenseitigen Durchdringung und bleibt nicht bei einem bloßen Nebeneinander. Zur Geburt kommt die Taufe; bei der Hochzeit dreht sich alles um die Trauung am Altar, und Tod und Begräbnis sind ebenfalls aufs engste zusammen- gehörig. Eine weitere Gelegenheit, die Sitte mit religiösen Motiven zu durchsetzen, boten die christlichen Feste. Der Hinweis auf das Weihnachts- fest mit seiner überreichen Fülle volkstümlicher Bräuche, die sich selbst in gebildeten Kreisen noch erhalten haben, könnte schon genügen. Weniger bekannt ist, daß auch die anderen christlichen Feste, z. B. das Osterfest, das Pfingstfest, ferner Heiligentage wie der Johannistag, mit dem Volks- leben aufs engste verwachsen sind.

Hier wird jede Forschung, die solchen volkstümlichen Erscheinungen nachgeht, von selbst zur religiösen Volkskunde. Denn mit der bloßen Fest- stellung des Tatbestandes ist es hier nicht getan. Denn selbst die detaillierteste Beschreibung dieser Sitten und Bräuche ist für die Wissen- schaft vorerst nur Rohmaterial, aus dem durch geeignete Methode erst das Endergebnis zu erzielen ist. Die Frage nach den wirkenden und schaffenden Kräften und Motiven ist es, mit der sich die Volkskunde eigentlich beschäf- tigt. So wenig sich der moderne Historiker mit einer Aufzählung der Ereignisse und ihrer Datierung begnügt, ebensowenig wird der Volks- kundler glauben, seine Aufgabe gelöst zu haben, wenn er den empirischen Tatbestand aufgenommen hat. Beide graben vielmehr tiefer: sie suchen ein psychologisches Verständnis zu vermitteln, indem sie die treibenden Kräfte des Seelenlebens bloßlegen, welche in den geschichtlichen Ereignissen sowohl wie in den volkstümlichen Erscheinungen zutage treten.

Geradezu vorbildlich für solche Untersuchungen ist eine feinsinnige Studie des Herausgebers der „Dorfkirche“, Hans von Lüpke, über den „Seelenglauben als Schöpfer von Volkssitten und -Bräuchen“ (I. Jahrg. Heft 3, S. 90—96). Er zeigt hier, wie wenig es genügt, bloßes Tatsachenmaterial anzuhäufen; wie vielmehr die Arbeit des Forschers erst da

beginnt, wo die des Sammlers aufhört. Der uralte, aus dunkelster heidnischer Vorzeit stammende Seelenglaube ist dem Volkskundler wohlbekannt: „Das waren die Tage (der Wintersonnenwende), wo die Sonne fern war, wo die Geister der Abgeschiedenen ihr Wesen mehr als sonst trieben. Im Freien, vor allem in den Wäldern, heulten die Stürme: diese mögen die erste Veranlassung zum Glauben an das Treiben der Geister gegeben haben. Bald fuhren diese allein, bald vom Wind- und Totengotte oder dessen Frau geführt, durch die Lüfte“ (Meyer, Das deutsche Volkstum, S. 298). Dieser Seelenglaube hat eine Menge sinnvoller Bräuche geschaffen, die sich bis auf die heutige Zeit erhalten haben. Geht man aber einzelnen dieser Bräuche nach, so findet man noch eine tiefere Quelle, aus der sie geflossen sind. In manchen Gegenden setzt der Vater, wenn ihm ein Kind geboren ist, einen jungen Baum in seinen Garten. Baum und Kind stehen nun in Verbindung miteinander. Wie der Baum verkümmert oder gedeiht, so auch das Kind. Die nächstliegende Quelle ist der alte Seelenglaube, der die Kindesseele mit der Baumseele verbindet. Aber es liegen noch tiefergehende Beziehungen vor. Warum setzt der Vater nicht einen Busch, nicht einen Stein, warum gerade einen Baum? „Hier ist entscheidend die unbewußte Phantasie, die in dem heranwachsenden Kinde gleichsam ein frisch entsprossenes Reis erblickt. Ein Bild seines Kindes pflanzt der Vater in seinen Garten und schaut nun in diesem Bilde sein Kind. Das heißt Die Verknüpfung ist im Grunde eine poetische“ (Lüpke a. a. O. S. 92).

Und nun zeigt Lüpke an einer Reihe von gut gewählten Beispielen: wie dieselbe gestaltende Phantasie auch noch heute am Werke ist und immer wieder neu schafft, was scheinbar altererbtes Gut ist. Er erwähnt eine Szene aus Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“, wo Anna, des alten Schulmeisters Töchterlein, auf dem Teppich nach ihrem Tode gebettet liegt und die Ihrigen von ihr Abschied nehmen: „Die beiden Flügeltüren von Annas Schrank standen geöffnet und ihr unschuldiges Eigentum trat zutage und verlieh der stillen Totenkammer einen wohltuenden Schein von Leben. Einiges wurde sogar ihr zur Seite auf den Teppich gelegt, so daß hier unbewußt und gegen den sonstigen Gebrauch von diesen einfachen Leuten eine Sitte alter Völker geübt wurde.“ Wie erklärt sich diese auffallende Uebereinstimmung zwischen diesem unbewußten, impulsiven Tun und einem der ältesten Totenbräuche? Lüpke antwortet, nachdem er noch andere Belege für diese oft beobachtete Uebereinstimmung angeführt hat, mit Ausführungen, die wir ihrer Bedeutung wegen wörtlich wiedergeben:

„Wir sehen also: diese Bräuche gehen noch heute ohne altgermanischen Seelenglauben und Götterkultus aus dem deutschen Gemüte hervor. Sie haben ihre letzte Erklärung in diesem und sind eine Form des Ausdrucks innerer Empfindung in äußerer Gestaltung. Wie der Maler in den Farben, der Bildhauer im Stein, der Musiker im Ton seine Seele ausdrückt und uns mitteilt und wir davon tiefer ergriffen werden, als durch den ver-

standesmäßigen Ausdruck im Wort, so dichtet und spricht man hier unwillkürlich in Handlungen. Wir in unsrer vorgeschrittenen Verstandeskultur haben das unmittelbare Verständnis dafür verloren, wir sind unsrer selbst zu sehr bewußt, wir achten zu sehr auf unsre Bewegungen. Der Nerv der unwillkürlichen Bewegung vom Gemüte her ist durchschnitten. Nur wo die große Empfindung des Augenblicks uns über unsre Reflexion ganz hinweghebt, da kann es auch uns passieren, daß wir symbolisch, feierlich handeln, durch Handlungen statt durch Worte sprechen. Im Altertum ist das anders, bei den alten Propheten nicht minder, im Orient noch heute. Im Mittelalter noch nahm der alte Rauschebart, als sein Sohn die Schlacht verloren, statt ein Wort mit ihm zu wechseln, das Messer und schnitt zwischen sich und ihm das Tischtuch durch." Diese kongeniale Fähigkeit, die feinsten Schwingungen der Volksseele mitzuempfinden, wird man wohl zu dem unentbehrlichen Rüstzeug eines jeden volkskundlichen Forschers rechnen dürfen. Daß Lüpke sie besitzt, bietet die Gewähr dafür, daß die von ihm geleitete Zeitschrift auch für die wissenschaftliche Volkskunde von Bedeutung ist.

Wie selbst die Besprechung rein praktisch-kirchlicher Fragen, sobald sie richtig angefaßt wird, noch eine Ausbeute für die Erkenntnis des volkstümlichen Charakters der verschiedenen Volksstämme liefert, dafür sind die Ausführungen des Niedersachsen Borée über „Die Seelsorge auf dem Dorfe" („Dorfkirche", 1. Jahrg., S 281) ein Beweis. Er bespricht das gleichnamige Buch eines badischen Pfarrers und kommt dabei zu weittragenden Ergebnissen. Wir können darauf nicht ausführlicher eingehen. Aber was hier über den Gegensatz des niedersächsischen und des fränkischen Volkscharakters gesagt ist, der sich in dem verschiedenen Verhalten zu Fragen des praktischen Lebens und kirchlich-religiösen Vorschriften ausdrückt, eröffnet eine weite Perspektive auf wertvolle Resultate, die aus einer so tiefgrabenden praktisch-kirchlichen Arbeit erwachsen können.

* * *

Die treffliche Zeitschrift Lüpkes hat sich in den beiden Jahren ihres Bestehens in den kirchlichen Kreisen, für die sie zunächst bestimmt ist, schon zahlreiche Freunde erworben. Sie verdient es aber, auch darüber hinaus bekannt zu werden, denn ihre Bedeutung ist mit der praktischen Förderung rein kirchlicher Aufgaben bei weitem nicht erschöpft. Wir glauben wenigstens den Nachweis geliefert zu haben, daß auch die volkskundliche Wissenschaft von ihrer Mitarbeit wird Nutzen ziehen können. Das junge Unternehmen bedarf der tatkräftigen Unterstützung aller derer, die an seinem Fortbestehen ein Interesse haben. Da nach unsrer Ueberzeugung hierzu nicht nur die kirchlichen Kreise gehören, möchten wir die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit und der Volkskundler von Fach mit Nachdruck auf sie hingelenkt wissen.

Karl Spieß-Bottenhorn.

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes Bezähmte Widerspenstige im Königlichen Schauspielhause.

Ums Jahr 1588 wird es gewesen sein, wo ein obskurer Dramatiker der Schauspieler-Gesellschaft, welcher Shakspere angehörte, ein Lustspiel über einen beliebten, aus italienischen und englischen Erzählungen bekannten Stoff einreichte: es betraf die Zähmung einer bösen Sieben. Das Stück wurde angenommen, und die üblichen paar Pfund wurden bezahlt, wodurch es in den unbedingten Besitz der Gesellschaft überging. Der Verfasser, ein gebildeter Mann, wandte sich mit dem Gehalt seiner Reden und den vielen klassischen Anspielungen an ein besseres Publikum, aber als dramatisches Produkt war das Stück ohne Saft und Kraft, zumal in den eigentlichen Zähmungs-Szenen. Nun hatte Shakspere sich damals schon in der selbständigen Komödie der Irrungen versucht, welche, mit späteren Dichtungen desselben Dramatikers verglichen, recht schwach war, aber über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet weit hinausragte; er hatte auch der bluttriefenden Tragödie von Titus Andronicus und der Historie von Heinrich VI., einem wahren Heidenzeug von dramatischer Poesie, eine Reihe von wirksamen Partien hinzugefügt, und so wurde ihm auch dieses Zähmungsspiel zur Aufmunterung übergeben. Wir sind heute so weit, daß wir nach dem Stil und der Metrik die fremden und die echten Teile ohne besondere Schwierigkeit sondern können, und so erkennen wir, daß fast alle Petruchio-Szenen von ihm herrühren: die temperamentvolle Annäherung des Freiers an Katharina im zweiten Akt, die Hochzeits-Szene im dritten, die Zähmungs-Szenen des vierten; auch der Schluß des fünften kann ihm wegen der zwar geistig nicht hochgelegenen, aber formgeschickten Bekehrungsepistel der zahm gewordenen Katharina an die beiden andern Ehefrauen nicht abgesprochen werden, und die Grumio-Szenen zeigen genau die Jugend-Komik, wie wir sie in den Veronesern und im Sommernachtstraum wiederfinden.

Als das Ding fertig war, kam es Shakspere in seinem Gehalt und mit seiner geringen dichterischen Kraftentfaltung doch gar zu erbärmlich vor, und er dichtete — ein oder zwei Jahre später — das Vorspiel hinzu, das ganz von ihm ist und nur von ihm sein kann, weil es hoch über dem

…rigen Machwerk steht. Damit hatte er ins Schwarze getroffen, und der …ranische Räuber, der im Jahre 1594, wo also Shaksperes Drama en vogue gewesen sein muß, es in „Einer Bezähmten Widerspenstigen" mit unendlichen Verschlimmbesserungen nachmachte, versäumte nicht, auch das Vorspiel so getreu wie ungeschickt nachzubilden.

Wenn man diese Art der Entstehung des Stückes erwägt, so gibt es eigentlich keinen Pietätsgrund, weshalb man diese durch und durch unbedeutende Dichtung von geradezu patriarchalischem Gehalt noch heutigen Tages aufführt; wenn man aber den ganz echten, den besten Teil derselben, …ten das Vorspiel, ausläßt, dann gibt es überhaupt keinen Grund. So müssen wir denn bedauern, daß die Regie des Königlichen Schauspielhauses nicht erleuchtet genug war, um diesen faux pas zu vermeiden, während Reinhardt in seiner widerwärtigen Nachdichtung das Vorspiel Shakspeares unverfälscht gab und so uns wenigstens durch einen schönen Garten in die Sandmanege seiner bezähmten Widerspenstigen führte. Dagegen hatte die Regie Reinhardt gegenüber, der einen an sich rohen Stoff noch mehr verroht, ohne Zweifel das Richtige getroffen, indem sie das Urweltliche der Handlung nicht so kraß hervortreten ließ, sondern sie vermittelst des Spieles der Darsteller den Anschauungen heutiger Menschen annäherte und verfeinerte.

Im Deutschen Theater ist das Zähmungsverfahren furchtbar einfach: Käthe hat Kraft und schlägt gern um sich, Petruchio hat viel mehr Kraft und schlägt viel nachdrücklicher um sich. Sie braucht also Stirners Ichphilosophie gar nicht gelesen zu haben, um sich zu sagen: an dem vergreif dich nicht, sonst bekommst du Prügel; die andern kannst du weiter schlagen, den nicht. — Uebrigens ein ganz erhabenes Sujet für eine klassische Bühne! — Das Käthchen der Königlichen Bühne hat keine Mutter gehabt, ist mit einem heißen Kopf und Herzen unter beschränkten Menschen aufgewachsen, die sie geistig übersah und deren verständnislose Autorität sie energisch von sich abwehrte. Die einsame Freudlosigkeit ihrer Jugend hat ihr lebhaftes Temperament verbittert. Zur Vollbesitzerin ihrer bedeutenden Eigenschaften, zum Wertgegenstand für andere wird sie nicht gemacht werden können, ohne fremde überlegene Kraft und ohne überlegene Liebe. Käthchen darf daher nicht eine wüste Hexe sein, sondern der Eroberung wert, schön; Petruchio nicht ein roher Strolch, sondern bei aller Energie und Tollheit ein Gentleman. Diejenigen, welche der ersteren Auffassung huldigen, übersehen vollständig, daß das Käthchen mit dem losen Händchen ihrem Petruchio nur eine Ohrfeige gibt und dann nie wieder handgreiflich zu werden wagt; und daß Petruchio nie gewalttätig gegen sie verfährt; sondern nur fest faßt und fest hält. Shakspere ist also keineswegs so roh wie ihre Auffassung.

Der Petruchio (Patry) und das Käthchen (Fräulein Arnstädt) der königlichen Bühne waren zwei so prachtvolle Gestalten, daß man mit persönlicher Anteilnahme ihren Kampf um die Oberhoheit verfolgte. Beide ganz im Sinne Shaksperes: er ein Mann von unerschütterlich ruhigem

Selbstbewußtsein, von fröhlicher Kraft und natürlich nicht ohne sinnliche Ergriffenheit beim Anblick des schönen jungen Weibes; sie bis ins Innerste getroffen von einer Männlichkeit, die ihr bisher im Leben nie begegnet ist, unwiderstehlich interessiert, verzweiflungsvoll sich wehrend gegen etwas Unheimliches in ihr, das Macht über sie zu gewinnen droht, bis sie erkennt, daß jede Gegenwehr nutzlos ist, und sich überwunden gibt: denn dieses Unheimliche in ihr ist die Allsiegerin Liebe. Dieser dunkle Widerstreit der Empfindungen wurde von unserem Käthchen vortrefflich markiert, und es wäre wünschenswert, wenn auch Petruchio, als er des arg verlästerten Käthchens in seiner natürlichen Glorie zum erstenmal ansichtig wird, zusammenzuckte. So eine kurze stumme Szene, ähnlich der im Fliegenden Holländer, würde sehr angemessen sein. Auch die erwachte Liebe der Ueberwundenen wurde in den letzten Szenen anmutig zur Geltung gebracht: sie ließ die Gehorsamsforderungen Petruchios wie weniger gute Scherze mit neckischem Lächeln über sich ergehen in dem Bewußtsein, daß es mit der Autokratie ihres Mannes nicht gar so schlimm werden wird, daß ihr auch ein gut Teil Herrschaft über den verliebten Petruchio sicher ist.

Fräulein Arnstädt hat uns jetzt die dritte Shakspere-Heroine in vollkommener Ausgestaltung vorgeführt; ich habe nie, weder in Deutschland noch in England, eine bessere Katharina gesehen. Ihre Beatrice in Viel Lärm um nichts war nicht nur vollkommen, sondern unübertrefflich; und ihre Viola in Was ihr wollt wäre tadellos gewesen, wenn die Gemütstöne in dieser herrlichen Frauengestalt etwas stärker hervorgetreten wären. Fräulein Arnstädt ist eine geborene Shakspere-Spielerin, ein Ausdruck, den man mit demselben Rechte brauchen kann, wie man von einem Wagner-Sänger spricht. Die Shakspereschen Figuren, so unerschöpflich mannigfaltig sie sind, haben alle eine Familienähnlichkeit mit ihrem Schöpfer: sie haben alle Temperament verbunden mit großer Lebhaftigkeit und Feinheit der Phantasie, des Denkens und Empfindens; sie haben alle die Seelenkonstitution Shaksperes, der selbst ein nervöser Vollblutmensch war. Die Vertreter der niedersten Komik des gediegenen Stumpfsinnes sind natürlich ausgenommen; aber schon die Clowns, wie Grumio, Zettel, Launcelot, zeigen bei all der Beschränktheit, mit der sie unser Lachen erregen, eine große innere Beweglichkeit. — So hat denn auch dieser Dichterriese — ein Beweis für den autobiographischen Gehalt aller echten Kunst — aus seiner Natur nicht herausgekonnt. —

Ein anderer hervorragender Shakspere-Spieler, wie zweifellos einer der bedeutendsten dramatischen Künstler, die wir besitzen, ist Kraußneck. Es war eine Freude, zu sehen, wie er aus dem Baptista, der sonst auf dem bekannten Verlegenheitsauswege meist als nichtssagende Karikatur vorgeführt wird, einen wirklichen Menschen machte, einen beschränkten, willensschwachen, gutmütigen Alten, der seine Tochter für mindestens halbverrückt hält und vor ihr ausreißt.

Im übrigen muß ja in den unteren Partien viel karikiert werden, weil der Dichter selbst Karikaturen geschaffen hat. Aber es gibt für eine

seine Bühne hierin Grenzen, welche die Regie eingehalten hatte, hoffentlich in bewußtem Gegensatz zu den albernen Zirkusscherzen des Deutschen Theaters, wo Petruchio radschlagend, Grumio in Saltomortalesprüngen auftrat, wo von Alt und Jung verlangt wurde, jeden Augenblick durcheinander zu purzeln, ohne sich wehzutun, und von einem der Clowns, eine fünf Meter hohe Treppe hinunterzufallen, ohne das Genick zu brechen. Man läßt es sich gefallen, daß Baptista, wie es im Schauspielhause geschah, wenn der kräftige Petruchio ihm die Hand gibt, unter dem Griff zusammenzuckt; aber es ist Kinderei, wenn ihm beide Hände von zwei Seiten dauernd gedrückt werden und der alte Herr sich vor Schmerzen windet, als ob er Magenkrämpfe hätte. Im Deutschen Theater kommt der hochzeitliche Petruchio auf die Bühne gerollt auf einem auf Räder gesetzten Spielwarenpferde, so gewaltig, daß Familien darauf Kaffee kochen können; es steht auf eisernen Beinen, da es von Menschen nicht bloß bestiegen, sondern mit Menschen beworfen werden soll: Petruchio wirft die nicht leichte Katharina aus einer Entfernung von mehreren Metern in den Sattel. Die Königliche Bühne verzichtete mit Recht auf die ganz leere Sensation eines wirklichen Pferdes; Petruchio ist eben, ehe er in die Halle seines Schwiegervaters tritt, abgestiegen. Da es nun aber nach der Beschreibung Biondellos sich doch um ein hochinteressantes Pferd handelt, so sollte man im Zuschauerraum etwas von seiner Ankunft merken; man sollte hören, wie dieser Invalide des Rennsports erst langsam einen Fuß vor den andern setzt und dann, beim Aufreiten von Petruchio maßlos gereizt, hinten ausschlägt und zu springen beginnt zum Jubel der Straßenjugend.

Auch die Darstellung der niedrig-komischen Rollen des Tranio (Herr Boettcher), Grumio (Herr Vallentin) und des Pedanten (Herr Zeisler) war nicht übertrieben karikiert, sondern wirklich belustigend. Sehr wirksam war es, daß der Pedant, der falsche Vater des Lucentio, mit dem wahren Vincentio große Aehnlichkeit hatte. Gremio dagegen, der Pantalone der italienischen Komödie, war zu wenig karikiert: er ist nicht ein beliebiger alter Geck, der als solcher ja recht ledern sein kann, sondern eine Persönlichkeit, die durch ihr komisches Aussehen und Behaben fortgesetzt zum Lachen herausfordert. Von Lucentio und Hortensio ist nicht viel zu sagen; sie sind ganz indistinkte Figuren von dem unbekannten Originaldichter und können so und anders gegeben werden; jedenfalls wurde die hübsche Unterrichts-Szene gut gespielt.

Wenn nun die Regie für diese gelungene Aufführung der Widerspenstigen Lob verdient, so ist es ganz unbegreiflich, weshalb sie die Harmonie der wohlabgetönten Vorstellung durch zwei Mätzchen der Deinhardsteinschen Verunglimpfung, die doch sonst durch den Baudissinschen Text ersetzt war, gestört hat. Das eine ist das Hin- und Herziehen des Eßtisches zwischen Petruchio und Katharina. Als sie essen wollen, setzen sie sich nicht an den Tisch, wie das die Natur der Verrichtung erfordert, sondern einen Meter davon und ziehen ihn nun abwechselnd an sich heran,

bis die schwächere Katharina endlich ihren Stuhl näher rückt. Man tut dem Scherz zuviel Ehre an, wenn man ihn dumm nennt; er ist so dämlich, daß er nur auf die ganz Hoffnungslosen unter den Zuschauern wirken kann. Von derselben Qualität, aber weniger harmlos ist der andere. Petruchio schickt Katharina hinaus, um die Pferde zu einem Besuche in Padua zu bestellen — der Edelmann schickt nicht einen von seinen hundert Dienern, sondern seine Gemahlin mit einem Befehl zu den Stallknechten! — Sie will zu der einen Tür hinausgehen, er befiehlt ihr, durch die andere zu gehen; als sie sich zu der anderen wendet, verlangt er, daß sie doch die erste Tür benutzt. — Es ist schon unwürdig, ein Wort über diese dämliche Pedanterie, die dem Publikum klar machen will, daß Käthe jetzt aufs Tippelchen pariert, verlieren zu müssen. — Nun, da Petruchio sein Weib so weit dressiert hat, daß sie wie ein Zirkuspferd jeder Bewegung seiner Peitsche folgt, schlägt er die Arme auseinander, schreit „Käthchen!" und ist zufrieden und beglückt, eine so tief erniedrigte Frau zu umarmen! Von allen Zähmungsprozeduren ist diese die am meisten hündische, dazu schlägt sie der Tendenz der Gesamtvorstellung geradezu ins Gesicht: was hilft alles verfeinernde psychologische Bemühen der beiden Hauptspieler, wenn ihm dieser rohe Coup als Schlußstein gegeben wird? Darum ist es ganz unbegreiflich, wie die geistige Vornehmheit, die man von diesem hervorragendsten Kunstinstitut verlangen muß und im übrigen betätigt sah, hier auf einmal aussetzen konnte, so daß es der Regie möglich wurde, diese Deinhardsteinsche Verunglimpfung in den Baudissinschen Text einzuschmuggeln.

Dieser Text war im einzelnen sehr gekürzt, trotz des geringen Umfanges des Dramas. Unverständlich war die Auslassung des munteren Streites zwischen Grumio und dem Schneider und der hübschen Szene, in der die Freier um Bianca, Tranio und Gremio, sich in ihren Angeboten überbieten uud der letztere die kostbaren venetianischen und orientalischen Stoffe aufzählt, die seine Truhen bergen — ein Einschiebsel Shakspeares in die Arbeit des anderen, das seine Reise nach Italien voraussetzt. In der Ausmerzung anzüglicher Stellen, wie z. B. des Scherzes, den sich Gremio (IV, 3) mit dem Rock seiner Herrin erlaubt, sollte man nicht gar zu prüde sein: die obszönen Witze jener alten Zeit sind sehr harmlos im Vergleich zu der krankhaften Lüsternheit moderner Produkte.

Die Ausstattung war für das Auge ansprechend und würdig, wie immer im Königlichen Schauspielhause, und so, zusammen mit dem anständigen Spiel, geeignet, die sinnlose Auffassung des Deutschen Theaters auszuschließen, daß wir es hier mit einer Kesselflickerfarce zu tun hätten.

Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Der Stand der Wahlreform. Die Straßen-Demonstrationen.

Die neue Wahlrechtsvorlage, die die Konservativ-Klerikalen an die Stelle der von der Regierung vorgeschlagenen gesetzt haben, ist so, wie der erste Augenblick sie gestaltet hatte, ohne wesentliche Veränderungen in der dritten Lesung angenommen worden. Die Nationalliberalen haben dagegen gestimmt und die Freikonservativen haben sich, wesentlich aus dem taktischen Grunde, um die Position der Mittelparteien für weitere Kompromiß-verhandlungen zu stärken, ihnen angeschlossen. Aber die Position der Konservativen und Klerikalen ist im Abgeordnetenhause so stark, daß sie auch ohne die Mittelparteien eine Majorität von 70 Stimmen aufgebracht haben, und es fragt sich nunmehr, ob die Regierung sich mit dieser Majorität begnügen und ob auch das Herrenhaus zustimmen wird, oder ob des größeren moralischen Eindrucks wegen doch noch den Mittelparteien gewisse Konzessionen gemacht werden, damit das Gesetz mit einer imponierend überwältigenden Majorität schließlich perfekt werde.

In erster Linie handelt es sich für die Nationalliberalen um die direkte Wahl, die die Regierung bereits vorgeschlagen hatte und an deren Stelle die Konservativ-Klerikalen die indirekte wieder eingesetzt haben. Aber es ist völlig deutlich, daß dieser Kampf um direkte und indirekte Wahl heute praktisch völlig ziel- und zwecklos ist. Man mag die Vorlage, wenn man es kann, zu Fall bringen, indem man auf der direkten Wahl besteht; man kann auch für ihre zukünftige Einführung Propaganda machen: aber für die diesjährige Kampagne ist die Frage entschieden. Weder die Konservativen, noch das Zentrum können von diesem Punkt mehr zurück, und die Liberalen haben auch gar keine Veranlassung, so außer sich darüber zu sein. Die Konservativen bestehen auf der indirekten Wahl, weil sie ihnen ihre Herrschaft auf dem Lande sichert, denn auf dem Lande findet die Opposition überhaupt nur selten Persönlichkeiten, die sich als Wahlmänner aufstellen lassen, und die Agitation, die bei den direkten Wahlen so leicht an die Massen herankommt, ist abgeschnitten. Aber der Verlust, den die Linke auf diese Weise erleidet, ist vorläufig mehr theoretischer als praktischer Art. Denn wie die Reichstagswahlen lehren, haben die Konservativen auf dem Lande auch bei dem direkten Wahlsystem die Zügel noch ziemlich fest in der Hand.

Es kommt hinzu, daß die indirekte Wahl für die Konservativen auch einen wesentlichen Nachteil mit sich bringt. Sie können nämlich ihre Hauptstärke, die Geschlossenheit und Einmütigkeit ihrer Gefolgschaft nicht ausnützen. Der eigentliche Sitz des Parteikampfes ist die Stadt; hier gibt es Konservative und Liberale, Demokraten und Sozialdemokraten, Antisemiten und Klerikale. Bei jedem Wahlmann spaltet sich die Wählerschaft. Auf dem Lande ist sehr häufig die ganze Ortschaft einig, oder nahezu einig. Wie der Besitzer stimmt, stimmen alle seine Tagelöhner; die Bauern desselben Dorfes stimmen entweder allesamt liberal oder folgen allesamt der Parole, sei es des Landrats, sei es des Bundes der Landwirte. Bei der indirekten Wahl kommt dieser durchgreifende Unterschied zwischen Stadt und Land nicht zur Geltung: ob ein Wahlmann einstimmig oder nur mit einer Stimme Majorität gewählt ist, ist gleichgültig. Man könnte sich den Fall vorstellen, daß in einem Kreise die Landbevölkerung, verbunden mit einer Minorität in der Stadt, über eine große Majorität verfügt und dennoch vermöge des Systems der indirekten Wahl unterliegt, weil die städtischen Wahlmänner, obgleich alle nur mit kleiner Majorität gewählt, doch in der Mehrzahl sind. Wenn trotz dieses Nachteils die Konservativen auf der indirekten Wahl bestehen, so haben also die Liberalen zurzeit keine Veranlassung, gerade über diesen Punkt bis zum Aeußersten zu fechten, sondern können den Kampf darüber bis zu einem späteren Termin verschieben, und aus den Kompromißverhandlungen des Augenblicks ist die Frage praktisch auch schon ausgeschieden. Wenn die Konservativen noch eine kleine Konzession machen sollten, etwa, daß die Wahlmänner nicht bloß aus der Gemeinde, sondern auch aus benachbarten Bezirken genommen werden dürfen, so könnte dieser Punkt als genügend geordnet gelten.

Diejenige Forderung der Nationalliberalen, um die sich jetzt praktisch der Streit noch dreht, betrifft die Frage, ob die Drittelung der Wähler nach den Steuern in den Gemeinden oder in den Urwahl-Bezirken erfolgen soll. Diese Frage ist von viel größerer Tragweite, als auf den ersten Anblick scheint. Man mache sich das klar an dem Beispiel von Berlin. Wird gedrittelt durch ganz Berlin, so sind allenthalben die Wohlhabendsten bis zu einem gewissen Steuersatz in der ersten Klasse, die Mittleren in der zweiten, die kleinen Leute in der dritten. Das entspricht dem ursprünglichen Geist des Gesetzes und dem Willen des Gesetzgebers. Aber es schließt jede Möglichkeit aus, daß die Wähler der dritten Klasse, d. h. also in Berlin die Sozialdemokraten, jemals einen Kandidaten ins Abgeordnetenhaus bringen können, da die Wahlmänner der ersten und zweiten Klasse stets gegen sie zusammenhalten. Deshalb hat man im Jahre 1891 die Drittelung nach Bezirken eingeführt. Bei weitem die meisten wohlhabenden Einwohner Berlins wohnen in westlichen Stadtteilen. Im Norden und Osten aber gibt es viele Bezirke, wo überhaupt keine Wohlhabenden wohnen. Wenn also in einem solchen Bezirk die Steuern gedrittelt werden, so kommen auch in die zweite und zuweilen sogar in die erste Klasse ganz

eine Steuerzahler. Als nun auch im Jahre 1906 die kleinen Wahlbezirke n Berlin geschaffen wurden, so daß reine Arbeiterviertel einen Wahlbezirk ldeten, wurde es der Sozialdemokratie möglich, trotz der Drei-Klassenwahl, re 7 Vertreter (heute noch 6) in den Landtag zu bringen, sechs in Berlin, inen in der Arbeiterstadt Linden bei Hannover.

Nach dem jetzt vorliegenden Beschluß werden diese Verhältnisse nun och im demokratischen Sinne verbessert dadurch, daß erstens die Steuern ber 10 000 Mk. (in Orten unter 20 000 Einwohner 5000 Mk.) nicht nehr angerechnet werden sollen (Maximierung), und daß zweitens jedem Wähler, der überhaupt keine direkten Steuern bezahlt, 4 Mk. (früher nur 3) ls fiktiver Betrag angerechnet werden (Minimierung); ob auch die geheime Wahl in dieser Richtung wirkt, ist zweifelhaft, da in den Wahlkreisen, auf ie es hier ankommt, der stärkste Terrorismus auf Grnnd der öffentlichen Abstimmung gerade von den „Genossen" ausgeübt wurde. Aber nicht nur en Sozialdemokraten, sondern auch dem Zentrum kommt diese Reform zu-ute, denn in den gemischten rheinisch-westfälischen Gegenden sind durchweg ie höheren und wohlhabenden Klassen protestantisch, die Massen katholisch. Die Nationalliberalen, die in diesen westlichen Industriestädten ihre Stärke aben, fürchten also von der neuen Ordnung Verluste und fordern die Rückkehr zur Drittelung nach Gemeinden, denn auch in jenen großen In-dustrieorten haben sich die Arbeiterviertel von den wohlhabenderen Vierteln mehr oder weniger geschieden.

Ich gestehe, daß ich diese Forderung der Nationalliberalen für gerecht-fertigt nicht halten kann. Der Zug unserer Zeit ist demokratisch. Man arf diesem Zuge nicht gar zu sehr nachgeben. Man muß sogar an be-stimmten Punkten unbedingten Widerstand leisten. Aber es ist immer falsch, ine einmal zugestandene demokratische Konzession wieder zurücknehmen zu ollen. In Sachsen und Hamburg freilich hat man es unternommen, ein estehendes Wahlrecht aus blasser Furcht vor der Sozialdemokratie rück-wärts zu revidieren. Aber der Erfolg ist auch so schlecht wie möglich ge-esen. In Sachsen hat man die reaktionäre Wahlordnung nach einigen Jahren wieder fallen lassen müssen und in Hamburg hat, wie in unserem origen Heft klargelegt worden ist, der Erfolg gezeigt, daß die ganze Furcht or der Sozialdemokratie bloße Gespensterseherei gewesen und die ungeheure Verbitterung durch die reaktionäre Gesetzgebung ganz unnötig erregt worden t. Mit Recht hatte deshalb die Regierung in ihrer Vorlage die Bezirks-drittelung beibehalten, und wenn sie auf das Drängen der Nationalliberalen und Freikonservativen diesen wohlbegründeten Standpunkt wieder auf-gegeben hat und für das Gegenteil eingetreten ist, so ist das nur ein Symptom mehr jener Schwächlichkeit, die anfängt, alle Welt mit Unbehagen u erfüllen.

Es ist richtig, daß die Bezirksdrittelung insofern irrationell ist, als e das Wahlrecht vom Wohnhaus abhängig macht. Wir haben es erlebt, aß der Reichskanzler mit seinem Portier und Kutscher zusammen in der

dritten Klasse wählte, weil zufällig in seiner Straße ein ganz besonders reicher Mann wohnte. Es kann auch vorkommen, daß ein Millionär im Villenviertel in der dritten Klasse wählt, während sein eigener Kammerdiener, der sich mit seiner Familie im Arbeiterviertel eingemietet hat, mit der ersten Klasse stimmt. Aber das ist tatsächlich nicht so unsinnig, wie es scheint. Denn das Wahlrecht ist ja kein angeborenes Menschenrecht, sondern eine öffentliche Funktion, die der Staat nach seinen Zwecken einrichtet. Der Staat aber will, daß im Landtag alle Stände in gewissem Maße vertreten seien. Wer im einzelnen Fall das Wahlrecht ausübt, ist gleichgültig: meine Interessen werden nicht nur dadurch vertreten, daß ich selbst wähle, sondern es genügt, daß meine Standes-, Berufs- oder Gesinnungsgenossen das Recht haben. Es ist also gar nicht nötig, daß alle Millionäre und nur Millionäre in der ersten Klasse wählen, sondern es ist durchaus wünschenswert, daß hier und da der Fall eintritt, daß kleine Leute in diese Klasse kommen. In den verschiedenen Gemeinden ist ohnehin die Einteilung eine ganz verschiedene: in einer Stadt sind vorwiegend nur wohlhabende Leute in der ersten Klasse, in den Dörfern häufig Bauern mit wenigen Mark Steuern. So wenig in dieser Verschiedenheit eine Ungerechtigkeit zu erblicken ist, so wenig kann es für eine Ungerechtigkeit gelten, wenn es in derselben Gemeinde vorkommt. Die Bezirks-Drittelung ist daher ein antiplutokratisch wirkender, ganz gesunder Gedanke.

Mit Recht sagte der Redner der Konservativen, Herr v. Richthofen: es komme nicht bloß darauf an, dem Mittelstande eine Vertretung zu geben, sondern allen Ständen, also auch den untersten. Kehrt man von der Bezirksdrittelung zur Gemeindedrittelung zurück, so nimmt man den Massen mit der rechten Hand, was man ihnen eben (durch die Maximierung und Minimierung) mit der linken gegeben. Der Erfolg der Forderung der Nationalliberalen wäre vielleicht, daß die sechs Sozialdemokraten, die jetzt im Landtage sitzen, wieder verschwinden. Welchen Eindruck würde eine solche Wahlreform machen? Es scheint aber nicht unmöglich, daß in dieser Frage noch irgendein Kompromiß zustande gebracht wird. Das Zentrum, dem man nachrühmen muß, daß es sich alle Mühe gibt, auch den Nationalliberalen die Reform annehmbar zu machen, wird sich vielleicht darauf einlassen, daß immer einige Bezirke bei der Drittelung zusammengefaßt werden. Aber wie werden die Nationalliberalen dastehen, wenn sie um einiger solcher Fraktions- und Lokalvorteile willen einer Wahlreform zustimmen, die sie anfangs nicht laut genug verdammen konnten? Ich möchte meinen, das ist so klar, daß auch die Führer sich dieser Einsicht kaum verschließen können. Aber was ist im parlamentarischen Leben Führung? Die Menge der Anhängerschaft sieht nur das Nächste und verlangt von den Führern, daß die Vorteile, die hier zu ergattern sind, wahrgenommen werden, und die Führer müssen folgen. So haben sich die Nationalliberalen durch die Forderung der Gemeinde-Drittelung in eine recht ungünstige Position hineinmanövriert.

Das Beste, was die Mittelparteien in diesem Augenblick noch tun und vielleicht erreichen könnten, wäre, wenn sie einen alten Antrag des Zentrums (aus dem Jahre 1893) wieder aufnähmen, wonach in den Städten (auf dem Lande ist der Satz nicht wohl anwendbar) stets mindestens 10 % der Wähler in der ersten, 20% in der zweiten Abteilung sein müssen. Dadurch würde in diesen Klassen das Wahlgeheimnis besser geschützt werden.

Man hört öfter sagen, die konservativ-klerikale Wahlreform sei noch schlechter, als die ursprünglich von der Regierung vorgelegte. Dieser Vorwurf ist unberechtigt. Der einzige Vorzug, den die Regierungsvorlage hatte, die direkte Wahl, hatte praktisch und vorläufig nur eine ziemlich geringe Bedeutung; die „Privilegierungen" aber in Verbindung mit der öffentlichen Abstimmung waren geradezu unerträglich. Die geheime Wahl der Wahlmänner ist dagegen ein unschätzbarer Fortschritt. Freilich ist es richtig, daß, wenn die erste und zweite Klasse schwach besetzt ist, das Geheimnis der Wahl oft nur scheinbar ist, aber dieser Fehler ist, wie wir oben sahen, nicht unheilbar, und die öffentliche Abstimmung der Wahlmännner hat überhaupt nicht so sehr viel zu bedeuten. Die jetzige Wahlreform hat also zum wenigsten den Vorzug, daß sie eine Basis bietet, auf Grund deren man verhandeln kann, ein Vorzug, der der Regierungs-Vorlage fehlte.

Es ist deshalb auch ungerecht, dem Zentrum vorzuwerfen, daß es seine Prinzipien preisgegeben, daß es Volksverrat geübt habe. Das Zentrum hat das unbestreitbare Verdienst, die geheime Wahl nicht bloß gefordert, sondern durch seine Einwirkung auf die Konservativen auch durchgesetzt zu haben. Auch das Herrenhaus kann, nachdem die Konservativen des Abgeordnetenhauses diese Forderung einmal zugestanden haben, sie nicht mehr verweigern. Das würde sogar bestehen bleiben, wenn die ganze Vorlage schließlich für diesmal doch noch scheitern sollte. Muß man dem Zentrum diesen großen Erfolg zugestehen, so muß man auch den politischen Takt der Konservativen bewundern, die rechtzeitig erkannt haben, daß die öffentliche Abstimmung nicht mehr zu halten sei, und sie aufgegeben haben, als sie noch etwas anderes, für sie wertvolles, die indirekte Wahl, dafür eintauschen konnten. Es hat geradezu etwas Großartiges, wie Herr von Heydebrand seine Fraktion führt und auch bei den überraschendsten Front-Veränderungen Gehorsam findet. Es ist die alte Erfahrung: die Konservativen kennen das Geheimnis der Macht und sind in der politischen Taktik allen anderen Parteien, abgesehen vom Zentrum, überlegen.

Sollte übrigens wirklich das Herrenhaus der Forderung der Nationalliberalen nachgeben und dann das Zentrum im Abgeordnetenhause die Zustimmung verweigern, so wären die Konservativen vor die peinliche Frage gestellt, ob sie es vorziehen, den mit dem Zentrum geschlossenen Kompromiß, wie es die Loyalität verlangt, zu halten und darüber die ganze Vorlage zu Falle zu bringen, oder die ursprünglich mit dem Zentrum verabredete Vorlage in ihrer Modifikation mit den Nationalliberalen zu machen.

Was wird nun werden, wenn diese Wahlreform, sei es mit, sei es ohne die Nationalliberalen und deren Modifikationen Gesetz wird? Es ist, glaube ich, völlig sicher, daß die öffentliche Meinung sich nicht befriedigt erklären und die Agitation fortdauern wird. Zwar sind einige der allerschwersten Uebelstände des jetzt herrschenden Systems beseitigt, und man kann den Konservativ-Klerikalen die Anerkennung dafür nicht versagen. Aber als Ganzes kann das Werk unmöglich genügen, weil erstens das unnatürliche Uebergewicht des Agrariertums zu wenig zurückgepreßt ist, und weil zweitens der Spielraum für die Teilnahme der Arbeiterschaft am Landtage zu klein geblieben ist. Das Ziel eines wirklich leitenden Staatsmannes hätte sein müssen, die Wahlreform so zu gestalten, daß für eine Generation Ruhe eintrat. So war es mit der großen englischen Reform von 1832: sie hat vorgehalten bis zum Jahre 1867 — 35 Jahre lang. Selbst die Stürme des Chartismus und die europäische Revolution von 1848 hat sie, ohne angetastet zu werden, überdauert. Auch bei uns wäre das jetzt möglich gewesen, und man kann auch die Stelle zeigen, wo die Probe zu machen war: wenn die Reform so ausfiel, daß die nächste Wahl 30 Sozialdemokraten in das Abgeordnetenhaus brachte, so war es mit der Agitation für weitere Reformen zu Ende. Freilich die Sozi selber lärmen natürlich unter allen Umständen weiter, aber außerhalb ihrer eigenen Reihen hätte sich niemand mehr für sie gerührt. Sobald die öffentliche Meinung erst sieht, daß es der Arbeiterschaft möglich ist, eine gewisse Zahl ihrer Vertreter ins Parlament zu bringen, verlangt sie nicht nach weiterer Demokratisierung. Man bedenke, daß in England das allgemeine gleiche Wahlrecht selbst heute noch nicht existiert. Nur 16 % der Bevölkerung haben Stimmrecht, während es im Deutschen Reich 22 % sind, obgleich hier das Wahlrecht erst mit dem 25. Lebensjahr beginnt, in England bereits mit dem 21. So wie unsere Wahlreform heute aussieht, wird sie die Zahl der Sozialdemokraten im Landtage wohl nur ganz unwesentlich vermehren und das ist kein Vorteil, sondern ein Nachteil. Die Tatsache, daß die Partei im Lande eine ungeheure Anhängerschaft hat, ist einmal da, und einer solchen Partei muß, wenn Ruhe im Lande sein soll, auch eine gewisse, angemessene Vertretung in allen repräsentativen Körperschaften zugestanden werden. Man hätte das erreicht, wenn mit dieser Reform sofort eine Reform der Wahlkreis-Einteilung verbunden worden wäre. Dadurch, daß man in England im Jahre 1832 die Reform an allen faulen Stellen des herrschenden Systems gleichzeitig ansetzte und durchführte, erreichte man eine Reform in großem Stil und damit die Bürgschaft für ihre Dauer. Ich gebe zu, daß das in Deutschland bei der Kompliziertheit unserer Partei- und Regierungsverhältnisse viel schwieriger ist als in England. Aber mag man es nun als objektiv gerechtfertigt ansehen, daß die Reform bei uns stückweise gemacht wird, das Ergebnis wird jedenfalls sein, daß wir keinerlei Abschluß erreichen, uns auf eine längere Dauer der Wahlbewegung gefaßt machen müssen und damit der Sozialdemokratie ein Agitations-

futter verabreichen, daß sie nur so schmatzt vor Vergnügen und Wohlbehagen.

Selbstverständlich ist nicht daran zu denken, daß die Wahlsitze einfach nach der Bevölkerungszahl verteilt werden. In den Vereinigten Staaten geschieht das zwar, aber es wird ausgeglichen dadurch, daß neben dem Repräsentantenhause der Senat steht, in den jeder Staat, ob groß, ob klein, zwei Mitglieder sendet, und es gibt Staaten, wie New York und Pennsylvanien, die gegen 8 Millionen, und andere, wie Delaware, die unter 200 000 Einwohner haben. Dabei ist der Senat sogar die angesehenere und mächtigere Körperschaft. Auch in England hat man nie eine völlig neue Verteilung der Wahlsitze vorgenommen, und es bestehen dort auch heute sehr erhebliche Größenunterschiede. Das Richtige ist, wie man es in England getan hat, immer von Zeit zu Zeit durch Ausscheidung der wirklichen Mißbildungen, einen gewissen Ausgleich zwischen dem historisch Gewordenen und dem reinen Zahlenprinzip zu schaffen. Das ein solcher Ausgleich heute auch in Preußen unvermeidlich geworden ist, ist unbestreitbar. Die Zahl der Urwähler, die auf einen Abgeordneten kommen, schwankt um mehr als das Zehnfache, und eben hierauf beruht zum großen Teil der übermäßige agrarische Einfluß im Abgeordnetenhause. Man überschaue die beiden folgenden Tabellen, die die 20 größten und die 20 kleinsten Wahlkreise in Preußen darstellen, in dem Sinne, daß bei den Wahlkreisen, die mehrere Abgeordnete wählen (z. B. Schrimm-Schroda wählt drei) entsprechend dividiert ist.

	Einwohner	Urwähler
	auf den Abgeordneten	
1. Kattowitz, Zabrze	323 444	62 701
2. Schöneberg, Rixdorf	294 582	78 307
3. Gelsenkirchen	267 057	59 516
4. Bochum, Herne	266 859	58 733
5. Berlin 10	257 869	57 375
6. Mülheim a. Rh., Dinslaken	257 467	51 675
7. Berlin 8	246 507	53 323
8. Duisburg, Oberhausen	244 512	53 718
9. Essen, Land	240 877	49 675
10. Kiel, Bordesholm, St. Neumünster	240 301	50 098
11. Charlottenburg	239 632	62 663
12. Tarnowitz, Beuthen	237 402	45 311
13. Essen, Stadt	234 969	55 335
14. Stettin	224 119	50 276
15. Cöln	214 361	50 097
16. Teltow, Deutsch-Wilmersdorf, Beeskow-Storkow	212 013	51 597
17. Berlin 6	196 437	49 976
18. Berlin 12	189 928	44 380
19. Düsseldorf	185 353	42 322
20. Dortmund	181 244	38 212

		Einwohner auf den Abgeordneten	Urwähler auf den Abgeordneten
1.	Hohenzollernsche Lande	34 141	6 721
2.	Frankenstein, Münsterberg	38 986	7 403
3.	Norderdithmarschen	39 178	8 339
4.	Greifenberg, Kammin	41 265	7 922
5.	Heiligenstadt, Worbis	41 294	8 507
6.	Jork, Kehdingen	41 364	9 041
7.	Segeberg	41 696	8 820
8.	Oldenburg	43 391	8 560
9.	Eckernförde	43 632	8 165
10.	Weststernberg, Oststernberg	44 084	8 881
11.	Hünfeld, Gersfeld	44 761	8 947
12.	Warburg, Höxter	45 125	8 507
13.	Wittlich, Bernkastel	45 212	10 226
14.	Pr. Holland, Mohrungen	45 504	8 144
15.	Unterlahnkreis	45 558	9 428
16.	Biedenkopf	45 603	9 724
17.	Zellerfeld, Ilfeld	45 935	10 014
18.	Neuhaus a. Oste, Hadeln	45 963	10 334
19.	Schrimm, Schroda, Wreschen	46 666	7 883
20.	Heiligenbeil, Pr. Eylau	46 708	8 432

Von den 20 größten Kreisen sind heute, wenn ich recht zähle, 9 im Besitz des Zentrums, 6 der Volkspartei, 2 der Nationalliberalen, 2 der Sozialdemokraten, 1 der Konservativen; von den 20 kleinsten sind 6 im Besitz des Zentrums, 2 der Nationalliberalen, 9 der Konservativen, 2 der Freikonservativen, 1 der Polen.

Die Nationalliberalen haben eine Resolution eingebracht, wonach nicht die kleinsten Wahlkreise ihre Vertreter verlieren, sondern nur den größten eine vermehrte Vertretung gegeben werden soll. Die konservativ-klerikale Majorität hat diesen Antrag abgelehnt. Mir scheint er noch nicht einmal zu genügen. Bei der Fülle von Repräsentationskörpern in Deutschland für Kreis, Provinz, Staat und Reich ist es in hohem Grade unerwünscht, die Zahl der Abgeordneten noch zu vermehren. Ich würde es daher für richtig halten, etwa die obigen 20 kleinsten Kreise eingehen zu lassen, sie von zwei Vertretern auf einen zu reduzieren oder mit einem Nachbarkreise zu verschmelzen und dafür die 20 größten Kreise zu teilen. Geschähe das sofort, so bin ich überzeugt, daß die öffentliche Meinung sich mit der Reform abfinden und für längere Zeit Ruhe halten würde. Je länger man es aber hinausschiebt, desto mehr Konzessionen werden gemacht werden müssen. Gerade die Konservativen sollten es sich wohl überlegen. Sie haben viel getan, indem sie das geheime Stimmrecht bei den Urwahlen jetzt konzediert haben. Aber noch ein Schritt weiter, nämlich in der Wahlkreis-Einteilung, wäre als staatsmännische Leistung noch mehr gewesen.

…er vielleicht ist das zu viel verlangt, und auch ohne das will ich nicht damit zurückhalten, daß ich mit dem Gang der Dinge keineswegs unzufrieden bin. Wohlgemerkt, mit dem Gang der Dinge, noch nicht mit dem Ergebnis. Das Ergebnis ist ungenügend, und der Kampf muß fortgesetzt werden; aber die unselige Regierungsvorlage ist beseitigt und abgetan, der Zwang der öffentlichen Abstimmung mit seinen charakterverderbenden Folgen ist aufgehoben und ein Weg eingeschlagen, auf dem es nicht unmöglich ist, weiter voranzukommen, und damit darf man für diesmal zufrieden sein.

* * *

Wenn eine Regierung erst einmal einen falschen Standpunkt eingenommen hat, so gebiert der erste Fehler unausgesetzt neue. Das lange, geheimnisvolle Zögern und schließlich die von allen Seiten gleichmäßig abgelehnte Wahlreform-Vorlage hat die öffentliche Meinung so erregt, daß es den Sozialdemokraten endlich gelungen ist, die von ihnen schon so lange geplanten, aber wegen der Indolenz der Massen bisher nicht realisierbaren Volks-Demonstrationen ins Werk zu setzen. Wie soll eine Regierung, die, wie die unsere, auf unbedingte Autorität hält, sich Demonstrationen gegenüber verhalten, die aus den Versammlungssälen auf die Straße hinausströmen, um durch den sinnfälligen Eindruck der Menge, ihres Lärms und ihres Zorns auf die gesetzgebenden Gewalten zu wirken? Die Erfahrung, die wir in diesen Wochen gemacht haben, gibt die völlig einwandfreie Antwort auf diese Frage.

Alle Versuche der Polizei, die Straßendemonstrationen zu unterdrücken, haben die Bewegung nicht gehemmt, sondern gefördert. Nicht bloß die Demonstranten selbst, sondern auch alle die Zehntausende von harmlosen Bürgern, die durch die Absperrungs-Maßregeln der Polizei gestört, geschädigt und geärgert worden sind, sind von einer wahren Wut, nicht etwa gegen die Demonstranten, sondern gegen die Regierung erfüllt worden, und sogar die einzelnen Gewalttätigkeiten von Schutzleuten und die Körperverletzungen, die bei solchen Zusammenstößen unvermeidlich sind, haben die Bewegung befruchtet, wie, um Kleines und Großes zu vergleichen, einst das Märtyrerblut die Propaganda der Religion. Man mag noch so sehr darauf hinweisen, daß die Polizei, so sehr sie durch die Beleidigungen aus der Menge gereizt wurde, sich zurückhaltend, schonend und verständig benommen hat, soviel es nur immer möglich war: der Gesamteindruck bleibt dennoch ein höchst ungünstiger. Einzelne Mißgriffe, selbst einzelne Brutalitäten sind einmal unvermeidlich, wo solche Bewegungen hin- und herwogen, und jede solche unangenehme Einzelheit wird der öffentlichen Meinung vorgetragen und von ihr aufgefaßt, als ob das ganze System darauf beruhte.

Wenn also die polizeilichen Bändigungsmaßregeln nur den Erfolg haben, die Propaganda, die sie unterdrücken sollen, zu befördern, so ist es

klar, daß man solche ohnmächtigen Versuche besser unterläßt. Ist es einmal so weit, daß das Feuer die Massen ergriffen hat und sie treibt, ihr Begehren öffentlich kund zu geben, so ist es das Klügste, man läßt dem Strom freien Lauf.

Die Gefahr einer solchen Nachgiebigkeit ist, daß die großen unregulierten Massenbewegungen einmal ein großes Unglück herbeiführen, besonders aber, daß die sich immer mehr erhitzenden Leidenschaften der Menge zu Gewaltsamkeiten führen, die dann nur mit Blutvergießen unterdrückt werden können. Wenn solche Gewaltsamkeiten vorauszusehen sind, ist es da nicht doch besser, von vornherein der Bewegung gewisse Zügel anzulegen? Es ist humaner, einen Demonstrationszug durch reitende Schutzmänner auseinander zu sprengen, wenn auch einige Leute dabei durch die Hufe der Pferde verletzt werden, als schließlich die Dinge soweit kommen zu lassen, daß man unter die Menge schießen lassen muß, und man mag sehr wohl argumentieren: zehnmal mag ein Demonstrationszug völlig harmlos verlaufen, das elftemal aber wird es einen schweren Konflikt mit Blutvergießen geben; deshalb ist es besser, von vornherein die Macht zu zeigen und die Menge einzuschüchtern.

Vom Standpunkt der Humanität und der Vorsicht läßt sich das hören, vom Standpunkt der Politik aber ist es falsch.

Angenommen, man ließe alle die Demonstrationen sich frei bewegen und die Menge, übermütig geworden, schritte schließlich zu Gewalttätigkeiten, die mit Gewalt unterdrückt werden müßten, so wäre dies gewiß sehr bedauerlich, auch dem Ansehen des Deutschen Reiches in der Welt recht abträglich. Aber der Schade wäre doch geringer, als der, der sich bei dem jetzt beliebten System herausgestellt hat. Denn erstens ist es doch nicht so gewiß, daß es schließlich zum Blutvergießen kommen muß, und zweitens würde, wenn wirklich Tatsachen vorliegen, die die gewaltsame Unterdrückung unvermeidlich gemacht haben, das auch von der öffentlichen Meinung begriffen werden und der letzte Eindruck für die Regierungs-Autorität daher nicht schädlich, sondern nützlich sein. Heute haben es die Sozialdemokraten erreicht, daß der Berliner Philister bei den Demonstrationen ihnen zustimmt und auf ihrer Seite steht. Hat die Menge sich einmal hinreißen lassen, selber gewaltsam zu werden, Personen zu bedrohen und anzugreifen, Gebäude zu zerstören, Läden zu plündern oder Passanten mit Steinen und Schießgewehren zu beunruhigen, so würde sofort alle Welt einig sein, die Polizei zu rufen und ihr zu danken, wenn sie dem Unfug ein Ende macht, schließlich sogar nichts dagegen haben, wenn Soldaten gerufen werden und einmal scharf schießen.

Aber das sind eigentlich rein theoretische Erwägungen, praktisch kann man so gut wie sicher sein, daß es zu Gewalttätigkeiten nicht kommen würde. Die sozialdemokratischen Führer wissen gut genug, wie gefährlich es für sie selber, wie für ihre Politik wäre, und haben ihre Gefolgschaft

gut genug in der Disziplin, um Exzesse zu verhüten. Selbst der reine Janhagel, der sich anfinden möchte, um von dem Spektakel und der Unordnung zu profitieren, dürfte wenig gefährlich sein; denn die überzeugten Genossen, die eine ernsthafte Politik mit ihren Demonstrationen betreiben wollen, würden ihrerseits nicht säumen, die Fäuste zu gebrauchen, wo der Janhagel ihre Absichten durchkreuzen will.

Bei den Demonstrationen, wie bei der Wahlvorlage selbst, hat also die Regierung leider eine recht unglückliche Hand gezeigt, und diese Dinge stehen jetzt im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Aber es geht doch vieles nebenher, was auch nicht so unwichtig ist und glücklicherweise viel bessere Eindrücke erweckt. Ich meine im besonderen die Ankündigung, daß Elsaß-Lothringen zum selbständigen Bundesstaat erhoben werden soll. Leicht ist die Durchführung dieser Aufgabe nicht, namentlich weil dazu die Loslösung von den überängstlichen Polizei-Anschauungen gehört, die sonst bei uns noch so sehr maßgebend sind. Die Alldeutschen, die ja immer noch viel polizeilicher sind als die Polizei, haben schon angefangen, Feuer zu tuten. Möge es dem Herrn Reichskanzler beschieden sein, hier die Lorbeern zu ernten, die er sich bei der preußischen Wahlreform hat entgehen lassen.

26 3. 10. D.

Die Wiederannäherung zwischen Rußland und Oesterreich. — Die Reisen der Balkankönige nach Petersburg und Konstantinopel. — Die Krisis in England und die britische auswärtige Politik.

Vor kurzem wurde gemeldet, zwei große japanische Zeitungen hätten in Wien Spezialkorrespondenten angestellt und ließen sich aus der Hauptstadt Oesterreichs täglich die auf die orientalische Frage bezüglichen neuesten Nachrichten kabeln. Danach scheint man in Japan den Eintritt so ernster orientalischer Verwicklungen für möglich zu halten, daß dadurch die Politik aller Staaten bis hin nach Ostasien in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Vorderhand aber ist die Lage im südöstlichen Europa durch die soeben erfolgte „Detente“ zwischen den beiden dort vorwaltenden Mächten, Oesterreich und Rußland, der Erhaltung des allgemeinen Friedens günstiger geworden.

Die Leiter der auswärtigen Aemter in Wien und St. Petersburg waren durch die Affäre der Sandschak-Bahn und die bosnische Krisis einander dermaßen entfremdet worden, daß der persönliche Hader die geschäftlichen Beziehungen zwischen dem Zarenreich und der Donaumonarchie aufs nachteiligste zu beeinflussen drohte. Noch vor wenigen Monaten haben

sich Aehrenthal und Iswolski in den Spalten der „Fortnightly Review" auf eine sehr gehässige Art und Weise bekämpft. Ich habe [illegible] Streites, dem die deutsche Presse im allgemeinen wenig [illegible] schenkte, im vorjährigen Oktober-Heft der „Preußischen Jahrbücher" ausführlich gedacht. Jetzt ist die russische Regierung in den [illegible], welche sie aus Anlaß der Wiederherstellung normaler und [illegible] Beziehungen zu Österreich der Öffentlichkeit übergab, auf jene [illegible] der englischen Zeitschrift ausdrücklich zurückgekommen. Es geschah [illegible] dem Zweck, um die Ära, in welcher solche Publikationen [illegible] formell für abgeschlossen zu erklären.

In der Tat war ein derartiger literarischer Zweikampf, [illegible] „Fortnightly Review" unter einem überaus durchsichtigen [illegible] Schleier zwischen den leitenden Staatsmännern zweier großer [illegible] ausgefochten wurde, in der Geschichte der europäischen Diplomatie [illegible] nichts Alltägliches. Russischerseits erklärte man dem [illegible] Aehrenthal habe ein [illegible], und eine Staatskunst [illegible] ehrlich und gentlemanlike zu Werke gehe, wie die russische, [illegible] niemals wieder auf Freund [illegible], wenn nicht [illegible] in der [illegible] des österreichischen Ministers des Auswärtigen [illegible] Der [illegible], welcher den Namen [illegible] trägt, antwortete in der nächsten Nummer von [illegible] den Petersburger Kollegen voll [illegible] Spotts und [illegible], so daß die [illegible] entstand [illegible] an den [illegible], wie die [illegible] Mächte.

Nach langen und [illegible] kam endlich, aber [illegible]

[illegible]

Man kann sich also in der Tat darüber freuen, daß die beiden leitenden Staatsmänner an der Donau und der Newa der überaus peinlichen Spannung zwischen Oesterreich und Rußland ein Ende gemacht haben, welche jeden mündlichen diplomatischen Verkehr ausschloß und Unterhandlungen zwischen den beiden auswärtigen Aemtern nur auf schriftlichem Wege gestattete. Jedoch will man in Petersburg nicht zu dem Arrangement zurückkehren, das von 1897 bis 1908 zwischen Rußland und Oesterreich bestand. Während jenes Zeitraumes erkannten Oesterreicher und Russen die Verpflichtung an, jeden etwa am Balkan sich ereignenden, den allgemeinen Frieden bedrohenden Vorfall unter sich diplomatisch zu behandeln, bevor die Sache an das Konzert der Mächte gelangte. Heute will Iswolski von einem so intimen Verhältnis nichts mehr wissen. Die Formen des diplomatischen Verkehrs zwischen Petersburg und Wien sind fortan wieder korrekt, aber in der Sache dauert die seit der Affäre der Sandschak-Bahn zutage getretene Nebenbuhlerschaft zwischen Oesterreich und Rußland unvermindert fort. Die Reisen, welche die Könige von Bulgarien und Serbien nach Petersburg unternommen haben, sind neue Etappen auf dem Oesterreichs Politik zuwiderlaufenden Wege, den die russische Staatskunst mit der Zusammenkunft in Racconigi einschlug und um das zu verdecken und nicht einen sofortigen Konflikt heraufzubeschwören, hat in demselben Augenblick das Petersburger Kabinett die äußerliche Versöhnung mit Oesterreich herbeigeführt.

Nach der Ansicht der im Zarenreich maßgebenden Männer handelt es sich für diese Macht gegenwärtig darum, möglichst alle Grenznachbarn der habsburgischen Monarchie zu Rußlands Freunden zu machen und so die Zeit auszunutzen, bis die während der bosnischen Krisis des vorigen Frühjahrs sehr unzulänglich erfundenen russischen Kriegsrüstungen vollendet sein werden. Italiens haben sich die Russen in Racconigi versichert, die Serben sind dem Zaren Dank schuldig für den Eifer, mit welchem er während der bosnischen Streitigkeiten ihretwegen bis an den Rand des Krieges gegangen ist, den Bulgaren ist Nikolaus finanziell zu Hilfe gekommen, als es galt, durch die Ablösung des ostrumelischen Tributs die Türken für die Anerkennung der bulgarischen Unabhängigkeit zu gewinnen. Dankbar pilgerten jetzt die Beherrscher Bulgariens und Serbiens nach der Newa. König Ferdinand ist in Petersburg mit außerordentlich großen Ehren empfangen worden, als er aber auf der Rückreise Wien berührte, wurde er hier sehr viel weniger freundlich aufgenommen. Wie auf Kommando enthielten sich sämtliche Wiener Zeitungen der Interviewung des redseligen Koburgers. Die bulgarische Politik ist ihrer Natur nach oszillierend, wie die italienische. Zur Zeit ihrer Unabhängigkeitserklärung fraternisierten die Bulgaren mit den Oesterreichern, welche sich in demselben Moment Bosnien einverleibten. Heute jedoch spielt der „Zar" der Bulgaren zusammen mit dem großen weißen Zaren ein diplomatisches Spiel gegen Oesterreich.

Daß die Oberhäupter der beiden slavischen Staaten auf der Balkanhalbinsel dem Kaiser des stammverwandten Rußland demonstrativ ihre Er

gebenheit bezeigten, ist zwar im gegenwärtigen Moment sehr beachtenswert, aber immerhin keineswegs ohne Präzedenzfälle. Etwas ganz Neues jedoch sind die Reisen, welche Ferdinand und Peter von Rußland aus nach Stambul zu Muhammed V. unternommen haben. Im vorigen Sommer hieß es, der Zar werde seine italienische Reise von der Krim aus auf dem Seewege ausführen und am Bosporus mit dem Sultan zusammentreffen. Aus dieser interessanten Zusammenkunft wurde aber nichts, da Nikolaus nicht den Seeweg, sondern den Landweg rings um Oesterreich herum wählte. Er schickte damals, um dem Sultan Muhammed wenigstens eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, ihm zwei Fäßchen Kaviar.

Soeben aber erschienen, mit herzlichen Grüßen des Kaisers Nikolaus, die Souveräne Bulgariens und Serbiens in der türkischen Hauptstadt. Denn die russische Politik hält es für möglich, und das ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, auch die Türken für die Kombination gegen Oesterreich zu gewinnen. Es ist der Plan oder wenigstens eine Velleität des Kabinetts von St. Petersburg, einen Balkanbund zu begründen, der unter der Schutzherrlichkeit des Zaren Türken, Bulgaren, Serben und Montenegriner gegen die angeblichen Eroberungsgelüste der Donaumonarchie zusammenfaßt, während die Italiener lauernd im Hintergrunde stehen.

Der Balkanbund ist eine komplizierte künstliche Homunkulusidee, aus der in der Praxis nichts werden wird. Allerdings haben schon einmal in der Geschichte die scheinbar unversöhnlichen Todfeinde, der Zar und der Sultan, ein Bündnis geschlossen. Es war im Jahre 1833, als Rußland auf den Hilferuf des Sultans Mahmud II., dem sich der aufrührerische Pascha Mehemed Ali von Egypten mit Waffengewalt als Hausmeier aufzudrängen suchte, die Schwarzmeerflotte nach dem Bosporus schickte und 13000 Mann auf der asiatischen Seite der Meerenge landete. Der egyptische Rebell wich vor Rußland zurück und die Pforte schloß nun mit dem Kaiser Nikolaus das berühmte Schutz- und Trutzbündnis von Hunkiar-Iskelessi, dessen geheimer Artikel die Meerenge der Dardanellen vor den Kriegsschiffen der Westmächte verschloß.

Was das Verhältnis des osmanischen Reichs zur habsburgischen Monarchie betrifft, so haben sich die Türken vielfach sehr mißtrauisch gegen den Wiener Hof gezeigt. Ranke erzählt in „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“, daß man in Stambul die ungarische Revolution von 1848 mit großer Freude begrüßt habe. Denn die Türken seien von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen, daß ein mächtiges Haus Habsburg früher oder später zur Eroberung der westlichen Balkanhalbinsel schreiten würde. Auch die heute regierenden Jungtürken sind gegenüber Oesterreich von einem großen Mißtrauen erfüllt, das sie leider mehr oder weniger auf Deutschland übertragen. In der Austrophobie der Jungtürken neben ihrem Widerwillen gegen den preußischen „Despotismus“ und ihrer Vorliebe für die freiheitlichen Institutionen Großbritaniens liegt der Hauptgrund, warum man jetzt in Konstantinopel trotz aller dem General v. d. Goltz erwiesenen

Artigkeiten dem Deutschen Reich kaum mehr Sympathie entgegenbringt als England, während doch Deutschland offenbar die türkenfreundlichere von beiden Mächten ist.

Die englische Presse tut, was ihr möglich ist, um den Spalt zwischen Konstantinopel und Wien zu erweitern. Im letzten Heft von „Contemporary Review" hat ein Artikel Aufnahme gefunden, der von dem Chef-Redakteur des „Pester Lloyd," Herrn Ferdinand L. Leipnik, herrührt und betitelt ist: „The future of the Ottoman empire": „Die auswärtigen Beziehungen der Türkei," sagt der Verfasser, „mußten (nach der jungtürkischen Revolution) auf eine absolut neue Grundlage gestellt werden. Die Stützen des Hamidischen Regimes (Oesterreich und Deutschland) konnten nicht auch aufrichtigerweise die Freunde der modernen Türkei bleiben; ihr Verhältnis zu denjenigen Nationen, die dem vergangenen Despotismus gleichgültig oder gar freundlich gegenübergestanden hatten, mußte von Grund aus revidiert werden. Eine gewisse ethnische Verwandtschaft, welche zwischen der türkischen und der ungarischen Rasse unzweifelhaft besteht, richtete die Aufmerksamkeit der Reformer zuerst auf Ungarn. Alte Traditionen lehrten sie, daß zwischen den Karpathen und der unteren Donau eine europäische Nation existierte, mit der sie durch die starken Bande gemeinsamen Ursprungs, ein gutes Stück gemeinsamer Geschichte und gemeinsame Gesinnungen verbunden waren. Zum Unglück für die wirtschaftliche Position meines Vaterlandes wurden enge Beziehungen zwischen den Türken und Ungarn durch ein anscheinend unüberwindliches Hindernis unmöglich gemacht. Infolge seiner eigenartigen Verbindung mit Oesterreich ist Ungarn verfassungsmäßig außerstande, eine eigene internationale Politik zu befolgen. Die jungtürkischen Emissäre, die nach Budapest kamen, überzeugten sich bald, daß ihre enthusiastischen Hoffnungen trügerisch waren. Sogar der rein finanzielle Plan der Errichtung einer türkisch-ungarischen Handelskammer scheiterte, da die ungarischen Behörden sich nicht geneigt zeigten, internationale Angelegenheiten ohne die aktive Mitwirkung des Wiener auswärtigen Amts zu erörtern. Und die Türken reisten ab mit einem bitteren Gefühl, das sie gegenüber manch einem Ungarn in den Worten zum Ausdruck brachten: „Ihr seid noch unglücklicher als wir Türken."

Dieses Histörchen ist sowohl für die Großmannssucht der Magyaren (?) bezeichnend, als auch für die naive Unkenntnis der internationalen Machtverhältnisse, welche der durch Abdul Hamids Despotismus von aller politischen Bildung abgesperrten türkischen Nation eigen war, nachdem sie im Juli 1908 plötzlich ihre Ketten abgeworfen hatte. Heute befinden sich die Jungtürken so ziemlich zwei Jahre lang im Besitz der Freiheit. Sie haben lernen und Erfahrungen sammeln können. Oesterreich hat zwar, durch die Verhältnisse gedrängt, vermittelst der Annexion die staatsrechtliche Form der bosnischen Landesverwaltung dem schon seit einem Menschenalter bestehenden tatsächlichen Zustand angepaßt, aber dafür der Türkei den Sandschak zurückgegeben. Niemals wird Oesterreich aus eigenem Antrieb tun, was ihm von

den Anwalten des Balkanbundes als seine geheime Absicht nachzuweisen [illegible]: nämlich am Balkan weiter um sich greifen. Nur durch die russische [illegible] oberungslust konnten die Österreicher sich hierzu genötigt sehen, um einem Umsturz des Gleichgewichts vorzubeugen. In der Tat wissen die Tür[illegible] auch nur zu gut, daß sie zwar nicht im Augenblick, wohl aber [illegible] sehen in einer nahen Zukunft neue Anschläge des Zarenreichs auf Konstantinopel zu befürchten haben. Jene russisch-offiziöse [illegible] der „Fortnightly Review", von der oben die Rede gewesen ist, [illegible] als halbwegs zu, daß Rußland vor zwei Jahren die mazedonischen [illegible] dazu zu benutzen versucht hat, den Umsturz des Thrones [illegible] und die Teilung der Türkei herbeizuführen. Unmittelbar [illegible] sammenkunft in Reval erklärte der russische Botschafter in [illegible] Regierung des Kaisers Nikolaus erfahre, daß Abdul Hamid [illegible] verschwunden sei", wurde die Schwarzmeerflotte Order [illegible] Konstantinopel erhalten. Hier wurden die Landtruppen der [illegible] strategische Stellungen an beiden Ufern des oberen Bosporus [illegible] eventuell auch Positionen in Stambul und Galata.

Auch heute wartet die russische Politik, während die [illegible] des Zarenreichs an der Ausbesserung ihrer Schäden arbeitet, [illegible] Gelegenheit, um die mazedonischen Zustände zu einem neuen [illegible] benutzen, das osmanische Reich aus den Angeln zu heben. [illegible] welche den König Ferdinand nach Peter[illegible] hat sich starke und bittere Äußerungen über die [illegible] unter der Türkenherrschaft fallen lassen. In der Tat [illegible] unter der jungtürkischen Herrschaft leider keine bedeutenden [illegible] nicht haben, vielmehr [illegible] im wesentlichen [illegible] vor zwei Jahren, zur Zeit der Zusammenkunft von Reval [illegible] und [illegible] in den [illegible] genannte [illegible] der [illegible] Türkei [illegible]

[illegible]

[illegible]

wie eine russisch-türkische Allianz sehen wird. Die verhältnismäßig kräftige und selbständige Regierung der Jungtürken wird sich kaum in die Vaterarme des Zaren werfen, angesichts des in der zärtlichen Umhalsung drohenden Erstickungstodes. Auch die Verwirklichung des berühmten Donau-Adria-Projektes, welche man slavischerseits von der gegenwärtigen internationalen Situation erwartet, dürfte noch lange nicht reif sein. Es handelt sich um eine Fortführung der serbischen Bahnen nach Nordalbanien, speziell nach dem Hafen S. Giovanni di Medua. Die Serben erwarten von einer solchen Eisenbahn, daß sie das kleine Königreich der allerdings sehr drückenden wirtschaftlichen Abhängigkeit von Oesterreich-Ungarn einigermaßen entheben würde. Aber aus finanziellen und technischen Gründen soll jener Plan sehr schwer auszuführen sein. Außerdem würde Oesterreich zwar unter Umständen seine freiwillige Zustimmung zu einer serbisch-nordalbanischen Eisenbahn geben, sich aber schwerlich durch diplomatische Daumschrauben seine Konnivenz abzwingen lassen.

Der Gedanke eines russisch-bulgarisch-serbisch-türkischen Bundes ist also eine Chimäre. Als Offensivallianz ist er schlechthin undenkbar, denn jeder dieser wunderlichen Bundesgenossen würde bei seinen Alliierten die tötlichste Feindschaft wittern, und zwar mit Recht. Wiederum als Defensivallianz gegen Oesterreich wäre der Balkanbund gegenstandslos, denn die habsburgische Monarchie ist auf der Balkanhalbinsel eine konservative Macht, der freilich das Gleichgewicht mit Rußland am Herzen liegen muß.

Wenn aber auch die Türken, zum verschlagenen Spiel Rußlands eine freundlich-verständnisvolle Miene machend, den Freundschaftsangeboten der drei Slavenfürsten mit kluger Zurückhaltung begegnen werden, so daß sich zunächst in Mazedonien nichts Erhebliches ändern dürfte, ist doch schon die demonstrative Unterordnung Bulgariens und Serbiens unter die russische Führung eine der Beachtung Europas sehr würdige Sache. König Peter von Serbien hat sich seit seiner Thronbesteigung, die unter so tragischen Umständen erfolgte, vergebens bemüht, an irgendeinem europäischen Hof empfangen zu werden. Jetzt durfte er nach Petersburg kommen. Das serbische Volk weiß die Bedeutung zu würdigen, welche jene Reise für die Zukunft der serbischen Nation gewinnen kann, und hat König Peters Abfahrt von Belgrad mit Ovationen begleitet, welche auch dem Kaiser von Rußland als dem neu gewonnenen Schutzherrn der Dynastie und des Landes galten. Daß Rußland vor einem Jahr Serbien fallen ließ, nachdem es den kleinen Staat zum Widerstand gegen Oesterreich ermuntert hatte, wollen die Serben dem Zarenreich nicht länger nachtragen. Hat man doch in Petersburg dem Kabinett von Belgrad einen erheblichen Dienst geleistet, indem man einen Ausgleich zwischen Serbien und Mazedonien bezüglich der mazedonischen Ansprüche der beiden Länder zustande brachte. Ueber die Einzelheiten dieses Paktes ist noch nichts Bestimmtes bekannt geworden, aber der viel besprochene plötzliche Ausflug des Königs von Bulgarien nach dem Kaponik-Gebirge in Serbien hat den Ausgangspunkt

für ein ganz neues Verhältnis zwischen den beiden südslavischen [illegible] staaten gebildet. Die Beziehungen waren vorher trotz der [illegible] Glaubensgemeinschaft nicht die besten. Vielmehr fürchtete man in [illegible], daß die Bulgaren, zwischen Rußland und Österreich [illegible], bei Gelegenheit Serbien den Krieg erklären würden, um ihren [illegible] Stammesgenossen den Distrikt von Pirot zu entreißen.

Die Versöhnung zwischen Serbien und Bulgarien und die Reisen der [illegible] beider Länder nach Petersburg bedeuten die [illegible] Fortsetzung des russischerseits mit der Zusammenkunft von [illegible] Weges. Österreich soll isoliert werden. Daß die Russen diesen [illegible] antreten werden, wenn sie mit ihren Rüstungen fertig sind, [illegible] noch nicht gesagt. Erstens wird die russische Heeresverwaltung [illegible] große Mängel aufweisen. Zweitens hat man an der Newa [illegible] im Jahre 1875, den Angriffskrieg gegen Österreich geplant, um [illegible] zu erobern, sich aber dann lieber 1877 auf die [illegible] Türkei [illegible]. Welche Entschlüsse des Zaren die Zukunft aber auch [illegible] jedenfalls malt sich die Phantasie der Russen heute davon [illegible], daß alle slavischen Gemeinwesen nach der Newa gravitieren und [illegible] nach der Donau, wie es lange Zeit mit Serbien der Fall war [illegible] vor anderthalb Jahren mit Bulgarien.

Man kann vom russischen Standpunkt aus [illegible] der [illegible] Erfolgs ferner sagen, daß die neue, [illegible] Rußland [illegible] Gruppierung der südslavischen Staaten auf der [illegible] [illegible]

[illegible]

Jedenfalls aber bewahren die Russen, indem sie die Völkerschaften dort unten dazu anhalten, sich vor der Hand mit dem Streben nach Zielen zweiten Ranges und mit dem territorialen Status quo zu begnügen, Europa bis auf weiteres einen allerdings prekären Frieden. Daß das Zarenreich gegenwärtig keine aktive Orientpolitik treibt, hängt vielleicht auch damit zusammen, daß niemand den Gang und die Tragweite der heftigen Konflikte vorauszusehen vermag, welche sich in England zwischen Liberalen und Unionisten abspielen. Wird die Herrschaft, welche das Kabinett von St. James über die Welt ausübt, nicht zusammenbrechen durch die Erschütterung der inneren Verhältnisse Großbritanniens? Wird es infolge der Parteikämpfe auf den britischen Inseln mit der Stabilität der auswärtigen englischen Politik zu Ende gehen?

Diese Fragen sind die wichtigsten, welche in einer Erörterung der Lage der Welt überhaupt berührt werden können. Denn England — das muß an dieser Stelle immer wieder ausgesprochen werden — beherrscht beinahe die Welt. Ueber die Art und Weise, wie jene universale Hegemonie auszuüben sei, sind die beiden großen Parteien Großbritanniens einig. Wenn die Liberalen von den Unionisten gestürzt werden sollten, wird Lord Landsdowne, oder wem Herr Balfour sonst das Ministerium des Aeußeren anvertraut, die Geschäfte nach denselben Grundsätzen führen wie jetzt Sir Edward Grey. Diese Einigkeit inbetreff der auswärtigen Politik hat in England keineswegs immer existiert. Im Gegenteil — das ganze achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert sind voll gewesen von den schärfsten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteiführern über auswärtige Politik. Die dauernde Uebereinstimmung fast der ganzen britischen Nation hinsichtlich der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten rührt erst von den Parlamentswahlen des Jahres 1880 her, wo Gladstone eben durch die Opposition, welche er der Orientpolitik Lord Beaconsfields machte, ans Staatsruder gelangte. Aus Morleys „Leben Gladstones“ wissen wir urkundlich, daß die Gladstonesche Orientpolitik wesentlich bestimmt wurde durch Furcht vor Oesterreich, hinter dem Gladstone die Macht Deutschlands stehen sah. Ausdrücklich stellt Gladstones Minister des Auswärtigen, Lord Granville, in einem Brief an den Premierminister fest, daß dieser im Orient Oesterreich mehr fürchte als Rußland.

Diese Ideen des „Grand old man“ waren, wie geschichtliche Erfahrung bewiesen hat, keine bloße Parteimeinungen, sondern eminent national. In englischen Kreisen haben die Jungtürken ihre Vorurteile gegen Oesterreich eingesogen. Die Tories, welche zum großen Teil die auswärtige Politik Beaconsfields nur widerwillig mitgemacht hatten, ja ihm in den zum Schlage gegen Rußland erhobenen Arm gefallen waren, sind heute ebenso treue Hüter von Gladstones äußerpolitischem Vermächtnis wie die Liberalen. Der Bau der deutschen Flotte wird von den Engländern beider Parteien als eine nachträgliche Rechtfertigung der den beiden mitteleuropäischen Mächten feindlichen Gladstoneschen Politik angesehen.

Deshalb hat auch die unionistische Opposition bei den letzten [illegible] zwar die liberale Regierung der Schlaffheit in den maritimen und [illegible] Rüstungen beschuldigt, die Leitung des auswärtigen Amts durch Sir [illegible] Grey aber nicht angegriffen. Wie hätte das auch mit Erfolg [illegible] können, wo die britische Diplomatie soeben durchgesetzt hat, daß der [illegible] der Bagdadbahn in der Ebene von Issus unter die Kanonen [illegible] gelegt wird. Einen schöneren außenpolitischen Triumph [illegible] unionistisches Kabinett schwerlich zu erringen vermocht. In [illegible] sagt auch im letzten Heft von „Fortnightly Review“, wo er einen [illegible] „Liberalism and the crisis“ publiziert, Herr [illegible] Partei sei unter recht günstigen Verhältnissen in den Wahlkampf [illegible] Unionisten gegangen. Denn die Liberalen hätten sich [illegible] jetzigen Verwaltung unleugbar ganz außerordentliche [illegible] Land erworben. So konnten sie sich mit Recht [illegible] [illegible] und glänzenden Erfolg in der auswärtigen Politik [illegible] [illegible] der Schwäche in auswärtigen Angelegenheiten, die in der [illegible] gangenheit mehr als ein liberales Ministerium ruiniert hat.“

[illegible] liegt freilich auf der Hand, daß unter [illegible] Stellung der Nation gegenüber internationalen Wettbewerb die [illegible] englischen Staatskunst erheblichen Schaden leiden müßte, wenn [illegible] staatsmännischen Genius Englands nicht mehr [illegible] parlamentarische Majoritäten und [illegible] hervorzubringen. Und in der Tat [illegible] die Regierung [illegible] ihres [illegible] von innen heraus [illegible], [illegible] die [illegible] unfähig zu sein [illegible] eine starke Regierung [illegible] bringen. Unter diesen Umständen ist es verständlich, wenn [illegible] Staatsmänner mit der Möglichkeit rechnen, daß England [illegible] werde, einen schwankenden, unberechenbaren [illegible] Faktor der internationalen Politik zu haben.

In dem neu gewählten Parlament [illegible]

Herr Asquith will eine derartige Bürgschaft nicht geben, denn sie würde. wie er fürchtet, der Hebel in den Händen der Unionisten sein, um die liberale Partei zu sprengen. Herr Redmond würde die Liberalen längst aus dem Amt gejagt haben, wenn er nicht befürchtete, daß die irischen Nationalisten, den Unionisten zur Macht verhelfend, aus der Szylla in die Charybdis fielen. Diese taktischen Erwägungen des Führers des irischen Nationalismus haben seit dem Februar dieses Jahres den Ministern schon zweimal ihr wenig beneidenswertes amtliches Dasein gerettet.

Ein unionistisch-irisches Abkommen erscheint im Augenblick als absolute Unmöglichkeit, wäre jedoch nicht ganz ohne Präzedenzfall in der Geschichte des englischen Parlamentarismus. Im Juni 1885 verwarf das Unterhaus das von Gladstone vorgelegte Budget, insbesondere wegen der geforderten Erhöhung der Branntwein- und Biersteuer. 39 Parnelliten, wie damals die irische Partei nach ihrem Führer genannt wurde, stimmten mit den Tories gegen die Erhöhung der Branntweinsteuer, welche auch heute in dem Budget des Schatzkanzlers Lloyd George den trinklustigen Iren so stark mißfällt. Um zu dem Jahre 1885 zurückzukehren, so folgte damals dem Ministerium Gladstone, nachdem es seine Entlassung gegeben hatte, ein Kabinett Salisbury. Dem Marquis von Salisbury kam es darauf an, für den Rest der Session die Geschäfte ungefährdet zu führen. Dann sollte das Parlament aufgelöst werden. Der konservative Premier sicherte sich für jene allerdings kurze Zeitdauer die Neutralität Parnells, indem er das Oberhaus vermochte, eine liberale Maßregel zugunsten der irischen Agrarreform durchgehen zu lassen, indem er ferner von der Erneuerung der abgelaufenen irischen Verbrechen-Verhütungsbill absah und schließlich die Revision verschiedener auf Grund jenes Zwangsgesetzes geführter Prozesse in Aussicht stellte.

Seit diesem vorübergehenden Einvernehmen zwischen Konservativen und Iren ist die konservative Partei in die unionistische übergegangen, welche Namen und Dasein der Opposition gegen den Homeruleplan Gladstones und Parnells aus dem Jahre 1886 verdankt. Nach Ursprung und konsequent festgehaltener Tradition sind die Unionisten ausgesprochene Gegner der irischen Autonomie. Dagegen haben sie, so oft sie seit 1886 am Ruder waren, sich auf andere Weise um das irische Volk verdient zu machen gesucht. Entweder erweiterten sie in den einzelnen Grafschaften der grünen Insel die lokale Selbstverwaltung oder förderten den Auskauf der protestantisch-angelsächsischen Grundherren zugunsten der katholisch-keltischen Pächter. Daß die irische Politik der Unionisten nicht arm an Erfolgen gewesen ist, lehrt u. a. ein Artikel im Märzheft der „Review of Reviews“: „The message of William O'Brien, the only basis of hope for Ireland.“ William O'Brien ist der Führer der „unabhängigen Nationalisten,“ die sich gegen die Leitung Redmonds aufgelehnt haben, weil ihnen dieser Politiker eine zu intransigente Haltung gegenüber den Unionisten und dem Angelsachsentum in Großbritannien und Irland einzunehmen scheint. In der

Zeitschrift „The Nineteenth Century“ hat O'Brien einen Aufsatz [illegible] öffentlicht, betitelt: „The new power in Ireland“, in welchem er [illegible] er fuße auf dem „Kardinalprinzip: daß das britische Volk und die [illegible] protestantische Minderheit für die Sache der Selbstregierung gewonnen werden müßten, indem man ihnen aufrichtige und unverkennbare Beweise irischer Freundlichkeit, Brüderlichkeit und Interessensolidarität gebe [illegible] von den beiden großen Parteien in England Feindschaft zeige und [illegible] weder dem reinen Fraktionsinteresse der einen noch der anderen [illegible] erweise.“

Auf Grund dieser Prinzipien hat O'Brien bei den letzten [illegible] dem bisher allgemein anerkannten Oberhaupt der Iren, Redmond, [illegible] angefaßt. Ein tiefer Riß ist innerhalb des Irentums entstanden. Die römisch-katholischen Bischöfe Irlands, welche auch sonst oft [illegible] England gepredigt haben, sind auf die Seite O'Briens getreten. [illegible] hat u. A. dazu geführt, daß ein bisher immer nationalistisch vertretener irischer Wahlkreis an unionistische Orangemen verloren [illegible] ist. Irland hat 21 Unionisten in das Parlament gewählt, 11 [illegible] hängige Nationalisten“, Gefolgsleute O'Briens, und 71 [illegible] älteren Observanz, welche nach wie vor Redmond ihr Vertrauen [illegible] haben. Redmond ist der Nachfolger Parnells, gegen den [illegible] die Antiparnelliten erhoben. Parnell selber starb, zu [illegible] bahn, um an die Spitze der Nation zu gelangen, deren [illegible] Vetter Butt beiseite, und selbst der [illegible] O'Connell [illegible] in seinem Alter von jüngeren Parteigenossen, [illegible] schaft mitgenannten, in den Hintergrund zu treten [illegible] jetzt O'Brien das Irentum gespalten. [illegible] Force ist, daß er sich zur Rechtfertigung seiner [illegible] kunfte beruft, welche er sich durch die Unterstützung der [illegible] der Unionisten erworben habe. Es erfülle ihn mit [illegible] anderen [illegible], sagt er in „The Nineteenth Century“ [illegible] habe, wenn auch nur in bescheidenem [illegible] [illegible]

leiten des Lebens gehörten, und höhere Funktionen in ihrem Vaterland auszuüben. Dieses alles zusammen macht einen Rückblick aus, der auch wohl Augen, die dem Einfluß von Gemütsbewegungen wenig zugänglich sind, mit Tränen füllen könnte."

Treibt es die irische Partei im Unterhaus zu einer neuen Parlamentsauflösung, so ist es leicht möglich, daß Redmond gegenüber O'Brien eine vollständige Niederlage erleidet und ganz neue Vertreter des irischen Volks in Westminster einziehen. Die Iren sind leidenschaftliche Schutzzöllner. So lange wie sie, eines eigenen Parlaments entbehrend, keinen nationalirischen Tarif mit Schutzmaßregeln zugunsten ihrer Industrie durchzusetzen vermögen, fordern sie mindestens, daß ihrer Ausfuhr von Vieh, Butter, Eiern und Speck auf dem englischen Markt eine Vorzugsstellung vor den Produkten anderer Länder eingeräumt werden soll. Deshalb haben die Anhänger O'Briens für den schutzzöllnerischen Zusatzantrag des jüngeren Chamberlain zur Adresse gestimmt, bei dessen Annahme das Ministerium zurückgetreten sein würde. Der Chamberlainsche Antrag ist nur mit 31 Stimmen Mehrheit abgelehnt worden; er wäre durchgegangen, wenn die Freunde Redmonds, ihren schutzzöllnerischen Gesinnungen gemäß, gleich der Gruppe O'Brien dafür gestimmt hätten. Jedoch um der nationalen Autonomie willen, die ihnen bei Fortdauer der liberalen Herrschaft in freilich noch nebelhafter Ferne winkt, haben die Nationalisten die wirtschaftspolitischen Wünsche der irischen Bauern vorläufig beiseite gesetzt und durch Stimmenthaltung das freihändlerische Kabinett gerettet.

Um so extremer geberden sie sich bei dem Kampf gegen das Oberhaus. Herr Asquith wollte den Lords vorläufig nur das Recht nehmen, Finanzgesetze abzulehnen oder zu ändern, während inbezug auf Bills anderer Art das gesetzgeberische Veto des Oberhauses einstweilen bestehen bleiben sollte. Möglicherweise würden die Peers unter Vorbehalt gewisser Kautelen sich in jenem Punkte gefügig gezeigt haben, denn ihre finanziellen Rechte werden von den Kommoners seit Jahrhunderten bestritten, und es hat den Anschein, daß das Land bei den jüngsten Wahlen dem Wunsche Ausdruck gegeben hat, den uralten Streit für immer im Sinne des Unterhauses erledigt zu sehen. Darum neigten die Minister zu Beginn der Session verständigerweise dem Entschluß zu, die gegenwärtigen verfassungsmäßigen Befugnisse des Oberhauses nur schrittweise zu beschränken. Aber die Nationalisten warfen diesen Entschluß über den Haufen, indem sie drohten, mit den Unionisten gegen die Regierung zu stimmen und dieselbe zu stürzen. Daraufhin stellten Herr Asquith und seine Kollegen das Programm auf, daß die finanziellen Befugnisse des Oberhauses vollkommen unterdrückt seine übrigen legislatorischen Rechte aber auf ein suspensives Veto von zweijähriger Dauer eingeschränkt werden sollten.

Die Gruppe Redmond hat, trotzdem sie den Ministern bei jeder Gelegenheit die Pistole auf die Brust setzt, eine erneute Parlamentsauflösung ernstlich zu fürchten. Wenn der irische Bauer, dessen alte Unzufriedenheit

durch die unionistischen Armeereformen ziemlich stark besänftigt werden. [illegible] sagt, das Hemd ist mir näher als der Rock, auf Schutzzoll gebe ich mehr als auf Homerule, so verbrüdert Herr Redmond mit seinen Freunden aus Westminster und O'Brien mit den seinigen nehmen ihre Plätze ein. Wie soll aber nun die abermalige Auflösung des Parlaments vermieden werden, wenn das Oberhaus das zu seiner virtuellen Vernichtung bestimmte Gesetz verwirft? Die Nationalisten fordern mit lautem Geschrei, der müsse der König gezwungen werden: „To swamp the house [illegible]" indem er einen Pairsschub von 400 neuen Mitgliedern vornehme. Wenn Eduard sich weigere, müßten die liberalen Minister zurücktreten. Die [illegible] meinen aber dem an ihre Stelle tretenden unionistischen Kabinett am ersten Tage seiner Amtsführung an die Geldmittel zur Führung der Staatsgeschäfte verweigern, so daß Herr Balfour außerstand gerate, während einer Wahlperiode die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, mithin das Parlament nicht aufzulösen vermöge. So in die Enge getrieben, werde die Krone zu den entlassenen Ministern zurückkehren und auf ihr Verlangen [illegible] 400 Schankwirte und [illegible] zu Lords zu machen [illegible].

Die irischen Nationalisten [illegible] sich, wenn sie nicht vom Ministerium die Garantie bekommen, daß es sich erforderlichenfalls auf derartige [illegible] geradezu revolutionäre Methoden einlassen wird, das Budget zur [illegible] passieren zu lassen. Es ist ihnen ohnehin ein Greuel, weil es nicht anders als [illegible] sein kann. Viele Radikale und Arbeiterdeputierte [illegible] das Einkommen [illegible] und von Ehrfurcht gegen den König [illegible] weit entfernt, [illegible] die [illegible] Forderungen der Nationalisten [illegible] Minister [illegible] Kabinett [illegible] „[illegible]" [illegible]

[illegible]

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Als Deutschland erwachte. — Heft I: Königin Luise von Oskar Brüssau. Heft II: Blücher von Eilhard Erich Pauls. Heft III: Aus Hamburgs Schreckenstagen von Julius Hahn. Heft IV: Freiherr vom Stein von Paul C. A. Sydow. Heft V: Andreas Hofer von Richard Weitbrecht. Heft VI: Friedrich Friesen von Karsten Brandt. Einzelpreis jedes Bändchens 75 Pfg. Preise für Massenbezüge: 10 Ex. à 60 Pfg., 50 Ex. à 50 Pfg., 100 Ex. à 45 Pfg., 1000 Ex. à 40 Pfg. Hamburg, Gustav Schloessmanns Verlagsbuchhandlung.

Altmann, S. P. — Finanzwissenschaft. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 306. Leipzig, Verlag v. G. B. Teubner.

Bähnisch, A. — Die deutschen Personennamen. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 296. Leipzig, Verlag v. B. G. Teubner.

v. Below, G. — Das parlamentarische Wahlrecht. Berlin 1909. Verlag von Carl Curtius.

Bertholet, D. Alfred. — Aesthetische und christliche Lebensauffassung. Preis geh. M. 1.—. Tübingen, J. C. B Mohr (Paul Siebeck).

Beth, K. — Hat Jesus gelebt? Eine Kritik der Drewsschen Christusmythe. Preis M. 1.—. Berlin 1910. Verlag Borussia Druck- und Verlagsanstalt.

Billeter, Dr Gustav. — Goethe. Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Zürich, Rascher & Cie.

Böttger, Dr. Hugo. — Die Industrie und der Staat. Preis geh. M. 3.20, geb. M. 4.—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Borght, R. van der — Beruf, gesellschaftliche Gliederung und Betrieb im Deutschen Reiche. Preis geh. M. 2.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Calkner, Fritz van. — Die Reform der Gesetzgebung in Strafrecht und Strafprozess. Preis geh. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Curtius, F. — Für das Recht der Frauen in der Kirche. Berlin 1910, Verlag v. Carl Curtius.

Deutsche Rundschau. — 36. Jahrgang. Herausgegeben v. Julius Rodenberg. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Droysen G. — Johann Gustav Droysen. I. Teil. Bis zum Beginn der Frankfurter Tätigkeit. M. 10.—, geb. M. 12.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Dunker, Dr. R. — Wirtschaftsstudien aus Südamerika, speziell über Chile. M. 5.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806–1815, in Wort und Bild der Mitlebenden, herausgegeben von Dr. Fr. Schulze. Lfg. 1 (18 Lfg. à M. 1.—). Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Freybe, A. — Das deutsche Haus und seine Sitte. Gütersloh, Druck und Verlag von Bertelsmann.

Die Grenzboten, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, No. 10. Jährlich 52 Hefte, das Heft 60 Pfg., Vierteljahr M. 6.—. Berlin, Verlag d. Grenzboten G. m. b. H.

Gronau, Georg. — Meisterstücke der Bildhauerkunst I/II. à M. —.80. Berlin, Wilhelm Weicher.

Hagedorn, B. — Ostfriedlands Handel und Schiffahrt im 16. Jahrhundert. Berlin 1910 Verlag von Carl Curtius.

Harnack, Adolf. — Lehrbuch der Dogmengeschichte. Dritter Band (Schlussband). Vierte neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, Verlag von J. C B. Mohr.

Hartmann, Volkert. — Katharina II. Schauspiel in 3 Akten. Preis M. 3.60. München, Max Steinebach.

Henke, G., u. Lehmann, Bernhard — Die neueren Forschungen über die Varusschlacht, Gütersloh, Druck u. Verlag v. Bertelsmann.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1908. — Berlin, Weidmannsche Buchh.

Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Vierteljährlich M. 4.—, Einzelheft M. 1.50. München-Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Hofmiller, Josef. — Zeitgenossen. (Gerhart Hauptmann, Wedekind u. a.). M. 2— München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte.

Jahrbuch für die geistige Bewegung, herausgegeben v. F. Gundlof und F. Wolters. Berlin C. 1910, Verlag der Blätter für die Kunst, Geschäftsstelle O. v Holten.

Ihringer, B. — Deutsches Schwankbuch. Geb. M. 3.—. Stuttgart, Robert Lutz.

Im Zeichen der Türme. — Almanach für jeden Tag des Jahres, Briefe aus vergangener Zeit. Berlin, Bericht des Verlages von Carl Curtius.

Die Judenprogrome in Russland. — 2 Bände. Köln, Jüdischer Verlag, G. m. b. H.

Keller, Helen. — Dunkelheit. Preis M. 1.50. Deutsche Uebersetzung v. Heinr. Conrad. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Kerschensteiner, G. — Der Begriff der Staatsbürgerlichen Erziehung. M. 1.—, geb. M. 1.40. Leipzig, B. G. Teubner.

—. — Grundfragen der Schulorganisation. M. 3 60, geb. M. 4 20. Leipzig, B. G Teubner.

Krapotkin, Fürst P. — Die Schreckensherrschaft in Russland. Preis M. 1.20. Stuttgart, Verlagsbuchhandlung Robert Lutz.

Lamprecht, Karl. — Paralipomena der deutschen Geschichte. Wien 1910, Verlag des Wissens für Alle, Hugo Heller & Co.

L'Action Française — Organe du Nationalisme Intigral, Abonnement-Etranger. Un an 36 Fr. Paris, Chaussée D'Antin.

Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Nebst verwandten Schriften Nicolais und Mendelssohns herausgegeben und erläutert von Prof. Dr. Robert Petsch. Philosophische Bibliothek, Bd. 121. Preis geh. M. 3.–, geb. M. 3.50. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.
Lewkowitz, A. — Hegels Aesthetik im Verhältnis zu Schiller. Preis M. 1.80. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.
Lexis, W. — Allgemeine Volkswirtschaftslehre. M. 7.—, geb. M. 9.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Natur und Geisteswelt, Aus. — Band 87, 175, 200, 296, 299, 306. Gebd. à M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Nord und Süd vereint mit Morgen. 34. Jahrgang. Deutsche Halbmonatsschrift. Berlin, Verlag Nord und Süd G. m. b. H.
Nordenskiöld, Erland. — Streifzüge in Südamerika. Geh. M. 3.—, geb. 4.50. Frankfurt a. M., Verlag der Liter. Anstalt Rütten & Loening.
Oesterreichische Rundschau. — Band XXII, 6 Hefte vierteljährlich M. 6.—, einzeln M. 1.—. Wien und Leipzig, K. K. Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, L. Staakmann, Verlag in Leipzig.
Philippovich, v. E. — Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen im 19. Jahrhundert. Preis geh. M. 1.60, geb. 2.20. Leipzig, B. G. Teubner.
Pichler, H. — Ueber Chr. Wolffs Ontologie. Preis M. 2.—. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhdlg.
Regensberg, F. — 1870/71. Der deutsch-französische Krieg. Stuttgart, Franksche Verlagshandlung S. Keller & Co.
Ressel, Wilhelm. — Das Impfgeschäft. Preis 30 Pfg. Dresden-A., Verlag des Impfgegnervereins.
La Revue de Paris. — Prix de la livraison. Frcs. 2.50. Paris, Faubourg-Saint-Honoré.
Rittelmeyer, Friedr. — Was will Johannes Müller? Preis 80 Pfg. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh.
Saudek, Robert. — Der entfesselte Riese. Preis geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Berlin, Schuster & Löffler.
Savits, J. — Das Natur-Theater. München, R. Piper & Co.
Schmidt, Richard. — Der Prozess und die staatsbürgerlichen Rechte. Preis geh. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Schneemelcher, W. — Evangelisch-Sozial. Heft 2. Bezugspreis jährlich bei allen Buchhandlungen M. 3.—. Berlin W. 35, Verlag von Arthur Glaue.
Schridde, G. — Gustav Freytags Kultur- und Geschichtspsychologie. Preis M. 3.—. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.
Süddeutsche Monatshefte. — Vierteljährlich M. 4.—, Einzelheft M. 1.50. München 1910, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
Türmer, Der. — Monatsschrift für Gemüt und Geist. Vierteljährlich M. 4 — ohne Bestellgeld, einzelne Hefte M. 1.50. Stuttgart, Verlag v. Greiner und Pfeiffer.
Verworn, M. — Die Mechanik des Geisteslebens. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 200. Leipzig, Verlag v. B. G. Teubner.
Wagner-Roemmich, Klaus. — Wohnungsfrage und Antikapitalismus. Berlin 1910, Verlag von O. Häring.
Wernicke, Dr. Alex. — Die Oberrealschule und die Schulreformfragen der Gegenwart. Preis 50 Pfg. Leipzig, B. G. Teubner.
Witkop, Ph. — Die Neuere Deutsche Lyrik. M. 5.—, geb. M. 6.—. Berlin, B. G. Teubner.
Weichers Architekturbücher. — Heft I. Spanische Baukunst. Preis 80 Pfg. Berlin, Wilhelm Weicher.
Wolf, H. — Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus. Gütersloh, Druck u. Verlag v. Bertelsmann.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43

Leibniz und Wilhelm v. Humboldt als Begründer der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Festrede zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers und Königs und des Jahrestages König Friedrichs II.

Von

Adolf Harnack.

Der Herr Sekretar hat in seinen einleitenden Worten daran erinnert, daß die Akademie in diesem Jahre ein doppeltes Jubiläum feiert: vor zweihundert Jahren erhielt sie ihre Statuten und wurde nun erst wirklich in Aktivität gesetzt, und vor hundert Jahren wurde sie im Zusammenhang mit der Neugründung der Universität zu einer deutschen Akademie umgeschaffen und empfing die Organisation und die Aufgaben, in denen wir noch heute stehen. Es möge mir gestattet sein, uns beide Ereignisse näher zu rücken. Aber Sie werden, was das erste betrifft, gewiß nicht wünschen, daß ich von dem alten Statut erzähle; denn dieses kann, wie jedes Gesetzbuch, ein lebhafteres Interesse nur bei solchen beanspruchen, die es angeht. In demselben Jahre 1710 aber, in welchem das Statut erlassen worden ist, hat sich auch unsere Akademie zum ersten Male der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht, d. h. sie hat den ersten Jahresband ihrer Arbeiten herausgegeben. Damit trat sie erst wirklich in die Erscheinung, und dieser Band der „**Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum**" verdient alle Beachtung; denn er, nicht das Statut, ist ihre wahre Geburtsurkunde.

Wie nach der Legende Abraham in das Land der Verheißung gegangen ist, einer inneren Weisung folgend und in der sicheren Ueberzeugung, hier müsse er Fuß fassen, so zog es Leibniz in den Staat des Großen Kurfürsten. Sein politischer Seherblick, der sich

in bezug auf Frankreich und den Suezkanal, Rußland und die Bedeutung des Stillen Ozeans in gleicher Weise bewährt hat, erblickte in dem Mittelstaat Brandenburg-Preußen den führenden deutschen Staat der Zukunft; hier müsse daher auch der neuen Wissenschaft eine Stätte bereitet werden, ja, hier solle sie den Mittelpunkt erhalten, der wie ein Magnet alle in Deutschland vorhandenen Kräfte an sich zöge und in dem Weltsystem der Akademien, das Leibniz vorschwebte, eine wichtige Stelle einnehme. Seiner Sache gewiß und mit jenem Mut, der den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, setzte Leibniz sein Vorhaben durch. Fehlten auch politische Nebenabsichten nicht — die Wissenschaft und die durch Wissenschaft zu befördernde Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechts waren ihm die eigentlichen Leitsterne. Er trug sie in der Brust, und sie leuchteten ihm vor: er wagte ein hohes Spiel, und er gewann es: eine Sozietät der Wissenschaften mit den mannigfaltigsten und höchsten Aufgaben, die je einer Akademie auf einmal gestellt worden sind, wurde hier, nicht weit von der damaligen Grenze der zivilisierten Welt, gegründet.

Man hat von Luther gesagt: „Er war die Reformation“: in dem gleichen Sinn kann man von Leibniz sagen: „Er war die Akademie, er war die Wissenschaft in Berlin.“ Was er hier als „Kollegen“ sammelte und in der Sozietät neben sich stellte, war, von wenigen Männern zweiten Ranges abgesehen, ohne jede Bedeutung. Zehn volle Jahre hat er nach der Gründung der Sozietät gearbeitet, um sie wissenschaftlich überhaupt mobil zu machen, zehn volle Jahre, um den ersten Band der Miscellanea Berolinensia diesem Sandboden abzugewinnen. Und nicht nur mit dem Unverstand und der Trägheit hatte er es dabei zu tun — fast jede dieser Nullen leistete bald einen bösen Widerstand und, vor allem, jede hatte eine Stimme! Bald sah er sich einer Koaliton kleinsinniger Feinde gegenübergestellt, und da ihn auch der Hof mehr und mehr fallen ließ, da ferner niemand begreifen wollte, warum er sich nicht nunmehr als saturierter Geheimrat mit seiner Wirksamkeit auf Berlin beschränke, wurde seine Stellung tief erschüttert. Aber bevor sich das Band langsam und doch so schmerzlich löste, das ihn mit seiner Schöpfung verband, hat er noch im Jahre 1710 den ersten Band der Publikationen der Sozietät fertiggestellt und sie dadurch erst ins Leben gerufen.

Dieser Band ist in jedem Sinn als sein Werk zu betrachten. Zunächst ist die inhaltsreiche und glänzende Widmung an den König von ihm niedergeschrieben; sie gibt Rechenschaft darüber, an welchem Punkte die Wissenschaften heute stehen. Hier finden sich die stolzen

Worte: „**Communis hominum thesaurus situs est in magnis Veritatibus, quibus tanquam magicis carminibus Natura paret.**“ In den Kepler-Newtonschen Gesetzen, in der neuen Naturwissenschaft, erfüllten sich die Träume der Astrologen und Alchimisten: „Naturae **sacerdotes in ipsa Divinae Sapientiae arcana admittuntur.**“ Dann folgen nicht weniger als 58 Abhandlungen. Sie sind von sehr ungleichem Wert, aber Leibniz hatte dafür gesorgt, daß keine den Boden der neugewonnenen Wissenschaft verleugnete. Als Ganzes konnte sich dieser erste Band, obgleich Leibniz nicht ganz zufrieden war, neben jedem Band der älteren europäischen Akademien sehen lassen; ja, er übertraf sie alle — nicht durch die Feinheit der Darstellung und den Glanz der Rede, wohl aber durch die große Mannigfaltigkeit des Inhalts, durch strenge wissenschaftliche Sachlichkeit, die jede Phrase vermied, und durch das Absehen von allen gelehrten Quisquilien, wie die Universitäten sie damals liebten. Den Anfang machte eine Abhandlung mit dem Titel: „Kurzgefaßte Erwägungen über die Ursprünge der Völker, hauptsächlich auf Grund sprachlicher Beobachtungen.“ Sie beginnt mit den Worten: „Die Anfänge der Völker liegen hinter aller Geschichte, aber ihre Sprachen ersetzen den Mangel alter Denkmäler. Die ältesten Spuren der Sprachen sind in den Namen der Flüsse und Wälder erhalten, welche bei allem Wechsel der Anwohner sehr häufig konstant geblieben sind. Ihnen folgen an Bedeutung die Ortsnamen; je älter, um so schwieriger ist hier freilich die Etymologie. Endlich führen uns auch die alten Rufnamen, wie sie sich z. B. bei den Friesen erhalten haben, in das Heiligtum der alten Sprache.“ Der Gelehrte, der vor nun zwei Jahrhunderten diese Worte niedergeschrieben hat, zeigt in ihnen die Klaue des Löwen! Mit sicherem Blick erschaut er nicht nur eine neue Provinz der Wissenschaft, nein, ein ganzes Reich! Mit Hilfe der Sprache verheißt er in dasselbe vorzudringen! Wer ist dieser Seher, der sich nun sofort selbst anschickt, Streifzüge in das erschaute unbekannte Land zu unternehmen? Natürlich ist es Leibniz, wer anders? Die Streifzüge selbst bieten freilich nur noch historisches Interesse; sie konnten noch nicht Erfolg haben. Aber die Aufstellung des Problems ist das Geniale und Wertvolle. Unvergessen soll es bleiben, daß die erste wissenschaftliche Abhandlung, die die Akademie hat ausgehen lassen, von dem Plane berichtet, mit Hilfe der Sprache in die Urgeschichte der Völker einzudringen! Die Entdeckung und richtige Formulierung einer großen Aufgabe ist bereits mehr als der halbe Weg zu ihrer Lösung!

Noch elf weitere Abhandlungen hat Leibniz diesem [illegible] verliehen; sie finden sich verstreut in allen drei Hauptabteilungen [illegible] literarischen, der physikalisch-medizinischen und der math[illegible] mechanischen, so daß der Sekretär der Pariser Akademie [illegible] sagen durfte, Leibniz erscheine hier unter beinahe allen [illegible] schiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymolog[illegible] und Mathematiker. Da ist eine Abhandlung zur [illegible] der Kunst des Goldmachens; ihr Titel könnte auch [illegible] Sterbeklage der Alchimie, denn sie beginnt mit den Worten: „Inter mortuas Alchymistarum spes." Da ist ein [illegible] sisches Brettspiel, das auf 324 Feldern gespielt wird. „[illegible] habe [illegible] bemerkt," so führt Leibniz diese Studie ein, [illegible] Menschen nirgendwo geistreicher sind als beim Spielen [illegible] dienen die Spiele die Aufmerksamkeit der Mathematiker [illegible] an sich, sondern der Erfindungskunst und der [illegible] rechnung wegen." Daß bei dem hier von ihm [illegible] Spiel keine Steine gemordet, d. h. weggenommen, [illegible] ihn zu der hübschen Bemerkung: „Ich glaube, ein [illegible] Erfinder gewesen sein, der keinen Mord [illegible] Spiel wünschte; denn es ist bekannt, daß [illegible] Weiber, [illegible] christlicher [illegible] [illegible] Toten [illegible]"

Es folgt eine Abhandlung [illegible] [illegible]

[illegible]

von 16 Fuß Durchmesser zu konstruieren, derselbe werde, luftleer gemacht, von selbst aufsteigen. Leibniz zeigt demgegenüber, daß die kupferne Hülle eines solchen Ballons nicht stärker als $1/8$ mm sein dürfe, also sei der Ballon nicht konstruierbar und würde den hohen Druck nicht aushalten. Dann aber fährt er fort: „Gott hat hier den Versuchen der Menschen eine Fessel angelegt, und zwar mit Recht, um die schlimme Absicht solcher, die die Luft befahren wollen, zu zügeln." („ne hominum ἀεροβατούντων malitia coërceri non posset"). An diesem Punkte nahm also auch noch ein Leibniz an dem mittelalterlichen Vorurteil teil, das Eindringen in die Natur sei eine titanenhafte Verwegenheit; er hatte also seinen triumphierenden Satz vergessen: „Naturae sacerdotes in ipsa Divinae Sapientiae arcana admittuntur!" Ob hier nicht selbst bei einem Leibniz unbewußt das Vorurteil nachwirkt, der Sitz Gottes sei im Himmel über uns? Um so erfrischender mutet seine Abhandlung über das Nordlicht an. Er stellt zusammen, was die Menschen alles als Nordlicht gesehen haben wollen, ganze Schlachtreihen, Fußvolk und Reiterei, Kanonen und Kugeln. „Wunderbar, daß sie nicht auch vom Schmettern der Trompeten und vom Geräusch der Waffen berichtet haben! das wäre nicht unglaublicher! Durchaus wahrscheinlich ist, fährt er fort, daß, wenn auch nicht alles, so doch das meiste, was in Chroniken ähnlich erzählt wird, denselben Ursprung hat und daher gleich unzuverlässig ist." Hier spricht der Führer einer gesunden Aufklärung.

Ich muß es mir versagen, auf die übrigen Abhandlungen Leibnizens und auf den sonstigen Inhalt dieses ersten Bandes unserer Akademieschriften einzugehen. Nur das sei des besonderen Interesses wegen noch bemerkt, daß sich in ihm eine treffliche Abhandlung zur römischen Mark-Aurel-Säule nebst einer Abbildung findet, zu derselben Säule, zu deren Abformung der Kaiser vor einigen Jahren die Mittel huldvollst bewilligt hat.

Der Band wurde von der gelehrten Welt mit vieler Anerkennung aufgenommen; aber er verführte zu der Vorstellung von der Akademie, als wäre sie an sich schon etwas. Aber sie glich damals einem Geschäfte, dessen Waren sämtlich im Schaufenster lagen. Nachdem man diese verkauft hatte und der Prinzipal verdrangt war, blieb fast nichts mehr übrig. Erst nach einem Menschenalter durch Friedrich den Großen wurde die Akademie umgebildet und kam nun erst zu wirklicher Blüte.

Aber auch die Gestalt, die sie nun empfing, konnte trotz alles gerechten Ruhmes, den sie Jahrzehnte hindurch erntete, nicht die

definitive sein. Eine französische Akademie auf deutsch[illegible] eine Akademie, die weder vom Geiste Kants noch [illegible] Goethes berührt war, war am Anfang des 19. Jahrhunderts [illegible] peinlicher Anachronismus. Viele berufene und unberufen[illegible] waren damals tätig, der Akademie zu einem neuen [illegible] helfen, aber nur einer hatte nicht nur die nötigen [illegible] und [illegible] blickenden Gedanken und den treffenden Blick, sondern [illegible] schaffende Energie, das war Wilhelm von Humboldt. [illegible] genau vor hundert Jahren, durch seine Denkschriften und [illegible] sprechenden Aktionen die Universität Berlin ins Leben [illegible] er damit auch die Akademie auf eine neue und [illegible] Ihre eigentliche Reorganisation erfolgte [illegible] Uhden, Niebuhr und Nicolovius. Aber das Statut, [illegible] ersten entworfen haben, fußt auf dem neuen [illegible] Humboldt in der Begründung und in der [illegible] geschrieben war. Die Grundüberzeugungen des deutschen [illegible] und in die Fundamente dieser unserer Akademie [illegible] der Universität eingesenkt, und seine [illegible] Entwicklung.

Schon am heutigen Tage [illegible]

[illegible]

Die höheren wissenschaftlichen Anstalten — so setzt Humboldt
n —, sofern sie der reinen Idee der Wissenschaft gegenüberstehen,
dürfen vor allem Einsamkeit und Freiheit: ihre innere Orga-
nisation aber muß ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder
belebendes Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. Ein-
amkeit brauchen sie; „denn sobald man aufhört, eigentlich Wissen-
haft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe
es Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv
aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf
ig verloren: verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange
tgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie
ne leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat: denn nur
Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere ge-
flanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat
es ebensowenig wie der Menschheit um Wissen und Reden,
ndern um Charakter und Handeln zu tun . . . Natürlich werden
ch viele an den höheren wissenschaftlichen Anstalten tätig sein
nnen, denen das höhere Streben fremd, einige, denen es zuwider
In reiner voller Kraft kann es überhaupt nur in wenigen
n, und es braucht nur selten und nur hier und da wahrhaft
rvorzutreten, um weit umher und lange nachher zu wirken. Was
er schlechterdings immer herrschend sein muß, ist Achtung für das-
lbe bei denen, die es ahnen, und Scheu bei denen, die es zer-
ren möchten."

Vermag irgendjemand hochgemuteter und zugleich besonnener
er die tiefste Frage des wissenschaftlichen Betriebes zu reden als
er preußische Ministerialdirektor? Was aber seiner Rede hier
nd anderswo den hohen Schwung gab, das war sein wahrhaft
eierliches Bewußtsein von der Würde, Kraft und Bedeutung der
ahrheitserkenntnis. So ernst nahm er es mit ihr wie mit der
ligsten Religion; und weil der kleine Kreis, dem er als Führer
gehörte, ebenso von der Wissenschaft dachte, darum wurde das
irken dieser Männer ungesucht ein reformatorisches. Die Staats-
änner, die es mit der äußeren Pflege der Wissenschaft zu tun
ben, sind fort und fort in Gefahr, daß ihnen auch das Innere
m Aeußeren wird und damit entflieht: ja, es hat Staatsmänner
geben, die sich auf diesen „Realismus" der Betrachtung als auf
as letzte Wort in dieser Sache noch etwas zugute getan haben.
In der Tat — es kann geraume Zeit so erscheinen, als seien sie
ich die Klügeren: allein in Wahrheit leben sie und die Ge-

Zeitschrift „The Nineteenth Century" hat O'Brien einen Aufsatz veröffentlicht, betitelt: „The new power in Ireland", in welchem er ausführt, er fuße auf dem „Kardinalprinzip: daß das britische Volk und die irische protestantische Minderheit für die Sache der Selbstregierung gewonnen werden müßten, indem man ihnen aufrichtige und unverkennbare Beweise irischer Freundlichkeit, Brüderlichkeit und Interessensolidarität gebe, keiner von den beiden großen Parteien in England Feindschaft zeige und sich weder dem reinen Fraktionsinteresse der einen noch der anderen dienstbar erweise."

Auf Grund dieser Prinzipien hat O'Brien bei den letzten Wahlen dem bisher allgemein anerkannten Oberhaupt der Iren, Redmond, Feindschaft angesagt. Ein tiefer Riß ist innerhalb des Irentums entstanden, denn die römisch-katholischen Bischöfe Irlands, welche auch sonst oft Mäßigung gegenüber England gepredigt haben, sind auf die Seite O'Briens getreten. Der Hader hat u. A. dazu geführt, daß ein bisher immer nationalistisch vertreten gewesener irischer Wahlkreis an unionistische Orangemen verloren gegangen ist. Irland hat 21 Unionisten in das Parlament gewählt, 11 „unabhängige Nationalisten", Gefolgsleute O'Briens, und 71 Nationalisten der älteren Observanz, welche nach wie vor Redmond ihr Vertrauen bewahrt haben. Redmond ist der Nachfolger Parnells, gegen den sich mit Erfolg die Antiparelliten erhoben. Parnell selber schob, zu Beginn seiner Laufbahn, um an die Spitze der Nation zu gelangen, deren bisherigen Leiter Butt beiseite, und selbst der große Befreier O'Connel mußte in seinem Alter von jüngeren Parteigenossen, welche ihm die Führerschaft mißgönnten, in den Hintergrund zu treten genötigt. So hat jetzt O'Brien das Irentum gespalten. Charakteristisch für die Lage der Dinge ist, daß er sich zur Rechtfertigung seiner Auflehnung auf die Verdienste beruft, welche er sich durch die Unterstützung der irischen Agrarpolitik der Unionisten erworben habe. Es erfülle ihn mit Genugtuung und Dank gegen Gott, sagt er in „The Nineteenth Century": „dazu mitgewirkt zu haben, wenn auch nur in bescheidenem Maße, daß Hunderttausende von Ackersleuten, die in den Tagen ihrer Jugend gejagt wurden wie die Füchse, zu freien Besitzern ihrer eigenen Felder gemacht worden sind, daß vierzigtausend halbverhungerte Arbeiter aus entsetzlichen Höhlen in blumenbekränzte Häuschen und fruchttragende Gärten versetzt werden konnten, daß dreitausend exmittierte Pächter, die Verstümmelten und Verwundeten der alten Kriege, aus der Tiefe der Not und Verzweiflung zu der Wärme ihrer wiederangezündeten Herde zurückgeführt wurden, daß die Bedürfnisse der übervölkerten Bezirke draußen bekannt wurden, die vor 15 Jahren so unbekannt waren wie Innerafrika und jetzt die Gemeinplätze alles amtlichen Selbstlobes sind, daß ich — und das ist kein weniger erfreulicher Gedanke — einem anderen Stande meiner Landsleute (den Grundherren) dazu verholfen habe, von einem Zustande der finanziellen Verwickelung (mit den Pächtern) loszukommen, in dem Feindschaft und Unterdrückung zu den Notwendig-

[illegible] gehörten, und höhere Funktionen in ihrem Vaterland ausdies alles zusammen macht einen Rückblick aus, der auch wohl [illegible] dem Einfluß von Gemütsbewegungen wenig zugänglich sind, [illegible] füllen könnte."

[illegible] die irische Partei im Unterhaus zu einer neuen Parlaments- [illegible] ist es leicht möglich, daß Redmond gegenüber O'Brien eine Niederlage erleidet und ganz neue Vertreter des irischen Volks [illegible] einziehen. Die Iren sind leidenschaftliche Schutzzöllner. [illegible] sie, eines eigenen Parlaments entbehrend, keinen national- [illegible] mit Schutzmaßregeln zugunsten ihrer Industrie durchzusetzen [illegible] sie mindestens, daß ihrer Ausfuhr von Vieh, Butter, [illegible] auf dem englischen Markt eine Vorzugsstellung vor den [illegible] Länder eingeräumt werden soll. Deshalb haben die [illegible] für den schutzzöllnerischen Zusatzantrag des jüngeren [illegible] gestimmt, bei dessen Annahme das Ministerium [illegible] würde. Der Chamberlainsche Antrag ist nur mit [illegible] Mehrheit abgelehnt worden; er wäre durchgegangen, wenn [illegible] Redmonds, ihren schutzzöllnerischen Gesinnungen gemäß, gleich [illegible] O'Brien dafür gestimmt hätten. Jedoch um der nationalen [illegible] willen, die ihnen bei Fortdauer der liberalen Herrschaft in freilich [illegible] Ferne winkt, haben die Nationalisten die wirtschaftspolitischen [illegible] irischen Bauern vorläufig beiseite gesetzt und durch Stimm- [illegible] freihändlerische Kabinett gerettet.

[illegible] gebärden sie sich bei dem Kampf gegen das Oberhaus. [illegible] wollte den Lords vorläufig nur das Recht nehmen, Finanz- [illegible] zu ändern, während inbezug auf Bills anderer Art [illegible] Veto des Oberhauses einstweilen bestehen bleiben sollte. [illegible] hätten die Peers unter Vorbehalt gewisser Kautelen sich in [illegible] gezeigt haben, denn ihre finanziellen Rechte werden [illegible] seit Jahrhunderten bestritten, und es hat den Anschein, [illegible] bei den jüngsten Wahlen dem Wunsche Ausdruck gegeben [illegible] Streit für immer im Sinne des Unterhauses erledigt zu [illegible] die Minister zu Beginn der Session verständigerweise [illegible] die gegenwärtigen verfassungsmäßigen Befugnisse des [illegible] schrittweise zu beschränken. Aber die Nationalisten warfen [illegible] über den Haufen, indem sie drohten, mit den Unionisten [illegible] zu stimmen und dieselbe zu stürzen. Daraufhin stellten [illegible] seine Kollegen das Programm auf, daß die finanziellen [illegible] Oberhauses vollkommen unterdrückt seine übrigen legislato- [illegible] auf ein suspensives Veto von zweijähriger Dauer [illegible] sollen.

[illegible] Redmond hat, trotzdem sie den Ministern bei jeder Ge- [illegible] auf die Brust setzt, eine erneute Parlamentsauflösung [illegible]. Wenn der irische Bauer, dessen alte Unzufriedenheit

…ten des Lebens gehörten, und höhere Funktionen in ihrem Vaterland aus-
…üben. Dieses alles zusammen macht einen Rückblick aus, der auch wohl
…gen, die dem Einfluß von Gemütsbewegungen wenig zugänglich sind,
…u Tränen füllen könnte."

Treibt es die irische Partei im Unterhaus zu einer neuen Parlaments-
…lösung, so ist es leicht möglich, daß Redmond gegenüber O'Brien eine
…ständige Niederlage erleidet und ganz neue Vertreter des irischen Volks
… Westminster einziehen. Die Iren sind leidenschaftliche Schutzzöllner.
So lange wie sie, eines eigenen Parlaments entbehrend, keinen national-
…schen Tarif mit Schutzmaßregeln zugunsten ihrer Industrie durchzusetzen
…mögen, fordern sie mindestens, daß ihrer Ausfuhr von Vieh, Butter,
…ern und Speck auf dem englischen Markt eine Vorzugsstellung vor den
…odukten anderer Länder eingeräumt werden soll. Deshalb haben die
…hänger O'Briens für den schutzzöllnerischen Zusatzantrag des jüngeren
…hamberlain zur Adresse gestimmt, bei dessen Annahme das Ministerium
…rückgetreten sein würde. Der Chamberlainsche Antrag ist nur mit
…1 Stimmen Mehrheit abgelehnt worden; er wäre durchgegangen, wenn
…e Freunde Redmonds, ihren schutzzöllnerischen Gesinnungen gemäß, gleich
…er Gruppe O'Brien dafür gestimmt hätten. Jedoch um der nationalen
…utonomie willen, die ihnen bei Fortdauer der liberalen Herrschaft in freilich
…och nebelhafter Ferne winkt, haben die Nationalisten die wirtschaftspolitischen
…ünsche der irischen Bauern vorläufig beiseite gesetzt und durch Stimm-
…nthaltung das freihändlerische Kabinett gerettet.

Um so extremer geberden sie sich bei dem Kampf gegen das Oberhaus.
…err Asquith wollte den Lords vorläufig nur das Recht nehmen, Finanz-
…setze abzulehnen oder zu ändern, während inbezug auf Bills anderer Art
…es gesetzgeberische Veto des Oberhauses einstweilen bestehen bleiben sollte.
…glicherweise würden die Peers unter Vorbehalt gewisser Kautelen sich in
…inem Punkte gefügig gezeigt haben, denn ihre finanziellen Rechte werden
…on den Kommoners seit Jahrhunderten bestritten, und es hat den Anschein,
…aß das Land bei den jüngsten Wahlen dem Wunsche Ausdruck gegeben
…at, den uralten Streit für immer im Sinne des Unterhauses erledigt zu
…hen. Darum neigten die Minister zu Beginn der Session verständigerweise
…em Entschluß zu, die gegenwärtigen verfassungsmäßigen Befugnisse des
…berhauses nur schrittweise zu beschränken. Aber die Nationalisten warfen
…iesen Entschluß über den Haufen, indem sie drohten, mit den Unionisten
…gen die Regierung zu stimmen und dieselbe zu stürzen. Daraufhin stellten
…err Asquith und seine Kollegen das Programm auf, daß die finanziellen
…efugnisse des Oberhauses vollkommen unterdrückt seine übrigen legislato-
…ischen Rechte aber auf ein suspensives Veto von zweijähriger Dauer
…ngeschränkt werden sollten.

Die Gruppe Redmond hat, trotzdem sie den Ministern bei jeder Ge-
…legenheit die Pistole auf die Brust setzt, eine erneute Parlamentsauflösung
…ernstlich zu fürchten. Wenn der irische Bauer, dessen alte Unzufriedenheit

durch die unternommenen [illegible] ziemlich stark beeinträchtigt werden [illegible] jetzt, das Land ist mir näher als der Rock, auf Schutzzoll gebe ich mehr als auf Homerule, so verbündet Herr Redmond mit seinen Freunden zu Westminster und O'Brien mit den seinigen nehmen ihre Lage [illegible]

Wie soll aber nun die abermalige Auflösung des Parlaments [illegible] werden, wenn das Oberhaus das zu seiner virtuellen Vernichtung bestimmte Gesetz verwirft? Die Nationalisten fordern mit lautem Geschrei, daß [illegible] der König gezwungen werden [illegible] indem er einen Pairsschub von 400 neuen Mitgliedern vornähme. [illegible] Eduard sich weigerte, mußten die liberalen Minister behaupten, [illegible] meinen aber dem an ihre Stelle tretenden unionistischen Kabinett [illegible] ersten Tage seiner Amtsführung an die Geldmittel zur Fortführung der Staatsgeschäfte verweigern, so daß Herr Balfour außerstand gesetzt, während einer [illegible]periode die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, mithin das Parlament nicht aufzulösen vermöge. So in die Enge getrieben, werde der König [illegible] zu den entlassenen Ministern zurückkehren und auf ihr Verlangen [illegible] 400 Schusterjungen und Invalidenrentner zu Lords zu machen [illegible]

Die [illegible] Nationalisten [illegible] sich, wenn sie nicht vom [illegible] die Garantie bekommen, daß es sich erforderlichenfalls auf [illegible] revolutionäre Methoden einlassen wird, [illegible] zu lassen. Es ist ihnen ohnehin ein Greuel, weil es [illegible] als [illegible] sein kann. [illegible] und [illegible] das Einkommen [illegible] und von [illegible] gegen den König [illegible] weit entfernt, [illegible] die [illegible] der [illegible] [illegible] Politiker die von den [illegible] der Krone [illegible] des Königtums der Lords ist [illegible] zu weit. [illegible] wenn auch [illegible] „[illegible]“ [illegible]

[illegible] nicht etwa unter [illegible] die [illegible] Unternehmungen [illegible] von den [illegible] durch eine [illegible] Macht [illegible] die Krone in der [illegible] in den [illegible] — das ist ein [illegible] Wunder, daß man in allen [illegible] der [illegible] [illegible]

[illegible]

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Als Deutschland erwachte. — Heft I: Königin Luise von Oskar Brüssau. Heft II: Blücher von Eilhard Erich Pauls. Heft III: Aus Hamburgs Schreckenstagen von Julius Hahn. Heft IV: Freiherr vom Stein von Paul C. A. Sydow. Heft V: Andreas Hofer von Richard Weitbrecht. Heft VI: Friedrich Friesen von Karsten Brandt. Einzelpreis jedes Bändchens 75 Pfg. Preise für Massenbezüge: 10 Ex. à 60 Pfg., 50 Ex. à 50 Pfg., 100 Ex. à 45 Pfg., 1000 Ex. à 40 Pfg. Hamburg, Gustav Schloessmanns Verlagsbuchhandlung.

Altmann, S. P. — Finanzwissenschaft. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 306. Leipzig, Verlag v. G. B. Teubner.

Bähnisch, A. — Die deutschen Personennamen. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 296. Leipzig, Verlag v. B. G. Teubner.

v. Below, G. — Das parlamentarische Wahlrecht. Berlin 1909. Verlag von Carl Curtius.

Bertholet, D. Alfred. — Aesthetische und christliche Lebensauffassung. Preis geh. M. 1.—. Tübingen, J. C. B Mohr (Paul Siebeck).

Beth, K. — Hat Jesus gelebt? Eine Kritik der Drewsschen Christusmythe. Preis M. 1.—. Berlin 1910. Verlag Borussia Druck- und Verlagsanstalt.

Billeter, Dr Gustav. — Goethe. Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Zürich, Rascher & Cie.

Böttger, Dr. Hugo. — Die Industrie und der Staat. Preis geh. M. 3.20, geb. M. 4.—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Borght, R. van der — Beruf, gesellschaftliche Gliederung und Betrieb im Deutschen Reiche. Preis geh. M. 2.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Calker, Fritz van — Die Reform der Gesetzgebung in Strafrecht und Strafprozess. Preis geh M 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Curtius, F. — Für das Recht der Frauen in der Kirche. Berlin 1910, Verlag v. Carl Curtius.

Deutsche Rundschau. — 36. Jahrgang. Herausgegeben v. Julius Rodenberg. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Droysen G. — Johann Gustav Droysen. I. Teil. Bis zum Beginn der Frankfurter Tätigkeit. M. 10.—, geb. M. 12.—. Leipzig, B. G. Teubner.

…ler, Dr. R. — Wirtschaftsstudien aus Südamerika, speziell über Chile. M. 5.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806–1815, in Wort und Bild der Mitlebenden, herausgegeben von Dr. Fr. Schulze. Lfg. 1 (18 Lfg. à M. 1.—). Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Freybe, A. — Das deutsche Haus und seine Sitte. Gütersloh, Druck und Verlag von Bertelsmann.

Die Grenzboten, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, No. 10. Jährlich 52 Hefte, das Heft 50 Pfg., Vierteljahr M. 6.—. Berlin, Verlag d. Grenzboten G. m. b. H.

Gronau, Georg. — Meisterstücke der Bildhauerkunst I/II. à M. —.80. Berlin, Wilhelm Weicher.

Hagedorn, B. — Ostfriedlands Handel und Schiffahrt im 16. Jahrhundert. Berlin 1910 Verlag von Carl Curtius.

Harnack, Adolf. — Lehrbuch der Dogmengeschichte. Dritter Band (Schlussband). Vierte neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, Verlag von J. C B. Mohr.

Hartmann, Volkert. — Katharina II. Schauspiel in 3 Akten. Preis M. 3.60. München, Max Steinebach.

Knoke, G., u. Lehmann, Bernhard — Die neueren Forschungen über die Varusschlacht, Gütersloh, Druck u. Verlag v. Bertelsmann.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1908. — Berlin, Weidmannsche Buchh.

Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Vierteljährlich M. 4.—, Einzelheft M. 1.50. München-Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Hofmiller, Josef. — Zeitgenossen. (Gerhart Hauptmann, Wedekind u. a.). M. 2— München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte.

Jahrbuch für die geistige Bewegung, herausgegeben v. F. Gundlof und F. Wolters. Berlin C. 1910, Verlag der Blätter für die Kunst, Geschäftsstelle O. v Holten.

…ringer, B. — Deutsches Schwankbuch. Geb. M. 3.—. Stuttgart, Robert Lutz.

Im Zeichen der Türme. — Almanach für jeden Tag des Jahres, Briefe aus vergangener Zeit. Berlin, Bericht des Verlages von Carl Curtius.

Die Judenpogrome in Russland. — 2 Bände. Köln, Jüdischer Verlag, G. m. b. H.

Keller, Helen. — Dunkelheit. Preis M. 1.50. Deutsche Uebersetzung v. Heinr. Conrad. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Kerschensteiner, G. — Der Begriff der Staatsbürgerlichen Erziehung. M. 1.—, geb. M. 1.40. Leipzig, B. G. Teubner.

— Grundfragen der Schulorganisation. M. 3.60, geb. M. 4.20. Leipzig, B. G Teubner.

Krapotkin, Fürst P. — Die Schreckensherrschaft in Russland. Preis M. 1.20. Stuttgart, Verlagsbuchhandlung Robert Lutz.

Lamprecht, Karl. — Paralipomena der deutschen Geschichte. Wien 1910, Verlag des Wissens für Alle, Hugo Heller & Co.

L'Action Française — Organe du Nationalisme Intigral, Abonnement-Etranger. Un an 36 Fr. Paris, Chaussée D'Antin.

Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Nebst [illegible] Schriften Nicolais und Mendelssohns [illegible] herausgegeben [illegible] von Prof. Dr. Robert Petsch. Philosophische Bibliothek Bd. 121. Preis geh. M [illegible], geb. M [illegible]. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Lewkowitz, A. — Hegels Aesthetik im Verhältnis zu Schiller. Preis M 1.80. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Lexis, W. — Allgemeine Volkswirtschaftslehre. M 7.—, geb. M 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Natur und Geisteswelt, Aus. Band 87, 75, [illegible] gebd. à M 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Nord und Süd vereint mit Morgen. 31. Jahrgang. Deutsche Halbmonatsschrift. Berlin, Verlag Nord und Süd G. m. b. H.

Nordenskiöld, Erland. — Streifzüge in Südamerika. Geh. M 3.—, geb. 4.50. Frankfurt a. M., Verlag der Liter. Anstalt Rütten & Loening.

Oesterreichische Rundschau. — Band XXII. 6 Hefte vierteljährlich M 6.—, [illegible] M 1.—. Wien und Leipzig, k. k. Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, L. Staackmann Verlag in Leipzig.

Philippovich, v. E. — Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen im 19. Jahrhundert. Preis geh. M 1.[illegible], geb. 2.[illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

Pichler, H. — Ueber Chr. Wolffs Ontologie. Preis M 2.—. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Regensberg, F. — 1870/71. Der deutsch-französische Krieg. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung W. Keller & Co.

Ressel, Wilhelm. — Das Impfgeschäft. Preis [illegible] Pfg. Dresden-A., Verlag des Impfgegnervereins.

La Revue de Paris. — Prix de la livraison. Prix 2.50. Paris, Faubourg [illegible].

Rittelmeyer, Friedr. — Was will Johannes Müller? Preis [illegible]. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh.

Sandeh, Robert. — Der entfesselte Riese. Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Savits, J. — Das Natur-Theater. München, R. Piper & Co.

Schmidt, Richard. — Der Prozess und die staatsbürgerlichen Rechte. Preis geh. M [illegible]. Leipzig, B. G. Teubner.

Schneemelcher, W. — Evangelisch-Sozial. Heft 2. Bezugspreis [illegible]. Berlin W., Verlag von [illegible].

Schridde, G. — Gustav Freytags Kultur- und Geschichtspsychologie. Preis M [illegible]. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Süddeutsche Monatshefte. — Vierteljährlich M 6.—, Einzelheft M 1.50. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Türmer, Der. — Monatsschrift für Gemüt und Geist. Vierteljährlich M 4.—, [illegible] einzelne Hefte M 1.50. Stuttgart, Verlag [illegible].

Verworn, M. — Die Mechanik des Geisteslebens. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 200. Leipzig, Verlag B. G. Teubner.

Wagner-Roemmich, Klaus. — Wohnungsfrage und Antikapitalismus. Berlin, [illegible] Verlag [illegible].

Wernicke, Dr. Alex. — Die Oberrealschule und die Schulreformfragen der Gegenwart. Preis [illegible] Pfg. Leipzig, B. G. Teubner.

Witkop, Ph. — Die Neuere Deutsche Lyrik. M 5.—, geb. M 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Weichers, A. — [illegible]. Heft 1. Spanische Buch [illegible]. Preis [illegible].

Wolf, H. — Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus. [illegible] Verlag [illegible].

[illegible]

[illegible]

Leibniz und Wilhelm v. Humboldt als Begründer der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Festrede zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers und Königs und des Jahrestages König Friedrichs II.

Von

Adolf Harnack.

Der Herr Sekretar hat in seinen einleitenden Worten daran erinnert, daß die Akademie in diesem Jahre ein doppeltes Jubiläum feiert: vor zweihundert Jahren erhielt sie ihre Statuten und wurde damit erst wirklich in Aktivität gesetzt, und vor hundert Jahren wurde sie im Zusammenhang mit der Neugründung der Universität zu einer deutschen Akademie umgeschaffen und empfing die Organisation und die Aufgaben, in denen wir noch heute stehen. Es möge mir gestattet sein, uns beide Ereignisse näher zu rücken. Aber Sie werden, was das erste betrifft, gewiß nicht wünschen, daß ich von dem alten Statut erzähle: denn dieses kann, wie jedes Gesetzbuch, ein lebhaftes Interesse nur bei solchen beanspruchen, die es angeht. In demselben Jahre 1710 aber, in welchem das Statut erlassen worden ist, hat sich auch unsere Akademie zum ersten Male der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht, d. h. sie hat den ersten Jahresband ihrer Arbeiten herausgegeben. Damit trat sie erst wirklich in die Erscheinung, und dieser Band der „Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum" verdient alle Beachtung; denn er, nicht das Statut, ist ihre wahre Geburtsurkunde.

Wie nach der Legende Abraham in das Land der Verheißung gegangen ist, einer inneren Weisung folgend und in der sicheren Überzeugung, hier müsse er Fuß fassen, so zog es Leibniz in den Staat des Großen Kurfürsten. Sein politischer Seherblick, der sich

in bezug auf Frankreich und den Suezkanal, Rußland und die [illegible]
des Stillen Ozeans in gleicher Weise bewahrt hat, erblickte er [illegible]
Mittelstaat Brandenburg-Preußen den führenden [illegible]
der Zukunft; hier müsse daher auch der neuen Wissenschaft [illegible]
Stätte bereitet werden, ja, hier solle sie den Mittelpunkt [illegible]
der wie ein Magnet alle in Deutschland vorhandenen [illegible]
zöge und in dem Weltsystem der Akademien, die [illegible]
eine wichtige Stelle einnehme. Seiner Sache gewiß und [illegible]
Mut, der den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, [illegible]
sein Vorhaben durch [illegible] auch politische [illegible]

Die Wissenschaft und die durch Wissenschaft zu [illegible]
[illegible] des ganzen Menschengeschlechts waren [illegible]
[illegible] Er trug sie in der Brust, und [illegible]
wagte ein hohes Spiel, und er gewann es [illegible]
[illegible] mit den mannigfaltigsten und [illegible]
einer Akademie auf einmal gestellt worden sind, [illegible]
[illegible] von der damaligen Ohnmacht der [illegible]

Man hat von Luther gesagt, [illegible]
In gleichem Sinn kann man von Leibniz [illegible]
[illegible]

...orte: „Communis hominum thesaurus situs est in magnis ...veritatibus, quibus tanquam magicis carminibus Natura paret.“ ...n den Kepler-Newtonschen Gesetzen, in der neuen Naturwissenschaft, ...füllten sich die Träume der Astrologen und Alchimisten: „Naturae ...sacerdotes in ipsa Divinae Sapientiae arcana admittuntur.“ ...ann folgen nicht weniger als 58 Abhandlungen. Sie sind von ...r ungleichem Wert, aber Leibniz hatte dafür gesorgt, daß keine ...n Boden der neugewonnenen Wissenschaft verleugnete. Als Ganzes ...nnte sich dieser erste Band, obgleich Leibniz nicht ganz zufrieden ...ar, neben jedem Band der älteren europäischen Akademien sehen ...ssen: ja, er übertraf sie alle — nicht durch die Feinheit der Dar...llung und den Glanz der Rede, wohl aber durch die große ...Mannigfaltigkeit des Inhalts, durch strenge wissenschaftliche Sachlich...t, die jede Phrase vermied, und durch das Absehen von allen ...lehrten Quisquilien, wie die Universitäten sie damals liebten. Den ...Anfang machte eine Abhandlung mit dem Titel: „Kurzgefaßte Er...gungen über die Ursprünge der Völker, hauptsächlich auf Grund ...rachlicher Beobachtungen.“ Sie beginnt mit den Worten: „Die ...Anfänge der Völker liegen hinter aller Geschichte, aber ihre Sprachen ...setzen den Mangel alter Denkmäler. Die ältesten Spuren der ...Sprachen sind in den Namen der Flüsse und Wälder erhalten, ...che bei allem Wechsel der Anwohner sehr häufig konstant ge...eben sind. Ihnen folgen an Bedeutung die Ortsnamen; je älter, ...m so schwieriger ist hier freilich die Etymologie. Endlich führen ...s auch die alten Rufnamen, wie sie sich z. B. bei den Friesen ...halten haben, in das Heiligtum der alten Sprache.“ Der Ge...ste, der vor nun zwei Jahrhunderten diese Worte niedergeschrieben ...t, zeigt in ihnen die Klaue des Löwen! Mit sicherem Blick er...aut er nicht nur eine neue Provinz der Wissenschaft, nein, ein ...ues Reich! Mit Hilfe der Sprache verheißt er in dasselbe vor...ringen! Wer ist dieser Seher, der sich nun sofort selbst anschickt, ...Streifzüge in das erschaute unbekannte Land zu unternehmen? ...türlich ist es Leibniz, wer anders? Die Streifzüge selbst bieten ...ch nur noch historisches Interesse; sie konnten noch nicht Erfolg ...n. Aber die Aufstellung des Problems ist das Geniale und ...ntrale. Unvergessen soll es bleiben, daß die erste wissenschaftliche ...handlung, die die Akademie hat ausgehen lassen, von dem Plane ...tet, mit Hilfe der Sprache in die Urgeschichte der Völker ein...ringen! Die Entdeckung und richtige Formulierung einer großen ...che ist bereits mehr als der halbe Weg zu ihrer Lösung!

Noch elf weitere Abhandlungen hat Leibniz diesem Band einverleibt; sie finden sich verstreut in allen drei Hauptabteilungen, der literarischen, der physiikalisch-medizinischen und der mathematisch-mechanischen, so daß der Sekretar der Pariser Akademie mit Recht sagen durfte, Leibniz erscheine hier unter beinahe allen seinen verschiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymolog, Physiker und Mathematiker. Da ist eine Abhandlung zur jüngsten Geschichte der Kunst des Goldmachens; ihr Titel könnte auch lauten: Vom Sterbelager der Alchimie; denn sie beginnt mit den Worten: „**Inter mortuas Alchymistarum spes.**" Da ist ein Essay über ein chinesisches Brettspiel, das auf 324 Feldern gespielt wird. „Schon oft habe ich bemerkt," so führt Leibniz diese Studie ein, „daß die Menschen nirgendwo geistreicher sind als beim Spielen; daher verdienen die Spiele die Aufmerksamkeit der Mathematiker — nicht an sich, sondern der Erfindungskunst und der Wahrscheinlichkeitsrechnung wegen." Daß bei dem hier von ihm beschriebenen Brettspiel keine Steine gemordet, d. h. weggenommen, werden, veranlaßt ihn zu der hübschen Bemerkung: „Ich glaube ein Brahmine muß der Erfinder gewesen sein, der, allen Mord verabscheuend, unblutige Siege wünschte; denn es ist bekannt, daß nicht wenige ostindische Völker, darin christlicher als die, die sich Christen nennen, selbst im Kriege das Töten vermeiden."

Es folgt eine Abhandlung über die Entdeckungsgeschichte des Phosphors mit scharfer Kritik der landläufigen Meinung darüber. Daran reiht sich dann eine Studie über Versteinerungen; er teilt dabei mit, daß er schon vor vielen Jahren eine bisher nicht veröffentlichte Dissertation geschrieben habe: „Ueber die Spuren der ältesten Geschichte in den Monumenten der Natur." Wie die Sprache die älteste Völkergeschichte aufdecken soll, so die Versteinerungen die älteste Naturgeschichte. Wieder eine Einsicht ersten Ranges! „Ich glaube," fügt er hinzu, „daß die meisten Versteinerungen älter sind als die noachische Sintflut, daß die meisten alten Tiere Wassertiere und Amphibien waren und daß sie sich beim allmählichen Verschwinden des Wassers in einer langen Zeitperiode zu Landtieren umgewandelt haben."

Spricht Leibniz hier in der Wissenschaft zu uns wie ein Zeitgenosse, so zeigt er in der folgenden Abhandlung, die das heute aktuellste Thema berührt, deutlich die Schranken seiner Epoche. Der Jesuit Franz Lana, in der Geschichte der Luftschiffahrt wohl bekannt, hatte den Vorschlag gemacht, einen hohlen kupfernen Ballon

von 16 Fuß Durchmesser zu konstruieren, derselbe werde, luftleer gemacht, von selbst aufsteigen. Leibniz zeigt demgegenüber, daß die kupferne Hülle eines solchen Ballons nicht stärker als $^1/_8$ mm sein dürfe, also sei der Ballon nicht konstruierbar und würde den hohen Druck nicht aushalten. Dann aber fährt er fort: „Gott hat hier den Versuchen der Menschen eine Fessel angelegt, und zwar mit Recht, um die schlimme Absicht solcher, die die Luft befahren wollen, zu zügeln." („ne hominum ἀεροβατουντων malitia coërceri non posset"). An diesem Punkte nahm also auch noch ein Leibniz an dem mittelalterlichen Vorurteil teil, das Eindringen in die Natur sei eine titanenhafte Verwegenheit; er hatte also seinen triumphierenden Satz vergessen: „Naturae sacerdotes in ipsa Divinae Sapientiae arcana admittuntur!" Ob hier nicht selbst bei einem Leibniz unbewußt das Vorurteil nachwirkt, der Sitz Gottes sei im Himmel über uns? Um so erfrischender mutet seine Abhandlung über das Nordlicht an. Er stellt zusammen, was die Menschen alles als Nordlicht gesehen haben wollen, ganze Schlachtreihen, Fußvolk und Reiterei, Kanonen und Kugeln. „Wunderbar, daß sie nicht auch vom Schmettern der Trompeten und vom Geräusch der Waffen berichtet haben! das wäre nicht unglaublicher! Durchaus wahrscheinlich ist, fährt er fort, daß, wenn auch nicht alles, so doch das meiste, was in Chroniken ähnlich erzählt wird, denselben Ursprung hat und daher gleich unzuverlässig ist." Hier spricht der Führer einer gesunden Aufklärung.

Ich muß es mir versagen, auf die übrigen Abhandlungen Leibnizens und auf den sonstigen Inhalt dieses ersten Bandes unserer Akademieschriften einzugehen. Nur das sei des besonderen Interesses wegen noch bemerkt, daß sich in ihm eine treffliche Abhandlung zur römischen Mark-Aurel-Säule nebst einer Abbildung findet, zu derselben Säule, zu deren Abformung der Kaiser vor einigen Jahren die Mittel huldvollst bewilligt hat.

Der Band wurde von der gelehrten Welt mit vieler Anerkennung aufgenommen; aber er verführte zu der Vorstellung von der Akademie, als wäre sie an sich schon etwas. Aber sie glich damals einem Geschäfte, dessen Waren sämtlich im Schaufenster liegen. Nachdem man diese verkauft hatte und der Prinzipal verdrängt war, blieb fast nichts mehr übrig. Erst nach einem Menschenalter durch Friedrich den Großen wurde die Akademie umgebildet und kam nun erst zu wirklicher Blüte.

Aber auch die Gestalt, die sie nun empfing, konnte trotz alles gerechten Ruhmes, den sie Jahrzehnte hindurch erntete, nicht die

definitive sein. Eine französische Akademie auf deutschem Boden, eine Akademie, die weder vom Geiste Kants noch Herders noch Goethes berührt war, war am Anfang des 19. Jahrhunderts ein peinlicher Anachronismus. Viele berufene und unberufene Geister waren damals tätig, der Akademie zu einem neuen Dasein zu verhelfen; aber nur einer hatte nicht nur die nötigen tiefen und weitblickenden Gedanken und den treffenden Blick, sondern auch die schaffende Energie, das war Wilhelm von Humboldt. Indem er, genau vor hundert Jahren, durch seine Denkschriften und die entsprechenden Aktionen die Universität Berlin ins Leben rief, stellte er damit auch die Akademie auf eine neue und dauernde Grundlage. Ihre eigentliche Reorganisation erfolgte zwei Jahre später durch Uhden, Niebuhr und Nicolovius. Aber das Statut, das die beiden ersten entworfen haben, fußt auf dem neuen Zustande, der durch Humboldt in der Begründung und in der Besetzung der Universität geschaffen war. Die Grundüberzeugungen des deutschen Idealismus sind in die Fundamente dieser unserer Akademie ebenso wie in die der Universität eingesenkt, und seine Ziele gaben ihr die Richtung ihrer Entwicklung.

Schon am heutigen Tage grüßen wir die jüngere und mächtigere Schwester, die sich anschickt, ihr hundertjähriges Jubiläum zu feiern. Wir widerstehen der reizvollen Versuchung, auf ihre Entstehungsgeschichte einzugehen. Bekennen müssen wir aber: die Universität ist nicht aus der Akademie entstanden, sondern die Universität, d. h. der Universitätsgedanke im Sinne Humboldts und seiner Freunde, ist umgekehrt der kräftigste Faktor bei der Reorganisation der Akademie gewesen. Die junge Universität, kaum geboren, ja noch ungeboren, hat bereits — so gewaltig vermag ein richtiger Gedanke zu wirken — Taten getan! Erst wenn dies konstatiert ist, dürfen wir hinzufügen, daß auch einzelne Akademiker an dem großen Umschwung der Dinge beteiligt waren und sich um Humboldt und seine Denkschriften scharten.

In diesen Denkschriften spricht zum erstenmal zu uns ein großer Gelehrter der neuen Schule, der zugleich ein Staatsmann im höchsten Sinn war. Der Geschichtsschreiber der Universität, Hr. Lenz, wird sie gebührend würdigen. Aber wie sie heute vor hundert Jahren die Köpfe der Besten erfüllten und ihre Herzen entflammten und wie sie sich auch auf die Akademie beziehen, so möge es gestattet sein, zur Feier ihres Jubiläums einiges aus ihnen hervorzuheben.

Die höheren wissenschaftlichen Anstalten — so setzt Humboldt ein —, sofern sie der reinen Idee der Wissenschaft gegenüberstehen, bedürfen vor allem Einsamkeit und Freiheit: ihre innere Organisation aber muß ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. Einsamkeit brauchen sie; „denn sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat; denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig wie der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun . . . Natürlich werden auch viele an den höheren wissenschaftlichen Anstalten tätig sein können, denen das höhere Streben fremd, einige, denen es zuwider ist. In reiner voller Kraft kann es überhaupt nur in wenigen sein, und es braucht nur selten und nur hier und da wahrhaft hervorzutreten, um weit umher und lange nachher zu wirken. Was aber schlechterdings immer herrschend sein muß, ist Achtung für dasselbe bei denen, die es ahnen, und Scheu bei denen, die es zerstören möchten."

Vermag irgendjemand hochgemuteter und zugleich besonnener über die tiefste Frage des wissenschaftlichen Betriebes zu reden als dieser preußische Ministerialdirektor? Was aber seiner Rede hier und anderswo den hohen Schwung gab, das war sein wahrhaft priesterliches Bewußtsein von der Würde, Kraft und Bedeutung der Wahrheitserkenntnis. So ernst nahm er es mit ihr wie mit der heiligsten Religion; und weil der kleine Kreis, dem er als Führer angehörte, ebenso von der Wissenschaft dachte, darum wurde das Wirken dieser Männer ungesucht ein reformatorisches. Die Staatsmänner, die es mit der äußeren Pflege der Wissenschaft zu tun haben, sind fort und fort in Gefahr, daß ihnen auch das Innere zum Aeußeren wird und damit entflieht; ja, es hat Staatsmänner gegeben, die sich auf diesen „Realismus" der Betrachtung als auf das letzte Wort in dieser Sache noch etwas zugute getan haben. In der Tat — es kann geraume Zeit so erscheinen, als seien sie wirklich die Klügeren; allein in Wahrheit leben sie und die Ge-

lehrten, die wie sie denken, ohne es zu wissen, von einem aufgespeicherten Kapital, und wenn es zu Ende ist, ist plötzlich der Bankrott da. Humboldt und seine Freunde haben das Kapital vermehrt, ja, zum Teil erst begründet, und, wie die Folgezeit lehrte, war ihr Idealismus der wahre Realismus; denn die stärkste reale Kraft hier ist die, welche fähig ist, die Köpfe und Herzen zum reinen Dienst der Wahrheit zu entflammen. Das Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles übrige zufallen", gilt nicht nur auch von dem Dienst der Wahrheit, sondern dieser ist als Hauptstück in jenem Trachten miteingeschlossen.

Was aber die Freiheit der Wirksamkeit der Gelehrten betrifft, so hat nach Humboldt der Staat für sie in seinem eigenen Interesse ebenso zu sorgen wie für den Reichtum, die Stärke und Mannigfaltigkeit der geistigen Kräfte. „Er muß im allgemeinen von den höheren Anstalten nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern er soll die innere Ueberzeugung hegen, daß, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke, und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus, erfüllen, von einem, von dem aus ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag." Wie wenig aber Humboldt anderseits geneigt war, in bezug auf die Gefährdung der Freiheit nur in eine Richtung zu blicken, lehren die ernsten Worte: „Der Freiheit droht nicht bloß Gefahr vom Staat, sondern auch von den Anstalten selbst, die, sobald sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen ersticken. Auch den hieraus möglicherweise entstammenden Nachteilen muß der Staat vorbeugen."

Es folgt nun in der Denkschrift jener Abschnitt, in welchem Humboldt den Unterschied von Akademie und Universität aus dem Wesen der wissenschaftlichen Aufgabe ableitet und trotz durchschimmernder Bedenken, die den bisherigen Leistungen der europäischen Akademien entstammen, zu einer vollen Rechtfertigung der Existenz auch der Akademien gelangt. Freilich nur in der Symbiose mit einer Universität kann sich eine Akademie frisch und gesund erhalten — das ist seine Meinung, und er hat für Deutschland gewiß recht.

In seinen Ausführungen steckt aber noch ein Element, welches bisher die Beachtung nicht gefunden hat, die es verdient. Humboldt redet in seinen Denkschriften nicht nur von Akademien und Universitäten, sondern er verlangt für die höheren wissenschaftlichen An-

stalten noch eine dritte Einrichtung, welche er „die wissenschaftlichen Hilfsinstitute“ nennt. Er versteht unter diesen die Bibliothek — als das wissenschaftliche Zentralinstitut bezeichnet er sie —, die Sternwarte, den botanischen Garten, das chemische Laboratorium und das anatomische und zootomische Theater. Von diesen Instituten sagt er, sie müssen abgesondert zwischen Universität und Akademie, unmittelbar unter Aufsicht des Staates stehen. „Allein beide, Akademie und Universität, müssen nicht bloß — nur unter gewissen Modifikationen — die Benutzung, sondern auch die Kontrolle darüber haben.“ „Akademie, Universität und Hilfsinstitute sind“, so faßt er zusammen, „drei gleich unabhängige und integrierende Teile der (wissenschaftlichen) Gesamtanstalt.“

Was er bei dieser Dreiteilung der „Gesamtanstalt“ im Auge hat, wird noch deutlicher, wenn man beachtet, daß er bei dem anatomischen und zootomischen Theater bemerkt, „sie seien bisher von dem beschränkten Gesichtspunkte der Medizin und nicht von dem weiteren der Naturwissenschaft aus angesehen worden“. Ihm schweben also Institute mit streng wissenschaftlichen Zwecken vor. Er will diese aber weder der Universität einfach eingliedern, weil sie dadurch dem praktischen und Lehrinteresse zu stark unterworfen werden, noch will er sie einfach der Akademie unterordnen, weil dann der Lehrzweck ganz wegfällt. So ergibt sich ihm von selbst die Nötigung, die „Hilfsinstitute“ unabhängig und selbständig zu stellen, sie aber in eine gewisse Beziehung zu Akademie und Universität zu setzen. Eine geniale und weitblickende Einsicht des großen Staatsmannes! Hat er nicht recht, wenn er eine Beeinträchtigung des Betriebes der Naturwissenschaften auf den Universitäten durch die Medizin befürchtet hat? Und sind die Hilfsinstitute so ausgebaut worden, wie die fortschreitenden Bedürfnisse der Wissenschaft dies verlangen?

Von Humboldts Plänen darf man aber nicht reden, ohne noch eine andere Seite derselben hervorzuheben. Die Beschaffung der Geldmittel für die neue Gesamtanstalt war in der Lage, in der sich der Staat im Jahre 1809/10 befand, von besonderer Schwierigkeit, und Humboldt entzog sich der Verpflichtung nicht, sie aufs gründlichste zu erwägen. Einhundertundfünfzigtausend Taler schienen ihm nötig. In der Eingabe an den König vom 24. Juli 1809 heißt es: „Die Sektion des öffentlichen Unterrichts ist weit entfernt, Ew. Majestät zu bitten, eine solche Summe auf die königlichen

Kassen anzuweisen. Es wird vielmehr immer für dieselbe ein Hauptgrundsatz bei der Verwaltung sein, sich zu bemühen, es nach und nach (weil es auf einmal freilich unmöglich ist) dahin zu bringen, daß das gesamte Schul- und Erziehungswesen nicht mehr Ew. Königl. Majestät Kassen zur Last falle, sondern sich durch eigenes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte .... Die Nation nimmt mehr Anteil an dem Schulwesen, wenn es auch in pekuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigentum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation tätig mitwirkt."

Hier haben wir etwas von dem Geist des Freiherrn vom Stein auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung. Das Schulwesen, einschließlich des höheren, soll auch in pekuniärer Hinsicht Werk und Eigentum der Nation sein. Wie Humboldt das erreichen will, erscheint freilich noch ungenügend, und ich gehe nicht näher darauf ein; aber der Gedanke selbst ist ein großer und schöpferischer. Nur das, wofür einer Opfer bringt, was er aber dann auch selbst mitgestaltet, ist ihm wirklich wertvoll! Diese einfache Wahrheit verhüllt sich im Getriebe des Tages, und gewiß sind die Menschen oft am hartnäckigsten und widerspenstigen, wenn sie Opfer bringen sollen. Aber wo es gelingt, diesen natürlichen Widerstand zu überwinden, wird der Mensch, wird die Nation durch ihr Opfer auf eine höhere Stufe gehoben und erhält selbst einen höheren Wert. Die Wissenschaft ist würdig, in derselben Weise als Sache der ganzen Nation betrachtet und behandelt zu werden wie die Wehrkraft, und es müssen alle Kräfte, auch die materiellen, angespannt werden, um sie zu fördern. Sind aber die Wünsche Humboldts schon dadurch wirklich erfüllt, daß heute nicht mehr wie vor hundert Jahren der König allein Gelder für wissenschaftliche Zwecke besitzt und spendet, sondern diese aus den Staats- und Kommunalsteuern dem Unterricht und der Wissenschaft zufließen? Ich glaube nicht, daß damit alles geschehen ist, was der große Staatsmann unter „Beiträgen der Nation" und unter ihrer „tätigen Mitwirkung" verstanden hat.

Das Beste aber, was wir von Humboldt lernen können, ist, daß er bei seiner Neuordnung des höheren Unterrichts sich nicht vom Augenblick treiben ließ, sondern aus Ueberzeugungen und Prinzipien heraus handelte. Diese Prinzipien lagen nicht hinter ihm, sondern vor ihm. Sie waren Ziele, und es waren nicht Gesichtspunkte gemeiner oder höherer Nützlichkeit, die ihn leiteten — bei ihnen kann man sich leicht irren —, sondern sie flossen aus der Wertschätzung der

Wahrheitserkenntnis, wo jeder Irrtum ausgeschlossen ist. Auch wollte er nicht in möglichst engem Bunde mit der Vergangenheit bleiben, sondern der Zukunft gerecht werden, als deren Bürger er sich wußte und in die er die Nation hinüberführen wollte.

Das sind einige der Ideen, die vor hundert Jahren durch Wilhelm von Humboldt lebendig geworden sind. Ist es aber nicht ein Mangel an Rücksicht, ihrer am Friedrichstage zu gedenken? Stehen sie nicht in einem großen Abstand von den Ideen, welche die Zeit Friedrichs und vor allem ihn selbst erfüllten? Gewiß — der Abstand ist nicht gering. Der genialische, der deutsche Zug, der Zug ursprüglicher und lebendiger Anschauung und der hohe Flug der Ideen fehlte dem Zeitalter der Aufklärung. Aber es wäre doch unrichtig, dieses Zeitalter und das des deutschen Idealismus lediglich als Kontraste zu sehen. So urteilen freilich die Epigonen des Idealismus, und auch die Führer haben im heißen Kampfe mit der alten Zeit manches rein abweisende Wort gesprochen. Allein wenn sie sich auf sich selber besannen und auf die Quellen ihres höheren Lebens, haben sie die Aufklärungszeit als die Voraussetzung ihres eigenen Besitzes nicht verleugnet. Das gilt von Humboldt ebenso wie von Schleiermacher und Hegel. Von Humboldt habe ich soeben die Worte verlesen: „Die Nation wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit der heranwachsenden Generation tätig mitwirkt." „Aufklärung und Sittlichkeit" — das sind die Stichworte der alten Zeit, und es waren die Ideale des Großen Königs. Aber auch der progressive Zug ist beiden Richtungen gemeinsam. Indem Humboldt sich zu den Stichworten bekennt und diesen progressiven Zug bejaht, bezeugt er seinen Zusammenhang mit den Zielen der vergangenen Epoche, wie er denn auch seinem Lehrer Engel, einem Haupte der Aufklärung, stets das dankbarste Andenken bewahrt hat. Freilich verstand er unter Aufklärung und Sittlichkeit nicht dasselbe wie sein Lehrer und wie der große König; aber eine Kontinuität ist doch vorhanden. Es wäre eine unsrer Akademie würdige Sache, eine Preisaufgabe auszuschreiben und jene Kontinuität genauer untersuchen zu lassen: „Welche Momente verbinden den Geist des deutschen philosophischen Idealismus mit der Aufklärungsepoche?" So müßte die Aufgabe lauten. Dabei wird sich herausstellen, in welchem Maße die Aufklärung, wie sie Friedrich der Große und die Rationalisten verstanden, ein positives und wirksames Element in der klassischen Zeit des deutschen Idealismus geblieben ist. Wir preisen die Ge-

neration, welche die Freiheitskriege gekämpft hat, und die Männer, die zu diesem Kampfe begeistert haben; aber durch eine einseitige geschichtliche Tradition geleitet, vergessen wir nur zu leicht, daß jene Helden aus den Schulen, Kirchen und Pfarrhäusern der Aufklärungszeit hervorgegangen sind. Die Besiegten von Jena wurden, wenn auch erst nach einer Läuterung, die Sieger von Leipzig, und an diesem Siege hat auch der Geist der friderizianischen Epoche seinen Anteil! —

Von Friedrich dem Großen und Humboldt kehrt unsre Betrachtung zum Geburtstag unseres Herrn und Kaisers zurück. Die Gegenwart behauptet ihr überragendes Recht gegenüber aller Vergangenheit und fordert, daß wir diese studieren, um zu lernen, was der Gegenwart frommt. Aber die Nutzanwendung der Blätter, die wir heute aufgeschlagen haben, mag jeder für sich vollziehen. Heute ist Festtag, der Festtag unseres Kaisers, und nachdem wir hier in akademischer Weise der Bedeutung des Tages Ausdruck gegeben haben, streifen wir alles Besondere ab, treten im Geiste mit dem ganzen deutschen Volke zusammen, bringen dem erhabenen Monarchen unsre dankbare Huldigung dar und fassen unsre Wünsche also zusammen: Möge die ganze Nation allzeit fest und treu zu ihrem Haupte stehen, möge ein reger Gemeinsinn alle ihre Stände und Glieder durchdringen und möge der einzelne stets den Spielraum finden und die Verpflichtung fühlen, in edler Freiheit und Selbstverantwortung seine Kräfte zu betätigen! Gott schütze den Kaiser und König!

Aus der Geschichte der preußischen Volksschule.

Von

Max Lehmann.

Daß Friedrich Wilhelm I. seinem Preußen sowohl ein Heer mit allgemeiner Wehrpflicht wie eine auf allgemeiner Schulpflicht beruhende Volksschule gegeben habe, wird noch immer von solchen wiederholt, denen die Auflösung einer Legende annähernd so schmerzlich ist wie der Verlust einer Schlacht. Aber während über das militärische der beiden Probleme das letzte Wort längst gesprochen ist, bedurfte das pädagogische, so einfach es an sich ist, doch noch einer breiteren Erörterung. Dieser Aufgabe hat sich ein junger Gelehrter, Ferdinand Vollmer, unterzogen*): mit dem besten Erfolge. Er besitzt eine sichere Herrschaft über die pädagogische Technik und die historische Methode, eine gründliche, noch auf archivalische Studien gestützte Kenntnis der Literatur, die Gabe, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, ein feines und starkes Gerechtigkeitsgefühl und eine sprachliche Gewandtheit, welche die Lektüre des Buches namentlich da zu einem hohen Genuß macht, wo es möglich war, Humor und Ironie spielen zu lassen.

1.

Der Begriff der Schulpflicht kann in verschiedenem Sinne genommen werden. Zur Idee der Schulpflicht bekennt sich ein Gemeinwesen, wenn es Eltern und Vormünder ermahnt, die ihnen anvertraute Jugend in die Schule zu schicken. Das ist gewiß nicht zu unterschätzen: denn für willige Gemüter ist die Ermahnung namentlich dann Befehl, wenn sie auf die religiöse Welt bezogen

*) Friedrich Wilhelm I. und die Volksschule. Von Dr. phil. F. Vollmer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1909.

wird, zu der die Schule Jahrhunderte hindurch gezählt wurde. Wie aber sollen die Nichtwilligen herbeigeholt werden, deren Zahl sehr groß sein muß, da im Kinde ein Kapital von Arbeitskraft steckt, das durch den Schulbesuch den Eltern entzogen wird? Ihr Widerstand muß durch Zwangsmaßregeln gebrochen, es müssen Listen aufgestellt und geführt, Strafen verhängt werden. Vor allem: schulmäßige Unterweisung ist nicht denkbar ohne Gebäude, in denen die Schüler sich versammeln, und ohne Lehrer, die ausreichend besoldet und gehörig für ihren Beruf vorgebildet werden. Erfüllbar sind diese Bedingungen nur da, wo bei den Regierenden wie bei den Regierten das Bewußtsein von dem allgemeinen Werte der Bildung und die Geneigtheit, Opfer zu bringen, bestehen. Solange die Idee der Schulpflicht nicht stark genug ist, ihre Bekenner zu ihnen zu vermögen, wird sie nur partielle und prekäre Wirkungen hervorbringen.

Unfraglich hat die Idee ihre erste Entwicklungsstufe erreicht im Zeitalter der Reformation. Gewiß, auch die mittelalterliche Kirche hatte Schulen. Die Kleriker mußten die Bücher, welche die eine Quelle des Heils darstellten, und erst recht die andern, die aus der zweiten Quelle, der Tradition, geflossen waren, lesen und abschreiben können; auch regte sich zeitig der Wunsch, die fähigsten Köpfe aller Stände schon in der Jugend für den Kirchendienst zu gewinnen. So blieb die Schule im wesentlichen Standesschule. Für die Zukunft wichtiger war die Arbeit, die seit dem 13. und 14. Jahrhundert, da überall die popularen Ideen sich so mächtig regten, die Städte Deutschlands leisteten, indem sie, oft genug im Streit mit der Kirche, eigene Schulen stifteten. Auf diese Weise wurde dem Bürgertum ein Vorsprung vor den Bewohnern des platten Landes gesichert, der, alsbald durch die Erfindung der echt bürgerlichen Kunst des Buchdrucks gesteigert, bis heute nachwirkt. Aber verkündet ist die Idee der allgemeinen Schulpflicht erst durch Martin Luther. Indem er sich von Papsttum und Pfaffheit losriß und das Priestertum aller Gläubigen verkündigte, mußte er die Schrift, durch die es allein gebunden sein sollte, jedermann zugänglich machen: das Meisterwerk seiner Bibelübersetzung wurde, was es sein sollte, erst dann, wenn jedermann des Lesens mächtig war: was dann wieder, wie die Dinge lagen, nicht durch das Elternhaus, sondern nur durch die Schule bewirkt werden konnte. Indessen Luther war nicht Diktator, sondern Prophet; er konnte nicht zwingen, sondern nur mahnen. Auch ist nicht zu verkennen, daß er in seinem Eifer für

die Schule sich alsbald eine doppelte Beschränkung auferlegte. Er faßte, der historischen Entwicklung folgend, zumeist die Städte ins Auge: an die Bürgermeister und Ratsherren in deutschen Landen richtete er sein berühmtes Sendschreiben zugunsten der Stiftung von Schulen. Sodann: zwar den geistlichen Stand, aber nicht das geistliche Amt verwerfend und auf das engste verbunden mit den territorialen Gewalten, sah er es als Hauptaufgabe der reorganisierten Schule an, Diener am Worte und Beamte der weltlichen Obrigkeit zu erziehen. So geschah, daß die ersten Früchte der neuen Geistesbewegung nicht der Volksschule, sondern dem Gymnasium zufielen.

Doch hat es dabei nicht sein Bewenden behalten. Der Reformator selbst ist der einmal gefaßten Idee nicht wieder untreu geworden. Noch im Jahre 1530, da ihm doch schon manche Enttäuschung widerfahren war, hat er die Forderung erhoben: „Kann die Oberkeit die Unterthanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauren laufen und anders thun, wenn man kriegen soll, wie viel mehr kann und soll sie hie die Unterthan zwingen, daß sie ihre Kinder zu Schulen halten.“ In dem ersten, unter seiner Mitwirkung, auf Geheiß seines kurfürstlichen Herrn aufgesetzten „Unterricht“ für die Pfarrer heißt es: „Es sollen auch die Prediger die Leute vermahnen, ihre Kinder zur Schule zu thun“; und dem entsprechend an die Eltern: „Sie sollen, um Gottes willen, die Kinder zur Schule thun.“ Ein Gebot, an dessen Befolgung den Prediger erinnerte jede Sonntags- und jede Wochenpredigt, wenn sie vom Buche der Bücher redete: jede Liturgie, die auf die Teilnahme der Gemeinde und den stets wachsenden Schatz geistlicher Lieder sich aufbaute: Lieder, welche unmöglich alle auswendig gesungen werden konnten. Ohne es im einzelnen beweisen zu können, dürfen wir doch für sicher annehmen, daß der neue geistliche Stand, den Deutschland erhielt, das Seinige getan hat, um, mit und ohne Beistand der weltlichen Obrigkeit, schulmäßige Unterweisung auch für die unteren Schichten der Gesellschaft einzurichten.

Doch sind diese Saatkörner nicht überall zu gleicher Zeit aufgegangen. Je nachdem in den oberen Regionen die Territorialherren, denen der Summepiskopat zufiel, in den unteren die Adligen, die auf dem Lande Patronat und Lokalverwaltung hatten, größeren oder geringeren Eifer zeigten, reifte die Frucht früher oder später. Auf den ersten Blick gewahren wir eine Differenz, die zwar nicht

zusammenfällt mit der zwischen West und Ost*), Grundherrschaft und Gutsherrschaft, milder und strenger Hörigkeit, wohl aber stark von ihr beeinflußt wird. Württemberg, der Vorposten des evangelischen Bekenntnisses im Süden, Sachsen im mittleren, Braunschweig-Wolfenbüttel im nördlichen Deutschland: das sind die pädagogischen Musterstaaten, denen dann allmählich die Nachbarn folgten. Den Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung stellt die 1642 ergangene Schulordnung Ernsts des Frommen von Gotha dar, die man noch heute mit Vergnügen liest: mustergültig nach Form und Inhalt.

Der eigentliche Prüfstein für den Fortschritt der pädagogischen Idee war, da in den Städten meistens noch der alte uns bekannte Impuls einigermaßen nachwirkte, die Volksschule des platten Landes: die deutsche Schule, wie sie im Gegensatz zur lateinischen Gelehrtenschule genannt wurde. Der geborene Verwalter war hier der Küster, der dem Geistlichen auch bei den rein gottesdienstlichen Funktionen an die Hand ging. Die „Küsterschule", natürlich unter der Aufsicht des Geistlichen stehend, bezeichnet die niedrigste Stufe dieser Entwicklung.

Wer die Schule heben will, fängt beim Lehrer an. Die württembergische Kirchenordnung von 1559 und die kursächsische von 1580 unterwerfen den Schulmeister einer Prüfung, die feststellen soll, ob er sowohl die für die religiöse Bildung unentbehrliche Kunst des Lesens, als auch die auf weltliche Beschäftigung berechnete Fertigkeit des Schreibens, ja sogar bereits die des Rechnens besitzt. Dem Lehrer wird ein unsträflicher Wandel zur Pflicht gemacht. Daneben aber zeigen die Kirchen- und Schulordnungen des westlichen Deutschlands mit wachsender Bestimmtheit das Bestreben der Mächtigen, ihrerseits für Hebung des Standes zu sorgen. Die Wolfenbüttelsche Schulordnung von 1651 geht soweit, dem Lehrer den Betrieb eines Handwerks zu verbieten; alle fordern, daß der Leistung des Lehrers eine Gegenleistung in Gestalt ausreichender Besoldung entsprechen müsse. Sie soll teils in Geld, teils in Natura erfolgen. Die Eltern haben Schuldgeld zu zahlen, das dem Lehrer direkt zufällt; auch diejenigen, die ihre Kinder zurückzuhalten versuchen, dürfen sich der Leistung nicht entziehen.

Später setzte die dem Schüler zugewandte Tendenz der Gesetzgebung ein. Die erste Epoche bezeichnet hier die Weimarsche Schul-

*) Das Pommern links der Oder machte unter schwedischer Herrschaft bemerkbare Fortschritte, während umgekehrt im Westen Hessen-Kassel auffallend zurückblieb.

...dnung von 1619, die zweite die uns schon bekannte Gothaische ...on 1642. Jene gebietet: „Es sollen alle Kinder zur Schulen ge...lten werden“; doch macht sie noch den Vorbehalt: „so viel mög...ch“. Klar und unzweideutig erst Gotha: „Alle Kinder, Knaben ...nd Mägdlein, sowohl in Dörfern als in Städten, sollen in die ...chule geschicket werden“. Gleichzeitig wird Anfang und Ende des ...chulbesuches festgelegt. Er beginnt mit dem sechsten Lebensjahre ...nd hört auf in Weimar mit dem zwölften; in Gotha dauert er so ...nge, bis die Kinder geprüft und reif befunden sind. Die Unter...ung soll, abgesehen natürlich von den Ferien, niemals ganz ...nterbrochen werden; doch wird den Eltern das Zugeständnis ge...cht, daß in den Sommermonaten die Kinder auf dem Felde oder ...n den Weinbergen helfen dürfen; sie sollen dann Sonntags vor ...er nach dem Gottesdienst in die Schule kommen, um das Gelernte ...icht zu vergessen. Ueber den Schulbesuch haben Lehrer und Pfarrer ...sten zu führen; Eltern und Vormünder, die sich säumig erweisen, ...erden bestraft.

Diese Zeit schroffer Geburtsunterschiede war für die Idee, alle ...inder durch ein und dieselbe Schule gehen zu lassen, nicht reif: ...ie hätte man damals den im Schlosse Geborenen zumuten können, ...it den Dorfkindern auf einer Bank zu sitzen. Also durfte, wer ...ie Mittel dazu hatte, seinen Kindern einen besonderen Erzieher ...alten; doch sollten diese Privat-Präzeptoren an die Schulordnung ...ebunden sein.

2.

Die Territorien, aus denen im Jahre 1680 der werdende ...randenburgisch-preußische Staat zusammengesetzt war, wiesen, wie ...uf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens, so auch auf dem ...er Schule starke Gegensätze auf. Zunächst den allgemein deutschen ...wischen West und Ost. In Kleve-Mark waren die reformierten ...sowohl wie die lutherischen Gemeinden durch die eigentümliche ...irchenpolitik des alten Herrscherhauses gewöhnt worden, sich auf ...ie eigene Kraft zu verlassen; sie sorgten auch für ihre Schulen, ...chon wegen der Nachbarschaft einer feindlichen, bekehrungseifrigen ...onfession. In Magdeburg, wo das geistliche Regiment durch ...echselnde Dynastien abgelöst wurde, gewahren wir ein nicht ...inder löbliches Streben. Kein Geringerer als Gustav Adolf hat ...ier ein Schulgesetz erlassen, das bestimmte, es solle Winter und Sommer auf den Dörfern Schule gehalten werden. Bald nach der

Mitte des 17. Jahrhunderts, vor der Annexion an Brandenburg, ergingen Schulordnungen, die noch nicht alle subjektive Willkür ausschlossen, aber grundsätzlich für alle Dörfer eine Lehrkraft anordneten und alle Kinder, vom sechsten bis zum zwölften Jahre, für die Schule bestimmten.

Unter den Provinzen rechts der Elbe behauptete einen Vorrang die Kurmark. Freilich, die brandenburgische Visitations-Ordnung von 1573 steht weit zurück hinter der etwas älteren württembergischen und der nur wenig jüngeren kursächsischen Ordnung. Noch geringere Anforderungen an die Dorfschule zu stellen, als hier geschieht, ist kaum möglich. Weder vom Schreiben noch vom Rechnen ist die Rede, ja nicht einmal vom Lesen: alles, was verlangt wird, beschränkt sich auf die Fähigkeit, den Katechismus einzuprägen und sich einprägen zu lassen, Kirchenlieder vorzusingen und nachzusingen. Unzweifelhaft tritt bereits hier, wie in den ostelbischen Kirchen- und Schulgesetzen dieser Epoche überhaupt, zutage, wie gering das Interesse war, das die Adligen und die ihnen nachgebenden Fürsten an der geistigen Hebung der hörigen Landbevölkerung nahmen. Aber in dem westlichen Teile des Territoriums, der sogenannten Kurmark, haben doch die Freunde pädagogischen Fortschritts (die wir hauptsächlich wohl unter dem geistlichen Stande zu suchen haben) mit der Zeit bewirkt, daß neben den Küstern viele besondere Schulmeister angesetzt wurden. Hinter der Kurmark stand die Neumark, an der Grenze der deutschen Welt gelegen, zurück und ist es lange Zeit geblieben. In Pommern wußte die 1563 ergangene Kirchenordnung überhaupt nichts von einer Dorfschule: nur langsam begann sie Wurzel zu schlagen. Am schlimmsten sah es aus in der Provinz, die heute den Namen Ostpreußen trägt. Von vornherein stand einer gedeihlichen Entwicklung des Schulwesens die große Ausdehnung vieler Kirchspiele hindernd im Wege: zuweilen gehörten Dutzende von Dörfern zu einer Kirche. So versteht man, daß eine Verordnung des Jahres 1638 die von höchster Verlegenheit zeugende Wendung enthält: jedes Dorf solle im Winter wenigstens einen Knaben zur Schule senden und ihn für die Woche mit Lebensmitteln ausrüsten, damit er recht beten lerne und durch diese Gabe seinem ganzen Heimatorte zum Segen gereiche. Der gräßliche Tareneinfall der Jahre 1656 und 1657, der Dörfer und Städte in Asche legte, die Bevölkerung dezimierte und den Wohlstand vieler von den Ueberlebenden vernichtete, half die Lage der Provinz und ihrer Schulen weiter verschlimmern.

Kurfürst Friedrich Wilhelm, überwiegend der Diplomatie und dem Kriege zugewandt, hat an diesen Zuständen wenig verbessert. Anders sein Sohn, der so oft in Bausch und Bogen verurteilte erste König. Mag es nicht von großer Wirkung gewesen sein, daß er den Kindern der Aermsten den Schulbesuch möglich zu machen und den Widerstand der Bauern gegen die Unterweisung zu brechen suchte: sicher hatten die armen Gemeinden königlichen Patronats davon einen Vorteil, daß er befahl, ihnen das für den Bau der Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser erforderliche Material unentgeltlich zu geben. Seine Kottbuser Wenden, welche die Germanisierung fürchteten, beruhigte er mit der Erklärung, daß er weit davon entfernt sei, sie ihrer Sprache berauben zu wollen; er rechne es sich vielmehr zum Ruhme an, daß seinem Szepter Leute fremder Zungen unterworfen seien. Mehr noch: er befahl, in jedem ihrer größeren Dörfer eine Schule anzulegen, von den kleinen aber je zwei möglichst nahe gelegene zu einem Schulverbande zu vereinigen; ja, er hat klar und unzweideutig hier das Prinzip der allgemeinen Schulpflicht formuliert. Nicht anders im Herzogtum Magdeburg, wo überdies die Entlassung der Jugend von einer Prüfung durch den Pfarrer abhängig gemacht wurde; nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer sollte, wie schon Gustav Adolf gewollt, Schule gehalten werden: säumige und übelwollende Eltern sind mit Geld und Gefängnis gestraft worden. In Pommern erging wenigstens die Verfügung, daß in jedem Kirchdorfe ein Küster, in jeder Filiale, wie auf jedem eingepfarrten Dorfe, ein Schulmeister anzustellen sei. Es war die Bundesgenossenschaft zwischen Pietismus und milder Orthodoxie, die, in den höher kultivierten Landschaften Deutschlands gestiftet und gewachsen, nun auch die östlichen Gebiete in ihren Bereich zog. Der in Gotha gebildete und herangewachsene Seckendorf wurde erster Kanzler der neuen Universität, die diese Regierung stiftete; der Elsässer Spener weilte in der Residenz des Monarchen; der Lübecker Francke begann sein Liebeswerk auf brandenburgisch-preußischem Boden.

Schon hiernach ist klar, daß Friedrich Wilhelm I. das Verdienst, das ihm beigemessen wird, auf alle Fälle mit anderen zu teilen hat: mag es sich nun um die Idee der allgemeinen Schulpflicht oder um ihre Uebertragung auf Brandenburg-Preußen handeln. Wie aber war sein eigenes Werk beschaffen?

Von vornherein haben wir auch hier zu unterscheiden zwischen Stadt und Land. Für die Städte aller seiner Provinzen hat der

König auf diesem Gebiete wenig getan. Nachdem er ihre Selbstverwaltung beseitigt und sie tatsächlich in Domänen verwandelt hatte, würde jeder Aufwand für die Schule seine eigenen Einnahmen geschmälert haben: vielleicht mochte er auch glauben, daß das Vorhandene ausreiche. So richtete sich denn auch das wichtigste seiner Schulgesetze „vornehmlich" und „hauptsächlich" an das Land.

Es war im vierten Jahre seiner Regierung, als das Edikt erging, das gemeiniglich als seine persönliche Tat und als Einführung des Schulzwanges in sein Reich gilt. Beides mit Unrecht. Schon aus der Unterschrift „Auf allerhöchsten Spezial-Befehl" ersieht der Kenner des preußischen Kanzleistils, daß es sich um ein Gesetz sozusagen zweiten Ranges handelt, das nicht der Initiative des Monarchen entsprungen ist, und das Studium der Akten beweist dasselbe. Das reformierte Kirchen-Direktorium trug, bewogen durch die Klage der Geistlichen über schlechten Schulbesuch, am 31. Juli 1717 dem Könige die Bitte vor: er möge den Eltern befehlen, ihre Kinder in die bestehenden Schulen zu schicken. Friedrich Wilhelm willigte ein, verfügte aber, daß das zu entwerfende Edikt einen Zusatz erhalte, bestimmt nicht für die Schule, sondern für die Kirche, nicht nur für die Jugend, sondern für die Gemeinde insgesamt: die Prediger sollten jeden Sonntag Nachmittag die Katechisationen halten, die seit dem Aufkommen des Pietismus erhöhtes Ansehen in der evangelischen Welt erlangt hatten, und der Fiskal sollte die Ausführung des Gebots überwachen. Der Gedankengang des Königs ist klar: wenn — meinte er — der Prediger ordentlich katechisiert und den Eltern ins Gewissen redet, so werden sie nicht unterlassen, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Eine besondere Strafandrohung gegen Schulversäumnisse hielt Friedrich Wilhelm nicht für nötig: sie ist erst von den Geheimen Räten, welche die Verordnung ausarbeiteten, hinzugefügt worden, übrigens nur in allgemeiner Fassung. Sicher: keiner der Beteiligten, weder der König noch seine Räte, hatte das Bewußtsein, irgend etwas Außerordentliches getan zu haben. Das wäre der Fall gewesen, wenn das Edikt Vorschriften gegeben hätte über die Versorgung solcher Gemeinden mit Schulen, die ihrer bisher entbehrten. Davon blieb es soweit entfernt, daß es die Ermahnung an die Eltern ausdrücklich auf den Fall beschränkte, daß eine Schule am Orte war: „Wir verordnen, daß hinkünftig an denen Orten, wo Schulen sein, die Eltern bei nachdrücklicher Strafe gehalten sein sollen, ihre Kinder . . . in die Schul zu schicken."

„Wo Schulen sein": es ist doch wohl nur durch eine starke Voreingenommenheit zu erklären, daß die Bedeutung dieser drei Worte hat verkannt werden können. Johann Gustav Droysen läßt sie, in der Geschichte der preußischen Politik, bei der Besprechung des Edikts einfach fort; ebenso Rönne in seinem Buche über das „Unterrichtswesen des preußischen Staates"; andere lassen sich durch sie nicht abhalten, von einer Einführung des Schulzwangs, der Begründung der Volksschule zu reden. Die Bedeutung des Edikts ist bescheidener. Sie besteht darin, daß es den Einwohnern derjenigen Orte, welche Schulen besaßen, die auf Benutzung der Schulen gerichtete Willensäußerung des Königs kund tat und, wie wir noch sehen werden, eine einheitliche Regelung des Schulgelds vornahm.*)

Das Edikt ist dann in allen Provinzen vorschriftsmäßig verkündigt worden. Die Frage, welche Wirkung es gehabt, hat der König selbst beantwortet, als er es 19 Jahre später, 1736, für die Kurmark, und zwar wieder mit dem Zusatz: „wo Schulen sein" erneuerte. Er klagte, daß „Unserm heilsamen Edicte nicht nachgelebet werde und die Jugend dahero in großer Unwissenheit sowohl im Lesen, Schreiben und Rechnen als auch in denen zu ihrer Seelen Heil und Seligkeit nöthigen Stücken sich befinde". Wenn dies das Ergebnis in derjenigen seiner ostelbischen Provinzen war, wo die Vorbedingungen am günstigsten gelegen hatten, wie gering wird die Wirkung anderwärts gewesen sein. Denn daß Friedrich Wilhelm inzwischen (1734) für die meisten dieser Provinzen ein Schulpflichts-Edikt ohne den Zusatz: „wo Schulen sein" erlassen hatte, änderte selbstverständlich an den bestehenden Zuständen nichts. Mit der berufenen Klausel und ohne sie erreichten die Edikte nur dann eine höhere Stufe der Entwicklung, wenn sie für neue Schulen sorgten.

Dieses Problem deutlich formuliert zu haben ist vielleicht die wichtigste Nebenwirkung des Ediktes von 1717. So wurden diejenigen angespornt, die der Schule auf irgend eine Weise zu Hilfe kommen wollten. Namentlich gilt dies für den König selbst. Auch in seiner Brust wohnten zwei Seelen. Die eine, dem Unvergänglichen zugewandt, diktierte ihm: „Wir verordnen, daß Schulen gebaut und Lehrer unterhalten werden, um die Jugend für Zeit und Ewigkeit vorzubereiten"; die andere, dem Willen zur Macht dienend, raunte

*) Die dringend notwendige Begrenzung der Schulpflicht auf bestimmte Lebensjahre fehlt in dem Edikt von 1717 und ist erst bei seiner Erneuerung im Jahre 1736 nachgetragen worden.

ihm zu: „Tue es nicht, denn du mußt zuzahlen, vielleicht alles zahlen, und was du hier gibst, entziehst du deinem Tresor und deinen lieben Kindern im blauen Soldatenrock“. Ausgefochten wurde dieser Streit, man ist versucht zu sagen selbstverständlich, in der Provinz, wo es am schlechtesten mit dem Schulwesen stand, in Ostpreußen; eben erst waren der armen Provinz durch eine furchtbare Pest neue Wunden geschlagen.

Nehmen wir ein Stück des Resultats vorweg, so sind hier Schulen gebaut worden auch für die adligen Güter, aber seinen Ausgang nahm das Werk von den Domänen: der König begann es weder in seiner Eigenschaft als souveräner König-Herzog des Landes Preußen noch als Träger des Summepiskopats, sondern in der bescheideneren Rolle eines Patrons. Erst als er, dem Beispiel seines Vaters folgend, die Dörfer zu Schul-Sozietäten zusammenfaßte und gewahr wurde, daß es Dörfer mit gemischtem, teils königlichem, teils adligem Patronat gab, und daß die Isolierung der adligen Güter die ganze Systematisierung stören würde, zog er sie mit heran. So kam nun doch der Summepiskopat zu seinem Rechte, aber dessen Träger redete vorsichtig, fast zaghaft; von einem eigentlichen Befehle des Königs an die adligen Herren kann kaum die Rede sein, sie werden mehr eingeladen und aufgefordert als genötigt: „Der Adel“, heißt es am Schlusse der maßgebenden Verordnung, „wird sich hiernach zu richten haben und zur gemeinschaftlichen Einrichtung der Schulen die Hand bieten, wiewohl ihnen frei stehet, die Sache nach ihrem besten Gefallen einzurichten, nur daß der von Sr. Königl. Majestät intendierte Endzweck erreichet werde“.

Fast 16 Jahre hat es gedauert, ehe auch nur die Befehle für das Werk ergingen, mindestens fünf Anläufe hat der König genommen, ehe er an das Ziel kam. Gesteckt ist es ihm von einem pietistischen Geistlichen, dem unerschrockenen Pfarrer Lysius.*) Der schärfte durch eine Predigt über das Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus dem Monarchen das Gewissen für die geistige Not seiner deutschen und littauischen Bauern; man spürt einen Nachklang seiner Mahnung in dem königlichen Marginale: „Denn wenn ich Baue und Verbeßere das Land, und ich mache keine Christen, so Hilfet mir alles nit“. Lysius, mit der Ausarbeitung eines Planes betraut, schlug vor, den Schul-

*) Er stammte aus Flensburg.

lehrern je nach dem eine halbe oder eine ganze Hufe, außerdem noch das Schulgeld zu geben, die Schulhäuser aber auf königliche Kosten zu bauen: vorschußweise, wie er vorsichtig hinzufügte. Sicher wäre das die beste Lösung gewesen, vorausgesetzt daß noch die Gemeinde dem Schulmeister, damit er nicht verbauerte, seinen Acker in Ordnung zu halten verpflichtet wurde; auch dem Könige wäre damit keine unerschwingliche Last auferlegt worden. Denn Bauholz war, da meist große und wenig einbringende königliche Forsten sich in der Nähe befanden, ohne weiteres zu haben, und die 800 Hufen, die insgesamt für die Schulmeister erforderlich gewesen wären, was wollten sie besagen neben den 34681 Hufen, die von den Junkern der Domäne entfremdet und nun wieder „reduziert“ waren? Aber der König, der bereits seine Zustimmung halb und halb gegeben hatte, wurde plötzlich anderer Meinung und ließ Lysius samt seinem Projekt fallen: offenbar war ihm die Sache zu teuer.

Und nun begann ein Hin und Her, das in diesem absolut regierten Staate wunderlich berührt: ein Beraten und Streiten, ein Angreifen und Sichverteidigen der bestehenden Behörden und der neu eingesetzten Kommissionen, der in die Provinz gekommenen Fremden und der auf sie eifersüchtigen Einheimischen, der Deutschen, welche die Mehrheit hatten, und der Littauer, die fürchteten, germanisiert zu werden. Man erwog, ob nicht an Stelle des Schulgeldes eine Schulsteuer treten solle; ob nicht die Kirche beim Bau der Schule und der Unterhaltung des Lehrers mit heranzuziehen sei und, wenn dies beschlossen, ob nur die Einzelkirche, in deren Bezirk die zu errichtende Schule lag, sei es mit ihren Kapitalien oder mit dem Betrage des allsonntäglich kursierenden Klingebeutels, oder ob alle Kirchen der Provinz, vielleicht sogar des gesamten Staates, in Mitleidenschaft zu ziehen seien. Aber so viele Projekte aufgestellt und so viele Proben gemacht wurden, stets war das Fazit: bei der Armut aller Angerufenen ist auf ein Gelingen des Werkes, selbst wenn die Ansprüche noch so bescheiden formuliert werden, nicht zu rechnen.

Da geschah das Unerwartete: der König bewilligte doch eine Jahresrente in Höhe von 2000 Talern, zu deren Sicherstellung er ein Kapital von 40 000 Talern als sogenannten Mons Pietatis hergab; es wurde, als sich eine fünfprozentige Verzinsung nicht verbürgen ließ, auf 50 000 Taler erhöht. Das war nicht viel, an sich nicht und auch dann nicht, wenn wir bedenken, daß die Jahreseinnahme des preußischen Staates unter Friedrich Wilhelm I.

schließlich doch $6^9/_{10}$ Millionen betrug und daß der König für die Versorgung seines Leibregiments mit langen Rekruten jährlich Zehntausende von Talern ausgab. Anderseits belief sich der ganze Etat der Universität Halle auf 6700 Taler, so daß sich wohl die Frage aufdrängt: was bewog den Ueebersparsamen zu dieser Freigebigkeit? Zweierlei läßt sich als Motiv anführen. Er hatte den unschätzbaren Bevölkerungszuwachs der Salzburger Emigranten, die ihm sein verwüstetes Littauen wieder instand setzen sollten, nur gegen die Zusage erhalten, daß er ihnen Kirchen und Schulen bauen wolle. Sodann aber war er damals von einer Krankheit genesen: in solchen Momenten pflegte er eine größere Summe für Notleidende zu spenden; nicht unwahrscheinlich, daß diese Gewohnheit Ostpreußen zu statten kam. Uebrigens stellte sich alsbald heraus, daß auch die Zweitausendtalerrente nicht ausreichen werde; der König legte also sämtlichen Kirchen seiner Provinzen eine einmalige Steuer von 3 Prozent auf, die in zwei Raten erhoben worden ist.

So konnte (1736) die Verordnung formuliert werden, welche die ökonomische Verhältnisse der ostpreußischen Schule regelte; sie erhielt den Namen der Principia regulativa. Hiernach sollten die Schulhäuser von der Gemeinde gebaut und erhalten werden, aber der König als Patron gab das Material: so jedoch, daß Türen, Fenster und Oefen aus den Kollektengeldern der Kirche bezahlt wurden. Die Einnahme des Schullehrers bestand teils in Naturalien, teils in barem Gelde. Der König wies ihm das Brennholz und einen Morgen Land an (den 15. Teil einer Hufe), den die Bauern imstande zu erhalten hatten; außerdem gaben sie ihm ein bestimmtes Quantum Roggen und Gerste, sowie freie Weide für seinen geringen Viehbestand; auch der Platz zu einem Küchengarten sollte nicht fehlen. Jede Kirche zahlte ihm jährlich 4 Taler; im Falle des Unvermögens trat der Patron ein. Dem Schulmeister gehörte der zweite Klingebeutel*); ebenso das Schulgeld, das übrigens einigermaßen nach dem Vermögen der Eltern abgestuft war und bei dem, soweit es sich um die Aermeren und Kinderreicheren handelte, der Mons Pietatis aushalf. Dazu noch Gebühren bei Konfirmationen und Hochzeiten**): „damit der Königliche Fonds der 50 000 Taler nicht beschweret werde.“ Aber wird dieses Vielerlei von Wenigem hinreichen, um den Lehrer gegen das

*) Jährlich gegen 10 Groschen, die aber gewöhnlich unter mehrere Lehrer zu verteilen waren.
**) 6 und 8 Groschen.

Hungern zu sichern? Die Verfasser der **Principia regulativa** waren, sicher mit Recht, nicht der Meinung. Sie fügten also den Satz hinzu: „Ist der Schulmeister ein Handwerker, kann er sich schon ernähren; ist er keiner, wird ihm erlaubt, in der Ernte sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen.“

Darauf begann man die Schulen zu bauen. Während der Arbeit erhielt der König noch einmal Gelegenheit, seine Doppelnatur zu zeigen. Als ihm die Wahl gelassen wurde zwischen einer dauerhaften und einer unsoliden Bauart, entschied er sich für die letztere: es genüge, meinte er, wenn die Gebäude 20 Jahre aushalten: für den Wiederaufbau könnten andere sorgen. Nach diesem Grundsatz ist dann verfahren worden, so daß schon nach wenigen Jahren viele der neuen Schulen baufällig waren. Deren Zahl belief sich schließlich auf 1160: davon 838 königlichen, 322 adligen Patronats; jene verhältnismäßig rasch, diese langsam gebaut: denn das Gros der Rittergutsbesitzer war der Sache im Herzen abgeneigt und folgte nur widerstrebend dem sanften ihnen auferlegtem Zwange. Indessen, wieviel des Unvollkommnen dem Werke auch anhaftete, denen, die es anrieten und beschlossen, begannen und vollendeten, gereicht es zum Lobe; es bleibt das Wichtigste von dem, was der König für die Sache der Schule getan hat.

Was wir darstellten, betraf nur die Provinz Preußen. Aber die legendenhafte Ueberlieferung bleibt dabei nicht stehen, sie schildert den Monarchen als pädagogischen Organisator auch außerhalb Ostpreußens. Und sehr nahe hätte es wohl gelegen, das ostpreußische Beispiel auf die andern Provinzen zu übertragen: hatte doch die Gesamtkirche für Ostpreußen mitgearbeitet; weshalb sollten die westlichen Provinzen schlechter gestellt werden als das Land am Pregel und an der Memel? Wirklich lesen wir bei dem einem Autor, daß der König 1700 Schulen gebaut habe: ein anderer vindiziert ihm 1800, ein dritter redet sogar von „gegen 2000“ (immer die ostpreußischen mit eingeschlossen). Indessen keine dieser Zahlen hält vor der archivalischen Prüfung Stich. Die erste beruht wahrscheinlich auf einer doppelten Verwechselung: des Staates Preußen mit der Provinz Preußen und der neuerbauten mit den nach der Vollendung der Bauten vorhandenen Provinzschulen; die späteren Zahlen sind dann von Autoren, denen die Zahl der ostpreußischen Neugründungen gegenwärtig war, mit freigebiger Hand vermehrt worden. Gewiß hat der König hier und da eine neue Schule angelegt; von einer planmäßigen Vermehrung der Schulen außerhalb Ostpreußens kann nicht die Rede sein.

„Wo Schulen sein“: diese Klausel schloß die Existenz von Schulgebäuden, aber auch von Schullehrern ein, die diesen Namen verdienten. Hat Friedrich Wilhelm I. für solche gesorgt? Auch diese Frage muß mit Nein beantwortet werden. Zwei Dinge wären hierfür nötig gewesen: eine angemessene Besoldung und eine ausreichende Vorbildung; beides hing eng miteinander zusammen. Denn das Deutschland des 18. Jahrhunderts stand, dank seinen Gymnasien, geistig schon so hoch, daß an Lehrern für die künftigen Volksschullehrer kein Mangel war, und auch diese würden sich alsbald gefunden haben, wenn ihnen ein leidlich würdiges Dasein garantiert worden wäre; was vom Staate erwartet wurde, war immer und immer wieder Geld.

Beginnen wir mit der Vorbildung, so hat Friedrich Wilhelm es nicht an dem Gebot fehlen lassen, daß die künftigen Schulmeister sich einer Prüfung unterziehen sollten. Aber da, wo deren Ziel überhaupt angegeben wurde, war es sehr niedrig bemessen, an keiner Stelle wird es über das hinausgegangen sein, was einmal in die Forderung gefaßt wurde: „Es müssen sothane Subjecta im Lesen, Schreiben und Rechnen, wenigstens was die fünf Spezies betrifft, recht fertig, vor allen Dingen aber im Stande sein, der Jugend prima principia Christianismi beizubringen“. Und dafür, daß es solche „Subjecta“ in genügender Zahl gab, war keine Fürsorge getroffen. Wohl fanden sich in Preußen schon vor Friedrich Wilhelm I. zwei Seminare (das eine ein Werk des Pietismus, das andere eine Schöpfung der Kirche von Kleve-Mark), die beide mit für die Volksschule sorgten, und der König hat sich beifällig über diejenigen geäußert, die das Begonnene fortsetzten, auch selber die eine und die andere Anregung gegeben, aber von einer wohlüberlegten Vermehrung und Unterstützung der Anstalten blieb er weit entfernt. Was auf dem Gebiete der Lehrerbildung geschah, blieb im wesentlichen das Verdienst einzelner wackerer Geistlichen.

Noch schlimmer stand es mit der Besoldung. Der Schulmeister bekam, wir wissen es schon, auch in Brandenburg-Preußen für seine pädagogischen Leistungen Gebühren: das Schulgeld. Ursprünglich ist wahrscheinlich für jeden Schultag die kleinste Geldmünze, also in der Mehrzahl der brandenburgisch-preußischen Provinzen ein Pfennig, bezahlt worden; das Edikt von 1717 erhob diese Zahlung zur Norm, und zwar in der Formulierung, daß für das Schulkind wöchentlich zwei Dreier zu geben seien. Wäre dies

pünktlich befolgt worden, so würden die Schulmeister das bescheidene Maß von barem Gelde erhalten haben, dessen sie bedurften. Aber die teils unvermögenden, teils geizigen Bauern unterließen, unter allerhand Vorwänden, nur allzu oft die Zahlung, und die sonst so schneidigen Behörden des Königs waren säumig, dem Schulmeister zu seinem Rechte zu verhelfen. Eine partielle Besserung war in Ostpreußen bewirkt, wo durch die Principia regulativa die wöchentliche Abgabe in eine jährliche verwandelt, die Domänenpächter haftbar gemacht und die Schulmeister vierteljährlich durch Vermittlung des Pfarrers bezahlt wurden; freilich erkaufte man diese Stabilität durch eine ansehnliche Herabsetzung der Einheitssumme von zwei Dreiern. Ueberall aber war der Ertrag des Schulgeldes so gering, daß der Lehrer davon nicht leben konnte. Dennoch gab es Hunderte (namentlich in Pommern und der Neumark), die darauf angewiesen waren. Für diese Proletarier des Standes wurde die Frage des Kampfes um das Dasein dadurch gelöst, daß sie bei den Bauern der Reihe nach herum aßen und schliefen.

Die zweite Einnahmequelle, die namentlich für die auch mit dem Küsteramt betrauten Lehrer floß, bestand in Gehalt und allerhand Naturalleistungen: alles nach den Provinzen verschieden. Leider unterließ es der sonst so sehr auf Egalisierung und Uniformierung bedachte Monarch, die für Ostpreußen erlassene Norm auf die anderen Provinzen zu übertragen: er wollte seine Kasse schonen. Den Versuch einer Besserung hat er nur noch in Pommern und der Neumark gemacht. Auf den Antrag des Geistlichen Departements bestimmte er, daß die Einnahmen der Schullehrer erhöht werden sollten durch Verpachtung der Gemeindewiesen, aus etwa vorhandenen Ueberschüssen der Kirchenkassen, durch drei Scheffel Korn, die der Patron, „wenn sonst kein hinlänglicher Fond vorhanden“, jährlich zu liefern habe, endlich durch ein Becken, das äußerstenfalls der Schulmeister jedes Vierteljahr einmal vor die Kirchentür legen durfte. Eine nachhaltige Wirkung hat dies Edikt nicht gehabt. Auch fernerhin hieß es in den pommerschen Visitationsberichten von manchem Schulmeister: „Kein Salarium und keine Accidenzen“. Besser stand es in der Kurmark. Doch hören wir, daß auch hier, und zwar in Dörfern königlichen Patronats, noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Gemeinde für ein Schulhaus, das sie gebaut, vom Lehrer eine Entschädigung verlangte. In einem andern Falle ließ sie zu, daß er von seinen 6 Thalern Einnahme 5 für Miete gab. Noch mehr verdient aufbewahrt zu werden, daß ein Lehrer

die Miete, die er in Gelde nicht bezahlen konnte, durch Dienste, die er einige Tage in der Woche leistete, abarbeiten mußte.*)

Unter diesen Umständen waren die Schullehrer geradezu gezwungen, sich nach einem Nebenerwerbe umzusehen. Ein Teil fand ihn im Ausschanke von Bier und Branntwein: eine wahre Versündigung am Geiste der Schule. Sie wurde für Kleve-Mark seit 1689 durch die Beschlüsse der reformierten Synoden, für alle Landschaften durch die Edikte der beiden ersten Könige verboten und allmählich beseitigt. Harmloser, nur gefährlich für die Bauern und deren Prozeßsucht, war das Schreiben von Suppliken; auch dies wurde untersagt. Dagegen geduldet, ja befördert wurde in Brandenburg-Preußen, was in Braunschweig-Wolfenbüttel bereits verpönt war: die Kombination von Handwerk und Schulwerk. Wir kennen sie schon von Ostpreußen her: in den übrigen Provinzen blühte sie desgleichen. Ursprünglich hatte sie sich auf sämtliche Handwerke des platten Landes erstreckt: die Schmiede, Rademacher, Zimmerleute, Leineweber und Schneider: mehr und mehr aber beschränkte sie sich auf das ruhige, wenig Bewegung und keinen großen Raum erfordernde Geschäft der Schneider. Zum Abschluß kam diese Entwicklung durch ein Reskript Friedrich Wilhelms I., nach welchem auf dem Lande nur solche Schneider geduldet werden sollten, die das Amt eines Küsters oder Schulmeisters besäßen: die Nebenbeschäftigung war Hauptbeschäftigung, die Schule Annex des Handwerks geworden. Da aber, wo es keinen Schneider gab, griff man oft genug zum Tagelöhner oder zum Hirten: der hütete dann im Sommer das Vieh, im Winter die heranwachsende Jugend der Menschen. Einige Abwechslung in diese zivile Eintönigkeit brachte der Soldatenkönig, der überhaupt geneigt war im Staate ein Organ des Heeres zu sehen, dann, wenn er Invaliden auch hier versorgte. „Supplikant", hören wir aus seinem Munde, „soll als ein alter Soldat bei erster Vakanz vor allen andern, sie mögen sein wer sie wollen, zu einem austräglichen Küsterdienst befördert werden."

Was mußte nach alledem das Ergebnis sein, was war es, als Friedrich Wilhelm I. die Augen schloß?

In keiner Provinz war es gelungen, alle Kinder zum Besuche der Schule zu veranlassen; vielmehr wuchsen Tausende ohne jeden Unterricht auf. In keiner Provinz dauerte der Unterricht Sommer

---

*) Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha bestimmte fast ein Jahrhundert früher, daß jeder Lehrer mindestens 50 Gulden bar, 8 Malter Korn (zu 4 Talern), freie Wohnung und Gartengenuß, sowie freies Holz haben sollte.

und Winter. Ueberall waren die Lehrgegenstände auf das äußerste beschränkt, in der Regel auf die religiöse Unterweisung und auf das Lesen; Schreiben und Rechnen nahmen schon deshalb eine Ausnahmestellung ein, weil in vielen Fällen der Lehrer selbst versagte. Nirgends eine methodisch geleitete Unterweisung, überall mechanisches Auswendiglernen. Die Kinder untergebracht in Räumen, die meistens gleichzeitig dem Schulmeister und seiner Familie als Wohnraum, zuweilen als Schlafraum und, wenn er Handwerker war, als Werkstätte dienten. Von geistiger Ueberlegenheit des Lehrers nur allzu oft nicht die Rede. Nicht übel wird das Verhältnis, das sich dann herausbildete, durch die Anekdote gekennzeichnet, daß der Schulmeister, um seiner Rangen Herr zu werden, sich von einem Kompagnie-Chef die rote Binde habe verleihen lassen, die Hals und Haupt mit der Glorie des militärischen Vorgesetzten umgab.

3.

Soll man hier von einem Mißerfolge reden? Objektiv betrachtet, gewiß; denn die von Friedrich Wilhelm I. verkündete Schulpflicht, mag man sie nun in weiterem oder in engerem Sinne fassen, war größtenteils auf dem Papier geblieben. Subjektiv betrachtet, schwerlich; denn Friedrich Wilhelm I., so wenig wie irgendeiner seiner weltlichen Räte werden sich besiegt geglaubt haben.

Der König hat sichtlich für die Schule kein besonderes Interesse gehegt. Den Grad seines Wohlwollens insbesondere für die Verwalter der Schule messen wir an einer Bemerkung, die er machte, als es sich um deren Besoldung handelte: es sollten nur solche Schulmeister angestellt werden, „die dabei arbeiten und sich was verdienen können, um der Gemeinde nicht ganz und gar à charge zu sein". Die Lehrer sind ihm im Grunde eine Last; ihren Beruf zählt er nicht unter die echten Arbeiten.*) Und diese halb übelwollende Gleichgültigkeit war wohl nicht ausschließlich die Nebenwirkung der persönlichen Neigung, die ihn zum Exerziermeister eines Heeres und zum Fafnir eines Schatzes machte; sie hängt eng zusammen mit der historischen Stellung des Schulwesens überhaupt. Denn es ist eine neue Legende, wenn man ihm die Säkularisation der Schule beigemessen hat. Was dafür als Beweis angeführt werden kann, beschränkt sich auf einige wenige durch den Zwang

*) Als er die Gehälter der „Staatsbedienten" in Pillau revidierte, ließ er dem Ruderknecht seine monatlichen 4 Taler, den „Schulbedienten" setzte er von $2^1/_4$ Talern auf $2^1/_{12}$ herab.

der Verhältnisse bewirkte Abweichungen von den kirchlichen [illegible]
sationen und auf die Spende des Mons Pietatis; was [illegible]
so kennen wir schon die besonderen, auch in das [illegible]
hineinreichenden Motive, die sie bewirkten. Alles [illegible]
darin, daß der König auch hier nicht aus den Anschauungen [illegible]
Zeit hinaustrat. Kirche und Schule nannte er in einem [illegible]
wenn er zu Mit- und Nachwelt redete. Geistliche sollten [illegible]
[illegible], Geistliche sie beaufsichtigen, eine geistliche [illegible]
[illegible]. Den Klagen der Geistlichen wollten [illegible]
[illegible] ein Geistlicher war es, der den Anstoß zur [illegible]
[illegible] gab. Die Religion dominierte [illegible]
Wenn es sich um die Deckung der Kosten handelte, [illegible]
[illegible] Idee, sie der Kirche aufzuerlegen. [illegible]
[illegible] Dinst in Ostpreußen zu [illegible]
Kirche. Und um jeden etwa übrig bleibenden [illegible]
[illegible] Steuer wurde, da es sich um [illegible]
handelte, nur von geistlichen Kirchen [illegible]
[illegible] Provinzen, die eine katholische Kirchen [illegible]
[illegible] Protestanten so gut wie ganz entbehrte, [illegible]
[illegible] Schon damit war die Schule [illegible] der Kirche [illegible]
[illegible] Neigung dem Staate [illegible]
[illegible] sich, sie zu [illegible]

[illegible]

[illegible]

Befreiung des Landvolks und die Emanzipation der Städte, wollten sie nichts wissen. Ihr Auftraggeber aber, der König, der übrigens selbst durch die Berufung von Schulmeistern aus Sachsen die pädagogische Ueberlegenheit des Nachbarlandes anerkannte, er hat, als die Gleichheitstendenzen des Jahrhunderts stärker und stärker wurden, seinem Unterrichts-Programm eine Beschränkung hinzugefügt, die deutlich zeigt, daß er in der Volksschule eine Gefahr für seinen auf den Unterschied der Geburtsstände gegründeten Staat erblickte. „Es ist", verfügte er, „auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bißchen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden." Nicht anders das Kabinett Friedrich Wilhelms III.: „Die Kinder der arbeitsamen Volksclasse sollen ihren Katechismus, Bibel und Gesangbuch lesen, ihren geringen und eingeschränkten Verhältnissen gemäß schreiben und rechnen, Gott fürchten, lieben und darnach handeln, die Obrigkeit achten und den Nächsten lieben lernen. Wer ihnen mehr aufpfropfen will, macht sich eine vergebliche und undankbare Mühe, auch handelt er dem wahren und großen Interesse dieser genügsamen Menschen, der Ruhe der Gemüter, dem Fleiße und der Emsigkeit im Berufe und damit dem Wohl des Staats entgegen." Es versteht sich von selbst, daß die adligen Herren des Ostens, die „Obrigkeiten" der „arbeitsamen Volksclasse" — wenige Ausnahmen abgerechnet — derselben Meinung waren, ja noch darüber hinausgingen: „sie hielten", berichtet uns ein einwandsfreier Zeuge, „größtenteils die Bildung der Kinder des gemeinen Mannes für nachteilig und glaubten, ihr entgegentreten zu müssen". Wie tief diese Meinung sogar bei denen wurzelte, die, ohne die bestehende Ordnung als sakrosankt zu behandeln, doch dem emporstrebenden Neuen mit Besorgnis entgegensahen, zeigt das Beispiel von Niebuhr, in dessen Augen Lesen und Schreiben für den gemeinen Mann ein Danaergeschenk war.

Der zaudernden Vorsicht und ausgesprochenen Abneigung der Regierenden entsprach die Stumpfheit und Gleichgültigkeit der Regierten, die freilich in vielen Fällen durch Armut entschuldigt wurde; gar mancher Bauer sah in dem Schulmeister, der ihm die Arbeitskraft seiner Kinder entzog und obenein von den erübrigten Groschen noch einige abzwackte, seinen persönlichen Feind. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die bittersten Klagen über das preußische Schulwesen ertönten. „Ich lebe", schrieb Friedrich Eberhard v. Rochow, der

Philanthrop inmitten des ostelbischen Kleinadels, „ich lebe unter Landleuten. Mich jammert des Volkes. . . Neben den Mühseligkeiten ihres Standes werden sie von der schweren Last ihrer Vorurteile gedrückt. Sie wissen weder das, was sie haben, gut zu nutzen, noch das, was sie nicht haben können, froh zu entbehren. Sie sind weder mit Gott noch mit der Obrigkeit zufrieden. Die Ursache dieser sämtlichen den Staat in seinem wichtigsten Teile zerstörenden Uebel liegt an der vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend. Sie sind und bleiben sinnlich, d. h. nicht viel besser als tierisch.“ Und wie sehr geben die Zeugnisse der Zeitgenossen Rochow recht. Im Jahre des Hubertsburger Friedens bemerkte Konsistorialrat Süßmilch (der Verfasser des bahnbrechenden Werkes über „die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts“): „Es gibt viele Dörfer, wo kaum einer zu schreiben oder das Geschriebene zu lesen vermöchte“. Ihm sekundierte sein Kollege Hecker, der der Schulmeisternot durch sein Seminar zu steuern versucht hatte: „Jetzt verdienen meistens der Hirt oder Ochsenjunge mehr als der Lehrer“. Nicht anders das Neumärkische Konsistorium: Leute, die etwas wüßten, insonderheit gut schreiben könnten, wollten sich mit den armseligen Landschulen nicht abgeben. Besonders kräftig schüttete ein Geistlicher seinen Zorn in Heckers Busen aus: „Man glaubt, je dümmer ein Untertan ist, desto eher wird er sich alles wie ein Vieh gefallen lassen, man macht mit ihm, was man will. Schreiben aber muß der Bauer durchaus nicht können; denn wenn der Bauer nicht schreiben kann und ohne des Edelmanns Willen nicht verreisen darf, so bleibt die in unserem Lande befindliche Barbarei noch am sichersten verborgen“. In der Tat gemahnt es an ein etwas weiter östlich gelegenes Reich, wenn das Geistliche Departement die Stettiner Konsistorialräte anwies, die Schulverbesserung hauptsächlich auf den Straßen vorzunehmen, die der König auf seinen Revue-Reisen passierte, und da wieder besonders in den Dörfern, wo Umspann stattfand, „und im Umkreise von einer halben Meile“. Das Bild endlich, das für das Jahr 1806 Bassewitz, selbst ein hoher Beamter des Staats, in seinem Buch über die Kurmark von der Schule entwirft, ist so dunkel gehalten, daß man versucht ist zu behaupten: hier sei seit Friedrich Wilhelm I. kaum etwas besser geworden.

Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß auch außerhalb Preußens, sogar in denjenigen Territoren, deren pädagogische Gesetzgebung der preußischen vorangeeilt war, die Volksschule oft genug im Argen lag. Eine Aenderung von Grund aus konnte erst eintreten, nachdem in

den regierenden Klassen das Vertrauen auf die Güte des herge-
brachten Systems erschüttert und die regierten Klassen zum Selbst-
bewußtsein erweckt waren. Das ist geschehen durch die stille Arbeit
der Idee und den jähen Zusammenbruch des alten Staates auf
dem Schlachtfelde: so wurde Raum geschaffen für eine Reform,
die diesen Namen verdiente. Von vornherein enthielt das Pro-
gramm des Freiherrn vom Stein und seiner Freunde auch päda-
gogische Forderungen, und 1808 wurde Hand angelegt, sie zu ver-
wirklichen. Wenn man die Befehle und Entwürfe dieses Jahres
liest, so müßte man sich die Augen verschließen, um nicht zu ge-
wahren, wie groß der Abstand gegen die Zeit vor Jena und Auer-
städt ist. Der König will jetzt, daß für die Reform des Unterrichts
und der Erziehung „keine Zeit mehr und mit ihr keine Generation
verloren gehe". Er motiviert sie durch die teils schon bewirkten,
teils versprochenen Reformen auf andern Gebieten: durch die Auf-
hebung der Erbuntertänigkeit und die Verheißung der allgemeinen
Wehrpflicht; er fordert die Erziehung zum Staatsbürger. Wo
war die Differenzierung zwischen arbeitsamen und nicht arbeitsamen
Ständen, wo die Ermahnung zur Respektierung der Obrigkeit, wo
die Furcht vor Schädigung des Staates geblieben? Der sodann
aufgesetzte Entwurf eines Schulgesetzes beginnt mit dem lapidaren
Satze: „Die Erziehung und der Schulunterricht sind Angelegenheiten
der Nation." Also kein Unterschied mehr zwischen königlichen und
adligen Schulen; Stadt und Land sind im Verhältnis der Be-
völkerung mit Volksschulen zu versehen. Zur Ausbildung der
Lehrer werden Seminare in ausreichender Zahl angelegt. Die
Lehrer werden gegen Nahrungssorgen gesichert und von den Eltern der
Schulkinder unabhängig gemacht. Die Obrigkeit beaufsichtigt den
Schulbesuch, sie sorgt für gesunde Schulräume, für gute Schul- und
Religionsbücher. Der Kirche wird das Recht und die Pflicht be-
lassen, mitzuarbeiten; ein Teil des Gutes, das sie ohnehin hergeben
muß, dient dem Aufbau der neuen Schulen. Es ergeht die diesem
Militärstaate dringend nötige Mahnung: „Die öffentliche Achtung,
welche der Religion, dem Volks- und Schulunterricht gebührt, muß
auch den kirchlichen und Schulanstalten, den Geistlichen und Schul-
leuten werden." Das alles soll geschehen der Nation zuliebe.
Sie ist es, die fortan dem Wirken des Staates Maß und Ziel
setzt, gerade so wie es bisher die Geburtsstände taten. Folgerecht
wurde auch das Daseinsrecht der spezifisch militärischen Erziehungs-
anstalten bestritten, dagegen für jede Schule Leibesübung gefordert

als Vorbereitung für den Dienst im künftigen Volksheere. Jetzt erst konnte von einer preußischen Volksschule die Rede sein, und es ist kein Zufall, daß in dem wichtigsten dieser Dokumente sich neben der neuen Sache auch das neue Wort findet. Solange hatte man von deutschen Schulen, von Stadt- und Landschulen, von gemeinen Schulen geredet; nunmehr tritt an deren Stelle die „Volksschule".*) Vergebens haben später die Reaktionäre das Wort durch die Substituierung von „Elementarschule" zu verdrängen gesucht; es hat sich siegreich behauptet.

Wenn Stein am Ruder geblieben wäre, so würde er die Entwürfe des Jahres 1808 zu einem Unterrichtsgesetze ausgestaltet haben. Keinem einzigen seiner Nachfolger ist es geglückt: sie besaßen nicht seine Willenskraft, und den meisten fehlte auch die Gunst der Stunde, wie sie dem Reformator eine Katastrophe gewährt. Indeß der einmal gegebene Impuls wirkte, wenn auch nur langsam, weiter und überwand Schritt für Schritt die feindlichen Mächte, die nach der Rekonstruktion des preußischen Staates sich von neuem geregt hatten. Die Großgrundbesitzer des Ostens brauchten, nachdem ihnen die Herrschaft über die Bauern endgültig verloren gegangen war, nicht mehr zu fürchten, daß eine höhere Bildung diese Herrschaft stören würde; sie gaben also jetzt williger her, was sie zum Bau von Schulen zu leisten hatten: deren Zahl war bereits 1825 um Tausende gewachsen. Die freigewordenen Bauern fingen an zu begreifen, daß Bildung auch dem Landmann nützt, und gaben den passiven Widerstand gegen die Schule auf. Die Städte benutzten, freilich nicht sofort und nicht auf einmal**), die ihnen gewährte Selbstverwaltung, um die Pflege der Schule in ein neues Ruhmesblatt des Bürgertums zu verwandeln. Für alle Stände wirkte anspornend die Prämie, welche General Boyen und sein im Geiste Scharnhorsts gehaltenes Wehrgesetz der Bildung gewährten mit der Beschränkung des Waffendienstes. Das neugeschaffene Ministerium für geistliche und Unterrichts-Angelegenheiten erhielt in Altenstein einen Lenker, der zwar für Universitäten und Gymnasien mehr Interesse bekundete als für Volksschulen, immer aber es doch auch hier nicht an Wohlwollen, Anregung und Hilfe fehlen ließ. Damals glückte es noch nicht, das für den Elementarunterricht erhobene Schulgeld, diese vielleicht ungerechteste aller Steuern, deren Aufhebung zuerst die Assemblée

*) Adelung (2. Ausgabe 1793) kennt das Wort noch nicht; es taucht zuerst Anfang des 19. Jahrhunderts auf.

**) Selbst in Berlin besuchten 1816 6000 Kinder keine Schule.

Constituante gefordert hatte, zu beseitigen; schließlich überwand die Idee der Schulpflicht auch dies Hindernis. Das Wichtigste aber war die planmäßige Vermehrung der Seminare; im Jahre 1825 besaß deren der Staat bereits 28. Sie haben alljährlich hunderte von gut ausgebildeten Lehrern entsandt, welche die alten, unfähigen Zwitter von Lehrer-Handwerkern verdrängten und den Betrieb der Schule völlig umwälzten. Allerdings blieb der neue Stand, der sich hier bildete, trotz der Mahnung von 1808, noch auf Jahrzehnte hin das Stiefkind des Staates. Man erschrickt, wenn man liest, daß noch Anfang der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts 723 Landschullehrer unter 10, 857 zwischen 10 und 20, 2287 zwischen 20 und 40 Taler jährliches Einkommen hatten. Sogar ein Rat des Ministeriums, das dergleichen geschehen ließ, bemerkt unwillig, daß die Landschullehrer sich schlechter ständen, als ein gewöhnlicher Tagelöhner. Etwas besser, aber auch noch schlecht genug, waren ihre Standesgenossen in den Städten gestellt. Das hat aber weder die einen noch die andern gehindert, mit einer Hingebung, die nicht immer ausreichend gewürdigt ist, die große Idee zu realisieren, deren Anfänge und Fortschritte wir betrachteten. Noch im Jahre 1848 gab es nicht nur Wähler, sondern auch Gewählte, die nicht schreiben konnten. Heute besitzt Preußen so wenig wie Deutschland überhaupt Analphabeten in nennenswerter Zahl; in absehbarer Zeit werden sie ganz verschwunden sein.

Göttingen, 10. März 1910.

Stil in Kunst und Leben.

Ein Vortrag,
gehalten in der Gesellschaft für bildende Kunst zu Wiesbaden.

Von

Jonas Cohn.

Verehrte Anwesende!

Mit dem letzten Vortrag dieses Winters hat Ihre Gesellschaft einen Vertreter der philosophischen Aesthetik beauftragt. Als ich diese Ihre Aufforderung erhielt, hatte ich das Gefühl, als erwarteten Sie von mir gleichsam einen Abschluß, eine gedankliche Zusammenfassung der mannigfachen Anregungen, die meine Vorgänger geboten hatten. So schien es mir richtig, zum Gegenstand meiner Ausführungen nicht eine Einzelfrage zu wählen, sondern das große Problem, das uns allen am dringendsten am Herzen liegt. Kein Wort wird wohl in Erörterungen über unsere Kunst so sehr mit dem Tone der Sehnsucht gesprochen, wie das Wort „Stil". So oft wir vom Marktplatze einer unserer alten Städte, aus dem Innern eines gothischen Domes oder nur aus einem schlichten Bürgerhause der Goethezeit in das unruhige Leben unserer Tage zurückkehren, vermissen wir schmerzlich ein Etwas, eine Sicherheit, Einheit und Ganzheit, für die wir schwer den begrifflichen Ausdruck finden, die wir uns aber gewöhnt haben, mit dem Worte „Stil" zu bezeichnen.

Während Schlagworte sonst wohl darunter leiden, daß ihr Sinn wechselnd und unbestimmt wird, daß ihr Gefühlston abblaßt, so liegt, wenn wir das Wort Stil gebrauchen, fast immer eine bestimmte Willensrichtung und ein starkes Grundgefühl vor, dem allerdings meist die Fähigkeit fehlt, sich begriffliche Rechenschaft zu geben. Dieser Mangel stört nun, glaube ich, keineswegs nur den Theoretiker.

sondern er drückt sich auch in einer eigentümlichen Richtungslosigkeit aus, die dem ernsten Stilsuchen unserer Künstler und Kunstfreunde vielfach anhaftet. Es scheint mir daher notwendig, daß wir uns klar machen, was Stil ist, ehe wir das Streben der Gegenwart nach Stil zu verstehen unternehmen.

Einander bekämpfend und in der Herrschaft über die Geister abwechselnd, treten überall in der Geschichte der Kunst zwei Strömungen einander entgegen: Natur ist das Feldgeschrei der einen, Stil das der andern. Da wir alle eine naturalistische Periode durchlebt haben, werden wir uns an dem Gegensatze gegen ihre Bestrebungen das Wesen des Stiles zunächst einmal klar machen können. Mit Leidenschaft stürzt sich der jugendliche Geist auf die Dinge; was er sieht und erlebt, ist ihm neu und wichtig. Ein Drang, das Geschaute wiederzugeben, das Erlebte auszudrücken, beherrscht ihn. Wenn die Tradition feste Formen ausgebildet hat, so erscheinen ihm ihre Forderungen als lästige Schranken. An die Mittel der Kunst denkt der Naturalist nur, um Herr ihrer Grenzen zu werden, um die Sonne trotz der engen Skala der Farben auf das Bild zu bannen und die Unnatur der Bühne vergessen zu machen. Neue Stoffe werden in solchen Zeiten der Kunst gewonnen, ein Sturm von Gefühlen, eine Fülle von Beobachtungen wird ihr als Jungbrunnen dargeboten. Niemand wird dem Naturalismus gerecht werden, der in ihm nur ein sklavisches Nachbilden äußerer Gegenstände sieht, vielmehr drängt sich in allen großen naturalistischen Bewegungen, in der Frührenaissance so gut, wie im Sturm und Drang oder in den Kämpfen Courbets, Manets und ihrer Schüler eine ungebändigte jugendliche Lebenskraft zersprengend durch die Hüllen alt gewordener Formen.

Die Theorie freilich, die diese Bestrebungen rechtfertigen soll, pflegt die Kunst als Naturnachahmung und als Ausdruck der Leidenschaft zu fassen. Merkwürdig ist nun, daß, wenn der erste Sturm sich beruhigt hat und man die reichsten Blüten des neuen Frühlings betrachtet, sie keineswegs, wie die Theorie des Naturalismus will, bloße Naturabschriften sind. Nicht nur durch ein Temperament ist die Natur gesehen — das gibt ja auch Zola zu — sondern die Kunstform als solche hat ihre Rechte durchgesetzt. In Zolas eigenen Romanen wird die Umwelt — etwa das Bergwerk in Germinal — nicht als solche geschildert sondern in enge symbolische Beziehung zu den Menschen gesetzt. Sie handelt gleichsam mit und dient dabei zugleich als vereinheitlichendes Moment. Wir sehen in Manets oder

Liebermanns Bildern sehr deutlich eine Komposition, d. h. eine Anordnung der Teile, die eine deutliche und gegliederte Raumvorstellung, ein Gleichgewicht beider Seiten des Bildes, eine Hervorhebung der Hauptsachen bezweckt. Man sieht: auch der naturalistische Künstler nimmt das Erlebnis nicht einfach hin, auch er gestaltet es nach den Bedingungen seiner besonderen Kunst. Wiewohl aber das naturalistische Kunstwerk nicht in jeder Hinsicht der naturalistischen Theorie entspricht, bleibt doch ein Unterschied den Werken stilistischer Richtungen gegenüber. Man vergleiche nur etwa eines der klassischen Dramen Schillers mit seinen Räubern. Die echt dramatische Führung der Handlung und die Zuspitzung des Konfliktes ist beiden gemein, auch in seinen Jugenddramen erhöht Schiller den Dialog zum scharfen Wortgefecht, aber diese Gestaltung verbirgt sich gleichsam, wie sie wohl größtenteils vor dem Bewußtsein des Dichters selbst verborgen blieb. Später — seit dem Wallenstein — soll das Drama als geschlossenes Kunstwerk wirken; schon der Vers hebt die Rede bewußt über die Stufe des alltäglichen Lebens hinaus, nicht mehr gleichsam wider Willen des Künstlers wird der Form ihr Recht, sondern sie gestaltet das Werk für jeden sichtbar nach ihrer Forderung. Läßt man alle Uebergänge und Zwischenstufen beiseite, so kann man sagen, daß in den großen Kunstwerken naturalistischer Perioden die Kunstform gleichsam wider Willen des Künstlers und unbewußt sich durchsetzt. Ein neuer Stil bereitet sich in ihnen vor, erreicht aber seine Höhe, seinen klassischen Ausdruck erst, nachdem die Forderungen der Form auch anerkannt worden sind und sich wieder offen geltend machen dürfen. Wir erleben bei der Betrachtung einer solchen Entwicklung, daß der Naturalismus in Wahrheit etwas anderes erreicht, als das, was zu wollen er sich selbst vortäuschte. So dürfen wir auch im Naturalismus eine berechtigte Kunstrichtung sehen und ihm zum Stil im engeren Sinne eine vorbereitende Stellung anweisen. Als stilistisch aber wollen wir nur ein Werk bezeichnen, in dem die Forderungen künstlerischer Gestaltung bewußt und ausgesprochen zur Herrschaft gelangen, nicht nur gleichsam verstohlen sich durchsetzen. Stil hat also in unserem Sinn das Fresko eines Puvis de Chavannes, das sich den dekorativen Prinzipien der Wandfüllung deutlich anpaßt, die Erzählung Conrad Ferdinand Meyers, deren Kunst uns auch beim gewaltsamsten Inhalt die Ruhe der Betrachtung wahren läßt, während wir mit Werthers Briefen zittern und weinen.

Man wird fragen dürfen, wie dieses erste Kennzeichen des Stiles sich auf Baukunst und Kunstgewerbe übertragen läßt. Hier pflegt

der Naturalismus den Zweck und die Stimmung zu betonen. Dem Äußeren des Gebäudes soll man ansehen, wie innerlich die Räume gestaltet sind; in der Einrichtung des Zimmers soll sich die Lebensart des Bewohners stark und ungekünstelt ausdrücken. Der Stil dagegen fordert einheitliche Raumgestaltung, harmonische Proportionen, symmetrische Anordnung. Wo der Stilwille einseitig herrscht, wird eine solche Form oft rein um ihrer selbst willen ohne Rücksicht auf die Innengestaltung durchgeführt. So setzt Palladio eine gewaltige einheitliche Säulenordnung vor Kirchen und Paläste, so wird der regelmäßigen Anordnung der Fenster die mannigfaltige Gestaltung der Innenräume geopfert.

Indem die Gestaltung des Kunstwerkes bewußt hervorgehoben wird, erscheint es als etwas Besonderes, für sich Seiendes gegenüber der ineinander verflochtenen Masse unserer sonstigen Eindrücke. Diese Welt für sich soll nun zugleich in sich einheitlich wirken. Unsere Auffassung fordert gleichsam Einheit, ja wir sind so organisiert, daß wir uns Einheiten aussondern, auch wo sie uns nicht geboten werden. Unsere Erinnerung hebt aus der Menge der Erlebnisse wenige Züge heraus und verstärkt diese. Daher erscheint die Vergangenheit stets gestalteter als die Gegenwart, in der wir von widerstreitenden Interessen und Antrieben gleichsam zerrissen werden. Die Gestaltung, die der Stil fordert, ist also vor allem Gestaltung zur Einheit. Ein Mensch, dessen Leben in einer Tätigkeit, in einem Interesse aufgeht, erhält dadurch für uns etwas Stilisiertes. Ich empfinde das besonders stark in den Versen, mit denen Schiller das Mittelalter schildert:

„Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich
Und der eiserne Ritter tournierte.“

Wenn der große Historiker Taine behauptet, daß in jedem Menschen eine herrschende Eigenschaft aufgefunden werden müsse, von der aus man ihn begreifen kann, so liegt darin nicht, wie er glaubt, eine psychologische Einsicht, sondern eine ästhetische Forderung des echten Franzosen, dem das Bedürfnis nach Stil ganz selbstverständlich ist. In der künstlerischen Gestaltung nun gibt es verschiedene Gruppen von Mitteln, die die Einheit fördern; es läßt sich leicht zeigen, daß ihre bewußte Anwendung das Werk als stilgerecht und als stilisiert zugleich hervorhebt. Dahin gehört zunächst die Wiederholung. Wenn der Laie einen historischen Stil kennzeichnen will, so spricht er in erster Linie von gewissen immer wiederkehrenden Elementen. Gothik ist ihm durch den Spitzbogen gekenn-

zeichnet, Rokoko durch asymetrisches Muschelwerk. So wenig damit das Wesentliche getroffen wird, so ist doch zuzugeben, daß die Wiederkehr der gleichen Dekorationsmotive uns die Einheit eines Baues und seiner gesamten Ausstattung deutlich vor Augen führt. Aehnlich wirkt ein festgehaltenes Versmaß in einem Epos, das sonst leicht in seine Teile zerfällt. Wichtiger ist, daß das Werk in sich geschlossen erscheine. Für alle Werke der Raumkünste ist darum Geschlossenheit der Raumwirkung gefordert. Ein Platz wirkt sofort zerrissen, wenn an einer Seite eine breite Straße sich öffnet, die ohne Abschluß ins Unendliche zu führen scheint. Zu den schwersten Verirrungen einer stillosen Phantastik gehören jene Bilderrahmen, durch die die Bewegungsmotive des Bildes sich in die Umgebung fortzusetzen scheinen. Es gibt Dichter, die der strengen Form feindlich sind und ihre Laune nicht innerhalb der Kunst, sondern mit der Kunst spielen lassen; sie verbinden gern das Dichtwerk mit dem Verfasser und dem Leser. So liebt es die Romantik, Briefe an den Buchbinder voranzuschicken oder eine Korrespondenz mit dem Publikum einzuflechten. So läßt Tieck im gestiefelten Kater die Zuschauer mitspielen. Wir gewinnen hier in Laune und Phantastik einen neuen Gegensatz zum Stil und begreifen, daß der Naturalismus so leicht in Phantastik umschlägt. Der phantastische Künstler läßt an jeder beliebigen Stelle seines Werks seiner Laune die Zügel schießen, er gleicht nicht dem Bergsteiger, der einen Gipfel erklimmen und von ihm aus das Land überschauen will, sondern einem Spaziergänger, den jede Blume vom Wege ablocken, jedes spielende Kind in seinem Gange aufhalten darf. Für ihn gibt es daher keine Hauptsachen, denen sich alles andere unterzuordnen hat. Die Einheit des stilistischen Werkes fordert dem gegenüber Unterordnung der Nebenteile unter das Wichtige. Die verschiedenen Mittel der Vereinheitlichung treten nicht immer alle in gleicher Weise hervor; im klassischen Epos wirkt in erster Linie die Einheit von Versmaß und Ausdrucksweise, im klassischen Bilde die in sich geschlossene Form, im klassischen Drama die Unterordnung aller Einzelzüge und Episoden unter die einheitliche Haupthandlung.

Als Gegensätze gegen den Stil sind uns bisher Naturalismus und Phantastik bekannt geworden. Beiden gegenüber zeichnet sich der Stil durch das starke Hervortreten einheitlicher Gestaltung aus. Aber dies Merkmal genügt nicht; denn die Kunstwerke, denen wir Stil zuschreiben, teilen es mit anderen, die wir m a n i e r i e r t nennen. Manieren sind äußere Umgangsformen, die man als Regeln des

Verkehrs schätzt, ohne danach zu fragen, ob ihnen wirklich die Ge-
fühle der Achtung, Bescheidenheit, Dankbarkeit usw. zugrunde liegen,
die sie auszudrücken scheinen. Wenn diese Differenz zwischen Schein
und Sein merkbar wird, brauchen wir das Wort „Manier" im
tadelnden Sinne. Das wird aber besonders da eintreten, wo ein
Mensch sich nicht damit begnügt, unauffällig den angenommenen
Formen zu folgen, sondern wo er einen eigentümlichen Vorzug durch
sein Benehmen markieren will. Die wahre Vornehmheit, die echte
geistige Bedeutung tritt anspruchslos auf — sie ist einfach da. Die
falsche Manier des Geistes oder der Vornehmheit unterstreicht sich
selbst. Gerade die Sucht, geistreich oder vornehm zu erscheinen,
beweist, daß die Selbstverständlichkeit vornehmer Naturen und das
Ungesuchte des echten Geistes fehlen. So ist auch in der Kunst
Manier (im schlechten Sinne) eine äußere Form der Darstellung,
die nicht mehr das ihr zugehörige Leben in sich birgt. So haben
van Dycks späte Porträts oft eine auf den ersten Blick bestechende
fade Vornehmheit, die doch bald als leer erscheint. Hier ist die
Manier wohl Folge der Selbstnachahmung, abgeblaßter Schemen
des ursprünglich Erlebten. Schärfer und unter Umständen drastisch
tritt sie hervor, wo es sich um Fremd-Nachahmung handelt. So
malt der brave Seekatz den würdigen Rat Goethe als verliebten
französischen Rokoko-Schäfer. Bei der Nachahmung alter Stile
in der modernen Baukunst entsteht sehr leicht eine ähnliche Manie-
riertheit, wenn etwa eine friedliche Villa durch einen trutzigen Turm
verteidigt wird.

Es muß also die *einheitliche Gestaltung notwendig* er-
scheinen, damit ein Werk Stil habe. Aber woher kommt diese Not-
wendigkeit? In gewissem Sinne ist doch alles Künstlerische etwas,
was über die Notdurft hinausgeht, ein freies Spiel. Was meint
denn Goethe, der den Reiz dieses Spieles gewiß kannte, wenn er
seit seiner Abwendung vom Sturm und Drang immer wieder vor
Willkür warnt, die Notwendigkeit an den Werken der Alten preist?
Man wird zunächst vielfach geneigt sein zu antworten, daß die ein-
heitliche Gestaltung selbst eine bestimmte Notwendigkeit in sich trage.
Wenn z. B. ein Platz als geschlossene Raumeinheit wirken solle, so
müsse er den Gesetzen unserer räumlichen Auffassung entsprechen.
Er muß sich überschauen lassen, die Begrenzungslinien und die Ein-
mündungslinien müssen eine deutliche Charakteristik der einzelnen
Flächen geben, die Höhe der begrenzenden Häuser muß der Platz-
fläche angemessen sein. Aehnliche Forderungen sind für die Raum-

wirkung eines Reliefs und eines Bildes abgeleitet worden. Als Verkünder dieser Lehren hat Hans von Marées gelebt und gelitten. Sein Werk und sein Wort kommt jetzt endlich zur Geltung, nachdem Adolf Hildebrand und Conrad Fiedler aus seinen Andeutungen bedeutende Theorien gebildet haben. Wenn Sie das vortreffliche Buch von Hans Cornelius: Elementar-Gesetze der bildenden Kunst, studieren, so werden Sie erkennen, wieviel auch im einzelnen sich aus diesen scheinbar so allgemeinen Forderungen ableiten läßt.

Aber die Vertreter dieser fruchtbaren und wichtigen Betrachtungsweise wissen sehr wohl, daß sie einer Ergänzung bedarf. Das Kunstwerk ist ja sicherlich Gestaltung. Was aber ist es, das dieser Gestaltung Leben verleiht, oder noch besser, welches Leben drückt sich in dieser Gestaltung aus? Die Verschiedenheit der historischen Stile ist doch nicht aus den ihnen allen gemeinsamen Gesetzen künstlerischer Wirkung zu erklären. Damit erst kommen wir zur eigentlich strittigen Frage, nähern wir uns dem Problem, von dem wir ausgingen, wie nämlich für das Stilbedürfnis der Gegenwart Erfüllung sich hoffen läßt. Eine verbreitete Anschauung knüpft direkt an Erfahrungen unserer Tage an. Wenn man die Erzeugnisse unserer Industrie mit denen des alten Handwerks vergleicht, so fällt auf, daß unsere Technik mit ihrer unbegrenzten Herrschaft über das Material überall rohe Willkür an Stelle eines festen in sich notwendigen Stiles gesetzt hat. Der Holzschnitt z. B. verliert seinen kräftig-einfachen Stil, sobald er mit Hilfe verfeinerter Instrumente und Druckmethoden alle Halbtöne und Einzelheiten eines naturalistischen Bildes wiedergeben will. Es bleibt eben eine Halbheit des Gelingens, und das gebildete Auge bedauert die mißbrauchte Virtuosität. Aehnlich steht es mit modernen Mosaiken oder Glasgemälden, die mit Hilfe einer raffinierten Technik uns die Illusion eines ausgeführten Bildes geben wollen. Wie stilwidrig wirken sie neben den monumentalen einfachen Gestalten und den wenigen starken, wohl verteilten Farben byzantinischer Mosaiken oder frühgotischer Kirchenfenster! Mißbraucht hier der Reichtum das Kostbarste, so leiden wir anderwärts noch viel mehr an dem Wunsche prunksüchtiger Armut, durch Surrogate den fehlenden Reichtum vorzutäuschen. Ich brauche wohl an diese „Bronzen“ aus Zinkguß, an die Linoleum-Decken, die mit den Mustern persischer Teppiche bedruckt sind, nur flüchtig zu erinnern. Erschreckt durch die Verwilderung des Geschmacks im Gefolge einer Fertigkeit, die scheinbar alles aus allem machen kann, sah Gottfried Semper in den die Gestaltung beschränkenden und

ndenden Grenzen von Material und Technik die eigentlichen Stil-
schöpfer. Man kann sagen, daß seine Theorie die eigentümliche
itgemäßheit des Unzeitgemäßen hatte. Denn wer im bewußten
gensatze gegen die herrschende Richtung der Zeit wirkt, ist doch
gleich von seiner Zeit abhängig. Sempers Forderung, daß jedes
Werk seinem Material und seiner Technik gemäß gestaltet werde,
at gewiß vielen Nutzen gestiftet, auch ist es richtig, daß eine fest-
haltene „Spielregel" — dieser Ausdruck von Theodor Lipps ist
ir treffend —, wie sie einer beschränkten Technik entspricht, dem
Werke der Kunst Einheit und Bestimmtheit verleihen kann. In-
ssen dürfen wir nie vergessen, daß es beim vollendeten Werke nur
auf das anschaulich vorhandene, nicht auf unser Wissen um seine
tstehung ankommt. Nicht jedes Surrogat hat zur Stillosigkeit
führt. Der Stuckmarmor der Alten in den Häusern Pompejis
ist durchaus nicht stilwidrig. Das nackte Hervortreten des Eisen-
baues führt fast niemals zu künstlerischer Wirkung, während sich der
Eisenbetonbau, der den struktiven Kern verdeckt, weit eher künstlerisch
stalten läßt.

Aehnlich wie in dieser Theorie ist auch von denen, die den
Stil aus dem Zwecke ableiten wollen, ein untergeordnetes Moment
erschätzt worden. Zunächst kann niemals die bloße Zweckmäßig-
keit als solche ästhetisch auf uns wirken, sondern nur die Zweck-
mäßigkeit, die in die Erscheinung tritt. Es ist sehr zweckmäßig, die
bewegenden Teile einer Maschine der Einwirkung von Staub und
Temperaturschwankungen zu entziehen und folglich dem Auge zu ver-
gen; aber eben diese Zweckmäßigkeit hindert das Hervortreten der
bewegenden Kräfte und damit die deutliche Erscheinung von Zweck
und Mittel. Mit Recht fordert jeder Bauherr, daß der Bau seinen
Zweck erfülle; aber die helle, geräumige, hygienisch vortreffliche
Schule oder Fabrik ist doch durch diese Eigenschaften noch nicht
thetisch befriedigend. Und umgekehrt, welchen praktischen Nutzen
gewähren die gewaltigen Türme gotischer Kathedralen oder die un-
heime Höhe ihres Mittelschiffs? Sie dienen lediglich einem Aus-
drucksbedürfnis, dem Wunsche, in einer gewaltigen Anstrengung nach
in dem mannigfaltigen Leben der Stadt zugleich Einheit und
Unterordnung unter die überirdischen Ideale der Kirche zu geben.
Ich weiß wohl, daß das sehr unmodern und romantisch klingt;
man leitet heute die Gotik lieber aus technischen Motiven der Ge-
wölbespannung ab. Ganz gewiß mit Recht, sofern aus der Auf-
gabe, hohe Innenräume zu gestalten, sich in der Tat die Einzelheiten

ergeben: aber jenes Verlangen nach Höhe selbst wird dabei nicht erklärt, sondern vorausgesetzt. Wir verstehen nun, wie sich die Verschiedenheit der Stile mit der Notwendigkeit des Stils verträgt.

In jedem Stil gewinnt das Leben einer besonderen Zeit und eines besonderen Werkes notwendigen Ausdruck. Die allgemeinen Gesetze künstlerischer Wirkung sind allen Stilen gemeinsam, aber sie werden jedesmal auf die besonderen Bedürfnisse einer historisch bestimmten Gesinnung angewendet. Stil, so können wir nun zusammenfassend sagen, ist einheitliche hervortretende Gestaltung, beherrscht von den allgemeinen Prinzipien der Kunstform und der notwendigen Besonderheit des sich in ihm ausdrückenden geschichtlichen Lebens. Nun erst verstehen wir, warum wir lächeln müssen, wenn der treffliche König Max von Bayern, wie Heyse uns berichtet, seine Baumeister auffordert, einen neuen Stil zu erfinden. Es soll hier etwas gemacht werden, was nur wachsen kann. Auch kann niemand in Kunst oder Leben Stil überhaupt wollen, sondern nur seinen Stil. Nun erst ist uns der Stil eng mit dem Leben verknüpft, und wir sehen, daß der Wunsch nach Stil mit dem Leben so viel zu tun hat, wie mit der Kunst. Stil hat ein Leben, das sich in seiner Eigenart rein zum Ausdruck bringt, darum muß das Leben eine Einheit sein, um Stil haben zu können. Ein bedeutender Mensch, der sich in inneren Kämpfen verzehrt, weil er bei mannigfachen Gaben kein Zentrum zu finden vermag, kann uns ergreifen, erschüttern, den Eindruck eines großen Stils jedoch wird uns sein Leben nicht gewähren. Aber freilich, die Einheit an sich genügt noch nicht. Das Leben eines Stubengelehrten oder eines bloßen Technikers hat vielleicht eine sehr starke Einheit, aber es fehlt ihm der Wille, diese Einheit zum Ausdruck zu bringen. Nur ein Leben, das seine Einheit für sich und andere zum Ausdruck gestaltet, kann Stil haben. Wir sind also jetzt in der Lage, das Problem, das uns das Stilsuchen der Gegenwart darstellt, wirklich zu behandeln.

Der Stil entstammt dem Leben als sein notwendiger Ausdruck — ist dann nicht das Suchen nach Stil in sich widerspruchsvoll? Es scheint, hier sei eine Sehnsucht nach etwas, das sich nur ungesucht gibt, ein Wille, etwas zu erreichen, das doch nur ein Geschenk sein kann. Indessen, wir haben bereits gesehen, daß bestimmte Eigenschaften des Lebens selbst, daß Einheits- und Ausdruckswille die notwendige Vorbedingung des Stiles sind. Obwohl also die Vollendung nur erhofft werden kann, obwohl das Genie sie uns als

ein Geschenk entgegenbringt, so läßt sich doch der Boden bereiten, das Unkraut ausjäten, damit der edle Same Platz zum Wachsen finde. Wir müssen, um hier klarer zu sehen, die Gegenwart in ihrem Verhältnis zum Stile näher betrachten. Ich will mich nicht etwa unterfangen, zu entscheiden, welche unter den vielen Kulturbestrebungen unserer Zeit nun wirklich „den Geist der Zeit" bilden. Nur darauf kommt es mir an, einige allgemein anerkannte Eigenschaften unserer gegenwärtigen Kultur aufzuführen und in ihrer Beziehung zum Stil zu betrachten. Wir beginnen dabei am besten vom äußeren Leben, dessen Eigenart ja bekannt genug ist. In der gewaltigen Leistung unserer Technik, die alle Gebiete des Lebens so sehr umgestaltet hat und fortwährend umgestaltet, liegen, so sollte man meinen, die Eigenschaften, die zu einem großen Stile führen müssen. Der Wille vieler ist einheitlich auf bestimmte Ziele gerichtet. Ausgebildete Kräfte der Hand und des Geistes ordnen sich schweigend dem gemeinsamen Werk unter. In gewaltigen Bauten gibt der ordnende Geist seine Herrschaft über die Naturkräfte kund. Die klare Berechnung der Mittel beschränkt sich nicht auf das Gebiet, das wir im engeren Sinne des Wortes als Technik bezeichnen, vielmehr begegnen wir demselben Zuge zu straffer ausnutzender Organisation auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Militärs, der Staatsverwaltung. Man sollte meinen, daß ein so allgemeines und großes Streben stilschaffende Kräfte bergen müßte, und doch wissen wir alle, daß die Technik viel mehr Schönes zerstört als geschaffen hat. Woran liegt das? Nun zunächst ganz gewiß daran, daß die Technik auf den Nutzen als solchen, nicht auf die Erscheinung ausgeht. Und zwar erreicht sie ihr Ziel überall dadurch, daß sie irgendeinen einzelnen Zweck für sich verfolgt. Schneller Verkehr, Beherrschung der Luft, Ausnutzung der Kohle, Erzeugung großer Warenmengen mit geringer Arbeit, das sind solche einzelnen Ziele. Die Möglichkeit, sie gleichsam isoliert zu verfolgen, gibt die Geldwirtschaft, die jede Arbeit in Geldwert auszudrücken erlaubt und damit jede Form der Arbeitsteilung fördert. Nun hat man gemeint, man könne diese Entwicklung ebenso gut in den Dienst der Schönheit wie in den Dienst jedes anderen Zweckes stellen. Man brauche gewissermaßen nur den künstlerischen Arbeiter am Werke zu beteiligen wie den kaufmännischen oder den technischen. Man übersieht dabei, daß die Abstraktion der Arbeitsteilung an sich stilfeindlich ist. Stil kann nur ein Werk haben, das an seiner Stelle in sich und mit seiner Umgebung eine vollendete Einheit bildet. Die Arbeitsteilung führt

dazu, jeden Teil für sich auszuführen und das Ganze äußerlich zusammenzupassen. Da wird dann der Plan einer Stadterweiterung auf dem Papier gemacht, der ornamentale Schmuck einer Hausfront im großen in einer Stuckateur-Werkstatt hergestellt. Wir haben uns so gewöhnt, abstrakt zu denken, daß wir vergessen haben, wie alle ästhetische Wirkung auf den besonderen Bedingungen des konkreten Einzelfalles beruht. Da uns romanische Torburgen mit Recht gefallen, bringen wir sie an den Köpfen unserer gewaltigen Eisenbrücken an, wo sie neben den großen und doch leichten Kurven der eisernen Bögen wie Kinderspielzeug wirken. Das Geld ist das Mittel bequemsten Tausches, es mobilisiert alles, wir haben uns gewöhnt auszutauschen und zu mobilisieren, was nur an seiner Stelle Sinn haben kann.

Diese Wirkung ist bei uns in Deutschland dadurch verstärkt worden, daß mit dem Kapitalismus neue Schichten die Führung übernommen haben. In der großen Zeit deutscher Kultur von 1760 etwa bis 1830 war tonangebend eine kleine, in sich verbundene Schicht geistig hochstehender Menschen, denen sich ein Teil der Höfe und des Kleinadels anschloß. Die äußeren Bedingungen, die Armut und die politische Zersplitterung, waren großen Werken der bildenden Künste ungünstig. Das Hauptinteresse gehörte der Dichtung, der Musik und der Philosophie. Aber was an Bauten und Hausgerät aus jener Zeit stammt, zeigt die edle Schlichtheit und stille Vornehmheit von Menschen, deren Sinn auf das Innere gerichtet ist, denen es aber selbstverständlich erscheint, das Aeußere zum passenden Rahmen dieses Innenlebens zu bilden. Die größeren Aufgaben und der gewaltige Reichtum des neuen Deutschlands waren in die Hände von harten Arbeitern des Nutzens oder gar von Emporkömmlingen gelegt, die nicht die mangelnde Tradition durch den Adel des Geistes zu ersetzen strebten. So konnte die ganze Architektur unserer aufblühenden Städte jenen protzenhaften, überladenen und doch leeren, lauten und doch nichtssagenden Charakter erhalten, vor dem wir uns gerne in jedes erhaltene Winkelchen aus besserer Zeit flüchten. Und auch die Liebe zur Vergangenheit selbst wirkte in abstrakter, gelehrtenhafter Form höchst schädlich. Der Maurermeister lernte, daß die alten Bauten schön seien — er pappte daher die ihnen nachgebildeten Ornamente auf die Fassaden der Zinshäuser. Leider begegnet man diesem Maurermeister-Geiste oft an sehr hohen und maßgebenden Stellen der staatlichen und städtischen Bauverwaltung. Trotz aller die verbreiterte Sehnsucht, der Abscheu aller Besseren gegen

es Unwesen beweist, daß dieser Geist bei uns nicht dauernd
rrschen kann und darf. Ein Streben nach echter Gestaltung ist
utlich zu erkennen. Leider werden alle diese so erfreulichen Be-
ühungen allzusehr geschädigt durch die Hast unseres Lebens. Mit
r Schnelligkeit des Verkehrs und der ökonomischen Ausnutzung
r Zeit ist Ungeduld und Ruhelosigkeit über uns gekommen. Man
ill rasch etwas sehen und man will stets eine Sensation haben,
e den überreizten Nerven schnell neue Anregung gibt. Der Künstler
, auch wenn er selbst von dieser Krankheit nicht angesteckt wäre,
den aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, das Jagen mitzu-
chen. Zum Stile aber gehört Bewußtsein dessen, was man will,
nd damit Ruhe der Reflexion. Die Eile, die Unruhe des drängen-
n Verkehrs erlaubt wohl eine verständige Ordnung, aber keinen
alteten Ausdruck. Das Treiben in der Geschäftsstraße einer
oßstadt hat in sich selbst wohl Leben und eine imponierende, das
rcheinander beherrschende Ordnung — künstlerische Form aber
nn es für den darin fortgetriebenen Fußgänger nie haben — nur
den Draußenstehenden, der die Ruhe seiner Betrachtung der Un-
he des Straßenlebens entgegensetzt. Darum ist das geschäftliche
ben wohl einer malerischen oder dichterischen Darstellung zu-
glich, nicht aber einer inneren Form. Diese Hast und Unruhe
verschuldet, daß ein rascher Modenwechsel auf allen Gebieten
Kunst eintritt. Modenwechsel unterscheidet sich vom Stilwandel
durch, daß in ihm nur das leere Bedürfnis nach einem Neuen
riedigung sucht, nicht eine wesentliche innere Aenderung Ausdruck
ht. Am bedenklichsten dabei ist, daß sehr ernsthaft zu nehmende
rebungen sich vielfach in bloße Moden umwandeln und dadurch
tatt innerlich auszureifen sich in Treibhausblüten aufzehren. Da
m Beispiel die klassische Periode unseres Geisteslebens für den
ten immer noch verwandte Bedürfnisse einen schlichten und an-
chenden Ausdruck gefunden hatte, tun wir durchaus gut an diese
ode anzuknüpfen: aber mit dieser Bewegung hat sich die nun
n verflossene Mode der Ueberbrettelei verbunden und mit der
ten Umgebung geistig arbeitender Menschen ein sentimental-
isches Spiel getrieben. Als Erbteil hat es uns bei seinem
chafott das, wie es scheint unausrottbare, Ekelwort „Biedermeier“
ckgelassen. Man vergißt, daß unsere großen Denker und Dichter,
der alternde Goethe in dieser bürgerlich-klassizistischen Umgebung
t hat. Natürlich wird dann auch in der Nachbildung und Umbildung
Formen nicht der konstruktive Geist, die feine Proportion, die

schlichte Zurückhaltung betont, sondern eine angebliche blümchenhafte Gemütlichkeit. Wer eine Zeitlang die wechselnden Bestrebungen auf künstlerischem und geistigem Gebiete beobachtet hat, der möchte oft verzweifeln, daß sich aller sachlicher Ernst unserer arbeitsreichen Zeit auf den Gebieten des Nutzens zu erschöpfen scheint, während künstlerische Gestaltung und Nachdenken über die Ziele des Lebens zu Gegenständen müßiger Spielerei mißbraucht werden. Ich stelle absichtlich das Nachdenken über den Sinn und Zweck unseres Daseins mit der künstlerischen Gestaltung zusammen, denn ein Ausdruck des Wesentlichen ist nur zu erhoffen, wenn dies Wesentliche als solches hervortritt. Und da wir nicht einer festen Tradition eingeordnet sind, sondern als freie Menschen nur anerkennen wollen, was unserer eigenen Prüfung standhält, so muß sich unser Geist von neuem mit den Fragen nach dem Sinn und Ziel unseres Wollens beschäftigen. Während wirtschaftliche Aufgaben, soziale Reformen, hygienische Fortschritte mit wunderbarer und imponierender Folgerichtigkeit durchgeführt werden, hört man über Erziehung, Ehe, Philosophie und Religion jeden Scharlatan und Schwätzer ohne Unwillen an und, was schlimmer ist, gerät in ein hilfloses Experimentieren, in eine zerstörende Hingabe an jeden Einfluß oder Einfall hinein. Der jüngst verstorbene schwedische Dichter Gustav Geyerstam läßt den Helden einer seiner Novellen schreiben: „Ich behaupte, daß die Zeit, die keine Architektur zu schaffen vermag, auch nicht stark genug ist, eine Ehe aufzubauen." Mir scheint, daß in diesem Paradoxon viel Stoff zum Nachdenken steckt. Trotz alledem ist, wie ich glaube, kein Grund zur Verzweiflung. Verzweifeln muß man nur an der Schwäche, und das Kennzeichen unseres deutschen Volkes in der Gegenwart ist sicher nicht Schwäche, sondern Kraft, die nur auf den eigentlichen geistigen Gebieten mißleitet oder richtungslos irrt. Dem gegenüber ist es zunächst notwendig, bei jeder künstlerischen Aufgabe, mag es sich um ein Bauwerk, eine Wohnungseinrichtung, eine Stadterweiterung oder worum immer handeln, von dem auszugehen, was man wirklich will und sich nicht durch irgend ein blendendes Reklamewort abirren zu lassen. Unzweifelhaft haben wir im Verlaufe der letzten beiden Jahrzehnte Fortschritte auf diesem Wege der Sachlichkeit gemacht. Wir besinnen uns, daß eine Mietswohnung, die nicht für einen bestimmten Bewohner ausgestattet werden kann, nur einen neutralen, möglichst störungslosen Hintergrund darstellen soll, dem erst die Möbel und ihre Anordnung Eigenart geben können. Es kommt

also hier nur auf die Proportionen der Zimmer an, während aller sich aufdrängende Schmuck zurückzuweisen ist. Es gibt schon wieder einzelne Baumeister, die wissen, daß ein reiches Hauptportal auf einer stillen Wandfläche seine höchste Wirkung erlangt. Lassen wir uns von diesem Wege der Sachlichkeit nicht dadurch abbringen, daß die Schöpfungen der Gegenwart so einen etwas nüchternen Charakter erhalten. Sachlichkeit ist für sich genommen noch nicht Stil, weil sie nur das Falsche verbannt, nicht lebendigen Ausdruck erzeugt, aber wenn sie sich mit dem Willen zur künstlerischen Gestaltung verbindet, so bereitet sie dem Stil den Boden. Wohl gibt es einen Stil des Ueberflusses, der im gotischen Portal sich an erfindungsreichem Maßwerk und dekorativer Skulptur nicht genugtun kann oder in der Ornamentik das Rokoko die leichte Freude des geistreichen Spieles genießt, aber solange und so weit diese Stile fein und rein bleiben, ordnet sich auch in ihnen der Ueberfluß einer ernsten Notwendigkeit ein. Bei guter Gotik herrschen die einheitlich starken Richtungslinien, die einfache große Wölbung über allen Reichtum des Einzelnen. Gutes Rokoko zeigt zunächst große klare helle Flächen, die durch feine Anordnung dem Auge wohltun, lange ehe sich beim Nähertreten oder genaueren Betrachten die Fülle des reichen, aber schwachreliefierten Schmuckes offenbart. Vertieft man sich in diese Stile des Reichtums, so wird sogleich klar, daß ihrer Entfaltung in der Gegenwart alle Bedingungen fehlen. Uns gelingt Ordnung und Straffheit besser als Leichtigkeit und Spiel, selbst unsere Erholung nimmt in ihrer lebendigsten Form, im Sport, einen sachlich straffen Charakter an; es ist bemerkenswert, daß heute das Warenhaus und die Sportkleidung Stil zu zeigen beginnt, während dem Schlosse und dem Feste jeder Stil fehlt. Indem wir Ausdruck unseres wirklichen Lebens fordern und die wechselnden Puppen einer flatterhaften Mode zurückweisen, ebenso wie die Flicken eines von der Vergangenheit erborgten Prunkmantels, bereiten wir denen den Boden, die allein uns zu einer reicheren Gestaltung führen können. Eine solche müßte unserm Leben nicht nur den Rahmen liefern, sondern dieses Leben selbst erhöhen und bereichern. Hier aber können wir Laien nur warten und hoffen. Einzig das Genie des wahren Künstlers vermag diese Hoffnung zu erfüllen. Unwesentlich ist darum unser Anteil durchaus nicht. Indem wir den wahren Ausdruck unseres Lebens fordern und bereit sind, das als Recht erkannte festzuhalten, geben wir dem Künstler die Ruhe wieder und sichern ihm die Bedingungen des Schaffens. Was hier von unserm Ver-

hältnis zum Künstler gesagt ist, gilt durchaus auch von [illegible]
Stellung zur Ueberlieferung. Wir sollen ihre Meister [illegible]
überlieferte Formen nur festhalten, wenn sie die Prüfung [illegible]
unsern Verstand ertragen, aber wir wissen auch seit den [illegible]
französischen Revolution, daß der Verstand nicht aus sich [illegible]
Leben aufbauen kann, so wenig er imstande ist, die W[illegible]
der Natur, die er erkennen soll, aus seinen Gesetzen [illegible]
Für Nation und Sprache ist heute anerkannt, daß [illegible]
hier in mehr als verstandesmäßigem Walten eine Form [illegible]
die der Verstand nicht schaffen kann, die er [illegible]
Satzungen unterwerfen, nie aber zerstören darf. Wir [illegible]
Glaube auch auf andern Gebieten des Lebens [illegible]
eine solche wesentliche Form in Kunst und Leben [illegible]
Treue wahren. Nur dadurch erhalten wir uns [illegible]
zersetzenden Treiben der Zeit und dürfen die Worte [illegible]
mit denen Hebbels treuste Freunde ihm in den Sarg [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Ehereformbestrebungen der Gegenwart.

Von

Adolf Matthaei, Cuxhaven.

Wo sollte man nicht zu merken bekommen, daß für die Beziehungen der Geschlechter zu einander neue Anschauungen aufzutauchen im Begriff sind? Wird man doch auch an einem kleinen Orte durch öffentliche, von der Polizei unbehelligt gelassene Vorträge überrumpelt, in denen Wanderprediger oder -predigerinnen einer „Trennung der Liebe von der Mutterschaft“ das Wort reden, also jungen Mädchen einen Weg empfehlen, sich gefahrlos der freien Liebe zu erfreuen. Ebenso ist bis in den entlegensten Winkel der vielleicht nicht durch die Sache, sondern durch die Ungeniertheit des Vorgehens neue Fall Schack gedrungen, in dem übrigens die Werbung um ein Triolen-Verhältnis nur in die Praxis hat umsetzen wollen, was bei Ellen Key, Liebe und Ehe, S. 166—167, als Rezept steht. Von reiferen Mädchen ferner, die sonst ihre Sehnsucht selbst vor den vertrautesten Freundinnen tief im Busen verschlossen, bekommt man jetzt zuweilen mehr oder weniger unterdrückte „Schreie nach dem Kinde“ zu hören, die einer Forderung des Rechtes auf Mutterschaft nahe kommen.

Einzelne Vorgänge solcher Art werfen ein grelles Licht auf die Situation selbst für diejenigen, welchen die in den letzten Jahren gewaltig angeschwollene Literatur über Sexualethik und Ehereform entgangen ist. Aber ignoriert werden können diese Fragen nicht mehr, die doch wirklich nicht bloß aus „Reformhunger“ oder Lüsternheit aufgeworfen werden, sondern in engem Zusammenhang mit ernsten ethischen Erwägungen und mit der ganzen Frauenbewegung stehen, die, wenn sie der Frau eine andere soziale Stellung verschaffen will, damit notwendig auch irgend eine Rückwirkung auf das Verhältnis der Frau zum Manne und ihr Zusammenleben

üben muß. Dem gegenüber reicht man nicht mit der Berufung auf das Wort Jesu über die Ehe (Marc. 10 V. 11, 12) aus, von dem man ohnehin schon so viele Abstriche gemacht hat, da man auf den Einwand gefaßt sein muß, daß es die gesellschaftlichen Zustände einer bestimmten Zeit vorausgesetzt hat und mit deren Verschiebung seine Geltung verliert. Man wird sich daher doch nicht der Mühe entschlagen dürfen, auf die Stimmungen und Gedankengänge der Neuerer einzugehen, selbst wo sie zum Sturmlauf gegen die Einehe schreiten. Vielleicht kommt dabei der doppelte Gewinn heraus, daß über die dauernden Grundlagen dieser altheiligen Institution größere Klarheit geschaffen wird und an ihre etwaigen Mängel bessernde Hand gelegt werden kann.

Vier Ausgangspunkte sind es, soweit ich sehe, von denen aus sich die Angriffe auf die Ehe bewegen: 1. die Erotik, 2. die Rasseverbesserung, 3. der Mutterschutz, 4. die wirtschaftliche Entwicklung und die Frauenbewegung. Nicht so ganz neu ist im Grunde die Erotik. Es braucht nur an Schlegels Lucinde und an Schleiermacher erinnert zu werden, um einzusehen, daß ihre Wurzeln in der Romantik stecken. Selbst der Ausdruck „neue Ethik", wie sie durch die Wertung einer zentralen Stellung der Liebe bedingt sein soll, ist schon vor einem Jahrhundert vorgebildet worden: in der Form „neue Moral" hat ihn Fr. Schlegel geprägt. Wenn die Höhepunkte des Lebens da liegen, wo, wie es bei Tieck heißt, „die Persönlichkeit, von allen Banden losgelassen, wie ein Sturmwind dahinrauscht", so ist das wertvollste Ziel das Erlebnis der Liebe in dem Sinne einer im Gefühlsrausch vollzogenen Hingabe der Seele und des Leibes an ein gleichgestimmtes Wesen. Diese Ueberschwänglichkeit der Romantiker erneuert die moderne Erotik, auch mit derselben starken Betonung (vergl. Frenssen) des Rechtes, das dem sinnlichen Moment in der Liebe zukommen soll. Ellen Key erklärt geradezu, daß die Liebe dem modernen Menschen das ist, was den früheren die Religion, und stellt sie unter den Gesichtspunkt einer „Lebenssteigerung", welcher die geistige Persönlichkeit zugleich die höchsten Schaffenskräfte verdanke. Sie soll, wie dieselbe enthusiastische Lobrednerin der Liebe sich ausdrückt, „den Seelen Seligkeiten gewähren, welche die Sinne teilen, aber zugleich auch den Sinnen Freuden, welche die Seelen adeln."

Somit sind die beiden obersten Grundsätze der neuen Ethik, welche sie auch der Jugend an Stelle eines Konfirmandenunterrichts übermitteln will:

1. „Nur die Liebe ist keusch, die weder die Seele durch die Sinne noch die Sinne betrügt."
2. „Allein diese Liebe macht die Ehe heilig, und ohne diese Liebe ist jede Ehe unheilig."

Diese einer neueren Schrift Ellen Keys (Mutter und Kind, 1908, S. 19) entnommenen Aeußerungen klingen noch ziemlich zahm. Andere Stellen aus ihrer Hauptschrift „Ueber Liebe und Ehe" sind bedenklicher. „Erst das Zusammenleben selbst", heißt es dort, „kann über die Sittlichkeit eines Zusammenlebens entscheiden", und: „Nur das Individuum selbst weiß, wie lange seine Ehe durch persönliche Liebe heilig verbleibt oder wann sie aufgehört hat, es zu sein." Daraus würde folgen, daß das Treuversprechen ein unsittliches Gelübde ist und an die Stelle der Ehe, der „Zwangsehe", wie sie geringschätzend genannt wird, allgemein die freie Liebe treten müßte. Allein zu dieser Konsequenz, welche z. B. Bebel und Anita Augspurg tatsächlich ziehen, schreitet weder Ellen Key noch die Mehrzahl der zur extremen Partei gehörenden Frauenrechtlerinnen fort, sondern begnügt sich, für die Gegenwart wenigstens, damit, für die freie Liebe neben der Ehe ein Recht in Anspruch zu nehmen.

Aber auch so muß man diesen Forderungen wie ihren Begründungen sehr stark unterstrichene Fragezeichen entgegenstellen. Man könnte fragen, ob der Durchschnittsmensch, vor allem der Durchschnittsmann, trotz aller erträumten Fortentwicklung je einer Liebe, die in Ellen Keys und Carpenters Augen Gnade finden kann, fähig werden wird; man könnte fragen, ob die geschilderte leidenschaftliche Liebe wirklich allein berechtigt ist und ob sie überhaupt den Vorzug verdient vor jenem abgeklärten, ruhigen Gefühl, das in den meisten Ehen erst das Ergebnis starker Reibung entgegengesetzter Charaktere und dadurch hervorgerufener Krisen ist; man könnte endlich bezweifeln, ob ein so subjektives, zwischen brutaler Sinnlichkeit und reiner Seelengemeinschaft so unendlich vielen Abstufungen unterworfenes Gefühl, wie die Liebe, geeignet ist, das Kriterium für die Sittlichkeit eines Verhältnisses abzugeben. Die Hauptsache aber ist, daß die Erotik nur individuelle Glückssteigerung im Auge hat, daß aber diejenige Verbindung, von welcher der Fortbestand der Menschheit abhängt, unmöglich vom Standpunkt eines persönlichen Eudämonismus beurteilt werden kann, sondern auf eine soziale Grundlage gestellt werden muß. Eine Verantwortlichkeit gegen die Gesellschaft nun kennt, um ihr gerecht zu werden, auch Ellen Key

sehr wohl. Lautet doch die dritte Regel in ihrem Sexualkatechismus, die sich den beiden vorher angeführten anschließt:

3. „Auch diese keusche Liebe gibt uns noch kein Recht auf Nachkommenschaft, wenn die Menschen nicht körperlich reif und gesund sind, wenn sie nicht voll und ernst die ganze Verantwortlichkeit auf sich nehmen wollen und können."

Aber wie kann ohne Ehe von voller Verantwortlichkeit die Rede sein? Darauf hat Ellen Key zwar allerlei Antworten bereit: Es soll vor der freien Verbindung ein Verlobungskontrakt abgeschlossen werden, der gegenüber den etwaigen Kindern bindende Verpflichtungen auferlegt; er soll der Frau, wenn das Paar nach Erkenntnis seines Irrtums wieder auseinandergeht und Kinder da sind, ein staatlicherseits zu gewährender Mutterlohn gezahlt werden. Welchen Sinn aber hat ein Verlobungskontrakt, wenn, wie es meist der Fall sein wird, beide Teile vermögenslos sind? Und woher sollen die Millionen für einen Mutterversorgungsfonds kommen, welche der Bund für Mutterschutz, obwohl er die Zahlung der Erziehungsgelder auf 3 Jahre beschränkt, auf 280 beziffert hat? Eher als auf diese uferlosen Pläne einzugehen, welche die betreffende Reichstagskommission denn auch rundweg abgelehnt hat, lohnt es sich auf eine Lücke hinzuweisen, welche dies Versorgungssystem läßt. Daß bei Beendigung eines losen Verhältnisses das Verschwinden des Vaters mehr als einen in Münze ausdrückbaren Schaden für die Kinder bedeutet, kommt Ellen Key kaum in den Sinn. Natürlich! Denn warum sollte die Erziehung der Mutter nicht genügen? Man wird hier darauf aufmerksam, daß das auch in die gemäßigte Frauenbewegung eindringende Dogma von der Gleichartigkeit, nicht bloß Gleichwertigkeit, die zwischen Mann und Frau bestehen soll, bedenklicher ist als es zunächst den Anschein hat: und daher nicht aus Höflichkeit unwidersprochen bleiben darf. Verhält sich hinsichtlich der Zusammensetzung seines geistigen Wesens der Mann zur Frau wie eine Doublette, so ist er vielleicht nur noch nötig, um Frauen zur Mutterschaft zu verhelfen, kann aber bei der Kindererziehung ausgeschaltet werden, und der Rückkehr in die längst überwundene Periode des Mutterrechts steht nichts im Wege!

Umgekehrt wird das Interesse der Gesellschaft am Geschlechtsleben der einzelnen hervorgekehrt von den Rasseverbesserern. Theorien dieser Art treten auch, wie bei Ellen Key selbst, in Verbindung mit der Erotik auf. Denn sie ist überzeugt, daß die

Menschheit nach langer Evolution in der Liebe dasjenige Prinzip der Auslese gefunden hat, welches am besten der Veredlung der Rasse dient. Auch in diesem Zusammenhang wird die Institution der Ehe bemängelt und kontraselektorischer Wirkungen beschuldigt, weil die wirtschaftlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Vorteile, die sie bietet, Paare zusammenführe, bei denen Rang und Geld, aber nicht Liebe den Ausschlag gebe, während anderseits die Größe der von ihr geforderten materiellen Verpflichtungen Liebende in dem für die Kraft des Nachwuchses günstigsten Alter an der Verbindung hindere, einen großen Teil der Bevölkerung im Zölibat zu leben nötige und als Surrogat die Prostitution im Gefolge habe.

Obgleich sicher mit Unrecht der Ehe die Prostitution aufgebürdet wird, so werden hier mit der Geld- und Versorgungsheirat, welche die Erotiker nicht anstehen mit der Prostitution auf die gleiche Stufe zu stellen, mit der Spätheirat und der Ausdehnung der Ehelosigkeit offenbar wunde Punkte unseres Gesellschaftslebens berührt, die später noch zur Sprache kommen müssen. Hier genüge die Bemerkung, daß Ellen Key ihre Voraussetzung von der selektorischen Bedeutung der Liebe selbst nur als Hypothese bezeichnen kann und daß dagegen von andern Rasseveredlern geltend gemacht wird, daß Völker, wie die Griechen und Römer, sich einer hohen Blüte erfreut haben, obwohl es bei ihnen keine Liebesheirat gab.

Ueberhaupt gehen diese Theoretiker über Ziele und Mittel der Rasseverbesserung weit auseinander. Daß das höchste Ziel sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts ist, der körperliche Gebrechen oft nicht im Wege stehen, zuweilen förderlich sind, wird dabei ganz außer acht gelassen. Der eine (Ehrenfels), der vor allem durch die Furcht vor der gelben Gefahr bestimmt zu sein scheint, will „den generativen Tribut" an die Rasse voll zum Austrag bringen, erklärt daher, daß „es für den erwachsenen Mann überhaupt keine sexuellen Tugenden gibt", daß die weibliche Eifersucht, weil ein Unrecht an der Rasse, durchaus unethisch sei. Andere (Forel, Rutger) sehen für die körperliche Gesundheit der Rasse das Heil in einer Verbreitung der Präventivtechnik, welche einen Nachwuchs verhindere, der unter ungünstigen wirtschaftlichen Bedingungen oder unter erblicher Belastung degenerieren müsse, wobei aber nicht bedacht wird, daß eine aller Sorgen um ernste Folgen entledigte Hingabe an das Triebleben ebenfalls die Rasse mit Entartung und Erschöpfung bedroht.

Also ob Liebe oder Reflexion, ob körperliche oder intellektuelle Qualität oder Quantität, ob Beschränkung oder Niederlegung aller

Schranken den Vorzug verdient, bleibt offene Frage. M[illegible] daher den Rassehygienikern dankbar sein, wenn sie sich an die [illegible]zelnen wenden mit ernster Warnung vor der [illegible] Nachwuchs durch eine im Alkoholrausch oder unter [illegible] schlechtskrankheit erfolgte Empfängnis, und wenn sie [illegible] kulose oder ähnlichen Krankheiten behaftete Personen [illegible] erbungsgefahr die Augen öffnen, so ermutigt der [illegible] ihnen herrschende Wirrwarr doch keineswegs, sich ihrer [illegible] anzuvertrauen, wo sie das gesamte Geschlechtsleben [illegible] entweder lähmen oder entfesseln wollen.

Wenn man von Rasseveredlung schon nicht [illegible] der Erinnerung an Stall und Gestüt, so nimmt die [illegible] bewegung von vornherein durch den Namen für sich [illegible] ist es etwas Schönes um Mutterschutz, und es war ein [illegible] Erfolg, wenn er auch hinter den Forderungen des [illegible] Mutterschutz“ zurückgeblieben ist, daß der Reichstag im [illegible] 1908 eine Gewerbenovelle angenommen hat, welche [illegible] für die Dauer von 8 Wochen, wovon 6 Wochen nach der [illegible] bindung liegen müssen, im Gewerbebetrieb zu beschäftigen [illegible] und von der Zusage des Staatssekretärs des Innern [illegible] daß bei der bevorstehenden Revision des Kranken[illegible] der Erweiterung der Schutzzeit [illegible] nur 6 Wochen [illegible] durch [illegible] des Kranken[illegible] Rechnung getragen werden soll [illegible] kann man dem [illegible] Mutterschutz nur zustimmen, wenn er [illegible]

[illegible]

dem Bunde vorliegenden Fälle mißlang die Ermittlung des Vaters —, scheint besonders wichtig die Beseitigung der exceptio plurium aus dem Gesetz, welche oft in niederträchtiger Weise künstlich herbeigeführt wird, um das Mädchen zur Dirne zu stempeln und des Alimentationsanspruchs zu berauben. Endlich sind auch innerhalb der durch die Erwägung gebotenen Grenzen, daß eine Abweichung von dem Geleise der Sitte nicht allzu bequem gemacht werden darf, die Bestrebungen, den ledigen Müttern zu Hilfe zu kommen, durchaus zu billigen. Wenn aber, wie bisher, die Schuld der Mütter auf die unschuldigen Kinder übertragen zu werden pflegte, nunmehr die Unschuld der Kinder den Müttern zugute kommen soll, so gilt es doch, entschiedene Einsprache zu erheben. Und mit dieser Wendung bedroht uns tatsächlich der Bund, der mit seinem bestechenden Namen gerade die Lage der ledigen Mütter im Auge hat und sie den verheirateten gleichstellen will. „Die Mutterschaft", wird erklärt, „soll eine Würde und Ehre sein, gleichviel wie sie erworben wurde", und die kürzlich entthronte Vorsitzende des Bundes, Helene Stöcker, meint, daß „jedes Verhältnis ebenso sittlich oder unsittlich ist wie die betreffenden zwei Menschen", was denn doch heißen würde, daß die Form der Vereinigung sittlich gleichgültig ist.

Von dieser Seite wird am meisten argumentiert mit der Ungerechtigkeit der bürgerlichen Moral, welche nur gefallene Mädchen, aber keine gefallenen Männer kennt. Daß die sich dem Manne ebenbürtig fühlende Frau sich über die Doppelmoral*) empört, ist kein Wunder; es wäre auch zu verstehen, wenn sie für den Mann alle hygienischen Entschuldigungsgründe, welche ja auch wirklich gegenüber der die ganze Gesellschaft bedrohende Verseuchungsgefahr gar nicht in Betracht kommen, mit Entrüstung ablehnt und wenn Frauenvereine dazu schritten, notorische Lüstlinge gesellschaftlich zu boykottieren. Wenn aber die Mutterschutzbewegung für die Frauen ein Recht in Anspruch nimmt, welches ein großer Teil der Männerwelt sich bisher zum Unheil für die Gesellschaft angemaßt hat, so nützt

*) Am wenigsten sollte die Kirche der Doppelmoral Vorschub leisten. Etwas von Doppelmoral zeigt sich aber da, wo, wie es in einigen Gegenden auf dem Lande geschieht, zwar dem Vorleben der Braut nachgeforscht wird, um ihr im Falle eines Fehltrittes bei der kirchlichen Trauung die vollen Ehren zu versagen, über das Vorleben des Bräutigams aber hinweggegangen wird, außer wenn er mit der Braut selbst in unerlaubtem Verkehr gestanden hat. Mit diesem Aergernis sollte doch so rasch wie möglich aufgeräumt werden!

sie vielleicht in kleinem Maßstabe, schadet aber im großen, ja im größten Maßstabe dadurch, daß sie — denn das ist die unvermeidliche Folge — die Ehe herabdrückt, welche einmal der beste Mutterschutz und der beste Kinderhort ist und in dieser Mission durch keinerlei künstliche Veranstaltung ersetzt werden kann. Mit dieser Beurteilung läßt sich ein weitgehendes Mitleid mit der einzelnen ledigen Mutter, ja das Zugeständnis vereinigen, daß manche derselben sittlich höher stehen als solche Ehefrauen, die nur um ihre Ansprüche an Putz und an Luxus der Haushaltung steigern zu können, einen legitimen Bund mit einem ihnen selbst verächtlichen Gatten eingegangen sind; aber die ledige und die verheiratete Mutter grundsätzlich gleichstellen, heißt nicht bloß den Erotikern Recht geben, sondern auch schamlose Sinnlichkeit, oder schnöde Geldgier, um die es sich oft allein handelt, mit edler Liebe auf die gleiche Stufe rücken.

Wie sie nun auch verstanden werden mag, jedenfalls wird auch hier ein Recht der Liebe vorausgesetzt, das ihr auch außerhalb der Ehe zustehen soll. Wenn sich dann mit der Liebe noch der Hunger verschwört, so scheint es schlimm um die Ehe zu stehen. Keinenfalls dürfen die Gefahren übersehen werden, die von der wirtschaftlichen Entwicklung ausgehen. Damit ist nicht die ungünstige Geschäftslage der letzten Jahre gemeint, die nur eine vorübergehende Erscheinung sein kann und schon einem erneuten Aufschwung Platz zu machen scheint. Aber für die Dauer müssen wir uns einrichten auf das fortschreitende Eindringen der Frauen in Männerberufe, welches zugleich Folge und Ursache zunehmender Ehelosigkeit ist, deren andere Wurzel in gesteigerten Ansprüchen der Frau an den Luxus und damit einer abschreckenden Verteuerung der ehelichen Haushaltung steckt. Es ist erstaunlich, wie viel von dem, was Bebel, sonst ein schlechter Prophet, in seinem 1883 zuerst erschienenen Buch über „die Frau“ als notwendige oder anzustrebende Entwicklung in der Richtung einer Feminisierung der Arbeit, wie ich es nennen möchte, vorausgesehen hat, sich seitdem tatsächlich vollzogen hat. Es gab 1882 in Deutschland $5^1/_4$ Millionen erwerbstätige Frauen, im Jahre 1907 dagegen $9^1/_4$ Millionen, was einen Zuwachs um $^4/_5$ [illegible] bedeutet, während die Bevölkerung nur um $^2/_5$ gestiegen ist. Natürlich entfällt die Mehrzahl der Arbeiterinnen noch jetzt mit 5 Millionen auf die Landwirtschaft, die nächsthohe Ziffer auf die Industrie; aber, was am bemerkenswertesten ist, weil dadurch die Ausdehnung der Verschiebung innerhalb des Mittelstandes erwiesen wird, die Zahl der im Handelsgewerbe beschäftigten weiblichen Angestellten hat sich

seit 1895, also in nur 12 Jahren, von 500 000 auf 931 000, die der in öffentlichen Diensten und freien Berufen Stehenden von 176 000 auf 300 000 erhöht.

Die fortschreitende Beteiligung weiblicher Personen am Erwerbsleben entspricht der hohen Ziffer lediger Frauen, die größtenteils, weil unversorgt, auf eigenen Verdienst angewiesen sind. Selbst in dem Alter vom 30. bis 40. Lebensjahr, welches die günstigste Ziffer aufweist, beträgt mit Einfluß der verwitweten und geschiedenen der Prozentsatz der unverheirateten Frauen 20,4 (im Jahre 1900), wohlverstanden für die Gesamtheit der diesen Altersstufen angehörenden weiblichen Bevölkerung berechnet, während für den Mittelstand eine noch weit höhere Ziffer anzunehmen ist.

Ein weiteres beträchtliches Kontingent werden zu den erwerbenden Frauen aus dem besseren Mittelstand zweifelsohne die nach Maßgabe der preußischen Mädchenschulreform errichteten höheren Töchterschulen und Studienanstalten liefern, welche die Mädchen den gleichen Bildungszielen zuzuführen bestimmt sind, die von den Knaben-Realschulen und Gymnasien erreicht werden, und ihnen dadurch den Zugang zu allen höheren Berufsarten erschließen sollen, soweit sie als für Frauen geeignet erachtet werden. In denselben Zusammenhang reihen sich die Veranstaltungen der Frauenbewegung für bessere Vorbildung der jungen Mädchen in den praktischen Berufen, damit auch in Handel und Industrie die ungelernte Arbeiterin immer mehr von der gelernten ersetzt wird. So ist in Hamburg der angesehene „Verein für Handlungs-Kommis von 1858“ für die Einführung des Fortbildungsschulzwanges für die weiblichen Handelsangestellten eingetreten, und zu deren weiteren Ausbildung sind auch wirklich aus Staatsmitteln 60 000 Mk. bewilligt worden, wogegen der „Deutschnationale Handelsgehilfenverband“, wohl kaum mit Recht, weil eine bessere Fachbildung eben diesem Uebelstande begegnen würde, eingewandt hatte, daß die jungen Mädchen immer nur vorübergehend im kaufmännischen Berufe tätig sind, und daß der Handelsstand kein Interesse habe an solchen Arbeitskräften, die ihn nicht als Lebensberuf auffassen. Aber allerdings haben alle diese an sich nützlichen Bestrebungen die Kehrseite, daß die Männer, welche als gegenwärtige oder künftige Familienversorger nicht mit gleichen Löhnen oder Gehältern zufrieden sein können, überall, wo Frauen in den Wettbewerb eintreten, unterboten werden, und die Heiratsaussichten immer weiter vermindert werden.

Das wird auch von der andern Seite nicht bestritten, vielmehr

wird behauptet, daß die ganze sich vollziehende und [illegible] Umwälzung darauf hindränge, die Ehe durch losere Formen [illegible] Geschlechtsgemeinschaft abzulösen. Die intellektuell [illegible] und ökonomisch selbständige Frau, heißt es, gewinne ein [illegible] Selbstgefühl, mit welchem die in der Ehe verlangte Unter[illegible] unter den Mann schlechterdings unverträglich sei. Da [illegible] mentation sich mehr in der Form einer Prophezeiung [illegible] man ihr wohl entgegenhalten, daß sie sich auf Tatsachen [illegible] wart nicht stützen kann. Die Zahl der Eheschließungen [illegible] im Jahre 1906 auf 8,2 von 1000 Einwohnern, [illegible] mehr als in den drei vorausgehenden Jahren von 190[illegible] für die die entsprechenden Zahlen 8,1, 8,0 und 7,9 sind [illegible] frühere Jahre zeigen allerdings höhere Zahlen, wenn man [illegible] rücksichtigt, daß der Durchschnitt für die Jahre 1891–1900 [illegible] falls 8,2 ergibt, für 1851–1860 nur 7,8, so [illegible] sich [illegible] einer Zunahme als von einer Abnahme der Eheschließungen [illegible] Ebenso müßte sich eine wachsende [illegible] zu [illegible] bindungen in den Geburtsziffern der unehelichen K[illegible] spiegeln. Allein die erschreckend hohe Ziffer von 170[illegible] lichen Kindern, die durchschnittlich während des Zeitraums [illegible] 1891–1900 geboren wurden, bedeutet im [illegible] Mitte des vorigen Jahrhunderts eine nicht unerhebliche [illegible] Die für 1851–1860 berechnete Verhältniszahl von 11 [illegible] Tausend ist auf 9,1 vom Tausend gesunken. [illegible] den letzten Jahren sich wieder [illegible] noch nicht angesehen werden.

Es [illegible] also [illegible] und mehr durch freiere Verhältnisse [illegible] [illegible]

kann es aber nur bezeichnet werden, wenn, wie man es ja erlebt hat, ein junges Mädchen, für das die Familie dieselben Opfer aufgewandt hat, nach beendetem Studiengang sich verlobt, um im Ehestande ihre Kenntnisse nie mehr zum Erwerbe zu gebrauchen. Schwerlich werden solche Erfahrungen dem Vorwärtsstreben der Frauenwelt Einhalt tun; aber zumal wenn Liebe für den Beruf oder die Notwendigkeit, das unzulängliche Einkommen des Mannes zu ergänzen, hinzutritt, wird es immer mehr dahin kommen, wovon die Anfänge sich schon jetzt zeigen, daß Frauen in der Ehe fortfahren, ihre unter großen Aufwendungen an Geld, Zeit und Arbeitskraft erworbenen Befähigungen zu verwerten, auch wenn es nicht, wie bei der Schriftstellerei, Heimarbeit sein kann. Gewiß ist es kein Zustand, für den man sich leicht begeistern kann, wenn, wie im Arbeiterstande, Mann und Frau zugleich auf Arbeit ausgehen, so dem Gebildetenstande angehörende Paare sich morgens gleich nach dem Kaffee trennen, um als Lehrer und Lehrerinnen, als Kontoristen und Kontoristinnen, als Aerzte und Aerztinnen weit auseinander gelegenen Wirkungsstätten zuzuhasten. Aber weder wird dadurch die Ehe unmöglich noch Familienleben und Kindererziehung zugrunde gerichtet, besonders wenn, wie es schon vorgeschlagen ist, für verheiratete Frauen sich Halbtagsarbeit einbürgert und der ganze von Arbeit freigehaltene Sonntag der Familie gewidmet wird.

Diese kurze Durchmusterung der modernen Ehekritik ist hauptsächlich in der Darlegung der Gegengründe verlaufen. Es ist aber von vornherein unwahrscheinlich, daß eine Gedankenbewegung, an der neben widerspruchsvoller Oberflächlichkeit doch auch soviel Scharfsinn und Kenntnis der wirklichen Zustände beteiligt ist, keine Wahrheitsmomente zutage gefördert haben sollte. In der Tat bedarf zunächst unsere ganze Sexualethik einer Revision; manches muß klarer oder anders gestaltet werden. Hinsichtlich des Verhältnisses von Liebe und Ehe herrscht entschieden noch Verwirrung. Wenn man sich dem Schlusse der Erotiker nicht gefangen geben will, daß. weil nur Liebe die Ehe zu einer sittlichen Gemeinschaft macht, die Ehe unsittlich wird, wenn sie nach Erlöschen der Liebe noch fortgesetzt wird, so muß — und dafür kann man sich getrost auf das gesunde Urteil der überwiegenden Mehrzahl berufen — erklärt werden, daß Liebe zwar ein hohes Glück, daß sie schönste Beigabe und heiligste Aufgabe der Ehe, daß sie aber nicht sittliche Bedingung ist. Die notwendigen Voraussetzungen für die Sittlichkeit der Ehe sind vielmehr auch da gegeben, wo mit Achtung verbundene Zuneigung und der

gute Wille zu rechter Verständigung und zum Zusammenarbeiten an den gemeinsamen Aufgaben der Familie vorhanden ist. Ausgeschlossen muß nur sein, daß bei der Eheschließung die Person als bloßes Mittel zum Zweck erniedrigt wird, wodurch denn z. B. eigentliche Geldheiraten oder Heiraten, die nur Sittenlosigkeit decken sollen, genügend getroffen werden. Recht dagegen ist den Erotikern darin zu geben, daß die Berechtigung des sinnlichen Elementes vielfach verkannt worden ist. Auch eine christliche Ethik hat keinen Anlaß, sich gegen diese Seite der Liebe blind zu stellen und muß vielmehr den Sinnengenuß als eine Gabe würdigen, deren sich der Mensch wie aller andern von der Natur dargebotenen Gaben erfreuen darf, sofern er für die Folgen die Verantwortung übernehmen kann, was jedoch den vorausgeschickten Erörterungen zufolge nur in der Ehe möglich ist.

Aus der Betrachtung der Vorgänge des sexuellen Lebens als rein natürlicher und bedingungsweise erlaubter folgt aber nicht, daß man ihre Kenntnis der der Ehe noch fern stehenden Jugend rückhaltlos übermitteln darf. Eine Belehrung, die allerdiugs gegenüber dem Alter zur Pflicht wird, in welchem die Unkenntnis der Folgen geschlechtlicher Verfehlungen sich schwer rächen kann, und welche am besten den Eltern vorbehalten bleibt, muß stets im Auge behalten, daß die Erwachsenen dem Nachforschen der Kinder nach den Geheimnissen der Menschwerdung doch nie zuvorkommen können, daß ferner bei der Stärke des sinnlichen Triebes und der Zwangskraft, den er auf die Phantasie ausübt, die Kinder unmöglich diesen Aufklärungen mit bloß theoretischem Interesse gegenüberstehen können, wenn auch im Augenblick der Belehrung alle niederen Regungen schweigen mögen, daß endlich das Schamgefühl als stärkster Schutz gegen sittliche Verfehlungen, auf jede Weise geschont werden muß, aber nicht beirrt werden darf.

Was dann die eigentliche Kritik der Ehe betrifft, so ist oben schon zugegeben, daß hier manche Anklagen begründet sind. Aber es wird einerseits vergessen, daß jede menschliche Einrichtung, auch die beste, dem Mißbrauch unterworfen ist; andererseits sind die Anklagen arg übertrieben. In den besseren Ständen soll Geldheirat die Regel sein. Wenn man aber genauer zusieht, so läuft es darauf hinaus, daß die jungen Leute sich von vornherein sagen, daß sie um ihrer und der künftigen Familie Existenz willen nur unter bemittelten Mädchen zu wählen haben und entsagen müssen, wo etwa die Neigung zu einem armen Mädchen sie zu fesseln droht. Das

ist aber noch nicht Geldheirat im häßlichen Sinne des Wortes, das nur da am Platze ist, wo der Geldpunkt abgesehen von allen andern Eigenschaften der Umworbenen den Ausschlag gibt. Uebrigens würden auch bei gesellschaftlicher oder gesetzlicher Anerkennung des Konkubinats — oder soll man lieber mit Nietzsche sagen: der „kleinen Ehe"? — die Mädchen nicht verschwinden, welche es verstehen, Schönheit und Liebenswürdigkeit in Werte umzusetzen, so daß sich doch neben „Liebeskonkubinaten" auch „Geldkonkubinate" einstellen würden.

Immerhin muß man den Reformern für ihre herbe Beurteilung der Geldheiraten ebenso dankbar sein, wie für ihren entschiedenen Protest gegen die Prostitution. Nur kann man sich mit ihrem Allheilmittel nicht einverstanden erklären. Noch bei keinem Volke, in welchem das Konkubinat zu Rechte bestand, hat deswegen die Prostitution gefehlt. Hingewiesen wird wohl auf den Arbeiterstand, in welchem zwar fast allgemein vor der Ehe intimer Umgang gepflegt werde, der aber mit liederlichen Dirnen nichts zu tun haben wolle. Indessen hängt diese Erscheinung mit der Täuschung zusammen, daß freiwillig gewährte Liebe „nichts kostet", und erlaubt noch nicht den Schluß, daß die „kaufkräftige" Männerwelt auf den Mißbrauch des Geldes zur Befriedigung polygamer Triebe verzichten würde. Aber wenn auch für die besseren Stände die freie Liebe in etwas der Prostitution den Boden abgraben sollte, so wäre doch dieser Erfolg zu teuer bezahlt, wenn zugleich damit die Institution der Ehe erschüttert würde.

Ratschläge, ein Uebel abzustellen, das so alt ist wie die uns bekannte menschliche Gesellschaft, werden sich überhaupt nicht leicht finden lassen. Nur möge mit besonderem Nachdruck auf den Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Ausschweifung und dem Alkoholismus hingewiesen werden. Sehr gute Kenner der großstädtischen Jugend bestreiten, daß in der Regel ein sich von selbst gebieterisch einstellender Trieb zur ersten Bekanntschaft mit der Prostitution führt; vielmehr ist der gewöhnliche Hergang der, daß junge Leute sich, jetzt vorzugsweise in Animierkneipen, berauschen und dann in einem Zustande, in welchem Schamgefühl und Selbstbeherrschung sich abschwächen, Prahlsucht und Sinnlichkeit erstarken, im Umgang mit einer Dirne eine körperliche Funktion kennen lernen, welche erst die Gewöhnung übermächtig macht. Den über Nacht fortgesetzten Kneipgelagen junger Leute dürfen daher Eltern und Schule, denen die Reinheit der Jugend am Herzen liegt, nicht gleichgültig oder gar schmunzelnd zusehen.

Begünstigt wird ferner die Prostitution und ihre Benutzung durch die Spätheirat, welche ja auch aus vielen andern Gründen zu beklagen ist. Wenn selbst ein besonnener Arzt, wie Dammann (Die geschlechtliche Frage, S. 130), erklärt, daß über das Alter von 25 Jahren hinaus völlige Enthaltsamkeit für einen kräftigen Mann ein unnatürlicher Zustand ist, so kann die Unzuträglichkeit einer langen Hinausschiebung der Heirat nicht bezweifelt werden. Nun kann man freilich heutzutage einem jungen Mann nicht ohne weiteres zu früher Verlobung und Verheiratung raten. Das Sprichwort: „Jung gefreit hat niemand gereut“ hat gewiß einmal seine gute Berechtigung gehabt, hat aber in der Gegenwart manche, die sich von ihm leiten ließen, bitter enttäuscht. Ehe es wieder in seine Rechte eintreten kann, müssen erst die allgemeinen Verhältnisse gebessert werden. Zunächst ist dem Umsichgreifen des Bestrebens vieler Berufsverbände, die Ausbildungszeit für den jungen Nachwuchs zu verlängern, auch aus diesem Gesichtspunkt entgegenzutreten. Viel kann auch Staat und Gemeinde dadurch tun, daß bei der Aufstellung der Gehaltsskala für die Beamten die der Heirat günstige Altersstufe durch einen Sprung im Gehalt gekennzeichnet wird. Das Wichtigste ist jedoch, daß die Jugend, nicht am wenigsten die jungen Mädchen, zu größerer Anspruchlosigkeit erzogen werden, damit der Ehescheu der jungen Männer ein sehr triftiger Grund entzogen wird.

Das sind einige der Hauptpunkte, auf welche als offensichtlich reformbedürftige, die Sexualreformer den Finger gelegt haben. Wir haben nur solchen Reformen das Wort reden können, welche die Ehe unangetastet und ungefährdet lassen. Aber es fragt sich noch — und diese Frage kann nicht übergangen werden, weil sie selbst von sehr maßvollen Vertreterinnen der Frauenbewegung aufgeworfen wird — ob nicht die Veränderungen, welche sich gegenwärtig in der wirtschaftlichen Stellung und im Geistesleben der Frau vollziehen, das persönliche Verhältnis und die rechtlichen Beziehungen der Gatten unter einander umgestalten müssen. Daß der Mann eine Gattin, die ihm an geistiger Bildung gewachsen oder sogar überlegen ist und die vor der Ehe sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen gewußt hat, nicht als halbes Kind behandeln kann, ist selbstverständlich, und ebensowenig ist es der Frau zu verdenken, daß, wenn sie für ihren bisherigen Beruf den der Hausfrau und Mutter eingetauscht hat, sie ihre Arbeit gleichgewertet wissen will mit der des sogenannten Versorgers der Familie. Allein erstlich sind solche Ehen noch sehr in der Minderzahl, und zweitens

fragt es sich, ob überhaupt den Forderungen der Frau durch das Gesetz noch weiter entgegengekommen werden kann, als es durch das B.G.B., das schon ein volles Eigentums- und Verfügungsrecht der Frau an dem durch eigene Arbeit Erworbenen und an ihrem Arbeitsgerät kennt, bereits geschehen ist. Der Ansturm, an welchem auch so besonnene Kämpferinnen wie H. Lange, M. Weber und E. Ichenhaeuser beteiligt sind, richtet sich vor allem gegen die §§ 1354, 1363, 1627, 1631 des B.G.B., d. h. gegen das Entscheidungsrecht des Mannes in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten, insbesondere über den Wohnort; ferner gegen die Verwaltung und Nutznießung des eingebrachten Gutes durch den Mann; drittens gegen die elterliche Gewalt des Vaters, die im allgemeinen erst nach dem Tode des Vaters auf die Mutter übergeht und das Recht und die Pflicht umfaßt, das Kind zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen.

Es ist ja möglich, daß der erweiterte mathematische Unterricht die Frauen einmal zu solchen Rechenkünstlerinnen ausbilden wird, daß sie allgemein sich auch zu schwierigeren Finanzoperationen eignen: bis dahin aber verbleibt doch trotz etwa möglichen und durch das Gesetz nicht zu verhindernden Mißbrauchs die Vermögensverwaltung zum größeren Vorteil auch für die Frau in den Händen des Mannes als des durchgängig Geschäftskundigeren. Und die Belassung des Entscheidungsrechtes bei dem Manne braucht die Frau durchaus nicht zu kränken, weil für sie darin keine Herabsetzung liegt. Die Ehe ist ja nun einmal kein Triolenverhältnis, in dem Fragen, über die sich eine Einigung nicht erzielen läßt, durch Abstimmung entschieden werden könnten. Da muß doch einem von beiden Teilen das Entscheidungsrecht zustehen, und es ist nicht einzusehen, warum es nicht dem Manne belassen werden soll. Denn es würde den Tod einer rechten Ehe bedeuten, wenn, wie Frau Ichenhaeuser (Zur Ehereform, S. 20) vorschlägt, bei Meinungsverschiedenheiten der Eheleute der Vormundschaftsrichter entscheiden sollte.

Dagegen läßt sich das Gewicht der Einwendungen nicht verkennen, welche die entschiedensten Gegnerinnen loser Liebesverhältnisse, die aber doch die Ehe nicht zu einer ihren eigenen Zwecken hinderlichen Fessel werden lassen wollen, gegen das im B.G.B. festgelegte Ehescheidungsrecht, nämlich gegen die Formulierung der § 1568 und 1574, erhoben haben. Bekanntlich ist darnach in manchen Fällen, wo früher „unüberwindliche Abneigung" geltend gemacht werden konnte, auch jetzt Scheidung möglich; aber es dann

nicht nur eine „so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses“ nachzuweisen, daß „dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann“, sondern es muß auch „schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten“ oder „ehrloses oder unsittliches Verhalten“ des einen oder andern Teiles vorliegen, und der Richter ist ausdrücklich verpflichtet, zu erklären, welcher von beiden Gatten, und im Falle einer Widerklage, ob beide Gatten „die Schuld an der Scheidung tragen.“ Diese allgemeine Bestimmung aber, nach welcher (außer bei Geisteskrankheit) immer eine feststellbare Schuld die Grundlage der Scheidungsklage bilden muß, beruht offenbar weder auf richtiger Kenntnis der wirklichen Verhältnisse noch des Seelenlebens. Denn oft sind es, wie H. Lange es ausdrückt, lediglich „Irrungen, Zwiespalte der Weltanschauungen, der Charaktere, der erotischen Veranlagung, die auch die gewissenhaftesten Menschen in eheliche Tragödien hineingeraten lassen und die Fortsetzung der Ehe zu einer qualvollen Erniedrigung für beide Teile (und — kann man noch hinzufügen — zu einem Unglück für die Kinder) machen.“ So sehr man daher auch auf der Hut sein muß, die Ehescheidung allzu leicht zu machen, so ist doch wohl zu überlegen, ob man nicht in dem bemängelten Punkte zu den früheren gesetzlichen Bestimmungen zurückzugreifen gut tut.

Im ganzen genommen läßt sich jedoch von der Aenderung gesetzlicher Vorschriften nicht erhoffen, daß sie der Ehe einen wertvolleren Inhalt zu geben oder Entgleisungen aus ihrer Bahn zu verhüten vermögen. Befestigung des sittlichen Urteils, Erziehung des Willens zum Widerstand gegen die Launen der Sinnlichkeit, Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühles gegenüber Familie und Gesellschaft sind die besten Bundesgenossen der Schamhaftigkeit und der Religion, um der Ehe diejenigen Segnungen zu erhalten und zu mehren, von denen ich irgendwo die folgende treffende, auf ihre kulturgeschichtliche Mission zurückblickende Schilderung gefunden habe:

„Die Monogamie verringerte die Kämpfe der Männer um die Frauen und sparte so ihre Kräfte für andere Ziele; sie spornte zur Arbeit für die Nachkommenschaft an; sie entwickelte die Schamhaftigkeit und Zärtlichkeit innerhalb der geschlechtlichen Verbindungen und hob so mit der Stellung der Frau auch ihre Bedeutung für die Erziehung der Kinder; sie bot diesen und ihr selbst Schutz vor der Willkür des Mannes; sie entwickelte durch das Familienleben Selbstbeherrschung und Zusammenwirken. Die Machtvollkommenheit des Mannes wurde durch Verantwortlichkeitsgefühl und Beschützerfreude

veredelt; die Abhängigkeit der Frau durch Zuneigung und Treue. Diese wurde durch die Furcht vor der besitzrechtlichen Eifersucht des Mannes gestärkt, durch seinen Anspruch zu wissen, daß sein Eigentum sich auf seine eigenen Kinder vererbte, . . . durch die gemeinsamen Kinder, für die sich im Laufe der Entwicklung das Zärtlichkeitsgefühl vertiefte."

Also die Ehe, nicht nur ein Frau und Kinder schützender Zaun gegenüber der Willkür des Mannes, sondern auch eine Schule der Charakterbildung! Das klingt beinahe nach Foerster! Doch Verfasserin dieses Hohenliedes von dem seelenveredelnden Einfluß der Ehe, der, wie sie versichert, noch heute fortdauert, ist —*) Ellen Key!

*) Ueber Ehe und Liebe, S. 9—10.

Der Einfluß der Vereinigten Staaten auf das chinesische Geistesleben.

Von

Dr. Ernst Schultze, Großborstel.

Die Vereinigten Staaten haben dem Reiche der Mitte schon seit vielen Jahrzehnten besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Einwanderung chinesischer Kulis haben sie sich allerdings verbeten und haben sie gegen den Widerspruch der chinesischen Diplomatie durch das Chinesen-Ausschlußgesetz im Jahre 1882 auf 10 Jahre, 1892 abermals auf 10 Jahre, 1902 auf unbestimmte Zeit untersagt. Die Ausbeutung der Bodenschätze Chinas jedoch ist ein Ziel geblieben, das die amerikanische Finanzwelt nie aus den Augen verloren hat. So war es nicht zu verwundern, wenn es eine der ersten Amtshandlungen des Präsidenten Taft war, den Amerikanern eine starke Beteiligung an der Finanzierung der Canton-Hankau-Bahn zu sichern. Ueberhaupt ist seine Regierung mit besonderem Eifer bestrebt, den amerikanischen Kapitalisten die Wege zu ebnen, um in China nutzbringende Unternehmungen betreiben zu können. In der Mandschurei hat der amerikanische Tabaktrust eine große Fabrik angelegt, im Süden Chinas ist der Stahltrust mit dem Aufbau von Eisen- und Stahlwerken beschäftigt — kurzum: China soll ein wichtiges Feld für die Tätigkeit amerikanischen Unternehmungsgeistes werden.

Es ist bei dieser Sachlage für die Vereinigten Staaten von größter Wichtigkeit, auch auf das chinesische Geistesleben Einfluß zu gewinnen, zumal außer den wirtschaftlichen, auch politische Gründe dies als wünschenswert erscheinen lassen. Denn selbst wenn es gelingen sollte, einen feindlichen Zusammenstoß zwischen den Vereinigten Staaten und Japan zu vermeiden, so werden doch die

Interessen dieser beiden Mächte immer wieder aufeinander stoßen. Den Amerikanern erscheint es daher als sehr klug, bei der zweitwichtigsten Macht Ostasiens, die sich über Nacht sehr wohl zu seiner Hauptmacht entwickeln könnte, eben bei China, einen besonderen Stein im Brett zu haben. Deshalb überschüttet die amerikanische Diplomatie China mit Liebenswürdigkeiten. Und dies ist auch einer der wichtigsten Gründe, weshalb die Amerikaner mit geradezu bewundernswerter Tatkraft bestrebt sind, auch durch das Bildungswesen immer größeren Einfluß auf das chinesische Geistesleben zu gewinnen.

Der amerikanische Historiker Brooks Adams, einer der originellsten Köpfe des Landes, hat die paradoxe Behauptung aufgestellt, daß die Vereinigten Staaten zur unzweifelhaften Großmacht hauptsächlich durch zwei Tatsachen geworden seien: einmal dadurch, daß Pittsburgh seit 1896 mehr Eisen und Stahl erzeuge als Großbritannien, und ferner dadurch, daß die Vereinigten Staaten während des chinesischen Boxeraufstandes ihren Gesandten in Peking angewiesen hätten, nicht eine gleich aggressive Stellung einzunehmen wie die Gesandten der meisten europäischen Mächte, vielmehr China von vornherein die Wahrung seiner Indemnität zuzusichern. Ein Kern von Wahrheit steckt in jener Paradoxie. Denn es ist unzweifelhaft, daß diese abweichende Stellungnahme der Vereinigten Staaten ihren Einfluß auf China nicht verfehlt hat. Und so hat die Union seither alles getan, um sie noch zu unterstreichen und immer wieder frisch in das Gedächtnis der Chinesen zurückzurufen.

Ein sehr geschickter Schachzug war es namentlich, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten im Sommer 1908 beschloß, auf den Rest der ihnen zustehenden Entschädigungssumme, die noch aus dem Boxeraufstand in China herrührte, zu verzichten. Insgesamt war diese Entschädigungssumme für sämtliche beteiligten Mächte zusammen in dem Endprotokoll vom 7. September 1901 auf 450 Millionen Taels festgesetzt; der Tael sollte etwa dem Werte von 3,00 Mk. entsprechen. Von dieser Gesamtentschädigungssumme von etwa 1 350 000 000 Mk. wurden den Vereinigten Staaten fast 100 000 000 Mk. zugesprochen. Davon war bis Mitte 1908 mehr als die Hälfte bezahlt worden — es standen damals noch etwa 44 000 000 Mk. aus (genau 10 784 507 Taels und 71 Cents). Auf die Zahlung dieser Restsumme wurde nun von den Vereinigten Staaten auf Antrag des Senators Lodge durch Kongreßbeschluß verzichtet, und der amerikanische Gesandte in Peking,

Mr. W. W. Rockhill, wurde telegraphisch davon benachrichtigt, so daß er schon am 11. Juli den Prinzen Tsching, den Präsidenten des Waiwupu (des Auswärtigen Amtes), davon benachrichtigen konnte.

Einen ähnlichen Schachzug haben die Vereinigten Staaten übrigens schon 1886 unternommen, als sie an China die Summe von 453 000 Dollars zurückzahlten, weil eine von China kurz vorher gezahlte Entschädigung die von der Regierung als berechtigt anerkannten Ersatzansprüche amerikanischer Bürger um diese Summe überstieg.

Noch früher hatte die Unionsregierung Japan eine ähnliche Gefälligkeit erwiesen. Im Jahre 1863 wurden ausländische Schiffe in der Meerenge von Schimonoseki durch den Fürsten von Tschoschiu belästigt, der unter den Daimijos des japanischen Reichs einer der fremdenfeindlichsten war. So war z. B. auf ein amerikanisches Kauffahrteischiff und später auf Schiffe anderer Nationen von den Befestigungen aus geschossen worden, die der Fürst angelegt hatte. Die japanische Regierung, der damals die Zügel aus der Hand zu gleiten drohten — das Schogunat war noch nicht beseitigt, und fremdenfeindliche und fremdenfreundliche Richtung bekämpften sich — behauptete später, daß sie die Absicht gehabt habe, diese Belästigungen der Weißen zu verhindern und zu bestrafen. Aber die fremden Mächte warteten nicht darauf, begannen vielmehr am 5. September 1863 die bekannte Beschießung von Schimonoseki, die bis zum 8. September dauerte, an welchem Tage die japanischen Forts sich bedingungslos ergaben, sodaß die Meerenge dem internationalen Verkehr wieder geöffnet war. An der Beschießung hatten 9 englische Kriegsschiffe teilgenommen, 4 holländische, 3 französische und eines der Vereinigten Staaten. Die 4 Mächte stellten gemeinsame Schadenersatz-Ansprüche bei dem Schogunat. Dieses mußte sich infolge seiner militärischen Ohnmacht zur Bewilligung der Summe entschließen, die auf 3 Millionen Dollars festgesetzt wurde. Der Betrag wurde zu 4 gleichen Teilen den 4 Mächten zugesprochen, obwohl die Anzahl ihrer Kriegsschiffe so ungleich gewesen war. Das Schogunat hatte die größte Schwierigkeit, die Entschädigungssumme zusammenzubringen, machte dies schließlich aber doch möglich. — Der auf die Vereinigten Staaten entfallende Teil blieb im Schatzamt in Washington 20 Jahre lang unberührt liegen. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich wiederholt mit der Angelegenheit. Damals war die Partei, die allen Expansionsgelüsten und der Hervorkehrung von Gewalt gegenüber fremden Mächten abhold

war, in den Vereinigten Staaten weit stärker als heute. Sie konnte daher, wenn auch erst im Jahre 1883, durchsetzen, daß durch ein Gesetz, welches von beiden Häusern des Kongresses angenommen und vom Präsidenten bestätigt wurde, der Betrag von 750000 Dollars an Japan zurückgegeben wurde. Die japanische Regierung nahm die Rückzahlung mit Dank entgegen „als einen starken Beweis des Gerechtigkeits- und Billigkeits-Sinnes, der die Vereinigten Staaten in ihren Beziehungen zu Japan stets beseelt hat."

Die Vereinigten Staaten haben unter Anlehnung an diese Präzedenzfälle jetzt China ein scheinbar großes Opfer gebracht, indem sie auf nicht weniger als 44 Millionen Mark verzichteten. Tatsächlich aber haben sie selten ein schlaueres diplomatisches Kunststück fertiggebracht, als mit dieser Verzichtleistung. Denn es ist ganz zweifellos, daß sich die Summe schnell mit Zins und Zinseszins wieder einbringen wird — zum mindesten in den gewissen Imponderabilien, die in den Beziehungen zwischen den Völkern kaum eine geringere Rolle spielen als in denen zwischen einzelnen Menschen; wahrscheinlich aber selbst in einer ganz nüchternen Rechnung nach Dollars und Cents.

Denn China ist durch dieses Entgegenkommen gewissermaßen moralisch verpflichtet, insbesondere kleineren Wünschen der Vereinigten Staaten entgegenzukommen. Und wie wenig sich die Amerikaner verrechnet haben, zeigt schon die Tatsache der Entsendung einer besonderen Gesandtschaft, um den Dank der chinesischen Regierung zum Ausdruck zu bringen. Schon im November 1908 traf diese Gesandtschaft in Nordamerika ein. An ihrer Spitze stand der frühere Gouverneur von Mukden, Tang-Schao-Yi. Zu ihren Mitgliedern zählten ferner Prinz Tsai-Fu und 22 verschiedene Würdenträger und Beamte, unter denen sich 4 ehemalige Studenten der Yale-Universität als Sekretäre befanden. Auch brachte die Gesandtschaft zugleich 15 junge Leute aus China mit, die an amerikanischen Universitäten je 4 Jahre lang studieren sollten.

Ja, die chinesische Regierung hat sich entschlossen, die gesamten Zinsen des Restes der amerikanischen Entschädigungssumme Jahr für Jahr dazu zu verwenden, ausgewählte chinesische Studenten an amerikanische Universitäten und Colleges zu entsenden. Da die Zinssumme jährlich etwa 2000000 Mk. beträgt, läßt sich eine große Zahl von Chinesen hinüberschicken: man wird jährlich 100 junge Leute auf mindestens 4 Jahre zum Studium nach Nordamerika schicken, so daß vom Jahre 1912 an

jährlich mindestens 400 von der chinesischen Regierung entsandte junge Chinesen sich gleichzeitig zu Studienzwecken in den Vereinigten Staaten aufhalten werden.

Daß dies eine bedeutende Stärkung des nordamerikanischen Einflusses auf das chinesische Geistesleben bedeutet, bedarf keines Beweises. Man hat in den Vereinigten Staaten kaum zu hoffen gewagt, daß man einen so schnellen und gründlichen Erfolg erzielen würde, als man mit der Wurst so offen nach der Speckseite warf.

Bisher hatten es die Amerikaner wesentlich schwerer, Einfluß auf das Geistesleben der Chinesen zu gewinnen. Denn die Zahl der chinesischen Studenten in Amerika war klein, und anstatt daß die Chinesen zu den Amerikanern kamen, mußten die amerikanischen Lehrer zu den Chinesen gehen.

Ueber den Umfang der amerikanischen Unterrichtsanstalten in China kann man durch wenige Zahlen ein klares Bild gewinnen. Alle weißen Völker haben im letzten Menschenalter versucht, insbesondere durch Missionsschulen aller Art in China festen Fuß zu fassen — ob es sich nun um theologische Seminare oder um Schulen zur Heranbildung von eingeborenen Missionaren, oder um Handfertigkeits- und Gewerbeschulen, oder um Blinden- oder Taubstummen-Institute, oder um medizinische Schulen oder Kindergärten usw. handelte. Die größten Erfolge erzielten die katholischen Schulen. Im Jahre 1907 betrug die Zahl der Schüler und Studenten katholischer Unterrichtsanstalten in China etwas mehr als 75 000. Die protestantischen Missionsunterrichts-Anstalten wiesen dagegen im gleichen Jahre nur 57 683 Schüler auf. Unter den katholischen Unterrichtsanstalten sind am machtvollsten die der Jesuiten ausgebildet, die fast genau den dritten Teil aller katholisch unterrichteten Chinesen in ihren Unterrichtsanstalten haben: 25 335 von etwa 75 000. — Ein Vergleich der Zahlen des Jahres 1907 mit denen der früheren Jahre zeigt, wie sehr sich die Missionsunterrichts-Anstalten bemüht haben, ihren Schülerkreis zu erweitern: denn gegenüber den 57 683 Schülern der protestantischen Religionsunterrichts-Anstalten im Jahre 1907 standen im Jahre 1889 nur 16 836 Schüler und 1876 sogar nur 4909. Die Zahl der auswärtigen Lehrkräfte betrug in den gleichen Jahren 3833 gegenüber 1296 und 473. Ebenso ist die Zahl der Stationen und Unterstationen im Jahre 1907 mit 5734 sehr stattlich zu nennen, gegenüber der Zahl von nur 602 im Jahre 1876.

Genaue Zahlen für die rein amerikanischen Missionsanstalten in China stehen mir für das Jahr 1907 nicht zur Verfügung; meines Wissens ist eine solche Statistik überhaupt nicht vorhanden. Für 1902 vermag ich sie dagegen anzugeben: damals schätzte man die Zahl der Mittelschulen und der anderen höheren Bildungsanstalten, die von amerikanischen Missionsgesellschaften in China unterhalten wurden, auf mehr als 175. Unter diesen befanden sich 13 Universitäten und Colleges, die sämtlich unter der Leitung geborener Amerikaner standen. Dagegen wurden von den etwa 70 theologischen Seminaren nur etwa zwei Drittel von geborenen Amerikanern geleitet, von den 7 Gewerbeschulen 6, von 6 Kindergärten 5, von den 32 Aerzteschulen mehr als die Hälfte.

Mit voller Absicht haben die Amerikaner ihre Bildungsmaßnahmen nicht auf die Hebung des höheren Bildungswesens beschränkt, wie das die Engländer mit Vorliebe zu tun pflegen, haben vielmehr besonderes Gewicht auch auf das Volksschulwesen gelegt. In den christlichen Colleges in China wurden im Jahre 1902 etwa 2000 Studenten unterrichtet, in den Volksschulen der Missionare etwa 42000 Kinder beiderlei Geschlechts. Von diesen Volksschulen steht ein sehr erheblicher Teil unter amerikanischem Einfluß. Die Schulen erstrecken sich von Hongkong bis zur chinesischen Mauer, von Shanghai bis nach Tibet.

Man muß es den protestantischen Missionsschulen in China als Verdienst anrechnen, daß sie größtenteils nicht einer bestimmten Sekte angehören, sondern vielfach durch die vereinten Anstrengungen verschiedener Sekten geschaffen worden sind. Namentlich der Educational Association of China, die bereits im Jahre 1889 gegründet wurde, ist diese Entwicklung zu verdanken. Natürlich ist durch dieses gemeinsame Vorgehen ein viel schnelleres Fortschreiten der Missionsschulen möglich geworden, als dies bei beständigen Zänkereien und Mißhelligkeiten zwischen den verschiedenen Sekten möglich gewesen wäre. Die christlichen Missionare, namentlich die aus den Vereinigten Staaten stammenden, haben in China mancherlei auf dem Kerbholz. Sie haben durch unkluges oder anmaßendes Verhalten nicht selten Schwierigkeiten hervorgerufen, die nachher von den Regierungen ihrer Länder ausgebadet werden mußten. Das gemeinsame Vorgehen verschiedener Sekten auf den Gebieten des Bildungswesens ist ihnen dagegen zum Verdienst anzurechnen.

Die Anführung der einzelnen höheren amerikanischen Unterrichtsanstalten würde viel Raum erfordern, für den

Außenstehenden auch recht langweilig sein. Ich beschränke mich deshalb darauf, einige typische Beispiele herauszugreifen.

Da wäre z. B. die Peking University zu nennen, die sich den höchsten Rang unter allen amerikanischen Bildungsanstalten in China zuschreibt. Sie ist von den Methodisten begründet und wird von etwa 500 Studenten besucht, deren größter Teil aus dem Norden Chinas stammt. Die Studenten verteilen sich auf 15 Fakultäten. Die medizinische Fakultät z. B. schreibt ein Studium von 5 Jahren zu je 9 Monaten wirklicher Studienzeit vor, so daß die Leitung behauptet, dieses Studium sei gründlicher als das der meisten medizinischen Unterrichtsanstalten in den Vereinigten Staaten. Uebrigens ist die Peking University nicht zu verwechseln mit der kaiserlich chinesischen Universität in Peking. Beide Unterrichtsanstalten haben nichts mit einander zu tun. Die Peking University ist unter den Gesetzen des Staates New York mit den Rechten einer juristischen Person ausgestattet.

Zu erwähnen wäre ferner das Boone College in Wutschang, das von Amerikanern bereits im Jahre 1871 begründet wurde; dann das Canton Christian College; das North China College, das 1867 mit 2 Schülern begründet und 1900 während des Boxeraufstandes vollständig zerstört, seither aber wieder aufgebaut wurde; ferner die Shantung University, die Nanking University, das Ya-Li College, das 1906 als Ableger der Yale-Universität in Tschangtscha (in der Provinz Hünnan) begründet wurde,*) und manche andere.

Das Ya-Li College in Tschangtscha in der Provinz Hünnan ist von Reverend Brownell Gage ins Leben gerufen worden, der die Yale-Universität 1890 nach Ablegung seines Examens verlassen hatte. Er kam nach China mit seiner Frau, die Medizin studiert und die nötigen Prüfungen bestanden hatte. Als die Eröffnung des College in Tschangtscha erfolgen sollte, meldeten sich mehr als 50 Bewerber. Die Zulassungsprüfung ergab jedoch, daß man nur 30 davon aufnehmen konnte. Die bisherige Tätigkeit dieser amerikanischen Unterrichtsanstalt hat die chinesische Regierung sehr zu-

*) Die Chinesen sind bekanntlich nicht imstande, fremde Worte ihrer Sprache einzugliedern, falls sich diese Worte nicht in Silben zerlegen lassen, die im Chinesischen bereits vorhanden sind. Trotz der weiten Ausbreitung des Buddhismus z. B. wird nicht von „Buddha“ gesprochen, weil es die Silben „Bu“ und „da“ im Chinesischen nicht gibt, sondern von „Fo-to“. So hat man auch das Wort „Yale“ nicht in das Chinesische einführen können, sondern hat es in die chinesischen Silben „Ya-Li“ umändern müssen.

friedengestellt. Es gibt keine ausländische Schule oder „Universität" in China, die mehr Söhne oder Enkel hoher chinesischer Beamten als Schüler aufwiese. Viele Lehrkräfte der besten chinesischen und ausländischen Unterrichtsanstalten im Reiche der Mitte gehen eine Zeitlang an dieses amerikanisch-chinesische College, um ihre Studien fortzusetzen oder sich auf den Besuch amerikanischer Universitäten vorzubereiten. Natürlich hat das Mißtrauen der chinesischen Bevölkerung auch gegen diese fremde Einrichtung erst langsam überwunden werden können. Das Krankenhaus, das mit der medizinischen Abteilung verbunden ist, und das nun eine zweijährige Tätigkeit hinter sich hat, hat dafür die besten Dienste geleistet.

Man muß es den Amerikanern lassen, daß sie gerade diese Anstalt in einem außerordentlich geschickt gewählten Augenblick begründet haben. Damals strömten chinesische Studenten in hellen Haufen nach Japan, um die dortigen Universitäten zu besuchen — oder doch wenigstens in Universitätsanstalten, die in China selbst von Japanern geleitet wurden. Die chinesischen Staatsmänner waren damit größtenteils gar nicht einverstanden. Sie haben seither energisch versucht, bessere chinesische Hochschulen ins Leben zu rufen oder die vorhandenen Unterrichtsanstalten wesentlich zu verbessern, und schreiben ihren Studenten nunmehr vor, ihre Ausbildung im Lande selbst zu suchen. Das College des Mr. Brownell hat daraus, da es sich mit den chinesischen Würdenträgern gut zu stellen wußte, große Vorteile gezogen.

Von anderen amerikanischen höheren Unterrichtsanstalten in China ist noch das St. Johns College zu nennen, einige Meilen südlich von Shanghai. Es verfügt über 16 fremde Lehrkräfte, denen 25 chinesische Lehrer zur Seite stehen. Sie alle unterrichten in englischer Sprache. Die Zahl der Studenten ist auf 330 beschränkt. Die Leistungen des St. Johns College werden gerühmt. Können doch die Studenten, die hier ihr Examen gemacht haben, ohne weiteres in eine Anzahl von Colleges in den Vereinigten Staaten eintreten. Wer in dem St. Johns College in Shanghai den Grad des B. A. (Bachelor of Arts) erlangt hat, kann sogar in der Yale-Universität, einer der ältesten und berühmtesten Hochschulen der Vereinigten Staaten, die Vorlesungen besuchen, die zu den höheren Graden des M. A. (Magister Artium) und Ph. D. (Philosophiae Doctor) führen. Eins der besten Krankenhäuser in ganz China ist an das St. Johns College angegliedert.

Der deutsche Einfluß auf das chinesische Geistesleben

steht gegenüber dem amerikanischen einstweilen noch weit zurück. Die Vereinigten Staaten haben eben jahrzehntelang Beziehungen zu China gehabt, als von Berührungspunkten zwischen Deutschland und China noch kaum die Rede war. Erst seit der Besetzung von Kiautschou haben wir systematisch dahin gestrebt, den deutschen Kultureinfluß in China zu stärken. Die amerikanischen Bildungsanstalten in China haben dabei vielfach als Vorbild gedient: so z. B. die Hochschule in Weihsien, auch das Museum des Reverend Whitewright in Tsinanfu. Die deutsche Regierung unterstützt verschiedene Schulen auch außerhalb Kiautschous aus Reichsmitteln, damit dort in deutscher Sprache unterrichtet wird: so z. B. die Schulen in Tientsin, Shanghai, Canton und Tschengtu. In Shanghai, in Tientsin und in Tsingtau — hier vom Reichsmarineamt begründet — bestehen rein deutsche Schulen für die deutsche Jugend. Diese letzteren Unterrichtsanstalten gehören natürlich nicht zu der Gruppe derer, die den kulturellen Einfluß Deutschlands auf China zu stärken geeignet sind.

Dagegen ist auf dem Gebiet des Schulunterrichts, der ärztlichen Hilfstätigkeit und anderer kultureller Einwirkungen namentlich der „Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein" tätig, in Tsingtau und dem chinesischen Hinterlande den deutschen Kultureinfluß zu stärken. Der Verein, der 1884 in Weimar begründet wurde, wird, wie Dr. Paul Rohrbach rühmt, im besten Sinne liberal und modern geleitet und hält sich in allen rein kirchlichen Propaganda-Formen stark zurück. Letzteres ist schätzenswert, da dem Ansehen des Christentums und damit der Weißen überhaupt gerade in China nichts so sehr geschadet hat als die traurigen Zänkereien zwischen den verschiedenen christlichen Bekenntnissen, deren Unterschiede andersgläubigen Völkern doch kaum klarzumachen sind, so daß sie sich über den zelotischen Eifer, mit dem sich die verschiedenen Bekenntnisse zuweilen bekämpfen, innerlich und äußerlich lustig machen. Der genannte evangelische Missionsverein hat sich kürzlich entschlossen, das von ihm gegründete und unterhaltene Faber-Hospital in Tsingtau zu einem größeren Institut für die Verbreitung medizinischen Volksunterrichts in China auszubauen, gleichzeitig auch sein Mädchenschulwesen mit besonderer Rücksicht auf die gebildeten Kreise unter den Chinesen zu erweitern. Besonders begehrt scheinen in China namentlich auch gute technische Schulen zu sein: vor allem Eisenbahnschulen, Bergwerksschulen, Elektrizitäts-, Telegraphen-, Ingenieur- und Baugewerk-Schulen. —

Wenn nach dem oben Gesagten der Einfluß der Amerikaner auf das chinesische Geistesleben bisher hauptsächlich durch amerikanische Missionsschulen in China selbst geübt wurde, so sind doch auch einzelne chinesische Studenten schon vor dem Jahre 1908, das aus dem erwähnten Grunde in dieser Beziehung den Beginn einer neuen Epoche bedeutet, zu Studienzwecken nach Amerika gekommen. Wenn man von Einzelfällen absieht, so wurde die erste Gruppe von Studenten von der chinesischen Regierung schon 1872 nach Amerika gesandt. Sie waren alle noch sehr jung und wurden an kleine Colleges und Privatschulen, hauptsächlich in den Neu-England-Staaten, verteilt. Auch legte man Wert darauf, sie in amerikanischen Familien unterzubringen — wird doch das Familienleben in China sehr gepflegt. Diese jungen Chinesen blieben je 10—12 Jahre in Amerika, vermochten aber das Schlußexamen an den Universitäten nicht abzulegen, weil sie von der chinesischen Regierung schon vorher nach Hause berufen wurden.

Uebrigens befinden sich alle jene ersten chinesisch-amerikanischen Studenten jetzt in ihrem Heimatlande in einflußreichen Stellungen. Vielleicht der bekannteste unter ihnen ist der schon erwähnte Tang-Schao-Yi, der Führer der Sondergesandtschaft nach Washington im November 1908. Seit seiner ersten Rückkehr aus Amerika ist er in mannigfachen offiziellen Stellungen, namentlich in Korea und Nordchina, verwandt worden, hat auch wiederholt seine Regierung in wichtigen Verhandlungen mit den Botschaftern Großbritanniens und Rußlands vertreten. Er galt als rechte Hand von Juan-schi-kai. Einer seiner alten Kameraden ist Liang-Tung-Yen, der an der Yale-Universität studierte. Heute bekleidet er das wichtige Amt eines stellvertretenden Präsidenten des Waiwupu. Vor einigen Jahren wurde er zum Gesandten für die Vereinigten Staaten ernannt, doch wurde die Ernennung im letzten Augenblick rückgängig gemacht, weil man seine Dienste im Auswärtigen Amt in Peking nicht entbehren zu können glaubte.

Ferner wären z. B. zu nennen der Gouverneur der mittleren Mandschurei namens Liang, ferner Tschang-Tung-Liang-Tscheng, der an der Amherst-Universität studiert hatte und der eine Zeitlang Gesandter seines Heimatlandes in den Vereinigten Staaten war; jetzt ist er der Direktor der Canton-Hankau-Bahn. Auch andere Chinesen, die früher in Amerika studiert haben, bekleiden im Eisenbahnwesen ihres Landes hohe Stellungen, wie z. B. Yen, der an der Lehigh-Universität in Pennsylvania studiert hat und jetzt die

Kalgan-Bahn als Chefingenieur durch den Nankau-Paß (durch den schon Marco Polo zog) vortreibt.

Die Zurückberufung jener ersten chinesischen Studenten hing offenbar mit dem Erlaß des Chinesen-Ausschlußgesetzes vom Jahre 1882 zusammen. Erst von 1890 an nahm die chinesische Regierung wieder Anlaß, Studenten nach Amerika zu senden. Indessen geschah dies zuerst doch nur in geringem Maßstabe. Im Jahre 1907 waren immerhin schon 155 chinesische Studenten an verschiedenen Colleges und Universitäten in Nordamerika verteilt, um dort auf Kosten der chinesischen Zentralregierung oder einzelner Provinzialregierungen zu studieren. 71 unter den 155 standen unter der Aufsicht der chinesischen Gesandtschaft in Washington, 27 andere unter der von Tschang-Tschuan, dem Kommissar des Erziehungswesens für die Vizekönige von Hupuh und Hingnan. 57 waren Dr. Tenny unterstellt, der früher Rektor des Peyang-College in Tien-tsin war und später zum chinesischen Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in Peking ernannt wurde. Auf Veranlassung von Juan-schi-kai, damals Vizekönig von Tschili (Tien-tsin ist Hauptstadt der Provinz Tschili), übernahm Dr. Tenny 1906 die Oberaufsicht über die chinesischen Studenten, die im Peyang-College ausgebildet waren und nun nach Amerika gesandt wurden, wo sie nach den Vorschlägen von Dr. Tenny an verschiedenen Universitäten verteilt wurden. Als Dr. Tenny im Juli 1908 nach China zurückging, um sein neues Amt in Peking zu übernehmen, wurde seine Mentor-Aufgabe dem bisherigen Zolldirektor in Tien-tsin, Mr. H. F. Merrill, übertragen.

Indessen waren außer diesen 155 chinesischen Regierungs-Studenten in Amerika noch andere Musensöhne aus dem Reiche der Mitte dort: denn auch einzelne Familien sandten auf eigene Kosten ihre Söhne in Schulen und Colleges der Vereinigten Staaten. Im November 1908 sollen etwa 200 solcher chinesischen Privat-Studenten in Nordamerika gewesen sein.

Die Gesamtzahl der chinesischen Studenten in der nordamerikanischen Union wird für den Herbst 1909 bereits auf etwa 500 angegeben. Hierzu traten im Dezember 1909 noch weitere 100, die wieder von der chinesischen Regierung hinübergesandt wurden. Die Bedingungen dafür und alle näheren Einzelheiten sind im Jahre 1908 von Tang-Schao-Yi, dem besonderen Abgesandten der chinesischen Regierung, mit dem State Department in Washington vereinbart worden.

Kürzlich hat der chinesische Unterrichtsminister eine besondere Verfügung erlassen, welche die Errichtung eines Studienamtes für China anordnet und genauere Bestimmungen darüber enthält. Vor allem war darin festgelegt, wieviele Studenten in jedem Jahre von den einzelnen Provinzen Chinas nach den Vereinigten Staaten entsandt werden müssen und welche Vorkenntnisse sie aufzuweisen, sowie welche Bedingungen sie zu erfüllen haben. In der Nähe von Peking wird eine besondere Anstalt für die Ausbildung der nach Amerika zu schickenden Studenten eingerichtet. Sie soll etwa 300 Studenten beherbergen und neben den Hörsälen und Verwaltungsräumen eine Bibliothek und einen Turnplatz enthalten. Hier werden auch die Prüfungen für die Studenten abgehalten werden, bevor sie nach Amerika gehen.

Schon hat (Anfang September 1909) in dem Städtchen Hamilton im Staate New York ein Kongreß der chinesischen Studenten in Nordamerika auf breiterer Grundlage stattgefunden. Etwa 140 chinesische Studenten kamen hier zu dem Jahreskongreß des chinesischen Studentenbundes (Chinese Students Alliance) zusammen. Auch nahm eine Anzahl von Amerikanern daran teil: z. B. Professor Jeremiah W. Jenks von der Cornell-Universität und Dr. F. L. Hawks Pott, Präsident des St. Johns-College in Shanghai, endlich Dr. V. V. Yen, der chinesische Sekretär der chinesischen Botschaft in Washington. Die Diskussion drehte sich zum größten Teil um die gegenwärtigen und zukünftigen Probleme Chinas und ihre Lösung. Die Verhandlungssprache des Kongresses war Englisch. Als Grund dafür wurde die große Verschiedenheit der chinesischen Dialekte angegeben, so daß die chinesischen Studenten auch unter sich besser Englisch verständen. Gewiß werden aber auch andere Gründe von Einfluß gewesen sein.

Nicht unwichtig ist, daß an der Tagung des chinesischen Studentenbundes auch 12 chinesische Studentinnen teilnahmen. Sie sollen nicht nur den geselligen Veranstaltungen (insbesondere dem für Weiße weniger anziehenden chinesisch-musikalischen Teile) größeren Reiz verliehen, sondern sollen auch wissenschaftlich und in der Diskussion hervorragende Fähigkeiten gezeigt haben. Es wurden zwei Redekämpfe abgehalten — in beiden wurde der 2. Preis einer Studentin zuerteilt. Eine der Preisträgerinnen war eine Nichte Li-Hung-Tschangs.

Auf den Kongreß des chinesischen Studentenbundes folgte die erste Zusammenkunft des „Vereins christlicher chinesischer

Studenten in den Vereinigten Staaten". Wie tief das Christentum den Herren Chinesen geht, wird sich schwer beurteilen lassen. Die öffentliche Meinung in Nordamerika ist in dieser Beziehung, nach dem abgrundtiefen Blick, den die Ermordung der Elsie Siegel in New York 1909 hat tunlassen, ein wenig skeptisch geworden.

Sehr wenig angenehm ist es der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten auch gewesen, daß es Ende 1909 einem chinesischen Studenten an der Yale-Universität gelang, einen der berühmtesten Preise bei den Studentenprüfungen, den Ten Eyck-Preis, zu erobern — zum großen Mißfallen der öffentlichen Meinung, die z. B. in einer scharfen Kritik des New Yorker „Independent" zum Ausdruck kam. —

Natürlich beschränkt man sich in Nordamerika nicht auf die Bearbeitung der chinesischen Studenten, um größeren Einfluß auf China zu gewinnen. Zahlreiche andere Mittel sollen in gleicher Richtung wirken. So hat man, ebenfalls im September 1909, an der Clark University in Worcester (im Staate Massachusetts) einen Kongreß abgehalten, der die Beziehungen Amerikas zum „fernen Osten" nach den verschiedensten Richtungen hin erörtern sollte. Der japanische Gesandte und der chinesische Botschafter waren gerade damals auf Erholungsurlaub. Dagegen hat eine Anzahl von Chinesen und Japanern, namentlich von japanischen Gelehrten, daran teilgenommen. Das Programm war nicht auf China beschränkt. Auch die politischen und die Kultur-Probleme der Philippinen, die Kulturverhältnisse Japans, die englische Herrschaft in Indien, die Verhältnisse in Korea (die von dem früheren koreanischen Minister, Mr. Horace N. Allen, behandelt wurden), standen auf der Tagesordnung. Den Löwenanteil trug jedoch China davon. Als Vortragende sind insbesondere zu nennen: Dr. F. W. Williams, Professor der neueren Geschichte des Ostens an der Yale-Universität, Dr. Amos P. Wilder, Generalkonsul in Hongkong, John Foord von der American Asiatic Association, Professor J. W. Jenks von der Cornell-Universität, Dr. J. F. Headland von der Peking University, Dr. Hamilton Wright und John W. Foster, Staatssekretär a. D.

Die Augen der Vereinigten Staaten sind eben mit größter Aufmerksamkeit auf China und überhaupt auf Ostasien gerichtet. Wollen sich die westeuropäischen Staaten dort nicht aus dem Sattel heben lassen, so werden sie gut tun, das Liebeswerben der Vereinigten Staaten, namentlich um China, aufmerksam zu verfolgen und vielleicht auch ihrerseits ähnliche Mittel anwenden.

Denn so sehr man sich gegen die Einwanderung chinesischer Kulis in den Vereinigten Staaten sträubt, so erwünscht ist ihnen andererseits doch, die Geisteswelt Chinas unter ihren Einfluß zu bringen. Man verspricht sich davon ähnliche Vorteile, wie sie der Union eine Zeitlang in Japan erwachsen waren, als in dem Reiche der aufgehenden Sonne, das ja erst durch die Expedition des amerikanischen Admirals Perry 1853/54 den weißen Völkern wieder erschlossen worden war, Männer wie der Baron Komura oder der Admiral Uriu, die ihre Bildung in Amerika erhalten hatten, den Einfluß der Vereinigten Staaten befestigten und verbreiteten. Aehnliches möchte man gar zu gerne in China erzielen. Weiß man doch auch, daß freundschaftliche Beziehungen zu einem fremden Lande in der Regel auch eine Stärkung der Handelsbeziehungen zur Folge haben.

Vor allem möchte man durch die Freundlichkeit, die man China durch die Heranziehung chinesischer Studenten erweist, verhindern, daß sich ein Vorgang wiederholt, wie der Boykott amerikanischer Waren, der vor einigen Jahren in den chinesischen Hafenstädten namentlich des Südens des chinesischen Reiches von der Kaufmannschaft beschlossen und streng durchgeführt wurde, um für den Ausschluß chinesischer Einwanderer und für die schlechte Behandlung der Chinesen in den Vereinigten Staaten Rache zu nehmen. Damals organisierte man in den Provinzen Fo-Kien und Kwangtung, aus welchen die meisten chinesischen Kaufleute in den Vereinigten Staaten stammen, namentlich in Shanghai, einen scharfen und sehr erfolgreichen Boykott amerikanischer Waren. Die direkte Veranlassung war der Wunsch, gegen eine gerade damals unzweifelhaft zu beobachtende Schikanierung solcher chinesischer Einwanderer nach den Vereinigten Staaten zu protestieren, die nicht Kulis waren und denen infolgedessen nach den geltenden Bestimmungen die Einwanderung nach Nordamerika nicht verwehrt ist. Der dadurch hervorgerufene Boykott hat den amerikanischen Handel empfindlich geschädigt. Noch 1905 hatte die Einfuhr der Vereinigten Staaten nach China 57 Mill. Dollars betragen — infolge des Boykotts fiel sie 1906 auf 44 Mill. Dollars und 1907 auf 26 Mill. Dollars, so daß innerhalb 2 Jahren ein Rückgang auf weniger als die Hälfte zu beobachten war. —

Es ist interessant, aus dem Versuch einer Statistik über die Verteilung der chinesischen Studenten an den verschiedenen amerikanischen höheren Unterrichtsanstalten, den Mr. George Marvin kürzlich in der amerikanischen Wochenschrift „Outlook"

unternommen hat, zu ersehen, daß nicht, wie man annehmen könnte, ein erheblicher Teil der chinesischen Studenten im Westen der Vereinigten Staaten bleibt, sondern daß sie sich fast sämtlich, bis auf wenige Ausnahmen, den Universitäten und Colleges der östlichen Staaten zuwenden. Dies mag einmal darin begründet sein, daß im Westen Nordamerikas die chinesenfeindliche Bewegung weit größeren Umfang und Einfluß besitzt als im Osten, vielleicht aber noch mehr darauf, daß die Chinesen zweifellos annehmen, im Osten noch tiefer in amerikanisches Wissen und amerikanische Eigenart eindringen zu können als im Westen. Denn daß sie auch in den Staaten des Ostens nicht von fremdenfeindlichen Bewegungen verschont bleiben, dürfte ihnen aus mannigfachen Vorkommnissen gerade der letzten Jahre bekannt sein. Selbst in der geistigen Hochburg der Vereinigten Staaten, in dem bildungseifrigen und bildungsstolzen Boston, hat die Polizei vor einigen Jahren die dortigen Chinesen ohne Grund derartig mißhandelt, daß eine der führenden nordamerikanischen Zeitschriften, das „Atlantic Monthly", dagegen schärfsten Protest einlegte. Und in Pittsburgh hat ja erst im Sommer 1909 der Pöbel Ausschreitungen gegen die dortigen chinesischen Studenten zu unternehmen versucht — aus keinem anderen Grunde, als weil in New York die Elsie Siegel von einem ihrer chinesischen Liebhaber ermordet worden war.

Von den Hochschulen des Ostens sind es namentlich die Cornell-Universität in Ithaca im Staate New York und die Staats-Universität von Pennsylvania in Philadelphia, die von den Chinesen bevorzugt werden. Dann folgen die Columbia-University in New York und die Yale-Universität, aber erst in weiterem Abstande, und erst nach noch weiterem Zwischenraum die berühmteste nordamerikanische Hochschule, die Harvard-Universität.

Diese einigermaßen auffallende Erscheinung mag mit der Vorbildungsfrage, dann auch damit zusammenhängen, daß die chinesischen Studenten in Amerika sich mit Vorliebe wirtschaftlichen und noch lieber technischen Studien zuwenden. Von 98 dieser Studenten, über die George Marvin seine Statistik aufnahm, wandten sich nicht weniger als 19 dem Studium des Eisenbahnwesens zu, weitere 13 dem Maschinenbau, 16 den Handelswissenschaften, 9 dem Bergbau. Dagegen beschäftigten sich nur 6 mit juristischen Studien, 4 mit den Staatswissenschaften, 5 mit dem Erziehungswesen, 6 mit Kunst und Kunstgeschichte; alle anderen Fächer erwiesen sich als von nur sehr geringer Anziehungskraft.

Auch das ist ein Zeichen der Zeit. Denn das Erwachen technischen Sinnes in China ist in den letzten Jahren bei weitem schneller fortgeschritten, als man dies in Europa und Amerika im allgemeinen annehmen mag. Die weißen Völker sind geradezu fanatisch bemüht gewesen, die gelbe Rasse in den Kreis ihrer Technik hineinzuzwingen. Die Japaner haben sich nicht lange bitten lassen, und haben den Befähigungsnachweis über ihr technisches Können bereits in mancherlei Fällen in einer Weise erbracht, die den weißen Völkern nicht wenig angenehm war. Die Chinesen dagegen haben sich jahrzehntelang dagegen gesträubt, haben sich nun aber seit kurzem mit Entschlossenheit ebenfalls auf diese Bahn begeben. Welche Fortschritte sie dabei gemacht haben, kann hier nicht geschildert werden. Es genüge der Hinweis, daß diese in Europa wie in Amerika einstweilen gewaltig unterschätzt werden. Der weißen Rasse werden die Augen darüber wahrscheinlich erst aufgehen, wenn es zu spät ist — d. h. wenn man sieht, daß es keineswegs klug gehandelt war, auch die Chinesen zur Einführung europäischer Technik zu veranlassen, ihnen damit eine Waffe gegen ihre Lehrmeister in die Hand zu zwingen, und sich noch darum zu reißen, wer unter den weißen Völkern das meiste Kapital für diese technische Entwicklung Chinas hergeben dürfe. . . . .

Byrons „Manfred".

Von

Hermann Conrad.

Hoch über den Tälern der Menschenherde, nahe den vereisten Gipfeln des Erdballs, wo im Gefühl der Sicherheit frei der Gemsbock schweift, steht ein einsames Schloß, bewohnt von einem einzelnen Manne, dem Grafen Manfred, und seinem Gesinde. Der Graf liebt die Menschen nicht; er hat sich auf diese Alpenhöhe zurückgezogen, um von ihren Ansprüchen und den Verpflichtungen, welche das Herdenleben auferlegt, erlöst zu sein. Er weicht ihnen aus, wenn er sie auf seinen gefahrvollen Wanderungen trifft; er verschmäht andere Begleiter als die starren Felswände mit den schneebedeckten Häuptern, die zwischen ihnen lagernden stahlglänzenden Gletscher, ihre abenteuerlichen Besucher von ewig wechselnder Gestalt, die Wolken; die eisigen Sturzbäche und Wasserfälle, die Schneelawinen, die mit ihrem Donner die kalte Stille beleben, die Sonne, den Mond, welche diese überirdische Gigantenwelt mit immer neuen, überirdisch prächtigen Gewändern decken. Zu Hause aber sind ihm die einzigen Gesellschafter seine Bücher.

Graf Manfred ist noch jung an Jahren; aber der Ausdruck seiner Züge, der Blick seines Auges ist so alt, daß man nicht glauben kann, er hätte jemals das Antlitz eines Knaben, eines Jünglings gehabt. Das düster leuchtende Auge läßt die fest verschlossene Glut seiner Empfindungen ahnen, und die Gramesfurchen auf Stirn und Mund geben Zeugnis, daß er die Tiefen des Daseinsschmerzes durchmessen hat.

Manfred wurde geboren mit jener verhängnisvollen Sehkraft, welche die Menschen und Dinge bis in ihre Tiefe durchschaut, den Unwert des Daseins und die Nichtigkeit alles Strebens erkennt.

sein Genie im Verein mit seiner sorgenfreien Lebenslage hat ihn zur Einsamkeit verurteilt. „Seit der Jugend“, klagt er,

> Wandelte nie mein Geist mit Menschenseelen,
> Sah nie die Welt mit Menschenaugen an.
> Der Durst nach ihren Ehren war nicht mein;
> Mein Glück, mein Leid, mein Können, meine Triebe
> Machten zum Fremdling mich; ich trug die Form,
> Doch nicht die Sympathie beseelten Fleisches.
>
> (Gildemeister.)

Vor dem wirren Treiben des Lebens, der wüsten Jagd nach einem nebelhaften Glücksphantom flüchtete er an den Busen der Natur, der einfach großen, unverfälscht wahren, fest in sich ruhenden. Hier war er nicht einsam. Schon als Knabe liebte er das Meer, die Berge und die Wälder wie seine Freunde; heranwachsend lieh er ihnen Seele und Charakter, und mit der Tiefe der Neigung wuchs das Verlangen nach der geistigen Durchdringung der Natur.

Aus alten Zauberbüchern hat er, wie Faust, die Macht gewonnen, die das All bewegenden Kräfte, die Geister der Natur, zu beschwören und in seinen Dienst zu stellen; das höchste göttliche Wissen, das Gesetz, nach welchem der Lauf des Universums sich vollzieht, den Grund des Lebens und Todes hat er von ihnen nicht erfahren können.

Mit gleicher Erfolglosigkeit hat er die Geisteswissenschaften durchforscht, ohne Klarheit zu erlangen. So ist seine Bewunderun der Größe und Schönheit der Welt mit dem demütigenden Gefühl seiner Ohnmacht gepaart:

> Wie schön
> Ist diese ganze sichtbarliche Welt!
> Wie hehr in ihrem Tun und in sich selbst!
> Wir aber, die wir ihre Herrn uns wähnen,
> Halb Staub, halb Gottheit, wir, zu Fall und Flug
> Gleich machtlos, sind mit unsrem Mischlingswesen
> Ein Widerstreit der Element' und atmen
> Den Atem der Erniedrung und des Stolzes;
> Erhabener Wille kämpft mit niedrigem
> Bedürfnis, bis das Fleisch am Ende siegt.
>
> (Gildemeister.)

Nur ein Wesen gab es auf Erden, das ihm ähnlich war und von ihm geliebt wurde: seine Schwester Astarte. Sie war die einzige, die er bei sich duldete: von gleich hohem Geiste und feinem Empfinden, von gleicher Schwärmerei für die Schönheit der Natur

beseelt, die Gefährtin seiner Gebirgswanderungen, die Teilnehmerin an seinen geheimen Forschungen, denen er nächtlich in einem allen Hausgenossen verschlossenen Turme oblag. Aber es kam die Stunde, wo auch diese heilige Seelenliebe dem Fleische unterlag und zu einer Tat führte, welche die Menschen Verbrechen nannten. Was war ihm, der jenseits von Gut und Böse stand, in seiner Selbstherrlichkeit dem Himmel und der Hölle trotzend, diese Tat? — Der Felsblock, der sich vom Mutterstocke ablöst und, Verderben um sich verbreitend, zu Tale stürzt, liegt unbewegt, in finsterm Trotze unter den Ruinen. Die Alpenrose aber, die entwurzelt wird, muß ohne den nährenden Saft der mütterlichen Erde verdorren. — Die Schwester war nicht so frei und so stark, um das Gebot uralt heiliger Sitte zu verachten. Sie konnte das Bewußtsein der furchtbaren Sünde, zu der sie sich hatte hinreißen lassen, nicht ertragen; der Abscheu vor dem einst Geliebten, die Qual ihres befleckten Daseins zog sie in ein frühes, selbstbereitetes Grab.

Der Bruder sah sie sterben und mit ihr des einzige Glück, das er in seinem Leben gekannt hatte. Sein Schmerz war grenzenlos, seine Reue vernichtend. Vergessen suchte er und konnte es nicht finden, nicht in dem Studium menschenlicher und übermenschlicher Wissenschaften, nicht in dem Strudel des Lebens, in den er sich stürzte, nicht in den guten Taten, die seinem edlen Sinne leicht wurden, nicht in den bösen, zu denen seine Leidenschaften ihn hinrissen. Selbst lieblos, suchte er seinen Schmerz in Frauenliebe zu ertränken und wurde zum Verräter an den Herzen, die sich arglos seinen Verführungskünsten ergaben. Manche Opfer fielen in den Abenteuern, in denen seine wilde Verzweiflung Erlösung suchte: was galt ihm ihr Blut neben dem, das er zuerst vergossen hatte! So raste er durch die Welt

Ein irrender Komet, ein Ball
Des Fluchs und Schreckens für das All,
Hinrollend durch ureignen Stoß,
Ohn' eine Bahn und sphärenlos,
Ein glänzend Scheusal. (Gildemeister.)

Uebersättigt schließlich und angewidert von solchem Dasein, suchte er den Tod; der Tod spie ihn von sich. Er betete um Wahnsinn: sein Geist blieb klar, und die Erinnerung lebendig. Müde der nutzlosen Erregung, zog er sich auf sein einsames Schloß zurück; Ruhe und Vergessen, auch die vorübergehende des Schlafes, fand er nicht. So lebte er dahin, „seine eigne Hölle“.

Das Ende dieses seltsamen, unheimlich großen Menschen führt uns Byrons Drama vor.

Wir finden ihn, wie Faust, einsam um Mitternacht in einer „gotischen Galerie“ seines Schlosses. Der Schlaf fehlt seinem Hirn fast gänzlich; „seine Augen schließen sich nur, um nach innen zu blicken“. Er fühlt seine Lebenskraft und seinen Lebenswillen ebben; denn „der Baum der Erkenntnis ist nicht der des Lebens“. Weder Philosophie, noch Naturwissenschaft, weder die ihm geöffneten Quellen geheimen Wissens, noch Weltweisheit sind imstande gewesen, seiner Seele Ruhe und Frieden zu geben. Ohne Hoffnung und ohne Furcht steht er dem Zukünftigen gegenüber, reif für den Tod. Bevor er aber zu der letzten Auskunft greift, wünscht er über eine für diesen Willensakt maßgebende Frage eine Aufklärung zu haben, die anderen Menschen versagt ist. Er beschwört daher die Geister der Luft, der Berge, des Meeres, der Erde, des Windes, der Nacht und den Geist seines Schicksalsgestirns und fragt sie, ob der Tod den einzigen Wunsch, den er noch hat, befriedigen und ihm Selbstvergessen geben wird. Sie können ihm nur antworten, daß sie nicht vergessen, da sie ewig und ihnen Vergangenheit wie Zukunft gleich gegenwärtig sind. Ihre sonstigen Gaben, Macht und Herrschaft, Kraft und langes Leben, weist er verachtungsvoll zurück und will nur noch die bisher unsichtbaren Sprecher in ihrer wahren Gestalt sehen. Sie haben keine bestimmte Gestalt, sie sind eben nur Naturkräfte; wohl aber können sie jede Form annehmen, die ihnen beliebt. Und da Manfred dem Geiste seines Sternes die Wahl läßt, erscheint er in der Gestalt eines einst von ihm geliebten Weibes, verschwindet aber, als Manfred die Figur festhalten will. Der verzweifelte Liebhaber sinkt bewußtlos zu Boden. Während er daliegt, spricht eine unsichtbare weibliche Stimme den Bannfluch über ihn: In der Stille der Nacht soll der Schatten seiner Schwester sich wie ein Alp auf ihn lagern; im Schlafe soll sein Geist heimgesucht werden von den verzweiflungsvollen Gedanken an ihr Schicksal. Auch bei Tage soll er von ihrem Schatten ewig verfolgt sein, seine Nähe soll er schaudernd fühlen, ohne ihn jemals zu schauen; niemals wieder soll er der ruhigen Nacht und des leuchtenden Tages froh werden.

„Nicht zu schlafen, nicht zu sterben,
Dies Verhängnis sollst du erben:
Sehnlich nach dem Tode schaun,
Der dich füllt mit tiefem Graun.
Sieh, des Zaubers Kraft beginnt,

Leis' dich seine Kett' umspinnt,
Und gesprochen ist das Wort
Deinem Hirn und Herz: Verdorrt!
(Nach Gildemeister.)

Am nächsten Morgen finden wir den Verfluchten am Rande eines Abgrundes der Jungfrau. Er hat den Schauder vor dem ersehnten Tode überwunden und den Entschluß gefaßt, seinem Leben ein Ende zu machen. Aber eine geheime Kraft hält ihn von dem Sprunge zurück; er muß erst schmerzlichen Abschied nehmen von dem geliebten Hochgebirge und der schönen Welt. Was er spricht, ist eine Naturhymne von einer Großartigkeit und Tiefe der Empfindung, wie sie nur sein Schöpfer ersinnen konnte. Im Begriff, sich in die Tiefe zu stürzen, fühlt er sich plötzlich von hinten umfaßt und festgehalten. Es ist ein Gemsjäger, der schon einige Zeit, von ihm unbeachtet, neben ihm geweilt und seine Reden für eine Aeußerung des Wahnsinns gehalten hat. Er führt ihn mit kräftigem Arme die steile Bergwand hinab seiner Hütte zu.

Der zweite Akt zeigt uns Manfred gerettet vor der Wohnung des Gemsjägers. Der bietet seinem Gaste selbstgekelterten Rotwein zur Stärkung an, welcher diesen an das Blut seiner Schwester erinnert, das sie durch seine Schuld vergossen hat.

Der Gemsjäger ahnt aus seinen Worten eine Schuld, die ihn dem Wahnsinn nahe bringt, verweist ihn auf die Hilfe heiliger Männer und rät ihm zur Geduld. Das Wort erregt den grimmigen Hohn Manfreds:

Geduld — ja, ja, Geduld! — Hinweg mit ihm,
Es ist ein Wort für Lastvieh, nicht für Adler!
Du kannst es pred'gen Menschen Deines Staubes,
Ich bin nicht deinesgleichen.

Doch er will den guten Mann nicht verletzen, und, wie Faust unter der fröhlichen Menge am Ostersonntag, versenkt er sich wehmütig in das idyllische Glück anspruchsloser Menschen, arbeitsam und ehrenwert wie dieser. Ihm aber ist das nicht beschieden, dessen „Sünden über die kamen, die ihn liebten und die er liebte", dessen „Umarmung tödlich war".

Doch ist ihm Schwäche fern: er

kann tragen,
Was andre nicht im Traum aushielten, sondern
In ihrem Schlafe stürben. (Gildemeister.)

Nachdem Manfred den Gemsjäger für seine Menschenfreundlichkeit reich belohnt hat, entfernt er sich, fernere Begleitung abwehrend.

Die zweite Szene zeigt Manfred in einem tieferen Gebirgstale vor einem Wasserfall, dessen bewegliche, farbenreiche Schönheit er in herrlichen Versen preist. Dann beschwört er den genius loci, die „Alpenhexe". Nach seinem Begehren befragt, entrollt er vor ihr in pathetischen Worten sein ganzes vergangenes Dasein, sein einziges Glück, aus dem sein Verbrechen erwuchs, seine unaussprechliche Reue und den einzigen Wunsch, den er hat: Vergessen. — Die Alpenhexe will ihm helfen, wenn er ihr Gehorsam schwört. Der Uebermensch weist eine so demütigende Bedingung verachtungsvoll zurück, läßt sie verschwinden und verzichtet auf ihre Hilfe. In dem folgenden Monolog enthüllt er uns, daß er noch ein Mittel besitzt, um zu erfahren, was er von den Naturgeistern wissen wollte: er hat die Macht, die Toten zu beschwören.

Die dritte Szene führt uns zurück auf den Gipfel der Jungfrau, wo sich die drei Schicksalsschwestern versammeln, um mit ihrer Oberin, der Nemesis, sich zu dem Fest zu begeben, das ihr Fürst Arimanes, der Herrscher der Hölle, heute feiert. Die Szene erinnert lebhaft an die Hexenszenen im Macbeth, während die Idee dieses Festes der höllischen Geister offenbar der Walpurgisnacht auf dem Brocken entlehnt ist.

Die folgende Szene führt uns in die Halle des Arimanes, der auf einer Feuerkugel thront. Hier erscheint auch Manfred, wie Faust. Furchtlos gegenüber den Drohungen der Geister, weiß er sich durch seine übermenschliche Hoheit wie durch übermenschliches Wissen, das ihm den Weg hierher gewiesen hat, Achtung zu verschaffen, und Arimanes gewährt ihm seinen Wunsch, die Seele seiner Schwester Astarte erscheinen zu lassen. Sie erscheint: mit einer krankhaften Röte auf den Wangen, wie eine Sterbende, und — ist stumm. Die Rede, die Manfred an den geliebten Schatten richtet, um ihn zum Sprechen zu bewegen, ist in ihrem leidenschaftlichen Schmerze so erschütternd, daß selbst dieser widerwillig durch eine stärkere Kraft zur Erde herabbeschworene Geist, dem die Erinnerung an dieses Leben ein Abscheu ist, durch Manfreds Worte gerührt wird:

Ich habe dich in stiller Nacht gerufen,
Der Vögel Schlaf im dichten Busch gestört,
Des Berges Wölf' erweckt, erfüllt die Schluchten
Mit deinem nutzlos widerhall'nden Namen;
Sie gaben Antwort — vieles gab mir Antwort —

Geister und Menschen, du nur warest stumm.
O sprich! — die Sterne hab' ich überwacht,
Und durch die Himmel fruchtlos dich gesucht.
Sprich zu mir! — Durch die Welt bin ich geirrt
Und fand nicht deinesgleichen. — Sprich zu mir!
Sieh rings die Teufel, wie sie für mich fühlen;
Ich fürcht' sie nicht und fühle nur für dich.
Sprich zu mir! Sei es auch im Zorn; — nur sage —
Was es auch sei — daß einmal ich dich höre —
Dies eine Mal, nur dieses! (Nach Gildemeister.)

Da haucht die einst so geliebte Stimme seinen Namen. — Das ist die von ihm erflehte Vergebung. Von ihrem Schicksal im Jenseits, und ob sein Leiden ihr die Seligkeit erkauft, erfährt er nichts. Aber noch einmal ertönt sein Name, und versöhnungsvoll klingt die Verheißung, daß er morgen von seinem Leiden erlöst werden wird. Nach dreimaligem Lebewohl erlischt das Schattenbild.

Im dritten Akt sehen wir Manfred zum Abschied vom Leben gerüstet. Den verheißenen Tod erwartet er ernst und ergeben, doch mit stiller Wehmut; denn er ist jung. Jetzt erscheint der Abt des nahegelegenenen St. Moritzklosters, der den unheimlichen Einsiedler, von dessen wunderlichem Treiben die ganze Umgegend erfüllt ist, auf dem Wege der kirchlichen Gnadenmittel dem Himmel zuführen will. Manfred antwortet als echter Protestant:

Was
Ich sein mag oder war, bleibt zwischen Gott
Und mir. Ich werde niemals einen Menschen
Zum Mittler wählen. (Gildemeister.)

Und des Himmels Strafe, mit welcher der Abt droht, kann nicht schrecklicher sein als die Seelenqual, die er hienieden für sein Verbrechen gelitten hat. Als er sich entfernt, ruft der Abt ihm die Worte nach, die man der Byron-Biographie als Motto vorsetzen könnte:

Der war bestimmt, ein groß Geschöpf zu sein.
Er hat die Kraft, die hätte bilden können
Ein glorreich Sein aus edlen Elementen,
Wären sie weise nur gemischt gewesen.
Doch wie es ist, ist es ein furchtbar Chaos,
Gemischt aus Licht und Dunkel, Geist und Staub,
Aus Leidenschaft und tugendhaftem Denken;
Jetzt kämpfend ohne Ziel und Ordnung, jetzt
In Schlaf gelullt und dann vernichtend tätig.
Er wird zu Grunde gehn, und doch, er darf
Es nicht; noch einmal will ich's mit ihm wagen,
Menschen wie er, sind der Erlösung wert.

In der letzten Szene finden wir Manfred in seinem Turmgemach allein; er steht am Fenster und saugt zum letzten Male das zaubervolle Bild des Hochgebirges im Mondenschein in sich:

> Die Sterne sind heraus, der Mond steht über
> Den Gipfeln schneebeglänzter Berge. —
> Ich zögre noch bei dir, Natur. Die Nacht
> Hatt' ein vertraut'res Antlitz mir als Menschen.
> Ich hab' in ihrem sternenreichen Schatten
> Von einsamer und blasser Lieblichkeit
> Gelernt die Sprache einer andern Welt.

Dann geht nicht Manfred, welcher in der Stunde seines Todes schwerlich sich in eine Spezialerinnerung vertiefen würde, sondern der Dichter über zur Schilderung des Kolosseums im Mondlicht, d. h. eines Eindrucks, den er wahrscheinlich in derselben Maiennacht, in welcher er diese Zeilen schrieb, gehabt hatte. Jetzt erscheint noch einmal der Abt, welchen Manfred schroff von sich weist. Er läßt sich indessen nicht abschrecken, selbst als die bösen Geister erscheinen, um Manfred als einen der Hölle Verfallenen zu entführen. Aber dieser leugnet seine Zugehörigkeit zu ihnen: er habe sie durch die Kraft seines Geistes sich dienstbar gemacht und sei nie eine Verpflichtung ihnen gegenüber eingegangen. Als sie ihm dann entgegenschleudern, daß er ihnen durch seine „vielen Verbrechen“ verfallen sei, da holt er mit schon ebbender Lebenskraft zu dem letzten Schlage aus, der sie niederschmettert:

> Fort mit euch zur Hölle!
> Macht habt ihr keine über mich, das fühl' ich!
> Und nie besitzen sollt ihr mich, das weiß ich!
> Geschehn ist, was geschehn; und dafür trag' ich
> Qualen, die ihr nicht überbieten könnt.
> Die ew'ge Seele schafft sich selber Sühn'
> Und Lohn für gutes, wie für böses Denken —
> Selbst ist sie ihrer Sünde·Quell' und Ende —
> Sie selbst sich Raum und Zeit.

Und die bösen Geister, welche der Beschwörung des Abtes spotteten, fliehen, besiegt von der Selbstherrlichkeit der freien Menschenseele. Manfreds Kräfte schwinden schnell, er reicht dem Abte freundlich die Hand zum Lebewohl und tut seinen letzten Atemzug mit den Worten:

> Es ist so schwer nicht, alter Mann, zu sterben.

Am 15. Februar 1817 schrieb Byron von Venedig aus an den Dichter Moore: „Ich habe ein tolles Stück Drama geschrieben ... Fast alle Personen sind Geister, Gespenster oder Zauberer, und die Szene ist in den Alpen und in der anderen Welt; Sie können sich also denken, was für eine Irrenhaus-Tragödie es sein muß."

Ganz anders als diese burschikose Selbstverhöhnung lautet das Urteil des greisen Faustschöpfers, der nicht müde wird, das Genie des jungen britischen Dichters durch seine Anerkennung anzufeuern*): „Eine wunderbare, mich noch berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern .... Wir finden in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents."

Goethe hätte den Manfred gewiß nicht mit seinem Faust in Vergleich gezogen, wenn er darin nicht Kraft von seiner Kraft verspürt hätte, freilich geübt unter viel ungünstigeren Lebens- und Entwicklungsverhältnissen und in jugendlicherem Alter. Manfred neben Faust zu stellen, ist schon wegen der Beschränkung seines Ideengehaltes unmöglich. Im Faust handelt es sich um eine Lösung des Lebensrätsels; aus der Tiefe metaphysischer Verzweiflung schwingt sich Faust empor zur Erkenntnis des Sinnes des Menschenlebens, des Zweckes, den die Gottheit ihm gesetzt, einer Erkenntnis, die dem nicht kritiklos Gläubigen, dem denkenden Menschen zu seiner Zufriedenheit, zu dem, was man das Glück dieses Daseins nennt, unerläßlich ist. Daher ist der Faust ein Menschheitsgedicht. Manfred dagegen beantwortet die Schicksalsfrage einer beschränkten Spezialität von Menschen, denen, wie Byron selbst, ihr Genie zum Fluch geworden ist. Sie haben sich im Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit hochmütig von der Menschenherde abgesondert; zweifelnd an einer göttlichen Weltregierung, haben sie sich über die durch eine tausendjährige Entwicklung geheiligten Satzungen der menschlichen Gesellschaft vermessen hinweggesetzt, und keine andre Norm als ihr persönliches Belieben für ihr Handeln anerkennend,

*) Ueber Kunst und Altertum, II. Bd. 2. Heft. 1820. (Hempel, 29. Teil, S. 735 f. — Nach dieser Ausgabe auch die späteren Zitate.)

haben sie alles für erlaubt gehalten, bis sie schließlich an einem gewissen Punkte ihrer Menschenglück vernichtenden Laufbahn ihren Weg versperrt finden, von den Folgen ihrer Freveltaten und selbst glücklos zusammenbrechen bei dem Anblick des Leidens, das sie auch den Geliebten unter den Menschen rücksichtslos zugefügt haben. Das Los des genialen Uebermenschen wird im „Manfred" dargestellt.

Manfred ist Byron, aber mit einem Unterschiede. Gegeben ist beiden das tiefste Seelenleiden, von dem der Tod die einzige Erlösung scheint. Byrons Seele ist zerschmettert von dem Verrat der Mutter seines Kindes, welche die nächste war, ihn im Unglück zu trösten und zu stützen, von der kurz zuvor schuldlos erlittenen schmachvollen Ausstoßung aus Familie und Vaterland. Am Schlusse seines Tagebuches über eine Tour in den Alpen, die er von seinem Quartier am Genfer See, der Villa Diodati, aus unternimmt, schreibt er sich selbst die Stimmung zu, die seinen Helden niederdrückt: „Nicht die Musik des Hirten, das Krachen der Lawinen, noch Wassersturz, Gebirge, Gletscher, Wald und Wolke haben einen Augenblick die Last auf meinem Herzen erleichtert, noch es mir ermöglicht, das Bewußtsein meines eigenen elenden Selbst zu verlieren in der Majestät und der Macht und der Herrlichkeit um mich, über und unter mir." Aber es gibt eine Möglichkeit — Byrons Fortleben bezeugte das —, auch das furchtbarste unverdiente Unglück zu tragen. Das Leiden des tragischen Helden mußte daher unerträglich sein, um seinen Tod zu motivieren. Zu diesem Zwecke benutzte er ein eigenes Erlebnis, das ihn hart mitgenommen hatte: es war der Tod seiner geheimnisvoll geliebten Thyrza, der, nach den an sie gerichteten Gedichten zu schließen, zum Teil wenigstens durch seine Vernachlässigung während der Orientreise verschuldet sein mußte. Aber die tiefste Reue mußte hervorgerufen werden in einem, der durch eine furchtbare Freveltat den Tod der Geliebten verschuldet hatte, und welche Freveltat konnte ihm näher liegen, als die ihm fälschlich aufgebürdete, um derentwillen er aus England hatte fliehen müssen. So kam Manfreds Inzest zustande. Nebenbei war die geschlechtliche Liebe zwischen Bruder und Schwester, bewußte und unbewußte, ein beliebtes Motiv jener Zeit, das von Goethe, Chateaubriand und Shelling ebenfalls verwandt wurde. Der letztere nennt sie, „wie viele andre Verstöße gegen die Sitte, eine sehr poetische Situation".

Dieses ist die Hauptschuld Manfreds; seine leidenschaftliche Reue und Verzweiflung aber gebiert noch eine Reihe von Ver-

brechen, die nicht genannt werden. Die Gestalt, in der der Geist von Manfreds Schicksalsgestirn erscheint, ist offenbar die einer zugrunde gerichteten Frau, aus deren Munde dann auch der Bannfluch ertönt. Die Folge seiner Verbrechen sind unabläßige Gewissensqualen, die ihm den nächtlichen Schlaf nehmen und die Freude an der Natur und an seinen Studien vergällen. Ich möchte besonders darauf aufmerksam machen, daß Manfred nicht, wie so viele behaupten, die Tragödie des Weltschmerzes ist. Dieses aus den kleineren epischen und lyrischen Dichtungen so mächtig herausstönende Gefühl kommt hier nirgendwo in Frage; die Weltverachtung, von welcher der jugendliche Manfred erfüllt gewesen ist und welche für die vorliegende Handlung höchstens mittelbar, durch ihre praktischen Folgen für seine Lebensführung, eine gewisse Bedeutung hat, ist eine gänzlich verschiedene Empfindung, welche sich im Gegensatz zu der Krankheit des Weltschmerzes vorzugsweise bei gesunden, kraftvollen und energischen Naturen zeigt, zu denen auch Manfred vor seinem Sündenfalle gehörte. Manfred ist die Tragödie der Reue, der tiefen und unheilbaren, für welche kein anderes Kraut auf Erden gewachsen ist als der Tod. Und die eigentliche Größe der Dichtung scheint mir auf der gewaltig erschütternden Darstellung dieser lebenvernichtenden Empfindung zu beruhen, zu welcher nur ein Dichter befähigt sein konnte, der diese Qual bis zur Tiefe durchgekostet hatte.

Trägt so diese Dichtung in noch höherem Grade als die meisten andern Dichtungen Byrons einen persönlichen Charakter, so kann doch der große Dichter nichts aus sich heraus geben, das nicht zugleich eine Gabe für die ganze Menschheit in sich schlösse. Diese Gabe ist hier die Lösung der Schuldfrage, wie sie das letzte längere Zitat darstellt. Nach Byrons Ansicht trägt jede Tat ihren Lohn und ihre Strafe in sich; und es ist ebenso töricht, eine ewige Seligkeit zu erwarten für das wenige Gute, das der Mensch hier auf Erden verrichten kann, wie eine ewige Verdammnis für seine Sünden. Dieser Anschauung liegt der unausgesprochene Gedanke zugrunde, daß der schlimmste Feind der menschlichen Gesellschaft nicht soviel Böses tun kann, um ewige Qualen als Aequivalent zu verdienen. Manfred hat sich furchtbarer Frevel schuldig gemacht; aber für seine endlichen Sünden hat er nur endliche Gewissensqualen zu ertragen, und mit dem Tode, den ihm seine aus der andern Welt wiederkehrende Astarte voraussagt, verkündet sie ihm Erlösung. So weist der sterbende Manfred mit gleicher Festigkeit

die bösen Geister zurück, die ihn als ihre Beute betrachten, wie die Hilfe des Priesters, der durch seine Vermittlung das nachirdische Schicksal der Menschen mildern zu können vermeint. Er hat es nur mit seinem Gott zu tun; dem überläßt er sich vertrauensvoll. — Das sind die nämlichen Anschauungen, die er bereits in seinem Jugendgedicht „Naturgebet" (1806) ausgesprochen und in seinem Leben tatsächlich nie geändert hat. Sie beruhen auf der Annahme, daß das Gewissen die strafende Gottesstimme ist.

Außer den Anregungen, die Byron seinem zur Zeit herrschenden Seelenzustande und seinen inneren Erfahrungen entnahm, welche selbstverständlich immer den Hauptgehalt eines echten Kunstwerkes bilden, sind die mächtigsten Impulse, die den Dichter zur Schöpfung des Manfred trieben, aus Goethes Faust hervorgegangen. Das mag dem Dichter unbewußt geschehen sein, da er es wiederholt bestritten hat; die Tatsache ergibt sich schon aus der Darstellung des Handlungsverlaufes und einzelnen Zitaten. Der ganze überirdische Apparat stammt aus dem Faust. Die Beschwörung der Naturgeister basiert auf Fausts Beschwörung des Erdgeistes, der bei Byron nur einer von sieben ist. An dessen Worte erinnert unmittelbar, was zu Manfred der Geist seines Schicksalssternes spricht:

Wurm! dem ich dienen muß als Herrn,
Gezwungen durch erborgte Macht,
Die dich dereinst mein eigen macht,
Für kurze Frist herabzusteigen,
Wo schwächre Geister dir sich neigen,
Rede zu stehen, Schwächling, dir —
Was willst du, Kind des Staubs, von mir?

(Gildemeister.)

Die Versammlung der Schicksalsschwestern auf der Jungfrau und der Besuch, den Manfred Arimanes in seiner ebenda gelegenen Halle abstattet, sind die Umbildung der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg, wenn es Byron auch nicht gelungen ist, seine Geister so sinnreich geheimnisvolle Worte reden zu lassen, wie Goethe es zuwege gebracht hat. Der Erscheinung Gretchens entspricht die Astartens. An den Beginn des Faustmonologes erinnern die Worte in der Eröffnungsrede Manfreds:

Wissen ist Leiden; wer am meisten weiß,
Beklagt am tiefsten die unsel'ge Wahrheit,
Daß der Erkenntnis Baum, der Baum des Lebens

Nicht ist. Ich hab' erprobt Philosophie
Und Wissenschaft, die Weisheit dieser Welt
Sowie des Wunders Quellen, und mein Geist
Besitzt die Macht, sich diese untertan
Zu machen — doch das alles nützte nicht.

Direkt übernommen ist die Verfluchung der „Geduld", und es scheint auch, als ob die Worte Manfreds an den Gemsjäger, in denen er die harmlose, von aufregendem Denken und streitendem Empfinden ungestörte Zufriedenheit des Niedriggeborenen preist, eine Reminiszenz sind an die Szene, die Faust unter dem Landvolk zeigt. — Byron selbst konnte bekanntlich nicht Deutsch. Aber als er im Herbst 1816 den Dichter Matthew Gregory Lewis, welchen er gewöhnlich ‚the Monk' nach dem Titel seines berühmtesten Schauerromans nannte, in der Villa Diodati bei Genf zum Besuch hatte, übersetzte dieser ihm Goethes Faust mündlich; außerdem hatte er, wie er Medwin mitteilte, eine „traurige französische Uebersetzung" davon gelesen.

Shelley hatte zwar auch die Walpurgisnacht in englische Verse übertragen, aber das war vier Jahre nach der Vollendung des Manfred in Italien geschehen.

Nicht gering anzuschlagen sind die Anregungen für den Geister- und Gespensterapparat, welche er den Erzählungen des abergläubischen Shelley, seiner Frau und besonders des Spukromantikers Lewis entnahm, dessen Besuch er „im Herbst" 1816*) hatte, wohl im August und September; Anfang Oktober verließ er Genf. Wie Byron Medwin erzählte**), behauptete Lewis einen „Warner" zu haben in dem Geiste eines von ihm einst schlecht behandelten jüngeren Bruders, der ihm jedesmal erschien, wenn ihm etwas Unangenehmes bevorstand. Die eine der beiden Geschichten, welche Byron von ihm zum besten gibt (Medwin 139 f.), scheint die 2. und 3. Strophe des Bannfluches beeinflußt zu haben. Es handelt sich um ein liebendes Ehepaar in Florenz: Als der Mann in den Krieg gezogen ist, hört die Frau eines Abends seinen bekannten Schritt und sieht plötzlich seinen durch eine furchtbare Wunde entstellten Geist vor sich; der besucht sie nun öfters und kündet seine Besuche immer durch den Klang einer Totenglocke an und die leise geflüsterten Worte: „Mina, ich bin hier." Das geschieht auch auf einem Balle, wo ein schöner Florentiner der jungen

*) Prothero, Byron's Letters and Journals, IV, 97.
**) Gespräche mit Byron. Uebers. von A. v. d. Linden. 2. Aufl. Leipzig, 1898. S. 142.

Frau leidenschaftlich und erfolgreich den Hof macht; beim Anblick des Gespenstes des einst geliebten Mannes, das plötzlich zwischen ihr und ihrem Verehrer steht, fällt sie vor Entsetzen tot nieder.

Derjenige Kritiker, welcher in einer Rezension (Juli 1817) im ‚Edinburgh Magazine‘ den Manfred auf den Marloweschen Faust zurückführte, kann dieses Drama kaum gründlich gekannt haben. Byron versicherte wiederholt, daß er Marlowes Faust niemals auch nur gesehen hätte. Eher dürfen wir mit Jeffrey (in der ‚Edinburgh Review‘, August 1807) annehmen, daß der Prometheus des Aeschylus dem Dichter unbewußt bei der Schöpfung gegenwärtig gewesen sei, da dieser (Prothero IV, 174) selbst zugesteht, er habe dieses Drama wiederholt in Harrow gelesen und allen andern vorgezogen, und „es sei ihm soviel im Kopf gewesen, daß er seinen Einfluß auf alles und jedes, das er geschrieben habe, leicht begreifen könne.“ Außerdem erzählte Byron Medwin (114), daß Shelley ihm den Prometheus in der Schweiz (also kurz vor oder während der Arbeit am Manfred) vorübersetzt habe.

Sehr fragwürdig ist der Einfluß, den nach Coleridge, dem Herausgeber der neuesten großen Byron-Ausgabe, seines Großvaters „Christabel“ auf den Manfred ausgeübt haben soll. Byron lernte das epische Fragment, das übrigens seit 1785 handschriftlich die Runde in der literarischen Welt machte und, wie Scott selbst eingesteht (Prothero III, 228, Anm.), formell nicht unwesentlich auf sein erstes Epos The Lay of the Last Minstrel (1804) eingewirkt hat, durch einen Vortrag Scotts kennen im Juni 1815 (229); im Oktober schickte der Verfasser das Manuskript an ihn (228); im November (246) bot er es Murray an, der es, wenn auch nicht ohne Bedenken, annahm und 1816 erscheinen ließ. Byron erklärte in jener Zeit wiederholt, daß er an dem Gedicht sein besonderes Wohlgefallen habe, und zitierte öfters Stellen daraus. Aber die Schauer und der Spuk jener Mitternachtsstunde, in welcher dann Christabel aus einem wenig verständlichen Grunde aus ihrem Schlafgemach in den Wald schleicht, könnten doch höchstens stimmunggebend gewirkt haben für ein paar Szenen des Stückes.

Byron selbst (Prothero IV, 174) macht die irreführende Bemerkung, daß die Keime zu seinem Manfred in dem an seine Schwester Augusta Leigh gesandten Tagebuche über eine Reise zu finden seien, die er vom 17.—29. September 1816 mit Hobhouse in die Berner. Alpen unternahm. Tatsächlich sind hier nur die

Anregungen zu dem großartigen Rahmen der Seelenhandlung zu finden, jener Alpenszenerie, in deren verständnisvoller Schilderung Manfred zugleich eine der erhabenen dichterischen Seiten seines Wesens offenbart. In diesem Tagebuche sind die mächtigen Eindrücke, die er von der Alpennatur empfing, allerdings so temperamentvoll und dichterisch schön wiedergegeben, daß er diese Schilderungen z. T. bloß in metrische Form zu gießen brauchte. Das zeigen die folgenden Stellen daraus:

(19. September.) „Der ganze Berg (die Dent Jamant) ist herrlich. Ein Hirte auf einer sehr steilen und hohen Klippe spielte auf seiner Pfeife. Die Musik der Kuhglocken (denn der Reichtum der Leute besteht, wie bei den Patriarchen, im Vieh) auf den Weiden, welche bis zu einer Höhe weit über der irgend eines Berges in Großbritannien hinaufreichen, und die Zurufe der Hirten von Riff zu Riff, und das Spiel auf ihren Rohrpfeifen, wo die Felswände fast unzugänglich erschienen, zusammen mit der umgebenden Landschaft, verwirklichten alles, was ich je gehört oder mir vorgestellt habe von einem Hirtendasein!" (Prothero III, 354 f. — Vergl. Manfred I, 2.)

(22. September.) Kam am Fuße des Berges (Jungfrau) an: Gletscher, Wasserstürze, einer von ihnen, soweit er sichtbar ist, 900 Fuß hoch .... Hörte eine Lawine fallen, wie ein Donnern ... Gewitter kam, Donner Blitz und Hagel, alles vollendet und schön. Der Wasserfall, wie er sich über den Felsen hinauswölbt, hat eine Form wie der im Winde flatternde Schweif eines Pferdes, so wie man sich in der Phantasie, die des bleichen Pferdes vorstellen könnte, auf welchem der Tod in der Apokalypse reitet. Es ist weder Nebel noch Wasser, sondern ein Mittelding zwischen beiden; seine ungeheure Höhe macht, daß er hier eine Höhlung, dort eine Wölbung darstellt, hier sich ausbreitet, dort verdichtet — wundervoll und unbeschreiblich." (Prothero III, 357 f. — Vergl. Manfred II, 2.)

(23. September.) „Bevor ich den Berg (Wengern-Alp) hinaufstieg, ging ich wieder nach dem Wasserfall. Die Sonne bildete darauf einen Regenbogen .... Der Regenbogen bewegt sich, wie man sich bewegt; ich habe nie etwas Aehnliches gesehen; es ist nur bei Sonnenschein (!)." (Vergl. Manfred II, 2.) „Hörte die Lawinen fallen fast alle fünf Minuten — als wenn Gott vom Himmel Schneeballen nach dem Teufel würfe .... Die Wolken

stiegen auf vom gegenüberliegenden Tale, sich an senkrechten Felswänden emporkräuselnd wie der Schaum des Höllenozeans bei einer Springflut — er war weiß und schwefelfarbig . . . Als wir auf dem Gipfel ankamen, blickten wir auf der andern Seite in eine kochende See von Wolken, welche die Riffe umbrandete, auf denen wir standen“. (Vergl. Manfred I, 2.) — „Kam auf den Grindenwald (so); aß zu Mittag, stieg wieder auf und ritt nach dem höheren Gletscher — Zwielicht, aber klar — sehr schöner Gletscher, wie ein gefrorener Orkan.“ (Vergl. Manfred II, 3.) — „Kam an ganzen Wäldern von verdorrten Fichten vorbei, ganz verdorrt; der Stamm kahl und ohne Rinde, die Zweige abgestorben; ein einzelner Winter hat das gemacht — ihr Aussehen erinnerte mich an mich und meine Familie.“ (Prothero III, 359 f.)

Auf dieser Reise sah Byron auch das Schloß, das traditionell als das Vorbild für Manfreds Gebirgswohnung angesehen wird: es ist Schloß Unspunnen bei Matten auf dem Wege von Neuhaus am Thuner See nach dem Staubbach, den Byron am 22. September verfolgte.

Man denke sich dieses abwechslungsvolle Begleitbild der Alpenwelt, das zu herrlichen Schilderungen Veranlassung gibt, hinweg, so bleibt nichts übrig, als die unablässige Klage Manfreds über sein Schicksal und die Entwicklung seiner Gesinnung im Gespräche mit den verschiedenen irdischen und überirdischen Figuren. Ein solches Gedicht würde auch an die Geduld des Lesers unerfüllbare Anforderungen stellen. Wenn nun die Byronsche Naturpoesie der Dichtung auch ihren besonderen Zauber verleiht, so kann sie doch ihre dramatische Bedeutung nicht erhöhen. Byron nennt sie bescheiden „dramatisches Gedicht“; aber auch diese Bezeichnung kann sich nur auf die äußere Form der Rede und Gegenrede, nicht auf die innere Darstellungsart beziehen; denn der Gegenstand ist die Schilderung eines Seelenzustandes, dem durch den schließlich eintretenden Tod Manfreds ein Ende gemacht wird. Die Dichtung hat nur eine äußere Aehnlichkeit mit einem Drama, und Byron hat den Gedanken, daß sie auf die Bühne gebracht werden könnte, weit von sich gewiesen. Nichtsdestoweniger ist Manfred öfters aufgeführt worden; einige große Schauspieler hat die Schwierigkeit der Darstellung des Uebermenschen Manfred gelockt. Mögen diese nun ein noch so vollkommenes künstlerisches Verständnis gezeigt haben, einen Bühnenerfolg haben sie sicher nie erreicht: Manfred ist auch in der psychologisch vollendetsten Verkörperung und durchdrungen

von dem Zauber der hinreißenden Deklamation eines Possart auf der Bühne einfach unerträglich; seine dichterische Schönheit und Größe kann nur in langsamer, tief eindringender Lektüre erkannt werden.

Der erste Teil von „Manfred", welcher dem Publikum bekannt gegeben wurde, war der „Bannfluch". Er erschien am 5. Dezember 1816 in einem Bande, der den „Prisoner of Chillon" und andere Gedichte brachte, mit der Anmerkung: „Dieses war ein Chor in einem ungedruckten Hexen-Drama, welches vor einigen Jahren begonnen wurde." Von diesem Hexen-Drama und der Bedeutung, welche der „Bannfluch" darin gehabt haben mochte, ist nichts bekannt. Sicher war es nicht Manfred. Wahrscheinlich hat es überhaupt nicht existiert, und die Anmerkung ist nur eine für den Augenblick ersonnene Motivierung eines hinsichtlich seiner Beziehung leicht mißzudeutenden Gedichts.

Es wäre in der Tat höchst wunderbar, wenn Byron mehrere Jahre an einer Dichtung gearbeitet haben sollte, ohne sie auch nur einmal seinen Freunden, dem Verleger Murray oder Moore, gegenüber zu erwähnen. Moore (in seiner Byron-Ausgabe) hält es für nahezu selbstverständlich, daß das Gedicht ein gegen Lady Byron gerichteter Bannstrahl sei. Undenkbar wäre das allerdings nicht, aber zu begründen ist es auch nicht. Im Manfred richtet der Fluch sich gegen den Helden.

Den Manfred selbst hat Byron nach der unten erwähnten Benachrichtigung an Murray in der Schweiz begonnen; und nach der Art zu schließen, wie er zu dichten pflegte, hat er gewiß die mächtig auf ihn eindringenden Eindrücke der Alpenlandschaft, getaucht in das düstere Kolorit der ihn damals beherrschenden elegischen Stimmung, in den seinen Wanderungen folgenden Nächten in Verse gebannt. Ob er die von Goethes Faust angeregte dichterische Idee der Erlösung von Gewissensqualen schon mit in diese Naturschilderungen verwebt hat, ist nicht nachzuweisen; die frühzeitige Abfassung des Bannfluches, der gegen den Helden der Dichtung gerichtet ist, läßt es möglich erscheinen.

Die endgültige Ausarbeiuung erfolgte jedenfalls in Venedig, wo er Anfang November eintraf. Von hier aus schrieb er am

15. Februar 1817 an Murray, daß er ein „Gedicht in Dialogform“ fertig habe, und am 9. März übersandte er ihm den Schluß davon, den dritten Akt, in erstmaliger Redaktion mit der strikten Weisung, es dem Urteil William Giffords, des Herausgebers der Quarterly Review, zu unterbreiten, welcher als literarischer Kritiker bei ihm mit Recht in hohem Ansehen stand. Dessen Urteil war auch in diesem Falle richtig: er nannte die beiden ersten Akte „wundervoll poetisch“, während ihm der dritte „durchaus nicht gefiel“. Byron unterschrieb dieses Urteil in einem Briefe an Murray vom 14. April: er nannte den dritten Akt selbst „verdammt schlecht“, entschuldigte sich mit dem Fieber, das er bei seiner Abfassung im Februar gehabt habe, und stellte eine Neubearbeitung in Aussicht.

In der Tat scheint ihm der Karneval mit seinen Aufregungen und Ausschweifungen bei der ersten Redaktion des dritten Aktes einen bösen Streich gespielt zu haben*). Auch in dieser erscheint der Abt und droht Manfred das ewige Feuer für seine Sünden an, wenn er nicht sein ganzes Besitztum dem Kloster vermache. Manfred verbrennt einige Spezereien und beschwört den Dämon Ashtaroth. Diesem befiehlt er, den Abt auf die äußerste Spitze des Schreckhorns zu tragen, wo er die Nacht über dem Himmel so nahe sein soll, wie er ihm nie wieder kommen wird, und am Morgen ihn wieder in seiner Zelle niederzusetzen. Dies geschieht unter der Absingung einiger teuflisch frivoler Verse. Hierauf verfällt Manfred wieder in seine trübsinnigen Betrachtungen, die in grellem Widerspruch zu dem vorausgegangenen possenhaften Vorgange stehen.

Der Schluß des Dramas war in der ersten Redaktion ebenfalls leichthin geformt und wenig effektvoll. Als Manuel vor dem Turme den Hausgenossen den Vorgang zwischen Bruder und Schwester erzählen will und den Namen Astarte ausgesprochen hat, ertönt ein donnerähnliches Krachen. Die Diener sehen das Innere des Turmes in hellen Flammen, Manuel und Herman dringen hinein und tragen Manfred sterbend heraus. Vergeblich suchen sie ihn ins Leben zurückzurufen: er äußert, wie in der endgültigen Redaktion, nur noch die Worte: „Alter Mann, es ist nicht so schwer zu sterben“, und haucht seinen Geist aus.

*) Die Abweichungen der ersten Fassung sind sowohl in der ältesten Gesamtausgabe von Moore, wie in der neuesten von Coleridge verzeichnet.

Es ist keine Frage, daß dieser dritte Akt, der aus dem [illegible] so hoch gehaltenen Tone der Dichtung vollkommen heraus[illegible] [illegible] trauriger Abschluß gewesen wäre. Es bedurfte neuer [illegible] Eindrücke, um dem Dichter die Stimmung für einen [illegible] Abschluß zu geben; diese bot der Besuch der heiligen Stadt (2[illegible] bis 2[illegible]. Mai), und von Rom wurde der dritte Akt, [illegible] [illegible] haben, am 5. Mai an Murray abgeschickt, und am 16. J[illegible] 1817 erschien der Manfred.

Lucretia und Verginia.

Von

Wilhelm Soltau.

Es wird bekannt, ja wohl allgemein anerkannt sein, daß bei dem heutigen Stand der geschichtlichen Forschung die Ueberlieferung über die 4 ersten Jahrhunderte Roms nur eine geringe Glaubwürdigkeit besitzt. Auch ist es jetzt gelungen, wie ich in meinem kürzlich erschienenen Buch über „die Anfänge der römischen Geschichtsschreibung" (Leipzig 1909) gezeigt habe, nachzuweisen, in welcher Weise die Mehrzahl jener lebensvoll und anziehend geschriebenen Geschichten über die frühere Zeit auf Schilderungen griechischer Dichter und Schriftsteller zurückgeht.

Viele beliebte Heldengestalten der altrömischen Geschichte werden den schon längst aus der Geschichte verbannten römischen Königen, dem Horatius Cocles und Coriolan folgen müssen und nur noch in der Sagenwelt ein schattenhaftes Dasein fristen dürfen.

Dem gleichen Schicksal sind sogar die edelsten Gestalten der folgenden Zeit verfallen. Lucretia und Verginia — jene von Historikern und Dichtern so oft gefeierten Frauengestalten — sie sind nicht nur unhistorisch, sondern sogar dem Genius des Römervolkes abzusprechen.

Beide Charaktere scheinen allerdings spezifisch römischer Art zu sein. Eine Lucretia ist in der griechischen Sagenwelt nicht anzutreffen, und ein Vater, welcher seiner Tochter den Tod gibt, um sie dem lüsternen Tyrannen zu entreißen, ist ebenfalls der griechischen Literatur unbekannt.

Es **scheint** hier also in der Tat ein historischer Kern, ein Produkt römischen Geistes zugrunde zu liegen. Aber — gerade bei derartigen lebenswahren Darstellungen muß man sich hüten, daß man

nicht das für historisch wahr hält, was durch die Poesie oder Rhetorik eine lebensvolle Ausgestaltung erhalten hat.

Auch wird eine genaue Betrachtung der Einzelheiten zeigen, wie wenig Originelles beide Sagen enthalten, wie gar viele Einzelheiten derselben trotz alledem aus griechischen Sagen und Anekdoten herübergenommen sind*)

Dabei muß vorausgesetzt werden, daß es dem Leser und demjenigen, welcher sich mit der Herleitung der älteren römischen Geschichte beschäftigt, bekannt ist, welchen Einfluß auf die Geschichtsbildung die römischen Dichter Naevius und Ennius gehabt haben.

Naevius hat in seinem Epos die Vorgeschichte Roms behandelt, und Ennius widmete 6 Bücher seiner 18 Bücher „Annales“ (zirka 6000 Verse) der älteren Geschichte Roms vor den punischen Kriegen.

Beide aber hatten — was noch wichtiger ist — zahlreiche „Römerdramen“ geschrieben und in ihnen alle Einzelheiten frei gestaltend nach dem Vorbilde griechischer Dramatiker den Römern die Charaktere der früheren Geschichtsepoche so geschildert, daß sie dem Herzen und dem Gedächtnis ihrer Zeitgenossen nahe traten und ihnen unvergeßlich wurden. Außerdem waren die römischen Annalisten wenig wählerisch, wenn sie die Lücken der Ueberlieferung ausfüllen wollten. Manche Schilderungen von Herodot und Xenophon dienten ihnen als Muster. Vor allem aber benutzten die späteren Schriftsteller die Laudationen der einzelnen Geschlechter, welche die Heldentaten ihrer Vorfahren nach allem, was Dichtung und Fälschung zusammengetragen hatten, in geziemender Weise zu loben verstanden.

Die Sage vom Befreiungskampf Roms, von Brutus und Lucretia, von Valerius Poplicola und Porsena hat ihren Ausgangspunkt schon in den Berichten über die letzten Zeiten der Königszeit. Brutus soll als Verwandter der Söhne des Königs Tarquinius Superbus vor dessen Sturz in der Umgebung des Herrschers gelebt und ein höheres militärisches Amt innegehabt haben. Als Begleiter der jungen Fürstensöhne soll er sogar mit ihnen das Orakel in Delphi aufgesucht haben.

---

*) In den nun folgenden Erörterungen schließe ich mich mehrfach den Ausführungen meines soeben erwähnten Buches „Die Anfänge der römischen Geschichtsschreibung“ an. Es sollte durch den Hinweis auf die dort gebotene Herleitung bedeutsamer Erzählungen auch weiteren Kreisen bekannt gemacht werden, daß weniger alte Mythen, als vielmehr dichterische und literarische Erfindung die Legendenbildung in der altrömischen Geschichtstradition geschaffen haben.

Die Erzählung von dem Einholen des Orakels von Delphi verleugnet in keinem Zug den griechischen Ursprung. Es ist ein Priestermärchen, welches die frühen Beziehungen Roms zu Delphi bezeugen, den Sturz der Tarquinier auf eine Weissagung Apolls zurückführen, durch ihre richtige Deutung auf Roms Befreier diesen kenntlich machen soll. „König soll werden, der gleich nach der Rückkehr zuerst die Mutter geküßt hat." Eine solche Orakelweisheit gehört der Dichtung, nicht der Geschichte an. Sie ist, wie ähnliche Orakelsprüche, zuerst von Ennius in die römische Chronik eingeführt. Ganz naiv meint Cicero (de divin. 2, 56) bei einem ähnlichen Fall: sollte Herodot glaubwürdiger sein als Ennius? Hat nicht jener ebenso gut Erdichtetes vorgebracht über das Orakel an Croesus, wie dieser über den dem Pyrrhus erteilten Göttersspruch?

Der Uebermut des Tyrannen Tarquinius wird teils mit Hilfe der Anekdoten, welche Herodot über Zopyros und den Tyrannen Thrasybul erzählt, geschildert, teils boten sich hier in den griechischen Dichtungen treffliche Vorbilder dem römischen Dichter dar.

Die Vertreibung der Pisistratiden ward daraus hergeleitet, daß die übermütigen Fürstensöhne immer willkürlicher ihre Herrschergewalt ausübten und mißbrauchten. (Herod. 5, 56.) Die Ermordung des Hipparch war veranlaßt durch die Erregung der Athener über die Entehrung einer attischen Jungfrau. Es lag schon für jeden Geschichtsschreiber nahe, bei der Schilderung der Vertreibung der Tarquinier an die verwandten gleichzeitigen Vorgänge in Athen zu denken. Noch mehr natürlich für den Dichter, für den Dramatiker. Wie er die tyrannische Willkür des Königs Tarquinius und seines Sohnes in Gabii nach dem Vorbilde des griechischen Tyrannen Thrasybul (Herodot 5, 92) ausgemalt hat, wird er bei der Entwerfung seines Geschichtsbildes von der Vertreibung der Tarquinier auch die Farben nicht verschmäht haben, mit welchen der gleichzeitige Sturz der Pisistratiden und die Einführung republikanischer Freiheiten in Athen ausgeführt vorlagen. Fehlte es doch nicht an sonstigen Parallelen. Der Versuch des Hippias, mit auswärtiger Hilfe zurückzukehren, die Parteikämpfe im Innern zwischen den Anhängern des früheren Regime und den strengen Republikanern, der zeitweilige Sieg der fremden Hilfsmacht und der schließliche Erfolg der Männer der Freiheit: alles dieses und noch manches andere war für den Dichter des Dramas Brutus (Accius) verführerisch genug, um die Nachahmung zu veranlassen.

Sollten dabei allein die Schändung der Lucretia und ihr Selbstmord historisch gesicherte Fakta sein?

Schon die Einführung der Lucretiaepisode erinnert an die Schilderung der Penelope bei Homer. Das freche Eindringen der jungen Adligen in das Frauengemach hat sein Vorbild in den Schilderungen der Odyssee über Penelope und die Freier.

Anderseits zeigt der Schluß der Brutuslegende zahlreiche Anklänge an die Dramen des thebanischen Sagenkreises.

Es möge dabei beachtet werden, daß die römischen Dramatiker nicht selten Szenen aus verschiedenen Dramen mit einander kombiniert, ja mehrfach zwei Dramen mit einander „kontaminiert", d. h. zu einer neuen Einheit verschmolzen haben. Bei dieser Voraussetzung wird es nicht schwer sein, selbst für die noch nicht erklärten Züge der Brutussage die richtigen Vorbilder nachzuweisen.

Ohne Zweifel erinnert die Art, wie Brutus und der Sohn des Königs Tarquinius sich gegenseitig die tödliche Wunde beibringen, an den Tod von Eteokles und Polyneikes, und die dramatisch lebendige Schilderung des Kampfes beim Walde Arsea im Livius (2, 6) weist ebenfalls auf die dichterische Quelle hin.

Daneben ist Kreon, der Herrscher, welcher mit unerbittlicher Strenge die staatlichen Gesetze hochhält, der selbst seine nächsten Verwandten nicht schont, der — nach der einen Fassung der thebanischen Sage — seinen eigenen Sohn Haimon getötet, ebenfalls ihn aber in den Tod getrieben haben soll, das Vorbild des finsteren Brutus, welcher seine eigenen Söhne töten läßt, weil sie sich an den verräterischen Umtrieben gegen die Freiheit der Stadt beteiligt hatten.

Bei dieser Sachlage liegt endlich die Frage nahe: sollte nicht auch der Charakter der Lucretia, welche sich gegen die Willkürherrschaft auflehnt und lieber freiwillig in den Tod geht, ehe sie sich beugt, manches von der idealen Hoheit der Antigone mitbekommen haben?

Doch wir sind so glücklich, sogar das unmittelbare Vorbild der Lucretiasage zu kennen. Es war dieses ein griechisches Priestermärchen, welches von den Vorgängen zu berichten wußte, welche zur Gründung des Tempels von Tegea geführt hatten. Der Tyrann Aristomelidas von Orchomenos, so wird erzählt (vgl. Pausanias 8, 47, 6), liebte eine Jungfrau aus Tegea. Er ließ sie, als sie ihm nicht willfahren wollte, ergreifen und durch seinen Vertrauten Chronios bewachen. Doch sie tötete, als sie keinen Ausweg sah,

sich selbst, „aus Furcht und Scham“. Der Tyrann ward dann vertrieben, und zur Sühne wurde der Artemistempel gegründet. In Rom endigte die Vertreibung der Tarquinier mit der Einweihung des capitolinischen Tempels, nachdem Lucretia den Tod gesucht, um den Lüsten des Tyrannen zu entgehen. Wie dort Chronios, so stellte sich hier auch ein Vertrauter der Herrscherfamilie, der Reiteroberst Brutus, an die Spitze der Freiheitskämpfer.

Besonders zu beachten ist dabei, daß in beiden Fällen der Selbstmord einer in ihrer Ehre bedrohten Frau einzig in der ganzen Geschichte und Literatur beider antiken Völker dasteht.

Es mag daneben als möglich — wenn auch nicht als sehr wahrscheinlich — dahingestellt bleiben, ob irgendeine Freveltat eines Tarquiniers gegen eine edle römische Frau von Einfluß auf den Sturz des Königtums gewesen ist. Jedenfalls ist alles Detail dichterische Beigabe. Die großen Charaktere des Freiheitskampfes, vor allem Lucretia und Brutus, haben so einen Glanz erhalten, wie sie ihnen nicht die kümmerlichen Annalisten, sondern nur die Werke der großen griechischen Schriftsteller und der sie nachahmenden römischen Dichter verleihen konnten.

Wie steht es aber um die Geschichtlichkeit der Verginia? Ihr tragisches Ende scheint in mancher Hinsicht das Gegenstück zum Tode der Lucretia zu sein. Und doch, zunächst ist Vorsicht geboten. Denn entschieden ist über manche Vorgänge aus der Geschichte des Dezemvirats anders zu urteilen. Historisch sind auch die meisten Einzelheiten nicht, aber der Ursprung jener Berichte ist wahrscheinlich keineswegs poetischer Art.

Die Geschichte des 1. Dezemvirats ist bei Livius (3, 33) wie bei Cicero (de republica 2, 36, 61) sehr einfach, ja nüchtern gehalten.

Anders bei den zweiten Dezemvirn. Schon die Wahlversammlung mit dem herrischen Vorgehen des Appius Claudius gleicht mehr einem turbulenten concilium plebis der Gracchenzeit. Dann aber werden nach ihrem Amtsantritt die 2. Dezemvirn wie die schlimmsten Tyrannen geschildert. Mit 120 Liktoren sollen sie sich umgeben haben, ähnlich wie die Beamten, welche bei der Zusammenkunft der Triumvirn Caesar, Pompejus, Crassus in Luca mit 120 Liktoren zu imponieren suchten.*) Das ist eine reine Geschichtskonstruktion, von poetischen Vorbildern kann hier keine Rede sein. Auch die Schilderung der willkürlichen Akte der zweiten Dezemvirn erinnert

*) Siehe Appian, Bürgerkriege II, 62.

in ihrer Allgemeinheit und Phrasenhaftigkeit durchaus an die Art und Weise, wie Xenophon Hellenika II 3, 11 f. das Treiben der 30 Tyrannen in Athen beschreibt. Das ist im einzelnen gezeigt in meinem Buch über „Die Anfänge der römischen Geschichtsschreibung" S. 100 f. Namentlich ist die hochverräterische Absonderung des Dezemvir Appius Claudius und seine Führerrolle derjenigen des Kritias nachgebildet, während Marcus Horatius (Liv. 3, 39), der Vorkämpfer der Opposition, eher dem Theramenes vergleichbar ist.

Aelter aber als diese den griechischen Historikern nachgebildeten Schilderungen sind zwei Episoden, welche auch Cicero in seiner Schrift „vom Staate" bietet und welche nicht so einfach als schriftstellerische Erfindungen abgetan werden dürfen. Es sind dieses zwei Erzählungen vom Dezemvir Julius und von dem Tod der Verginia. Beide Anekdoten sind offenbar schon früh einander gegenübergestellt, nicht um dichterisch zu schildern, sondern um juristisch zu exemplifizieren und um die rechtliche Stellung der Bürger unter dem Gesetz der XII Tafeln klarzulegen.

Ihr Zweck ist deutlich zu machen, welch ein Gegensatz bestehe zwischen loyalen Oberbeamten, wie es die ersten Dezemvirn waren, die unter dem Gesetz standen und die Berufung des Angeklagten ans Volk gestatteten, und den zweiten Dezemvirn, welche als Tyrannen, ohne Provokation zuzulassen, das Volk nach Willkür knechteten.

Als leuchtendes Vorbild für jene ersten gesetzesfreundlichen Dezemvirn stellten Livius und Cicero den C. Julius hin, der bei einer erwiesenen Mordtat doch dem Volke die Aburteilung über P. Sestius überließ. Dieser Handlungsweise gegenübergestellt wird dann die Verginiaepisode, um zu zeigen, daß selbst bei guten Gesetzen so lange keine bürgerliche Freiheit bestehen könne, als nicht die volle bürgerliche Gleichberechtigung der Plebejer mit den Patriziern errungen war.

Solange die Plebejer in familienrechtlicher Hinsicht noch nicht durch das canulejische Gesetz (de connubio patrum cum plebe) den Patriziern gleichgestellt waren, solange die volle Freiheit einer Klientin beanstandet werden konnte, mußten bei willkürlich waltenden Oberbeamten derartige Angriffe auf die Ehre der Familie möglich sein, bei denen es nur einen letzten Ausweg gab: der Tod der gefährdeten Jungfrau und die Selbsthilfe des Volkes.

Die Verginiaepisode gehört somit zu den ätiologischen Mythen. Aetiologische Mythen werden bekanntlich solche Er-

dichtungen genannt, welche im Anschluß an einen Namen oder eine Einrichtung zur Erklärung oder Herleitung derselben gebildet sind.

In dem Falle der Verginia sind es die gelehrten Erwägungen juristischer Art gewesen, welche den Gegensatz zwischen den ersten und zweiten Dezemvirn, zwischen loyalen und provokationslosen Magistraten, an packenden Beispielen deutlich zu machen suchten. Derartige Erzählungen sind nicht lediglich Produkte schriftstellerischer Erfindung, sie gehören zu dem Inventar einer zwar älteren, aber keineswegs ehrwürdigen Tradition. Namentlich so auch in diesem Falle! Denn es dürfte doch wohl ausgemacht sein, daß der schroffe Gegensatz, welchen die Annalen zwischen dem ersten und dem zweiten Dezemviralkollegium herausgefunden haben, nicht auf glaubwürdige Ueberlieferung zurückgeht, sondern selbst erst Spekulation aus jüngerer Zeit ist. Der Zweck derselben liegt zutage: es sollte die revolutionäre Erhebung des Volkes 449 v. Chr., die 2 secessio plebis motiviert und die Kompromißgesetzgebung der „wohlgesinnten" Aristokraten Valerius und Horatius in das rechte Licht gesetzt werden.

Aber ein poetischer Schimmer ruht doch auf dieser Verginiaepisode. Dieser Hauch des dichterischen Genius, der die größten Dichter immer wieder gefesselt hat, ist nicht durch die Rechtslehrer und Annalenschreiber in die Chronik gekommen, sondern hat seinen Ursprung in dem Herzen eines Dichters. Die Schilderung eines römischen Dichters, welcher selbst wieder von dem größeren griechischen Dichter geleitet und inspiriert worden war, hat unverkennbar auch dieser Erzählung den „character indelebilis" wahrer Poesie aufgedrückt.

Allerdings wäre es vergeblich, wollte man für diese ursprünglich römische Anekdote ein ganz gleiches Modell in der homerischen Sagenwelt suchen. Aber ich denke, daß doch das Grundmotiv in der Verginiaepisode das gleiche ist, wie im 1. Buche der Ilias. Der tyrannische Oberbeamte fordert die Herausgabe der Geliebten eines andern und läßt sie durch seine Untergebenen zwangsweise abholen. Diese Verwandtschaft der Motive konnte den zahlreichen Dichtern in Rom, welche Stoffe aus dem Leben des Agamemnon und Achilleus in ihren Dramen behandelten, schwerlich verborgen bleiben. Der Dichter Accius hatte allein in 13 Tragödien Stoffe der Ilias behandelt. In seinen „Myrmidonen" trat zunächst die Gesandtschaft an den zürnenden Achill auf, die ihn zu besänftigen suchte. Hierbei werden gewiß scharfe Worte über Agamemnon und seine Begehrlichkeit, über sein rücksichtloses Vorgehen bei der Auslieferung der Briseis gefallen

sein. Wer die Willkür der [illegible] und das [illegible] ihrer [illegible], die Herausgabe der Gebeine eines [illegible] fordern, dramatisch schildern wollte, fand hier einige [illegible] führungen genug.

Zwar für die Lösung der Katastrophe durch den [illegible] fehlte es an eingehenden Vorbildern in der griechischen [illegible] nicht. Erinnert sei hier vor allem an Euripides, der [illegible] für die Freiheit des Staates opferte [illegible]. [illegible] beiden später oft behandelten und beliebten Gegenstände [illegible] suchten, fanden auch hierfür treffliche Vorbilder.

Nur allerdings muß festgestellt werden, daß der [illegible] der Erzählung diesmal ein [illegible]: [illegible] durch den Gedanken, die Entführung der römischen [illegible] nach der Gewaltherrschaft der Decemvirn aus politischen [illegible] Erwägungen genügend zu [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Notizen und Besprechungen.

Volkswirtschaft.

Volksvermögen und Feuerversicherung.

In meinen Ausführungen im Januarheft der Preuß. Jahrbücher habe ich die Ansicht vertreten, daß zwar das in Deutschland vorhandene unversicherte Eigentum ganz bedeutend zurückgegangen sei, daß dasselbe aber immerhin noch einen nicht unwesentlichen Faktor unseres Nationalvermögens darstelle. Ich dachte hierbei vor allem an die unzähligen kleinen und kleinsten Haushaltungen, die noch vielfach teilweise aus Indolenz der Eigentümer, teilweise aus falschem Sparsamkeitstrieb derselben unversichert bleiben.

Zu diesem Kapitel der unversicherten Werte des Privateigentums erhielt ich dieser Tage eine Illustration aus der Praxis, die ich der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten möchte, da sich aus ihr ergibt, daß meine Schätzung ganz gewiß nicht zu hoch, eher noch zu niedrig gewesen ist.

Eine einzige Organisationsreise des Inspektors einer großen Feuer-Versicherungsgesellschaft förderte nämlich folgende unversicherte Werte zutage:

1.	Thyssensche Hüttenwerke	10 000 000 Mk.
2.	Lokomotivfabrik Henschel in Kassel (Inhalt unversichert)	4 000 000 „
3.	Dellinger Hütte	4 000 000 „
4.	Giesche' Erben	15 000 000 „
5.	Gebr. Stumm in Neunkirchen	10 000 000 „
6.	Mansfelder Gewerkschaft	20 000 000 „
7.	Gasanstalten der Gas-Ges. in Dessau	10 000 000 „
8.	Bad. Anilin- und Sodafabrik zu $^2/_3$ versichert, bei 40 000 000 Mk. = ...	13 000 000 „
		86 000 000 Mk.

Nicht bloß das Besitztum kleiner Leute, sondern auch die größten Wertkomplexe der Industrie sind es also, die, nach dem Prinzip der sogenannten Selbstversicherung, vielfach außerhalb der Feuerversicherung stehen bleiben.

Dies Beispiel, das nur einen Einzelfall aus der Praxis darstellt, lehrt, daß man zu den durch Statistik nachgewiesenen versicherten Werten tatsächlich einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz für unversicherte Werte hinzufügen muß. Dr. v. Liebig.

Philosophie.

F. Tönnies, Die Sitte. Bd. XXV der „Gesellschaft" (Sammlung sozialpsychologischer Monographien), herausgegeben von M. Buber. Frankfurt a. M. 1908, Verlag: Literarische Anstalt Rütten & Loening. 95 S.

Es ist ein zum Nachdenken ganz besonders reizender Gegenstand, den Tönnies in diesem kleinen Buch knapp und klar behandelt. Glücklich gewählt ist schon im Eingang die Parallele mit der Gewohnheit des einzelnen; sie gewährt sofort über das Wesen der Sitte Aufschluß, der ebenso wie jener die Merkmale des tatsächlich Geübten, der Norm und des Zwanges (der Macht der Gewohnheit entspricht die Autorität der Sitte) eigen sind. Ebenso läßt die Bemerkung des Verfassers, daß durch die Sitte die Toten über die Lebenden herrschen, helles Licht auf die Bedeutung fallen, welche für die Sitte das Alter der Ueberlieferung hat. Auch in dem speziellen Teil, der ausführt, welche Gestalten die Sitte auf den Lebensgebieten der Familie, des Verhältnisses der Geschlechter, des Mahles, der Tracht, des Umgangs rc. angenommen hat, findet man viele treffende Beobachtungen.

Weniger glücklich scheint mir der Verfasser da zu sein, wo er sich gegen Wundt wendet, in dessen „Ethik" (Stuttgart, 1886, S. 88—155) sich ein längerer höchst verdienstlicher Abschnitt gleichfalls mit der Sitte beschäftigt. Zunächst ist nicht einzusehen, warum Wundt entgegengehalten wird (S. 13), daß er einseitig den normativen Charakter der Sitte betont habe, während vielmehr die Sitte als sozialer Wille betrachtet werden müsse. Gerade Wundt hat doch das Verdienst, daß durch ihn sich der Begriff des Gesamtwillens eingebürgert hat, und er verwendet ihn dazu vielseitiger als Tönnies, indem für ihn nicht nur das Volk eine solche Gesamtheit ist, sondern auch die innerhalb desselben bestehenden und ineinander vielfach übergreifenden Kreise der Ortsgemeinde, der Familie, des Standes rc., wie es denn außer der Volkssitte auch Ortssitten, Familiensitten, Standessitten rc. gibt. Auch entgeht es Wundt keineswegs, daß sich aus der Sitte ebensowohl ein „du mußt", wie ein „du sollst" heraushören läßt; sagt er doch (S. 110), daß der tatsächliche Zwang, den schon der Brauch durch das Beispiel, das er gibt, ausübt, sich bei der Sitte zur zwingenden Norm steigert. Aber für die Erkenntnis des Inhalts der Sitte, ist die Betrachtung ihres autoritativen Charakters wenig fruchtbar. Tatsächlich führt daher Tönnies (S. 16), ebenso wie dem Sinne nach Wundt, die

Sitte als den Zwecke setzenden, ordnenden und regelnden (als Norm gebenden) Gesamtwillen ein. Ebensowenig kann ich die Einwendung als stichhaltig anerkennen, die Tönnies (S. 57) gegen die Benutzung des Beispiels der Trinkgeldersitte zum Nachweis einer Zweckmetamorphose der Sitte erhebt; in der Tat leuchtet es ein, daß, wie Wundt (S. 101) in Uebereinstimmung mit Jhering ausführt, der ursprünglich dargebotene Trunk auch dem Dienenden gegenüber eine ehrende Erweisung der Gastlichkeit war, daß aber nach der Ablösung des Trunkes durch das Trinkgeld die der Laune des Bedienten unterworfene Geldgabe eine Demütigung für den Dienenden geworden ist.

Noch möchte ich wünschen, daß Tönnies näher auf die vielfach doch erkennbaren Gründe hygienischer, ethischer oder allgemein praktischer Art eingegangen wäre, die die Entstehung bestimmter Sitten bedingt haben und welche, insofern sie mehr oder weniger klar für das Bewußtsein der Gegenwart fortbestehen, ihnen eine Macht verleihen, welche durch die bloße Berufung auf das Herkommen nicht erklärlich ist.

Indem ich noch besonders auf die trefflichen Winke zum Verständnis der Mode hinweise, welche auf Seite 75—86 gegeben werden, füge ich ausdrücklich hinzu, daß die vorstehenden Bemerkungen nur bestimmt sind, die Aussprache über ungemein interessante Fragen zu fördern, mit denen sich zu beschäftigen Tönnies' Buch allen Lesern eine sehr willkommene Anregung bieten wird. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

F. M. Schiele, Geschichte der Erziehung. Vier Vorlesungen, gehalten im ersten Stuttgarter Hochschulkursus für Lehrer und Lehrerinnen 1909. Leipzig 1909. Verlag: Dürrsche Buchhandlung. 166 S.

Vier Vorträge nur sind es, in denen der Verfasser die ganze Geschichte der Erziehung, worunter der Unterricht mitbegriffen wird, von den ältesten Kulturzuständen bis auf die Gegenwart durchläuft. Wenn dabei dies oder jenes vermißt wird, wie z. B. für die Stufe des Hellenismus die neuerdings (Ziebarth, aus dem griechischen Schulwesen) besser aufgehellte Organisation des Schulwesens oder bei der Behandlung der Volkserziehung im alten Israel die Unterscheidung zwischen Priestern und Propheten, so ist das bei dem Reichtum des Stoffes sehr begreiflich. Es ist vielmehr in hohem Grade anzuerkennen, daß der Verfasser bei der Zusammendrängung des Stoffes auf so engen Raum der Gefahr, in trockene Aneinanderreihung der Einzelheiten zu verfallen, geschickt entgangen ist. Wie ihm dies gelingt, mögen einige Beispiele zeigen: Der methodische Fehler der altägyptischen Priester gibt Anlaß, vor einem Religionsunterricht zu warnen, der nur praktisch erbauliche Schriftauslegung

vermitteln will; auf die entsprechende Erscheinung im Katholizismus deutet die Bemerkung hin, daß der persische Priesterstand mit seiner Askese stellvertretend die unvollkommenere Sittlichkeit der andern Stände ersetzen wollte; die Würdigung des platonischen Wissenschaftsideals gipfelt in dem Satze, daß „die Wissenschaft dem keine Antwort gibt, der fragt, was sie ihm nützt"; die den Männern meist als selbstverständlich geltende Voraussetzung, daß ihre besondere geistige Veranlagung sie befähige, die Träger der Bildung zu sein, wird erschüttert durch die Erinnerung daran, daß zur Ritterzeit vielmehr die Frauen das gebildetere Geschlecht gewesen sind.

Mehr noch als diese gelegentlich eingestreuten Parallelen und Hinweise auf Bedürfnisse der Gegenwart sichert dem Ganzen des Buches ein tiefgehendes Interesse die Durchführung des leitenden Gedankens, daß das Schul- und Erziehungswesen jedes Zeitalters bedingt ist durch die ihm eigene Gesellschaftsform, seine wirtschaftlichen Verhältnisse und die in ihm herrschenden geistigen Strömungen. Vielleicht wird der Anfänger durch die Ueberfülle des Dargebotenen verwirrt werden; wer aber den Erziehungsfragen und der Geschichte der Erziehungskunst nicht ganz fremd gegenübersteht, wird diesem kleinen Buche gewiß nicht geringe Förderung und Anregung verdanken. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Philologie.

Griechenlyrik; Römerlyrik. In deutsche Verse übertragen von J. M. Stowasser. 2 Bde. Heidelberg (1910), Winters Univ.-Buchhandlung. XXIII. 287 und XX. 492 S.

Wenn ein arbeitsamer Philologe und Schulmann plötzlich gelähmt auf ein Krankenlager sinkt und und er nun, um wenigstens zeitweise die Fesseln seiner Matratzengruft zu sprengen, sich vornimmt, seine geliebtesten griechischen und römischen Dichter, besonders Sänger von Wein und Weib, von Lenz und Liebe in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, wie sollt er unsrer herzlichen Sympathie nicht gewiß sein? Vor Neid und Mißgunst ist er wohl sicher. Ein gerechtes Urteil aber mag nun eine gewisse Leichtigkeit im Verseschmieden anerkennen, wobei es denn im Gebiete der tändelnden und scherzenden Muse auch an Treffern nicht fehlt; Schwung und Größe oder auch nur artistische Sauberkeit darf man in diesen flüchtigen Reimereien nicht suchen.

Den beiden Bänden ist eine sog. Musterrezension beigegeben, sichtlich von der Hand des Verfassers; aber warum fehlt dann der Name? und wenn diese Selbstanzeige das Aussehen hat einer Zeitungsrezension „unter dem Strich", warum fehlt der Name der Zeitung? —

Aristophanes Vögel, eine Komödie, in deutsche Reime gebracht von Dr. Owlglaß. Jena 1910, Eug. Diederichs. 109 S. 8.

Droysens Uebersetzung des Aristophanes, eine Jubilarin jetzt von fünf-

undsiebzig Jahren, hat als Ganzes bis heute nicht ihresgleichen. Vereinigt sie doch in sich Gelehrsamkeit und Freimut, Witz und Grazie, und alles das in so hohem Maße, daß es keinen locken mochte, mit ihr in Wettbewerb zu treten. Hier hat sich nun doch einer gefunden, und zwar einer, der sich neben dem großen Vorgänger wohl sehn lassen darf. Hinter seinem Namen scheint irgend eine Eulenspiegelei zu stecken, und trotz des „Doktors" ist es wohl keiner aus der eigentlichen Gelehrtenzunft. Deshalb soll man mit ihm auch nicht um Einzelinterpretationen hadern. Aber seine Keckheit und seine Laune haben etwas dem alten Athener Wahlverwandtes.

Hier zwei kurze Proben! Droysen (960): „Wer bist du, Mensch?" „Mensch, ein Prophet!" „Und Prügel wert!" Und Owlglaß: „Wer bist denn du?" „Ich sage wahr!" „Bald sagst du: weh!"

Oder Droysen (1433):

> Beim Himmel, manches ehrenwerte Mittel gibts,
> Wie so ein Mann sich ehrlich noch sein täglich Brot,
> Und ohne Schurkenprozessschmieden erwerben kann.

Und „Owlglaß":

> Bei Gott, es gibt noch andres viel,
> Um sich in Ehren zu gehaben.
> Recht handeln tut dem Menschen not;
> Rechtshändel sind kein Lebensbrot.

Klingt es nun manchem stark nach Wilhelm Busch, so ist das kein Unglück. Es lebt doch, und mag sogar lebenskräftig genug sein, mit der nötigen Musik, einen Gang über unsre Schaubühne zu wagen. Für die vom Uebersetzer unterdrückten athenischen Aktualitäten ließe sich wohl Ersatz schaffen.

Berlin. Otto Schroeder.

Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache.
Bd. II: Theophrastos' Charakterbilder, von A. Horneffer.
Bd. III: Tacitus' Germanien, von A. Horneffer.
Bd. IV: Platon, Verteidigung des Sokrates, Kriton, von E. Horneffer.
Leipzig 1909. Verlag: Dr. Werner Klinkhardt.

Diese Uebersetzungen klassischer Meisterwerke sind recht achtenswerte Leistungen derjenigen Uebertragungskunst, welcher es weniger auf ängstliche Genauigkeit im einzelnen ankommt, als auf Wiedergabe des Originals in einem sprachlichen Gewande, das alles Abstoßende fremdartiger Färbung vermeidet. Diesem Ziele haben sich die Brüder Horneffer bei den griechischen Originalen weit genähert und haben es bei der Uebersetzung der „Germania" fast erreicht.

So ist denn eine Hauptbedingung für die Erfüllung der Aufgabe gegeben, welche nach der Ankündigung des Verlegers diese Sammlung leisten

soll, nämlich auch denen die Kultur des klassischen Altertums und die Schönheit seiner Literatur nahe zu bringen, die die alten Sprachen nicht oder doch nicht so beherrschen, daß sie die antiken Schriftsteller [illegible] lesen können". Aber um zum Verständnis und zur Freude an den [illegible] Schriftstellern zu gelangen, bieten sich dem modernen Leser [illegible] Schwierigkeiten, als die rein sprachlichen. Es dürfte sich [illegible] Verleger empfehlen, nach dem Beispiel ähnlicher Sammlungen [illegible] sprachen weniger kurz bemessene Einleitungen und [illegible] erklärungen beizugeben, als es in den vorliegenden Heften [illegible]

Prof. Dr. W. [illegible]

Anthropologie.

Ludwig Schemann, „Gobineaus Rassenwerk. [illegible] Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur [illegible] des races humaines. Stuttgart, Frommanns Verlag [illegible]

Der verdienstvolle Uebersetzer und Herausgeber Gobineaus, [illegible] Deutschen in erster Linie die Bekanntschaft mit dem [illegible] Forscher zu verdanken haben, hat mit dem vorliegenden [illegible] früheren Verdiensten um Gobineau ein neues [illegible] liefert [illegible] wichtige Bausteine zu einer [illegible] Geschichte des Rassengedankens, der sich an Gobineaus [illegible] Die erste Hälfte ist unter der Ueberschrift „Zur Geschichte [illegible] Schicksalen der Gobineauschen Arbeit gewidmet [illegible] landläufigen Ansichten über den Essai auf [illegible] [illegible]

Gobineau kundgeben. Der Verfasser hat mit größter Sorgfalt gesammelt, was ihm sonst noch an Urteilen über Gobineau zu Gebote stand. Historiker, Anthropologen, Philosophen, wie Lotze, J. H. Fichte und Nietzsche, Nationalökonomen und Staatsrechtslehrer, Wissenschaftler und Laien, alle, die sich nur irgendwie über Gobineau in Europa wie jenseits des Ozeans geäußert haben, müssen Zeugnis dafür ablegen, wie der Rassengedanke des Grafen auf sie eingewirkt hat.

Welchen tiefen Eindruck Gobineau auf Wagner gemacht hat, war ja bekannt, wird aber hier einmal in vortrefflicher Weise im Zusammenhang erörtert. Schemann findet die Uebereinstimmung beider Geister vor allem im germanischen Gedanken. „Die für Wagner ganz neue Betrachtung der Weltgeschichte im Lichte der Rasse, die Hierarchie des Blutes, die Verlegung des Fortschritts vom Aeußeren der Lebensformen und -bedingungen ins Innere der Völker, das alles in Gobineaus großer Weise vorgetragen, rüttelte ihn auf, fesselte und begeisterte ihn. Im Kern des neuen Lehrgebäudes aber traf er auf den germanischen Gedanken, der, ihm unbewußt und auch nur in dieser wissenschaftlichen Fassung neu, schon immer auch der seinige gewesen war. So fanden sie sich zusammen in der flammenden Begeisterung für das Germanische als das schöpferische, lebenspendende Grundelement aller neueren Kultur und Geschichte." Fein und treffend weiß Schemann auch das Verhältnis Chamberlains zu Gobineau zu charakterisieren. Es ist bekanntlich viel darüber gestritten worden, wieviel der geniale Engländer dem Franzosen verdankt, und Chamberlain selbst hat bekanntlich mit leidenschaftlicher Entschiedenheit jeden innigeren Zusammenhang zwischen seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" und dem Rassenwerke Gobineaus abgestritten. Schemann führt mit weiser Abwägung des Für und Wider diese Leugnung auf das richtige Maß zurück und wendet sich hierbei vor allem, und mit Recht, gegen die oberflächliche Ansicht, als ob Gobineau etwa durch Chamberlain überholt, widerlegt oder gar abgetan sei. „Bei aller Bewunderung für Chamberlains Geist, Blick und Kenntnisse dürfen wir uns doch nicht darüber täuschen, daß wir es in Gobineau mit einem durch und durch schöpferischen, in Chamberlain nur mit einem nachschaffenden Geiste zu tun haben." Faßt man das Gesamtschaffen beider Männer ins Auge, so wird Gobineau „als eine der schöpferisch reichsten Naturen seiner Epoche aus der Probe hervorgehen, während Chamberlains Vorzüge vor allem als auf einer seltenen Kraft der Zusammenfassung, der Beleuchtung, der Belebung und Neugestaltung bedeutsamer, zeitmächtiger Ideen und Anschauungen beruhend sich offenbaren. Gobineau ist ein großer, Chamberlain ein bedeutender Mann. Gobineau ist ein Finder, ein Befruchter, Chamberlain ein Ausdeuter, ein Popularisator, freilich allerersten Ranges und in einem weiteren und schöneren Sinne, als wir ihn gewöhnlich fassen. Und so wird denn auch, so seltsam das heute noch manchem klingen mag, Gobineaus Essai, als ein Dauerwerk, Chamberlains Grundlagen, als ein Zeitwerk, überdauern."

Durch Chamberlain ist das Interesse für den Rassengedanken in die weitesten Kreise hineingetragen worden. Geschichtsphilosophie, Anthropologie und Kulturgeschichte sind durch diesen Gedanken vorwiegend befruchtet und umgestaltet worden. Schemann würdigt hier vor allem Woltmann, den Begründer und Herausgeber der „Politisch-Anthropologischen Revue", und bezeichnet ihn als den wissenschaftlichen (anthropologischen) Fortsetzer und Vollender Gobineaus. Aber auch Driesmans, Hentschel, Möller van den Bruck, sowie die Gegner des Rassengedankens, ein Finot, L. Stein, ein Friedrich Hertz, fehlen nicht in dieser Uebersicht über die bisherige Gobineauliteratur und zeigen nur auch ihrerseits, wie mächtig der geniale Franzose mit seinen neuen Ideen die Geister in Europa aufgewühlt und Haß und Liebe gleichermaßen erweckt hat. Mit einer Briefstelle Dom Pedros, des einstigen Kaisers von Brasilien, schließt dieser erste Teil des Schemannschen Werkes.

Der zweite Teil ist überschrieben „Zur Kritik des Essai". Schemann zeigt hier, daß er keineswegs ein blinder Bewunderer Gobineaus ist. Er erörtert zunächst den „Dilettantismus" Gobineaus und hält mit seinem Urteil nicht zurück, daß der Verfasser des Essai den Vorwurf, der in jenem Worte liegt, in der Tat in mancher Hinsicht verdient, vor allem dadurch, daß er sich in der Literatur seines Themas nicht genügend orientiert, epochemachende Forschungen, wie diejenigen Brocas und seiner Schule, sich ferngehalten und Vorgänger nicht genügend gewürdigt hat. Allein Schemann hält nichtsdestoweniger daran fest, daß Gobineau, trotz Klemm und Augustin Thierry, der „Vater des Rassengedankens" und dadurch jedenfalls ganz originell war, daß er den Schwerpunkt hierbei auf den Ungleichheitsgedanken legte. Weit stärker als das Dilettantenwerk meint Schemann das Jugendwerk betonen zu müssen. Dann wendet er sich zu einer Gesamtbetrachtung des Essai und sucht das bleibend Wertvolle aus dem mancherlei Veralteten, Uebereilten und Vergänglichen des Gobineauschen Werkes auszusondern. Dieser Teil dürfte der interessanteste und wertvollste der ganzen Schemannschen Arbeit sein. Mit unbestechlichem Gerechtigkeitssinn prüft Schemann hier die Einwände der Gegner des Grafen, ohne doch zugleich der Größe seines Helden dadurch irgend etwas abhandeln zu lassen. Er deckt die Mängel seiner Methode, seine Willkürlichkeiten, Ungründlichkeiten und Ungenauigkeiten auf, die namentlich auch in der Beweisführung, in der Motivierung des tatsächlich Sichergestellten sich finden. Er geißelt schonungslos die Unklarheiten seiner Terminologie, die freilich nicht seinen Gebrauch des Wortes Rasse betreffen, seine Spielerei mit Etymologien. Aber er macht auch zugleich mit Recht darauf aufmerksam, wie vieles hiervon zeitlich bedingt, wie redlich Gobineau doch zugleich um die Wahrheit gerungen hat, und wie andrerseits seine schlagfertige Beobachtungsgabe, sein großer Scharfsinn und Tiefblick manchmal seine Verstöße und Versehen sozusagen auf der Stelle wieder gutgemacht haben; von seiner genialen künstlerischen Intuition, seinem Seherblick für zukünftige

wissenschaftliche Errungenschaften ganz zu schweigen. „Ueberhaupt wird der Gobineau nie gerecht werden, der in allem Ungewohnten nur das Inkorrekte, den Fehler, und nicht vielmehr auch das Ungewöhnliche im Sinne des Originalen, Genialen zu sehen, der mit einem Worte in seinen Fehlern nicht nach dem alten Worte die Fehler seiner Tugenden zu erblicken vermag." Mag der Essai im einzelnen noch so viele Mängel aufweisen: das Werk bleibt doch im Großen wahr, und es zeigt nebenbei, wo die Einzelwahrheiten zu suchen sind, die dann andere auffinden können.

Schemann sucht nun mit großer Geschicklichkeit, gründlichem Wissen und weitem, historischem Blicke darzulegen, welche Entwicklung die Hauptfragen des Rassenwerkes in der wissenschaftlichen Behandlung seit Gobineau genommen haben. Es ist dies ein Kapitel, das jeder genau studieren sollte, der von der Lektüre des Gobineauschen Werkes herkommt. Er kommt dabei auch auf die Frage des Verhältnisses Gobineaus zur Religion und Kirche, sowie zur Naturwissenschaft, besonders zum Darwinismus zu sprechen, und sucht das Zwiespältige und Widerspruchsvolle, das gerade hier bei dem sonst so weitblickenden und vorurteilslosen Forscher überrascht, aus den Zeitumständen und dem Charakter Gobineaus und seinen persönlichen Erlebnissen zu erklären. So überzeugend in dieser Hinsicht Schemanns Darstellung wirkt, so wenig ist dies indessen für mein Gefühl dort der Fall, wo er die praktischen Konsequenzen des Rassengedankens und Gobineaus Lehre der zunehmenden Entartung des Menschengeschlechts erörtert. Es kann ja nämlich doch wohl kein Zweifel sein, daß dieser Gedanke, wenigstens wie Gobineau ihn selbst gefaßt hat, eine stark materialistische Färbung hat. Nun bemüht sich zwar Schemann, diesen Materialismus der Rassenlehre möglichst abzuschwächen, allein auch er hält daran fest, daß Physis und Psyche in dem Sinne untrennbar verbunden seien, daß auch die geistigen Kräfte Naturkräfte, alles Geistige nur als Spiegelung und Erträgnis einer leiblichen Unterlage, unseres körperlichen Organismus, in specie unseres Gehirnes, denkbar sei, und er sieht gerade die Bedeutung Gobineaus darin, diese Einsicht nicht auf die Individuen beschränkt, sondern auf die Stämme, Völker und Rassen übertragen zu haben. „Die Herrschaft und Bedeutung des Blutes, in dem die Physis des Menschen treffend symbolisiert und zusammengefaßt wird, besteht also zu Recht, aber nicht auf Kosten, sondern im Einklang mit der geistigen und sittlichen Würde des Menschen. Die psychischen Leistungen — des einzelnen wie der Gesellschaft — entsprechen aufs Innigste der Differenzierung ihrer physischen Organisation." Wenn hiermit der Materialismus besiegelt ist, so scheint es in der Tat aussichtslos, den pessimistischen Konsequenzen zu entgehen, die Gobineau selbst mit Recht aus der Rassenmischung und der darauf beruhenden zunehmenden Entartung des Menschengeschlechts gezogen hat. Alle Versuche, durch „Rückkehr zur Natur", Verbesserung der sozialen Zustände usw, das von Gobineau prophezeite Ende abzuwehren, eine Neugeburt der europäischen Kulturvölker herbeizuführen, erweisen sich alsdann

als vollkommen zwecklos. Schemann weist mit Recht auf den [illegible] hin, der zwischen Gobineaus anthropologischem Pessimismus [illegible] seinem pantheistischen Individualidealismus besteht. Allein dieser Widerspruch ist unauflösbar im Sinne des Idealismus und kann nur [illegible] oder lang durch das völlige Aussterben jeder Art von Idee [illegible] werden, wenn die auch von Schemann vertretene Auffassung des [illegible] nisses von Gehirn und Seele oder von Materie und Idee zu Recht [illegible] und sie des Rätsels letzte Lösung darstellt. Wenn [illegible] identisch im Sinne des landläufigen „Monismus" sind, der [illegible] verkappten Materialismus darstellt, wenn alles Geistige nur [illegible] erweist und die Beobachtung der physischen Seite des [illegible] Rassenentartung unabwendlich dartut, so hat es in der Tat [illegible] noch irgendetwas von der Zukunft zu erhoffen, und [illegible] so unrecht, daß es dann das Beste wäre, wenn wir uns [illegible] Kugel durch den Kopf jagten. Es gibt nur Eine [illegible] letzte Grundauffassung auch bei der Anerkennung des [illegible] noch aufrecht zu erhalten und nicht an der Zukunft zu [illegible] dies ist die Anerkennung, daß die bewußte [illegible] Materie gebunden und ins Einzelnste durch die [illegible] bedingt ist, das Bewußtsein aber nicht die einzige Form ist [illegible] Idee erstarrt, sondern diese selbst, das leitende und [illegible] des [illegible] als solche unbewußt und [illegible] ist [illegible] auch den [illegible] der Rassenmischung leitet. [illegible] für die Zukunft [illegible] Rassenmischung [illegible] Hartmann selbst, der [illegible] [illegible]

[illegible]

Bedeutung seines Helden zunächst in dessen Einwirkung auf die Geschichtsphilosophie. Er hat dieser letzteren eine ganz neue Stellung in der Wissenschaft dadurch errungen, daß er die Rassenlehre mitten ins Herz der Geschichte hineingeführt hat und den Historikern die neue Aufgabe gestellt, erst der Rassengeschichte und der Rassenvorgeschichte eines Volkes nachzugehen, ehe sie dieses selbst als geschichtliche Erscheinung zu erfassen unternehmen. Er hat zugleich der in ihr bisher beliebten Auffassung der Gesamtmenschheit als eines einheitlichen Individuums und allen den nebelhaften Begriffen, die sich hieraus ergaben, den Todesstoß gegeben. An die Stelle der Betrachtung der Menschheit als einer abstrakten und homogenen Gesamtheit hat er die als einer Vereinigung und Aufeinanderfolge konkreter und ungleicher Gruppen gesetzt, dem Gedanken einer hierarchischen Gliederung der Menschheit sein Recht gesichert und selbst die erste universalhistorische Uebersicht einer Blutsentwicklung der Völker, die „erste anthropologische Geschichte der Zivilisation" geliefert. Seit Gobineau wissen wir, daß Mischung einiger weniger Dauertypen von Rassen der Grundprozeß der Weltgeschichte ist, daß die Verschiedenheit der Mischungen den ausschlaggebenden Faktor sowohl für die Differenzierung der Nationalitäten untereinander als für die der verschiedenen Klassen innerhalb derselben bildet, daß unebenbürtige Mischungen der Hauptgrund der Degeneration, daß der Moment des Unterganges, der Vernichtung eines Volkes zusammenfällt mit dem Momente, wo infolge zu stark gehäufter heterogener Mischungen das gemeinsame Sichverstehen, die rassenhafte Einheitlichkeit des Fühlens und Denkens schwindet und daß die gleiche Blutzufuhr, die ihnen zunächst geistig und kulturell eine Auffrischung, eine Steigerung ihrer Potenz bedeutet, den Völkern anthropologisch leicht zum Verderben, ja, zum völligen Untergange ausschlägt. Und welche neue Aufschlüsse hat Gobineau nicht der Kulturgeschichte geliefert, z. B. in der Aufdeckung der Wechselbeziehungen von Kultur und Rasse, der rassenhaften Gebundenheit und Wesenheit aller höheren Kulturerscheinungen! Gobineau ist der Führer der aristokratischen Reaktion und Reformation, welche die Völker — insoweit in höherem Sinne überhaupt noch etwas von ihnen zu erhoffen ist — werden vollziehen müssen, wenn die demokratische Flut sie nicht allesamt in den Abgrund reißen soll. Die entschiedene Hervorhebung des Zusammenfallens des Rassen- mit dem aristokratischen und des letzteren mit dem germanischen Gedanken ist Gobineaus eigenstes Verdienst. Und wenn heute die Besten und Edelsten sich wieder auf die eigentlichsten Kräfte der germanischen Welt im Sinne des großen Kulturschaffens zu besinnen anfangen, so ist es Gobineau gewesen, der alle diese Tendenzen zuerst geweckt und sich damit als einen Kulturförderer ersten Ranges, als eine Erscheinung erwiesen hat, ohne welche wir auch die Gegenwart nicht wirklich zu verstehen vermögen. Man muß die von echter Begeisterung und zündender Wärme erfüllten Darlegungen Schemanns über diesen Gegenstand selbst lesen, um einen rechten Einblick in Gobineaus Bedeutung für unsere Kultur

zu empfangen, wie Schemann dieselbe dargelegt hat. Möge sein schönes Buch in die weitesten Kreise dringen und nicht nur dem genialen Franzosen neue Leser, Freunde und verständnisvolle Beurteiler zuführen, sondern auch seinerseits mit dazu beitragen, die in dessen Werken schlummernden kulturellen Triebkräfte in lebendige Wirksamkeit umzusetzen!

Prof. Dr. A. Drews (Karlsruhe).

Religionsgeschichte.

Franz Cumont: Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum. Autorisierte deutsche Ausgabe von Georg Gehrich. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1910.

Cumont, der ausgezeichnete belgische Religionshistoriker, dem wir das monumentale Werk über den Mithraismus verdanken, worin zum ersten Male unser gesamtes heutiges Wissen über jene wichtigste heidnische Religionsform der Kaiserzeit zusammengefaßt ist, vermittelt uns in dem vorliegenden Werke die Bekanntschaft mit der Bedeutung, welche die orientalischen Religionen für das römische Heidentum gehabt haben. Das Buch ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser zu Oxford und in Paris gehalten hat. Es geht von der Voraussetzung aus, daß die Ausbreitung der orientalischen Kulte neben der Entwicklung des Neuplatonismus die wichtigste Tatsache in der Geschichte des heidnischen Kaiserreiches darstellt.

Und in der Tat kann der Einfluß, welchen diese Religionen auf die religiöse Denkweise des gesamten Abendlandes ausgeübt haben, kaum hoch genug veranschlagt werden. Haben doch diese Religionen, und zwar zur selben Zeit, als die Cäsaren nach und nach den politischen Partikularismus zerstörten, durch ihre volkstümliche Propaganda den alten nationalen Glauben der Römer völlig zersetzt. Mit ihnen wird die vorher staatlich gebundene Religion der Römer universell. Sie wird nicht mehr als öffentliche Pflicht aufgefaßt, sondern als persönliche Verpflichtung. Sie ordnen das Individuum nicht mehr dem Staate unter, sondern sind vor allem darauf bedacht, sein persönliches Heil sowohl in dieser wie in jener Welt zu sichern. Die orientalischen Religionen haben in ihren Mysterien ihren Anhängern lichte Ausblicke in eine ewige Seligkeit eröffnet. Unter ihrem Einfluß sucht die Sittlichkeit das höchste Gut nicht mehr auf dieser Erde zu verwirklichen, wie in der griechischen Philosophie, sondern nach dem Tode. Das irdische Dasein wird zu einer Vorbereitung auf ein seliges Leben im Jenseits, einer Prüfung, deren Abschluß unendliches Glück oder unendliches Leiden bringen soll. Alle ethischen Werte werden auf diese Weise durch sie umgewertet. Durch den Vollzug heiliger Riten sucht nunmehr der Mensch, das Heil seiner Seele sicher zu stellen. Durch den Glauben an deren reinigende und erlösende Kraft machen jene Religionen die Menschen tatsächlich besser und befreien sie aus der Zwingherrschaft feindlicher Geister. So wird der Kultus

in den Vordergrund gerückt. Die Liturgie fordert einen Klerus, der sich ihr völlig widmet. Die Unterwerfung unter die geheiligte Autorität der Priester wird zur Bedingung der Seligkeit. Mögen die Vorwürfe gegen jene Religionen, daß sie dem Aberglauben Vorschub geleistet, den einfachen, religiösen Sinn zerstört, eine wilde Phantastik großgezogen haben usw., noch so berechtigt sein: sie haben doch, indem sie das göttliche Wesen der menschlichen Seele behauptet, im Menschen das Gefühl seiner einzigartigen Würde gestärkt, das psychische Leben durch ihre Betonung der inneren Reinigung verfeinert und gesteigert und ihm eine fast übernatürliche Intensität verliehen, wie die antike Welt sie vorher nicht gekannt hatte. Mit alledem aber haben sie dem Christentum den Weg geebnet und den Triumph der Kirche vorbereitet. Ja, dieser Sieg der Kirche erscheint nach Cumont selbst nur als der Abschluß einer langen Entwicklung des religiösen Denkens, an welchem die orientalischen Religionen nicht weniger Anteil haben, als das Christentum. „Man kann", sagt er, „das Christentum des fünften Jahrhunderts, seine Größe wie seine Schattenseiten, seine geistige Erhabenheit wie seine kindischen Superstitionen nicht verstehen, ohne die moralische Vorgeschichte der Welt zu kennen, in der es sich entfaltet hat."

Das Christentum ist in demselben Orient, unter denselben Bedingungen entstanden, wie jene Religionen mit denen es in der Lehre wie im Kultus soviele Bestandteile gemein hat. Dort, im hellenistischen Osten, wurden die religiösen Vorstellungen geprägt, die sich unter den Cäsaren im lateinischen Europa einbürgerten. Dort ist der Schlüssel noch nicht gelöster Rätsel zu suchen. Cumont verweist hierbei auf die mannigfachen Sekten, die in Asien zu der Zeit entstanden, als die griechische Kultur sich mit der barbarischen Theologie verschwisterte. „Es ist selten möglich, vollkommen befriedigende Ergebnisse mit Sicherheit zu formulieren, und oft muß man sich damit begnügen, solange nicht neue Entdeckungen vorliegen, entgegengesetzte Vermutungen gegeneinander abzuwägen. Auf dem wogenden Meere des Möglichen muß man oft das Lot auswerfen, um einen sicheren Ankergrund zu finden. Aber wir sehen wenigstens klar genug die Richtung, in welcher die Nachforschungen fortzusetzen sind. Der Punkt der vor allem aufzuhellen wäre, ist m. E. der Mischkult jener jüdischen oder jüdisch-heidnischen Gemeinden, welche den Hypsistos, Sabbatistes, Sabaziastes usw. verehrten, und bei denen der neue Glaube seit dem apostolischen Zeitalter Eingang fand. Schon vor dem Beginn unserer Aera hatte sich dort das mosaische Gesetz mit den heiligen Bräuchen der Heiden abgefunden und der Monotheismus der Idolatrie Konzessionen gemacht. Sehr viele Glaubensvorstellungen des alten Orients, wie z. B. die Ideen des persischen Dualismus über die Hölle, sind auf einem doppelten Wege nach Europa gelangt: zunächst durch das mehr oder weniger orthodoxe Judentum der Diasporagemeinden, in denen das Evangelium sofort offene Türen fand, sodann durch die aus Syrien oder Kleinasien stammenden heidnischen Mysterien." In diesem Sinne habe ich selbst in meiner „Christus-

mythe" die vorderasiatische Mythenwelt zum Verständnis des Christentums herangezogen und auf die Bedeutung der vorchristlichen, jüdisch-heidnischen Sekten für die Entstehung der christlichen Weltanschauung hingewiesen, nicht ohne damit auf den heftigsten Widerstand der Theologie aller Schattierungen zu stoßen. Es gereicht mir zu Genugtuung, zu sehen, wie nach Cumont die Entstehung des Christentums in die gleiche Richtung weist, und ich zweifle nicht, daß je genauer sich die Forschung diesem Gegenstande zuwenden wird, desto deutlicher sich herausstellen wird, wie kindlich die Meinung derjenigen ist, welche dem Christentume einen ganz „einzigartigen", von allen übrigen orientalischen Religonen verschiedenen Ursprung meinen zuschreiben zu müssen. Alle Religionen sind in ihrem Ursprung mythisch. Man wird sich davon überzeugen müssen, daß dies auch beim Christentum nicht anders ist.

Cumont selbst geht in seinen Darlegungen auf das Christentum nicht näher ein, obschon es von rechtswegen durchaus in den vorliegenden Zusammenhang gehörte. Er zeigt zunächst, wie falsch die Ansicht ist, daß unsere heutige Kultur aus einer bloßen Verschmelzung des lateinischen und des griechischen Genius hervorgegangen sei, und welche außerordentliche Rolle der Orient hierbei gespielt hat. Hier, und nicht im Abendlande, ist in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Industrie und der Reichtum, die technische Geschicklichkeit und die künstlerische Produktivität, die Intelligenz und die Wissenschaft zu suchen. Aber auf keinem anderen Gebiete des Geisteslebens ist die Einwirkung des Orients in der Kaiserzeit so entscheidend gewesen, wie auf demjenigen der Religion. Cumont schildert das Eindringen des phrygischen Kultes der Cybele und des Attis nach Rom, seine Verschmelzung mit anderen verwandten Kulten, seine Bedeutung, die er im kaiserlichen Rom erlangt hat. Er schildert den Einfluß Aegyptens auf die abendländische religiöse Gedankenwelt, wie die Religion des Isis und Serapis trotz ihres Mangels eines zusammenhängenden Systems von anerkannten Dogmen wesentlich durch den bestrickenden Zauber ihres Rituals und durch die wunderbaren Verheißungen ihrer eschatologischen Lehren die Menschen anlockt. Wir lernen die syrischen Kulte der Atargatis, des Adonis, der Baale usw. mit ihren astrologisch durchsetzten Gedanken kennen, die im Abendlande vor allem den Begriff der göttlichen Ewigkeit und Allmacht einbürgern und mit ihrem solaren Pantheismus während der Kaiserzeit die gesamte römische Welt erobern. Aus Persien kommt der Mithraismus mit seinen eigentümlichen Mysterien, die einen so gewaltigen Einfluß auch auf die römisch-katholische Kirche ausgeübt und in vieler Hinsicht sich in dieser bis auf die Gegenwart erhalten haben. Aus den Euphratländern und Aegypten verbreiten sich die Astrologie und Magie, und alle diese verschiedenen Einflüsse bringen jene Umwandlung im religiösen Geiste des Abendlandes zustande, wie dieses vorher angedeutet wurde. Es gibt wenig Interessanteres in der Religionsgeschichte als das Studium der orientalischen Religionen in ihrem Einflusse auf das Abendland. Die populär gefaßten und

geistvollen Darlegungen Cumonts ermöglichen es nunmehr jedem Gebildeten, sich ohne große Schwierigkeit mit diesem für uns so wichtigen Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens näher bekannt zu machen und damit auch das Christentum, seine Entstehung und sein Wesen besser zu verstehen. Georg Gehrich, der bereits einen Teil des Cumontschen Werkes über den Mithraismus ins Deutsche übertragen hat, hat auch von dem Buche über die orientalischen Religionen eine musterhafte Uebersetzung geliefert. Prof. Dr. A. Drews, Karlsruhe.

Johannes Geffcken, aus der Werdezeit des Christentums, Studien und Charakteristiken. 2. Auflage. Verlag: B. G. Teubner, Leipzig, 1909. Preis: Mk. 1,25. 126 S.

Wie der Verfasser ausdrücklich erklärt, beabsichtigt er in diesem kleinen Buch nicht etwa eine vollständige Geschichte des Christentums der ersten vier Jahrhunderte, sondern nur Studien zu einer solchen zu bieten. Diese Studien, welche nach der einen Seite hin mit denen Wendlands (Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zum Judentum und Christentum, Tübingen, 1907) zusammentreffen, beziehen sich einerseits auf das Grenzgebiet zwischen griechisch-römischem Heidentum und dem Christentum, wo vielfach ein Sichberühren, Uebergreifen und starke Reibung stattgehabt hat, andererseits auf die apokryphe prophetische Literatur des Christentums, deren besonderer Kenner Geffcken ist. Durch Proben aus diesen Studien hat der Verfasser auch in dieser Zeitschrift mehrfach die Leser erfreut, welche sich vielleicht seiner Aufsätze über die Sibylle, den literarischen Kampf zwischen Heidentum und Christentum, die Weltanschauung spätantiker Zeit erinnern. Dazu kommen in dem vorliegenden Buche zwei Abschnitte über die „äußeren Verfolgungen" und über „Orient und Okzident im alten Christentum" (Mithrasdienst, Gnosis und Manichäismus).

Der Verfasser richtet somit wirklich, wie er es in der Vorbemerkung ausspricht, „den Blick des Lesers auf allerhand wichtige Punkte, die oft viel zu ungenau, zum Teil auch gar nicht ins Auge gefaßt werden", und verdient deshalb bei allen, die, ohne Geffckens und Wendlands größere Arbeiten zur Hand nehmen zu können, sich über den Werdegang des Christentums unterrichten wollen, Dank, besonders da er bestrebt ist, sich „die Nüchternheit des Blickes nicht durch die rosige Wolke des Enthusiasmus trüben zu lassen". Wenn Geffcken in diesem anerkennenswerten Streben nach Objektivität so weit geht, daß er dem Christentum zur Last legt (S. 44), ihm sei „in seiner Bedrängnis zwischen mindestens nicht wohlwollenden Kaisern und den Angriffen der griechischen Literaten kein Mittel zu schlecht gewesen, um sich der Feinde zu erwehren", wenn er von dem nichtchristlichen Pantheismus des Stoikers Poseidonios sagt

(S. 10): „er vermochte das Herz des Leichtsinnigsten aus den Banden der Lust, aus dem Strudel der Nichtigkeit emporzureißen", wenn er sich die Behauptung aneignet (S. 15), als habe Jesus Christus eine seiner wesentlichsten Aufgaben in die Bekämpfung der Dämonen gesetzt, so sind das Aeußerungen, welche den Kenner Geffckens nicht wirklich an seiner warmen Stellung zum Christentum irre machen können, welche aber doch als mißverständlich und befremdlich besser ausgemerzt würden.

Joseph Schnitzer, Savonarola nach den Aufzeichnungen des Florentiners Piero Parenti. 4. Band der Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas. Verlag: Duncker & Humblot, Leipzig, 1910. Preis: Mk. 11,—. 322 S.

Nicht zur Vermittlung einer ersten Bekanntschaft, aber zu einer tiefer eindringenden Kenntnis der Geschichte des italienischen Reformators, über den auch dieser mutige katholische Forscher urteilt, daß seine religiös-kirchlichen Ideale seine eigentliche und einzige Größe gebildet haben und daß er nur an der Erbärmlichkeit der florentinischen Parteiverhältnisse gescheitert ist, eignet sich vortrefflich diese Veröffentlichung Schnitzers. Abgedruckt werden darin in der Originalsprache die Savonarola betreffenden Aufzeichnungen des Florentiners Piero Parenti, eines der Gegner Savonarolas und Richters in seinem Prozesse, dessen Aussagen daher, sofern sie zu dessen Gunsten sprechen, besonders ins Gewicht fallen. Aber auch bei geringer Kenntnis des Italienischen kann man das Buch mit Erfolg benutzen, weil der Verfasser demselben neben einem Lebenslauf Parentis und einer Würdigung seiner Glaubwürdigkeit eine ausführliche Paraphrase seines Berichtes beigegeben hat, in welche er ganze Stücke der Aufzeichnungen in wörtlicher Uebersetzung aufnimmt.

Bemerkenswert ist an dem Berichte Parentis z. B., daß er Savonarola am Sterbebette Lorenzos dessen reumütiges Schuldbekenntnis entgegennehmen läßt, aber noch nichts, wie die spätere Sage, von seiner schroffen Zurückweisung weiß, und daß er, ohne es direkt auszusprechen, durchblicken läßt, daß Savonarolas Feinde es waren, die die verhängnisvolle Veranstaltung des Gottesurteiles von vornherein mit der Absicht betrieben, um ihm, wenn über die Bedingungen keine Einigung erzielt wurde, das Mißlingen zuzuschieben.

Welchen Gewinn der Parentische Bericht sonst abwirft, möge der vorurteilslose Leser selbst entscheiden.

H. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung: 113. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". 2. völlig umgearbeitete Auflage. Verlag: B. G. Teubner, Leipzig. 1910. Preis: geb. Mk. 1,25. 176 S.

Wie der herkömmliche Luthertypus neuerdings durch die Feststellung erschüttert ist, daß derselbe erst nach Luthers Tode aufgekommen ist und

wahrscheinlich von einem Holzschnitt des jüngeren Lukas Cranach stammt, während die früheren davon erheblich abweichenden echten Lutherbilder des älteren Lukas Cranach ebenfalls auf volle Porträtähnlichkeit keinen Anspruch haben, so haben die Forschungen des letzten Menschenalters auch das Bild von der Persönlichkeit, besonders aber von dem Werdegang des Reformators, nicht unwesentlich verschoben. Nach vier Seiten hat, um des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen, ein Fortschritt stattgefunden (S. 26): „Wir wissen erstens über Luthers innere Entwicklung aus einem „verbissenen Papisten" zum Reformator besser Bescheid als unsere Väter. 2. Auch Luthers Persönlichkeit erscheint uns in mancher Beziehung in einem neuen Lichte. 3. Der mittelalterliche Hintergrund und die mittelalterlichen Elemente seines Denkens sind uns jetzt deutlicher geworden. 4. Wir haben erkannt, daß wir nur dann den Ertrag dieses großen Lebens richtig bestimmen können, wenn wir es in der weltgeschichtlichen Perspektive erfassen, d. i. wenn wir seine Wirkung auf die ganze Breite und Tiefe der kulturellen Entwicklung . . . zu ermitteln suchen.

Von allem, was Boehmer innerhalb des so umrissenen Rahmens bringt, scheint mir am einleuchtendsten und bedeutsamsten der doppelte Nachweis zu sein, daß Luthers sogenannte Bekehrung, d. h. der Wendepunkt für seine Gewissensnöte durch die Erkenntnis der „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt", (Röm. 1, V. 17) noch nicht in die Zeit des Erfurter Klosterlebens (Boehmer vermutet: Winter 1508/9) gefallen ist, und daß zweitens Luther für sein theologisches Denken in die Schule Okkams, des schärfsten Kritikers des mittelalterlichen Christentums, gegangen ist, den er zwar überwunden hat, aber so, daß der Sieger sich vom Besiegten manches geistige Gut angeeignet hat.

Natürlich bietet das Boehmersche Buch außerordentlich viel mehr als diese beiden herausgegriffenen Ergebnisse, und zwar so, daß der genialen, auch nach des Verfassers Ueberzeugung prophetischen Größe des Reformators, der nur die ihr eigene Herbheit ohne Uebermalung gelassen wird, irgend Abbruch geschieht. Eine vollständige Lutherbiographie beabsichtigt es aber nicht zu sein; übergangen oder nur gestreift werden z. B. das Gemüt so stark ansprechende Episoden wie Luthers Schülerzeit in Eisenach, sein Auftreten auf dem Reichstage zu Worms, seine Todesreise nach Eisleben. Vielmehr werden aus dem weiten Gebiet nur diejenigen Fragen behandelt, welche in der letzten Zeit Gegenstand lebhafter Kontroverse geworden sind, so daß man hier nicht umsonst eine eingehende Auseinandersetzung mit Denifle sucht, an dem trotz der gehässigen Polemik seiner Schriftstellerei anerkannt wird, daß er die Kenntnis des Reformationszeitalters durch neue Fragestellungen gefördert hat.

Es kommt der Verfasser also für gebildete, über Luthers Lebensgang im allgemeinen schon unterrichtete Leser dem dringenden Bedürfnis entgegen, zu erfahren, was die neuere Lutherforschung geleistet hat und was insbesondere von den Angriffen Denifles auf die Person des Reformators

zu halten ist. Zu einem Volksbuch hat er die Vorlesungen [illegible]
1905 vor rheinischen Lehrern und [illegible] 1905 vor [illegible]
lichen. Daher wohl der ausdrückliche auf S. 155 an [illegible]
richtete Mahnung, in Bonn gehalten hat, nicht recht [illegible]
konnte seine Schrift eine vortreffliche Unterlage für ein [illegible]
Volksbuch werden, welches das Bild Luthers von Grund [illegible]
müßte, während die bei Böhmer [illegible]
welche gewissermaßen die Akten des [illegible] zu [illegible]
älteren Linien nie so ganz hinwegräumen kann, daß sie [illegible]
lichen Eindruck der neuen Zeichnung noch beeinträchtigen.

Prof. Dr. [illegible]

Geschichte.

Eduard v. Löwenstern, russischer General. Mit [illegible] Reiterei gegen Napoleon. Denkwürdigkeiten [illegible] Baron Georges Wrangell. Berlin 1910 [illegible] 6 M., geb. 7 M. XVII und [illegible]21 S.

In den letzten beiden Jahren haben die [illegible] bei der Schilderung der Kriege von 1806 bis 1815 [illegible] [illegible]

der erste Begriff, den wir mit dem Heere verbinden, und unbedingter Gehorsam. Als den Junker L. sein Leutnant — einen Bauern nennt ihn L., der voll Haß auf die Adligen gewesen sei — schlecht behandelt, da droht der Junker oft und laut, er wolle den Leutnant und dessen Faktotum, den Gefreiten Kowtun, im nächsten Gefecht erschießen, hat wirklich schon einmal bei nächtlichem Ritt die Pistole dazu bereit. Er glaubt auch, seine Drohungen hätten in der Tat den Erfolg gehabt, ihm Ruhe vor den Quälereien des Leutnants zu verschaffeu. Und kaum ist L. Offizier, da verläßt er als Wachthabender bei einem Aufenthalt der Großfürstin Marie in seinem Kantonnementsort die Wache und jagt ein paar Werst weit zu einem Schäferstündchen. Die tollste Szene aber spielt sich nach der Schlacht bei Witebsk ab. Da sitzt der zweiundzwanzigjährige Leutnant und Adjutant des Brigadegenerals Grafen Pahlen, müde bei seinem abgehetzten Pferde vor dem Posthause. Der Generalstabschef, Oberst Gawerdowski, kommt herangaloppiert und gibt ihm einen Befehl. L. schlägt die Befolgung des Befehls rundweg ab. Es kommt zu einem Wortwechsel, und als der Generalstabschef dem Leutuant „etwas Unartiges“ sagt, zieht der letztere den Säbel und haut nach dem Oberst. Der sprengt von dannen, sich bei dem Brigadegeneral zu beschweren (!). Aber der Brigadegeneral hat seinem Adjutanten gegenüber niemals ein Wort über diese Geschichte verloren.

Wild wie dieser Brigadeadjutant und noch wilder, wild bis zur Wüstheit sind die übrigen jungen Offiziere des Regiments. Daß sie die Bälle der friedlichen Bürgerschaft gröblich störten, indem sie Schwärmer zwischen die Tanzenden warfen, ja sie sogar in die Rocktaschen der Bürger praktizierten, war noch ein harmloses Vergnügen. Als in Libau ein dalmatischer Graf ankommt, Oberstleutnant in der russischen Armee, verhaftet, weil er einen Grenadier erstochen hat, wird er sofort von den Ssumschen Husarenoffizieren befreit, der ihn eskortierende Infanterieoffizier mißhandelt und beinahe totgeschlagen. Der Graf stellt sich an die Spitze seiner Befreier, die nun ein Schreckensregiment in der friedlichen Stadt einführen, die Bürger verhauen, die Mädchen attackieren, einen Schiffskapitän ins Meer werfen, sich mit den Matrosen prügeln und sich so aufführen, daß der Hafen geschlossen werden muß. Bis endlich der entsetzte Regimentskommandeur von einer Reise zurückkehrt, und dann ein anscheinend nicht allzu strenges Strafgericht über die hereinbricht, die am wüstesten gehaust haben. —

Was Wunder, daß diesen Offizieren die Mannschaft entspricht. In Freundesland, in Preußen — L. nennt besonders Fuchsberg, Lötzen, Angerburg, Goldap, Lyck, Oletzko — wird geplündert und geraubt, wie es sonst auch vergangener Zeiten Kriegssitte nur in Feindesland gekannt hat. Die Stadt Wehlau wird auf höheren Befehl zur einen Hälfte geplündert, die Offiziere helfen eifrig dabei, und nach einer Bemerkung L.'s muß man fürchten, daß nicht einmal die Ehre der Frauen dabei geschont worden ist. Und wie hier 1806 in Preußen, so hausen 1813 die Russen in Schlesien.

Den Ort Langdorf haben sie damals „total ruiniert“, den Pfarrer bis hinter den Altar verfolgt, ihn nackt ausgezogen und mißhandelt. Freilich schreitet hier der kommandierende Oberst Figner mit entsetzlicher Strenge ein, und der Pfarrer erkennt das dankbar an, eine Bouteille Wein hat er noch gerettet, und er trinkt sie mit seinen Rettern, den Offizieren, aus.

Aber diese wüsten Gesellen sind unerschrockene Soldaten und gehen ohne Zagen in den Tod. In hundert Gefechten beweisen sie es, und L.s Schilderung der Kämpfe bei Liebertwolkwitz sind ein prächtiges Bild der Schlachtenmalerei. Den Feigling trifft vernichtende Verachtung. In der Schlacht bei Bautzen zögert ein Kasakenregiment vorzugehen. Da schlägt der Oberst Figner einem zaudernden Rittmeister mit der Reitpeitsche das Gesicht auf. Und unter den Offizieren — welche eiserne Männer. Der General Ssessläwin reitet über das Schlachtfeld von Bautzen mit einigen Offfzieren. Da trifft er auf die Leiche eines Artillerieoffiziers, die er aufmerksam besieht. Dann wendet er sich zu seinen Begleitern und sagt: „Meine Herren, hier finde ich meinen einzigen, geliebten Bruder, der einen herrlichen, beneidenswerten Tod gestorben ist. Ich hoffe zu Gott, daß er auch mir dieses Glück erweisen wird, auf dem Felde der Ehre zu sterben.“ Der Wunsch des Generals ist nicht in Erfüllung gegangen, er ist in Geistesverwirrung gefallen und erst 1858 gestorben. Und dann der schon erwähnte Oberst Figner, ein Parteiführer, der den erfolglosen Versuch gemacht hat, während des Schlesischen Feldzuges die Insurrektion hinter den Rücken der französischen Armee zu tragen. Die Plünderer und Marodeure läßt er mit Hieben bestrafen, bis zu 200 Streiche erhalten sie, und wenige kommen mit dem Leben davon. Ihre Beute aber wird den geplünderten Bauern geschenkt. Und dieser selbe Offizier gibt den Kriegsgefangenen keinen Pardon, er läßt sie töten. In zahllosen Gefechten bewährt, wagt er den aussichtslosen Zug hinter den Rücken der Feinde. Bevor er ihn aber antritt, versammelt er die Offiziere seines Freikorps, schildert ihnen in grellen Farben die bevorstehenden Gefahren und stellt einem jeden den Rücktritt frei. Aber es tritt keiner zurück. Nun beschwört er seine beiden jungen Schwäger, die unter seinen Offizieren sind, sie wenigstens möchten zurückbleiben. Sie weigern sich, wollen ihm folgen. Da faltet der Oberst die Hände und betet mit lauter Stimme zu Gott, Gott wolle das Blut und den sicheren Tod dieser braven Offiziere nicht auf seine Seele legen. Und dann wird Wein gebracht und wacker gezecht. Um Mitternacht treten sie den Ritt an, von dem nur ganz wenige zurückgekehrt sind, auch Figner nicht. Er hat nicht einmal einen Soldatentod gefunden. Er ist in den Fluten der Elbe ertrunken.

Den Lesern in unseren Tagen wird es interessant sein, daß schon L. über unverzeihliche Diebstähle der Proviantbehörden klagt, und wie es mit der Beamtenschaft gestanden hat, beweist folgende Tatsache: nach dem Gefecht von Troyes wird eine Kirche geplündert, und als der Divisionskommandeur Graf Pahlen seine Offiziere dahin schickt, um der Sache ein

Ende zu machen, finden sie den „Gewaldiger", d. h. den Divisionsprofoß oder Divisionsauditeur, wie er sich mit einem silbernen Kelche davon machen will. Er erhält von L. zwanzig Hiebe mit der flachen Klinge, und die Sache scheint damit erledigt gewesen zu sein.

In diese Armee ist der sechszehnjährige Edelknabe eingetreten. Bis dahin muß er eine sorgfältige Erziehung genossen haben. Die Tatsache, daß er schon damals deutsch, russisch und französisch fertig sprechen konnte, die zahlreichen Bemerkungen beweisen es, die er gelegtlich über die Sehenswürdigkeiten der Gegenden einfließen läßt, in die ihn sein unstätes Reiterleben geführt hat. Aber das Bewußtsein dieser Erziehung hat er bald abgestreift, an allen Wüstheiten dieses Soldatenlebens teilgenommen. Raufen und Saufen, Spielen und Weibergeschichten, heute das eine, morgen das andere, sind seine tägliche Beschäftigung. Daß er als achtzehnjähriger Wachtmeister bei Fouragelieferungen seinen „kleinen Schnitt" gemacht hat, mag unter den vorhandenen Umständen vielleicht noch hingehen. Daß er aber ihm anvertraute Gelder verspielt hat, daß er sich von einer Königsberger Rhederfrau für eine Schäferstunde Geld hat geben lassen, daß er, um bares Geld in die Hände zu bekommen, in fremden Forsten Holz hat schlagen lassen — daß er das alles als junger Offizier getan, und daß er es als Stabsoffizier ganz offen in die für seinen Neffen bestimmten Memoiren geschrieben hat, beweist denn doch eine nach unseren Begriffen für seinen Stand unfaßbare Gesinnung. Aber es beweist freilich auch die rücksichtslose Wahrhaftigkeit, die ihn beherrscht hat, und um dieser Wahrhaftigkeit willen müssen wir ihm auch glauben, wenn er die Freude schildert, die er beim Anblick einer wohlangebauten Landschaft empfindet, die er wenige Jahre zuvor mit der Kriegsfurie durchtobt und verwüstet hat — wenn er erzählt, wie er ausgeplünderten Bauern seinen letzten Taler schenkt — wenn er seiner tiefen Abneigung gegen Streitigkeiten unter Verwandten kräftig Ausdruck gibt. Er ist ein guter Sohn und ein trefflicher Bruder gewesen, besonders seine verheiratete Schwester Amalie v. Tiesenhausen hat er zärtlich geliebt, und wie hoch sie in seiner Seele gestanden, läßt der niemals überwundene Schmerz erkennen, den er empfunden hat, als sie sich von ihrem Manne scheiden ließ, um einem andern zu folgen.

Am hellsten tritt in seinen Denkwürdigkeiten eine Eigenschaft hervor, von der er eigentlich nur das eine Mal spricht, bei dem sie ihn verlassen hat, in der Schlacht bei Smolensk — seine stahlharte Tapferkeit. Die Gefechte und Schlachten, an denen er teilgenommen hat, sind nicht zu zählen. In allen den Kriegen, die Rußland mit Frankreich von 1806 bis 1814 geführt hat, ist Pahlens Reiterei dem Feinde an der Klinge, und in der ersten Reihe der Russen ist stets L. zu finden gewesen. Im Frühjahr 1813, als Dreiundzwanzigjähriger, besaß er den Orden pour le mérite, das Georgskreuz, das Kommandeurkreuz des St. Annen-Ordens, den Wladimir-Orden und einen goldenen Ehrensäbel und hatte als Rittmeister der Garde den Rang eines Oberstleutnants.

Es sind aber nicht nur die kriegerischen Begebenheiten, die das Buch interessant machen, sondern es wirft auch auf die allgemeine Kulturgeschichte seltsame Lichter, helle und dunkle. Man erfährt, daß nicht nur die Husarenoffiziere, sondern so ziemlich alle Welt in der tollsten Weise trinkt, die Libauer Kaufleute so gut wie die Edeldame Obuchowisch und der Gerichtspräsident Duprès in Namur, welch letztere beiden Abend für Abend regelrecht unter den Tisch getrunken werden, und wenn die Husarenoffiziere einen Ball geben, wozu denn doch wenigstens als Damen auch Zivilpersonen gehört haben müssen, so wird an der Wand bis in Fensterhöhe Heu gelagert, damit die Trunkenen weich fallen, gleich ihren Rausch an Ort und Stelle ausschlafen können, und als höchster Genuß gilt ein Getränk, das aus — Austern in Champagner besteht. Wie die bürgerliche Bevölkerung in den jahrzehntelangen Kriegen verwildert ist, zeigt ein Bild nach der Schlacht bei Leipzig: da ist unmittelbar nach dem Kampfe die ganze Einwohnerschaft aus den Dörfern des Schlachtfeldes, einschließlich der kleinen Kinder, beim Plündern beschäftigt, auch die Leichen werden nicht geschont, sondern ausgeraubt, bis sie nackt sind, und ein achtjähriger Bengel trennt in Seelenruhe einem gefallenen Offizier die Silbertressen und Silberknöpfe ab. Und diese selben Menschen sind von einer gradezu albernen Sentimentalität, jede Trennung wird mit Tränen reichlich begossen, und wenn nach ein paar Tagen Rast die Einquartierung weiter zieht, so mag sie aus Freund oder Feind bestanden haben — mit Tränen geben ihr die Gebildeten, wie die einfachen Leute das Geleite und von den Truppen weinen wenigstens die Offiziere redlich mit. Ja, ein „braver, biederer Mann“, wie L. den Narren nennt, bei dem der Graf Pahlen in Gößnitz wohnt, gewinnt für diesen eine solche törichte Verehrung, daß er, wo immer sich der Graf in der Stadt sehen läßt, mit einem Korbe voll Blumen vor ihm hergeht und Rosen und Vergißmeinnicht vor seine Füße streut. Daneben aber fehlen auch nicht Szenen voll feinen und wahren Empfindens, so z. B. L.'s Verkehr mit der Familie eines von ihm nicht nicht genannten Kriegsrats in Brieg, von der der sterbenskranke Offizier wie ein Sohn und Bruder gepflegt wird — nebenbei ein Muster des bewunderungswürdigen Erzählertalents L.'s — und vor allem seine Bekanntschaft mit dem Fräulein Jannette Altmayer in Voujonville, eine Liebesidylle von großer Zartheit und solcher Tiefe, daß man seine Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen noch in den Worten empfindet, mit denen er zwölf Jahre später von ihr erzählt hat. —

Unser eignes Volk und seine Heereskontingente kommen in dem Urteil L.'s nicht gut weg, und das ist um so verwunderlicher, als er, selbst einer alten deutschen Familie angehörig, im Jahre 1812 hat erfahren müssen, wie skrupellos der damals schon vorhandene Haß der Russen gegen die Deutschen verfahren ist. Tatsachen für seine abfälligen Bemerkungen bringt er nicht bei. Was er erzählt, läßt vielmehr erkennen, wie willig unser Volk die Opfer des Freiheitskrieges getragen, und wie tapfer die deutschen

Truppen sich geschlagen haben. Statt vieler Szenen eine. In dem Gefecht um Probstheida kommt zu des Grafen Pahlen Division ein deutscher Prinz — seinen Namen hat L. nicht erfahren — auf einem braunen, englischen Vollblutpferde herangaloppiert, um den Angriff der Division mitzumachen. In dem Augenblick, als er sich bei Pahlen meldet, reißt eine Kanonenkugel das Pferd unter ihm fort. Die Russen kümmern sich nicht um ihn, reiten weiter. Da kommt der Prinz bald darauf auf einem englischen Grauschimmel herangesprengt, aber in dem Augenblick, da er sich Pahlen nähert, reißt eine Kartätsche seinem Pferde beide Vorderfüße fort, so daß der Prinz kopfüber zu Boden fliegt. Die Russen lachen wie die Unsinnigen, lassen ihn liegen. Doch der Prinz kommt zum dritten Mal, auf einem dritten Pferde herangeritten, und nun verschonen ihn die französischen Kugeln. Dem russischen Reiteroffizier scheint, nach seiner Schilderung des Vorganges, nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, was dieser deutsche Prinz ihn und seine russischen Landsleute hätte lehren können. Die russischen Offiziere „alle lachten wie die Unsinnigen" über diesen deutschen Prinzen.

G. Flügge.

Kunstgeschichte.

Giovanni Poggi: Il duomo di Firenze I (Italienische Forschungen, herausgegeben vom kunsthistorischen Institut in Florenz, zweiter Band). Berlin, Br. Cassierer 1909. CXXX und 291 Quartseiten. 89 Abbildungen.

Das kunsthistorische Institut in Florenz, das unter der Leitung von Professor Brockhaus der deutschen wie der internationalen Forschung soviel Hilfe und Unterstützung in den zwölf Jahren seines Wirkens geleistet hat, wies schon im ersten Band der von ihm herausgegebenen „Italienischen Forschungen" auf den besonderen Weg hin, den es mit diesen archivalischen Publikationen zu beschreiten gedenke. Es handelt sich nicht einfach um umfassendere Publikationen der Urkunden, die in den Archiven der Uffizien so massenhaft lagern und noch nie ganz durchgemustert sind; sondern man plant eine urkundliche Biographie der wichtigsten Florentiner Bauten, deren Entstehung, Ausschmückung und Veränderung im Zusammenhang dargestellt werden soll. An Stelle einer Künstlergeschichte soll die Monumentenbiographie treten. Als kommunale Manifestation begriffen, gehoben und bedroht von den Wirren des Stadtgeschicks, im Lauf vieler Jahrzehnte, oft der Jahrhunderte erst vollendet, von der wechselnden Gunst wechselnder Behörden und Stadtherren abhängig, bieten diese Bauten in ihrer Wachstumshistorie einen prächtigen Querschnitt durch die Florentiner Geschichte und Florentiner Kunst der Renaissancezeit. Der Dom, der Signorenpalast, Or San Michele, die Ordenskirchen Sa Croce und Sa Maria novella, die Paläste eignen sich für solch eine ausführliche Behandlung.

Man sucht zunächst alle Urkunden zusammenzubringen, vergleicht ihre Angaben mit dem heutigen Besitz, forscht nach dem Verschleppten und bringt auf diese Weise das durch manche Geschicke Verstreute, von dem wechselnden Geschmack der Jahrhunderte Abgestoßene und Verbannte wieder an seine alte Stelle, verleiht dem Versprengten neuen Sinn, wenn die „aria nativa“ wieder um die alten verwitterten Steine streicht und das alte Gnadenbild, das längst einer prunkvolleren Schwester weichen mußte, in der frommen Schlichtheit der frühen, keuschen Räume seine alte Leuchtkraft zurückgewinnt. Freilich ist vieles definitiv verloren; die kostbarsten Dokumente melden erlauchte Künstlernamen, bedeutende Aufträge, deren Ausführung durch die Zahlungsvermerke feststeht — heute stehen wir vor leeren Plätzen, nackten Wänden oder später darübergemalten Fresken. Die im Zusammenhang begriffene Baugeschichte zeigt uns Zeiten leidenschaftlichen Eifers und solche gleichgültigen Zögerns, zeigt uns glückliche Fülle und peinlichen Rückgang. Viel Menschliches steigt aus den Urkunden auf, Künstlerneid und Behördenstolz, Dummheit der Verwalter und Trägheit der Arbeitenden. Endlich ist die Geschichte solch eines großen Baues auch stets die seines Quartiers; die Geschichte des Doms ist beinahe identisch mit der Baugeschichte von Florenz, seiner Mauerringe, seiner Straßenanlagen.

In dem vorliegenden Band der „Italienischen Forschungen“ hat der verdiente Direktor des florentiner museo nazionale, Dr. Giovanni Poggi, den ersten Teil der Geschichte des Florentiner Doms behandelt. Hier galt es vor allem, die alte schöne Trecentofassade mit all ihren Marmorstatuen und Marmorreliefs wieder zusammenzusetzen. Sie war nur zur halben Höhe vollendet; der Geschmack des endenden Cinquecento verurteilte dann diese gotische Dekoration zur Entfernung. Nun wanderten die Propheten und Evangelisten, die Madonnenstatuen und Reliefs von Ort zu Ort, von Garten zu Garten. Das Wenigste wurde im inneren Dom aufgestellt; in den großherzoglichen Gärten der Villen, in der Petraia, in Poggio imperiale, in der Villa di Castello führen diese Tabernakelfiguren, die einst Florenz belebteste Straße überragten, ein isoliertes, melancholisches Dasein. Einiges von der Fassade gelangte ins Ausland; das Berliner Kaiser Friedrich-Museum ist z. B. so glücklich, die Freigruppe des Todes der Maria zu besitzen, die in der Lünette über der rechten Seitentür der Fassade aufgestellt war. Vielleicht findet sich in Berlin noch ein zweites zur Florentiner Fassade gehörendes Stück, das Poggi nicht erwähnt; in der Sammlung der Frau Geheimrat von Kaufmann befindet sich nämlich die Figur eines Marmorengels, die den Engeln der Fassade (heute in der Villa di Castello, im Boboli-Garten und im Castello Vincigliata) außerordentlich gleicht. Der ebenfalls von der Fassade stammende, heut im Dom aufgestellten Papststatue läßt Poggi den alten Namen Bonifaz VIII. — Von den sonstigen Figuren am Aeußeren des Doms sind die überlebensgroßen Terrakottastatuen auf den „Sproni“ der Chortribunen besonders hervorzuheben. Wir wissen, daß hier Arbeiten Donatellos und Agostino di Duccios standen; und eine der-

artige Figur sollte auch jenem Kolossalblock entsteigen, den Duccio in Carrara brach und -- verhieb! Ein Größerer hat dann später diesem Block seinen Gigante-David entnommen, Michelangelo! Donatellos große Davidstatue auf dem Chordach der linken Tribuna ist noch sichtbar auf einem Fresko Poccettis. Sollte hier nun nicht auch der Platz für jene 12 Apostelfiguren zu suchen sein, die Michelangelo 1505 in Auftrag bekam, von denen freilich nur eine einzige, Matthaeus, begonnen, aber auch nicht vollendet ist? (Die Statue steht seit einigen Monaten in der Florentiner Akademie, in dem David-Saal). — Leider gibt Poggi keine Abbildungen von den alten Fenstern des Domes; für diese Glasgemälde haben keine Geringeren als Donatello, Ghiberti und Uccello die Cartons gezeichnet! Weitere Entdeckungen bringt der Abschnitt über die Krypta, die u. a. ein höchst interessantes Poliptychon der Giottoschule enthält. Ausführlich werden die beiden Cantorien Donatellos und Lucadella Robbias behandelt, die einst über den beiden Sakristeitüren saßen — auch sie fielen der Barbarei eines prunksüchtigeren Zeitalters zum Opfer und sind heute sehr ungünstig, in viel zu hellem Licht, die eine auch in falscher Architekturrekonstruktion im Museum der Florentiner Domopera aufgestellt. Poggi glaubt nicht, daß die beiden Bronzeköpfe des Bargello zu der Kanzel Donatellos gehört haben; über die Zugehörigkeit der beiden Leuchterengel in der Sammlung André in Paris spricht er sich merkwürdigerweise nicht aus.

Der in Aussicht gestellte zweite Band wird die Sakristeien, die Miniaturen, die Gemälde, die Plastiken im Inneren des Doms, die Gräber, die Goldgeräte, Stickereien und Glocken behandeln. Die Baugeschichte des Domes ist schon früher von Guasti untersucht worden. Poggi hat nicht weniger als 1453 Dokumente in diesem ersten Band veröffentlicht, die Mehrzahl stammt aus der zweiten Hälfte des Trecento und der ersten Hälfte des Quattrocento. Er fand sie in den mit überraschender Sorgsamkeit geführten und vollständig erhaltenen Ausgabebüchern der Notare, Provreditoren, Camerlingi des Doms; unter den Titeln: Deliberationes, Stanziamenti, Bastardelli, Debitori e Creditori, Memoriali, Entrate e spese sind die Listen im Domarchiv aufbewahrt. Poggi hat Jahre der Arbeit daran gesetzt, um diese alten Blätter zum Reden zu bringen; wünschen wir ihm und uns, daß der Schlußband ebenso viele schöne Resultate ergeben möge wie der erste. Paul Schubring.

Literatur.

Jahrbuch für die geistige Bewegung, herausgegeben von Friedr. Gundolf und Friedr. Wolters. 1910. Verlag der Blätter für die Kunst. Geschäftsstelle: Otto von Holten, Berlin C. 145 S. Gr.-Oktav.

Blätter für die Kunst, begr. von Stefan George, herausgegeben von **Carl Aug. Klein**. Die Zeitschrift, im Verlag des Herausgebers, hat einen geschlossenen von den Mitgliedern geladenen Leserkreis (liegt aber in den Buchläden aus). 1910. 150 S.

Jüngere Mitglieder derer um Stefan George haben sich zu einem beurteilenden Jahrbuch zusammengetan. Der einleitende Aufsatz ist teils rückblickend teils programmatisch. „Die Kunst — die letzte Erscheinungsform des Göttlichen" (S 7). „Das ewig zu verdammende 19. Jahrhundert", mit seinem Intellektualismus und Individualismus, hat alle Halt- und Hilfsmächte, wie das Staats-, das Rassenprinzip, „bröckeln sehn"; erhalten blieben nur die Idee „des Fortschritts" und „der Persönlichkeit" (7). Darnach hat denn, wie in den „Blättern", so in dem „Jahrbuch" alles „Staatliche und Gesellschaftliche" auszuscheiden (12). „Die erschreckendste, ja abscheulichste Entartung Europas" (?), die Uebervölkerung, mußte die gebärerischen Substanzen (der Seele, versteht sich) gefährden (13). Unsere Jugend hat sich von der Schwärmerei für seichte allgemeine Ordnung und Beglückung (d. i. wohl das „Staatliche und das Gesellschaftliche") ebenso gelöst, wie von „verjährter landsknechtischer Barbarei" (das scheint die allgemeine Wehrpflicht zu sein oder was man bisher Königstreue nannte) (15). Dafür will sie denn „gebundenstes Dasein" hinaufläutern zur „Wirklichkeit der Bilder (13). Daß der Deutsche endlich eine Geste bekomme, „die deutsche Geste", das ist „ihm wichtiger als zehn eroberte Provinzen" (16).

In einem zweiten Aufsatze (19 ff.), von Friedr. Gundolf, folgt eine Apotheose (buchstäblich!) Stefan Georges, worin bemerkenswert eine wohlbegründete Absage an Hugo von Hofmannsthal. „Zur Kritik des Fortschritts" (49 ff.) — ein verdünnter Schopenhauer. „Hellas und Wilamowitz" (64 ff.) — trotz einiger höflicher Vorbehalte, und einiger Halb- und Viertelswahrheiten — ein grobes Pamphlet. „Das Erbe des Rokoko" (118 ff.) — enthält eine gute Bemerkung über zurückhaltende Vortragskunst (127). Der einzig wirklich lesbare Aufsatz (128 ff.) nennt sich „Richtlinien", von Friedr. Wolters. Die Richtung heißt, negativ gesprochen, zunächst antirationalistisch, womit das „ewig zu verdammende 19. Jahrhundert" im wesentlichen einverstanden sein würde — wer wollte doch Jakob Grimm oder Ranke oder Helmholz oder Bismarck einen Rationalisten nennen? —, schließlich aber wird sie gradezu misologisch: vor strenger geistiger Arbeit schaudert es diese mit hundertfachem Unrecht sich auf Hellas berufenden Schwärmer. Obenan steht ihnen das „Schauen", die seherische „Schau" des gottähnlich schaffenden Dichters!

Nun ist unleugbar Stefan George ein Dichter, der, seiner virtuosen Vers- und Sprachbehandlung, aber auch seiner inneren Haltung nach, etwas bedeutet, und um ihn herum leben unverächtliche dichterische Talente: aber ebenso unleugbar ist: was da in schmelzenden Tönen flötet, es sind Knaben, die eines Tages Greise sein werden, ohne Männer gewesen zu sein, es sind kaninchenhaarige Weichlinge, mit einem Stich, gelinde gesagt,

ins Pathologische: die „Blätter" (1910, 131 ff. und 145 ff.) lassen darüber keinen Zweifel mehr. Wenn diese Art uns den ersehnten Deutschen Gestus bringen soll, dann wird der deutsche Michel den einzig angemeßnen Gestus auch zu finden wissen.

Berlin. Otto Schroeder.

Eugen Kühnemann, Schiller. Dritte Auflage (6.—9. Tausend). München 1908. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Karl Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Erster Band. Fünfte durchgesehene Auflage (14.—16. Tausend). München 1910. Zweiter Band. Erste bis vierte Auflage (1.—13. Tausend). München 1909. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

In G. Frenssens Roman „Claus Hinrich Baas" S. 365 findet sich folgende Stelle: „Dazu hatten Schule und Kirche ihn falsch geleitet. Was hatten sie ihm vorgestellt? Lauter Wundermären, Heldentaten, höchste Sittlichkeit, Idealismus, lauter „vom Himmel hoch" und „über allen Wolken"! Zwei Evangelien, das vom Heiland und das von Schiller!" — Da haben wir die landläufige Ansicht der jüngeren Generation über Schiller: Der Träumer! Der im Wolkenkuckucksheim wohnt! Der die Köpfe der Menschen mit verstiegenen Vorstellungen einer höheren Sittlichkeit füllt und sie vergessen macht, daß sie sich hier auf der Erde ihrer Haut zu wehren haben! Diese Ansicht prägt sich gewissermaßen schon in Rauchs Standbild zu Weimar aus. Aber damals enthielt sie keinen Tadel, sondern dieser Schiller, der verklärten Blicks herrliche Ideale herabholt und durch ihre Schönheit alles Häßliche des Erdenlebens vor dem geblendeten Blick wegtilgt, war den Neigungen der Deutschen in ihrem jugendlichen Bildungsalter ganz gemäß: schon W. v. Humboldt hatte ihn so gezeichnet. Je mehr aber unser Volk in den wirtschaftlichen Wettkampf der Völker einrückte, desto mehr löſten sich die schönen Lebensbilder in Dunst auf, und Schiller ward allmählich in die Stellung eines Führers für die Jugend gedrängt: ihr mochte er die ersten schönen Gefühle vermitteln, ihr den Jugendtraum vergolden zur Herzstärkung für den späteren Lebenskampf. Die Theater gewöhnten sich, seine Dramen als eine Art Illustrationsprobe zum Literaturunterricht der Schulen zu behandeln, und vollends die in der glorreichen Zeit der „Umwertung aller Werte" aufgewachsene Jugend, die in falsch verstandenem Wirklichkeitshunger das Häßliche und Gemeine vergötterte, zerschnitt das „Gängelband" und riß Schiller vom Postament. Die fremden Götter, Zola und Ibsen, traten an seine Stelle, Schiller wurde totgesagt.

Da kam der 100. Todestag des Dichters. An dem Ernst, mit dem die gesamte deutsche Welt sich zur würdigen Begehung rüstete, spürte man zuerst, daß er noch da war. Die Theater fingen an, ihn wieder ernsthaft

für Erwachsene aufzuführen; sie wandten die im Zeichen des Naturalismus neugewonnenen Darstellungsmittel auf ihn an, — und siehe, ein neuer, lebendiger Schiller kam heraus, in dessen Höhenluft das Publikum von der Kleinheit und Enge naturalistischer „Wirklichkeitspoesie" wieder aufatmete. Was „große Kunst" bedeutet, wurde wieder gefühlt. Aber auch die Wissenschaft machte sich auf: sie brachte in der „Jubiläumsausgabe" Schillers Werke in zeitgemäßer Beleuchtung und untersuchte von neuem sein Lebens- und Charakterbild, um die Frage zu beantworten: Ist jener weltfremde Träumer der wirkliche Schiller?

Aus dieser Fragestellung und ihrer apologetischen Tendenz sind die beiden obengenannten Biographien entstanden.

Die erste, von Kühnemann, ist im Jubiläumsjahr selbst erschienen und liegt heute in 3. Auflage vor. Bei K. liegt die apologetische Tendenz nicht nur im Motiv, sondern sie tritt auch oft genug in der Form hervor, wenn er immer wieder betont, daß Schiller nicht der Philosoph und Dichter für Jünglinge, sondern für Männer sei, weil er als Philosoph die Lebensgesetze mit strengem Wahrheitsblick erfasse und als Dichter die Furchtbarkeit ihres Waltens in menschlichen Schicksalen ungeschminkt und unbeschönigt zur Anschauung bringe. Dem Beweis, daß dies so ist und wie sich Schiller dazu gebildet habe, ist das Buch gewidmet. Der Beweis gründet sich im wesentlichen auf die sorgfältige Analyse der poetischen Werke. Diese tritt, schon räumlich, so sehr in den Vordergrund, daß das eigentlich Biographische gewissermaßen als der verbindende historische Text dazu betrachtet werden kann. Nicht als ob es flüchtig behandelt wäre; man fühlt in jedem Wort die scharfblickende und methodisch sichere Durcharbeitung. Aber der Stoff erscheint durchweg auf die allgemeinen Ergebnisse, die für die menschliche und künstlerische Weiterentwicklung Schillers von Bedeutung sind, zurückgeführt und fast schematisch vereinfacht. Man möchte sagen: der Mensch Schiller interessiert nicht für sich, sondern als die Möglichkeit des Philosophen und Künstlers. Darum waltet im eigentlich Biographischen der Gesichtspunkt der Bedeutsamkeit vor, die epische Vollständigkeit wird nicht erstrebt.

Das tritt gleich an der Jugendgeschichte hervor. Auf 20 Seiten werden aus der Bildungsgeschichte des jungen Schiller die psychologischen Voraussetzungen für sein großes Erstlingswerk herausgeholt und dann auf 84 Seiten dieses Werk selbst, „Die Räuber", einer ebenso fesselnden als gründlichen psychologischen, ästhetischen und historischen Analyse unterworfen. Das Ergebnis ist, daß zwar die Formgebung der Schillerschen Phantasie beeinflußt ist durch die ganze Ueberlieferung europäischer Literatur, wie sie, beginnend mit der Bibel, durch die Namen Dante, Cervantes, Shakespeare, Milton bis Klopstock und Rousseau bezeichnet wird; daß der Dichter hinsichtlich der stofflichen Erfindung sogar in greifbarer Abhängigkeit steht von der gleichzeitigen deutschen Literatur, von Ugolino und der Emilia Galotti an bis zu den Dramen der Stürmer und Dränger; daß aber nichtsdesto-

weniger in der Substanz und dem Augpunkt seines Weltbildes Schiller völlig selbständig ist und eine ganz neue Gattung von Tragödie geschaffen hat, nämlich die Tragödie nicht des Individuums, das sich durch seine Abweichung von der Norm selbst zerstört (Shakespeare), sondern die Tragödie der Menschheit: Schiller ist der „Dichter der großen (geschichtlichen) Weltverhältnisse“. Diese nämlich stellen sich in seinen Gestalten, zu persönlichem Leben verdichtet, dar und empfangen im tragischen Ausgang ihr Urteil hinsichtlich ihres Wertes für das letzte Ziel der Geschichte, die Vollendung der Menschheit. Diese Art des Dramatikers die Welt zu sehen, zerlegt der Verfasser in drei Grundformen: 1. Schiller sieht in seinen Personen immer ein Allgemeines, dessen Träger sie sind; 2. dieses Allgemeine sind ihm die sittlichen Gegensätze der Menschheit; 3. seine eigene heroische Natur befähigt ihn, den Kampf dieser Gegensätze in den Schicksalen seiner Personen mit unerbittlicher, ja grausamer Folgerichtigkeit bis zum bitteren Ende durchzuführen. Diese Grundformen weist sein erstes und sein letztes Werk auf: Beweis genug, daß es sich dabei um angeborene Art handelt und äußere Einflüsse, wie Erziehung, Studium, Lebenskampf nur die untergeordnete Bedeutung haben, daß sie durch Anregung oder Widerstand die angeborene Art zur bewußten Richtung hervortreiben. Mehr als von jedem anderen gilt von Schiller, daß er sich ganz aus sich selbst entwickelt hat, daher die geschlossene strenge Einheit, die die Geschichte seines Geistes aufzeigt. Der Unterschied seiner Jugenddramen von der Zeit der Reife ist nur der: 1. Daß er damals die Welt, die er in seine Ideen spannte, noch nicht kannte und daher oft verzeichnete; später, als er sie kannte, floß diese Kenntnis doch nicht in der Weise in seine Dichtung ein, daß sie seine Gestalten mit farbig-individuellen Zügen ausgestattet hätte — darin sind teilweise die Jugenddramen reicher — sondern seine Menschen bleiben Ideenträger, die Ideen werden aber so berichtigt und bedingt, wie sie als Motive den Willen wirklicher Menschen dauernd bewegen können oder (in der Geschichte) bewegt haben: ihre Träger rücken dadurch aus der Sphäre begrifflicher Wesenheiten in das Licht anschaubarer Wirklichkeit, werden unbeschadet ihres ideellen Gehalts zu wirklichen Menschen. Diese Auffassungsfähigkeit macht den besonderen dichterischen Charakter Schillers aus. 2. In der Jugend sind seine Ideen abhängig von seinem Studium, also fremde Ideen, aus der Zeitphilosophie und besonders durch Rousseau beeinflußt; später schritt er fort zu eigenem Erkennen. Dieser doppelte Fortschritt knüpft sich an Schillers geschichtliche Arbeiten und das sie ablösende Studium Kants. Jene enthüllen ihm die in der Geschichte einmal wirksam gewesenen Ideen und die Art, wie wirkliche Menschen sie vertreten. Dieses bringt ihm die Klarheit über das Wesen des Sittlichen und das Wesen seiner Kunst. Hatte er in den Jugendwerken die Menschen nach den Kategorien Gut und Böse einander gegenübergestellt und mit dem Rousseauischen Pessimismus gezeigt, daß die wirkliche Welt das Gute nicht in sich erträgt, so gewinnt der reife Dichter jenen von Goethe gepriesenen Glauben an den

Sieg des Guten, das sich nach jeder Niederlage wiederherstellt, weil es der autonome Geist selbst und daher als innere Macht unzerstörbar ist. So verbindet sich in dem reifen Schiller der unbestechliche Realismus im Erblicken der Welt mit einem idealistischen Optimismus, der sich, seiner starken Willensnatur entsprechend, zum kampfesfrohen Heroismus steigert. Diese drei Bestandteile machen den männlichen Charakter aus, der alle seine Dichtungen mit dem Trompetenton der Fanfare durchklingt und jedenfalls gesunder ist, als die „schlappe Resignation“ der Modernen. So führt der Verfasser seinen Gedanken: Schiller ist der Dichter der männlichen Weltauffassung — siegreich durch.

Man kann öfters zweifeln, ob Schiller sich das alles wohl schon gedacht habe, was sein Zergliederer in seinen Werken findet. Aber dann ist zu bedenken, daß ein Kunstwerk, sobald es sich von seinem Schöpfer gelöst hat, sein eigenes Leben führt; und Goethe ist's, der dem späteren Betrachter das Recht wahrt, ihm alles das beizulegen, was es ihm sagt, sofern es nur aus der Grundlage des Werks gesetzmäßig abgeleitet ist. Der Dichter ist dann wie ein Prophet, der in seinen Bildern mehr zeigt, als er selbst mit Bewußtsein schaute. Als Propheten, als Verkünder einer Botschaft, eines neuen Lebensideals, faßt K. denn auch unseren Schiller, und zwar nicht nur den Dichter, sondern auch den Philosophen. Schillers Philosophie ist nicht ein Begriffsspiel für den Verstand, sondern eine Predigt fürs Herz von dem, was jedem Menschen nottut. Sie betrifft die Stellung der Kunst im menschlichen Leben und bestimmt sie dahin, daß sie den im Dienst des Staates — wir würden heute vielleicht sagen: im Kampf ums Dasein — zersplitterten und geknechteten Kulturmenschen wieder zum ganzen, freien Menschen macht. Schiller gibt sich darin zugleich Rechenschaft über den Wert seiner eigenen Lebenstätigkeit. Er philosophiert also aus einem doppelten Bedürfnis, dem eigenen und dem des modernen Menschen überhaupt. Die Frage: wie kann verhindert werden, daß die Kultur, die den Menschen erst zum Menschen gemacht hat, durch ihre immer fortschreitende Differenzierung alles Menschentum wieder vernichtet und nur noch Sklaven eines Abstraktums — nenne man es Staat oder Gesellschaft oder wirtschaftlichen Kampf — übrig läßt, ist ja im heutigen Zeitalter der Maschine, des Großbetriebs und der Weltwirtschaft noch ganz anders brennend geworden als vor hundert Jahren. Sie ist heute sogar in den Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung gerückt, — und Schiller hat sie vorausgefühlt und das Heilmittel angegeben: die Kunst! Diesen Augpunkt der Schillerschen Philosophie und ihre unmittelbar praktische Bedeutung stark unterstrichen zu haben, ist ein großes Verdienst. Der Verfasser wird nicht müde, sie als eine Philosophie aus dem Leben und für das Leben, als die Beantwortung der dringenden Frage: wie werde ich Mensch? — mit fast stürmischer Beredsamkeit zu preisen. Aber eine Lücke wird dabei empfindlich bemerkbar. Der Leser möchte auch einsehen, wieso die Kunst diese Aufgabe im Sinne Schillers lösen kann. Dazu müßten wir erfahren, was für Schiller das

Wort Kunst bedeutet, was er unter dem Schönen versteht. Und gerade diese Definition fehlt. Wir sehen uns eingeschränkt auf die Behauptung, daß die Kunst das alles leiste, es wird nicht klar, wie sie es leiste. Damit fehlt dem Beweisgang der Nerv und am wichtigsten Punkt die Ueberzeugungskraft. Daß uns mehrfach gesagt wird (S. 364—367), was Kunst nicht sei, vermag die Lücke nicht auszufüllen. Ueberhaupt aber muß gesagt werden, daß dieser Abschnitt zu wenig Darstellung von Schillers Philosophie und viel Rede über sie ist. Das hängt mit der apologetischen Tendenz des Buches zusammen, die hier besonders stark heraustritt. Der Verfasser will eben einschärfen, daß Schiller der Philosoph für Männer und nicht für Knaben ist, und für diesen Zweck ist allerdings die Größe der Probleme, die er angreift, und ihr Zusammenhang mit dem heutigen Leben wichtiger als ihre einzelne Lösung. Genug, daß der Eindruck erweckt wird, der in dem Satze gipfelt: „Nur ein Mann dringt in diese Tiefen ein, in welche die Mehrheit der Deutschen ihm ja einstweilen auch noch nicht nachgedrungen ist" (S. 359). Mit diesem Satz steht freilich in einigem Widerspruch, daß derselbe Verfasser an anderer Stelle die philosophischen Schriften Schillers zum Lesen auf den Schulen, also doch für 16—18 jährige Jünglinge herausgegeben hat. Gerade weil ich über die Höhe von Schillers Gedanken mit ihm übereinstimme, halte ich es vielleicht für möglich, sie durch Besprechung einer begabten Gymnasialprima nahe zu bringen, aber sie aus den Schriften selbst durch gemeinsames Lesen zu schöpfen, halte ich für unmöglich. Dazu sind sie teils an sich zu schwer, teils wird der Zugang erschwert durch die veraltete (kantische) Terminologie und durch Schillers eigene, ganz in Poesie getauchte Sprache, die dem Begrifflichen immer inkommensurabel bleibt. So empfand es ja auch Fichte. Um Schillers Gedanken gebildeten Lesern verständlich zu machen, wird darum kein anderer Weg bleiben, als sie aus ihrer Sprachform zu lösen und sie in eine moderne Sprechweise zu übertragen. Hinsichtlich der Probleme wenigstens hat, wie schon erwähnt, der Verfasser diese Arbeit mit Glück geleistet. Ueberhaupt ist es ein gedankenreiches und sogar gedankenschweres Buch, das er uns bietet. Er hält uns mit seinem Helden durch sympathisches Nachverständnis in beständiger Fühlung, aber ebenso auch mit sich selbst, indem er den Geistesgang Schillers am eigenen Lebensertrag mißt und so sich selbst unwillkürlich mit darstellt. Dem verdanken wir nicht nur eine Reihe trefflicher gelegentlicher Formulierungen (z. B. S. 450: Stil ist „eine persönliche Art der Weltüberwindung durch Gestaltung"), sondern auch die subjektive Lebendigkeit der Darstellung, durch die sich die Freude und Wärme, die Begeisterung und Liebe, die der Verfasser für seinen Helden hegt, unmittelbar auf den Leser überträgt und auch diesen in den Bann des Helden zwingt.

Gehen wir von da zu Karl Berger über, dessen 1. Band schon 1903 erschien, so bekennt auch er sich in der Vorrede zur apologetischen Tendenz. Aber sie bleibt Motiv und tritt als solche im Werk nicht heraus. Sie liegt in dem Bilde von Schiller selbst, wie es unter der formenden Hand

des Darstellers Zug um Zug aus dem geschichtlichen Material entsteht. Dieser Objektivität der allgemeinen Haltung entspricht die Objektivität, Schönheit und abgeklärte Ruhe der Sprache, die an Goethesche Prosa erinnert. Wenn wir bei Kühnemann mehr die Gedanken Schillers denken lernen, das äußere Leben in die zweite Linie rückt, so wird hier Aeußeres und Inneres, Denken und Leben mit gleicher Liebe zum Gesamtbilde vereinigt. Die Quellen sind dazu im weitesten Umfange herangeholt, aber das Stoffliche der Masse ist überwunden und unter die Form gezwungen. Unter Quellen verstehe ich dabei nicht nur Akten und Urkunden, sondern auch die örtlichen und landschaftlichen Hintergründe. Bäche und Wälder, Berge und Aussichten, Klöster und Ruinen, wie sie dort noch heute Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen, hat der Verfasser mit eigenen Augen gesehen und hat mit Glück und ohne Sentimentalität versucht, die einstige Wirkung dieser Umgebungen auf das empfängliche Kindergemüt seines Helden nachzufühlen. — Im weiteren Vorschreiten tritt natürlich dieses Oertliche gegen die menschliche Umwelt an Wichtigkeit immer mehr zurück. Und auch diese ist mit der größten Sorgfalt behandelt und ins Licht gestellt, so daß kaum irgendwo Raum zu einer Frage bleibt. Vom Elternhause angefangen, durch die Schule und Akademie, über die Mannheimer Theater- und Stadtverhältnisse, über Meiningen, Gohlis, Dresden bis in die Weimarer und Jenaer Umgebungen u. s. f. gibt es keine Einzelgestalt und keine Verbindung von Menschen, sofern Schiller mit ihnen in Beziehung trat, deren Bild nicht deutlich umrissen würde, doch so, daß der Held sich davon wie von seinem Hintergrunde abhebt, und daß in die Augen springt, was er der Umgebung und was die Umgebung ihm verdankt. Vieles wird hier vielen Lesern neu sein; namentlich die Kindheitsgeschichte ist durch diese Behandlungsweise aus dem Anekdoten- und Lückenhaften der früheren Ueberlieferung herausgehoben und in ein lückenloses Bild verwandelt. In diesen Hintergrundsschilderungen hatte übrigens Jacob Minors zweibändige Biographie (1890), durch die die neue Schillerforschung zuerst eingeleitet wurde, schon vorgearbeitet. Diese reicht aber nur bis auf den Don Carlos, und Berger steht auch zu ihr in keinem weiteren Abhängigkeitsverhältnis, als wie jeder Nachfolger zu jedem Vorgänger: man spürt durchweg den eigenen Grund, auf dem er steht, und, wie schon hervorgehoben, die Autopsie der Quellen.

Die volle Liebe des Verfassers gilt natürlich der Hauptgestalt. Wir sind gewohnt, in Schiller den Schmerzensmann zu sehen, dessen Erdenwallen wir mit Mitleid begleiten. Auch bei Berger kommt diese Tragödie des Genius, die zugleich die Tragödie der deutschen Zustände war, zur vollen Geltung. Aber daraus empor erhebt sich der ganze Schiller: nicht nur der königliche Dulder, der klaglos leidet, sondern vor allem der Willens- und Herrenmensch, der durch seine zähe Selbstbehauptung sich seine Lage selbst schafft; der heroische Kämpfer, der, vom Unglück in die Tiefe gestoßen, immer wieder unverdrossen den Fuß auf den Weg zur Höhe setzt

(„Ein ewiges Ringen hinauf! hinauf!" nennt es Jacob Minor); der Geistesmensch, der sich gegen die Naturmacht der Sinne setzt und in einem entscheidungsvollen Augenblick die schwere „Resignation" übt, die ihn für immer auf die Höhe sittlicher Daseinsform stellt; der Künstler, der nur ein Ziel kennt: seine innere Vollendung, nicht um in seinen Werken sich selbst zu genießen, sondern um der Welt seine Schuld zu bezahlen, so auch seine Kunst sittlich orientierend; — und endlich die Krönung des titanischen Ringens: der vollendete Mensch, der die sittliche Anmut, das „Ideal", das er predigt, selbst verwirklicht, und der vollendete Künstler, der „das Ganze der Menschheit", das er in sich trägt, in den gebrochenen Bildern der Geschichte mit sicherer Hand hinzeichnet. Dieses Wachstum ins „Kolossale" (mit Danneker zu reden) erleben und begleiten wir schrittweise. Wir sehen, wie er alles wird durch sich selbst, in der gewollten Folgerichtigkeit seiner Selbstentfaltung, in einem Fortschreiten ohne tote Punkte, er selbst sein eigenes Werk! — Und dann die Stufen dieses Vollendungsganges in den dichterischen Werken: der noch verneinende (Rousseausche) Pessimismus der ersten Freiheitsdramen, der Uebergang zur positiven Ideendichtung im Don Carlos, der Fortschritt zur positiven Würdigung des Sinnlichen (echt Schillerisch als Symbol des Geistigen durch die künstlerische Form) in den Künstlern, endlich die Meisterschaft des plastischen Ausdrucks der Idee in der Lyrik und in dem großen Stil der letzten Dramen: das alles wird in den besonderen, den Werken gewidmeten Abschnitten mit spielender Leichtigkeit entwickelt. — So dürfen wir von dieser Biographie sagen: sie verbindet die Vollständigkeit des Geschichtswerks mit der Anschaulichkeit des Kunstwerks. Als Kunstwerk nimmt sie ohne Frage die erste Stelle ein und dürfte darum für Schiller das werden, was Bielschowsky für Goethe geworden ist: „Der Schiller" für das gebildete deutsche Haus.

Auch die Darstellung von Schillers Philosophie verdient volles Lob. Sie ist treu, vollständig und vermittelt aufs glücklichste Schillers Ausdrucksweise mit der heutigen; jeder gebildete Leser, der überhaupt für allgemeine Fragen Sinn hat, muß sie verstehen können. Hier möchte man allerdings einen Ton aus Kühnemann herbeiwünschen, nämlich die stärkere Beziehung dieser Philosophie auf heutige Kulturprobleme. Auch vermisse ich die Herleitung der ästhetischen Formel Schillers aus seiner sittlichen. Ist Anmut die zur schönen Form gewordene Sittlichkeit, so ist Schönheit die zum Symbol (d. i. zur erscheinenden Form) des Geistes gewordene Sinnlichkeit; die gemeinsame Formel für beide: Uebereinstimmung durch freiwillige Unterordnung des Sinnlichen mit dem Geistigen — führt ohne weiteres auf die Definition der Schönheit als „Freiheit in der Erscheinung". Diese Definition ist also von der sittlichen Formel aus durch Uebertragung gewonnen, und das ist so bezeichnend für Schillers ganz im Ethischen wurzelnde Natur. — Endlich wäre auch eine kritische Betrachtung am Platze gewesen. In Schillers Kunstphilosophie gehen offenbar zwei Strömungen neben einander her: einmal die Schulterminologie Kants, und da bewegt er sich wie in

fremder Rüstung; und dann die eigene psychologische Beobachtung. Diese tritt da hervor, wo er vom „Formtrieb" und „Spieltrieb" und vom „schönen Schein" spricht. Aber diese Gedanken bleiben Aperçu; fortgebildet würden sie in des Aristoteles κάθαρσις münden, die gleichfalls Aperçu geblieben ist. Der Zusammenschluß beider müßte in einer vollständigen Theorie des Spiels gefunden werden, zu der damals noch nicht die Zeit war. Karl Groos hat die Lücke ausgefüllt. Danach ist das ästhetische Genießen die Entladung der Seele von Spannungsgefühlen durch die phantasiemäßige Teilnahme am dargestellten Schein solcher Vorgänge, die als wirkliche jene Spannungen erregen. Hiermit gewinnt die Auffassung des Kunstwerks als „schöner Schein" und der ästhetischen Betätigung als „Spiel" erst ihr Verständnis. Und hiermit erst ist auch die grundsätzliche Scheidung zwischen den Gebieten der Kunst und des Sittlichen ohne weiteres gegeben, die Schiller zwar mit dem sicheren Gefühl des Künstlers behauptet, aus seinen kantischen Voraussetzungen aber nicht überzeugend dartun kann.

Unter den Dramen möchte ich noch an die „Jungfrau von Orleans" und die „Braut von Messina" eine Bemerkung anknüpfen. Jene wird von unseren beiden Erklärern übereinstimmend als „die reine Idee des Vaterlandes" gefaßt, die aus den naiven Schichten des Volkes, ihrer selbst unbewußt, hervorwächst; sie vollbringt das Wunder der Rettung des Volksdaseins dadurch, daß sie ihre Trägerin ganz ausschließlich erfüllt, so daß Johanna nicht daneben noch natürliches Weib sein kann. Daher, sobald das Weib in ihr erwacht, weicht die rettende Kraft von ihr, und es tritt die Tragödie des dämonischen Menschen ein, der sich und der Welt überflüssig wird, sobald sein Werk getan ist. Das ist sehr schön gedacht: Schiller hätte dann die natürliche Tragödie der dämonischen Natur geschrieben. Aber dann müßten alle geschehenden Wunder nur die Bedeutung subjektiver Bewußtseinsspiegelung haben, durch die die Heldin sich (nach den Zeitvorstellungen) des Bewußtsein ihrer Aufgabe und ihres Tuns vermittelte, sie wären die Parallele zum Sternenglauben im Wallenstein. Aber die Wunder werden doch ganz objektiv genommen. Es gibt hier nicht bloß „das Wunderbare", nämlich das Dasein des dämonischen Menschen selbst (das von Kühnemann nicht hinlänglich von den „Wundern" geschieden wird), sondern es gibt eine Menge einzelner „Wunder", Durchbrechungen des Kausalzusammenhanges, in denen das Uebersinnliche als solches, als Einzelfaktor, in das natürliche Geschehen hereintritt. Das erste objektive Wunder ist das Hervorgehen der Jungfrau aus dem Bauernstande selbst. Diesen hat der Dichter recht absichtlich als vaterländisch völlig gleichgiltig geschildert; die Trägerin der Idee des Vaterlandes kann also aus diesem Milieu nicht hervorwachsen, sondern muß durch ein Wunder des Himmels aus ihm erweckt werden, wie es auch geschieht. Und so fort. Gerade darum hat doch Schiller sein Drama „eine romantische Tragödie" genannt, weil eben die Romantiker diese Auffassung von Neben- bezw. Durcheinander des Sinnlichen und Uebersinnlichen hatten oder wenigstens benutzten. Er wollte

also doch andeuten, daß er hier die Wege der Romantiker gegangen sei, und ich sehe nicht, warum Berger, im Widerspruch mit dem Dichter, diese Auffassung bekämpft oder nur hypothetisch zulassen will. Warum aber Schiller diesen Schritt ins Romantische getan hat, das erklärt sich mir von der Idee des „Schicksals" aus, mit der Schiller ja lange gerungen hat. Schicksal — das ist die unfaßbare, aber stets fühlbare Gewalt, die über dem menschlichen Tun ausgleichend und den Gang des Ganzen wiederherstellend waltet. Im „Wallenstein" und in der „Maria Stuart" hatte er es (nach moderner Weise) als dem Weltgang immanent genommen, nämlich als die gesetzmäßige Gegenwirkung des Bestehenden auf das abweichende Handeln des Einzelnen. Da lockte ihn das antike Vorbild, es einmal konkreter zu fassen, um der stärkeren Wirkung auf die Einbildungskraft willen. Diese konkrete Form nahm er nun in der „Jungfrau", weil sie im Mittelalter spielt, aus dem kirchlichen Glauben des Mittelalters: die Himmelskönigin als Auftraggeberin der Heldin und die (dem klösterlichen Ideal entnommene) asketische Bedingung der Sendung. Lediglich durch die positive Verletzung dieser Bedingung, die in der Liebe zu Lionel liegt, fällt Johanna in die positive Strafe ihrer Verwerfung, und durch die Rückkehr zu jener Bedingung, die in der späteren Abweisung der Werbung Lionels liegt, findet sie wieder Annahme. In der „Braut von Messina" nimmt dann Schiller die konkrete Form für das Schicksal geradezu aus dem antiken „Fatum", das sich, wie im Oedipus, in mißverständlichen Orakeln offenbart. Beide Dramen sind „Experimente", die der Dichter mit vollem Bewußtsein unternahm. Die „Jungfrau" verdankte trotzdem ihre Wirkung dem großen vaterländischen Zug, der in die Not der Napoleonischen Zeit hineinzündete, und die „Braut" verdankt ihre heutige glänzende Auferstehung dem heroischen Zug, der Verherrlichung des autonomen Menschengeistes, der sich durch freiwillige Selbstopferung gegen das Schicksal behauptet, — daneben aber der Vorsorge des Dichters, der die Handlung auch außerhalb der Flüche und Orakel mit einer so geschlossenen natürlichen Motivierung versehen hat, daß jene zum überflüssigen Beiwerk werden und ebensogut als subjektives Phantasma genommen werden können. Schiller hat sich ja auch alsbald wieder auf seine moderne Natur besonnen und ist im „Tell" und „Demetrius" zur reinen Immanenz des Schicksals zurückgekehrt. Ohne ihm zu nahe zu treten, dürfen wir also jene Experimente als von ihm selbst erkannte Irrwege bezeichnen. Daß er sie einschlug, beweist nur die unablässige Arbeit des Dichters an sich selbst: wer alle Wege gegangen ist, wird nachher des rechten Weges um so sicherer.

Aehnlich so spricht sich über jene beiden Dramen auch Theobald Ziegler aus in seinem Schriftchen „Schiller" (2. Auflage, Teubnersche Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"). Auf diese kleine Schrift (117 Seiten) möchte ich zum Schluß dieser Besprechung noch mit Nachdruck hinweisen. Sie steht selbstverständlich auf der vollen Höhe stofflichen Wissens und besonnenen Urteils und ist nach meiner Ueberzeugung besonders geeignet

zur ersten tieferen Einführung in die Gedankenwelt Sch[illegible] Vorbereitung auf die ausführlichen biographischen Werke, [illegible] aus Vorträgen entstanden ist. Durch die der Verfasser [illegible] verständnisvollen Meister des hundertsten Todestages [illegible]

[illegible]

Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Dr. Hermann Michel. Berlin W. 35, Behrs Verlag.

Das Buch ist eine wissenschaftliche Neuausgabe eines Werkes der Romantik, das im Jahre 1804 im 3. Jahrgange des „Journals von neuen deutschen Originalromanen“ (durch den Verlag Dienemann in dem [illegible] sächsischen Städtchen Penig veranstaltet) anonym erschien. Es ist ein wunderlich geniales Ding, achtlos und flüchtig hingeworfen in Stücken, deren Art und Wert ungleich ist. Hingeworfen augenscheinlich von einem sicheren und überlegenen Menschen, der sich seine Laune von der Seele schrieb. Es ist eine geistvolle, beißend witzige Satire auf Zustände der [illegible] und auf das Menschliche überhaupt. Es ist durchblitzt von [illegible] und umschauert von der wehevoll lächelnden Ironie und dem [illegible] lachenden Hohn eines pessimistischen, nihilistischen und [illegible]. Doch nein! wenn zum Schluß auf dem Kirchhof ein [illegible] lichtes „Nichts“ hallt, so wirkt das weniger wie Pessimismus und [illegible]mus, als wie ein Anulken des Pessimismus. [illegible] die [illegible] Miene und [illegible] Geste, mit der [illegible] kündet, daß es nichts ist mit dem Leben [illegible] das wunderliche Ding zu lesen. [illegible] Der [illegible] ist der Sohn eines Alchimisten und einer [illegible] in der Christnacht, als sein Vater den Teufel [illegible] bei dem jungen Weltbürger annahm. [illegible]

[illegible]

zu keinem festen Resultat. Eine Reihe von Argumenten führt er zugunsten Schellings an. Weniges, aber Gewichtiges scheint ihm gegen dessen Autorschaft zu sprechen; der Forscher versucht es zu entkräften, ohne daß ihm das völlig gelingen will. Er erwägt die Hypothese, daß Caroline an der Abfassung der Nachtwachen beteiligt sei. Es scheint ihm verfrüht, einen anderen Verfasser der Nachtwachen als Schelling anzunehmen.

Heinrich Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Verlag Teubner in Leipzig. Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt.

Der Umfang des Büchleins ist gering, entsprechend der Art dieser Teubnerschen Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Es ist ganz erstaunlich, welch eine Fülle von Belehrung und Freude der Verfasser mit dem Büchlein zu geben versteht. Er selbst ist Dichter, er selbst Lyriker und er gehört zu den liebenswerten Naturen, denen das eigene Schaffen das Verständnis für das Schaffen anderer öffnet und nicht verschließt. Mit großer Liebe hat er in die deutsche Lyrik hineingehorcht, und diese Liebe, die sich mit einem klugen und klaren Blick verbindet, erschließt ihm die Eigenheiten der Individualitäten, die Geheimnisse ihrer besonderen Kunst und Schönheit. Eine wertvolle Einleitung untersucht das Wesen des lyrischen Kunstwerks und entwickelt in langsam und wirkungsvoll ansteigender Beweisführung eine Auffassung, die schlicht und tief, reich und klar ist. Der Ueberblick über die lyrischen Erscheinungen selbst erfüllt in hervorragender Weise das, was der Autor im Vorwort verspricht: „Ich war bemüht," sagt er, „die großen, maßgebenden Persönlichkeiten so breit wie möglich heraustreten zu lassen, die Entwicklung lückenlos zu schildern, kleinere Gestalten kurz, aber klar darzustellen." Lange Reihen von Namen und Zahlen gibt er nicht; daß nur kein Einzelner ausgelassen werde, das ist ihm nicht das erstrebenswerte Ziel. Solch eine Art der Auswahl läßt die Persönlichkeit des Wählenden hervortreten; hier spürt man mit Freude ihre schlichte, klare, kluge und gemütvolle Art, die durch das Gewirr der Erscheinungen immer nach dem Echten, dem Bleibenden greift und sich weder von der Mode des Tages, noch von schillerndem Reiz des Nur-Formalistischen beeinflussen läßt. Dazu versteht es der Verfasser, durch seine Darstellungsweise seinen Stoff sehr interessant zu machen. Was er behauptet, beweist er auch gern und läßt uns mitarbeiten; seine Sprachbeherrschung, die ihn sehr geschickte Ausdrücke finden lehrt, macht seine Ausführungen eindrucksvoll, und so ist die belehrende Lektüre eine fesselnde, was durch die zahlreichen und geschickt ausgewählten Beispiele noch wesentlich erhöht wird.

Ricarda Huch, Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Haessels Verlag.

Reich ist die Welt, die aus der Lyrik Ricarda Huch's uns anblickt, und reif ist ihre Kunst. Unsere beste Kultur dichtete mit, und immer spüren wir doch eine völlig originale Natur. Sie schöpft aus den eigenen Quellen,

und das Leben erstrahlt ihr in eigenfarbenem Licht und [illegible] eigenen, ihre stürmenden schicksalvollen Erlebnisse. Der ewige [illegible] des Menschlichen, tief in ihr aufgewühlt, ruft Urtöne herauf von [illegible] Liebe und Lust. Ein kluger, kühler Verstand, eine innere [illegible] es alles zu Herbheit und reiner, gehaltener Kraft. [illegible] Sprache. Es ist die Ausdrucksweise eines Dichters, der [illegible] nalem Ausdruck mit Ernst gesucht, dem die Sprache als [illegible] werdende sich offenbart hat, der mit dem Sprachgeist gerungen hat. [illegible] floß es herzu, nun blühte es auf; bewundernd geht man durch [illegible] Welt von sicheren Formen, reizvoll neuen Farben, [illegible] Witz und Geist funkeln. Eine große Ueberlegenheit [illegible] lich ist Ricarda Huch doch eine Tochter jener [illegible] Frauen der Vorwelt, die selber eigentlich Naturkraft waren, die im Sturm [illegible] Lüfte ritten, die mit dem Frühlingsjubel durch die Lande [illegible] verständlich hat sie ein Walkürengedicht gemacht! Und hier, [illegible] Form des Sonnetts! Beides ist gleich charakteristisch. — Das [illegible] ordentlichste aber sind ihre Liebesreime, die, [illegible] an der [illegible] Abseiten durch das ganze Buch verstreut sind. Eine [illegible] Leidenschaft wie der Mänaden stürmt und tanzt darin [illegible] jauchzend, jetzt sinnend in edelstem Maß, jetzt neckend und [illegible] voll Tiefsinn und Trauer, jetzt voll Sage und [illegible] voll einer wonnevollen, anbetenden Demut. [illegible] walt ist!

Wolf Graf von Kalckreuth, Gedichte. [illegible] zu Leipzig. 1908.

„Das Leben ist öde, ist [illegible] wert, die es mit ästhetischen Rosen umflechtet [illegible] zur Schönheit wird. Daher wolle man klug [illegible] um ihren Triumph zu feiern [illegible] den [illegible] [illegible] und [illegible] in den [illegible] Treuen [illegible] Der Eindruck [illegible] [illegible] deutschen [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]

[illegible] eine [illegible]

nährte, sie konnte ihn nicht davor bewahren? Hat er sie vielleicht zu früh, zu leicht empfangen, zu wenig darum gerungen? Daß er nun das Alte, Echte, das mit jeder Lebenszelle seines leuchtenden Wesens ein Widerspruch gegen dies Neue, Unechte ist, daß er es stehen ließ, als wäre es nichts, und den berauschenden, verderblichen Hauch in alle Poren einsog, — und dichtete wie eine lebendige Leiche?

„In dem Spiegel schau ich, krank und matt,
Die blassen Qualen, die mein Herz zerstücken,
Die Schattenhände, welche Blatt um Blatt
Die Blüten meiner lichten Kraft zerpflücken."

Wir schauen sie auch, im Spiegel seiner Dichtung (und der Eindruck ist unsäglich traurig), die Schattenhände, die die Blüten seiner lichten deutschen Kraft zerpflücken und ihn in den frühen, selbstbereiteten Tod ziehen. — Wann wird es wieder adligste Pflicht des Deutschen sein, mit Wahrhaftigkeit das Echte zu unterscheiden, das Echte mit Stolz zu wollen?

Agnes Miegel. Balladen und Lieder. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs.

Eine gar liebliche Erscheinung in unserer Dichterwelt ist die junge Dichterin Agnes Miegel. Frisch und reich strömt aus Quellen, die dem Born der Volkspoesie gar nahe benachbart sind, ihre herb=süße Poesie. Ueberaus glücklich ist in ihr das Verhältnis zwischen Wollen und Können. Sie kann, was sie will; man spürt kein Ringen; denn sie will nur, was sie kann. Sie kann nur das wollen, denn ihr Dichten ist nachtwandlerisch sicher. Und es geht doch nicht etwa nur wie ein Sonnenschein über sie hin, wie so mancher Dichter fast nur ein Medium seiner Dichterkraft ist, die mit seiner übrigen Persönlichkeit noch wenig zu tun hat. Hier quillt alles aus einer harmonischen, einer in Unbewußtheit sicheren und dennoch intellektuell und sittlich wachsamen, einer aufwärts gewandten Persönlichkeit. So wurde denn auch die Sorge, die man wohl hegen konnte, wenn man im ersten Gedichtbande mit Staunen sah, wie sicher diese junge Dichterin das Ihre beherrschte, die Sorge: daß, da sie eigentlich nichts zu lernen habe, sie vielleicht auch nichts hinzulernen werde; daß sie nicht wachsen werde, — völlig zuschanden. Dies ihr zweites Buch ist viel mehr! Dem geistigen Ueberschauen nach, dem ganzen Lebensinhalt nach bedeutet es einen bedeutenden Aufstieg, der viel verspricht.

Das Buch enthält kleine Gedichte, echte Lieder, anmutig, melodisch und herb. Das Sentimentale liebt Agnes Miegel nicht, und es würde ihr auch nicht stehen. Dann sind da Balladen, die völlig überraschen. Hier ist noch dieselbe Sicherheit, dieselbe Beherrung des Eigenen. Aber hier ist Größe! Wie wird sie Erlebnis und Gewalt, die lockende, unheimliche, — die urheimatliche Macht der Natur! Durch Zauberbande mit ihr verknüpft ist das bange, das sehnende Menschendasein! Es flüchtet zu ihr aus des Lebens grauser

Schicksalsnot, aus der Enge und Flachheit des Menschlichen. Zu ihr, als der unheimlichen, verkörpert in der wandernden Düne (dem wehenden Flugsande der Kurischen Nehrung), schreiten im Feiergewande die letzten sieben Frauen von Nidden, als die Pest alle anderen im Dorfe hingerafft und niemand mehr lebt, sie zu begraben. Sie übergeben ihr die Heimat, das ausgestorbene Dorf, das sie doch früher schwer ringend vor der drohenden Düne immer geschützt. In ihre Stuben soll sie nun gehen, Herd und Hof und Schober verwehen, und verwehen Kirche und Bibel und Kreuz: nur begraben soll sie sie! „Und die Düne kam und deckte sie zu.“ Herb und knapp steht alles da; wuchtig in zusammengefaßter Kraft. Auch sonst noch werden die besonderen Reize der ostpreußischen Heimat lebendig: der Strom dröhnt im Eisgang, frühlingsherrlich, zertrümmert Brückenpfeiler und zieht die Braut, die heimlich sehnende, zu sich herab. Besonders reizvoll sind die Balladen: „Schön Agnete“ und „Das Märchen von der schönen Mete“. Dort rührt die Poesie des Gegensatzes zwischen den im Menschenleben und in der Kirche Geborgenen und denen, die sich an die lockende Freiheit der Naturgeister verloren haben und sich nun hinübersehnen. Hier feiert des Menschenlebens höchstes Gut: sittliche Kraft und Liebe, über elbische Wildheit einen herrlichen Sieg. — Ferner sind da lyrische Gedichte, die historische Gestalten beleuchten, sie durchsichtig machen, so daß in wundersam lyrischem Reiz ihr Seelenleben vor uns spricht. Da ist der greise Rembrandt, arm, verlassen, von der rohen Umgebung mißhandelt, hilflos, kindisch geworden, — und auf einmal entzückt von einem Anblick, der ihm wird: „von des Lichtes wundersamem Märchentrug“. Herbe, stolze, tief ergreifende Töne weben sich um des alten gefangenen Heinrich von Plauen tragische Gestalt. Wie ergreifend und wundersam charakteristisch zeichnet die Dichterin das Bild der Königin Maria Antoinette! Wie schauerlich sicher trifft sie die Töne des bösen, wilden Triumphgesangs, den das Volk, das zertretene Volk anstimmt, als sie um die arbeitende Guillotine tanzt! — In all dem offenbart sich eine Feinfühligkeit des Hineinlebens in fremdes Wesen, eine Vielgliedrigkeit des eigenen Geistes, eine Kraft der Gestaltung (die sich doch immer durchaus lyrisch gibt), daß man wohl mit Freude und Erwartung vorausschaut, was uns von dieser Dichterin wohl noch beschert werden mag. Gertrud Prellwitz.

Die Hügelmühle. Roman in fünf Büchern von Karl Gjellerup. Dresden. Verlag und Druck von Wilhelm Baensch. 1909.

Dieser tiefgründige und kraftvolle Roman ist nach dem Gesetz dramatischer Komposition aufgebaut und besteht, den fünf Akten eines Trauerspiels entsprechend, aus fünf Büchern. Das erste Buch enthält die Exposition, an deren Durchsichtigkeit mancher Dramatiker sich ein Beispiel nehmen könnte. Der Schauplatz der Handlung ist eine auf einem Hügel

gelegene Windmühle mit dem dazugehörigen Wohnhause und den Wirtschaftsgebäuden. Darin kämpfen dämonische Mächte, die in der Menschenbrust wohnen, einen hartnäckigen Kampf um die Herrschaft. Die schon lange Zeit sieche Müllerin liegt schwerkrank im Bette, hat von dort aus in ohnmächtiger Qual und mit verzehrender Angst das tüchtige Schaffen der urgesunden, jungen Magd beobachtet und erkennt mit dem hellseherischen Blick der Sterbenden, daß diese nach ihrem Tode Herrin im Hause werden will. Als der Schatten des Todes sich auf sie herabsenkt, läßt sie ihren Mann schwören, daß er ihrem Kinde nur eine gottesfürchtige Mutter geben wolle, wie Hanne ist, die im Forsthause ihrem Bruder die Wirtschaft führt und wie dieser zu den Stillen im Lande gehört. Liese, die Magd, liebt trotz ihrer derben Sinnlichkeit den stattlichen Müller nicht, der ihr viel zu ehrlich und zu weichen Gemütes ist, und zieht ihm sowohl den Gesellen, wie den Knecht entschieden vor, die sie beide betört hat; aber sie will, und sie hat einen sehr energischen Willen, die Sterbende beerben. Wer dächte bei dieser Exposition nicht an die in G. Hauptmanns Volksdrama „Fuhrmann Henschel"? Wer dieses auf der Bühne gesehen hat, wird zweifelsohne die kranke Frau, den treuherzigen Müller und die schlaue Kokette, die seine Sinne toll macht, in der Verkörperung vor sich sehen, in der er dessen Hauptgestalten dort erblickt hat. Aus dieser Exposition entwickelt sich nun aber im zweiten Buch, das wie der zweite Akt im Drama die Steigerung enthält, die Handlung anders als in Hauptmanns Werk; es treten neue Motive hinzu. Die Frau des Hauses ist tot. Zu ihrer Beerdigung kommt der Förster mit seiner Schwester, auf die die Verstorbene ihren Mann hingewiesen hat. Als dieser am Abend in geweihter Stimmung mit ihnen durch den Garten geht, erzählen sie ihm, ohne eine Ahnung von seinem Versprechen zu haben, daß es in der Sterbestunde wie mit Geisterhand bei ihnen ans Fenster geklopft habe. Der Gedanke, ihr Geist habe gleichsam im Försterhause für ihn gefreit, erfüllt ihn mit ehrfürchtigem Staunen, und er gelobt sich, dem, was er versprochen hat, treu zu bleiben. Aber als die ersten Tage nach der großen Erschütterung vorbei sind, beginnt sein Glaube, daß, wer einer Toten das Wort bricht, dem Unglück verfallen ist, zu wanken, und bald ist sein Pflichtbewußtsein, ist sein sittlicher Wille ohnmächtig gegen den Naturtrieb, der ihn zu der Gesunden und Starken hinzieht, die die verschlagensten Künste anwendet, ihn sich untertan zu machen. Umsonst versucht er, sich in die friedliche, fromme Ehe mit Hanne hineinzudichten; unheilige Träume von einem leidenschaftlichen Liebesleben mit der Liese verfolgen ihn; er fühlt, wie von ihr zu ihm eine Gesundheitswelle herüberflutet, die ihn wohlig durchrieselt und ihn mit der Ahnung einer neuen überwältigenden Lebenskraft erfüllt. Wie am Ende des ersten Buches die sterbende Frau, so steht am Schluß des zweiten das Mädchen mit seiner siegreichen Kraft im Mittelpunkt der Handlung. Den Höhepunkt erreicht der Kampf, der sich in der Hügelmühle abspielt, im dritten Buch. Der Wille jenseits von Gut und Böse trägt den Sieg davon über

das Andenken an die Tote im Grabe und über die Lebende im Forsthause, die sich ihm, wie der Unterliegende wohl gemerkt hat, in stiller Liebe zuneigt und seine Werbung am Ende des Trauerjahres erwartet. In der gewitterschweren Nacht, in der seine Leidenschaft alle Dämme zerbricht und er den folgenschweren Entschluß faßt, die Liese zu seinem Weibe zu machen, wandert er ruhelos umher, während sie seelenruhig mit dem glücklichen Bewußtsein eingeschlafen ist, ihr Ziel erreicht zu haben. Im vierten Buch erleben wir, wie die Siegerin von dem Gipfel des Glücks, den sie mit so viel Kraft und Klugheit erklommen hat, herabstürzt und von der Nemesis ereilt wird. Uebermut und Sinnenlust verführen sie, als der Müller in die Stadt gefahren ist, das Aufgebot zu bestellen, in den Kopf der stehengebliebenen Mühle hinaufzusteigen und den Gesellen, der sich dort müßig seinem Trübsinn überläßt, anstatt die Flügel nach dem Winde zu richten, der sich erhoben hat und umgesprungen ist, über ihre bevorstehende Heirat zu trösten, und mitten in der Sünde werden sie, ohne ihn zu gewahren, von dem Heimgekehrten überrascht, den Liebe und Sehnsucht vor der Zeit zurückgetrieben haben. Um sich das Aeußerliche des Vorganges, der sich nun abspielt, ganz klar machen zu können, muß man mit der Technik des Mühlenbetriebs, dem Räderwerk, der großen Welle, dem Preßbaum und dem Gangspiel im Kopf einer Windmühle vertraut sein, der dessen Unkundige muß sich damit begnügen, daß der Tod der beiden Schuldigen dadurch herbeigeführt wird, daß der Müller das Gangspiel dreht und der hierdurch in Bewegung gesetzte Preßbaum sie zermalmt. Der Schilderung des Seelischen, dessen, was im Gemüt des betrogenen Mannes vorgeht, haben wenig Romane Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Als er nach der grausigen Tat die Treppe hinuntergestürzt ist, weiß er zuerst nicht, ob er wahnsinnig ist oder nicht, ob die beiden wirklich oben waren oder nicht, und ob er die Mühle gedreht hat, um sie zu töten. Aber dann erschauert er. Warum war es so furchtbar schwierig gewesen, das Gangspiel zu drehen, ja, und war denn das nicht Blut, das von oben her tropfte? Er stürzt hinaus in Sturm und Regen. Nicht die Reue ist es, die in ihm aufsteigt und alle anderen Gefühle beherrscht, sondern die Angst um seine Sicherheit; er will nicht auf dem Schafott sterben. Es ergibt sich jedoch, daß ihm nichts anzuhaben ist. Nach der Aussage der Sachverständigen mußte die Mühle gedreht werden, als er zurückkehrte, und wie konnte er wissen, daß die Getöteten oben im Kopf waren? Ueberzeugt, daß die irdische Gerechtigkeit ihm niemals wird etwas anhaben können, häuft er — dies ist der Inhalt des fünften Buches — Schuld auf Schuld, indem er das Gelübde einlöst, das er seiner sterbenden Frau gegeben hat, und sich mit Hanne verlobt. Doch sein Schuldbewußtsein läßt ihn keinen Frieden finden, seine Seele wird siech, sein Wille zum Leben gebrochen. Als der Blitz in die Mühle schlägt und diese niederbrennt, versinkt für ihn die Welt, in der er nach Glück gestrebt und sich in Schuld verstrickt hat: Kräfte aus der Höhe werden in ihm lebendig; er beichtet dem Geschwister-

paar die Geschichte seiner Leidenschaft und sein Verbrechen und übergibt sich, als Hanne die Arme um ihn schlingt und ihm verzeiht und auch ihr Bruder voll Erbarmens ist, dem Gericht. So kommt die sittliche Weltordnung zu ihrem Recht, aber ihre Strenge wird gemildert durch Liebe und Gnade. — Schon diese Nacherzählung der Handlung läßt erkennen, daß „Die Hügelmühle" weit emporragt über das Mittelmaß der zeitgenössischen Romanliteratur, und es ist kaum nötig, noch der anderen Vorzüge dieser Dichtung zu gedenken. Die überzeugende Wahrheit der Charakterschilderung, die greifbare Deutlichkeit, mit der auch alle Nebenpersonen vor uns hingestellt werden, die ahnungsschweren Ausblicke in das Geheimnisvolle und Wunderbare, daß unser Tun so oft bedingt, der Zusammenklang wilder Kräfte der Natur, wie Sturm und Gewitter mit dem Ausbruch ungezügelter Leidenschaften in der Menschenbrust, die Symbolik, die unbeseelte Wesen teilhaben läßt an den Schicksalen, die sich um sie her abspielen, die Geschicklichkeit, mit der, wenn die tragische Spannung zu beängstigend zu werden droht, Episoden eingefügt werden, die uns aufatmen lassen, die Lebensprobleme, die wir zu überdenken gezwungen werden, alles das gibt Zeugnis von einer großen und reifen Kunst, von der sich das Höchste erwarten läßt.

Bruno Wille. Die Abendburg. Chronika eines Goldsuchers in zwölf Abendteuern. Buchausstattung von F. H. Schneidler. 1.—5. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1900.

Daß dieser Roman nicht in Kapitel, sondern in Abenteuer geteilt ist, hat seine Berechtigung; die Erlebnisse, die darin erzählt werden, sind so abenteuerlich, daß sie nur durch die Zeit, in der sie sich zugetragen, die des dreißigjährigen Krieges, glaubwürdig werden. Keiner der Schrecken dieser Zeit wird uns erspart; auch die Zerstörung Magdeburgs mit allen ihren Greueln erleben wir von Anfang bis zu Ende. Daß sie im epischen Chronikenstil jener Zeit niedergeschrieben sind und daß sie bereits der Vergangenheit angehören, mildert zwar den Blut- und Brandgeruch, der daraus emporsteigt, vermag aber unser Grauen doch nicht zu bannen und soll es auch wohl nicht. Wir sind froh, als sich der Goldsucher, „um nichts mehr zu sehen und zu hören von der Welt, die ihm abscheulich geworden war", in eine Höhle der Abendburgfelsen des Riesengebirges zurückzieht und dort als Einsiedler lebt. Aus einem Goldsucher wird er ein Gottsucher. In der Kirche — er ist ein evangelischer Pfarrerssohn aus Hirschberg — hat er ihn nicht gefunden, nun findet er ihn als „allgegenwärtigen Urgrund aller Dinge, als Urvater, der uns nicht nur aus Baum und Strauch und jeder Blume, sondern auch aus Stein und Felsen anlächelt, dessen Adern Bach und Strom, dessen Augen Sonne, Mond und Sterne sind, und dessen Odem die Luft ist." Daß dieses pantheistische Evangelium mit seiner Vergottung der Natur den armen verängstigten Menschen der Gegend, die von Haus und Hof vertrieben sind und mühsam in den Bergwäldern

ihr Leben fristen, keinen Frieden bringt, als er es ihnen verkündigt, ist begreiflich; aber auch mit seinem eigenen Frieden ist es vorbei, als er die Entdeckung macht, daß seine heißgeliebte Frau, die er seit Jahren für tot gehalten hat, noch lebt, und zwar als die Gattin eines anderen Mannes, und als sie von ihm verlangt, daß er sie diesem gönnen und ihm nichts von seinen älteren Rechten sagen soll, „um ihn nicht in Eifersucht und Grämen zu stürzen". Die leidenschaftlichen Briefe, welche die beiden Getrennten einander schreiben, sind sowohl inhaltlich wie sprachlich ein starker Anachronismus. Keine deutsche Frau konnte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an den Geliebten schreiben: „Eine träumende, jüngst verlobte Braut ist die Erde, ihr märzlich Träumen ist schöner, als was später wirklich kommt. Mai und Junius schwelgen in Saftgrün und Blüten, in Sonnenwärme und Vogeljubilieren. Doch die Ueppigkeit, die satte Lust hat nicht den Adel der Sehnsucht." Und kein Liebender hätte ihr antworten können: „Ach ja, die Erfüllung ist ein Abschied von der Sehnsucht; aber auch fürder wird der Himmel ob uns sich wölben und immerdar an einer Stelle die Erde berühren, wo unsre Fernesucht ihr Wunderland ahnet." Auch von einigen der eingestreuten Lieder muß man, so schön und tief empfunden sie auch sind, sagen, daß sie als lyrische Ergüsse jener Zeit ganz unmöglich sind. So dachte und fühlte wohl damals kaum ein Dichter, und wenn er es tat, so fand er für sein Denken und Fühlen nicht einen so formvollendeten Ausdruck. — Daß ein Roman von Bruno Wille trotz verschiedener Schwächen keine Dutzendware ist, sondern von reicher schöpferischer Phantasie und dichterischer Begabung zeugt, ist selbstverständlich. Dem vorliegenden „Die Abendburg" haben Sachverständige den Preis zuerkannt, den der Verlag des Universums für den besten Roman des vergangenen Jahres ausgesetzt hatte, „über dessen poetische und ethische Schönheit kein Zweifel herrschen könne".

Leo . . . . . Das fahl Pferd. Aufzeichnungen eines Terroristen. Nach einer russischen Handschrift von Aage Madelung und Otto Völckers. Verlag von Tilges Buchhandlung. Kopenhagen. Auslieferung nur bei H. F. Koehler. Leipzig. 1909.

Dieses Buch, das von einem russischen Terroristen, der sich unter dem Namen Leo verbirgt, geschrieben und von Aage Madelung und Otto Voelckers ins Dänische und Deutsche übersetzt sein soll, ist in Stil und Stimmung, Denken und Fühlen jedenfalls echt russisch. Der Titel ist dem 6. Kapitel der Offenbarung Johannis entnommen, das die Schilderung der apokalyptischen Reiter enthält, und dessen 8. Vers lautet: „Und ich sahe, und siehe, ein fahl Pferd, und der darauf saß, deß Name heißt Tod, und die Hölle folgte ihm nach." Einen passenderen hätte es kaum haben können; der Tod hält darin eine furchtbare Ernte, und die Hölle, in die wir hineinblicken, ist abgrundtief. Es hat ein spezifisch russisches Gepräge und zeigt uns, wie verschieden die russische Volksseele von der anderer

Völker Europas ist. Der Tagebuchschreiber ist einer von vier hochgebildeten jungen Leuten, die von dem terroristischen Zentralkomitee in Petersburg nach Moskau geschickt sind, den dortigen Generalgouverneur zu ermorden, nicht, weil er sich eine besondere Tyrannei oder Grausamkeit hat zu schulden kommen lassen, sondern „der Sache des Volkes wegen, im Namen der Gerechtigkeit". Sie halten sich wochenlang in den verschiedensten Verkleidungen in Moskau auf, verkehren heute im Arbeiterkittel in den niedrigsten Spelunken, die von Schmutz und Ungeziefer starren, und speisen morgen in tadellosem Gesellschaftsanzug in den vornehmsten Restaurants. Die Bomben verfertigt ein blutjunges Mädchen, das Chemie studiert hat. Zuweilen treffen sie einander irgendwo auf Straßen oder Plätzen und tauschen ihre Erlebnisse aus. Nichts Erstaunlicheres oder richtiger nichts Unbegreiflicheres für den gesunden Menschenverstand als ihre Gespräche und ihr ganzes Verhalten. Man fragt sich immer wieder, ob es denn möglich ist, daß der Mensch solche Gegensätze in sich vereinigen kann wie die fatalistische Überzeugung, daß alles so kommt, wie es kommen soll, und der Glaube, durch die Vernichtung einiger Mächtigen das dunkle Los der Armen und Elenden in Glückseligkeit verwandeln zu können, es sind. „Ist es möglich, ohne Liebe zu Gott und den Menschen zu leben?" fragt einer, dessen Wille sich ganz in dem Wunsch konzentriert, eine Bombe gegen den Gouverneur zu schleudern, obgleich er doch weiß, daß er dabei auch dessen Begleiter und eine Anzahl harmloser Vorübergehender töten wird. Die beiden ersten Attentate mißlingen, so und so viele Unschuldige werden in Stücke gerissen, aber der Gouverneur kommt mit dem Leben davon. Der eine Mörder weint vor Schmerz und Scham über das Mißlingen und kehrt trostlos nach Petersburg zurück, der andere tötet sich. Der dritte ist zwar überzeugt, daß die Menschheit nicht durch das Schwert, sondern nur durch Liebe erlöst werden kann, schleudert aber doch die Bombe und fühlt keine Reue, weder bei dem Anblick ihrer furchtbaren Wirkung, noch als er den Tod dafür erleidet. Die Henker, die gezwungen sind, sein Blut zu vergießen, tun ihm von Herzen leid; seine letzten Worte sind: „Wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe" und er stirbt in der Überzeugung, aus Liebe sein Leben für die Brüder gelassen zu haben. Der vierte, der nie an etwas geglaubt, sondern von je her alles für Lüge und Eitelkeit gehalten hat, ruft nach dem Attentat aus: „Es ist geschehen! Ich bin glücklich, glücklich!" findet aber nach wenigen Tagen das Leben wieder so schal und unersprießlich, daß er den Revolver an die eigene Stirn setzt. Ist so etwas denkbar? Kann es solche Menschen geben? Beim Lesen des Buches, das mit der Objektivität eines geschichtlichen Aktenstückes geschrieben ist, hat man entschieden den Eindruck, daß die Charakterschilderung der Wirklichkeit entspricht, und man glaubt an die Welt des Wahnsinns und der Finsternis, die man darin kennen lernt. Ein Genuß aber ist es nicht, dem wilden Ritt des fahlen Pferdes zuzusehen, deß Name Tod heißt, und dem die Hölle folgt.

Jürgen Jürgensen. Christian Svarres Kongofahrt. Eine Geschichte aus dem Urwald. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1909.

Ein Buch, welches das von der Parteien Haß und Gunst so viel umstrittene Kolonisationsproblem des Kongostaates beleuchtet, ist immer des größten Interesses sicher; das vorliegende aber verdient es ganz besonders nicht nur wegen seiner Tendenzlosigkeit und weil es nicht anklagt, sondern nur klagt und das koloniale Problem in seiner Tiefe und Tragik mit künstlerischer Meisterschaft vor uns entrollt. Die Darstellung der darin geschilderten aufregenden Erlebnisse sowie die Stimmungsbilder, die er bietet, zeugen von einer nicht geringen dichterischen Gestaltungskraft. Was der belgische Leutnant Christian Svarre, der, des Dienstes immer [illegible] Uhr müde, in die Urwälder des Kongogebietes auswandert, um dort als Pionier der Zivilisation zu wirken, erlebt hat, das ist des Autors Jürgensen eigenes Erleben. Er hat sieben Jahre lang fern von allen europäischen Ansiedelungen in der heißesten Gegend und den dichtesten Wäldern als einziger Weißer unter den Bantus gelebt, dem [illegible] der dortigen Negerstämme, von deren Psychologie und Charakter er packende Bilder entwirft, und ist dabei zu der Erkenntnis gekommen, daß es ebenso unsinnig wie brutal ist, ihnen mit Gewalt abendländische Kultur aufdrängen zu wollen, und daß man besser daran tut, ihren Glauben und ihre Sitten, so roh sie auch erscheinen, zu respektieren und sie gewähren zu lassen, bis sie im Laufe der Zeiten durch die Berührung mit immer mehr Weißen allmählich von selbst zu anderen Lebensformen übergehen. Daß viele Europäer dort zu Gewaltmenschen und Teufeln werden, [illegible] er weder, noch verteidigt er es; er sucht nur es zu erklären. Er [illegible] Ansicht, daß die Schuld an den Greueln, die dort geschehen und von denen eine durch [illegible] und [illegible] noch übertriebene Kunde nach Europa gelangt, keinem einzelnen Beamten und auch keiner [illegible] zuzumessen ist. Die [illegible] [illegible]

[illegible]

den.“ Aus dieser Widmung ersehen wir, daß er, obgleich er den Helden seines Buches an Leib und Seele gebrochen aus dem Kongostaat nach Europa zurückkehren läßt, trotzalledem an ein Aufwärts dort glaubt und der Hoffnung lebt, daß in der Fülle der Zeiten auch in den dunkelsten Gebieten des dunkeln Erdteils das Licht aufgehen werde, vor dem die Finsternis nicht bestehen kann.

Mandus Frixens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte von Ewald Gerhard Seeliger. Berlin W. 30. Concordia, deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Mandus Frixen ist ein Hamburger Kind. Von klein auf dem Wasser leidenschaftlich zugetan, geht er, als er eingesegnet ist, gegen den Willen seiner Eltern zur See, und zwar auf einem Segelschiff, das erst nach Valparaiso und dann nach Santos fährt. Was er auf seiner ersten Seereise erlebt, wie er trotz Seekrankheit und gefährlicher Stürme, und obgleich ihn sein Kapitän nicht eben sanft anfaßt, und auch die Matrosen es nicht an Handgreiflichkeiten fehlen lassen, nichts von seiner Begeisterung für den Schifferberuf einbüßt, das wird so frisch und flott, mit so viel Sachkenntnis und stellenweise so gesundem Humor erzählt, daß die deutsche Jugend, die so viel mehr von der Waterkant hört und sieht, als ihre Väter in der flottenlosen, der schrecklichen Zeit, jedenfalls ihre helle Freude daran haben wird. Die Seemannsgeschichte „Jakob Ehrlich“, die der selige Franz Hoffmann einst frei nach Marryat für uns Landratten bearbeitete, und die wir mit so angenehmem Gruseln und mit atemloser Spannung lasen, verblaßt dagegen. Das letzte Kapitel erzählt, gewiß zur großen Befriedigung jedes jugendlichen Lesers, der das Bedürfnis hat, Mannhaftigkeit und Tugend noch auf Erden belohnt zu sehen, wie Mandus Frixen später der Stolz seiner Eltern geworden ist und die ebenso hübsche wie resolute Tochter seines ersten Kapitäns geheiratet hat. Wir nehmen Abschied von ihm, als er auf der Kommandobrücke eines schmucken Hapagdampfers steht, der mit Passagieren und Stückgut eine Reise nach Westindien antritt.

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Von Walther Eggert Windegg. Volksausgabe. Stuttgart. Verlag von Strecker & Schröder.

Wer „die Andacht zum Kleinen“ hat, wird mit Rührung und Freude in dem Haushaltungsbüchlein blättern, in dem Mörike, seine Schwester Clara und seine Braut Margarethe v. Speeth vom Jahre 1843—1847 Einnahmen und Ausgaben gebucht haben, und das W. E. Windegg herausgegeben hat. Mit Rührung, weil sich daraus ersehen läßt, wie unendlich bescheiden Einnahmen und Ausgaben waren, und wie schwer es gewesen sein muß, die letzteren mit den ersteren in Einklang zu bringen, und mit Freude, weil die köstlichen Gefühlsergüsse und humoristischen Federzeichnungen, die sich zwischen die Zahlenreihen drängen, beweisen, daß die Enge

seines Lebens Mörikes goldenem Humor nichts anhaben konnte. Er brauchte den aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier der Dichtung, den er aus der Hand der Wahrheit empfangen hatte, nur in die Luft zu werfen, um das Wehen banger Erdengefühle zum Schweigen zu bringen, die enge Gruft seines Erdenlebens in ein Wolkenbett zu verwandeln, den Tag lieblich und die Nacht hell zu machen. Auch vom kulturhistorischen Standpunkte aus ist das Haushaltungsbuch, das der Herausgeber mit einem Begleitwort und einer ebenso warmherzigen wie feinsinnigen Einleitung versehen hat, nicht uninteressant, zeigt es uns doch, wie unglaublich billig damals alles war und mit wie wenig man auskommen konnte. Wir haben so viel mehr als unsre Väter und können so viel mehr ausgeben; aber ist mit unserem Reichtum unsre Lebensfreude gewachsen? —

Deutsche Dichtung. Eine Auslese für den Schul- und Unterrichtsgebrauch von A. Sänger. Mit 18 Bildnissen und 6 Handschriften. Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien, 1909.

Diese sehr geschmackvoll eingebundene und ausgestattete Gedichtsammlung ist nicht nur für den Schul- und Unterrichtsgebrauch bestimmt, wie das Titelblatt angibt, sondern nach dem Vorwort der Herausgeberin außer für die Jugend auch für das Volk „als bereichernde Ergänzung der in der Schule erworbenen Kenntnis deutscher Dichtung". Sie sagt, bei der Auswahl der Gedichte habe sie sich von Goethe leiten lassen, der in einem Briefe an Professor Niethammer (i. J. 1808) für ein solches Buch die Aufnahme „des Vortrefflichsten aller Art, das zugleich populär wäre", empfohlen habe. Da für die Jugend wie für das Volk nur das Beste gut genug sei, habe sie nichts Minderwertiges aufgenommen; aus den Schullesebüchern bereits bekannte und zu unverlierbarem Besitz selbst der Halbgebildeten gewordenen Gedichte, seien fortgelassen; bevorzugt habe sie alles „Volkstümliche, d. h. Einfache, Klare, Sinnenhafte, Behaltbare". Sehr schön und sehr richtig; aber hat die Herausgeberin wirklich nach diesem Grundsatz gehandelt? Sind Goethes „Füllest wieder Busch und Tal" oder „Ueber allen Gipfeln" volkstümlich? Ist „das Göttliche" (Edel sei der Mensch) sinnenhaft und behaltbar? Dasselbe kann man bei Schillers „Macht des Gesanges", „Die deutsche Muse" und noch bei vielen anderen Gedichten fragen, denen man in der Sammlung begegnet. Auch das trifft nicht ganz zu, daß aus Schullesebüchern bereits bekannte Gedichte nicht aufgenommen seien, denn wir finden darin Bürgers „Lied vom braven Mann", Uhlands „Das Glück von Edenhall" und Rückerts „Es zog ein Mann im Syrerland" und ähnliche, die in jedem Lesebuche stehen, und sollte es wirklich Deutsche geben, die „Ich hatt' einen Kameraden" oder „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?" nicht von Kindesbeinen an gekannt und mitgesungen haben? Nicht in Lesebüchern, in die sie auch nicht hineingehören, wohl aber in jedem Gesangbuch stehen Luthers „Eine

feste Burg" und „Aus tiefer Not" und Paul Gerhardts „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?" und „Befiehl du deine Wege", und andere Choräle, die seit lange „zu unverlierbarem Besitz selbst der Halbgebildeten geworden sind". Nebenbei bemerkt, hat niemand das Recht, zu Allgemeingut gewordene Kirchenlieder zu kürzen, wie das bei den beiden Gerhardtschen Liedern geschehen ist; das letztere hat statt seiner zwölf Strophen nur fünf, was um so unverzeihlicher ist, als die Strophenanfänge nun nicht mehr dem Bibelspruch entsprechen, den der fromme Sänger seinem Liede zugrunde gelegt hat. Abgesehen von diesen Ausstellungen soll aber gern zugegeben werden, daß sich die vorliegende Auslese in vieler Beziehung sehr vorteilhaft von so mancher anderen Anthologie unterscheidet, bei der man den Eindruck hat, daß aus zwölf alten, eine dreizehnte neue gemacht worden ist. Sie beginnt mit Walther von der Vogelweide und endet mit den Neuesten, wie Liliencron und Dehmel, und bringt von Dichterinnen nicht nur Annette v. Droste-Hülshoff, sondern auch Marie v. Ebner-Eschenbach, Anna Ritter und andere, die noch heute singen und sagen. So erkennen wir mit Freude, daß der Quickborn deutscher Dichtung trotz aller Ungunst der Zeiten bisher nicht versiegt ist, und hoffen, daß sich auch fernerhin der ideale Schatz unsres Volkes mehren und es immer Sänger geben wird, die das Höchste und Beste preisen und mit süßem Klang uns bewegen die Brust und mit göttlich erhabenen Lehren. Ganz besonders reizvoll ist es, in dem Anhang zu blättern, der eine Sammlung von Weisheitssprüchen enthält. Sie beginnen mit Sprüchen aus dem zwölften Jahrhundert und aus Freidanks Bescheidenheit und enden mit Sprüchen von Frieda Schanz und Ludwig Fulda.

M. Fuhrmann.

Fr. von der Leyen, Deutsches Sagenbuch. Vierter Teil: Die deutschen Volkssagen von Fr. Ranke. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, 1910. XVII und 294 S. Gebd. Mk. 3,—.

Theod. Siebs, Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen. Bd. III. Schlesische Sagen, I. Spuk- und Gespenstersagen von Richard Kühnau. Leipzig, Teubner, 1910. XXXVIII und 618 S. Gebd. Mk. 9,—.

Dem ersten Teile des „Deutschen Sagenbuches" hat die Verlagsbuchhandlung nunmehr den vierten Teil folgen lassen: er umfaßt ausgewählte Sagen aus allen Teilen Deutschlands und den angrenzenden deutschredenden Ländern, Sagen aus allen Gebieten des Volksglaubens. Bei der ungeheuren Reichhaltigkeit der im Volke umlaufenden sagenhaften Geschichten mußte natürlich (schon der ganzen Anlage des Werkes entsprechend) eine sorgfältige Auswahl getroffen werden, und gerade hier zeigt sich in der weisen Beschränkung die Vortrefflichkeit. Denn entweder mußte der Bearbeiter der vielen deutschen Volkssagen sein Hauptaugenmerk auf möglichste Vollzähligkeit des gesamten Materials richten (und mit wie großen Schwierigkeiten das verbunden wäre, läßt der vorliegende I. Band der schlesischen

Spuk- und Gespenstersagen mit seinen 658 Nummern zur Genüge erraten, dann wäre das Ergebnis ein dickleibiges, wissenschaftliches Werk geworden, oder er mußte sich bescheiden, eine Auswahl zu geben. Für die Abfassung eines Buches wie das vorliegende, das zugleich Volks- und Hausbuch sein will, konnte nur der zweite Grundsatz maßgebend sein. Damit hat der Verfasser einen glücklichen Griff getan. Die Auswahl der Sagen ist fast durchweg vortrefflich, zu begrüßen ist namentlich die starke Verwendung neuerer und allerneuester Sagenstoffe (so einer Frevelsage aus dem Jahre 1905, aus der Gegend von Deutsch-Eylau stammend und der interessanten Parallele der anläßlich der Zerstörung von Martinique entstandenen Sagenberichte). Gerade solche Hinweise erhöhen den Wert eines Volksbuches. Ein weiterer Vorzug des Buches besteht in der Anordnung des Stoffes und in den den Text verbindenden Erklärungen. Diese letzteren geben dem Buche einen besonderen Reiz. Denn weder in der bekanntesten unserer Sagensammlungen, in den „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm, noch in den vielen seither nach ihrem Vorbilde erschienenen Werken ist besonderer Wert gelegt auf erklärende Vertiefung der verschiedenen Sagen durch textverbindende Erläuterungen; sie alle sind lediglich nach bestimmten Sagengruppen geordnet. Rankes kurzen und treffenden Erläuterungen wird der Leser gern folgen und sich vertieftes inneres Verständnis aus dem Zusammenhange zu eigen machen, denn die Erläuterungen „erklären" nicht nur, soweit bei einer Materie wie dieser überhaupt von Erklärung im strengeren Sinne des Wortes gesprochen werden kann, sondern suchen auch den inneren Zusammenhang der Sagenstoffe mit dem Denken und Fühlen der Volksseele nachzuweisen und sind deshalb durch die psychologische Darlegung der verbindenden Fäden doppelt interessant. Ranke gruppiert seinen Stoff in 13 Kapitel und handelt zuerst von den Sagen, die sich auf die Seele des Menschen beziehen (Kap. 1—4, Druden-, Hexen-, Freischütz-, Werwolf-, Irrlichtsagen, Sagenstoffe über das Totenheer und die verschiedenen Varianten der deutschen Kaisersage); der zweite Hauptteil (Kap. 5—9) handelt von den „selbständigen Gestalten des Volksglaubens", den Sagen über Zwerge, Kobolde, über den Bergwerksgeist und den Klabautermann, von Wald- und Wassergeistern, endlich über geheimnisvolle Tiere (Drachen, Schlangen, Nachtraben). Besonders hervorheben möchten wir daraus die schönen Ausführungen über Zwerge und Kobolde, die zu den gelungensten Partien des Buches gehören. Der dritte Teil bringt „Sagen, die für das erzählende Volk schon unter die geschichtlichen fallen, von den Wesen, Taten und Ereignissen der Vergangenheit", er erzählt von Riesen und Räubern, von großen Freveltaten und ihrer Strafe, von Untergang und Vernichtung einzelner Menschen und ganzer Orte, von versunkenen Schätzen und den meist mißlungenen Hebungsversuchen (Kap. 10—12). Das letzte Kapitel bringt endlich verschiedene Sagen vom Teufel, in denen teilweise schon Legenden- und Schwankmotive mitspielen. In den einleitenden Bemerkungen über Wesen

und Wert unserer Sagen und Märchen und ihre gegenseitige Abgrenzung erhält der gebotene Sagenstoff eine willkommene Ergänzung; die Quellennachweise und Anmerkungen erhöhen den wissenschaftlichen Wert des Ganzen.

Anders will der erste Band der schlesischen Sagen, die Spuk- und Gespenstersagen, beurteilt werden. Sie sind örtlich ziemlich genau beschränkt (namentlich Mittelschlesien, S. 4), machen aber dafür Anspruch auf „annähernde Vollständigkeit". Genau genommen wird dies bei der immer schwieriger werdenden Möglichkeit schriftlicher Aufzeichnung von Sagenstoffen, die oft nur noch ein paar alten Leuten auf dem Lande, und diesen oft unbewußt, bekannt sind, niemals verwirklicht werden können, aber der vorliegende Band bringt doch eine staunenswerte Fülle von Material. Aufgenommen wurden alle wirklich volkstümlichen Sagen. „Was direkt aus dem Volksmunde gesammelt ist von zuverlässigen Sammlern, hat ein Anrecht, im Sagenbuche vertreten zu sein, auch das scheinbar Unbedeutende, Widerspruchsvolle oder Unklare." Hauptsächlich sind in dem Bande die Sagensammlungen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwertet, daneben auch alle sicheren älteren Zeugnisse (Chroniken). Gruppierungsprinzip bei Kühnau ist das Haften der Sage an bestimmten Orten, denn der Ort steht zum Inhalt der Sage' sicherlich in einem bestimmten festen Verhältnis. Wie Ranke beginnt auch Kühnau mit Seelensagen, denn Spuk- und Gespenstersagen sind nichts anderes als sagenhafte Berichte über angebliche Erscheinungen, die in irgendeinem Zusammenhang stehen mit dem Tode eines Menschen. Diese Erscheinungen teilt der Verfasser ein in Leichenspuk, Grab- und Kirchhofsspuk (große Mannigfaltigkeit der Kirchturm- und der damit zusammenhängenden Sagen), Spuk an Mord-, Richt- und Unglücksstätten, Hausspuk (gutherzige Hausgeister, die vielen Sagen über häusliche Polter- und Quälgeister), Vampirsagen (meist slavischer Herkunft, in Deutschland namentlich zur Zeit der Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert üppig blühend), Kirchenspuk, Ruinenspuk (die vielen Sagen der in Schlangen verwandelten Burgfrauen), Weg- und Wanderspuk (namentlich bei Kapellen, Bildstöcken, Kreuzen, dann an Brücken, Gräben, Wasserläufen, Grenzen; sehr reich ausgebildete Sagenstoffe über gespenstische Reiter, Feuermänner und Irrlichter), Bannung von Polter- und Quälgeistern und Naturspuk, schabernacktreibende Geister des Bergwaldes. Die genauen Literaturnachweise sind wertvoll. Genaue Sachregister sollen am Schlusse des Werkes folgen.

Wir dürfen den beiden vorliegenden Werken für die noch ausstehenden Bände nur gleich gutes Gelingen wünschen wie bisher, die Aufnahme wird eine ebenso freudige sein. Mögen sie dazu beitragen, die Freude und das Interesse am Volkstümlichen zu wecken und zu vertiefen, „nationale und ethische Werte von unvergänglicher Lebenskraft liegen in der Welt der deutschen Sage verborgen."

Dr. H. Gürtler.

Politische Korrespondenz.

Slavische Interna.

Durch die ganze slavische Welt geht unleugbar seit einiger Zeit eine starke Bewegung, deren Wellenschlag sich an verschiedenen Stellen sehr fühlbar macht, deren Tendenzen indessen noch ziemlich unklar sind.

Die gewaltige Bewegung, von der das eigentliche Russentum durch die Betretung konstitutioneller Bahnen ergriffen ist; der erbitterte Kampf des Polentums gegen das Deutschtum in unseren Ostmarken; die rücksichtslos dreiste Offensive der Tschechen nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern sogar in reindeutschen Kronländern Oesterreichs; der sich immer schärfer zuspitzende Gegensatz zwischen den südlichen Slaven und der in den Ländern der Stephanskrone herrschenden ungarischen Minorität; die noch durchaus unklaren innerpolitischen Folgen der bosnischen Annexion und die ebenso unklaren Strömungen in den slavischen Balkan-Staaten — alles dies in seiner Gesamtheit ist ein Faktor von gewaltiger Bedeutung für die Entwicklung nicht nur der ost- und mitteleuropäischen Verhältnisse und verdient jedenfalls aufmerksame Beachtung jedes politisch denkenden Kopfes.

In dieser Hinsicht ist es nicht ohne Interesse, an der Hand eines kürzlich im „Russischen Invaliden" erschienenen Aufsatzes einen orientierenden Blick zu tun in das Innere des brodelnden slavischen Hexenkessels und die zum Teil scharfen Gegensätze kennen zu lernen, die sich in der slavischen Bewegung zurzeit geltend machen.

Die nachfolgenden Angaben sind nun dem oben erwähnten Aufsatze entnommen, dem auch die Verantwortung für die verschiedenen Zahlenangaben überlassen bleiben muß. Selbst wenn letztere nicht überall der Wahrheit entsprechen sollten, ist die Tendenz — und die nicht sehr siegesfreudige Stimmung — des ganzen Aufsatzes immerhin außerordentlich interessant.

Der Alt-Slavismus, auch Ost-Slavismus oder Russo-Slavismus, ist eine politische Bewegung, welche das Ziel verfolgt: unter der Oberherrschaft Rußlands einen Bund der fünf slavischen Staaten Rußland, Polen, Tschechien, Serbo-Kroatien und Bulgarien zu bilden, dem sich die drei halbslavischen Staaten Rumänien, Ungarn und Griechenland-Albanien angliedern. Der Neu-Slavismus hat kein politisches Programm, sondern

ist eine rein kulturell-wirtschaftliche Bewegung, die sich der Germanismus bei seinen Bestrebungen nutzbar zu machen bemüht ist. Dieser Bewegung verdankt die neue Strömung, der Austro-Slavismus, ihre Entstehung.

Die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina fand die Billigung einiger westslavischer Kreise, und hierauf gründet sich die Hoffnung Oesterreichs, die West-Slaven auf dem Boden des Austro-Slavismus zu vereinigen. Diese Hoffnungen waren so weitgehend, daß die Führer dieser Richtung daran dachten, den Einfluß des Austro-Slavismus sogar auf die Weißrussen und Kleinrussen auszudehnen, in der Meinung, daß diese Zweige des russischen Volkes bereits das rein-russische Bewußtsein verloren hätten und leicht dem Einfluß der West-Slaven anheimfallen würden.

Einige polnische Schriftsteller, besonders feurige Parteigänger des Austro-Slavismus, verlangen die Benutzung der augenblicklichen Schwäche Rußlands zur Verwirklichung der Pläne dieses Austro-Slavismus.

Der Umschlag eines in Berlin erscheinenden Blattes zeigt eine Karte, auf der Weiß- und Klein-Rußland und selbst ein Stückchen Groß-Rußland mit besonderer Farbe bezeichnet sind als Gebiete, welche der westslavischen Welt angehören.

Wendet man sich den Bevölkerungszahlen zu, so gab es im Jahre 1905: 105 Mill. Ostslaven, 30 Mill. Westslaven und 15 Mill. Südslaven.

Von dieser Zahl rechnet Polen 65 Mill. (ohne Tschechen) als zu seiner Sphäre gehörig, während für Rußland nur 60 Mill. reiner Russen zugestanden werden.

Die österreichischen Westslaven-Führer gehen noch weiter und zählen mit Einschluß der Tschechen 75 Mill. Westslaven.

Die österreichischen Slavenführer in Wien sind hiermit noch nicht zufrieden, sondern hoffen, daß die höhere Kultur, die bürgerliche Ordnung und die besseren wirtschaftlichen Verhältnisse auch Bulgarien und Serbien zu ihnen hinüberziehen werden — also das ganze Slaventum mit Ausnahme von 60 Mill. Russen. Diese Idee hat bereits in Bulgarien und Serbien Eingang gefunden, und es wurden auf verschiedenen Kongressen (z. B. in Sofia 1906) Stimmen laut, welche vor dem Pan-Russismus warnten als vor der nächsten und größten Gefahr, die dem Slaventum drohe.

Der Schwerpunkt des Austro-Slavismus liegt in den klerikalen Kreisen des Westens, welche in der angegebenen Richtung einen rücksichtslosen Kampf führen. Die organisatorische Geschicklichkeit der Klerikalen bedroht das Wachstum der slavischen Idee in gefährlicher Weise.

Nun zeigt die Statistik, daß die österreichischen Slaven zahlenmäßig durchaus nicht zunehmen; ein Anwachsen der slavischen Bevölkerung macht sich nicht bemerkbar.

Erklärt wird diese Erscheinung durch die verstärkte slavische Auswanderung nach Amerika, wo in den letzten Jahrzehnten das Slaventum bis auf anderthalb Millionen angewachsen ist.

Vor der Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina bildeten

die Slaven 16 % der Bevölkerung des Donaureiches [illegible] und Herzegowina 18 %.

Dies traurige Bild von der Lage des Slaventums [illegible] durch seine politische Rechtlosigkeit. In den gesetzgebenden [illegible] Oesterreichs und Ungarns sind die Slaven in bedenklicher [illegible] der österreichischen Delegation sind unter 60 Mitgliedern nur 24 [illegible] Oesterreichs bilden die Slaven 25 % und auch im Unterrichtswesen [illegible] trotz des allgemeinen Wachstums im bedenklichen Maße [illegible].

In Ungarn befinden sich unter den 60 Mitgliedern der [illegible] 4 Slaven, im Magnatenhause gegen 3 Slaven und im [illegible]

Zu ungunsten der Slaven fällt ferner der Umstand [illegible] daß in den großen Städten die Slaven sehr schnell [illegible] mit ihrer Nationalität verlieren.

In Wien besteht die Hälfte der anderthalb Millionen [illegible] Slaven, aber bei der Volkszählung haben sich nur 12 [illegible] erklärt.

Unter diesen traurigen Verhältnissen können wir [illegible] darauf hoffen, daß Oesterreich sich zu einem [illegible]

Man muß hoffen, daß die vollkommen zurückgetretenen [illegible] früher oder später die österreichischen Slaven [illegible] werden sich dem russischen Slavismus zuwenden.

Der russische Slavismus ist nicht der Panslavismus [illegible] russische Slavismus ist nicht auf Unterjochung, sondern auf [illegible] Befreiung gerichtet. Werfen darf man übrigens [illegible] Schuld der Oesterreicher, sondern auf die Volksmassen [illegible] kann einzelne Anzeichen erkennen, daß bei den [illegible] der russische Slavismus sich Boden bricht.

Die neue Strömung in der slavischen Welt [illegible] in der gegenwärtigen [illegible] unserer Politik.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zollverein entstand das Deutsche Reich; aus der glänzenden Blüte seines kulturellen Lebens zog es seine gewaltige Kraft.

Daher müssen wir den Neu-Slavismus, der die Slaven zur Vereinigung auf wirtschaftlichem und kulturellem Boden ruft, als einen wichtigen Faktor begrüßen in dem Kampfe gegen den Ansturm des Deutschtums!

* * *

In den obigen Auslassungen des russischen Aufsatzes sind unzweifelhaft manche Angaben übertrieben und manche Urteile schief — immerhin ist der Aufsatz in seiner Gesamtheit nicht nur interessant, sondern auch lehrreich! Möge er auch unsere Augen schärfen für so manches, was not tut!

Thilo von Trotha.

Die Wahlen in Frankreich.

Man hat von Frankreich mit dem unaufhörlichen Wechsel seiner Regierungsformen gesagt, es schwanke umher, wie ein geistreicher Mann, der seinen Beruf verfehlt habe. Dieses Bonmot hat jedoch mit der Zeit einen guten Teil seiner Wahrheit eingebüßt. Die Republik besteht jetzt fast vierzig Jahre, und die soeben vollzogenen Wahlen zur Deputiertenkammer haben die Herrschaft der Republikaner aufs Neue befestigt. Auch die heftige Opposition des Klerus hat der republikanischen Partei keine Mandate zu entreißen vermocht. In der Vergangenheit ist es der katholischen Kirche häufig gelungen, dem Republikanertum die schwersten Drangsale zu bereiten. Die Geistlichkeit entzündete während der großen Revolution den Bürgerkrieg in der Vendée. Gestützt auf das Konkordat mit dem Papst, quetschte Bonaparte nach dem 18. Brumaire die Republikaner an die Wand. Nach dem Sturze des Kaiserreichs begründete das wiederhergestellte Ancien Régime seine Herrschaft in sehr hohem Maß auf den Klerus. Was nach den Stürmen von 1848 das Bündnis mit der Hierarchie für Napoleon III. bedeutete, ist bekannt. Unter der Verwaltung des Marschalls MacMahon mußten die Republikaner aller Schattierungen die Streitigkeiten, welche sie spalteten, für einen Augenblick vergessen und sich fest zusammenschließen, um den Ansturm des Klerikalismus abzuwehren, und auch da wurde ihnen die Rettung des republikanischen Staats noch schwer genug. Seitdem ging es mit den französischen Ultramontanen allmählich bergab, aber durch die Dreyfuß-Affäre gelang es jener Partei noch einmal, die Republik in ernste Verwirrung zu stürzen. Am letzten Ende nahm auch dieses Ringen einen für die Klerikalen ungünstigen Ausgang, und nun erließ die Republik scharfe Unterdrückungsgesetze gegen die katholische Kirche. Sie waren nicht so radikal und gewaltsam, wie einst die

Maßregeln der Jakobiner gegen die eidweigernden Priester, aber immerhin ist die freidenkerische Republik zu einer Kirchenpolitik übergegangen, welche keineswegs durchaus mit Recht als Trennung von Kirche und Staat bezeichnet werden, indem die römisch-katholische Religion doch auch drückende, ja lähmende Fesseln zu tragen hat.

Diese Gesetzgebung, welche die Katholiken des Landes, die Bischöfe an der Spitze, in der leidenschaftlichsten Weise bekämpft haben, hat bei den letzten Wahlen einen vollständigen Sieg davongetragen. Die Wählermassen sind der freidenkerischen radikalen Republik treu geblieben, und der Klerikalismus ist bis auf weiteres in Frankreich ohne jeden politischen Einfluß. Warum die französische Geistlichkeit im öffentlichen Leben ihres Vaterlandes gegenwärtig so wenig bedeutet, während sie früher Regierungsformen stützen und stürzen konnte, ist schwer zu sagen. Tiefer blickende Beobachter meinen, die Seminarerziehung der französischen Priester habe schließlich ein Geschlecht liefern müssen, welches zu weltfremd sei, um sich der politischen Führung der Nation unterwinden zu können. Der katholische Geistliche in Deutschland, dem der Staat eine einigermaßen zeitgemäße Bildung aufzwinge, werde eben dadurch fähig, sich auch politisch an der Spitze seiner Herde zu behaupten.

Dagegen ist zu sagen, daß literarische Produktionen, wie die Zeitschrift „Le Correspondant“ und die doch auch katholisch gefärbte „Revue des deux mondes“, das Vorhandensein geistiger Kräfte im französischen Katholizismus beweisen, welche so edel und köstlich sind, daß unsere stroherne katholische Literatur leider einen höchst kläglichen Gegensatz dazu bildet. Auch darf die Charakteristik nicht vergessen werden, die Taine in dem letzten Band seiner „Origines de la France contemporaine“ von dem französischen Klerus entwirft. Taine war ein schlechter Geschichtsschreiber, aber ein scharfblickender Beobachter der Gegenwart. Nach seiner Schilderung sind die moralischen Kräfte, welche die moderne französische Geistlichkeit in sich trägt, ganz außerordentlich bedeutend, so daß man meinen sollte, jene sittliche Macht könnte nicht umhin, sich auch in politischer Hinsicht die Achtung der Nation zu erzwingen.

Ich gestehe, daß ich auf diese Fragen keine Antwort weiß, und begnüge mich, das Problem zu stellen. Der Fortgang der historischen Begebenheiten wird es lösen.

Man sollte glauben, ein Wähler, der so beharrlich regierungsfreundlich stimmt, wie das der Durchschnittsfranzose seit vielen Jahren getan hat, müßte mit dem Stand der öffentlichen Angelegenheiten höchst zufrieden sein. Nun lehren jedoch die französischen Zeitungen, daß die Bürger der Republik ohne Unterschied des Standes zu den Politikern, welche sie zu Gesetzgebern wählen, nur ein recht bedingtes Vertrauen haben. Man verachtet in Frankreich den republikanischen Politiker, aber man wählt ihn doch. Teilweise rührt allerdings der für die Machthaber so günstige Ausfall der Wahlen von dem Druck her, welchen die Behörden der Republik sowohl vor der

Wahlperiode als auch während der Abstimmung selber auf die Bürger ausüben. Den soeben aufgelösten Kammern lag ein Gesetzentwurf vor, der eine in Deutschland dank dem Fürsten Bülow längst durchgeführte Reform auch in Frankreich verwirklichen sollte. Es handelte sich um die Einführung der Isolierzelle und des amtlichen Kuverts bei den Wahlen. Zur Blamage für das französische Republikanertum lehnte der Senat die Isolierzelle ab, während das Wahlkuvert in der Deputiertenkammer stecken blieb.

Selbstredend erklären die Pressionen und die bei manchen Vorstehern des französischen Wahlgeschäfts gleichfalls beliebten Unterschiebungen und Unterschlagungen von Stimmzetteln die Niederlage der Opposition nur zu einem Bruchteil. Es bleibt dabei, daß der Franzose, so laut er über die Minister und Abgeordneten schimpft, halbwegs mit ihrer Regierung zufrieden ist. In dieser Stimmung stört ihn auch die Tatsache nicht, daß die Gesetzgebung der Republik seit jenen legislatorischen Maßregeln, welche jenseits der Vogesen als Trennung von Kirche und Staat bezeichnet werden, unfruchtbar geblieben ist. Die Einkommensteuer, deren wir uns in dem Beamten-Staat Preußen schon so lange erfreuen, ist neben dem Gesetzentwurf zum Schutz der Wahlfreiheit in den Kammern stecken geblieben. Die Altersversicherung der Arbeiter hat kurz vor dem Ablauf der Legislaturperiode noch Gesetzeskraft erhalten. Aber, verglichen mit unserem Invalidengesetz, ist die zustande gebrachte Reform, auf deren Details ich in einer späteren Korrespondenz zurückkommen werde, doch bloß Stückwerk.

Der französische Philister ist mit der roten Republik zufrieden, weil sie konservativ geworden ist. Als aufgeklärter Mann — ist er doch noch immer „philosophe" im Sinne Voltaires — wirft er den Roten die Priester, Mönche und Nonnen zum Fressen hin. Aber an der Steuer- und Sozialgesetzgebung dürfen die Roten, wenn sie nicht wider Willen den Klerikalen zur Mehrheit verhelfen wollen, nur mit großer Vorsicht etwas ändern. In den Besitz der Macht gelangt, sind sie übrigens auch ganz bereit dazu, alle tiefer einschneidenden Reformen mit großer Bedächtigkeit zu betreiben. Die nicht politisierende Masse in dem reichen, materiell prosperierenden Lande, durch das Zweikindersystem von allen wirtschaftlichen Sorgen befreit und wie in dieser Frage, so auch sonst rationalistisch gesinnt, läßt die Roten am Staatsruder, diese aber sind saturiert.

Es hat auf die öffentliche Meinung, wie sie sich in den Deputierten-Wahlen kundgegeben hat, auch keinen Eindruck gemacht, daß durch den Liquidator der Republik, Duez, das Vermögen der aufgehobenen geistlichen Kongregationen zu einem guten Teil gestohlen worden ist. Die Mönche und Nonnen haben natürlich, als die Kampfgesetze dem Dasein ihrer Orden ein Ende machten, ins Ausland gebracht oder durch andere Mittel der Konfiskation entzogen, soviel sie irgend vermochten. Immerhin sind, besonders an unbeweglichem Kapital, mehrere hundert Millionen in die Hände der staatlichen Liquidatoren gefallen. Einzelne dieser Herren haben,

von dem geständigen Duez ganz abgesehen, sich in hohem Maße der Veruntreuung verdächtig gemacht. Wie groß der Umfang des Krebsgeschwürs eigentlich ist, weiß die Regierung selber nicht, sie gesteht aber die Existenz einer argen Fäulnis zu. Sie hat, kurz bevor die gesetzgeberischen Funktionen der letzten Kammer erloschen, noch ein Gesetz durchgebracht, welches die Verwaltung der geistlichen Güter den gerichtlichen Behörden als erwiesenermaßen unfähig entzieht und dieselbe Steuerbeamten überträgt.

Die „Revue politique et parlamentaire“ vom 10. April bringt einen ausgezeichneten Artikel über die Bedeutung dieses Gesetzes. Er ist betitelt Les liquidations judiciaires und verfaßt von A. Tissier professeur à la faculté de droit à Paris. Der Artikel zeigt wieder einmal so recht deutlich, daß unser gängelnder, bevormundender Beamten-Staat doch auch seine Vorzüge hat. In Frankreich ernennen seit mehr als hundert Jahren die Gerichte Konkursverwalter, Nachlaßpfleger, Vormünder, Kuratoren und wie sonst die Personen heißen, welchen obrigkeitlicherseits die Verwaltung fremden Privateigentums anvertraut zu werden pflegt, ohne von ihren Vertrauensmännern jemals ernsthafte Rechnungslegung zu verlangen. Die Details der Kontrolle, mit denen es preußische Richter so genau — manchmal auch zu genau — zu nehmen pflegen, kommen französischen Gerichten viel zu pedantisch vor. Sie halten sich mit solchen Formalitäten nicht auf, vielmehr können die Liquidatoren und Kuratoren wirtschaften. Gewiß ist es höchst ehrenvoll für die französische Nation, daß dieses laxe System mehr als hundert Jahre lang gehandhabt werden konnte, ohne einen ungeheuren Aufschrei der Entrüstung bei Gläubigern, Erben, Mündeln usw. hervorzurufen. Die große Masse der gerichtlichen Liquidatoren und Kuratoren muß stets aus Männern bestanden haben, denen die weltbekannte geschäftliche Reellität ihres Volkes eigen gewesen ist. Immerhin sind jene Einrichtungen, wenigstens nach den Verwaltungsgrundsätzen unseres straff organisierten Staatswesens beurteilt, sehr unvollkommen, und nachdem sich heute teils sicher, teils mit hoher Wahrscheinlichkeit herausgestellt hat, daß Liquidatoren der Güter der toten Hand den Staat um Millionen betrogen haben, fordert die öffentliche Meinung auch in Frankreich eine schärfere Beaufsichtigung aller Kategorien von Vermögensverwaltern.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß eine Reform zustande kommt. Wie schon gesagt, ist das Konnubium zwischen der roten Republik und dem konservativen Philister sehr unfruchtbar. An dem Altersversicherungsgesetz ist viele Jahre gearbeitet worden, bis man es im letzten Moment der Legislaturperiode durchgedrückt hat, obwohl es vom Stadium der Reife noch sehr weit entfernt war. Sonst hat die letzte Kammer eigentlich nur noch ein Gesetz gegen die gesundheitsschädliche Verwendung von Bleiweiß zustande gebracht; das ist so ziemlich der gesamte legislatorische Ertrag der Legislaturperiode 1906—1910.

Um zu den geraubten geistlichen Millionen zurückzukehren, so hat dieser Skandal, der den Katholiken ein verfrühtes Vergnügen bereitete, den

Ausfall der Wahlen nicht im geringsten beeinflußt. Daß die konservativ gewordenen roten Priester-Fresser die Strafe an den obskurantistischen Mönchen und Nonnen mit unreinen Händen vollstreckt haben, weiß jeder französische Wähler. Aber solche Dinge kommen in der Weltgeschichte sehr oft vor. Außerdem hat sich an dem Besitz der Kongregationen in kleinerem Maßstabe wiederholt, was einstmals, zur Zeit der Nationalgüter, so große politische Bedeutung gehabt hat. Gar zu viele Leute sind an dem Erwerb von Stücken, Fetzen und Brocken des den Orden entzogenen Eigentums beteiligt, als daß die öffentliche Meinung allzu große Lust bezeigen sollte, sich mit der öffentlichen Erörterung der Verteilung der Beute intensiv abzugeben.

Zu den Maßregeln, welche unumgänglich waren, um die Wahlen zu machen, gehörte auch, daß die Regierung auf die den Kammern vorgeschlagene Finanzreform verzichtet hat. Das große Defizit, welches sich in Frankreich ebenso wie in Deutschland und England eingestellt hatte, ist nicht, wie in diesen beiden Reichen, durch schmerzhafte aber heilsame Steuer-Erhöhungen gedeckt worden, sondern man hat vermittelst der Kontrahierung schwebender Schulden seine Beseitigung auf die neue Kammer abgewälzt. Einige wenige Steuererhöhungen hat der verzweifelt kämpfende Finanzminister allerdings neben der Emission von Schatzscheinen auch noch durchgesetzt. Insbesondere die ewig milchende Kuh demokratischer Finanzminister, die Erbschaftssteuer, hat sich eine erneute Pressung ihres schon bedenklich schlaff werdenden Euters gefallen lassen müssen.

Trotzdem die vermögenden Leute in Frankreich, wie das in einer kleinbürgerlich-proletarischen Demokratie nicht anders sein kann, vom Fiskus einigermaßen geschröpft werden, haben sie noch keinen erheblichen Anlaß zu finanzpolitischer Unzufriedenheit. Die rote Republik ist ja konservativ geworden, ihre Gesetzgebung leidet an Unproduktivität, und mit dem gesamten öffentlichen Leben stagniert auch die Finanzpolitik. Eher gibt die sozialpolitische Richtung der Machthaber den wirtschaftlich führenden Klassen gerechten Grund zum Mißvergnügen. In die gegenwärtige Wahlbewegung fiel mitten hinein der Streik der eingeschriebenen Seeleute. Dieser Berufsstand genießt von altersher bedeutende gesetzliche Privilegien. Die Rheder sind beispielsweise verpflichtet, nationale Arbeitskräfte auf ihren Schiffen zu verwenden, unter Ausschluß fremder Matrosen. Trotz ihrer wertvollen Vorrechte befinden sich die eingeschriebenen Seeleute so gut wie immer im Streik, der eigentlich nur unterbrochen wird, um während kurzer Ruhepausen neuen Atem für den Klassenkampf zu schöpfen. So ziemlich jede Arbeitseinstellung hat dank der Konnivenz der schwachen demokratischen Regierung die eingeschriebenen Seeleute dazu geführt, daß sie neue Konzessionen erpreßten. Dieses Mal ist jedoch von dem Ministerium Briand eine ungewöhnliche Energie entfaltet worden. Der unter nichtigen Vorwänden herbeigeführte maritime Streik drohte, unmittelbar vor den Abgeordnetenwahlen den ganzen Handel und Verkehr von Marseille lahm zu

legen, und schon sprang das Feuer auch auf die anderen Hafenplätze über. Da schritt der nach Marseille geeilte Unterstaatssekretär Chéron mit Verhaftungen und sonstigen scharfen Mitteln ein und bereitete dem Unwesen in der Hauptsache ein rasches Ende.

Freilich ist schon heute vorauszusehen, daß bald nach dem vollständigen Erlöschen des Marseiller Streiks die verhafteten und zu Gefängnis verurteilten Rädelsführer ihre Begnadigung erlangen werden. Sind doch auch die pflichtvergessenen Postiers wieder in ihre ihnen gerechterweise entzogenen Stellungen eingesetzt worden, unter dem rührseligen Vorwande, daß sie bei der Ueberschwemmung von Paris sich in gemeinnütziger Weise geregt hätten! Eine Regierung, die so konstruiert ist wie die französische kann gar nicht anders, als im Widerstreit der sozialen Interessen eine ziemlich würdelose Haltung einnehmen. Gegenüber der Zuchtlosigkeit ihrer Hunderttausende von Unterbeamten verfügt sie praktisch nur über eine gebrochene Strafgewalt. Wenn die „Confédération générale du travail“ für den 1. Mai in Paris revolutionäre Kundgebungen angedroht hatte, so stieß die aktive Streitmacht jener höchst staatsgefährlichen Organisation allerdings auf genügend starke Truppenmassen, um ihrem üblen Willen gewisse Schranken zu ziehen. Aber nur das Aeußerste pflegt in Frankreich die Exekutive zu verhindern, wenn die sozialen Kämpfe ausarten und in die Form der „Sabotage“ oder in andere gewalttätige Exzesse übergehen. Im übrigen ergreift die Staatsgewalt, da sie ja ihr Mandat vom Volk hat, bei fast allen Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern die Partei der letzteren, die dadurch natürlich immer unruhiger und anspruchsvoller werden. Es ist aber wohl zu bemerken, daß auch zugunsten der Bestrebungen des Arbeiterstandes nur noch auf administrativem Wege etwas geschieht, während die schöpferische Kraft der republikanischen Gesetzgebung auch auf diesem Gebiet versiegt ist. Die Republik vermag kein Gesetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine zustande zu bringen, wie es Fürst Bülow seinerzeit dem deutschen Reichstage vorgelegt hat. Schon bieten die französischen Konservativen republikanischer und monarchistischer Observanz den regierungsfeindlichen reinen Sozialisten ein parlamentarisches Bündnis auf der Grundlage eines Gesetzentwurfs über die Korporationsrechte der Gewerkschaften an.

Während die gesetzgeberische Sterilität der dritten Republik in ihrer gegenwärtigen Phase, sowie die den Besitzlosen freundliche administrative Praxis des herrschenden Regimes die städtischen und ländlichen Massen nicht allzu stark verstimmen, versetzen jene Gebrechen des Staates den Kreis der französischen Hochgebildeten in eine immer steigende Unruhe. Die höchste Schicht der Intellektuellen verlangt eine radikale Reform der Landesverfassung. Der Präsident soll aufhören, eine Puppe in den Händen der Kammern zu sein und mit einer gewissen monarchischen Gewalt bekleidet werden, wie der Präsident der Vereinigten Staaten sie ausübt. dank dem Modus seiner Erwählung und seinem praktisch anwendbaren

Veto-Recht. Den Senat wollen die führenden Geister Frankreichs, deren Programm in der oben genannten Nummer der „Revue politique“ et parlamentaire Th. Ferneuil vermittelst eines Aufsatzes: A la veille des élections entwickelt gleichfalls gründlich umgestalten und intensiv stärken. Das demokratische Element in ihm soll stark beschnitten werden. Dafür will man den „grands corps constitués“ und überhaupt dem korporativen Prinzip eine mächtige Vertretung in dem Senate geben. Das ist dasselbe Prinzip, auf dem das preußische Herrenhaus zu einem bedeutenden Teil aufgebaut ist. Diese Tatsache bleibt beachtenswert, wenn auch bei dem demokratisch-kapitalistischen Charakter der französischen Gesellschaft selbstverständlich ist, daß auch ein in konservativem Sinne revidierter Senat immer noch eine völlig unfeudale Zusammensetzung aufweisen würde.

Der Senat ist ein sehr wichtiges Rad in der Verfassungsmaschinerie der Republik. Was an vernünftiger gesetzgeberischer Tätigkeit geleistet wird, bringt er zustande. Die Deputiertenkammer ist die Arena der großen Redekämpfe und das Geburts- wie auch das Sterbezimmer der in endloser Zahl wechselnden Ministerien. Aber erst im Senat erhalten die von den Deputierten in demagogischer Weise verunstalteten Gesetzentwürfe die Gestalt von legislatorischen Maßnahmen, welche der Anwendung im praktischen Leben fähig sind. Trotzdem genügen den französischen Hochgebildeten die Schranken nicht, welche der Senat den Berufspolitikern der eigentlichen Volksvertretung zieht. Allerdings erkennt man das Gute, welches der Senat schon heute leistet, bereitwillig an. Es entgeht der guten Gesellschaft nicht, daß Deputierte, welche auf Wiederwahl in die Deputiertenkammer nicht rechnen können, weil sie sich durch Unabhängigkeit der Gesinnung unpopulär gemacht haben, öfter in den Senat gewählt werden und die Arbeitstüchtigkeit sowie das sittliche Gewicht dieser relativ distinguierten Versammlung vermehren. Eine vortreffliche Darstellung des Gegengewichts, welches in Frankreich der sachverständige, besonnene, solide, gemäßigte Senat wider die faktiöse, demagogische, turbulente und phrasenhafte Deputiertenkammer bildet, hat Monsieur Yves Guyot für die Februar-Nummer von Contemporary Review geliefert, unter dem Titel: The relations between the french senate and chamber of deputies. Es ist kein Wunder, daß man in England der Institution des französischen Senats ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbringt: ist doch die britische Demokratie soeben damit beschäftigt, das Haus der Lords auf das Niveau der französischen ersten Kammer herabzudrücken. Unter den hochgebildeten Franzosen freilich gibt es nur wenige, welche den Freunden jenseits des Kanals nicht raten würden, gerade den entgegengesetzten Weg zu gehen.

Notwendiger, aber noch oder jedenfalls dringlicher als die Reform der Präsidentschaft und des Senats erscheint den Hochgebildeten Frankreichs die Neugestaltung des Wahlrechts zur Deputiertenkammer. Und die Masse teilt in diesem Punkt die Gesinnung der geistigen Elite. Wie bei uns eine Wahlreform fast von dem ganzen preußischen Volk gewünscht wird, so

sind auch die Franzosen aller Parteien und Stände in dem Verlangen nach einer derartigen Maßregel einig. Nur daß jenseits der Vogesen die intellektuelle Aristokratie einen ganz besonderen Eifer für die Aenderung des Wahlrechts an den Tag legt. Was in Frankreich gefordert wird, sind freilich ganz andere Dinge als in Preußen. Man verlangt die Einführung des Listenskrutiniums und des Proporzes. Zugunsten dieser Einrichtungen hat sich die geistige Auslese des Landes mit Nachdruck ausgesprochen. Das Comité républicain de la représentation proportionelle hat mit einem Aufruf in die Wahlschlacht eingegriffen, den die glänzendsten Namen der französischen Wissenschaft unterzeichnet haben. Man findet hier Chuquet, Lavisse, Leroy-Beaulieu und viele andere auch im Ausland anerkannte Gelehrte und Schriftsteller. Die Unterzeichner verdammen das geltende Wahlrecht auf das schärfste: „Wir stehen meistens dem Parteitreiben fern," heißt es in jenem Aufruf, „sind alle gleichgültig gegen die Zänkerei der Fraktionen, alle Republikaner und entschlossen, nur für Republikaner zu stimmen ..... Durch den Gebrauch der Wahl nach Arrondissements haben unerträgliche Sitten des Wahlkampfes und der Politik Eingang gefunden, wie die offizielle Kandidatur, die Willkür in der Verwaltung, die Willkür sogar in der Anwendung der Gesetze, die Gunst an Stelle der Gerechtigkeit, die Unordnung im öffentlichen Dienst, das Defizit im Budget, wo das Interesse von Privatpersonen und der Klientel dem allgemeinen Nutzen vorgezogen werden.

Wir müssen die Deputierten aus der Knechtschaft befreien, welche sie zwingt, Begehrlichkeiten zu befriedigen, um Mandate zu retten. Wir müssen der Ausübung des Stimmrechts mehr Würde und Moralität hinzutun, den Kampf der Ideen an die Stelle des Wettbewerbs der Personen setzen ..... damit die kaum angefangene Erziehung unserer Demokratie sich vollenden kann ....."

Eine besonders starke Erregung ist unter den Trägern der französischen Bildung gegen die rote Republik dadurch entstanden, daß die radikalen Regierungen die Marine des Landes haben vom zweiten Rang in der Welt bis zum fünften herabgleiten lassen, ein niederschmetterndes Faktum, dessen sich die Nation erst seit kurzem bewußt geworden ist. Den Vorsprung der Kriegsflotten Amerikas, Deutschlands und Japans je wieder einzuholen, ist nach menschlichem Ermessen für Frankreich unmöglich. Auch die Machtverschiebung, welche durch den Stillstand der Volksvermehrung in Frankreich zwischen diesem Lande und den Nachbarstaaten Deutschland und Italien bewirkt worden ist, kommt den französischen Hochgebildeten allmählich ihrem ganzen Schwergewicht nach zum Bewußtsein. Während des gegenwärtigen Wahlkampfs haben einzelne übereifrige Verfechter der Wahlrechts- und Verfassungsreformen behauptet, durch Kräftigung der präsidentschaftlichen und senatorischen Gewalt, durch Listenskrutinium und Proporz auch das gemeinschädliche Zweikindersystem brechen zu können. Solche Ueberschätzung der Macht der Politiker erinnert an die Anekdote von dem

deutsch-böhmischen Bezirksverein, der bis spät in die Nacht hinein über die Mittel diskutierte, durch welche die dem raschen Anwachsen der Tschechen gegenüber gar zu langsame Vermehrung der Deutschen befördert werden könnte: „Meine Herren," sagte schließlich ein Mitglied, „während wir hier Rats pflegen, vermehren sich die anderen; gehen wir nach Hause."

Ein Verdienst vermögen übrigens die bittersten Tadler der gegenwärtigen Verfassung der Republik ihr nicht abzusprechen. Die französischen Senatoren und Deputierten unseres Zeitalters haben es verstanden, die sozialrevolutionären Leidenschaften einzudämmen, was den republikanischen Machthabern von 1848 und 1871 noch nicht gelungen war und auch nachher in der Periode des Dynamitarden Ravochol ziemlich schwer hielt. Heute jedoch, wo die rote Republik vor der Hand niemanden mehr zu fürchten braucht und in der Lage ist, sich ihrem Charakter gemäß zu entwickeln und auszuleben, fällt es der Regierung verhältnismäßig leicht, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Ein neuer Beweis für die Richtigkeit der in diesen Blättern öfter vertretenen Auffassung, daß die internationale Sozialdemokratie weit mehr nach Freiheit und Gleichheit dürstet, als nach Güterteilung lechzt, daß nicht das Soziale im Sozialdemokratismus das Primäre ist, sondern das Demokratische. Zufrieden, daß es jetzt mit zu den Herren im Staat gehört, urteilt das Proletariat Frankreichs über die mannigfaltigen Gebrechen des Gemeinwesens mit einer früher ihm nicht eigentümlich gewesenen Nachsicht. Daniels.

Oesterreichische und preußische Polenpolitik.

Der Aufsatz über die österreichische Polenpolitik von Herrn Dr. Franz Zweybrück im vorigen Heft ist in der nationalistischen Presse, namentlich der „Deutschen Zeitung" und den „Hamburger Nachrichten", heftig angegriffen worden. Die „Hamburger Nachrichten" äußern den Verdacht, daß es sich um eine von Berlin aus bestellte, offiziöse Arbeit handele, um eine Schwenkung in unserer Polenpolitik vorzubereiten und einzuleiten. Wollte Gott, es wäre so. Leider handelt es sich aber nur um eine zwischen Herrn Dr. Zweybrück und mir persönlich verabredete Studie. Man kann ja mit keinem Deutsch-Oesterreicher über Politik sprechen, ohne daß dieser sein Herz ausschüttet über die Torheit der preußischen Polenpolitik und den unendlichen Schaden, den diese dem Deutschtum außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches und ganz besonders in Oesterreich zufüge. Nicht nur das deutsch-nationale Interesse in den inneren Kämpfen Oesterreichs wird durch unser falsches Verhalten in der Behandlung der Nationalitätsfrage geschädigt, sondern auch die internationale Politik, die doch auf unser inniges Bündnis mit Oesterreich basiert ist, wird schwer gefährdet, da die Polen im österreichischen Reichsrat als Stützen dieses Bündnisses nicht zu entbehren sind. Die „Hamburger Nachrichten" glauben, das sei auch die

Auffassung des Grafen Aehrenthal. Da es überhaupt keinen Oesterreicher gibt, der nicht dieser Ansicht wäre, so zweifle ich nicht, daß sie damit recht haben. Der Aufsatz von Herrn Dr. Zweybrück aber ist eine von der aktuellen Diplomatie völlig losgelöste, objektive, politisch-historische Studie, freilich, wie mir scheint, deshalb nur um so lehrreicher. Wer sich einen von der nationalistischen Hypnose einigermaßen freien, unbefangenen Blick bewahrt hat, vermag aus dem Spiegelbilde der österreichischen Polenpolitik mit besonderer Klarheit die Fehlerhaftigkeit unseres Vorgehens in unseren Ostmarken zu erkennen, und als besonders wertvolles Ergebnis der Zweybrückschen Studie möchte ich noch hervorheben, daß sie uns zeigt, wie die Polen keineswegs ihrer Anlagen nach bloße politische Phantasten sind, sondern auch sehr kluge, nüchtern rechnende Realpolitiker zu sein vermögen, sobald die Gelegenheit gegeben ist.

Die „Deutsche Zeitung", indem sie loyal anerkennt, daß Herr Dr. Zweybrück den nüchtern realistischen Charakter der Politik der Galizier nachgewiesen habe, macht ihm den Vorwurf, nicht darauf hingewiesen zu haben, daß doch gleichzeitig Galizien der Herd einer höchst rührigen allpolnischen Agitation sei, die sich die Herstellung des möglichst ausgedehnten, selbständigen Polenreichs zum Ziel setzt. Ich kann nicht finden, daß Zweybrück diese Tatsache unterdrückt habe. Sie ist ja auch so bekannt, daß ein Politiker, dessen Auffassung auf ihrer Ignorierung beruhte, schwerlich Eindruck machen könnte. Zweybrück weist deutlich genug darauf hin, wie die realistische und die phantastische Richtung in Galizien mit einander kämpfen. Wie könnte es auch anders sein? Haben wir nicht sogar im Deutschen Reich die Alldeutschen, die mit unserem Nationalstaat, so groß und kraftvoll er dasteht, unzufrieden sind und sich in diesen oder jenen Phantasien über eine weitere Ausdehnung oder über eine deutsche Welthegemonie ergehen. In einem Volke, das in einem so viel weniger befriedigenden Zustande lebt wie die Polen, sind solche Schwarmgeister natürlich noch weit zahlreicher und einflußreicher als bei uns, und während wir in Deutschland scharf genug zu unterscheiden wissen zwischen der Pflege des deutschen Nationalgeistes, der weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinausreicht, und der praktischen Politik eben dieses Reiches, so geht bei den Polen naturgemäß beides leicht in einander über. Nichtsdestoweniger bleibt der prinzipielle Unterschied bestehen, unsere Hakatisten aber suchen uns geflissentlich darüber hinwegzutäuschen und dem deutschen Volke einzureden, daß Pflege des polnischen Nationalgeistes unbedingt auch das praktische Streben nach einem allpolnischen Nationalstaat einschließe. Das ist derselbe Kunstgriff, vermöge dessen die Deutsch-Oesterreicher so lange von ihren Gegnern verdächtigt wurden und noch heute verdächtigt werden, daß sie, indem sie ihr Deutschtum pflegten, hochverräterisch zum Deutschen Reiche hinstrebten.

Das Verdienst der Zweybrückschen Arbeit ist, aufgezeigt zu haben, wie stark bei den galizischen Polen das realpolitische, österreich-treue

Element ist, und der Verfasser spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß es auch dauernd die Oberhand behalten werde. Ob er damit recht behalten wird, hängt natürlich nicht zum wenigsten auch davon ab, welche Wege die Nationalitätenpolitik in Preußen einschlägt. Auch bei uns ist ja, wie die eben vollzogene Reichstags-Ersatzwahl in Posen gezeigt hat, trotz des ungeheuren Drucks, unter dem sie leben, die Spaltung unter den Polen vorhanden, bei der wir einzusetzen hätten.

Da die „Deutsche Zeitung" und die „Hamburger Nachrichten" gegen die Zweybrückſche Arbeit direkt nichts vorzubringen wissen, so verwenden sie ihren Kampfeseifer wesentlich darauf, gewisse Phantasmagorien, die angeblich implicite in dem Zweybrückschen Artikel enthalten seien, zurückzuweisen. Weil Zweybrück nachweist, wie gut und erfolgreich die galizischen Polen dem österreichischen Staatsgedanken dienen, schließen sie, dieser österreichische Politiker wolle uns empfehlen, aus unseren ostmärkischen Landschaften ebenfalls eine Art Galizien zu schaffen, und daß das eine Absurdität sein würde, ist dann natürlich leicht nachzuweisen. Man denke: Unsere fast 4 Millionen ostmärkischen Polen sind auf vier verschiedene Provinzen, Schlesien, Posen, Westpreußen, Ostpreußen verteilt, haben in dieser Verteilung nicht einmal unter sich einen geographischen Zusammenhang und sind allenthalben bis zur Hälfte und noch über die Hälfte mit Deutschen durchsetzt. Aus solchen Gebieten soll ein polnisch-national regiertes, selbständiges Kronland geschaffen werden! Jeder Pole, mit dem man darüber spricht, lacht über eine solche Insinuation. Sie ist nichts als ein Hirngespinst, noch viel mehr der deutschen als der polnischen Nationalisten: Ein rechter Beweis, wie sehr unsere Hakatisten um ernsthafte Verteidigung ihres Standpunktes verlegen sind.

Im einzelnen möchte ich zu meiner persönlichen Verteidigung gegen die „Hamburger Nachrichten" noch folgendes anführen. Diese Zeitung wirft mir vor, ich hätte von jeher jede energische Polenpolitik der preußischen Regierung bekämpft. Im Gegenteil, gerade ich bin es gewesen, der stets eine mutigere Polenpolitik verlangt hat. Ich habe den Hakatismus bekämpft als eine schwächliche Halbheit, der den Gegner wohl durch seine fortwährenden Nadelstiche reize, ihm aber keinen wirklichen Schaden zufüge. Nicht niedergekämpft oder auch nur zurückgedrückt ist unser Polentum in dem 23jährigen Kampf, sondern selbstbewußt schreitet es einher und blickt, wie Professor Bernhard es in seinem Buche ausgedrückt hat, „siegesprahlend auf seine Erfolge". Eine überaus schwere Verantwortung ladt die hakatistische Presse auf sich, indem sie das deutsche Volk über diesen Zustand zu täuschen sucht, die kulturellen Leistungen und lokalen Erfolge unserer Ansiedelungen darstellt als reinen Gewinn des Deutschtums, die Tatsachen, die dagegen sprechen und die man mit Händen greifen kann, systematisch unterdrückt*) und die

*) Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 138, S. 311 (Novemberheft 1909).

Regierung beschwört, auf dem Wege, der dem Deutschtum nichts als Schaden und Unheil gebracht hat, unbeirrt fortzufahren.

Ein interessantes Beispiel für die Halbheit, in der sich die hakatistische Politik bewegt, ist ein Artikel, den jüngst der Oberst Cardinal v. Widdern im „Tag" (Nr. 78) veröffentlichte. Unsere Leser erinnern sich, daß wir schon im Jahre 1893 in diesen „Jahrbüchern" vorausgesagt haben, daß unsere Ostmarkenpolitik notwendig den Uebergang der Oberschlesier ins polnische Lager nach sich ziehen müsse. Die Bewegung hat nunmehr seit einigen Jahren tatsächlich eingesetzt, schon fünf Reichstagsmandate gewonnen und wird bald noch größere Erfolge aufweisen. Oberst Cardinal v. Widdern, der ein eifriger Hakatist ist, legt nun in höchst anschaulicher Weise mit Anführung von Einzelheiten, Namen und Tatsachen dar, wie diese Bewegung sich vollzieht und von Posen aus geleitet und genährt wird. Er entrüstet sich aufs höchste darüber, irgend ein Heilmittel weiß er aber nicht anzugeben, und kann es auch nicht, da es ja eben der Hakatismus ist, aus dem die Bewegung ihre Kraft schöpft. Es ist höchst interessant, diese Tatsachen jetzt mit unseren Aufsätzen aus dem Jahre 1893, wegen deren Publikation ich damals aufs wütendste angegriffen wurde, zu vergleichen. Leider wird in Oberschlesien jetzt nicht mehr viel zu retten sein — so wenig wie in Nord-Schleswig. Auch da habe ich ja vergeblich gewarnt, als es noch Zeit war. Jetzt hat auch dort der unheilvolle Bund von Nationalismus und Bureaukratismus sein Werk vollbracht, wie es in wahrhaft erschütternder Weise in der Broschüre von Johannes Tiedje, „Die Zustände in Nord-schleswig",*) dargelegt ist.

Da die Hakatisten sich immer darauf berufen, daß sie mit ihrer Politik im Geiste des Fürsten Bismarck handelten, sei auch diese Behauptung einmal auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Richtig ist, daß Bismarck in der letzten Zeit seines Lebens sich des öfteren sehr scharf gegen die Polen geäußert hat. Weder aber hat er immer so gedacht, noch hatte das Hauptstück unserer Ostmarkenpolitik seine Billigung. Nachdem er als junger Abgeordneter 1848 kräftig gegen die Polen in die Schranken getreten war, hat er sich ihnen später genähert, nicht nur (bis in die achtziger Jahre keine antipolnische Gesetzgebung betrieben, sondern sogar mit dem Erzbischof Ledochowski über ein Zusammengehen verhandelt und von dem damaligen Kronprinzen verlangt, daß er seine Söhne auch polnisch lernen lassen solle. Man stelle sich vor, was das bedeutete! Heut wird ein Lehrer, wenn er außeramtlich polnisch spricht, strafversetzt — damals verlangte der leitende Staatsmann, daß der Thronfolger polnisch spreche!

Als nun im Jahre 1886 das Ansiedlungsgesetz eingebracht wurde, war das keineswegs, wie unsere hakatistische Presse es darzustellen pflegt.

*) Verlag der „Christlichen Welt", Marburg i. H. 1 30 M. Vgl. dazu jetzt die prachtvolle Entgegnung in der Christl Welt (Nr. 17), in der Pastor Tonnesen die Verteidigung des amtlichen Standpunkts durch den Konsistorialrat Rendtorff zurückgewiesen hat.

in den Augen des Fürsten eine großgedachte prinzipielle Maßregel, sondern ein taktischer Zug, der nur dem Bedürfnis des Augenblicks diente. Der Abgeordnete v. Kardorff hat mir darüber nicht lange vor seinem Ableben noch Folgendes erzählt: Als der Plan der Ansiedlung deutscher Bauern in den Ostmarken angekündigt wurde (es wird die Thronrede vom 14. Januar 1886 gemeint gewesen sein), ließ sich Kardorff, der dem Fürsten ja politisch sehr nahe stand, bei ihm melden und legte ihm dar, daß ein derartiges Vorgehen, wie er sich ausdrückte, nicht „marschieren", dem Deutschtum keinen wirklichen Nutzen bringen werde. Bismarck hörte ihn an und erwiderte, daß er dieselbe Auffassung habe, daß aber die Sache politisch notwendig sei. Seine Autorität sei durch die Niederlagen, die ihm im Reichstag bereitet worden, so geschädigt, daß er sich an den Landtag wenden müsse, um eine eklatante Genugtuung zu gewinnen; er bitte ihn deshalb, seinen Widerspruch aufzugeben.

Ich habe von dieser Erzählung, so wichtig sie mir als Bestätigung meiner stets vertretenen Auffassung war, bisher keinen Gebrauch gemacht, da mir der Zusammenhang nicht ganz klar war und ich annehmen durfte, daß Herr v. Kardorff selber einmal damit hervortreten werde. In der Tat ist nun kürzlich die eigene Aufzeichnung Kardorffs darüber veröffentlicht worden und stimmt mit dem, was er mir persönlich erzählt hat, überein. Man muß sich erinnern, daß im Jahre 1884 der Reichstag mit der Majorität Windhorst-Richter-Grillenberger, wie Bismarck sie bezeichnete, gewählt war und der Regierung die größten Schwierigkeiten machte. Der Kanzler suchte deshalb bei den Einzelstaaten und Landtagen eine Anlehnung und schränkte nicht nur den Reichstag, sondern auch das Reich prinzipiell nach Möglichkeit ein. Er ließ im Bundesrat den bedauerlichen Beschluß fassen, daß das Reich nur auf einem Vertrage der Fürsten und freien Städte beruhe*) (also vielleicht wieder einmal aufgelöst werden könne), und ließ in einer feierlichen Botschaft (vom 30. November 1885) dem Reichstag erklären, daß die Ausweisung ausländischer Untertanen keine Reichs-, sondern eine Landesangelegenheit sei, über die der Reichstag nicht mitsprechen dürfe. Es handelte sich um die auf Betreiben des Ministerialdirektors Kügler angeordnete Ausweisung von etwa 40 000 russisch-polnischen Arbeitern. Heute wird es wohl kaum noch jemand bestreiten, daß eine solche Maßregel, mag sie auch formal in die Sphäre der Landespolizei fallen, doch auch für die auswärtige Politik von so großer Tragweite ist, daß man der Volksvertretung im Reich die Kompetenz, darüber zu interpellieren, nicht wohl absprechen kann. In diesem Sinne entschied sich denn auch die große Majorität des Reichstages in wiederholten Verhandlungen vom 1. Dezember 1885 und vom 15./16. Januar 1886, und eben der Gegenzug dagegen war der Vorstoß gegen das Polentum im

*) Reichsanzeiger 1884, Nr. 83.

Landtag, dem auf die Forderung der nationalliberalen Partei, die sonst ihre Mitwirkung versagt hätte, die Form der Bauernsiedlung gegeben wurde. Ich will die Aufzeichnung Kardorffs über den ganzen Vorgang noch wörtlich hersetzen*). Nachdem er seine Gründe gegen die Bauernsiedlung dargelegt, fährt er fort:

„Ich schloß mit der Ausführung, daß ich für den einzig richtigen Weg zur Germanisierung Posens den gelegentlichen Ankauf polnischen Großgrundbesitzes und die Ansetzung deutscher Domänenpächter auf diesem erachten könnte.

„Der Fürst hat meine Ausführungen, ohne mich zu unterbrechen, angehört, um mir nun folgendes zu erwidern: „Diese von Ihnen empfohlene Art des Vorgehens entsprach meiner eigenen Anschauung, aber sie wird mir unmöglich gemacht durch die Haltung der nationalliberalen Partei, welche eine bäuerliche deutsche Ansiedlung als eine Vorbedingung für ihre Zustimmung zu der Etatsforderung hingestellt hat und mich dadurch nötigt, ihr nachzugeben. Ihre Bedenken gegen die geplanten bäuerlichen Ansiedlungen scheinen aber doch auch von Kennern der polnischen Verhältnisse, z. B. dem Oberpräsidenten Graf Zedlitz, nicht für so schwerwiegende gehalten zu werden, als sie Ihnen erscheinen, und ich kann Sie nur bitten, nicht übersehen zu wollen, daß es sich hier um eine Frage handelt, welche in unsere auswärtige Politik hineingreift. Die Niederlage, welche Polen, Zentrum und Linke in den polnischen Fragen der Reichsregierung im Reichstage bereitet haben, haben im Auslande Aufsehen erregt und unsere Beziehungen zu manchen der auswärtigen Mächte (Rußland?) wesentlich erschwert. Für diese Niederlage bedarf ich einer glänzenden Genugtuung, einer Genugtuung, wie sie mir nur eine starke Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses zu verschaffen vermag, und diese starke Majorität kann ich ohne Beihilfe der Nationalliberalen nicht haben."

Noch später, im Jahre 1894, hat der Fürst in einer Ansprache an Deutsche der Provinz Posen sich mit Entschiedenheit gegen die Ansiedelung deutscher Bauern erklärt, da die polnischen Bauern nicht gefährlich und es nicht entscheidend sei, ob die Arbeiter polnisch oder deutsch seien.**) Herr v. Kardorff schließt seine Aufzeichnung mit der Bemerkung, man würde es verstehen, daß er nach den Eröffnungen, die ihm der Kanzler gemacht, trotz seines Bedenkens die Regierung in ihrer Forderung unterstützt habe. „Aber leider", fährt er fort, „haben meine derzeitigen Bedenken sich nach den heute gemachten Erfahrungen als völlig berechtigte erwiesen: die polnische Bewegung ist nicht zurückgegangen, sondern wesentlich erstarkt, der Angriff hat einen Gegendruck hervorgerufen und vorläufig nur zu einer Kräftigung der großpolnischen Agitation

*) Sie ist veröffentlicht von H. v. Poschinger in der „Deutschen Revue", Bd. 33, S. 158.
**) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Bd. 13, S 275.

nicht allein in Posen, sondern auch in Westpreußen und selbst in dem niemals zum Königreich Polen gehörigen Oberschlesien geführt."

Mögen die „Hamburger Nachrichten" mich einen Eigenbrödler und Querkopf schelten; man sieht in der vorliegenden Frage wenigstens habe ich Gesinnungsgenossen, wo man sie nicht zu vermuten pflegt. Aber wenn auch die hakatistische Presse sich dagegen verschließt, die Regierung, die noch vor der Frage steht, ob sie das Enteignungsgesetz ausführen soll oder nicht, sollte doch diese Stimmen aus dem Grabe nicht überhören. D.

Die Wahlreform. — Die Wahldemonstrationen. Die Nachwahl in Lyck.

Daß die Preußische Wahlreform in eine ganz vertrackte Situation geraten ist, fühlt alle Welt. Weshalb aber die Verwirrung so groß geworden, das wissen nur wenige und können auch nur wenige durchschauen, da wieder einmal die in der Weltgeschichte nicht ganz seltene Lage eingetreten ist, daß die entgegengesetzten Parteien gleichmäßig das Interesse haben, keine Klarheit entstehen zu lassen und die entscheidenden Punkte zu verhüllen.

Die Konservativen und das Zentrum haben, nachdem der ursprüngliche Regierungs-Entwurf allseitig verworfen war, gemeinsam eine neue Reform vorgelegt; die Regierung hat sich dieser Vorlage anbequemt und gibt sich nun Mühe, auch die Mittelparteien dafür zu gewinnen. Soweit ist alles klar, einfach und verständlich. Man muß annehmen, daß die Verbesserungen, die an dem schwarz-blauen Kompromiß noch angebracht werden sollen, in der Richtung des Liberalismus liegen. Jetzt aber kommt das Merkwürdige und Verwirrende. Die Forderungen, die die Nationalliberalen aufstellen, sind einerseits solche, die mit dem Kompromiß überhaupt nicht vereinbar sind: das ist die Forderung der direkten Wahl, statt der indirekten. Diese Forderung ist also, solange man auf der gegebenen Grundlage etwas zustande bringen will, rein akademischer Natur. Von tatsächlicher Bedeutung aber ist die weitere Forderung, die sich auf den Modus der Drittelung der Steuern bezieht, ob gemeindeweise oder bezirksweise, und die Forderung, die die Nationalliberalen hier aufstellen, ist nicht nur nicht liberal, sondern schlechtweg reaktionär. Ich glaube in unserem vorigen Heft einwandfrei nachgewiesen zu haben, daß das bestehende System, welches der schwarz-blaue Kompromiß beibehalten will, sich mit guten Gründen verteidigen läßt und jedenfalls das liberalere ist. Es ist die Modalität, vermöge deren heut die sechs Sozialdemokraten im Abgeordnetenhause sitzen. Wird die Forderung der Nationalliberalen vollständig erfüllt, so ist die Folge der Wahlreform wahrscheinlicherweise, daß, so stark die Genossen im Lande sind, ihre Zahl im Landtag nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar noch vermindert wird. Die Sachlage ist also die, daß die Regierung, um die Nationalliberalen zu gewinnen, sich dafür einsetzt, den ohnehin recht konser-

vativen, schwarz-blauen Entwurf noch erheblich rückwärts zu revidieren. Diese Situation aber vor der öffentlichen Meinung nach Möglichkeit zu verhüllen, ist unsere Presse und sind unsere Parteien nahezu einmütig. Die liberale Presse sucht den schwarz-blauen Kompromiß in jeder Beziehung so schlecht wie möglich zu machen und hält es daher für gänzlich überflüssig, den Leser darauf hinzuweisen, daß er hier eine Bestimmung hat, die so liberal ist, wie sie in einem Dreiklassen-Wahlrecht überhaupt untergebracht werden kann. Die konservative Presse aber spricht auch nicht davon, denn die Konservativen halten ja an der Klausel nicht fest aus eigener Ueberzeugung, sondern nur der demokratischen Freunde vom Zentrum willen, und sie würden ihre eigenen Anhänger rebellisch machen, wenn sie sie darüber aufklären würden, daß sie für eine liberale Forderung fechten. Auch der Herr Reichskanzler und die offiziöse Presse sind in einer Zwickmühle. Auf der einen Seite ist es ganz natürlich, daß der Herr Reichskanzler wünscht, um jeden Preis noch die Liberalen oder wenigstens einen Teil der Mittelparteien für die Wahlreform zu gewinnen, aber eben deshalb darf über den eigentlichen Charakter der Klausel, um die noch gekämpft wird, nicht gar zu offen gesprochen werden.

Da es wegen der demokratischen Elemente im Zentrum geschah, daß die angefochtene Klausel in den Kompromiß gekommen ist, so ist es natürlich, daß die Konservativen im Herrenhaus nicht so fest darauf bestehen, wie die des Abgeordnetenhauses, die den Kompromiß abgeschlossen haben. Im Einverständnis mit dem Herrn Reichskanzler hat das hohe Haus deshalb in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, einen Verbesserungsantrag des Oberpräsidenten v. Schorlemer angenommen, der in der Drittelungsfrage den Nationalliberalen weit entgegenkommt. Außerdem hat das Herrenhaus noch Bestimmungen eingefügt, die den sogenannten Kulturträgern besondere Privilegien gewähren. Während das Abgeordnetenhaus nur den Abiturienten das Aufrücken in die nächsthöhere Wählerklasse zugesprochen hatte, hat das Herrenhaus zwei ganze Serien von Kategorien geschaffen, die entweder eine Klasse höher als nach dem Steuersatz, also auch unter Umständen in die erste, oder wenigstens bis in die zweite Wählerklasse befördern. Schließlich hat das Herrenhaus noch die vom Abgeordnetenhause festgesetzte Maximierung recht eingreifend reduziert, indem sie sie auf die Einkommensteuer eingeschränkt, sie für die Kommunalsteuer aber wieder beseitigt hat.

Die Frage ist nun, wie sich das Abgeordnetenhaus zu der so umgestalteten Vorlage stellen wird. Von vornherein ist klar, daß das Zentrum sie jetzt verwerfen wird. Trotz Maximierung, Minimierung und geheimen Stimmrechts ist doch die Verstärkung des plutokratischen Moments vermöge des Antrages Schorlemer so groß, daß eine Partei mit demokratischen Tendenzen die Vorlage nicht mehr annehmen kann. Wenn es auch übertrieben wäre, zu sagen, daß sie mit der einen Hand nimmt, was sie mit der andern gibt und deshalb im Grunde alles beim alten läßt, wenn

also auch bei der Aufrechnung von Plus und Minus noch immer ein erhebliches Plus herauskommt, so liegt es doch in der Natur der Dinge, daß eine Partei wie das Zentrum sich eine soweit gehende Ignorierung ihrer speziellen Wünsche nicht gefallen läßt und den andern Parteien nunmehr die Verantwortung zuschiebt.

In eine schwierige Lage kommen dadurch die Konservativen. Die neue Drittelung nach dem Antrage Schorlemer entspricht ganz gewiß ihren innersten Wünschen. Aber man kann fragen, ob es sich mit der Loyalität verträgt, sich erst vom Zentrum die indirekte Wahl wieder verschaffen zu lassen und dann das Zentrum bei der Gegenleistung in einem wesentlichen Punkt im Stich zu lassen. Dazu kommt, daß auch die neue Fassung des Kulturträgerparagraphen den Konservativen keineswegs durchaus genehm ist. Auf dem Lande rücken der Pastor, der Oberförster, der Arzt allenthalben neben den Rittergutsbesitzer in die erste Klasse, und in vielen kleineren Städten, wo ein Amtsgericht und eine höhere Schule ist, werden die Juristen und die Oberlehrer, Pastoren und Aerzte den wohlhabenden Bürgerstand in der ersten Klasse überstimmen. Nichtsdestoweniger werden die Konservativen sich doch wohl zur Annahme entschließen, und das Zentrum wird ihnen deshalb allzu harte Vorwürfe nicht machen, sondern sich statt dessen darauf zurückziehen, daß es sich nunmehr mit aller Energie auf die Seite der Parteien stellen werde, die eine sofortige weitere Reformierung des Wahlrechtes verlangen.

Nehmen die Konservativen die Vorlage an, so werden sich ihnen auch wohl die Freikonservativen anschließen.

Diesen beiden Parteien fehlen zusammen etwa zehn Stimmen an der absoluten Majorität. Die Entscheidung hängt also davon ab, wie sich die Nationalliberalen stellen werden. Da anzunehmen ist, daß einzelne Konservative und Freikonservative sich absplittern und gegen das Gesetz stimmen werden, so muß schon ein erheblicher Teil der Nationalliberalen dafür stimmen, um der Vorlage auch nur eine geringe Majorität zu verschaffen.

Sind schon die Konservativen nach dem Gang der Dinge in einer nicht ganz einfachen Situation, so ist die Entscheidung für die Nationalliberalen noch viel schwieriger. Unzweifelhaft ist (mit Ausnahme der Kultur-Träger-Bestimmungen) die Vorlage im Herrenhause nicht in liberalem, sondern in antiliberalem Sinne umgestaltet worden; sie ist, gemessen an den Prinzipien des Liberalismus, nicht verbessert, sondern verschlechtert worden. In der liberalen Gestalt haben die Nationalliberalen sie mit Heftigkeit verworfen — jetzt sollen sie sie annehmen, nachdem ihnen in der Drittelungsfrage ihre Forderung erfüllt ist, eine Forderung, die zwar dem spezifischen Fraktionsinteresse günstig, dem Geist des Liberalismus aber zuwider ist? Indem sie sie annehmen, setzen sie sich dem Vorwurf aus, daß sie reaktionärer seien, als das Zentrum. Sie entfernen sich wieder von den Freisinnigen und nähern sich den Konservativen, mit denen sie soeben noch in so bitterer Fehde gelegen haben,

Auf der anderen Seite aber, wenn sie die Vorlage zu Fall bringen, so kommt überhaupt nichts zustande. Ein so wesentlicher Fortschritt, wie ihn die Vorlage immerhin darstellt, namentlich vermöge der Einführung der geheimen Abstimmung, wird verhindert. Das Land wird in eine Unruhe versetzt, die bürgerlichen Parteien gegen einander gehetzt in einer Weise, die bei der nächsten Reichstagswahl notwendig den Sozialdemokraten zustatten kommen muß. Kann eine Partei, wie die nationalliberale, eine solche Verantwortung auf sich nehmen? Sie darf es nicht. Die Regierung wird das Aeußerste tun, um die Nationalliberalen für diese Auffassung zu gewinnen, und so werden wohl schließlich, namentlich im Hinblick auf die Verbesserung der Kultur-Träger-Bestimmungen, so viele auf die Ja-Seite hinübertreten, um die Mehrheit zu sichern. Selbstverständlich unter dem Vorbehalt, daß es sich um eine Abschlagszahlung handele und daß die Nationalliberalen an der Forderung weiterer Reformen festhalten.

Der Unterschied, ob die Vorlage, so wie sie jetzt gestaltet ist, schließlich Gesetz wird oder nicht, könnte also als gar nicht so sehr wesentlich erscheinen, da unter allen Umständen die Majorität des Abgeordnetenhauses nicht befriedigt ist, sondern sowohl das Zentrum wie die Linke an der Forderung weiterer Reformen festhalten. Der Wunsch des Herrn Ministerpräsidenten, zu einer Reform zu gelangen, die uns für längere Zeit Ruhe gewährt, wird nicht erfüllt. Trotzdem kann und muß man Herrn v. Bethmann Hollweg zu seinem Erfolge beglückwünschen. Selbst wenn, was ich nicht mehr erwarte, das Gesetz doch noch im Abgeordnetenhause fallen sollte, so wäre doch für die Weiterarbeit recht Wesentliches erreicht, insofern für jedes weitere Projekt der Reform ein so wichtiger Punkt wie die geheime Abstimmung definitiv festgelegt ist. Es ist das freilich nicht das Verdienst der Regierung, aber das Ergebnis ist doch da und es ist erfreulich. Ich für meine Person hätte ja eine erheblich weitergehende Reform gewünscht, am liebsten das völlige Verlassen des Dreiklassenschemas und den Uebergang zum Pluralsystem nach Muster des sächsischen. Aber auch das, was erreicht ist, sehe ich als recht bedeutsam an und bin deshalb nicht unzufrieden.

Manches ist in dem neuen Gesetz, dessen Wirkung schlechterdings nicht vorauszusehen ist und wo wir deshalb erst die Belehrung durch die Erfahrung abwarten müssen. Je nachdem, was sich unpraktisch herausstellt, wird man dann auf weitere Reformen dringen müssen oder auch diese Forderung vorläufig zurückstellen können. Es handelt sich namentlich um die Wirkung des Kulturträgerparagraphen und der Schorlemerschen Drittelung. Sollte sich herausstellen, daß der Kulturträgerparagraph den bisher gar zu sehr überwiegenden agrarisch-konservativen Einfluß zugunsten der Mittelparteien wesentlich einschränkt, so wäre es ein großer Gewinn. Sollte sich aber auf der anderen Seite herausstellen, daß die Schorlemersche Drittelung den Einfluß der Massen, d. h. also die Sozialdemokratie, gänzlich eliminiert, so würde das alle anderen Fortschritte geradezu wieder auf-

heben. Haben wir einmal eine so große Partei wie die sozialdemokratische im Lande, so muß sie auch im Landtag eine Vertretung haben. Das ist ein Fundamentalsatz für jede gesunde Politik. Sehr erfahrene Politiker haben mir gesagt, sie rechneten darauf, daß das neue System 20 bis 25 Sozi ins Abgeordnetenhaus bringe. Andere nehmen an, daß nicht einmal die sechs, die jetzt darin sind, bleiben. Man muß es also abwarten.

Sollte sich, sei es durch eine praktische Probe, sei es durch genaue Berechnungen, herausstellen, daß tatsächlich sowohl der übermäßige agrarische Einfluß einigermaßen eingedämmt und gleichzeitig auch für die Sozialdemokratie ein etwas erweiterter Spielraum vermöge der neuen Wahlordnung geschaffen wird, so halte ich es nicht für unmöglich, daß Herr v. Bethmann Hollweg schließlich doch noch zu dem so wünschenswerten Ziel gelangt uns für längere Zeit Ruhe zu schaffen, nämlich dann, wenn er sich entschließt, der Wahlreform die Reform der Wahlkreise auf dem Fuße folgen zu lassen. Die Sache ist insofern viel einfacher, als dazu keine Verfassungsänderung, sondern nur ein einfaches Gesetz nötig ist. Wenn bisher, sowohl im Abgeordnetenhaus wie im Herrenhaus, die darauf hinzielenden Resolutionen abgelehnt worden sind, so ist das noch kein Beweis, daß eine praktische Vorlage ebenfalls abgelehnt werden würde. Die Resolution eröffnete die Aussicht auf Aenderungen, die sehr weitgreifend sein könnten. Die Aussichten einer konkreten Vorlage werden sich danach richten, ob die verletzten Interessen wirklich so groß sind, um die Annahme zu verhindern. Eine radikale Neueinteilung hat selbstverständlich keinerlei Aussicht, aber wir haben in unserem vorigen Heft eine Statistik abgedruckt, aus der sich ergibt, wie leicht eine Abhilfe gegenüber den wirklich begründeten Beschwerden gefunden werden kann. Aus unserer Statistik ergab sich, daß jetzt in der Größe der Wahlkreise Unterschiede von eins zu zehn bestehen. Das ist ein schlechthin unhaltbarer Zustand. Aber wenn man nur die zwanzig kleinsten Wahlkreise reformiert und dafür die zwanzig größten teilt, so sinkt die Differenz zwischen dem kleinsten und größten Wahlkreis auf eins zu etwas über drei. Das ist immer noch etwas recht Erhebliches, aber der Unterschied ist doch nicht so groß, um darauf eine Agitation zu begründen. Wenn die Regierung sich also entschließt, diese maßvolle Reform vorzuschlagen, so wird sie sicherlich ohne Schwierigkeit sowohl durch beide Häuser des Landtages zu bringen sein, als der weiteren Agitation die Spitze abbrechen.

Die Kreuzzeitung hat gegen diesen meinen im vorigen Heft ausgesprochenen Vorschlag eingewendet, daß, sobald man überhaupt erst eine Reform der Wahlkreise zugestehe, die Konsequenz für den Reichstag nicht abzuweisen sei. Ich glaube nicht, daß man sich vor dieser Konsequenz zu scheuen hat. Zunächst hat der Reichstag eine erheblich geringere Mitgliederzahl, als das Abgeordnetenhaus. Man könnte sich hier also damit helfen, keinen der bestehenden Wahlkreise in seinem Rechte zu verkürzen, aber die allergrößten zu teilen. Sechs bis zehn Abgeordnete mehr würden nichts schaden, und diese kleine Vermehrung würde genügen, um die

Agitation für längere Zeit zu beschwichtigen. Ich würde es daher für klug halten, mit einer solchen Maßregel möglichst bald vorzugehen. Es ist nicht einmal gesagt, daß die neuen Sitze der Sozialdemokratie zufallen würden. Ein neuer Wahlkreis Berlin W, von Rixdorf getrennt, könnte sehr wohl freisinnig oder nationalliberal vertreten sein. Auch in Hamburg wäre es vielleicht möglich, durch die Schaffung eines neuen Wahlkreises, wobei möglichst die sozial ähnlichen Stadtteile zusammengefaßt werden, wieder einen Großkaufmann in die Volksvertretung zu bringen.

Aber auch, wenn man für den Reichstag jede Aenderung der Wahlkreise ablehnt, so braucht man es darum noch nicht im Landtag zu tun. Man kann sich sehr wohl darauf berufen, daß im Reichstag das absolut demokratische Wahlrecht eine ganz wünschenswerte und rationelle Einschränkung durch die historisch gewordene Wahlkreiseinteilung erfahre. Solange wir eine so große prinzipiell revolutionäre Partei im Lande haben, wie die sozialdemokratische, ist man vom konservativen Standpunkt aus sehr wohl berechtigt, jede Erweiterung der Rechte der Demokratie abzulehnen, mit der einfachen Begründung, daß sie gefährlich wäre. Ich würde, wie gesagt, in der Anwendung dieses Grundes nicht gar zu weit gehen, denn unter Umständen bekämpft man erfahrungsmäßig revolutionäre Tendenzen am allerbesten durch verständige, rechtzeitige Konzessionen. Aber unter allen Umständen hat auch jener streng konservative Grundsatz soweit Berechtigung, daß man damit die bloße theoretische Konsequenzmacherei: „weil ihr im Landtag die Wahlkreise reformiert, müßt ihr es auch im Reichstag tun", abwehren kann. Im Landtag aber ist überdies die Reformierung der Wahlkreise viel nötiger als im Reichstag, weil hier ohnehin vermöge des Klassensystems gewisse große Schichten des Volkes stark zurückgesetzt sind. Drei-Klassen-Wahl und veraltete Wahlkreise potenzieren sich so zu sagen gegenseitig, um den agrarisch-konservativen Kreisen, die im Lande doch nur eine Minorität bilden, ein ganz unberechtigtes Uebergewicht zu verleihen.

* * *

Ich sprach soeben von dem prinzipiell revolutionären Charakter der Sozialdemokratie; ist das nicht der reine Spott? Sind unsere Sozialdemokraten nicht die harmlosesten, zahmsten, frömmsten aller Menschen? Sind sie nicht selber stolz auf ihre Disziplin und rühmen sich ihres Ordnungssinns? In ungeheuren Massen sind sie aufgetreten und einhergezogen und kein Grashälmchen ist geknickt worden, — das sollen Revolutionäre sein? In der guten alten Zeit, als noch die Liberalen die Revolution repräsentierten, da wurden noch zuweilen einem unpopulären Minister oder Bürgermeister die Fenster eingeworfen; die Studenten besorgten das auch wohl mal einem unbeliebten Rektor; nichts dergleichen geschieht heute mehr. Hatten also nicht Herr v. Jagow in Berlin und andere Orts-Obrigkeiten offenbares Unrecht, indem sie anfänglich die Wahlrechts-Demon-

strationen aus Besorgnis vor Ruhestörungen verboten? Sind sie nicht durch den Tatbestand widerlegt?

In der Tat wäre es gewiß richtiger gewesen, die Wahl-Demonstrationen von Anfang an zuzulassen: sie hätten dann viel weniger Eindruck gemacht. Was aber den musterhaften Ordnungssinn der Genossen betrifft, so wolle man sich doch nicht darüber täuschen, woher er stammt. Ganz gewiß nicht aus der Parteiidee. Eine Partei, die die zukünftige Revolution auf ihre Fahnen schreibt, würde ganz gewiß nicht gegen ihre Prinzipien verstoßen, wenn sie die Eindrücke ihrer Demonstrationen dadurch etwas verstärkte, daß sie zuweilen ein Haus stürmte, einige Gegner verprügelte oder einen ganz besonders mißliebigen „Ausbeuter" an einen Laternenpfahl hängte. In der Zeit, als die Massen noch wirklich in dem Glauben lebten, daß die Freiheit in der Revolution zu erringen sei, waren diese Vorspiele häufig genug. Was heute generell „Ausbeuter" heißt, waren damals die Steuerpächter, Kornwucherer und Bäckermeister. Man würde ganz gewiß auch heute noch einen starken Eindruck mit solcher Propaganda der Tat erzielen, einen viel stärkeren als mit dem bloßen Reden und Spazierengehen. Der Grund, daß man so außerordentlich ordnungslieb geworden ist, ist kein anderer, als daß man weiß, daß es für anderes Verhalten etwas auf die Finger geben würde. Mit anderen Worten: es ist nicht der Geist der Sozialdemokratie, sondern der Geist des preußischen Staates, seiner Zucht, seiner Strenge, der auch die Widerstrebendsten im Zaum hält und dadurch selbst Massendemonstrationen auf der Straße in Formen preßt, als ob sie Paraden wären. Mit der Zeit muß es doch die Sozialdemokratie selber empfinden, wie lächerlich sie sich macht, indem sie fortwährend die Revolutions-Phrasen im Munde führt und tatsächlich doch weiter nichts ist, als eine zwar radikale, aber doch sehr friedliebende, parlamentarische Oppositionspartei.

* * *

Auf diesem Wege, dem Wege des Parlamentarismus, scheinen nun aber der Partei jetzt endlich doch Erfolge zu winken. Niemand zweifelt, daß die Zahl ihrer Mandate im Reichstag bei den nächsten Wahlen ganz außerordentlich wachsen wird, und bei dem Zwist der bürgerlichen Parteien untereinander könnten sich dann ganz neue Möglichkeiten und Kombinationen ergeben. Schon hat eine Reihe von Nachwahlen gezeigt, was uns bei den nächsten allgemeinen Wahlen bevorsteht. Bedeutsamer noch, als die wiederholten sozialistischen Siege scheint mir aber das Ergebnis der jüngsten Nachwahl in Oletzko-Lyck-Johannisburg. Ich möchte sagen, die Reform des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause ist gewiß ein wichtiges Ereignis, aber diese Nachwahl, wenn sie nicht, was kaum anzunehmen, ein reiner Zufall sein sollte, ist noch wichtiger. Sie bedeutet nicht weniger und nicht mehr, als den bevorstehenden Zusammenbruch der konservativen Partei. Seit der Begründung des Reichs ist der Wahlkreis Lyck mit Ausnahme einer kurzen Periode, von 1875 bis 1878, dauernd im Besitze der Konser-

vativen gewesen. Der letzte Inhaber, Graf Stolberg, wurde ohne Gegenkandidaten mit etwa 20 000 von 21 000 Stimmen gewählt; jetzt hat gleich im ersten Wahlgang der Nationalliberale Kochan mit 12 655 Stimmen über den Konservativen, der 10 161, und den Sozialdemokraten, der 910 Stimmen erhielt, gesiegt. Der konservative Gegenkandidat war ein angesehener und beliebter Landrat, aber die städtische Bevölkerung fast insgesamt, das Beamtentum, insbesondere das Forstpersonal und die unter dessen Einfluß stehenden Dörfer, und schließlich ein großer Teil der Bauernschaft sind in das Lager der Liberalen übergegangen. Nicht bloß amüsant, sondern auch charakteristisch ist, daß ein konservativer Protest gegen die Wahl eingelaufen ist, der sich darauf stützt, daß gewisse Wahlaufrufe für Herrn Kochan von Beamten unter Zufügung ihres Amtscharakters unterzeichnet seien.

Die Konservativen beklagen sich darüber, daß die liberalen Agitatoren dem Volk weisgemacht hätten, die Erhöhung der indirekten Steuern käme daher, daß die Konservativen die Erbschaftssteuer nicht hätten bewilligen wollen. Gewiß ist das eine ungerechte Beschuldigung, aber schließlich doch nur eine Uebertreibung, wie sie sich die Wahlagitation hüben und drüben von je erlaubt hat und immer wieder anwenden wird. Die Tatsache bleibt, daß die Konservativen bei der neuen Steuerordnung den Reichtum geschont und die Massen und den Mittelstand belastet haben. Dieses ihr Verhalten hat ihnen das Volk in den breitesten Schichten übel genommen; es hat ihnen ferner übel genommen, daß sie den Block gesprengt und dadurch den Fürsten Bülow zum Rücktritt gezwungen haben. Die Politiker mögen sich klarmachen, daß die konservativen Führer unter einem so starken Druck standen, daß sie nicht wohl anders handeln konnten. Aber die Führer sollen ja auch nicht gestraft werden, sondern die Partei: die Partei, die sich unter das Joch des Bundes der Landwirte gebeugt hat. Hier haben wir die Kehrseite und die Nemesis der Interessenpolitik. Eine außerordentliche Kraft hat die konservative Partei aus ihrem Bündnis mit dem agrarischen Interesse gezogen. Aber endlich ist das nicht nur den andern Ständen, sondern selbst vielen der kleinen Landwirte, die von dieser agrarischen Politik keinen wesentlichen Vorteil ziehen, zu viel geworden. Auch in der Politik rächt sich die Uebertreibung, und Hochmut kommt vor den Fall. Die rücksichtslose Demagogie des Bundes der Landwirte ist es gewesen, die der konservativen Partei ihre Politik bei der Reichssteuerreform aufgezwungen hat. Jetzt naht die Vergeltung. Nach dem Ausfall der Wahl in Lyck wird man voraussagen dürfen, daß die konservative Partei im nächsten Jahr zwei Drittel ihrer Mandate einbüßen und als ein Häuflein von einigen zwanzig Mann, einer Fraktion so stark wie die Polen, in den Reichstag einziehen wird. Die Frage ist nur, wieviel von den umgeworfenen Mandaten den Mittelparteien und den Freisinnigen, wieviel den Sozialdemokraten zufallen werden. Die Folgen aber einer derartigen Ausschaltung der konservativen Partei aus der Reichspolitik werden unabsehbar werden.

30. 4. 10. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Altmann, S. P. — Finanzwissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 306.) Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Archiv für Kulturgeschichte, herausgegeben v. G. Steinhausen. VIII. Band. 1. Heft. Leipzig und Berlin 1910, Verlag von B. G. Teubner.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Edgar Jaffé. Märzheft. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr.

Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen. 8 Vorträge von H. Cornelius, E. Reisinger, G. Kerschensteiner. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H.

Bähnisch, A. — Die deutschen Personennamen. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 296.) Leipzig. Verlag von B. G. Teubner.

Bithorn, Wilhelm. — Lebenskunst. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Büchner, Georg. — Gesammelte Schriften. Band I und II. Berlin, Paul Cassirers Verlag.

Deledda, Grazia. — Bis an die Grenze. Roman. M. 3,50 br., geb. M. 4,50. München, Süddeutsche Monatshefte.

Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl. Herausgegeben von Wolfgang Förster. Stuttgart, Leipzig, Berlin 1910, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Deutschtum im Ausland. Vierteljahrshefte des Vereins für das Deutschtum im Ausland (Allg. Deutscher Schulverein). Heft 50 Pf. Berlin W. 9 und Leipzig, Verlag Hermann Hillger.

Dukmeyer, Friedrich. — Korbs. Diarium itineris in Moscoviam und Quellen, die es ergänzen. M. 9,20 Berlin, Emil Ebering.

Eckert, Heinrich. — Die Krämer in süddeutschen Städten bis zum Ausgang des Mittelalters. M. 3,80 Abhandlungen der mittleren und neuen Geschichte, Heft 16. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Eliot, Charles W. — Die Religion der Zukunft. 70 Pf. Giessen, Alfred Töpelmann.

Flotte, Die. — Monatsblatt des deutschen Flotten-Vereins, 13. Jahrgang. Berlin W., Linkstr. 20, Präsidal-Geschäftsstelle.

Fuchs, Dr. — Die Villenkolonie Buchschlag bei Frankfurt a. M. Darmstadt 1910, Arnold Bergstraessers Hofbuchhandlg.

Glaue, Lic. P. — Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen. M. 8.—, geb. M. 9.20. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Habermann, Wilhelm. — Finnland und die öffentliche Meinung Europas. Leipzig, Duncker & Humblot.

Heigel, Karl von. — Das Recht auf Liebe. Roman. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Heuss-Knapp, Elly. — Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Leitfaden für Frauenschulen und verwandte Anstalten. M. 1.60. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1909. Herausgegeben von Rudolf Schwarz. Leipzig, C. F. Peters.

Jahresberichte der Königl. Preuss. Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1909. Amtliche Ausgabe. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Kirchner, Dr. Max. — Die deutschen Kaiserinnen in der Zeit von Konrad I. bis zum Tode Lothars von Supplinburg. M. 5.50, Berlin, Emil Ebering.

Konjunktur, Die. Monatsschrift für Wirtschaftskunde und Wirtschaftspolitik, herausgegeben von Richard Calwer. Berlin, S. Simon, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaften.

Krack, Dr. Otto. — „Lutherbriefe“. Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Geb. M. 3.—. Berlin, Karl Curtius.

Lüdtke, Franz. — Lieder eines Suchenden. M. 1,50. Lissa in Posen, Oskar Eulichs Verlag.

v. Mitrofano, Paul. — Joseph II., seine politische und kulturelle Tätigkeit. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von V. v. Demelic. I. und II. Teil broschiert à M. 12.50, geb à M. 15.—. Wien, Verlag von C. W. Stern.

Mitscherlich, Waldemar. — Der wirtschaftliche Fortschritt. Sein Verlauf und Wesen. Leipzig 1910, Verlag von C. L. Hirschfeld.

Morawski, Franz von. — Der kommende Tag. Erwägungen über die Neuordnung des Bodenbesitzes in Deutschland. Posen 1909, im Selbstverlage des Verfassers, Druckerei „Praca“.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Begründet von Karl Kehrbach. Zwanzigster Jahrgang. Erstes Heft. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhdlg.

Müller, Heinrich, Dr. — Der letzte Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbständigkeit (1790—1815). M. 6.—. Berlin, Emil Ebering.

Münch, Wilhelm. — Seltsame Alltagsmenschen. Geb. M. 3 50. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlg.

Mürmann, Adolf. — Die öffentliche Meinung über das Preussische Wehrgesetz Heft 19. Von Abhandlungen der mittleren und neueren Geschichte. Einzelpreis M. 3.50, Subskriptionspreis M. 3.—. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Neuland des Wissens. Halbmonatsschrift für Natur und Geistesleben. Abonnementspreis: Vierteljährlich (6 Hefte) M. 1,25. Leipzig, Verlagsanstalt Teichmann & Co.
Rade, Martin. — Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von F. M. Schiele. Einfache Nummer 50 Pf., geb. 80 Pf., Doppel-Nummer M. 1.—, geb. M. 1.30. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Radlmaier, Dr. L. — Johann Michael Sailer als Pädagog. 18. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellsehaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, A. Hofmann & Co.
Samanek, Dr. Vincenz. — Kronrat und Reichsherrschaft im 13. und 14. Jahrhundert. Abhandlungen der mittleren und neueren Geschichte. Heft 17. M. 6.—. Berlin und Leipzig. Dr. Walther Rothschild.
Schneemelcher, Lic. W. — Evangelisch-Sozial. Heft 3. Bezugspreis jährlich bei allen Buchhandlungen oder dem Verleger. M. 3.—. Berlin W. 8, Verlag von Arthur Glaue.
Schwemer, R. — Restauration und Revolution. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.
Der Staatsbürger. Halbmonatsschrift für Politische Bildung. Herausgegeben von Dr. Hans Dorn. Vierteljährlich M. 2.—, das Einzelheft 40 Pf. Leipzig-Berlin, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Herausgegeben von Gustav Roloff. Preis des Heftes M. 1.40. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.
Steinhausen, G. — Germanische Kultur in der Urzeit. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 75.) Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.
Talmud, Der babylonische. Textkritische Ausgabe (Probeheft). Vokalisiert, übersetzt und erklärt von Dr. Jakob Fromer. Charlottenburg 4, Verlag für Wissenschaft des Judentums.
Türck, Hermann. — Der geniale Mensch. Berlin 1910, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Valentin Veit. — Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem. Stuttgart und Berlin 1910, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Dritter Verwaltungsbericht des Königl. Preuss. Landesgewerbeamtes 1909. Geb. M. 8 —. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
Weisbach, Werner. — Impressionismus. Geh. M. 15.—, geb. M. 17.50. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlg.
Wendt, P. — Schulandachten auf psychologischer Grundlage. M. 1.80. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
Wittberger, Otto. — Die deutschen politischen Flüchtlinge in Strassburg 1830—1849. Abhandlungen der mittleren und neuen Geschichte. Heft 18. M. 6.—. Berlin und Leipzig. Dr. Walther Rothschild.
Wittichen, Friedrich Karl. — Briefe von und an Friedrich v. Gentz. Bd. II. M. 12.—. München und Berlin, R. Oldenburg.
Wolff, Karl. — Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. M. 2.50. München, Beck'sche Verlagsbuchhdlg. (Oskar Beck).
Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Jahrgang XII. Jährlich 12 Hefte. Preis für das Jahr M. 12.—, Einzelheft M. 1.25. Berlin W. 30, Verlag v. Süsserott.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Renaissance und Reformation.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Die neuen Lebenstriebe, die sich schon im 13. Jahrhundert leise zu regen begannen und im 14. und 15. Jahrhundert immer kräftiger erstarkten, erzeugten in den romanischen Ländern das sogenannte Zeitalter der Renaissance, in Deutschland dagegen die Epoche der Reformation. Wohl ist die reformatorische Bewegung nicht ohne die vom Geist der italienischen Bestrebungen ausgehenden Einflüsse zu denken, aber in ihrem innersten Wesen ist sie doch nicht nur ein selbständiges, sondern letzthin ein der romanischen Renaissance entgegengesetztes Kulturgebilde.*)

Die italienische Renaissance ist nicht der Beginn einer neuen Weltepoche. Der Name zunächst kann leicht irreführen. Im weiteren Sinne bedeutet er die Wiedergeburt der natürlichen Lebenskräfte des Menschen, die solange durch die asketische Kirchenzucht unterdrückt waren und nun von dem Trieb ergriffen wurden, auch innerhalb der kirchlichen Lebensgemeinschaft ihr Recht von neuem geltend zu machen. Die Freude an der Schönheit der Natur und insbesondere an der Schönheit der menschlichen Gestalt, die Wiederbelebung der natürlichen Kräfte in den Individuen und Nationen, kurz alles, was das

*) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß in der folgenden Gegenüberstellung von Romanentum und Germanentum nicht der Gegensatz der Rasse, sondern der Gegensatz der Kulturleistung gemeint ist. So bedeutet „Romanentum“ den Inbegriff derjenigen geistigen Kräfte, die den mittelalterlichen Katholizismus erzeugt haben. — Unberücksichtigt bleibt hier die Synthese von Renaissance und Reformation, wie sie sich später erst in England und Holland vollzogen hat.

unveräußerliche Wesen des natürlichen Menschen ausmacht, erwachte wieder mit ungestümem Lebensdrange wie aus einem tiefen Winterschlaf. Mitten in diese Bewegung hinein fiel nun das Ereignis der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453. Die Folge davon war das allgemeine Wiederaufblühen der klassischen Studien, vornehmlich dasjenige der hellenischen Dichter und Denker. Man fand bei den Griechen wieder, wonach die Seele schmachtete, — die schöne, in sich selbst ausgeglichene Menschlichkeit (Humanität). Eben deswegen wurden die Altertumsstudien charakteristischerweise humanistische Studien genannt, und es ging nun schließlich soweit, daß selbst an dem Hofe der Päpste die Gedichte Homers und die Dialoge Platos eifriger gelesen wurden, als die Bibel und die Schriften der Väter. Im engeren Sinne bedeutet also „Renaissance" soviel als Wiedergeburt aus dem Geiste des klassischen Altertums. Irrig aber wäre es zu glauben, daß jener auf die Wiederneuerung des menschlichen Sinnenwesens gerichtete Trieb erst durch das Wiedererwachen der klassischen Studien erzeugt wäre. Er war vielmehr längst vorher vorhanden und wurde nur durch den Geist edler Humanität, von dem die Kultur der Hellenen getragen war, mächtig gefördert. „Die Entwicklung der Zustände im 14. und 15. Jahrhundert", sagt Jakob Burckhardt, „würden die italienische Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Altertum, dessen „Wiedergeburt" in einseitiger Weise zum Gesamtnamen des Zeitraums überhaupt geworden ist; und auch von den neuen geistigen Richtungen wäre wohl das Meiste ohne dasselbe denkbar; allein alles wurde doch schließlich von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt, und wo das Wesen der Dinge ohne dieselbe verständlich und vorhanden wäre, da ist es doch die Aeußerungsweise im Leben nur mit ihr und durch sie." Nach allem war dies das Wesentliche, daß die Renaissancebewegung sich zunächst ihrer eigenen Absichten und Ziele nur ahnungsvoll tastend und langsam fortschreitend bewußt wurde; die Wiederaufnahme der Altertumsstudien erst wurde das Mittel, daß sie durch die Versenkung in diesen Gegenstand endlich zur Klarheit über sich selbst gelangte und nun in vollendeten künstlerischen Gebilden veranschaulichte, was in der Tiefe der menschlichen Seele damals nach lebendiger Gestaltung verlangte.

Aber trotz des großen Einflusses, der von dem Studium der hellenischen Poesie und Philosophie ausging, bestand doch ein wesentlicher und grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Geist des antiken

und des italienischen Humanismus. Dort wie hier war das Ziel die Verwirklichung schöner Menschlichkeit, die in der harmonischen Vereinigung aller menschlichen Kräfte, der sinnlichen und der geistigen, lebendig zum Ausdruck kommt. Während sich jedoch dieser schöne Einklang von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, bei den Hellenen in der Form der ungebrochenen Natürlichkeit vollzog, stellte sie sich im Zeitalter der Renaissance vielmehr in der Form des die Natur überwindenden Geistes dar. Der Renaissancemensch ist keineswegs wieder zu jener ursprünglichen Natürlichkeit zurückgekehrt, die das Lebenselement des Hellenen ausmachte. Er hat die antike Auffassung von der Selbständigkeit der Natur durchaus nicht erneuert, und er hat auch den Individualismus nicht als ein neues Lebensprinzip gegen den kirchlichen Universalismus zur Geltung gebracht. Vielmehr hat er den natürlichen Lebensmächten nur soweit wieder zur Freiheit verholfen, als dies innerhalb der Grenzen des Katholizismus möglich war. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß das wiedererwachende Gefallen an der Schönheit der Natur und der menschlichen Gestalt nicht etwa von heidnisch-weltlicher Seite ausging, sondern daß es gerade umgekehrt aus der Klosterzelle hervorkeimte und daher auch keinen Bruch mit dem mittelalterlichen Lebensideal darstellte. Es war Franz von Assisi, der Stifter des Bettelordens, dem von neuem wieder der Blick für die Schönheit der göttlichen Naturschöpfung aufging, und der dieser Stimmung zuerst unter allen seinen Zeitgenossen in begeisterten Lobeshymnen Ausdruck verlieh. Der von ihm ausgestreute Same hat später dann in der Seele Giottos, des Stifters und Meisters der Schule der Frührenaissance, kräftig Wurzel gefaßt, so daß durch seine Fresken im Dom von Assisi alsbald jene große Bewegung entfacht wurde, die das im mittelalterlichen Geiste schlummernde Schönheitsideal in Formen und Farben kleidete. Auch fernerhin ging ein großer Teil aller dieser Renaissancekünstler unmittelbar aus dem geistlichen Stande hervor, und diejenigen, die nicht das priesterliche Gewand trugen, wußten es ebenfalls nicht anders, als daß sie mit ihrer Kunst vor allen Dingen ihrer römischen Kirche zu dienen hätten. Selbst als der heidnische Geist des klassischen Altertums die ganze Kirche zu verweltlichen drohte, blieb doch diese Strömung nur eine Episode, und Michelangelo war einer der ersten, die wieder zu den strengen Formen der mittelalterlichen Frömmigkeit zurückkehrten. Allen anderen voran legt aber der Genius Dantes Zeugnis dafür ab, daß das Zeitalter der Re-

naissance machtvoll von dem Triebe ergriffen war, das [illegible] mittelalterlichen Geiste geprägte Lebensideal in [illegible] heit auszugestalten und zu vollenden, nicht [illegible] neues zu erleben.

Im Zusammenhang mit dieser Bewegung wurde [illegible] Menschheit auch wieder der wissenschaftlichen Erforschung [illegible] zugewandt. Neue Länder, neue Weltbezirke [illegible] Kopernikus, selbst ein Priester, stürzte das ptolemäische [illegible] aus dem heidnischen Altertum vom Weltbilde [illegible] und Galilei entwarf die exakte Methode der [illegible] wissenschaft. Durch alle diese Errungenschaften [illegible] alte Vorstellung von dem natürlichen Weltbau [illegible] erschüttert und als unhaltbar erwiesen, aber [illegible] wie auch dadurch noch nicht beeinträchtigt worden [illegible] sich die Kirche lange, ihr altes Weltbild zu [illegible] der weitere Verlauf gezeigt hat, vermochte sie sich [illegible] auch diese Weltanschauung anzueignen, ohne dadurch [illegible] von ihren kirchlichen Lebensgrundsätzen [illegible] [illegible] mit den Erkenntnissen der [illegible] und Gelehrten, wie mit denjenigen Kepler und [illegible] ein Schluß, wenn auch immer von neuem [illegible] durch Erweiterung der naturwissenschaftlichen [illegible] ein neues Weltbild [illegible] [illegible]

[illegible]

Kraft schöpfte; er wurde geboren aus der Tiefe des germanischen Gemütes. Wird doch überhaupt das, was wahrhaft „Epoche" macht und ein neues Weltalter heraufführt, ebensowenig durch Kunst und Wissenschaft, als durch die Veränderung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse hervorgebracht, sondern allein durch die Verwirklichung eines vollendeteren Typus des Menschen. Nur mit der Verlebendigung eines neuen, wahreren Menschen tritt auch eine neue Weltepoche in die Erscheinung, und dieser neue Mensch ist kein Entwicklungsprodukt der Natur und der natürlichen Kräfte des Menschen selbst, sondern er ist gerade umgekehrt ein Erzeugnis der fortschreitenden Selbstoffenbarung des göttlichen Weltgeistes. Nicht aus der Natur, sondern aus dem Wesen und der Wahrheit des Geistes geht die Stufenreihe der höheren Menschheitstypen hervor. Ein solcher neuer Mensch ist nicht aus dem Geist der Renaissance, wohl aber aus dem der Reformation geboren worden, und darum beruht das neue Weltalter, das mit dem 16. Jahrhundert seinen Anfang genommen hat, auch lediglich auf der universellen Ausgestaltung der reformatorischen Menschheitsidee.

Was das Wesen dieses neuen Typus ausmacht, ist, mit Einem Worte gesagt, die individuelle Verwirklichung der wahren, göttlichen Freiheit. Nun kann man mit Recht behaupten, das ganze Christentum ist zu keinem anderen Zweck in der Welt erschienen, als darum, dem Menschengeschlechte die wahre Freiheit, die Erlösung von allen es in der Unfreiheit haltenden Mächten zu bringen. Darum ist das Christentum überhaupt die Religion der Freiheit. Etwas anderes aber ist die in den Urkunden dieser Religion offenbarte Freiheit selbst und etwas anderes ihre wirkliche, geschichtliche Durchführung in der Menschheit. Diese mußte damit beginnen, daß sich die heidnischen Völker unter Abstreifung ihrer sinnlichen Individualität zuvor aus dem gemeinchristlichen Geiste erfassen lernten, aus dem dann erst die Bildung der persönlichen Freiheit hervorsprießen konnte. Es mußte die Wahrheit des Christentums erst in unpersönlicher, unterschiedsloser Allgemeingültigkeit als eine alle Gläubigen in gleicher Weise tragende Macht zum Grundfaktor des Lebens gemacht werden; kurz, es mußte erst die allgemeine, katholische Form des Christentums durchgebildet und in den Herzen der Menschen verankert werden, bevor der Einzelne die Kraft gewann, nunmehr umgekehrt aus der persönlichen Aneignung dieser allgemeinen Grundlage erst das Maß und die Richtung seiner christlichen Freiheit individuell zu

bestimmen. Die Aufrichtung jenes nur nach der Seite der Allgemeingültigkeit entwickelten Christentums war die weltgeschichtliche Aufgabe der römischen Kirche. Das Römertum war der berufene Vertreter des alle Eigenart verneinenden Universalismus: des universellen Rechtes, des universellen Staates und endlich der universellen (katholischen) Kirche.

Im Gegensatz zu den Römern sind die germanischen Völker nun die auserwählten Träger des wahren Individualismus. Es liegt dem Germanen im Blute, seine Eigenart aufs schärfste herauszukehren und überall geltend zu machen. Sofern dieser Individualismus im heidnischen Germanentum aus der sinnlichen, selbstsüchtigen Natur des Menschen entsprang, war er das, was durch die universelle Kultur des römischen Christentums erst gebrochen werden mußte. Es sind jene Züge des starren Eigensinns, der Eigenbrödelei und der schrankenlosen Willkür, in denen sich die sinnliche Natur des Individualismus äußert; als solche sind sie den Bestimmungen des sittlichen Allgemeinwillens entgegengesetzt und müssen daher überwunden werden. Das geschah durch die Zucht der römischen Kirche, die durch ihren geistigen Universalismus schlechthin allen Individualismus verneinte. Aber nicht dieser selbst ist sündig, sondern nur sein ungebändigter, sinnlicher Gebrauch; an und für sich lebt auch in ihm, wie in allem Natürlichen, eine göttliche Kraft, und diese wird erst wahrhaft wirksam durch die geistige, sittliche Verklärung ihrer bloßen Natürlichkeit. Der Individualismus mußte deshalb den Universalismus, d. h. den Geist des sittlichen Allgemeinwillens in sich aufnehmen, und dazu mußte er erst einmal lernen, sich diesem bedingungslos unterzuordnen, um alsdann geläutert und geadelt daraus zu einem neuen, vollendeteren Dasein wiedergeboren zu werden. Nichts anderes als diese Wiedergeburt und Verklärung des Individualismus aus dem Geiste des universellen Christentums ist nun der Grundzug der reformatorischen Bewegung. Luthers Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“ ist das Schibboleth der ganzen Reformation.

Damit war die geschichtliche Entwicklung des Christentums selbst auf eine neue, höhere Stufe der Entwicklung gerückt. Die christliche Kultur zielte nun nicht mehr allein auf die allgemeingültige Vergegenwärtigung der göttlichen Freiheit im bloßen Gegensatz und in der bloßen Ueberwindung des natürlichen Individualismus, sondern sie ging nunmehr dazu über, das einzelne gläubige Individuum als solches mit jenem Universalismus zu erfüllen, und war damit erst

die wahre, sich in jedem besonders vollziehende Versöhnung zwischen Natur und Geist, zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Das war freilich ein anderer Individualismus als der des altgermanischen Heidentums; er war nicht mehr der individuelle Ausdruck der sinnlichen Natur des Menschen, sondern er war im Gegenteil die individuelle Verlebendigung und lebendige Vermannigfaltigung des universellen Gottesgeistes. Die innere Kraft war dieselbe, aber sie hatte nunmehr erst ihre wahre Form und Richtung erhalten. Und zugleich mit dieser Aufrichtung des germanischen Christentums war nunmehr auch der Typus eines neuen Menschen in die Erscheinung getreten.

Ist der wahre Katholik der in allen gleiche Christenmensch überhaupt, so ist der wahre Protestant der individuelle Christen- oder Glaubensmensch, d. h. der Mensch, der aus sich selbst heraus seine individuelle Bestimmtheit in individueller Weise zum Träger und Werkzeug des universell-christlichen Geistes macht. Eben dies ist die Bedeutung des reformatorischen Glaubens, daß durch ihn jede Einzelpersönlichkeit für sich und auf ihre Weise zum Repräsentanten des göttlichen Denkens, Wollens und Handelns wird, und daß in diesem einheitlichen Glaubensgeist doch jeder Einzelne mit allen übrigen zu einer, göttlichen Glaubensgemeinschaft verbunden ist. So erst wird der Mensch ein vollendeter Christ und der Christ der wahrhaft freie, erlöste Mensch. Dieser neue Mensch ist das Geschöpf, welches das universelle, göttliche Denken zu seinem Denken, das universelle, göttliche Wollen zu seinem Wollen und die unviversellen, göttlichen Zwecke zu seinen eigenen Lebenszwecken macht: — kurz er ist das universelle Glaubensindividuum.

Nicht durch die italienische Renaissance, nicht durch den Humanismus und die methodische Begründung der Naturwissenschaften also ist dieser neue Menschheitstypus gezeitigt worden. Er ist überhaupt nicht ein Produkt der natürlichen Entwicklung, sondern er ist hervorgegangen aus einer neuen Selbstoffenbarung des Weltgeistes im Gemüt der germanischen Völker. Wie alles wahrhaft Große auf der Welt ist auch dieser Typus geboren worden aus der Tiefe des religiösen Gottesbewußtseins, und erst damit beginnt wieder eine neue Weltepoche. Denn die ganze Kultur der folgenden Jahrhunderte zeigt sich nun in all ihren Bestrebungen und Kämpfen direkt oder indirekt, näher oder entfernter von dem Grundtriebe ergriffen, den Begriff dieses neuen Menschen immer tatkräftiger zu verwirklichen und alle vorhandenen Lebensverhältnisse seinem Wesen

Agitation für längere Zeit zu beschränken. Ich würde es [illegible] halten, mit einer solchen Maßregel möglichst bald [illegible] einmal gesagt, daß die meisten Sitze der Sozialdemokratie [illegible] Ein neuer Wahlkreis Berlin VI. von [illegible] getrennt, [illegible] freisinnig oder nationalliberal vertreten sein. Auch in [illegible] vielleicht möglich, durch die Schaffung eines neuen Wahlkreises [illegible] möglichst die sozial gemischten Stadtteile zusammengefaßt werden [illegible] einen Ordnungsmann in die Volksvertretung zu bringen.

Aber auch, wenn man für den Reichstag jede Änderung der [illegible] kreise ablehnt, so braucht man es darum noch nicht im [illegible] Man kann sich sehr wohl darauf berufen, daß im Reich das [illegible] demokratische Wahlrecht eine ganz [illegible] und [illegible] Ausgleichung durch die historisch gewordene Wahlkreiseinteilung [illegible] kann nur eine so große prinzipiell revolutionäre Partei [illegible] wie die Sozialdemokratie, ist man vom konservativen Standpunkt [illegible] wohl berechtigt, jede Erweiterung der Rechte der Demokratie [illegible] mit der einfachen Begründung, daß sie gefährlich wäre. Ich [illegible] gesagt in der Anwendung dieses Grundes nicht [illegible] unter Umständen bekämpft man erfahrungsmäßig [illegible] am allerbesten durch [illegible] Unter allen Umständen hat auch jener [illegible] [illegible] daß man damit die [illegible] im Landtag die Wahlkreise reformiert, [illegible] kann, abwarten kann. Im Landtag aber ist [illegible] der Wahlkreise viel [illegible] als im Reichstag [illegible] des [illegible] sind. [illegible] Wahlkreise [illegible] [illegible] verteilen.

[illegible]

strationen aus Besorgnis vor Ruhestörungen verboten? Sind sie nicht durch den Tatbestand widerlegt?

In der Tat wäre es gewiß richtiger gewesen, die Wahl-Demonstrationen von Anfang an zuzulassen: sie hätten dann viel weniger Eindruck gemacht. Was aber den musterhaften Ordnungssinn der Genossen betrifft, so wolle man sich doch nicht darüber täuschen, woher er stammt. Ganz gewiß nicht aus der Parteiidee. Eine Partei, die die zukünftige Revolution auf ihre Fahnen schreibt, würde ganz gewiß nicht gegen ihre Prinzipien verstoßen, wenn sie die Eindrücke ihrer Demonstrationen dadurch etwas verstärkte, daß sie zuweilen ein Haus stürmte, einige Gegner verprügelte oder einen ganz besonders mißliebigen „Ausbeuter" an einen Laternenpfahl hängte. In der Zeit, als die Massen noch wirklich in dem Glauben lebten, daß die Freiheit in der Revolution zu erringen sei, waren diese Vorspiele häufig genug. Was heute generell „Ausbeuter" heißt, waren damals die Steuerpächter, Kornwucherer und Bäckermeister. Man würde ganz gewiß auch heute noch einen starken Eindruck mit solcher Propaganda der Tat erzielen, einen viel stärkeren als mit dem bloßen Reden und Spazierengehen. Der Grund, daß man so außerordentlich ordnungslieb geworden ist, ist kein anderer, als daß man weiß, daß es für anderes Verhalten etwas auf die Finger geben würde. Mit anderen Worten: es ist nicht der Geist der Sozialdemokratie, sondern der Geist des preußischen Staates, seiner Zucht, seiner Strenge, der auch die Widerstrebendsten im Zaum hält und dadurch selbst Massendemonstrationen auf der Straße in Formen preßt, als ob sie Paraden wären. Mit der Zeit muß es doch die Sozialdemokratie selber empfinden, wie lächerlich sie sich macht, indem sie fortwährend die Revolutions-Phrasen im Munde führt und tatsächlich doch weiter nichts ist, als eine zwar radikale, aber doch sehr friedliebende, parlamentarische Oppositionspartei.

* * *

Auf diesem Wege, dem Wege des Parlamentarismus, scheinen nun aber der Partei jetzt endlich doch Erfolge zu winken. Niemand zweifelt, daß die Zahl ihrer Mandate im Reichstag bei den nächsten Wahlen ganz außerordentlich wachsen wird, und bei dem Zwist der bürgerlichen Parteien untereinander könnten sich dann ganz neue Möglichkeiten und Kombinationen ergeben. Schon hat eine Reihe von Nachwahlen gezeigt, was uns bei den nächsten allgemeinen Wahlen bevorsteht. Bedeutsamer noch, als die wiederholten sozialistischen Siege scheint mir aber das Ergebnis der jüngsten Nachwahl in Oletzko-Lyck-Johannisburg. Ich möchte sagen, die Reform des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause ist gewiß ein wichtiges Ereignis, aber diese Nachwahl, wenn sie nicht, was kaum anzunehmen, ein reiner Zufall sein sollte, ist noch wichtiger. Sie bedeutet nicht weniger und nicht mehr, als den bevorstehenden Zusammenbruch der konservativen Partei. Seit der Begründung des Reichs ist der Wahlkreis Lyck mit Ausnahme einer kurzen Periode, von 1875 bis 1878, dauernd im Besitze der Konser-

*

vativen gewesen. Der letzte Inhaber, Graf Stolberg, wurde [illegible] Kandidaten mit etwa 20000 von 21000 Stimmen gew[illegible] im ersten Wahlgang der Nationalliberale [illegible] mit 12[illegible] Stimmen über den Konservativen, der 10161, und den So[illegible] 910 Stimmen erhielt, gesiegt. Der konservative Gegenkandidat [illegible] angesehener und beliebter Landrat, aber die [illegible] ist gesamt, das Beamtentum, insbesondere das Forstpersonal [illegible] deren Einfluß stehenden Dörfer, und schließlich ein großer Teil [illegible] Bauernschaft sind in das Lager der Liberalen [illegible] sondern auch [illegible], daß ein konservativer [illegible] Wahl eingetreten ist, der sich darüber klagt, daß gegen [illegible] [illegible] von Beamten unter [illegible] ihres Amts [illegible]

Die Konservativen beklagen sich darüber, daß die [illegible] dem Volk weisgemacht hätten, die Erhöhung der indirekten S[illegible] daher, daß die Konservativen die Erbschaftssteuer nicht [illegible] wollen. Gewiß ist das eine ungerechte [illegible] war eine Uebertreibung, wie sie sich die [illegible] von je erlaubt hat und immer wieder anwenden wird. [illegible] daß die Konservativen bei der neuen Steuerordnung [illegible] [illegible] und die Witwen und den Mittelstand [illegible] Verhalten hat ihnen das Volk in den breiteren Schichten [illegible] es hat ihnen ferner übel genommen, daß sie den [illegible] durch den [illegible] zum Rücktritt [illegible] [illegible]

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Altmann, S. P. — Finanzwissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 306.) Leipzig, Verlag von B. G Teubner.

Archiv für Kulturgeschichte, herausgegeben v. G. Steinhausen. VIII. Band. 1. Heft. Leipzig und Berlin 1910, Verlag von B. G. Teubner.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Edgar Jaffé. Märzheft. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr.

Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen. 3 Vorträge von H. Cornelius, E. Reisinger, G Kerschensteiner. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H.

Bähnisch, A. — Die deutschen Personennamen. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 296.) Leipzig. Verlag von B. G. Teubner.

Bithorn, Wilhelm. — Lebenskunst. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Büchner, Georg. — Gesammelte Schriften. Band I und II. Berlin, Paul Cassirers Verlag

Deledda, Grazia. — Bis an die Grenze. Roman. M. 3,50 br., geb. M. 4,50. München, Süddeutsche Monatshefte.

Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl. Herausgegeben von Wolfgang Förster. Stuttgart, Leipzig, Berlin 1910, Deutsche Verlagsanstalt

Das Deutschtum im Ausland. Vierteljahrshefte des Vereins für das Deutschtum im Ausland (Allg. Deutscher Schulverein). Heft 50 Pf. Berlin W. 9 und Leipzig, Verlag Hermann Hillger.

Dukmeyer, Friedrich. — Korbs. Diarium itineris in Moscoviam und Quellen, die es ergänzen. M. 9,20 Berlin, Emil Ebering.

Eckert, Heinrich. — Die Krämer in süddeutschen Städten bis zum Ausgang des Mittelalters. M. 3,80 Abhandlungen der mittleren und neuen Geschichte, Heft 16. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild

Eliot, Charles W. — Die Religion der Zukunft. 70 Pf. Giessen, Alfred Töpelmann.

Flotte, Die. — Monatsblatt des deutschen Flotten-Vereins, 13. Jahrgang. Berlin W., Linkstr. 20, Präsidal-Geschäftsstelle.

Fuchs, Dr. — Die Villenkolonie Buchschlag bei Frankfurt a. M. Darmstadt 1910, Arnold Bergstraessers Hofbuchhandlg.

Glaue, Lic. P. — Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen. M. 8.—, geb. M. 9.20. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Habermann, Wilhelm. — Finnland und die öffentliche Meinung Europas. Leipzig, Duncker & Humblot.

Heigel, Karl von. — Das Recht auf Liebe. Roman. Geh. M 2, -, geb. M. 3,—. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Hesse-Knapp, Elly. — Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Leitfaden für Frauenschulen und verwandte Anstalten. M. 1.60. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1909. Herausgegeben von Rudolf Schwarz. Leipzig, C. F. Peters.

Jahresberichte der Königl. Preuss. Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1909. Amtliche Ausgabe. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Kirchner, Dr. Max. — Die deutschen Kaiserinnen in der Zeit von Konrad I. bis zum Tode Lothars von Supplinburg. M 5.50, Berlin, Emil Ebering.

Konjunktur, Die. Monatsschrift für Wirtschaftskunde und Wirtschaftspolitik, herausgegeben von Richard Calwer. Berlin, S. Simon, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaften.

Kroker, Dr. Otto. — „Lutherbriefe". Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Geb. M. 3.—. Berlin, Karl Curtius.

Lüdtke, Franz. — Lieder eines Suchenden. M. 1,50. Lissa in Posen, Oskar Eulichs Verlag.

v. Mitrofano, Paul. — Joseph II., seine politische und kulturelle Tätigkeit. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von V. v. Demelic. I. und II. Teil broschiert à M. 12.50, geb à M. 15.—. Wien, Verlag von C. W. Stern.

Mitscherlich, Waldemar. — Der wirtschaftliche Fortschritt. Sein Verlauf und Wesen. Leipzig 1910, Verlag von C. L. Hirschfeld.

Morawski, Franz von. — Der kommende Tag. Erwägungen über die Neuordnung des Bodenbesitzes in Deutschland. Posen 1909, im Selbstverlage des Verfassers, Druckerei „Praca".

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Begründet von Karl Kehrbach. Zwanzigster Jahrgang. Erstes Heft. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhdlg.

Müller, Heinrich, Dr. — Der letzte Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbständigkeit (1790—1815). M. 6.—. Berlin, Emil Ebering.

Münch, Wilhelm. — Seltsame Alltagsmenschen. Geb. M 3.50. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlg.

Mürmann, Adolf. — Die öffentliche Meinung über das Preussische Wehrgesetz Heft 19. Von Abhandlungen der mittleren und neueren Geschichte. Einzelpreis M. 3.50, Subskriptionspreis M. 3.—. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Neuland des Wissens. Halbmonatsschrift für Natur und Geistes[illegible] Vierteljahr[illegible] Heft[illegible] M 1[illegible] Leipzig, Verlag [illegible]

Rade, Martin. Die Stellung des Christentums [illegible] geschichtliche Volksbücher, herausgegeben von F. M. [illegible] Pf[illegible] geb. [illegible] Pf[illegible] Doppel-Nummer M [illegible] geb. M [illegible] Tübingen [illegible]

Radimaler, Dr. L. [illegible] Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte [illegible] A. Hofmann & Co.

Samanek, Dr. Vincenz. Kronrat und Reichsherrschaft im 13. [illegible] Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft [illegible] M [illegible] Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Schneemelcher, Die W[illegible] Sozial[illegible] Heft 8. Bezugspreis [illegible] Buchhandlungen oder dem Verleger M [illegible] Berlin W. [illegible] Verlag [illegible]

Schwemer, R. Restauration und Revolution. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Der Staatsbürger. Halbmonatsschrift für Politische Bildung. Herausgegeben [illegible] Dr. Hans Dorn. Vierteljahr[illegible] M 2[illegible] das Einzelheft [illegible] Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Herausgegeben von Gustav Roloff. Preis des Bandes M [illegible] Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Steinhausen, G. Germanische Kultur in der Urzeit. (Aus Natur und Geisteswelt [illegible]) Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Talmud, Der babylonische. Textkritische Ausgabe. Probeheft. [illegible] übersetzt von Dr. Jakob Fromer. Charlottenburg 4, Verlag für Wissenschaft [illegible] Interessen.

Türck, Hermann. — Der geniale Mensch. Berlin 19[illegible] Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Valentin, Veit. Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem. [illegible] Stuttgart und Berlin [illegible] J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Dritter Verwaltungsbericht des Königl. Preuss. Landesgewerbeamtes 1909. [illegible] M [illegible] Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Weisbach, Werner. [illegible] Impressionismus. Geh. M 15[illegible] geb. M 17[illegible] Berlin [illegible]

Wendt, P. [illegible] auf psychologischer Grundlage. M 1[illegible]

Wittberger, Otto. Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg [illegible] Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft [illegible] M [illegible] Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Wittichen, Friedrich Karl. [illegible] von und an Friedrich v. Gentz. [illegible] München und Berlin, R. Oldenbourg.

Wolff, Karl. [illegible] Sozialdemokratie [illegible] M [illegible]

Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. [illegible] für das Jahr M [illegible] Berlin W. [illegible] Verlag [illegible]

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. [illegible]

[illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: [illegible] Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. [illegible]
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hof-Buchdr., Berlin SW. [illegible]

Renaissance und Reformation.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Die neuen Lebenstriebe, die sich schon im 13. Jahrhundert leise zu regen begannen und im 14. und 15. Jahrhundert immer kräftiger erstarkten, erzeugten in den romanischen Ländern das sogenannte Zeitalter der Renaissance, in Deutschland dagegen die Epoche der Reformation. Wohl ist die reformatorische Bewegung nicht ohne die vom Geist der italienischen Bestrebungen ausgehenden Einflüsse zu denken, aber in ihrem innersten Wesen ist sie doch nicht nur ein selbständiges, sondern letzthin ein der romanischen Renaissance entgegengesetztes Kulturgebilde.*)

Die italienische Renaissance ist nicht der Beginn einer neuen Weltepoche. Der Name zunächst kann leicht irreführen. Im weiteren Sinne bedeutet er die Wiedergeburt der natürlichen Lebenskräfte des Menschen, die solange durch die asketische Kirchenzucht unterdrückt waren und nun von dem Trieb ergriffen wurden, auch innerhalb der kirchlichen Lebensgemeinschaft ihr Recht von neuem geltend zu machen. Die Freude an der Schönheit der Natur und insbesondere an der Schönheit der menschlichen Gestalt, die Wiederbelebung der natürlichen Kräfte in den Individuen und Nationen, kurz alles, was das

*) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß in der folgenden Gegenüberstellung von Romanentum und Germanentum nicht der Gegensatz der Rasse, sondern der Gegensatz der Kulturleistung gemeint ist. So bedeutet „Romanentum" den Inbegriff derjenigen geistigen Kräfte, die den mittelalterlichen Katholizismus erzeugt haben. — Unberücksichtigt bleibt hier die Synthese von Renaissance und Reformation, wie sie sich später erst in England und Holland vollzogen hat.

unveräußerliche Wesen des natürlichen Menschen ausmacht, erwachte wieder mit ungestümem Lebensdrange wie aus einem [illegible] Winterschlaf. Mitten in diese Bewegung hinein fiel nun die [illegible] Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 14[illegible]. Die Folge davon war das allgemeine Wiedererwachen [illegible] klassischen Studien, vornehmlich dasjenige der hellenischen Dichter und Denker. Man fand bei den Griechen wieder, [illegible] Seele schmachtete, die schöne, in sich selbst aus[illegible] Menschlichkeit, Humanität. Eben deswegen wurden die Altertumsstudien charakteristischerweise humanistische Studien [illegible], und es ging nun schließlich soweit, daß selbst am [illegible] Papste die Gedichte Homers und die Dialoge Platos [illegible] wurden, als die Bibel und die Schriften der Väter. [illegible] Sinne bedeutet also „Renaissance" soviel als W[illegible] dem Geiste des klassischen Altertums. Irrig [illegible] glauben, daß jener auf die Wiedererneuerung des menschlichen Seelenlebens gerichtete Trieb erst durch die Wiedererweckung der [illegible] Studien erzeugt wäre. Er war vielmehr längst vorher [illegible] und wurde nur durch den Geist edler Humanität, den [illegible] Kultur der Hellenen getragen hat, mächtig gefördert. „[illegible] Zusammenklang der Zustände im 14. und 15. Jahrhundert", [illegible] Burckhardt, „würden die italienischen Menschen erschüttert [illegible] haben auch ohne das Altertum, dessen „Wiedergeburt" [illegible] Wesen zum Gesamtinnern des Italieners [illegible] und auch von den neuen geistigen Richtungen [illegible] ohne dasselbe denkbar [illegible]

[illegible]

und des italienischen Humanismus. Dort wie hier war das Ziel die Verwirklichung schöner Menschlichkeit, die in der harmonischen Vereinigung aller menschlichen Kräfte, der sinnlichen und der geistigen, lebendig zum Ausdruck kommt. Während sich jedoch dieser schöne Einklang von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, bei den Hellenen in der Form der ungebrochenen Natürlichkeit vollzog, stellte sie sich im Zeitalter der Renaissance vielmehr in der Form des die Natur überwindenden Geistes dar. Der Renaissancemensch ist keineswegs wieder zu jener ursprünglichen Natürlichkeit zurückgekehrt, die das Lebenselement des Hellenen ausmachte. Er hat die antike Auffassung von der Selbständigkeit der Natur durchaus nicht erneuert, und er hat auch den Individualismus nicht als ein neues Lebensprinzip gegen den kirchlichen Universalismus zur Geltung gebracht. Vielmehr hat er den natürlichen Lebensmächten nur soweit wieder zur Freiheit verholfen, als dies innerhalb der Grenzen des Katholizismus möglich war. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß das wiedererwachende Gefallen an der Schönheit der Natur und der menschlichen Gestalt nicht etwa von heidnisch-weltlicher Seite ausging, sondern daß es gerade umgekehrt aus der Klosterzelle hervorkeimte und daher auch keinen Bruch mit dem mittelalterlichen Lebensideal darstellte. Es war Franz von Assisi, der Stifter des Bettelordens, dem von neuem wieder der Blick für die Schönheit der göttlichen Naturschöpfung aufging, und der dieser Stimmung zuerst unter allen seinen Zeitgenossen in begeisterten Lobeshymnen Ausdruck verlieh. Der von ihm ausgestreute Same hat später dann in der Seele Giottos, des Stifters und Meisters der Schule der Frührenaissance, kräftig Wurzel gefaßt, so daß durch seine Fresken im Dom von Assisi alsbald jene große Bewegung entfacht wurde, die das im mittelalterlichen Geiste schlummernde Schönheitsideal in Formen und Farben kleidete. Auch fernerhin ging ein großer Teil aller dieser Renaissancekünstler unmittelbar aus dem geistlichen Stande hervor, und diejenigen, die nicht das priesterliche Gewand trugen, wußten es ebenfalls nicht anders, als daß sie mit ihrer Kunst vor allen Dingen ihrer römischen Kirche zu dienen hätten. Selbst als der heidnische Geist des klassischen Altertums die ganze Kirche zu verweltlichen drohte, blieb doch diese Strömung nur eine Episode, und Michelangelo war einer der ersten, die wieder zu den strengen Formen der mittelalterlichen Frömmigkeit zurückkehrten. Allen anderen voran legt aber der Genius Dantes Zeugnis dafür ab, daß das Zeitalter der Re-

nessance machtvoll von dem Triebe ergriffen war, [illegible] mittelalterlichen Geiste geprägte Lebensideal in [illegible] heit auszugestalten und zu vollenden, nicht jedoch [illegible] neues zu erleben.

Im Zusammenhang mit dieser Bewegung wandte [illegible] Menschheit auch wieder der wissenschaftlichen Erforschung [illegible] zugewandt. Neue Länder, neue Weltbewegungen wurden [illegible] Kopernikus, dann ein Kepler, stürzte das ptolemäische [illegible] aus dem heidnischen Altertum vom Mittelalter übernommen [illegible] und Galilei entwarf die exakte Methode der mechanischen [illegible] Wissenschaft. Durch alle diese Errungenschaften wurde [illegible] alterliche Vorstellung von dem natürlichen Weltgebäude [illegible] erschüttert und als unhaltbar erwiesen, aber eine neue [illegible] wäre auch dadurch noch nicht herbeigeführt worden. [illegible] sich die Kirche lange, ihr altes Weltbild zu [illegible] der weitere Verlauf gezeigt hat, vermochte sie sich [illegible] auch diese Weltanschauung anzueignen, ohne dadurch [illegible] von ihren herrschenden Lebensgrundsätzen [illegible] trägt sich heute [illegible] mit den Erkenntnissen des [illegible] und Galilei so, wie mit denjenigen Keplers und [illegible] eine Tatsache, wenn auch immer von neuem [illegible] daß gerade durch Veränderung der naturwissenschaftlichen [illegible] ein neues Weltbild herbeigeführt werde. [illegible]

[illegible]

Kraft schöpfte: er wurde geboren aus der Tiefe des germanischen Gemütes. Wird doch überhaupt das, was wahrhaft „Epoche“ macht und ein neues Weltalter heraufführt, ebensowenig durch Kunst und Wissenschaft, als durch die Veränderung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse hervorgebracht, sondern allein durch die Verwirklichung eines vollendeteren Typus des Menschen. Nur mit der Verlebendigung eines neuen, wahreren Menschen tritt auch eine neue Weltepoche in die Erscheinung, und dieser neue Mensch ist kein Entwicklungsprodukt der Natur und der natürlichen Kräfte des Menschen selbst, sondern er ist gerade umgekehrt ein Erzeugnis der fortschreitenden Selbstoffenbarung des göttlichen Weltgeistes. Nicht aus der Natur, sondern aus dem Wesen und der Wahrheit des Geistes geht die Stufenreihe der höheren Menschheitstypen hervor. Ein solcher neuer Mensch ist nicht aus dem Geist der Renaissance, wohl aber aus dem der Reformation geboren worden, und darum beruht das neue Weltalter, das mit dem 16. Jahrhundert seinen Anfang genommen hat, auch lediglich auf der universellen Ausgestaltung der reformatorischen Menschheitsidee.

Was das Wesen dieses neuen Typus ausmacht, ist, mit Einem Worte gesagt, die individuelle Verwirklichung der wahren, göttlichen Freiheit. Nun kann man mit Recht behaupten, das ganze Christentum ist zu keinem anderen Zweck in der Welt erschienen, als darum, dem Menschengeschlechte die wahre Freiheit, die Erlösung von allen es in der Unfreiheit haltenden Mächten zu bringen. Darum ist das Christentum überhaupt die Religion der Freiheit. Etwas anderes aber ist die in den Urkunden dieser Religion offenbarte Freiheit selbst und etwas anderes ihre wirkliche, geschichtliche Durchführung in der Menschheit. Diese mußte damit beginnen, daß sich die heidnischen Völker unter Abstreifung ihrer sinnlichen Individualität zuvor aus dem gemeinchristlichen Geiste erfassen lernten, aus dem dann erst die Bildung der persönlichen Freiheit hervorsprießen konnte. Es mußte die Wahrheit des Christentums erst in unpersönlicher, unterschiedsloser Allgemeingültigkeit als eine alle Gläubigen in gleicher Weise tragende Macht zum Grundfaktor des Lebens gemacht werden: kurz, es mußte erst die allgemeine, katholische Form des Christentums durchgebildet und in den Herzen der Menschen verankert werden, bevor der Einzelne die Kraft gewann, nunmehr umgekehrt aus der persönlichen Aneignung dieser allgemeinen Grundlage erst das Maß und die Richtung seiner christlichen Freiheit individuell zu

bestimmen. Die Aufrichtung jenes nur nach der Seite der [illegible] gemeingültigkeit entwickelten Christentums war die [illegible] Aufgabe der römischen Kirche. Das Römertum war der berufene Vertreter des alle Eigenart verneinenden Universalismus, des universellen Rechtes, des universellen Staates und endlich der universellen (katholischen) Kirche.

Im Gegensatz zu den Römern sind die germanischen [illegible] nun die auserwählten Träger des wahren Individualismus. [illegible] liegt dem Germanen im Blute, seine Eigenart aufs [illegible] zukehren und überall geltend zu machen. Sofern dieser Individualismus im heidnischen Germanentum aus der sinnlichen, [illegible] Natur des Menschen entsprang, war er das, was durch die [illegible] Kultur des römischen Christentums erst gebrochen werden [illegible]. Es sind jene Züge des starren Eigensinns, der [illegible] der schrankenlosen Willkür, in denen sich der sinnliche [illegible] Individualismus äußert, als solche sind sie dem [illegible] sittlichen Allgemeinwillens entgegengesetzt und mußten [illegible] wunden werden. Das geschah durch die Zucht der [illegible] die durch ihren geistigen Universalismus [illegible] Individualismus verneinte. Aber nicht dieser selbst [illegible] sein ungebändigter, sinnlicher Gebrauch, an und für sich [illegible] [illegible], wie in allem Natürlichen, eine göttliche Kraft, und [illegible] erst wahrhaft wirksam durch die [illegible] Naturschranken. Der Individualismus mußte [illegible] Universalismus, d. h. den Geist des sittlichen [illegible] [illegible]

[illegible]

die wahre, sich in jedem besonders vollziehende Versöhnung zwischen Natur und Geist, zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Das war freilich ein anderer Individualismus als der des altgermanischen Heidentums; er war nicht mehr der individuelle Ausdruck der sinnlichen Natur des Menschen, sondern er war im Gegenteil die individuelle Verlebendigung und lebendige Vermannigfaltigung des universellen Gottesgeistes. Die innere Kraft war dieselbe, aber sie hatte nunmehr erst ihre wahre Form und Richtung erhalten. Und zugleich mit dieser Aufrichtung des germanischen Christentums war nunmehr auch der Typus eines neuen Menschen in die Erscheinung getreten.

Ist der wahre Katholik der in allen gleiche Christenmensch überhaupt, so ist der wahre Protestant der individuelle Christen- oder Glaubensmensch, d. h. der Mensch, der aus sich selbst heraus seine individuelle Bestimmtheit in individueller Weise zum Träger und Werkzeug des universell-christlichen Geistes macht. Eben dies ist die Bedeutung des reformatorischen Glaubens, daß durch ihn jede Einzelpersönlichkeit für sich und auf ihre Weise zum Repräsentanten des göttlichen Denkens, Wollens und Handelns wird, und daß in diesem einheitlichen Glaubensgeist doch jeder Einzelne mit allen übrigen zu einer, göttlichen Glaubensgemeinschaft verbunden ist. So erst wird der Mensch ein vollendeter Christ und der Christ der wahrhaft freie, erlöste Mensch. Dieser neue Mensch ist das Geschöpf, welches das universelle, göttliche Denken zu seinem Denken, das universelle, göttliche Wollen zu seinem Wollen und die unviversellen, göttlichen Zwecke zu seinen eigenen Lebenszwecken macht: — kurz er ist das universelle Glaubensindividuum.

Nicht durch die italienische Renaissance, nicht durch den Humanismus und die methodische Begründung der Naturwissenschaften also ist dieser neue Menschheitstypus gezeitigt worden. Er ist überhaupt nicht ein Produkt der natürlichen Entwicklung, sondern er ist hervorgegangen aus einer neuen Selbstoffenbarung des Weltgeistes im Gemüt der germanischen Völker. Wie alles wahrhaft Große auf der Welt ist auch dieser Typus geboren worden aus der Tiefe des religiösen Gottesbewußtseins, und erst damit beginnt wieder eine neue Weltepoche. Denn die ganze Kultur der folgenden Jahrhunderte zeigt sich nun in all ihren Bestrebungen und Kämpfen direkt oder indirekt, näher oder entfernter von dem Grundtriebe ergriffen, den Begriff dieses neuen Menschen immer tatkräftiger zu verwirklichen und alle vorhandenen Lebensverhältnisse seinem Wesen

bestimmen. Die Aufrichtung jenes nur nach der Seite der Allgemeingültigkeit entwickelten Christentums war die weltgeschichtliche Aufgabe der römischen Kirche. Das Römertum war der berufene Vertreter des alle Eigenart verneinenden Universalismus, des universellen Rechtes, des universellen Staates und endlich der universellen (katholischen) Kirche.

Im Gegensatz zu den Römern sind die germanischen Völker nun die auserwählten Träger des wahren Individualismus. Es liegt dem Germanen im Blute, seine Eigenart aufs äußerste durchzuführen und überall geltend zu machen. Sofern dieser Individualismus im heidnischen Germanentum aus der sinnlichen [illegible] Natur des Menschen entsprang, war er das, was durch die [illegible] Kultur des römischen Christentums erst gebrochen werden [illegible]. Es sind jene Züge des starren Eigensinns, der [illegible] der schrankenlosen Willkür, in denen sich der sinnliche [illegible] Individualismus äußert; als solche sind sie dem [illegible] sittlichen Allgemeinwillens entgegengesetzt und [illegible] wunden werden. Das geschah durch die Zucht der römischen Kirche, die durch ihren geistigen Universalismus [illegible] Individualismus verneinte. Aber nicht dieser selbst [illegible] [illegible] unabänderlicher, sinnlicher Gebrauch, an und für sich [illegible] eben, wie in allem Natürlichen, eine göttliche Kraft, und [illegible] erst wahrhaft wirksam durch die [illegible] Naturlichkeit. Der Individualismus [illegible] Universalismus, d. h. den Geist des sittlichen [illegible] [illegible]

[illegible]

die wahre, sich in jedem besonders vollziehende Versöhnung zwischen Natur und Geist, zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Das war freilich ein anderer Individualismus als der des altgermanischen Heidentums; er war nicht mehr der individuelle Ausdruck der sinnlichen Natur des Menschen, sondern er war im Gegenteil die individuelle Verlebendigung und lebendige Vermannigfaltigung des universellen Gottesgeistes. Die innere Kraft war dieselbe, aber sie hatte nunmehr erst ihre wahre Form und Richtung erhalten. Und zugleich mit dieser Aufrichtung des germanischen Christentums war nunmehr auch der Typus eines neuen Menschen in die Erscheinung getreten.

Ist der wahre Katholik der in allen gleiche Christenmensch überhaupt, so ist der wahre Protestant der individuelle Christen- oder Glaubensmensch, d. h. der Mensch, der aus sich selbst heraus seine individuelle Bestimmtheit in individueller Weise zum Träger und Werkzeug des universell-christlichen Geistes macht. Eben dies ist die Bedeutung des reformatorischen Glaubens, daß durch ihn jede Einzelpersönlichkeit für sich und auf ihre Weise zum Repräsentanten des göttlichen Denkens, Wollens und Handelns wird, und daß in diesem einheitlichen Glaubensgeist doch jeder Einzelne mit allen übrigen zu einer, göttlichen Glaubensgemeinschaft verbunden ist. So erst wird der Mensch ein vollendeter Christ und der Christ der wahrhaft freie, erlöste Mensch. Dieser neue Mensch ist das Geschöpf, welches das universelle, göttliche Denken zu seinem Denken, das universelle, göttliche Wollen zu seinem Wollen und die unviversellen, göttlichen Zwecke zu seinen eigenen Lebenszwecken macht: — kurz er ist das universelle Glaubensindividuum.

Nicht durch die italienische Renaissance, nicht durch den Humanismus und die methodische Begründung der Naturwissenschaften also ist dieser neue Menschheitstypus gezeitigt worden. Er ist überhaupt nicht ein Produkt der natürlichen Entwicklung, sondern er ist hervorgegangen aus einer neuen Selbstoffenbarung des Weltgeistes im Gemüt der germanischen Völker. Wie alles wahrhaft Große auf der Welt ist auch dieser Typus geboren worden aus der Tiefe des religiösen Gottesbewußtseins, und erst damit beginnt wieder eine neue Weltepoche. Denn die ganze Kultur der folgenden Jahrhunderte zeigt sich nun in all ihren Bestrebungen und Kämpfen direkt oder indirekt, näher oder entfernter von dem Grundtriebe ergriffen, den Begriff dieses neuen Menschen immer tatkräftiger zu verwirklichen und alle vorhandenen Lebensverhältnisse seinem Wesen

bestimmen. Die Aufrichtung jenes nur nach der Seite der Allgemeingültigkeit entwickelten Christentums war die [illegible] Aufgabe der römischen Kirche. Das Römertum war der [illegible] Vertreter des alle Eigenart verneinenden Universalismus [illegible] universellen Rechtes, des universellen Staates und endlich der universellen katholischen Kirche.

Im Gegensatz zu den Römern sind die germanischen [illegible] nun die auserwählten Träger des wahren Individualismus. [illegible] liegt dem Germanen im Blute, seine Eigenart aufs [illegible] auszubilden und überall geltend zu machen. Sofern dieser Individualismus im heidnischen Germanentum aus der sinnlichen [illegible] Natur des Menschen entsprang, war er das, was durch die [illegible] Kultur des römischen Christentums erst gebrochen werden [illegible]. Es sind jene Züge des starren Eigensinns, der [illegible] der schrankenlosen Willkür, in denen sich der sinnliche [illegible] Individualismus äußert, als solche sind sie dem [illegible] sittlichen Allgemeinwillens entgegengesetzt und mußten [illegible] wunden werden. Das geschah durch die Zucht der [illegible] die durch ihren gesetzlichen Universalismus [illegible] Individualismus verneinte. Aber nicht dieser selbst ist [illegible] sein ungebändigter, sinnlicher Gebrauch, an und für sich [illegible] wie in allem Natürlichen, eine göttliche Kraft, [illegible] erst wahrhaft wertvoll durch die geistige, sittliche [illegible] Natur [illegible]. Der Individualismus [illegible] Universalismus, d. h. den Geist des sittlichen [illegible] [illegible]

[illegible]

die wahre, sich in jedem besonders vollziehende Versöhnung zwischen Natur und Geist, zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Das war freilich ein anderer Individualismus als der des altgermanischen Heidentums; er war nicht mehr der individuelle Ausdruck der sinnlichen Natur des Menschen, sondern er war im Gegenteil die individuelle Verlebendigung und lebendige Vermannigfaltigung des universellen Gottesgeistes. Die innere Kraft war dieselbe, aber sie hatte nunmehr erst ihre wahre Form und Richtung erhalten. Und zugleich mit dieser Aufrichtung des germanischen Christentums war nunmehr auch der Typus eines neuen Menschen in die Erscheinung getreten.

Ist der wahre Katholik der in allen gleiche Christenmensch überhaupt, so ist der wahre Protestant der individuelle Christen- oder Glaubensmensch, d. h. der Mensch, der aus sich selbst heraus seine individuelle Bestimmtheit in individueller Weise zum Träger und Werkzeug des universell-christlichen Geistes macht. Eben dies ist die Bedeutung des reformatorischen Glaubens, daß durch ihn jede Einzelpersönlichkeit für sich und auf ihre Weise zum Repräsentanten des göttlichen Denkens, Wollens und Handelns wird, und daß in diesem einheitlichen Glaubensgeist doch jeder Einzelne mit allen übrigen zu einer, göttlichen Glaubensgemeinschaft verbunden ist. So erst wird der Mensch ein vollendeter Christ und der Christ der wahrhaft freie, erlöste Mensch. Dieser neue Mensch ist das Geschöpf, welches das universelle, göttliche Denken zu seinem Denken, das universelle, göttliche Wollen zu seinem Wollen und die unviversellen, göttlichen Zwecke zu seinen eigenen Lebenszwecken macht: — kurz er ist das universelle Glaubensindividuum.

Nicht durch die italienische Renaissance, nicht durch den Humanismus und die methodische Begründung der Naturwissenschaften also ist dieser neue Menschheitstypus gezeitigt worden. Er ist überhaupt nicht ein Produkt der natürlichen Entwicklung, sondern er ist hervorgegangen aus einer neuen Selbstoffenbarung des Weltgeistes im Gemüt der germanischen Völker. Wie alles wahrhaft Große auf der Welt ist auch dieser Typus geboren worden aus der Tiefe des religiösen Gottesbewußtseins, und erst damit beginnt wieder eine neue Weltepoche. Denn die ganze Kultur der folgenden Jahrhunderte zeigt sich nun in all ihren Bestrebungen und Kämpfen direkt oder indirekt, näher oder entfernter von dem Grundtriebe ergriffen, den Begriff dieses neuen Menschen immer tatkräftiger zu verwirklichen und alle vorhandenen Lebensverhältnisse seinem Wesen

gemäß umzugestalten. Alle wirtschaftlichen und [illegible] wälzungen haben seitdem ihre letzten, vielfach verborgenen [illegible] aus dieser Menschheitsidee empfangen, und aus ihr [illegible] auch der Gang der literarischen, philosophischen und [illegible] Entwicklung der neueren Geisteskultur begriffen werden. [illegible] klassische Idealismus der deutschen Dichtung und Philosophie [illegible] Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ist die goldene Frucht [illegible] diesem neuen Lebensbaume.

Seelenleben und Lebenslauf in der Arbeiterklasse.

Von

Prof. Dr. H. Herkner.

I.

Alle Sozialpolitik hat mit drastischen Schilderungen des Arbeiterelends begonnen. Diese Schilderungen wurden von gegnerischer Seite als unzulässige Verallgemeinerungen vereinzelter Mißstände bezeichnet. So trat an Stelle einer unsystematischen, deskriptiven Behandlung eine streng methodische, statistische Massenbeobachtung namentlich dann, wenn Behörden selbst den Tatbestand zu ermitteln hatten. In den meisten Industriestaaten gibt es jetzt sogar besondere sozialstatistische Aemter. Wir verdanken ihnen eine Fülle wertvoller Veröffentlichungen. Nur mit ihrer Hilfe ist es möglich, für gesetzgeberische Maßregeln ein sicheres Fundament zu gewinnen. Eine andere Stellung als der Fachmann nimmt aber das große Publikum ein. Die Sprache der Tabellen und Ziffern ist ihm unverständlich, und zwar um so mehr, als auf die textliche Bearbeitung in der Regel wenig Sorgfalt verwendet wird. Unendlich tiefere Wirkungen als statistische Folianten pflegen schriftstellerisch gewandte, anschauliche Schilderungen konkreter Einzelschicksale zu erzielen. Hier tritt das Persönliche unmittelbar an die mitfühlende Menschenseele heran. Hier kann alles Menschliche, auch wenn es sich nicht in Zahlen fassen läßt, miterlebt werden. Und vielleicht ist gerade das Imponderable das allerwichtigste.

In den sozialen Bestrebungen der Sozialdemokratie einerseits, der bürgerlichen Parteien, ausgenommen das Zentrum, andererseits besteht heute ein merkwürdiges Quidproquo. Die Sozialdemokratie ist offiziell ganz materialistisch. Nicht allein, daß der ökonomische Faktor in der Weltgeschichte den Ausschlag geben soll, auch in der Philosophie wird dem Materialismus gehuldigt, mag man heute auch lieber von Monismus sprechen. Die bürgerlichen Parteien betonen

die Macht der Ideen, verwerfen die ökonomische Geschichtsauffassung oder schränken ihr Geltungsbereich wenigstens beträchtlich ein. In der sozialpolitischen Praxis aber ist „rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht“. Da ist die Sozialdemokratie doktrinär und idealistisch, die Gegenpartei materialistisch. Die Sozialdemokratie stellt eine bestimmte politische, philosophische und ökonomische Weltanschauung in den Vordergrund, sie verschmäht es in ihren leitenden Persönlichkeiten, auf Kosten dieser Weltanschauung irgendwie materielle Gegenwartsinteressen zu fördern. Auf der anderen Seite dagegen glaubt man, ob mehr unter dem Einflusse bismarckischer oder marxistischer Denkweise mag dahingestellt bleiben, das Wesentliche sei die Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse. Hier erschöpft sich die Sozialpolitik meist in der Fürsorge für bessere Nahrung, Kleidung, Wohnung, in der Fürsorge für Kranke, Invalide, Greise, Unfallverletzte. Und fast scheint es, als ob die Sozialdemokratie umso leichter all ihre Kraft auf den Kampf um die Seele der Arbeiterschaft konzentrieren könnte, je besser Regierung und bürgerliche Parteien für deren irdisches Teil Sorge tragen.

Eine Ausnahmestellung zeigt die Zentrumspartei. Ihr kommt es in erster Linie gewiß auf die Seele der Arbeiter an, aber sie versteht in geschicktester Weise mit dieser Seelsorge auch die Förderung der materiellen Interessen zu verknüpfen.

Es gibt zu denken, daß Sozialdemokratie und Zentrum die vorgeschrittensten Teile unserer Arbeiterschaft beherrschen. Wenn überhaupt, werden m. E. andere Richtungen in der Arbeiterschaft nur unter der Voraussetzung Wurzeln schlagen, daß es ihnen gelingt, die transzendentalen Bedürfnisse unserer Arbeiterpsyche besser als bisher zu erfassen. Englische und amerikanische Arbeiter mögen mit einer Politik, welche ihnen mehr Lohn und kürzere Arbeitszeit verschafft, vielleicht zufriedengestellt werden, in unserer Arbeiterklasse dagegen ist der Idealismus des deutschen Volkes viel zu stark entwickelt, um eine Politik, die nur auf materielle Interessen Rücksicht nähme, bleibende Erfolge erringen zu lassen.

Von diesem Standpunkte aus sind alle Veröffentlichungen, die einen tieferen Einblick in das persönliche Leben unserer Arbeiter vermitteln, mit besonderem Interesse aufzunehmen. Wenn auch in früheren Zeiten hie und da einmal ein solches Buch erschienen ist, so haben die Bemühungen, arbeiterpsychologisches Material zu erhalten, doch erst in den letzten Jahren mit größerem Eifer und Erfolg eingesetzt. Die zurzeit vorliegenden Schriften lassen sich in vier

Gruppen sondern. Es handelt sich einmal um die von P. Göhre*) herausgegebenen Selbstbiographien von Arbeitern, dann um Veröffentlichungen sehr verschiedener Art und verschiedenen Wertes, um die sich Adolf Levenstein**) bemüht hat, ferner um die bei E. Reinhardt***) in München erscheinenden „Lebensschicksale in Selbstschilderungen Ungenannter“ und schließlich um mehrere Einzelwerke verschiedener Richtungen.†)

II.

Die beiden ersten Bände der von Göhre herausgegebenen Sammlung sind bereits so oft besprochen worden, daß hier auf sie keine Rücksicht mehr genommen zu werden braucht. Dagegen verdient der dritte Band volle Beachtung aus mehr als einem Grunde. Es handelt sich um einen ungelernten, mit äußerst mangelhafter Schulbildung ausgestatteten Arbeiter tschechischer Herkunft, der aber gezwungen war, seinen Lebensunterhalt vorzugsweise in den deutschen Teilen Böhmens und im benachbarten Sachsen zu suchen. Die Heimat bot ihm meist nur kurze und niedrig entlohnte Saisonarbeit in Zuckerindustrie und Ziegeleien. Beachtenswert ist der tiefe Eindruck, den der junge Tscheche beim ersten Betreten des deutschen Gebietes empfängt. „Der Ort liegt schon an der Grenze, und die Häuser stehen zerstreut umher, was mir ganz fremd und eigenartig vorkam. Ich hatte bis dahin noch keine solchen Dörfer gesehen, weil bei uns in Böhmen (d. h. in den tschechischen Teilen) nur Runddörfer sind, deren Häuser sich rund um den Dorfplatz aneinander anschließen. Dazu die Reinlichkeit, die hier auf den Straßen und um die Häuser herum herrschte, die Höflichkeit der

*) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. (K. Fischer.) Leipzig 1903. Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (M. W. Th. Bromme.) Leipzig 1905. Wenzel Holek. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters Jena 1909.

**) Arbeiterbriefe. Berlin 1909. Proletariers Jugendjahre. Berlin 1909. Lebenstragödie eines Tagelöhners. Berlin 1909. Arbeiter-Philosophen und -Dichter. Berlin 1909.

***) Jugendgeschichte einer Arbeiterin. Mit Geleitwort von A Bebel. München 1909. Erinnerungen eines Waisenknaben. Mit Vorwort von Prof. Dr. A. Forel. München 1910. Ich suche meine Mutter. Jugendgeschichte eines Findelkindes. Diesem nacherzählt von M. Winter. München 1910.

†) Arbeiterschicksale. Von F. L. Fischer. Berlin, Hilfe, 1906. Erlebnisse eines Metalldrehers. Von R. J. Thünen-Archiv II, 5. Heft. 1909. Im Kampf ums Dasein. Wahrheitsgetreue Lebenserinnerungen eines Mädchens aus dem Volke als Fabrikarbeiterin, Dienstmädchen und Kellnerin. Stuttgart o. J. Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt. Herausgegeben von E. Moszeik, Pfarrer. Gr.-Lichterfelde-Berlin 1909. A. Bebel, Aus meinem Leben. I. Stuttgart 1910.

Leute, von denen keiner an uns vorüberging, ohne zu grüßen, das alles machte auf mich einen großen Eindruck. Ich merkte den Unterschied zwischen uns und hier, konnte mir ihn nur nicht genügend erklären." (S. 88.) „Die Straßen waren besser gepflegt, es gab weder Bettelleute noch Leierkästen und niemand ging barfuß." Später fühlte er sich auch von den deutschen Arbeitern mehr angezogen: „Die paar Deutschen, die da arbeiteten, muß ich mir dagegen doch loben. Ich sah an ihnen wieder, daß ein Deutscher, wenn er politisch und sonst auch nicht aufgeklärter wie der Tscheche ist, doch keinen so solchen demütigen, sklavischen Charakter besitzt wie wir Tschechen." (S. 291). Obwohl Holek immer nur mit den niedrigsten körperlichen Arbeiten (als Karrenschieber, Ziegelstreicher, Erdarbeiter usw.) beschäftigt war und durch geringe, oft unterbrochene Einkommenbezüge auf der untersten Stufe der Lebenshaltung festgehalten wurde, erwarb er sich als Autodidakt einen hohen Bildungsgrad. Er lernte in tschechischer und deutsche Sprache schreiben und öffentliche Vorträge halten. Jeder irgendwie verfügbare Kreuzer wurde in Zeitschriften und Büchern angelegt. Materialismus, Internationalismus und Sozialismus nahmen ihn schon frühzeitig gefangen, nachdem er sich ursprünglich im Gedankenkreise des Jungtschechentums, das aber nur in politischer und nationaler Beziehung radikale Grundsätze vertrat, bewegt hatte.

Wie kommt es nun, daß ein geistig so regsamer Mensch niemals auf einen grünen Zweig kommt, daß er noch heute, angeblich gegen einen Wochenlohn von 15—17 Mk., Schlacken und Asche karrt?*) Auf diese Frage gibt uns die Selbstbiographie trotz ihrer Ausführlichkeit keine befriedigende Antwort. Gewiß hatte Holek durch schlechte Schulbildung, durch den Mangel einer Handwerkslehre, durch eine vorzeitig eingegangene wilde Ehe große Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist auch verständlich, daß seine agitatorische Wirksamkeit ihm materiell große Nachteile brachte. Merkwürdigerweise kommt er aber auch im Parteidienste selbst, nachdem er die Mängel seiner Bildung bereits überwunden, nicht vorwärts. Er spricht von den Parteigenossen kaum mit geringerer Bitterkeit als von seinen bürgerlichen Arbeitgebern. „Gerade durch meine Anstellung in diesem Konsumgeschäft kam ich zu der Ueberzeugung, daß noch viele Arbeiter, trotz ihres Glaubens an den Sozialismus, die alte niedrige Gesinnung von früher hatten und noch ganz dasselbe tun würden.

*) Wie ich eben höre, soll Holek jetzt in den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden-Hellerau als Packer tätig sein.

was die bürgerliche Klasse tut, wenn sie nur die Macht besäßen. Und daß sie als Arbeitgeber in Gemeinheit, Brutalität und Rücksichtslosigkeit vielen kapitalistischen Arbeitgebern gleichen würden." (S. 259.)

Ich finde in dem Werke selbst nur zwei Momente, welche vielleicht einigen Aufschluß bieten. S. 220 wird eine „Bombengeschichte" erwähnt. „Mir war nämlich damals ein Bombenrezept aus einer amerikanischen Zeitung in die Hände gefallen." Das kann nur die von Most schließlich in Amerika herausgegebene „Freiheit" gewesen sein, die in der Tat häufig derartige Anweisungen erteilte. Las Holek aber die „Freiheit", so stand er wohl auch der anarchistischen oder anarchistelnden Gruppe, die ja unter den Tschechen in der ersten Hälfte der 80er Jahre viele Anhänger hatte, nicht fern.

Es ist jedenfalls merkwürdig, daß er den bitteren Kampf zwischen Radikalen (Anarchisten) und Gemäßigten (Sozialdemokraten), der in der ersten Hälfte der 80 er Jahre die österreichische Arbeiterbewegung erfüllte, nicht auseinandersetzt, und daß er die drakonischen Maßregeln, welche die Behörden gegen die Ausbreitung des Anarchismus ergriffen, als Bedrückungen und Verfolgungen der Sozialdemokratie hinstellt. Es scheint mir daher nicht unwahrscheinlich, daß Holek selbst zur „radikalen" Gruppe gehörte und in deren Niederlage verwickelt wurde. Warum verläßt er gerade Oesterreich in der Zeit, in der die Sozialdemokratie emporkommt und ihren Stützen allmählich bessere Existenzbedingungen zu schaffen vermag? Holek schreibt (S. 220): „Was wollte ich mit einer Bombe machen? Ich wußte es eben selbst nicht. Und doch ging ich zu dem Klempnergesellen Rusik und ersuchte ihn, mir zwei Büchsen zu machen." Diesem kam die Sache verdächtig vor und meldete sie dem Arbeiterverein. Dort wurde Holek „von allen der Kopf gewaschen."

Es scheint sich so ein Mißtrauen gegen ihn festgesetzt zu haben, das durch seine Neigung zum Trunke noch verschärft worden sein dürfte. Daß er wiederholt dem Trunke verfiel, spricht er selbst freimütig aus. Auf manche Einzelheiten aus dem traurigen Lebenslaufe Holeks wird übrigens noch in anderem Zusammenhange zurückzukommen sein.

III.

Ich wende mich den Veröffentlichungen zu, die durch A. Levenstein veranlaßt worden sind.*) Er hat umfassende, das Seelenleben

*) Vgl. dazu auch Max Weber, Zur Methodik sozialpsychologischer Enqueten und ihrer Bearbeitung. Archiv für Sozialwissenschaft 1909, S. 949–958.

der Arbeiter verschiedener Berufe, hauptsächlich der [illegible] und Textilarbeiter, betreffende Erhebungen mittels Fragebogen [illegible]. Dabei haben sich mit vielen Arbeitern intimere [illegible] Beziehungen und umfangreiche Korrespondenzen [illegible]. Das Buch „Aus der Tiefe“ teilt einige Proben dieses [illegible] mit. Es nicht gerade die interessantesten und wertvollsten [illegible] Levensteins verfügt. Es sind eben diejenigen, die [illegible] Urteile die interessantesten und wertvollsten sind. [illegible] aber eine schwulstige, hochtrabende, mit Kraftausdrücken [illegible] Schreibweise, einen gewissen unklaren Groll gegen alle [illegible] überhaupt. Nicht weniger als zwei Drittel des [illegible] Aeußerungen des Bergarbeiters M. Lotz zugestanden [illegible] ist aber gerade der Lebenslauf dieses Mannes [illegible] typisch anzusehen, nicht einmal typisch für die [illegible] anarchosozialistisch gesinnten Arbeitergruppen, auf die [illegible] Levensteinschen Erhebungen allein beziehen. [illegible] einer Variété-Soubrette und eines jüdischen [illegible] nachdem sich seine Mutter der Prostitution ergeben, [illegible] anheim und wird wegen Bettelei, Arbeitsscheu, [illegible] Diebstahls wiederholt verurteilt. Im Korrektionshaus [illegible] klassischer Literatur, insbesondere mit Shakespeare, [illegible] macht das Bewußtsein einer gewissen literarischen [illegible] durch und durch eine glückliche Ehe menschlich [illegible] als Bergarbeiter zwar in wirtschaftlich [illegible] empfindet aber die Berufsarbeit [illegible]

[illegible]

Es ist sehr zu befürchten, daß mancher Leser, angewidert durch diese Tiraden, das Buch nach der Lektüre einiger Seiten zuklappt und die erheblich wertvolleren Briefe der anderen Arbeiter ungelesen läßt. Hier scheinen mir die Mitteilungen des Webers Richard Richter in Forst (Lausitz) S. 82—91 besondere Beachtung zu verdienen. Richter, aus ärmlichsten und schwierigsten Verhältnissen hervorgegangen, steht an innerer und äußerer Bildung weit über Lotz. Auch er verrichtet eine Berufsarbeit, über welche von anderen Berichterstattern zum Teil lebhafte Klage geführt wird. Aber gerade das hohe Maß persönlicher Kultur, das er sich erworben, ermöglicht es ihm auch, zu seiner Tagesarbeit in freundliche Beziehungen zu treten. „Was ich am Abende gelesen hatte, wurde am nächsten Tage neben meiner Arbeit nochmals Gegenstand eingehendsten Nachdenkens. Dabei wurde hier und da altes Gemäuer niedergerissen und dafür neue Strebefeiler aufgeführt, bestimmt, das Altarbild der neuen Weltanschauung zu tragen. Solcher Art wurde mir die einförmige Arbeit am Webstuhl zum Vergnügen. Wenn die Webschützen fast unsichtbar hinüber und herüber glitten und auch sonst alles seinen gewohnten Gang ging, wenn der dumpfe Stoß und Schlag der Treiber Takt in das Tohuwabohu der hastenden Maschinen brachte, dann war es mir oft, als ob der rasche Takt der Maschinen sich mir mitteilte und einen inneren Anschluß mit mir herstellte. In bezug auf dieses Wechselverhältnis habe ich öfter an das Goethewort gedacht:

„Und nach dem Takte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort."

Und weiter: „Ich bin nun schon sechzehn Jahre am Webstuhl beschäftigt und kann nicht sagen, daß er mich jemals als etwas Unsympathisches angewidert hätte. Als ich anfing, am Webstuhl zu arbeiten, erregte er sofort mein ganzes Interesse. Hinter die Geheimnisse dieses komplizierten Geheimnisses mußte ich kommen, und ich habe nicht geruht, bis mir der letzte Gedanke des Konstrukteurs offenbar wurde. Anfangs habe ich kleine, später größere Reparaturen selbst ausgeführt und habe gelegentlich der Aufstellung neuer Webstühle längere Zeit mit einem Monteur zusammen gearbeitet. So kann ich mich der Maschine gegenüber nicht als Sklave fühlen, die ja nicht als unverstandene Größe vor mir steht. Ich habe der Maschine gegenüber nicht die Empfindung, als sei sie ein mir übergeordnetes Etwas, dessen wohlfeilster und entbehrlichster Teil ich bin,

sondern sie erscheint mir als ein willfähriges Werkzeug oder als mein „Brotpferd", wie ich schon öfter scherzhaft gesagt habe."

Hier zeigt sich deutlich, wie sehr es auch vom Menschen und nicht nur von der Art der Arbeit abhängt, wie die Beziehungen zwischen dem Arbeiter und seiner täglichen Berufsarbeit sich gestalten.

Richter ist kinderlos. Der so viele Arbeiterfamilien schwer bedrängende ewige Wechsel zwischen Geburten und Todesfällen hat sein Leben nicht erfüllt. Frei von der Sorge für eine Kinderschar, konnte er seinen Bildungsinteressen eingehend nachgehen und insofern viel leichter als mancher anderer zu einer relativ harmonischen Auffassung der Dinge gelangen.

Eine Fortsetzung der Sammlung „Aus der Tiefe" bildet das Buch „Proletariers Jugendjahre". Die Grundlagen sind die gleichen, nur daß hier eben ausschließlich die auf die Jugendjahre bezüglichen Mitteilungen verwertet werden. Auch hier ist mehr als die Hälfte des Raumes einem einzigen Lebensgange zugewiesen worden, aber mit mehr Recht als im Falle Lotz. Es handelt sich um die Erzählungen des Kanalarbeiters Max Brockelmann aus Zondern im Kr. Lötzen. In unbeholfener Sprache und unorthographischer Schreibweise wird da ein seltsam packendes, hier und da geradezu erschütterndes, düsteres Gemälde von Land und Volk in Masuren entworfen. Man fühlt sich in ein ganz anderes Zeitalter versetzt. Dort saßen in der Jugendzeit des Erzählers (in den 70er Jahren) die Mädchen noch am Spinnrade, dort gab es noch Spinnstuben, wo bei eifriger Arbeit und spärlichem Licht schauerliche Räuber-, Spuk- und Hexengeschichten zugeraunt wurden, aber auch manch neckisches Wort und Liedchen zwischen Burschen und Mädchen hin und her flog. Von Fischdiebstahl und Aberglauben ist viel die Rede, noch mehr aber von einem unendlich schweren grausamen harten Kampf ums Dasein in dieser masurischen Oede. Und um eine Oede handelt es sich für die wirtschaftliche Betrachtung, während dieses Gebiet in landschaftlicher Beziehung viele schwermütige Stimmungsreize gewährt. Wir werden auf die Wochenmärkte, in die Kaufläden, in die Schenken geführt, wir sehen „Männer und Frauen nebeneinander dicht gedrängt mit selbstgewebten Kleidern aus schwarz und weiß gemischter Schafswolle in gruppenweiser Unterhaltung stehen, und die Schnapsflasche kreisen." Der Vater ist Zimmermann, hat aber ein Stück Land erworben, das von den Nachbarn früher oft widerrechtlich für die Weide ihres Viehs in Anspruch genommen worden war. Der neue Besitzer läßt sich das nicht gefallen und wird so zum Gegenstande allgemeinen Hasses

Nachdem er mit geborgtem Gelde auf diesem Grundstück Haus und Hof errichtet, geht das Anwesen bald in Flammen auf. „Und die lieben Nachbarn standen und hielten sich verstohlen den Bauch vor Lachen.“ An eine Versicherung war nicht gedacht worden. So lebte nun die aus Eltern und drei Kindern bestehende Familie in einer auf dem Felde gegrabenen Höhle, überdacht mit Holz und Stroh. Nur mit Gewalt war die Mutter dazu zu bestimmen gewesen. „Von da ab verging kein Tag wo sie sich beide nicht gezankt und selten einer, wo sie sich nicht geschlagen hätten. . . Der Vater wurde gleichgültig gegen seine Familie und sorgte bloß noch für sich.“ Die Schulden nehmen überhand, der Gerichtsvollzieher stellt sich ein, und schließlich fälscht der Vater nach dem Tode eines Gläubigers eine Quittung, um der Forderung des Erben zu entgehen. Die Sache kommt an den Tag und er wird zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Besitz fällt der Zwangsversteigerung anheim. Die Mutter muß mit einem Taglohnverdienst von 30 Pfennigen die Familie erhalten. Schließlich erkrankt sie. Außer einem halben Scheffel Kartoffel ist nichts zum Essen im Hause. „Frau Hensel die Frau des Nachtwächters, selbst arm, brachte einmal etwas Suppe herauf, meine Mutter hatte sie abgelehnt mit den Worten: gib man meinen armen Kindern, mir hilft ja doch nichts mehr, ich muß ja sterben.“ Die beiden Kinder liegen mit der totkranken Mutter im Bette. In der Nacht weckt die Mutter den Sohn mit der Bitte, er solle doch Holz nehmen nnd im Ofen Feuer machen, sie halte es vor Kälte nicht mehr aus. Das geschah und das Bübchen legte sich wieder zu Bett. „Da war ich wieder eingeschlafen und hatte einen Traum, den ich nicht vergessen werde, und sollte ich hundert Jahre alt werden. Ich träumte die Mutter war gestorben und als ich dann so traurig einherging, da wachte sie wieder auf, und meine Trauer verwandelte sich in helle Freude, als ich in meiner Freude einherhüpfte und sprang, da wachte ich auf. Es war schon hell in der Stube, mein erster Blick war nach der Mutter Antlitz, es war weiß, der Mund stand offen, der rechte Arm hing aus dem Bett; ich schüttelte ihren Kopf und rief Mutter, Mutter, sie konnte nicht mehr antworten, sie war tot. Auf meinen Schrei wurde auch die Schwester wach, und nachdem wir ein Weilchen geweint hatten, überkam uns ein Gruseln, wir zogen uns die Decke über die Köpfe und lagen nun so da, die tote Mutter, ich und meine Schwester, alle drei zusammen in einem Bett. . . . Eine Bauersfrau war an drei Abenden nach Sonnenuntergang mit ihrem Töchterchen gekommen, und hatte des

Töchterchens Mandelschwellung mit meiner toten Mutter [illegible] starben, diese Schwellung sollte sie mit ins Grab nehmen. [illegible] Beerdigung wurden dem anwesenden Stellmacher Vorwürfe [illegible], daß der Sarg zu schwach sei, worauf dieser wütend [illegible] den Sarg hinuntergesprungen war und wie besessen auf [illegible] umhertrampelte, um zu beweisen, daß der Sarg nicht [illegible] seinem Getrampele zusammenbricht. [illegible] Als man dann [illegible] hatte die Erde auf den Sarg zu schaufeln, da hatte [illegible] meine kleine Schwester zurückzuhalten, unter einem [illegible] Geschrei wollte sie hinunter zu ihrer Mutter." [illegible] bei Gelegenheit einer Unterhaltung mit jemandem [illegible] gekannt hatte, wie zu Stein erstarrt war ich [illegible] Worte vernahm: „Sie ist verhungert."

Es folgen Lebensläufe aus Württemberg? [illegible] gesinnten sozialdemokratischen Bergmann [illegible] wohl vom Harze stammend, ein Sattler? [illegible] Ihm schienen die Verhältnisse im Elsaß? [illegible] „Da gibt es fast lauter fromme Leute [illegible] treiben keinen Staatsbetrug. [illegible] darum wäre ich ganz glücklich, wenn meine Heimat [illegible] wieder bekommen, wenn ich schon [illegible] ich mein Vaterland [illegible] Hannover? [illegible] wäre ich der [illegible] Mann auf [illegible]

Ein Eisendreher aus dem Schwabenland [illegible] und der [illegible] seines Stammes. [illegible] Worte [illegible] Versen formeln: [illegible]

[illegible]

[illegible]

alles dies löste immer eine so seltsame Harmonie aus in meiner Seele, daß ich in diesen Stunden all mein Leid und all meine Armut vergaß."

Mit grellen Dissonanzen schließt das Buch ab. Ein Handschuhmacher aus Thüringen, der schon mehrmals mit dem Strafgesetze in Konflikt geraten, schreibt: „Das einzige, was mir das Leben noch erträglich macht, ist die Tätigkeit in politischer und gewerkschaftlicher Bewegung. Doch zuweilen packt mich die Verzweiflung mit eisernen Krallen, und der Mut sinkt immer mehr. Selbst meine Frau fängt an zu zweifeln, und die Sorge und Not grinst aus allen Ecken. Was ist hier das beste? Man läßt fahren wies fährt. Was hilft Moral. Moral hin Moral her, wer keine hatt ist glücklicher."

Im Gegensatze zu diesen auf alle Fälle höchst beachtenswerten Kundgebungen kann ich der ebenfalls von Levenstein herausgegebenen „Lebenstragödie eines Tagelöhners (Georg Meyer) kein Interesse abgewinnen. Die Darstellung erinnert in fataler Weise an die Aeußerungen des Max Lotz. G. Meyer ging, wie der Herausgeber erwähnt, aus, das Glück zu suchen, „als einziges Gepäck Gemüt und Verstand, das ihm eine ideale Fee als allzuschweren Ballast mit auf die Lebensreise gab." Ueber das „Gemüt" will ich nicht urteilen. Die Belastung mit „Verstand" scheint mir aber nicht erheblich gewesen zu sein. Man kann diesen Lebenslauf alles andere als verständig nennen. Der Verfasser hat eine gute Schulbildung erhalten und sogar einige Klassen des Gymnasiums besucht, bis Krankheit und wirtschaftlicher Ruin der Eltern ihn zu eignem Lebenserwerb drängten. Aus nicht genügend aufgeklärten Gründen tritt er, 18 Jahre alt, in die französische Fremdenlegion und kämpft sowohl in Algier wie in Tonkin. Schließlich packt ihn nach fünfjähriger Dienstzeit die Sehnsucht nach dem heimatlichen Mosellande. Er muß nun als „unsicherer Kantonist" unter erschwerenden Umständen seiner deutschen Wehrpflicht Genüge leisten. Immerhin scheint diese Zeit noch weitaus die glücklichste seines ganzen Lebens gewesen zu sein. Ein Hauptmann von L. nimmt sich seiner an und bewirkt, daß er in das Zahlmeisterbureau abkommandiert wird. Er avanciert zum Unteroffizier und denkt daran, zu kapitulieren. Diese Aussichten verliert er, als er, wieder aus nicht vollkommen verständlichen Gründen, bei der von der Kompagnie veranstalteten Kaiser-Geburtstagsfeier fehlt. Unterdessen hat er mit einem armen Schenkmädchen eine Bekanntschaft angeknüpft. Nach Ablauf der Militärzeit

die Macht der Ideen, verwerfen die ökonomische Geschichtsauffassung [illegible] oder schränken ihr Geltungsbereich wenigstens beträchtlich ein. [illegible] der sozialpolitischen Praxis aber ist „rechter Hand, linker Hand, [illegible] vertauscht". Da ist die Sozialdemokratie doktrinär und [illegible] die Gegenpartei materialistisch. Die Sozialdemokratie stellt [illegible] stimmte politische, philosophische und ökonomische Weltanschauung in den Vordergrund, sie verschmäht es in ihren leitenden [illegible] keiten, auf Kosten dieser Weltanschauung irgendwelche materiellen [illegible] wartsinteressen zu fördern. Auf der anderen Seite [illegible] man, ob mehr unter dem Einflusse bismarckischer oder [illegible] Denkweise mag dahingestellt bleiben, das Wesentliche [illegible] der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse. [illegible] die Sozialpolitik meist in der Fürsorge für bessere Nahrung, [illegible] Wohnung, in der Fürsorge für Kranke, Invalide, [illegible] verletzte. Und fast scheint es, als ob die Sozial[illegible] letzterer all ihre Kraft auf den Kampf um die Seele der [illegible] konzentrieren konnte, je besser Regierung und bürgerliche [illegible] für deren [illegible] Teil Sorge tragen.

Eine Ausnahmestellung zeigt die Zentrumspartei. [illegible] es in erster Linie gewiß auf die Seele der Arbeiter an, [illegible] versteht in geschicktester Weise mit dieser Zielsetzung auch die [illegible] der materiellen Interessen zu verknüpfen.

Es gibt zu denken, daß Sozialdemokratie und Zentrum [illegible] geschrittensten Teile unserer Arbeiterschaft beherrschen. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Gruppen sondern. Es handelt sich einmal um die von P. Göhre*) herausgegebenen Selbstbiographien von Arbeitern, dann um Veröffentlichungen sehr verschiedener Art und verschiedenen Wertes, um die sich Adolf Levenstein**) bemüht hat, ferner um die bei E. Reinhardt***) in München erscheinenden „Lebensschicksale in Selbstschilderungen Ungenannter" und schließlich um mehrere Einzelwerke verschiedener Richtungen.†)

II.

Die beiden ersten Bände der von Göhre herausgegebenen Sammlung sind bereits so oft besprochen worden, daß hier auf sie keine Rücksicht mehr genommen zu werden braucht. Dagegen verdient der dritte Band volle Beachtung aus mehr als einem Grunde. Es handelt sich um einen ungelernten, mit äußerst mangelhafter Schulbildung ausgestatteten Arbeiter tschechischer Herkunft, der aber gezwungen war, seinen Lebensunterhalt vorzugsweise in den deutschen Teilen Böhmens und im benachbarten Sachsen zu suchen. Die Heimat bot ihm meist nur kurze und niedrig entlohnte Saisonarbeit in Zuckerindustrie und Ziegeleien. Beachtenswert ist der tiefe Eindruck, den der junge Tscheche beim ersten Betreten des deutschen Gebietes empfängt. „Der Ort liegt schon an der Grenze, und die Häuser stehen zerstreut umher, was mir ganz fremd und eigenartig vorkam. Ich hatte bis dahin noch keine solchen Dörfer gesehen, weil bei uns in Böhmen (d. h. in den tschechischen Teilen) nur Runddörfer sind, deren Häuser sich rund um den Dorfplatz aneinander anschließen. Dazu die Reinlichkeit, die hier auf den Straßen und um die Häuser herum herrschte, die Höflichkeit der

*) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. (K. Fischer.) Leipzig 1903. Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (M. W. Th. Bromme.) Leipzig 1905. Wenzel Holek. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters Jena 1909.

**) Arbeiterbriefe. Berlin 1909. Proletariers Jugendjahre. Berlin 1909. Lebenstragödie eines Tagelöhners. Berlin 1909. Arbeiter-Philosophen und -Dichter. Berlin 1909.

***) Jugendgeschichte einer Arbeiterin. Mit Geleitwort von A Bebel. München 1909. Erinnerungen eines Waisenknaben. Mit Vorwort von Prof. Dr. A. Forel München 1910. Ich suche meine Mutter. Jugendgeschichte eines Findelkindes. Diesem nacherzählt von M. Winter. München 1910.

†) Arbeiterschicksale. Von F. L. Fischer. Berlin, Hilfe, 1906. Erlebnisse eines Metalldrehers. Von R. J. Thünen-Archiv II, 3. Heft. 1909. Im Kampf ums Dasein. Wahrheitsgetreue Lebenserinnerungen eines Mädchens aus dem Volke als Fabrikarbeiterin, Dienstmädchen und Kellnerin. Stuttgart o. J. Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt. Herausgegeben von E. Moszeik, Pfarrer. Gr.-Lichterfelde-Berlin 1909. A. Bebel, Aus meinem Leben. I. Stuttgart 1910.

die Macht der Ideen, verwerfen die ökonomische Geschichts[illegible] oder schränken ihr Geltungsbereich wenigstens beträchtlich ein. [illegible] der sozialpolitischen Praxis aber ist „rechter Hand, linker Hand, [illegible] vertauscht“. Da ist die Sozialdemokratie doktrinär und [illegible] die Zentrumspartei materialistisch. Die Sozialdemokratie stellt [illegible] stimmte politische, philosophische und ökonomische Weltanschauung in den Vordergrund, sie verschmäht es in ihren letzten [illegible] leiten, auf Kosten dieser Weltanschauung irgendwie [illegible] materielle Interessen zu fördern. Auf der anderen Seite [illegible] man, ob mehr unter dem Einflusse bismarckischer oder [illegible] Denkweise mag dahingestellt bleiben, das Wesentliche [illegible] der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse. Hier [illegible] die Sozialpolitik meist in der Fürsorge für bessere Nahrung, [illegible] Wohnung, in der Fürsorge für Kranke, Invalide, [illegible] verletzte. Und fast scheint es, als ob die Sozialdemokratie [illegible] letztere all ihre Kraft auf den Kampf um die Seele der [illegible] konzentrieren könnte, je besser Regierung und bürgerliche [illegible] für deren [illegible] Sorge tragen.

Eine Ausnahmestellung zeigt die Zentrumspartei. [illegible] es in erster Linie gewiß auf die Seele der Arbeiter an, [illegible] versteht in glücklicher Weise mit dieser Seelsorge auch die [illegible] der materiellen Interessen zu verknüpfen.

Es gibt zu denken, daß Sozialdemokratie und Zentrum [illegible] geschlossensten Teile unserer Arbeiterschaft beherrschen. [illegible]

[illegible]

Gruppen sondern. Es handelt sich einmal um die von P. Göhre*) herausgegebenen Selbstbiographien von Arbeitern, dann um Veröffentlichungen sehr verschiedener Art und verschiedenen Wertes, um die sich Adolf Levenstein**) bemüht hat, ferner um die bei E. Reinhardt***) in München erscheinenden „Lebensschicksale in Selbstschilderungen Ungenannter“ und schließlich um mehrere Einzelwerke verschiedener Richtungen.†)

II.

Die beiden ersten Bände der von Göhre herausgegebenen Sammlung sind bereits so oft besprochen worden, daß hier auf sie keine Rücksicht mehr genommen zu werden braucht. Dagegen verdient der dritte Band volle Beachtung aus mehr als einem Grunde. Es handelt sich um einen ungelernten, mit äußerst mangelhafter Schulbildung ausgestatteten Arbeiter tschechischer Herkunft, der aber gezwungen war, seinen Lebensunterhalt vorzugsweise in den deutschen Teilen Böhmens und im benachbarten Sachsen zu suchen. Die Heimat bot ihm meist nur kurze und niedrig entlohnte Saisonarbeit in Zuckerindustrie und Ziegeleien. Beachtenswert ist der tiefe Eindruck, den der junge Tscheche beim ersten Betreten des deutschen Gebietes empfängt. „Der Ort liegt schon an der Grenze, und die Häuser stehen zerstreut umher, was mir ganz fremd und eigenartig vorkam. Ich hatte bis dahin noch keine solchen Dörfer gesehen, weil bei uns in Böhmen (d. h. in den tschechischen Teilen) nur Runddörfer sind, deren Häuser sich rund um den Dorfplatz aneinander anschließen. Dazu die Reinlichkeit, die hier auf den Straßen und um die Häuser herum herrschte, die Höflichkeit der

*) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. (K. Fischer.) Leipzig 1903. Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (M. W. Th. Bromme.) Leipzig 1905. Wenzel Holek. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters Jena 1909.

**) Arbeiterbriefe. Berlin 1909. Proletariers Jugendjahre. Berlin 1909. Lebenstragödie eines Tagelöhners. Berlin 1909. Arbeiter-Philosophen und -Dichter. Berlin 1909.

***) Jugendgeschichte einer Arbeiterin. Mit Geleitwort von A Bebel. München 1909. Erinnerungen eines Waisenknaben. Mit Vorwort von Prof. Dr. A. Forel München 1910. Ich suche meine Mutter. Jugendgeschichte eines Findelkindes. Diesem nacherzählt von M. Winter. München 1910.

†) Arbeiterschicksale. Von F. L. Fischer. Berlin, Hilfe, 1906. Erlebnisse eines Metalldrehers. Von R. J. Thünen-Archiv II, 5. Heft. 1909. Im Kampf ums Dasein. Wahrheitsgetreue Lebenserinnerungen eines Mädchens aus dem Volke als Fabrikarbeiterin, Dienstmädchen und Kellnerin. Stuttgart o J. Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt. Herausgegeben von C. Moszeik, Pfarrer. Gr.-Lichterfelde-Berlin 1909. A. Bebel, Aus meinem Leben. I. Stuttgart 1910.

Leute, von denen keiner an uns vorübergung, ohne [illegible] alles machte auf mich einen großen Eindruck. [illegible] Unterschied zwischen uns und hier, konnte mir [illegible] nugend erklären" (S. 88). „Die Straßen waren [illegible] es gab weder Bettelleute noch Laterlichen und niemand [illegible]" Später fühlte er sich auch von den deutschen Arb[eitern] [illegible] gezogen: „Die paar Deutschen, die da arbeiteten, [illegible] gegen doch leben. Ich sah an ihnen wieder, daß ein [illegible] wenn er politisch und sonst auch nicht aufgeklärter [illegible] ist, doch keinen so solchen Demütigen, slavischen Charakter [illegible] nur Tschechen" (S. 291). Obwohl Holk immer nur mit [illegible] niedrigsten körperlichen Arbeiten (als Kutscher, [illegible] Erdarbeiter usw.) beschäftigt war und durch [illegible] brochene Einkommensbezüge auf der untersten Stufe der [illegible] haltung festgehalten wurde, erwarb er sich als [illegible] hohen Bildungsgrad. Er lernte [illegible] und [illegible] schreiben und öffentliche Vorträge halten. [illegible] fugbare Kreuzer wurde in Zeitschriften und Büchern [illegible] Materialismus, Internationalismus und Sozialismus [illegible] schon frühzeitig gefangen, nachdem er sich [illegible] kreis des Jungtschechentums, das aber nur in politischer und [illegible] Beziehung radikale Grundsätze vertrat, bewegt hatte.

Wie kommt es nun, daß ein geistig [illegible] auf einen grünen Zweig kommt, daß er noch [illegible] einen Wochenlohn von 15–17 Mk. [illegible] Auf diese Frage gibt uns die Selbstbiographie [illegible] [illegible] keine befriedigende Antwort. [illegible]

[illegible]

was die bürgerliche Klasse tut, wenn sie nur die Macht besäßen. Und daß sie als Arbeitgeber in Gemeinheit, Brutalität und Rücksichtslosigkeit vielen kapitalistischen Arbeitgebern gleichen würden.“ (S. 259.)

Ich finde in dem Werke selbst nur zwei Momente, welche vielleicht einigen Aufschluß bieten. S. 220 wird eine „Bombengeschichte“ erwähnt. „Mir war nämlich damals ein Bombenrezept aus einer amerikanischen Zeitung in die Hände gefallen.“ Das kann nur die von Most schließlich in Amerika herausgegebene „Freiheit“ gewesen sein, die in der Tat häufig derartige Anweisungen erteilte. Las Holek aber die „Freiheit“, so stand er wohl auch der anarchistischen oder anarchistelnden Gruppe, die ja unter den Tschechen in der ersten Hälfte der 80er Jahre viele Anhänger hatte, nicht fern.

Es ist jedenfalls merkwürdig, daß er den bitteren Kampf zwischen Radikalen (Anarchisten) und Gemäßigten (Sozialdemokraten), der in der ersten Hälfte der 80 er Jahre die österreichische Arbeiterbewegung erfüllte, nicht auseinandersetzt, und daß er die drakonischen Maßregeln, welche die Behörden gegen die Ausbreitung des Anarchismus ergriffen, als Bedrückungen und Verfolgungen der Sozialdemokratie hinstellt. Es scheint mir daher nicht unwahrscheinlich, daß Holek selbst zur „radikalen“ Gruppe gehörte und in deren Niederlage verwickelt wurde. Warum verläßt er gerade Oesterreich in der Zeit, in der die Sozialdemokratie emporkommt und ihren Stützen allmählich bessere Existenzbedingungen zu schaffen vermag? Holek schreibt (S. 220): „Was wollte ich mit einer Bombe machen? Ich wußte es eben selbst nicht. Und doch ging ich zu dem Klempnergesellen Rusik und ersuchte ihn, mir zwei Büchsen zu machen.“ Diesem kam die Sache verdächtig vor und meldete sie dem Arbeiterverein. Dort wurde Holek „von allen der Kopf gewaschen.“

Es scheint sich so ein Mißtrauen gegen ihn festgesetzt zu haben, das durch seine Neigung zum Trunke noch verschärft worden sein dürfte. Daß er wiederholt dem Trunke verfiel, spricht er selbst freimütig aus. Auf manche Einzelheiten aus dem traurigen Lebenslaufe Holeks wird übrigens noch in anderem Zusammenhange zurückzukommen sein.

III.

Ich wende mich den Veröffentlichungen zu, die durch A. Levenstein veranlaßt worden sind.*) Er hat umfassende, das Seelenleben

*) Vgl. dazu auch Max Weber, Zur Methodik sozialpsychologischer Enqueten und ihrer Bearbeitung. Archiv für Sozialwissenschaft 1909, S. 949–958.

der Arbeiter verschiedener Berufe, hauptsächlich der [illegible] Textilarbeiter, betreffende Erhebungen mittelst Frag[illegible] Daber haben sich mit vielen Arbeitern intimere [illegible] ziehungen und umfangreiche Korrespondenzen [illegible] Buch „Aus der Tiefe“ teilt einige Proben [illegible] in E. nicht gerade die interessantesten und wertvollsten [illegible] Levensteins verfügt. Es sind eben diejenigen, [illegible] Urteile die interessantesten und wertvollsten sind [illegible] aber eine schwülstige, hochtrabende, mit [illegible] Schreibweise, einen gewissen unklaren Groll gegen [illegible] überhaupt. Nicht weniger als zwei Drittel des [illegible] Aeußerungen des Bergarbeiters M. Leß zugestanden [illegible] ist aber gerade der Lebenslauf dieses Mannes [illegible] typisch anzusehen, nicht einmal typisch für die [illegible] anarcho-sozialistisch gesinnten Arbeitergruppen, [illegible] Levensteinschen Erhebungen allein beziehen. [illegible] einer Varieté-Soubrette und eines jüdischen Tenoristen [illegible] nachdem sich seine Mutter der Prostitution ergeben [illegible] umher und wird wegen Bettelei, Arbeitsscheu, [illegible] Diebstahls wiederholt verurteilt. Im [illegible] klassischer Literatur, insbesondere mit Schiller [illegible] macht das Bewußtsein einer gewissen literarischen [illegible] durch und durch eine glückliche Ehe menschlich [illegible] als Bergarbeiter zwar im wirtschaftlich [illegible] empfindet aber die Bergarbeit lediglich als [illegible] Seine Gedanken weilen bei den Klassikern, [illegible] [illegible] aber auch bei [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] Groll über die heutige Wirtschaftsordnung [illegible] und [illegible] zum [illegible]!

[illegible]

Es ist sehr zu befürchten, daß mancher Leser, angewidert durch diese Tiraden, das Buch nach der Lektüre einiger Seiten zuklappt und die erheblich wertvolleren Briefe der anderen Arbeiter ungelesen läßt. Hier scheinen mir die Mitteilungen des Webers Richard Richter in Forst (Lausitz) S. 82—91 besondere Beachtung zu verdienen. Richter, aus ärmlichsten und schwierigsten Verhältnissen hervorgegangen, steht an innerer und äußerer Bildung weit über Lotz. Auch er verrichtet eine Berufsarbeit, über welche von anderen Berichterstattern zum Teil lebhafte Klage geführt wird. Aber gerade das hohe Maß persönlicher Kultur, das er sich erworben, ermöglicht es ihm auch, zu seiner Tagesarbeit in freundliche Beziehungen zu treten. „Was ich am Abende gelesen hatte, wurde am nächsten Tage neben meiner Arbeit nochmals Gegenstand eingehendsten Nachdenkens. Dabei wurde hier und da altes Gemäuer niedergerissen und dafür neue Strebefeiler aufgeführt, bestimmt, das Altarbild der neuen Weltanschauung zu tragen. Solcher Art wurde mir die einförmige Arbeit am Webstuhl zum Vergnügen. Wenn die Webschützen fast unsichtbar hinüber und herüber glitten und auch sonst alles seinen gewohnten Gang ging, wenn der dumpfe Stoß und Schlag der Treiber Takt in das Tohuwabohu der hastenden Maschinen brachte, dann war es mir oft, als ob der rasche Takt der Maschinen sich mir mitteilte und einen inneren Anschluß mit mir herstellte. In bezug auf dieses Wechselverhältnis habe ich öfter an das Goethewort gedacht:

„Und nach dem Takte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort."

Und weiter: „Ich bin nun schon sechzehn Jahre am Webstuhl beschäftigt und kann nicht sagen, daß er mich jemals als etwas Unsympathisches angewidert hätte. Als ich anfing, am Webstuhl zu arbeiten, erregte er sofort mein ganzes Interesse. Hinter die Geheimnisse dieses komplizierten Geheimnisses mußte ich kommen, und ich habe nicht geruht, bis mir der letzte Gedanke des Konstrukteurs offenbar wurde. Anfangs habe ich kleine, später größere Reparaturen selbst ausgeführt und habe gelegentlich der Aufstellung neuer Webstühle längere Zeit mit einem Monteur zusammen gearbeitet. So kann ich mich der Maschine gegenüber nicht als Sklave fühlen, die ja nicht als unverstandene Größe vor mir steht. Ich habe der Maschine gegenüber nicht die Empfindung, als sei sie ein mir übergeordnetes Etwas, dessen wohlfeilster und entbehrlichster Teil ich bin,

sondern sie erscheint nur als ein willkürliches Werk an der [illegible] „Bronsfeld", wie ich schon öfter [illegible] gesagt habe.

Hier zeigt sich deutlich, wie sehr es auch vom [illegible] nicht nur von der Art der Arbeit abhängt, [illegible] zwischen dem Arbeiter und seiner täglichen [illegible]

Richter ist [illegible]. Der so viele Arbeiter[illegible] drängende enge Wechsel zwischen Geburten und T[illegible] dem Leben nicht erzählt. Aber von der Sorge für ein [illegible] konnte er seinen [illegible] erzählend nicht [illegible] sein viel leichter als mancher anderer zu einer [illegible] Auffassung der Frage gelangen.

Eine Fortsetzung der Sammlung „Aus der T[illegible] Buch „Proletarier-Jugend". Die Gestalten [illegible] nur [illegible] ausschließlich die auf die Jugend [illegible] Mitteilungen verwertet werden. Auch [illegible] des Kindes einem einzigen Lebensgang [illegible] mehr Recht als ein [illegible]. Es handelt sich [illegible] Erinnerungen des Handarbeiters Max Winkelmann aus [illegible] [illegible]. In unendlichen Zeiten und unentbehrlich [illegible] wird da ein [illegible] [illegible] schauendes, düsteres Gemälde von Land und Volk [illegible] entworfen. Man [illegible] Teil [illegible] der Jugend [illegible] Zimmer [illegible] Arbeit und [illegible] Brot und [illegible]

[illegible]

Nachdem er mit geborgtem Gelde auf diesem Grundstück Haus und Hof errichtet, geht das Anwesen bald in Flammen auf. „Und die lieben Nachbarn standen und hielten sich verstohlen den Bauch vor Lachen.“ An eine Versicherung war nicht gedacht worden. So lebte nun die aus Eltern und drei Kindern bestehende Familie in einer auf dem Felde gegrabenen Höhle, überdacht mit Holz und Stroh. Nur mit Gewalt war die Mutter dazu zu bestimmen gewesen. „Von da ab verging kein Tag wo sie sich beide nicht gezankt und selten einer, wo sie sich nicht geschlagen hätten. . . Der Vater wurde gleichgültig gegen seine Familie und sorgte bloß noch für sich.“ Die Schulden nehmen überhand, der Gerichtsvollzieher stellt sich ein, und schließlich fälscht der Vater nach dem Tode eines Gläubigers eine Quittung, um der Forderung des Erben zu entgehen. Die Sache kommt an den Tag und er wird zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Besitz fällt der Zwangsversteigerung anheim. Die Mutter muß mit einem Taglohnverdienst von 30 Pfennigen die Familie erhalten. Schließlich erkrankt sie. Außer einem halben Scheffel Kartoffel ist nichts zum Essen im Hause. „Frau Hensel die Frau des Nachtwächters, selbst arm, brachte einmal etwas Suppe herauf, meine Mutter hatte sie abgelehnt mit den Worten: gib man meinen armen Kindern, mir hilft ja doch nichts mehr, ich muß ja sterben.“ Die beiden Kinder liegen mit der totkranken Mutter im Bette. In der Nacht weckt die Mutter den Sohn mit der Bitte, er solle doch Holz nehmen nnd im Ofen Feuer machen, sie halte es vor Kälte nicht mehr aus. Das geschah und das Bübchen legte sich wieder zu Bett. „Da war ich wieder eingeschlafen und hatte einen Traum, den ich nicht vergessen werde, und sollte ich hundert Jahre alt werden. Ich träumte die Mutter war gestorben und als ich dann so traurig einherging, da wachte sie wieder auf, und meine Trauer verwandelte sich in helle Freude, als ich in meiner Freude einherhüpfte und sprang, da wachte ich auf. Es war schon hell in der Stube, mein erster Blick war nach der Mutter Antlitz, es war weiß, der Mund stand offen, der rechte Arm hing aus dem Bett; ich schüttelte ihren Kopf und rief Mutter, Mutter, sie konnte nicht mehr antworten, sie war tot. Auf meinen Schrei wurde auch die Schwester wach, und nachdem wir ein Weilchen geweint hatten, überkam uns ein Gruseln, wir zogen uns die Decke über die Köpfe und lagen nun so da, die tote Mutter, ich und meine Schwester, alle drei zusammen in einem Bett. . . . Eine Bauersfrau war an drei Abenden nach Sonnenuntergang mit ihrem Töchterchen gekommen, und hatte des

Töchterchens Mandelschwellung mit meiner toten Mutterhand gestrichen, diese Schwellung sollte sie mit ins Grab nehmen. Bei der Beerdigung wurden dem anwesenden Stellmacher Vorwürfe gemacht, daß der Sarg zu schwach sei, worauf dieser wütend von oben auf den Sarg hinuntergesprungen war und wie besessen auf dem Sarge umhertrampelte, um zu beweisen, daß der Sarg nicht einmal unter seinem Getrampele zusammenbricht. . . Als man dann angefangen hatte die Erde auf den Sarg zu schaufeln, da hatte man Mühe meine kleine Schwester zurückzuhalten, unter einem verzweifelten Geschrei wollte sie hinunter zu ihrer Mutter." „Viele Jahre später, bei Gelegenheit einer Unterhaltung mit jemandem der meine Mutter gekannt hatte, wie zu Stein erstarrt war ich als ich von ihm die Worte vernahm: „Sie ist verhungert."

Es folgen Lebensläufe aus Westdeutschland. Man lernt einen welfisch gesinnten sozialdemokratischen Bergmann kennen, der, obwohl vom Harze stammend, im Saargebiete sein Brot verdient. Ihm scheinen die Verhältnisse in Clausthal weit besser zu sein. „Da gibt es fast lauter Fromme Leute. die Bergbeamte dort betreiben keinen Staatsbetrug. So wie hier diese Saarbrücker, darum wäre ich ganz glücklich, wenn meine Heimats Brüder Ihren König wieder bekemen wenn ich schon Sozialdemokrat bin. wenn ich mein Vaterland das Königreich Hannover Erretten könnte ohne Blutvergiesen wär ich der Reichste Mann auf der ganzen Welt."

Ein Eisendreher aus dem Schwabenland zeigt das Naturgefühl und die Gemütstiefe seines Stammes. Die Kinder mußten im Walde fleißig Beeren sammeln. „Abends vor dem Aufbruche saßen wir zusammen und sangen gemeinsam einige Lieder, und zum Schluß das allgemeine Beerenlied vom Waldgeist Beeroll. Eigenartig traurig stimmt dieses Lied und der Text ist recht schwäbisch:

Beeroll, Beeroll
's Häfele wurd heut gar net voll
Ist a stompets Waible komma
Hot mer meine Beerle genoma
Häfele leer, Schüssele leer
Wann i no dahoemte wär.

„Dann ging es im Gänsemarsch der Heimat zu auf schmalen Waldwegen, hindurch durchs wogende Korn, aus dem herrlich rote Klatschrosen und blaue Kornblumen hervorleuchteten. Der melancholische Gesang der Volkslieder, die Wolkenschäfchen am Himmel, die sinkende Sonne und in der Ferne der Klang der Abendglocken.

alles dies löste immer eine so seltsame Harmonie aus in meiner Seele, daß ich in diesen Stunden all mein Leid und all meine Armut vergaß."

Mit grellen Dissonanzen schließt das Buch ab. Ein Handschuhmacher aus Thüringen, der schon mehrmals mit dem Strafgesetze in Konflikt geraten, schreibt: „Das einzige, was mir das Leben noch erträglich macht, ist die Tätigkeit in politischer und gewerkschaftlicher Bewegung. Doch zuweilen packt mich die Verzweiflung mit eisernen Krallen, und der Mut sinkt immer mehr. Selbst meine Frau fängt an zu zweifeln, und die Sorge und Not grinst aus allen Ecken. Was ist hier das beste? Man läßt fahren wies fährt. Was hilft Moral. Moral hin Moral her, wer keine hatt ist glücklicher."

Im Gegensatze zu diesen auf alle Fälle höchst beachtenswerten Kundgebungen kann ich der ebenfalls von Levenstein herausgegebenen „Lebenstragödie eines Tagelöhners (Georg Meyer) kein Interesse abgewinnen. Die Darstellung erinnert in fataler Weise an die Aeußerungen des Max Lotz. G. Meyer ging, wie der Herausgeber erwähnt, aus, das Glück zu suchen, „als einziges Gepäck Gemüt und Verstand, das ihm eine ideale Fee als allzuschweren Ballast mit auf die Lebensreise gab." Ueber das „Gemüt" will ich nicht urteilen. Die Belastung mit „Verstand" scheint mir aber nicht erheblich gewesen zu sein. Man kann diesen Lebenslauf alles andere als verständig nennen. Der Verfasser hat eine gute Schulbildung erhalten und sogar einige Klassen des Gymnasiums besucht, bis Krankheit und wirtschaftlicher Ruin der Eltern ihn zu eignem Lebenserwerb drängten. Aus nicht genügend aufgeklärten Gründen tritt er, 18 Jahre alt, in die französische Fremdenlegion und kämpft sowohl in Algier wie in Tonkin. Schließlich packt ihn nach fünfjähriger Dienstzeit die Sehnsucht nach dem heimatlichen Mosellande. Er muß nun als „unsicherer Kantonist" unter erschwerenden Umständen seiner deutschen Wehrpflicht Genüge leisten. Immerhin scheint diese Zeit noch weitaus die glücklichste seines ganzen Lebens gewesen zu sein. Ein Hauptmann von L. nimmt sich seiner an und bewirkt, daß er in das Zahlmeisterbureau abkommandiert wird. Er avanciert zum Unteroffizier und denkt daran, zu kapitulieren. Diese Aussichten verliert er, als er, wieder aus nicht vollkommen verständlichen Gründen, bei der von der Kompagnie veranstalteten Kaiser-Geburtstagsfeier fehlt. Unterdessen hat er mit einem armen Schenkmädchen eine Bekanntschaft angeknüpft. Nach Ablauf der Militärzeit

Die Verfasserin erklärt, sie habe das Buch einzig deshalb geschrieben, um auch anderen Arbeiterinnen Mut zu machen, dieselben Wege zu betreten.

Band 2 und 3 der Reinhardtschen Sammlung tragen auf dem Umschlage auffällige, an Kolportageromane gemahnende Bilder. In beiden Fällen handelt es sich um die Geißelung von Mißständen, die früher in bezug auf Waisenpflege und Kostkinderwesen bestanden haben. Band 3 verfolgt auch die Absicht, die Mutter des Verfassers, der als Findelkind aufgezogen worden ist, ausfindig zu machen.

V.

Aus der letzten Gruppe, Darstellungen sehr verschiedener Herkunft umfassend, möchte ich die Erlebnisse eines Metalldrehers hervorheben. Sie gewähren nicht nur einen vortrefflichen Einblick in die Lehrlings- und Arbeitsverhältnisse, sondern bringen auch den ganzen Berufstolz eines gelernten Handwerkers gegenüber den Pfuschern und Tagelöhnern zu drastischem Ausdruck. Da die Aufzeichnungen von einem „erfahrenen Drehermeister" durchgesehen und mit kritischen Noten versehen worden sind, können sie auch für wissenschaftliche Zwecke in Betracht kommen.

Der „Kampf ums Dasein eines Mädchens aus dem Volke" schildert in breiter Ausführung das wüste Treiben in den Animierkneipen einer Seestadt.

Die vom Pfarrer Moszeik herausgegebene Schrift „Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau" verleiht den Auffassungen, die über Arm und Reich, Ehe und Familie, Religion, Sittlichkeit, Kirche usw. in den unteren Klassen Ostpreußens herrschen, einen sehr merkwürdigen, oft humordurchwirkten, zuweilen aber auch allzu geschwätzigen Ausdruck. „Eine Mannsperson ist eigentlich immer leibsch." „Unser Kaiser soll ein sehr reeller Mann sein." Bismarck war „ein forscher Krieger". „Ein durchtriebener Mensch ist etwas Schönes. Ich bin auch ein solches Mensch." „Der Arme kann den Reichen nicht betrügen. Der Arme ist dazu zu damlig. Untereinander betrügen sich die Armen oft und viel." So geht es in munterem Plätschern 117 Seiten fort.

Auch die Lebenserinnerungen von August Bebel sind hier insofern zu nennen, als die Kinder- und Jugendzeit, die Lehr- und Wanderjahre, also die Zeiten, in denen er sich selbst noch als Arbeiter betätigte, geschildert werden. Dieser etwa 50 Seiten um-

wandern beide nach New York aus, wo ein älterer Bruder lebt. Meyer, in keiner wirtschaftlichen Berufsarbeit ausgebildet und ohne Kenntnis der Landessprache, schlägt sich mühsam in verschiedenen Stellungen als ungelernter Arbeiter durch. Es handelt sich um jenes Elend, das aus der Schrift des Regierungsrates Kolb „Als Arbeiter in Amerika" zur Genüge bekannt ist. Die Lebensführung der Familie muß oft ausschließlich durch den Verdienst der Frau, die sich als Wasch- und Putzfrau betätigt, bestritten werden. Meyer hat Neigung zur Malerei und nimmt Aufträge als Zimmermaler an, die ihm, da er die Berufsarbeit nicht versteht, zunächst nur große Unannehmlichkeiten eintragen. Schließlich scheint er sich etwas eingearbeitet zu haben, erleidet aber einen schweren Unfall durch Sturz vom Gerüste. Später, als es etwas besser geht, läßt sich die Frau verleiten, einen mühsam erworbenen Sparpfennig zu verleihen. Das bringt zunächst viel ehelichen Zwist. Schließlich ergibt sich, daß durch dieses Darlehen ein sonst vielleicht verlorener Mensch wieder auf den rechten Weg gebracht worden ist. Da drückt er seine Frau an seine Brust und sagt: „Marie, hätte Dein Wohltun reichere Zinsen bringen können, als daß es einen Verunglückten, einen Menschen vom Untergange rettete?! Mögen die Menschenrechte siegen, im Sinne der Dreieinigkeit: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit." Damit fällt in dieser mit viel falschem Pathos erfüllten „Tragödie" der Vorhang.

Levenstein hat sich, und das verdient Anerkennung, auch um die Sammlung von poetischen und künstlerischen Erzeugnissen der Arbeitermuße bemüht. Das Bändchen „Arbeiter-Philosophen und -Dichter" enthält neben einigen Skizzen und einem dramatischen Versuch hauptsächlich lyrische Produkte. Vieles ist lediglich nachempfunden. Die Form ist aber oft überraschend glatt. Dem Einen wird dies, dem Andern jenes Gedicht tieferen Eindruck machen. Niemand aber wird diese Arbeiterpoesien, ohne innigen Anteil genommen zu haben, aus der Hand legen. Mich persönlich hat das Gedicht „Nach dem Streik" (S. 12) angesprochen mit seinen inhaltschweren Eingangsversen:

„Der Vater ist in Träume tief versunken,
Die Mutter hat die Augen rot geweint.
Den letzten Groschen hat er roh vertrunken,
„Die Wahrheit ist zu hart", hat er gemeint."

Max Weber schätzt besonders die Gedichte eines jungen Bauerntagelöhners Heinrich Hesse. Beachtung verdienen die in Schillerschen

Rhythmen dahinfließenden Verse der Schriftsetzerin Anna Thamm. Schiller beeinflußt überhaupt die poetischen Versuche unserer Arbeiterklasse noch heute in maßgebender Weise und erscheint auch in diesem Sinne als unser größter Volksdichter. Geradezu meisterhaft sind die Prosaskizzen des westfälischen Maschinisten Karl Kühler „Der Streik" und „Bekehrt".

In einer an verschiedenen Orten veranstalteten Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung hat Levenstein gezeigt, wie sehr auch die Betätigung auf dem Gebiete der bildenden Künste manchem Proletarier Herzenssache geworden ist.

Diese Veranstaltungen haben das Interesse der weitesten Kreise gefunden und sind in allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften, oft mit zahlreichen Reproduktionen*) der bemerkenswertesten Ausstellungsobjekte, mehr oder minder zutreffend besprochen worden. Auch die kritisch gestimmten Beurteiler**) bezeichnen es als ein Verdienst Levensteins, auf diesem Wege unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade dem weniger bekannten außerberuflichen Leben der Arbeiterkreise zugewendet zu haben. Im übrigen drängen sich zum Teil ähnliche Bedenken auf wie bei den literarischen Veröffentlichungen. Die Auswahl der 700 ausgestellten Gegenstände aus einer großen Fülle von eingesandten Objekten (4000—5000) ist allein durch Levenstein vorgenommen worden. Unter den Ausstellern überwogen die Berliner Arbeiter. Die Grundsätze, nach denen die Arbeiten vorgeführt wurden, waren durchaus verfehlt. Ein breiter Raum war den Erzeugnissen von Arbeitern eingeräumt worden, die, wie Lithographen, Chemigraphen, Graveure, Maler, Bildhauer usw., mehr als Kunstgewerbetreibende denn als Dilettanten anzusehen sind. Die Richtigkeit der Behauptung, „alle ausgestellten Objekte sind ohne Vorkenntnisse und ohne Anleitung entstanden", unterliegt begründeten Zweifeln. Man hat sich gewundert, daß in diesen künstlerischen Versuchen klassenkämpferische Stimmung nur selten zum Ausdruck kam. Das lag aber vielleicht auch an der Auswahl. In der Ausstellung, die im Berliner Gewerkschaftshause stattfand, trat dieses Moment, wie ich glaube, immerhin stärker hervor als in der ersten in Berlin W. veranstalteten Vorführung.

---

*) Sehr gute Reproduktionen brachte das zweite Märzheft des „Kunstwart" (1910).

**) Vgl. den Artikel von Waldemar Zimmermann in der „Sozialen Praxis" vom 23. 12. 1909, S. 297.

IV.

Die dritte Gruppe autobiographischer Werke wird durch die im Verlage von E. Reinhardt in München erschienenen Arbeiten gebildet. Sie kann an Bedeutung mit der ersten und zweiten Gruppe kaum verglichen werden. Es handelt sich um drei Wiener Kinder. Das erste Bändchen enthält den Lebenslauf der bekannten sozialdemokratischen Führerin Adelheid Popp, allerdings ohne daß der Name genannt wird. Bebel hat ein kurzes Vorwort verfaßt. Er habe selten mit tieferer Bewegung eine Schrift gelesen als die vorliegende. Und in der Tat, an ergreifenden Bildern äußersten Elends fehlt es nicht. Der Vater, roh und dem Trunke ergeben, stirbt früh. Die Witwe, ungebildet, nicht einmal des Lesens mächtig, muß unter äußerster Anspannung auch der Arbeitskraft der Kinder durch Heimarbeit die Familie erhalten. Den einzigen Trost bildet für die Verfasserin eifrige Lektüre. Sie liest wahllos, was sie bekommen konnte, und glänzt, unterstützt durch ein gutes Gedächtnis, als Wiedererzählerin. Ihre beste Zeit sind vier Wochen Krankheit, die sie in guter Spitalpflege verbringt. Hier lernt sie Schiller kennen, dessen Gedichte und Braut von Messina die größte Begeisterung erwecken. Später liest sie natürlich auch Tageszeitungen. Da sind es die sensationellen Anarchistenprozesse, die sich in den 80er Jahren in Wien abspielen und ihr besonderes Interesse erregen. In diesen Prozessen treten auch Sozialdemokraten hervor. „Jeder einzelne Sozialdemokrat, den ich aus der Zeitung kennen lernte, erschien mir wie ein Gott." Durch einen außerordentlich intelligenten und vielgereisten, sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter wird sie in die sozialdemokratische Gedankenwelt eingeführt. Es dauert nicht lange, so heißt es: „Das Mädel spricht wie ein Mann." Sie besucht eifrig Versammlungen, liest die ganze sozialdemokratische Literatur und tritt schließlich auch mit Erfolg als Rednerin auf. „Ich war wie in einem Taumel, als ich nach Hause ging. Ein unnennbares Glücksgefühl beseelte mich, ich kam mir vor, als hätte ich die Welt erobert." Die Mutter aber, in altkonservativen Anschauungen lebend, flucht der Tochter und macht ihr Szene um Szene. Da begeben sich Friedrich Engels und August Bebel gelegentlich eines Aufenthaltes in Wien höchstpersönlich in die bescheidene Vorstadtwohnung, um der alten Frau begreiflich zu machen, daß sie auf ihre Tochter eigentlich stolz sein müßte. Vergebens. Als sie wieder allein waren, sagte sie geringschätzend: „So Alte bringst du daher."

Die Verfasserin erklärt, sie habe das Buch einzig deshalb geschrieben, um auch anderen Arbeiterinnen Mut zu machen, dieselben Wege zu betreten.

Band 2 und 3 der Reinhardtschen Sammlung tragen auf dem Umschlage auffällige, an Kolportageromane gemahnende Bilder. In beiden Fällen handelt es sich um die Geißelung von Mißständen, die früher in bezug auf Waisenpflege und Kostkinderwesen bestanden haben. Band 3 verfolgt auch die Absicht, die Mutter des Verfassers, der als Findelkind aufgezogen worden ist, ausfindig zu machen.

V.

Aus der letzten Gruppe, Darstellungen sehr verschiedener Herkunft umfassend, möchte ich die Erlebnisse eines Metalldrehers hervorheben. Sie gewähren nicht nur einen vortrefflichen Einblick in die Lehrlings- und Arbeitsverhältnisse, sondern bringen auch den ganzen Berufsstolz eines gelernten Handwerkers gegenüber den Pfuschern und Tagelöhnern zu drastischem Ausdruck. Da die Aufzeichnungen von einem „erfahrenen Drehermeister" durchgesehen und mit kritischen Noten versehen worden sind, können sie auch für wissenschaftliche Zwecke in Betracht kommen.

Der „Kampf ums Dasein eines Mädchens aus dem Volke" schildert in breiter Ausführung das wüste Treiben in den Animierkneipen einer Seestadt.

Die vom Pfarrer Moszeik herausgegebene Schrift „Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau" verleiht den Auffassungen, die über Arm und Reich, Ehe und Familie, Religion, Sittlichkeit, Kirche usw. in den unteren Klassen Ostpreußens herrschen, einen sehr merkwürdigen, oft humordurchwirkten, zuweilen aber auch allzu geschwätzigen Ausdruck. „Eine Mannsperson ist eigentlich immer hübsch." „Unser Kaiser soll ein sehr reeller Mann sein." Bismarck war „ein forscher Krieger". „Ein durchtriebener Mensch ist etwas schönes. Ich bin auch ein solches Mensch." „Der Arme kann den Reichen nicht betrügen. Der Arme ist dazu zu damlig. Untereinander betrügen sich die Armen oft und viel." So geht es in munterem Plätschern 117 Seiten fort.

Auch die Lebenserinnerungen von August Bebel sind hier insofern zu nennen, als die Kinder- und Jugendzeit, die Lehr- und Wanderjahre, also die Zeiten, in denen er sich selbst noch als Arbeiter betätigte, geschildert werden. Dieser etwa 50 Seiten um-

fassende Abschnitt stellte übrigens den anziehendsten Teil des sonst langweiligen und senilen Buches dar. Das Leben in den katholischen Gesellenvereinen, denen sich Bebel trotz seiner evangelischen Konfession ursprünglich angeschlossen hatte, wird frisch und mit bemerkenswerter Unbefangenheit beschrieben.

VI.

Vermitteln derartige Werke nun wirklich einen tieferen Einblick in das Seelenleben der Arbeiterbevölkerung?

„Niemand beichtet gern in Prosa." Darf man annehmen, daß wir immer eine korrekte Wiedergabe der Erlebnisse auch nur, wie sie heute den Verfassern sich darstellen, erhalten? Haben die Verfasser oder die Herausgeber keine Retouchen vorgenommen? Haben nicht ganz bestimmte Tendenzen obgewaltet?

Es gibt für derartige Zweifel manchen Anhaltspunkt. Man ist erstaunt über die Fülle konkreter Details, die aus früher Kindheit angeführt, über die Gespräche, die im Wortlaut wiedergegeben werden. Ich für meine Person muß gestehen, daß ich ganz außerstande wäre, meine Kinder- und Jugendjahre so genau zu schildern, als es die meisten Verfasser tun. Aber vielleicht haben doch diejenigen recht, welche den Leuten aus dem Volke in dieser Hinsicht ein getreueres Gedächtnis nachrühmen. Die Eindrücke, welche auf diese Kreise im Vergleiche zu den Gebildeten einwirken, sind weniger zahlreich und verschieden, oft auch viel stärker und werden daher wohl deutlicher festgehalten.

Manche der besprochenen Publikationen sind nicht unmittelbar von dem Erzählenden verfaßt, sondern von den Herausgebern „nacherzählt"*) oder nachgeschrieben worden.**) In den von Göhre edierten Autobiographien haben stilistische Glättungen stattgefunden. Dazu nötigte besonders die Darstellung Holeks, die mit Rücksicht auf dessen tschechische Muttersprache umfassender Korrekturen bedurfte. Dabei ist zu beachten, daß die ganze Darstellung durch einen Lehrer an der Handelsakademie in Aussig angeregt worden ist. Möglicherweise sind auch von dieser Seite Beeinflussungen des Textes ausgegangen.

Was die Levensteinschen Veröffentlichungen betrifft, so habe ich einen Teil der Berichte (Aus der Tiefe) im Original kennen gelernt

*) „Ich suche meine Mutter" ist von einem bekannten Wiener Schriftsteller sozialdemokratischer Richtung, Max Winter, „nacherzählt".
**) So die „Gedankenwelt einer Arbeiterfrau".

und kann für die korrekte Wiedergabe im Drucke einstehen. Aber ist nicht in den Text selbst durch die Korrespondenz, welche Levenstein mit den Berichterstattern führte, manches hineinsuggeriert worden? Diese Vermutung drängt sich namentlich bei den Briefen des Max Lotz auf. Es wäre interessant, auch die von Levenstein selbst an Lotz gerichteten Briefe kennen zu lernen. Sonderbar wirkt auch der Umstand, daß z. B. der Handschuhmacher E. Umbreit in „Proletariers Jugendjahre" (S. 88—94) eine unorthographische und wenig gewandte Schreibweise zeigt, während seine Gedichte (Arbeiterphilosophen und Dichter, S. 95) in jeder Hinsicht vollkommen korrekt erscheinen.

Es ist zu bedauern, daß die Herausgeber, abgesehen von Göhre, über die Grundsätze, nach denen sie verfahren sind, keinen näheren Aufschluß gewähren.

Daß in all diesen Büchern nur diejenigen Angaben als zuverlässig zu berücksichtigen sind, die sich auf die von den Verfassern unmittelbar erlebten Dinge beziehen, braucht nicht weiter dargetan zu werden. Wenn oft auch Urteile und Mitteilungen über Tatbestände erfolgen, die, wie z. B. manche Anordnungen der Geschäftsleitung, vom Standpunkte des Arbeiters überhaupt nicht oder nur unvollkommen kausal erfaßt werden können, so wird man derartige Aeußerungen nicht als Ausdruck der Wirklichkeit, sondern höchstens als Reflexe der Arbeiterpsyche in Betracht ziehen dürfen, als Reflexe, die freilich unter Umständen recht lehrreich sein können, z. B. für das tiefwurzelnde Mißtrauen gegen Arbeitgeber und Vorgesetzte.

Der alte Grundsatz: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie hören alle beede" läßt sich ja leider diesen Aeußerungen gegenüber nur selten befolgen. Ein interessanter Versuch der teilweisen Nachprüfung ist im Thünen-Archiv I, S. 321 bis 357 inbezug auf den ersten Band der von Göhre herausgegebenen Autobiographie gemacht worden.

VII.

Ich hebe zum Schlusse noch einige Züge hervor, die den sonst so verschieden gestalteten Lebensläufen gemeinsam sind.

Die Verhältnisse, die wir kennen lernen, betreffen mit wenigen Ausnahmen nicht die gelernten, höher stehenden und besser bezahlten Arbeitergruppen, sondern die unteren, ja selbst die alleruntersten Schichten der Arbeiterklasse. Großer Kinderreichtum oder völlige

Unbildung der Eltern, früher Tod oder Trunksucht des [illegible] Krankheit der Mutter und ähnliche Gründe haben [illegible] daß die meisten der Autobiographen schon in frühester [illegible] einen Erwerb gestoßen wurden, ohne Rücksicht auf [illegible] gabung und Aussichten eines Emporkommens. Es [illegible] merkwürdig, daß die Verfasser trotz ihrer [illegible] auch im späteren Leben auf niedrigen Stufen des [illegible] verblieben. Aber all diese Arbeiter, denen ein Gott [illegible] lieh, zu sagen, was sie litten, finden gerade wegen [illegible] Begabung den Schwerpunkt ihrer Interessen [illegible] ihrer Berufsarbeit. Ihre literarische Interessen [illegible] Mitteln wie als Beförderungsmittel ihres [illegible] Auf alle Fälle hat sie die höhere Bildung [illegible] alle Mißstände des Berufes gemacht.

[illegible] hat aber auch die [illegible] Vorwärtskommen empfindlich beeinträchtigt.

Bei der Beurteilung der [illegible] Arbeitsverhältnisse ist zu beachten, daß es sich nicht um [illegible] [illegible] handelt, sondern in der Regel um Zustände aus [illegible] Jahren, aber aus Zeiten, in denen [illegible] noch nicht bestand. Die Schilderungen [illegible] von der Entmenschung der Arbeiter auf [illegible] tungen, die [illegible] die Transformierungen [illegible] [illegible] Schulverhältnisse, die [illegible] Rückstände, das alles gehört [illegible] hört an.

[illegible]

nur wenige Berichterstatter zu ihren Vätern in engeren gemütlichen Beziehungen stehen, während viele ihrer Mütter mit innigster Liebe und Dankbarkeit gedenken.

Den Vätern liegen die politischen Bestrebungen näher, als die Rücksichten auf die Familie. Holek bekennt geradezu, daß ihm der Tod eines Kindes weniger nahe ging als die Notwendigkeit, einige Bücher zu verkaufen.

Inbezug auf die Arbeitsbedingungen sind es die Klagen über Mißbräuche in der Akkordarbeit, die ziemlich regelmäßig wiederkehren. So wird in der Ziegelfabrikation das Risiko, welches die Witterung einschließt, mittelst des Akkordes auf die Arbeiter abgewälzt. Es fehlt bei der Festsetzung der Akkordsätze jede unmittelbare Beziehung zu den Kosten des Lebensunterhaltes. Oft wird der Akkord erst nachträglich bestimmt. Herabsetzungen der Tarife, sobald höhere Verdienste erreicht werden, werden immer befürchtet.

Von besonderem Interesse wäre es, die Stellung der Verfasser zu der sozialdemokratischen Bewegung kennen zu lernen. Aber nur in einigen Fällen wird der Wandel der Anschauungen, der zur Sozialdemokratie führt, näher beschrieben, so von Holek und Adelheid Popp. Die primäre Rolle spielt die Einwirkung von Person zu Person. Die Presse dient mehr zur weiteren Ausbildung und Befestigung in der neuen Lehre. Fast noch wirkungsvoller als die sozialistische Literatur scheint die religions- und kirchenfeindliche Popularphilosophie des Materialismus der Vogt, Büchner, Haeckel zu sein. Die meist vorhandene starke Empfänglichkeit für die Natur und deren Schönheit begünstigt diese naturwissenschaftlich orientierte Aufklärung offenbar in besonderem Maße. Die Religion verwandelt sich in einen Kultus der Natur wie auf primitiver Entwicklungsstufe. Fragen der praktischen Sozialreform treten stark in den Hintergrund. Man hofft viel zu fest auf einen bald eintretenden großen Umschwung. Dieser Glaube an ein besseres Diesseits hält wohl auch von der Verwirklichung der manchen sonst furchtbar nahe liegenden Selbstmordgedanken ab. Man glaubt eben, was man mit allen Fasern seines Herzens wünscht und läßt sich in diesem Glauben auch nicht dadurch beirren, daß man die Qualität der Arbeitskollegen oft recht ungünstig beurteilen muß.

Wie immer man nun über diese ganze Literatur urteilen mag, unbestreitbar ist die Tatsache, daß sich innerhalb der unteren Schichten der Arbeiterklasse eine nicht unerhebliche Zahl von Männern findet, deren geistige Interessen, seien es nun solche

politischer, literarischer, künstlerischer oder wissenschaftlicher Art [illegible] über ihre soziale Position hinausragen. Sie leben [illegible] für ihre Person, in eine ihrer Begabung angemessene [illegible] gelangen und setzen deshalb schließlich ihre [illegible] die Befreiung der ganzen Klasse, der sie äußerlich [illegible] besser und zahlreicher unsere Schul- und Bildungs[illegible] werden, desto größer wird die Zahl solcher Leute, [illegible] Gesellschaft nicht mehr am richtigen Platze befinden, [illegible] fallen, sofern es uns nicht gelingt, das Emporsteigen [illegible] mente wesentlich zu erleichtern. Und das ist eine [illegible] aber viel zu wenig gewürdigte Aufgabe der Sozial[illegible] denken immer an die Besserung der Klassenlage durch [illegible] sozialen Gesetze, aber viel zu wenig daran, daß es [illegible] ankommt, bedeutenden Arbeitern den Uebergang in eine [illegible] Klasse, zu einer ganz anderen Berufstätigkeit zu erleichtern [illegible] einzelne Individualitäten, die inbezug auf die [illegible] sozialpolitischen Gesetzgebung uns weit nachstehen, [illegible] revolutionär gesinnte Arbeiterklasse besitzen, so liegt [illegible] einer der vornehmsten Gründe dieser Erscheinung [illegible] der Aufstieg begabter Arbeiter zu anderen Lebens[illegible] erfolgt als bei uns, und dadurch die [illegible] naiver in die bestehende Ordnung eingefügt [illegible] jetzt etwa daran, die sozialdemokratische [illegible] politischer und anderer „Bildung" zu entziehen, zu [illegible] ist gut und löblich. [illegible] aber die Grundlagen [illegible] schaft nur dann beseitigen, wenn man, [illegible] veranlaßt und [illegible] [illegible] und [illegible] Leben [illegible]

Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1864 (Missunde, Düppel, Alsen).

Von

Geh. Baurat **Bugge**, Hauptmann d. Landw. a. D.

I. Ausmarsch. Durch Mecklenburg nach Lübeck. Kiel, Eckernförde.

„Die Schmach ist aus! Der eh'rne Würfel fällt;
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten."

So rief wenige Tage nach dem am 15. November 1863 erfolgten Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark der schleswig-holsteinische Dichter Theodor Storm in die deutschen Lande hinaus, und alle national gesinnten Herzen durchdrang damals das lebhafte Gefühl, daß endlich dem „verlassenen Bruderstamm" im Norden gegen seine Unterdrücker von Deutschland Hilfe kommen müßte. Der kühne Staatsmann, den der König von Preußen, Wilhelm I., ein Jahr zuvor an die Spitze seiner Regierung berufen hatte, Otto von Bismarck-Schönhausen, ergriff sofort die günstige Gelegenheit, um seine schon lange gehegten Pläne zur Einigung Deutschlands der Ausführung näher zu bringen. Wo die Gefahr nahe lag, daß die richtige Zeit durch lange Verhandlungen des Deutschen Bundes mit Dänemark wiederum verpaßt wurde, gewann er seinen Königlichen Herrn für den Vorschlag, Preußen zunächst in Gemeinschaft mit Oesterreich tatkräftig eingreifen zu lassen. Noch verkannte man zwar im Vaterlande die Absichten Bismarcks gänzlich; man mißtraute ihm allgemein, und niemand ahnte den glücklichen Ausgang des Streites, der um die Elbherzogtümer damals

entbrannte und Jenem später die Handhabe bot, den Kampf mit Oesterreich um die Vormacht aufzunehmen und die Einheit Deutschlands zu begründen.

Auch dem kleinen Preußischen Heere, das noch im Dezember nach Norden zog, um sich an der holsteinischen Grenze aufzustellen als Reserve für die vom Deutschen Bunde beschlossene Exekutions-Armee, war es unbekannt, zu welchem Zwecke es marschieren mußte. So war denn das 2. Bataillon 7. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 60 (Kommandeur Oberstleutnant Blumenthal), bei welchem ich am 1. Oktober als Einjährig-Freiwilliger eingetreten war, am 15. Dezember aus Königsberg in der Neumark in der Richtung auf die nächste Eisenbahnstation Neustadt-Eberswalde abmarschiert, um von dort über Berlin nach Mecklenburg befördert zu werden, wo wir zunächst Kantonnements-Quartiere in Wittenburg bezogen. Nach mehrtägigem dortigen Aufenthalt erreichten wir am 27. Dezember Lübeck, dessen gastfreundliche Einwohner uns drei Wochen lang beherbergten. Am 19. Januar 1864 ging es weiter über Travemünde, und am 21. wurde die holsteinische Grenze überschritten.

Inzwischen war Ende Dezember bereits ganz Holstein von den deutschen Exekutionstruppen, Hannoveranern und Sachsen besetzt worden, und hatten sich die Dänen nach Schleswig zurückgezogen. Nichts hinderte daher unsern Marsch durch das östliche Holstein nach Kiel. In allen Städten und Dörfern, die wir passierten, empfing man uns mit großem Enthusiasmus, man hoffte allgemein, oder zweifelte vielmehr nicht daran, daß Holstein ein selbständiger Bundesstaat und Herzog Friedrich aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg unbestrittener Herrscher werden würde. Am 25. Januar rückten wir in Kiel ein, wo uns die Bewohner im Gegensatz zu den übrigen Ortschaften sehr still und kühl empfingen. Der Herzog Friedrich war in der Stadt, und da seine Ansprüche weder vom Deutschen Bunde noch von den beiden verbündeten deutschen Großmächten bisher anerkannt worden waren, schien man den einrückenden Preußen zu mißtrauen. Als jedoch am 29. Januar Prinz Friedrich Karl von Preußen, Kommandeur des I. Korps der verbündeten Armee, sein Quartier von Plön nach Kiel verlegte, wandte sich die Stimmung zum Bessern, und die ganze Stadt flaggte. Bald schien es ernst zu werden, wir erhielten einen dreitägigen sogenannten eisernen Bestand an Speck, Reis, Salz, Kaffee und Zwieback. Als Erkennungszeichen der Verbündeten,

wie es hieß, bekam jeder eine weißleinene Binde um den linken Oberarm zu tragen. Alles das deuteten wir mit Recht auf einen bevorstehenden Ausmarsch.

In der Nacht zum 1. Februar wurden wir plötzlich geweckt, und um 6 Uhr morgens verließen wir Kiel. Der Vormarsch wurde auf der Eckernförder Chaussee angetreten, und mit Hurra überschritten wir die schleswigsche Grenze bei Levensau und die Eiderkanalbrücke, wo eine Art Ehrenpforte aus Guirlanden und Kränzen von Tannenreisig hergestellt, mit einer Tafelinschrift: „Willkommen!" uns begrüßte und von uns als gute Vorbedeutung angesehen wurde. Ungefähr eine Meile vor Eckernförde wurde scharf geladen. Zum erstenmal fühlten wir den ganzen Ernst unserer Lage. Denn kaum hatten wir in der Nähe eines Gehöftes beim Rendezvous die Gewehre zusammengesetzt, um zu frühstücken, als plötzlich ein Kanonenschuß nicht weit von uns erdröhnte, ein zweiter und dritter folgte; alles horchte gespannt, und niemandem schien es zweifelhaft, daß dies wirklich ein Artilleriekampf wäre. Bald jedoch kam die Nachricht, daß einige unserer auf dem Marsche befindlichen Batterien am Strande, in dessen Nähe wir standen, zwei dänische Kriegsschiffe beschossen, welche sich zu Rekognoszierungszwecken in allzu große Nähe gewagt hatten, aber sehr bald das Weite suchten. Gleichzeitig hatte das 1. Bataillon des Regiments westlich von uns eine kleinere feindliche Abteilung bei Windeby zum Rückzug gezwungen. Mit einem Male waren wir mitten im Kriege, wir wußten kaum, wie dies geschah.

Nach kurzem Weitermarsch wurde gegen 3 Uhr Nachmittag das Gut Altenhof besetzt. Gegen 8 Uhr abends wurden aber die Wachtposten unerwartet eingezogen, und weiter ging der Marsch in die Dunkelheit hinaus, in großer Spannung und Stille. Gegen 10 Uhr näherten wir uns einem größeren Orte, dessen Lichterglanz wir schon von weitem bemerkt hatten. Es war Eckernförde, und wie umgewandelt erschien das Bataillon, als uns lauter Jubel der ganzen Einwohnerschaft empfing, Hurrageschrei uns entgegenschallte und wir alle Häuser erleuchtet fanden. Wir stimmten ein in die allgemeine Freude, — die Dänen waren längst abgezogen — und mit der herzlichsten Zuvorkommenheit nahmen uns die Bürger in ihren Häusern auf. Doch nach dem anstrengenden Tage sehnten wir uns alle nach Ruhe: für manchen von uns sollte es die letzte in diesem Leben sein.

II. Missunde, Uebergang über die Schlei.

Der 2. Februar 1864 wird für das 60. Regiment immer als ein denkwürdiger Tag angesehen werden, da es hier an der Schlei die Feuertaufe erhielt. Von den neuen 1860 errichteten Regimentern war es das einzige, welches hier gekämpft hat. Morgens um 6 Uhr brachen wir auf; ein anstrengender Marsch war uns angekündigt worden. Gegen 11 Uhr wurde auf sehr glatten Wegen das Dorf Cosel erreicht; Husaren und Artillerie rückten bei uns vorbei. Mit äußerster Vorsicht, obwohl wir nicht in der Avantgarde waren, wurde weitermarschiert, und ungefähr um 12 Uhr langten wir bei der Ornumer Mühle an, aus deren Fenster schon westfälische Jäger spähten. Die Tornister wurden abgelegt, im Laufschritt ging es auf der von den Dänen zerstörten, von unseren Pionieren aber schnell wiederhergestellten Brücke über einen Bach; die ersten Schüsse fielen, und wir rückten in Kompagniekolonne gegen die vor uns liegende Anhöhe, vor deren Kamm wir niederknien mußten, ohne daß wir infolge des nebeligen Wetters etwas vom Feinde erblicken konnten. Zwei Kanonenkugeln sausten über unsere Köpfe hinweg, zum ersten Male pfiffen die „blauen Bohnen“ an unseren Ohren vorüber. Der Brigadekommandeur, Generalmajor Frh. v. Canstein, ritt mit seinem Stabe vorbei, Pioniere durchstachen einen Knick, um der Artillerie einen Weg zu bahnen; man trug den ersten Verwundeten aus der vordersten Linie zurück, und nach kurzer Rast rückten wir weiter den Hügel hinauf. Oben angekommen, empfängt uns heftiges Gewehrfeuer, als Erster stürzt mein Nebenmann, im Knie verwundet, nieder; das verderbenbringende kleine Geschoß ist durch zwei dicht hintereinander vorgehende Züge geflogen und findet noch im dritten Zuge ein Opfer, das stöhnend zusammenbricht. Immer schneller und schneller avancieren wir den Abhang hinunter; rechts und links fallen Bekannte, über gepflügten, hart gefrorenen Ackerboden geht es im Laufschritt, so daß Mancher kopfüber hinunterstürzt, und unten werden wir durch eine weite Eisfläche aufgehalten. Doch das anhaltende Gewehrfeuer der Dänen läßt uns keinen Augenblick zaudern, der Drang nach vorwärts treibt uns auf das zweifelhafte Element, das Eis hält glücklicherweise, und hinüber eilen wir im rasenden Sturmeslauf, wieder bis an die vorliegende letzte Höhe vor dem Feinde, die der Schützenzug, vorausgesandt, ersteigt, und endlich werden die Dänen sichtbar. Unmittelbar vor der Schützenlinie sind deutlich Befestigungen zu erkennen, wie wir später er-

fuhren, die Schanzen bei Missunde, welche ihr Feuer auf uns gerichtet haben, und deren Besatzung und Geschützbedienung nun erst von uns beschossen werden kann. Unsere Artillerie, inzwischen hinter uns ebenfalls vorgerückt, beginnt über unsere Köpfe hinweg ein lebhafteres Geschützfeuer, dessen Donner, mit dem Getöse der feindlichen Kanonen gemischt und begleitet von dem Krachen unserer eignen Gewehre, den Geist und die Sinne mächtig erregt. Nachdem wir längere Zeit, nach unserer Meinung stundenlang, an der Berglehne gelegen, während unsere Schützen sich oben mit den Dänen herumschossen und die in der vordersten Schützenlinie befindlichen Offiziere sich mit einer uns aufs höchste imponierenden Kaltblütigkeit den feindlichen Geschossen aussetzten, sodaß mehrere verwundet wurden, wurde der Bataillonsadjutant zurückgeschickt, um weitere Befehle zu holen. Wir sahen mit Entsetzen, wie der Offizier ruhigen Schrittes die von den Dänen bestrichene Zone zurücklegte und bald darauf wiederkehrte. Uns allen kam der Befehl zum Rückzuge ganz unerwartet. Doch der gegebene Befehl mußte befolgt werden, und zugweise überschritten wir zunächst schnellen Laufs wieder die große Eisfläche, wobei viele stürzten. Doch jetzt kam der gefährlichste Zeitpunkt: als die Dänen die ersten Preußen den Bergabhang wieder ersteigen sahen, richteten sie ein verheerendes Gewehrfeuer auf uns, die wir uns an einem etwas schützenden Knick entlang zurückzogen. Mancher wurde hier von rückwärts tödlich getroffen oder sank verwundet nieder; an einigen Stellen lagen Leichen und Verwundete übereinander, so daß man über sie hinwegsteigen mußte, kurz, dieser Rückzug kostete uns die meisten Opfer.

Nachdem sich das ganze Bataillon gesammelt und die Kompagnien die fehlenden Mannschaften festgestellt hatten (wir hatten einen Verlust von 3 Offizieren, 38 Mann, wovon 10 Mann tot), auch die Tornister wieder aufgenommen waren, war inzwischen der Abend hereingebrochen. Die Ornumer Mühle diente als Verbandplatz, wohin die Verwundeten geschafft werden mußten, was in der Dunkelheit besonders schwierig war. Endlich gegen 7 Uhr marschierten wir nach Eckernförde zurück, nicht ohne daß wir recht häufig unterwegs infolge der Sperrung der aufgeweichten Landwege durch Munitions- und Trainwagen, die sich an vielen Stellen festgefahren hatten, längeren Aufenthalt hatten, und erreichten die Stadt erst um 10 Uhr. Müde und sehr niedergedrückt durch die vermeintliche Niederlage, bekümmerte es uns wenig, daß die Kom

pagnie die ganz leere dänische Kaserne als Quartier angewiesen erhielt und nur einige Strohhalme unser hartes Lager bildeten, auf dem wir uns bald der Ruhe hingaben.

Nach zweitägiger Rast in Eckernförde, welche von uns dazu benutzt wurde, unsere Schäden an Waffen und Ausrüstung auszubessern, marschierten wir am 5. Februar in nördlicher Richtung ab, auf der Straße nach Kappeln, ungewiß, ob uns an dieser Stelle der Schlei nicht ähnliche Kämpfe bevorständen. Die große Glätte der Wege und die bedeutende Kälte erschwerten den Marsch sehr, und als wir endlich gegen 9 Uhr abends seitwärts auf einer Koppel im tiefen Schnee Halt machten, waren wir nicht wenig erstaunt, daß wir heute nicht mal ein Quartier erhalten sollten. Wir wollten es kaum glauben, als uns der Kompagniechef mitteilte, daß, weil wir in größter Nähe der Schlei, auf dem jenseitigen Ufer aber die Dänen ständen, wir sogar kein Feuer anzünden dürften. Das war ein hartes Biwak! An Schlaf war nicht zu denken, von Müdigkeit übermannt, warfen wir uns, in den Mantel gehüllt, an den Knick hinein in den kalten Schnee, doch nach wenigen Minuten rüttelte uns die enorme Kälte wieder auf. Wir erhoben uns, steckten zu beiden Seiten einer Wagendeichsel die Köpfe zusammen, um uns gegenseitig durch den Hauch zu erwärmen und trampelten mit den Füßen. Endlich um 3 Uhr in der Nacht wurde es erlaubt, Feuer anzumachen, und nun konnte man wenigstens Hände und Füße erwärmen. Es hieß, daß die Avantgarde inzwischen versucht habe, über die Schlei zu setzen, was wir drüben den Dänen bisher nicht durch Feuerschein hatten verraten dürfen, und daß nun durch die Pioniere der Brückenschlag beginnen würde. Als der Tag anbrach, rückten wir weiter und wurden in einem nahegelegenen Dorfe auf 3 Stunden einqartiert, wo wir uns wenigstens eine warme Mahlzeit bereiten konnten. Um 3 Uhr nachmittags gelangten wir endlich an die Schlei und die Pontonbrücke, welche morgens von 7 bis 10 Uhr bei Arnis erbaut war und nun von unserer Brigade, der 11., als letzter überschritten wurde. Am jenseitigen Ufer erhielten je 10 Mann ein großes Stück Speck zugeteilt, welchen der Ort gespendet hatte; Pioniere zerteilten die großen Speckseiten mit Aexten. Der Weitermarsch nach Kappeln, wo wir für die Nacht untergebracht werden sollten, war äußerst schwierig, da wir in der Dunkelheit, durch die große Glätte der Straße sehr gehindert, nur langsam vorwärts kamen. Die Stadt war schon von anderen Truppen belegt, so daß wir sehr mangelhafte Quartiere erhielten

und auf dem Dachboden, nur mit dem Mantel zugedeckt, entsetzlich froren.

So war denn durch unsern nordöstlichen Seitenmarsch, der dem dänischen Oberbefehlshaber, General de Meza, nicht unbekannt geblieben sein konnte, und die für ihn vorliegende Unmöglichkeit, außer im Zentrum auch noch auf seinem linken Flügel eine entsprechende Truppenmacht dem Feinde entgegenzustellen, die großartige Dannewerksstellung unhaltbar geworden, und die Dänen mußten, um einer gänzlichen Vernichtung zu entgehen, eiligst den Rückzug antreten. Jetzt erst erfuhren wir, daß inzwischen die Oesterreicher bei Oberself und Jagel die feindlichen Vortruppen auf unserm linken Flügel zurückgeschlagen und den Königsberg vor Schleswig erstürmt hatten, von welchem aus die Artillerie sich anschickte, die Schanzen zu beschießen. Den zurückweichenden Feind einzuholen und womöglich, bevor er seine gedeckten Stellungen von Düppel und Fridericia erreichte, anzufallen und zu vernichten, war jetzt die nächste Aufgabe der Verbündeten, deren Lösung aber leider mißlang.

III. Vormarsch nach Düppel. Rekognoszierung, Rolf Krake. Vorposten, Feldwachen, kleinere Gefechte

Ein dreizehnstündiger Marsch in der Richtung auf Glücksburg führte uns mitten durch das Land Angeln und brachte uns in Langballigau überfüllte Massenquartiere. Drei Ruhetage waren hier für unsere körperliche Erholung viel wert. Am 3. Tage hatte ich die große Freude und Ueberraschung, einen Schulkameraden zu treffen, mit dem ich gerade vor einem Jahre die Maturitätsprüfung zusammen bestanden hatte, der, kürzlich als Offizieraspirant eingetreten, beim 1. Bataillon stand. Angenehm flossen uns die wenigen, uns beschiedenen Stunden dahin, in der Erinnerung an die gemeinsam verlebte Schulzeit.

Am 11. Februar wurde von uns Flensburg passiert, wohin sich ein Teil der dänischen Armee gewandt hatte, nachdem ihr die Oesterreicher am 6. Februar bei Oeversee ein verlustreiches Nachtrabsgefecht geliefert hatten. Flensburg war schon am 7. von den Verbündeten besetzt worden, für uns gab es hier indessen keine Rast, weiter ging der Marsch in tiefem Schnee, noch 5 Stunden bis Rinkenis, wo wir nach Eintritt der Dunkelheit gänzlich ermüdet ankamen und infolge der großen Truppenanhäufung sehr schlechte

Quartiere erhielten. Unterwegs waren wir nachmittags [illegible] Kronprinzen und dem Prinzen Albrecht von Preußen [illegible] Hochstkommandierenden, General-Feldmarschall [illegible] begegnet, welche von einer in der Richtung auf [illegible] nommenen Rekognoszierungsfahrt im offenen Schlitten [illegible]

Rinkenis liegt in unmittelbarer Nähe der Flensburger [illegible] und bildet mit vielen Ausbauten, Gehöften und [illegible] eine weitläufige, aber immerhin zusammenhängende [illegible] Ortschaft. Am ersten Abend wurde aufs Geratewohl [illegible] und zu 100 Mann in einer Scheune untergebracht, [illegible] ein unangenehmes Nachtlager. In den nächsten [illegible] Umquartierungen vorgenommen, um die durcheinander [illegible] Kompagnien zu trennen und die einzelnen Truppenteile [illegible] zulegen. Die Einwohner waren hier nicht mehr so [illegible] wie bisher, man hörte bereits dänische Laute und [illegible] Sympathien.

Da die Dänen die Düppeler Schanzenstellung, [illegible] hier etwa 1½ Meilen entfernt lagen, [illegible] und [illegible] verteidigen zu wollen schienen, was durch [illegible] bald festgestellt wurde, und ein [illegible] war, wurden viele Wachen notwendig und [illegible] bezogen. Am 16. Februar wurden vom [illegible] Regiment von Manstein, unter dem wir in [illegible] Mißunde gefochten hatten, [illegible] jeder Kompagnie [illegible]

Inzwischen waren an mehreren Punkten der [illegible] von Pionieren und Artilleristen Geschützständen [illegible]

durch unsere Strandbatterien derart mitgenommen, daß er sich bald genötigt sah, den Rückzug anzutreten. Auch ein Zug unseres Bataillons war am Strande ausgeschwärmt und beschoß die sich auf dem Deck zeigende Mannschaft. Wir ließen uns übrigens dadurch nicht weiter in unserer Unternehmung stören, vollendeten vielmehr unsere Rekognoszierung bis Broacker, dessen weithin sichtbare weiße Kirche mit ihren beiden Türmen von den Generalstabsoffizieren für eine Umschau ausersehen war. Wir wurden von der Einwohnerschaft sehr freundlich aufgenommen und mit warmen Speisen und Getränken gestärkt.

Am nächsten Tage kam die Kompagnie auf Vorposten, ich selbst auf Feldwache vor dem Dorfe Schmöl. Wegen des strengen Frostes waren uns lange, weiße Schafspelze geliefert, in deren Hülle die Posten sich sonderbar ausnahmen und die zu mancherlei Späßen und Witzen Veranlassung gaben. Als Posten vor dem Gewehr konnte man allerdings in der Ferne eine dänische Feldwache erblicken, doch war die Entfernung noch so groß, daß sich die Schildwachen ungehindert bewegen konnten und nur die Patrouillen bisweilen einige Schüsse wechselten. Von der Feldwache aus bezogen wir Quartiere in Schottsbüll. Am Tage darauf, an einem Sonntage, hatten wir zum ersten Male während des Krieges Gottesdienst in der Broacker Kirche, welcher unter Begleitung der Bataillonsmusik der brandenburgischen Jäger, die kürzlich aus der Heimat nachgeschickt waren, sehr erhebend verlief. Am 22. Februar morgens früh wieder auf Vorposten gezogen, waren wir Zeugen eines größeren Gefechts, zu welchem einige Kompagnien Infanterie und Jäger mit Artillerie und Husaren an uns vorüberzogen; heftiges Gewehrfeuer, das bald vor uns erschallte, sich aber immer mehr vorwärts verzog und, mit Kanonendonner aus den Schanzen vermischt, bewies, daß die Dänen retirierten, hielt uns von 7 bis 9 Uhr in spannender Aufregung, und als es verstummt war, kamen unsere siegreichen Truppen mit dem Resultat des Kampfes frohlockend und freudig erregt zurück. Ueber 100 gefangene Dänen wurden vorübergeführt, alles kräftige, meistens ältere, blondbärtige Leute; im ganzen hatten sie einen Verlust von ungefähr 400 Mann, während wir nur einige 30 verloren hatten. Die Büffelkoppel, ein zwischen zwei nach Düppel führenden Straßen gelegenes größeres Gehölz, welches uns später in vieler Hinsicht zu großem Vorteil gereichte, war in unseren unbestrittenen Besitz gelangt, die dänischen Vortruppen waren weit zurückgeworfen.

Für die nächsten drei Wochen wurde das [illegible] verlegt in eine Reservestellung, zunächst nach [illegible] die Kompagnie nach [illegible]nberg bei [illegible]. Wir erhielten [illegible] mäßige, gute Verpflegung, täglich war [illegible] kamen wir aus der Heimat, aus Lübeck und [illegible]. Auch die Postverbindung war ziemlich regelmäßig [illegible] sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen der [illegible] Heimat entwickelte.

Wichtige Aufgaben erhielten die in Reserve [illegible] indem sich die oberste Heeresleitung zu einer [illegible] lagerung der Truppstellung entschlossen hatte und [illegible] Nachschub von schwerem Geschütz im Werke [illegible] bis dreimal wöchentlich wurde ein Teil der [illegible] Arbeit kommandiert, um Kolonnenwege zu bauen [illegible] Kanonen zum Weiterbau zu transportieren und [illegible] Pferde das Gelände nicht gangbar war, fortzuschaffen.

Am 13. März kam die Kompagnie [illegible] geschickt wurde [illegible] einem sogenannten [illegible] zugeteilt, der in einem kleinen Hause [illegible] durch Patrouillen das Vorgelände zu beobachten [illegible]

[illegible]

noch an demselben Tage gegen Abend der größere Teil der Kompagnie nach Dünth zum Batteriebau marschieren mußte.

Der 17. März brachte der Kompagnie ein nicht unbedeutendes Gefecht. Nach stattgefundener ökonomischer Musterung vor dem Brigadekommandeur und einem Intendanturbeamten marschierten wir mittags 12 Uhr im Mantel zur Ablösung der Vorposten. Kaum hatten wir dort eine Stunde lang gestanden, als links von uns Kanonendonner von den Schanzen her erdröhnte und unmittelbar darauf lebhaftes Gewehrfeuer hörbar wurde: die neben uns stehende 12. Brigade war angegriffen, die Dänen hatten einen Ausfall gemacht und unsere Vorposten auf der linken Seite der Flensburger Chaussee zurückzudrängen versucht. In Broacker und Schmöl ertönten Alarmsignale, und die Kompagnie erhielt von dem sofort herbeigeeilten Regimentskommandeur Oberstleutnant von Hartmann den Befehl, auf der rechten Seite der Chaussee vorzurücken, da auch hier die Feinde vor den Schanzen sichtbar wurden. Von Knick zu Knick rückten wir vorwärts, der Schützenzug voran, ausgeschwärmt, die beiden anderen Züge mehr zusammengehalten; jedoch konnten wir in dem aufgeweichten Lehmboden nur langsam ausschreiten, die Uebersicht wurde uns durch die vorliegenden Knicks sehr erschwert, so daß wir von den Dänen zunächst nichts sehen konnten, während wir von den Schanzen wohl bemerkt sein mußten, da wir mit Gewehrkugeln überschüttet wurden. Endlich kam unser Schützenzug zum Schuß, und vor seinem Schnellfeuer wichen die Dänen bald in ihre Schanzen zurück, die noch lange mit den Geschützen den Kampf fortsetzten. Die Kompagnie wurde zurückgenommen und hinter dem brennenden Gehöft Frydendal gesammelt, wo sich auch der Brigade- und der Regimentskommandeur einfanden: rechts von uns standen andere Kompagnien des Bataillons, links von der Chaussee die benachbarte Brigade, die ebenfalls erfolgreich gekämpft hatte. Das Haus, hinter dem wir angetreten waren und die drei Züge hintereinander standen, war jedoch so schmal, daß unsere beiden Flügel darüber hinausragten und von den Schanzen aus erblickt wurden. Plötzlich erhielten wir mehrere Bomben, die dicht neben uns einschlugen oder vielmehr in der Luft schon platzten, ohne aber Schaden anzurichten. Die Kompagnie wurde deshalb auseinander gezogen und, als der Abend anbrach, zur Hälfte als Feldwache seitwärts von Frydendal aufgestellt, während die andere Hälfte auf der Chaussee zurückging, um sich als Repli aufzustellen. Leider wurde dieser Abmarsch sofort von den Dänen bemerkt, und

eine wohlgezielte Bombe schlug mitten unter die Zurückgehenden, drei Mann tötend und einen schwer verwundend. Ich gehörte zu dem Feldwachkommando, das sich nun hinter einem Knick, so gut es ging, einrichtete; es wurde aus dem brennenden Hause Stroh geholt, das uns zum Lager dienen sollte, und das Gewehr im Arm, versuchten wir am Boden zu ruhen. Doch die Kälte ließ keinen Schlaf in unsere Augen kommen, das brennende Dorf Düppel jenseits der Chaussee und die von Zeit zu Zeit über uns hinweg geworfenen Bomben und Leuchtkugeln erhellten die dunkle Nacht. Um 6 Uhr morgens wurden wir von der anderen Hälfte der Kompagnie abgelöst und gingen zum Repli zurück, von wo wir erst nachmittags 3 Uhr nach Broacker abrückten. Der Erfolg dieses Tages, an welchem zum ersten Male Truppenteile aller Brigaden des kombinierten preußischen Armeekorps zusammenwirkten, indem sie allmählich nach einander in den Kampf eintraten, welchen die Dänen diesmal aus eigenem Antrieb eröffnet hatten, ohne zu ahnen, daß sie damit der Absicht unseres kommandierenden Generals kaum um eine Stunde zuvorgekommen waren, war nicht bloß in materieller Hinsicht ein bedeutender zu nennen: abgesehen von dem verhältnismäßig großen Verlust der Dänen, welcher annähernd 700 Mann betrug, während wir nur gegen 170 Tote und Verwundete hatten (unter letzteren befand sich auch unser Regimentskommandeur, der sich aber durch seine leichte Wunde nicht abhalten ließ, seinen Dienst weiter zu versehen), und abgesehen von der Tatsache, daß der Gegner, auf der ganzen Front seiner starken Stellung überall zurückgeworfen, eine große Fläche seines Vorgeländes für immer aufgeben mußte, wodurch wir den Raum gewannen für unsere Annäherungsmittel zum Zweck des Frontangriffs, für Laufgräben, Batteriebauten und Verschanzungen, so war vor allen Dingen der moralische Eindruck, welchen dieses Gefecht auf die dänische Armee und in ganz Dänemark machte, dadurch ein so nachhaltiger, für sie deprimierender, daß ihnen hierbei trotz der Tapferkeit und Erbitterung, mit welcher sie gekämpft hatten, die große Ueberlegenheit der preußischen Truppen und Waffen im freien Felde zum Bewußtsein gekommen war und die Aussicht auf eine Besserung ihrer militärischen Lage seitdem geschwunden zu sein schien.

* * *

IV. Einschließung der Düppelstellung. Plan zum Uebergang nach Alsen. Königs Geburtstag. Belagerungsarbeiten. Observatorium.

Um bei dieser Gelegenheit noch einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse zu werfen, welche inzwischen auf dem andern, nördlichen Teil des Kriegsschauplatzes stattgefunden hatten und sich sonst noch vorbereiteten, so ist zunächst die Ueberschreitung der jütischen Grenze und Besetzung der Stadt Kolding zu erwähnen, Unternehmungen, welche erst nach langem Zureden Preußens seitens Oesterreichs zugestanden waren und zu einem Vorgehen gegen die Festung Fridericia und dem heftigen Gefechte bei Veile führten, durch das die siegreichen Oesterreicher die geschlagenen Dänen zum Rückzuge nach dem äußersten Norden Jütlands zwangen. Vor Düppel war eine weitere Verstärkung des Einschließungsheeres, eine 3. brandenburgische Brigade, aus der Heimat eingetroffen, während die 4. den Schutz der holsteinischen Ostseeküste zu übernehmen bestimmt war, und zur Ausführung der beschlossenen Belagerungsarbeiten fehlten nunmehr, nachdem bereits jenseits des Wenningbundes auf der Halbinsel Broacker bei Gammelmark drei Batterien erbaut waren, die die Aufgabe hatten, von Süden her über die Meeresbucht die Schanzen zu bestreichen und selbst Sonderburg auf der Insel Alsen zu beschießen, nur noch die schweren Geschütze für die Hauptangriffsfront, deren Herbeischaffung sich wohl mehr, als erwartet werden konnte, verzögerte. Dieses Hindernis trug jedenfalls viel dazu bei, daß man sich im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu dieser Zeit entschloß, der Durchführung eines neuen, kühnen Planes näher zu treten, welcher, wenn er gelang, mit einem Schlage und wahrscheinlich mit weniger Verlusten als eine Belagerung und Erstürmung der Düppeler Schanzen nicht bloß den Dänen ihr letztes Bollwerk auf schleswigschem Boden entrissen, sondern gleichzeitig das feindliche Heer vernichtet hätte. Die Vorteile eines Ueberganges nach der Insel Alsen über die Föhrde bei Ballegard erschienen im Vergleich mit dem langwierigen Festungskrieg so bedeutend, daß die schnelle Ausführung dieser großartigen Idee vor dem Eintreffen der erwarteten Belagerungsgeschütze alles beherrschte und alle Anstrengungen verdoppeln ließ, da der Angriff auf Düppel keineswegs deshalb in seiner Weiterführung erlahmen durfte. Ueber unsere Beteiligung hieran berichte ich später. Am Sonntag, den 20. März begruben wir unsere Toten auf dem Kirchhofe zu Broacker. Zwei Tage später wurde Königs Geburtstag auf demselben Kirchhofe durch Gottes-

dienst unter freiem Himmel festlich begangen; ein Altar war von Trommeln erbaut und von sechs Bataillonsfahnen umgeben; hierbei wirkten natürlich die Regimentsmusiken mit, die heute noch verstärkt wurden durch den in der Ferne ununterbrochen herübergrüßenden Donner der Düppeler Schanzen: gewaltiger ist wohl niemals der Geburtstag eines Königs durch den Donner der Geschütze gefeiert worden. Dieser auf einer beträchtlichen Anhöhe liegende Punkt bot einen günstigen Standort, um das Bombardement der Schanzen zu beobachten, und gegen Abend versammelte sich hier eine große Menge von Zuschauern, welche mit Interesse und Spannung die Wirkung unserer Batterien verfolgten, die von Gammelmark aus bereits Sonderburg in Flammen aufgehen ließen. Auf einem der beiden Broacker Kirchtürme war ein sehr zweckmäßiges Observatorium eingerichtet, das telegraphisch mit den einzelnen Batterien und sogar mit dem Hauptquartier in Gravenstein verbunden war. Von einer Leiter aus, welche auf einer kleinen, außerhalb des Turmhelms erbauten hölzernen Plattform stand, beobachtete ein alter schleswigscher Schiffskapitän unverwandt durch ein sehr scharfes Fernrohr die dänische Stellung und erstattete über alle auffallenden und wichtigen Vorkommnisse Bericht.

Allmählich traten immer mehr Anforderungen an uns heran, auf welche die Infanterie sonst nicht vorbereitet ist und die auch erst eine besondere Vorübung bedingten. Die Truppen, welche nicht auf Vorposten waren, wurden zu den Belagerungsarbeiten herangezogen und auf den Depotplätzen in den betreffenden Verrichtungen vorher von den Pionieren unterwiesen.

Die Beschießung der Schanzen wurde energisch fortgesetzt, und oft war es für uns ein großes Vergnügen, von der Wache aus die Wirkungen unserer Vierundzwanzigpfünder auf die Erdwälle der Schanzen zu beobachten, die bald keine einzige regelmäßige Linie mehr zeigten. Die Feinde taten ihr Möglichstes, um während der Nacht den Schaden auszubessern, und arbeiteten eifrig daran, die entstandenen Lücken mit Sandsäcken wieder auszufüllen. Mit ihren Geschützen beschossen sie unsere Gammelmark-Batterien, deren Entfernung keineswegs zu groß für sie war.

Am 1. Ostertage waren wir wieder einmal im Alarmquartier hinter den Batterien, es wurde gerade ohne Unterbrechung geschossen, und der Widerhall an dem nahen Buchenwalde war großartig. Nicht weit von hier am Strande, Sonderburg gegenüber, war ein Observationsposten eingerichtet, welcher aus drei Unteroffizieren be-

stand, die, mit einem Fernrohr ausgerüstet, die Schanzen und die Stadt genau beobachten und wichtige Bemerkungen über An- und Abmärsche feindlicher Truppenteile über die Schiffsbrücken, welche die Verbindung des Brückenkopfes mit der Insel Alsen bildeten, sowie über Ankunft und Abfahrt dänischer Kriegsschiffe telegraphisch nach Gravenstein melden mußten. Ich besuchte diesen Punkt mehrmals, Sonderburg lag wie mit den Händen zu greifen vor uns, die Schiffbrücke, die ganze Reihe mächtiger Schanzen, die große steinerne Mühle an der Chaussee, auf der ein dänisches Observatorium sich befand, alles war ganz genau nach der vor uns liegenden Spezialkarte zu verfolgen. In der Nacht vom 27. zum 28. März war ein größeres Gefecht vor den Schanzen gewesen; die kürzlich erst aus der Heimat nachgesandte Brigade v. Raven hatte den Auftrag gehabt, die dänischen Vorposten noch weiter auf die Schanzen zurückzudrängen, was ihr auch gelang, jedoch nicht ohne größere Verluste auf unserer Seite. Als ich am nächsten Vormittage zum zweiten Male das Observatorium besuchte, wurde mir erzählt, daß des Morgens früh beobachtet worden war, wie die Dänen, ungefähr 30 Kompagnien stark, von den Schanzen her nach Sonderburg zurückmarschierten und sechs Gefangene mit sich führten.

V. Erste Parallele. Das Unternehmen gegen Alsen wird aufgegeben. Fortsetzung der Belagerung. Beschießung der Schanzen.

Um 1 Uhr nachmittags kamen wir ins Quartier zurück, und schon am nächsten Tage zu derselben Zeit rückten wir nach Schmöllehn ab zur Arbeit. Diesmal galt es einer Aufgabe, wie sie wichtiger kaum sonst im Kriege vorkommen kann, dem Ausheben der ersten Parallele (29. März). In größter Stille ging es 9 Uhr abends von Schmöllehn durch die Büffelkoppel, hinter welcher jeder einen Spaten und eine Kreuzhacke erhielt; jeder Sektion wurde ein Pionier zugeteilt, der sie anführen und instruieren sollte. Tornister und Helm waren im Quartier gelassen, das Gewehr auf dem Rücken, Hacke und Spaten in den Händen, marschierten wir in Reihen, ohne das geringste Geräusch zu machen, den Schanzen zu, bis wir an die sogenannte Trace kamen, ein von den Pionieren vorher auf dem Erdboden befestigtes weißleinenes Band, welches die Lage und Richtung der Parallele bezeichnete. Als hier nun in der Dämmerung aufmarschiert werden sollte, entstand etwas Verwirrung und

wurde lautes Klappern der Spaten und Hacken hörbar, so daß die Besorgnis nahe lag, wir könnten von den Dänen gehört werden. Jedoch der Wind war uns günstig und wehte von den Schanzen her, die wir genau vor uns liegen sahen; wir waren so nahe, daß wir ganz deutlich hören konnten, wie auch die Feinde arbeiteten, dabei sangen und lärmten. Die Gewehre wurden hinter uns auf den Boden gelegt, und die Arbeit begann. Eines jeden Aufgabe war es, hinter dem weißen Bande einen Graben von 3 bis 4 Fuß Tiefe, oben 5, unten 4 Fuß breit herzustellen und vor dem Bande, nach den Schanzen zu, einen Aufwurf von 4 Fuß Höhe, zunächst aber überhaupt so schnell als möglich sich eine Deckung gegen feindliche Kugeln zu schaffen. Wir gruben daher frisch drauf los, und schnell hatte jeder eine genügende Deckung. 5 Stunden dauerte die ganze Arbeit, so anstrengend, wie sie wohl die wenigsten von uns jemals verrichtet hatten. Bei 3 Fuß Tiefe hatten wir Grundwasser erreicht, das unseren großen Durst trotz des schlechten Geschmackes stillte. Um 3 Uhr morgens wurde der Befehl zum Rückmarsch erteilt, der in den neu entstandenen Gräben hinter dem deckenden Erdaufwurf bis zum Wenningbund und von hier am Ufer entlang ungefährdet vor sich ging; unterwegs begegnete uns unsere Ablösung, die unser Werk vollenden und bei Tageslicht verbessern sollte. Zu bemerken ist noch, daß vor uns andere Truppen zu unserem Schutze aufgestellt waren oder vielmehr lagen. Ohne daß ein Schuß gefallen war, war unsere Aufgabe gelöst worden und unbemerkt von den Dänen das wichtige Werk vollbracht, welches die Basis für die eigentlichen Belagerungsarbeiten bildete.

Am nächsten Tage unternahm der Rolf Krake eine Fahrt um die Halbinsel Broacker, so daß wir, die wir im Südosten derselben unsere Quartiere hatten, plötzlich alarmiert wurden und schnell an den Strand eilten. Doch fuhr er bald wieder ab, nachdem er, wie einzelne bemerkt haben wollten, ein Boot, welches von Angeln herangekommen war, aufgenommen hatte. Inzwischen waren die Vorbereitungen zu dem früher erwähnten, gegen die Insel Alsen in Aussicht genommenen Unternehmen soweit vorgeschritten, daß es Zeit war, einen bestimmten Tag dazu anzusetzen. Es waren Wege nach dem Strande bei Ballegaard und bei Blans hergestellt, mehrere Punkte für Batterien ausgesucht und abgesteckt, die Geschütze für dieselben aus den Stellungen im Sundewitt, wo sie irgend entbehrlich waren, bestimmt worden, es waren Wagen zum Transport derselben und ihrer Munition requiriert, sämtliche Boote an der

ganzen Küste in Beschlag genommen. Da die ursprünglich beabsichtigte Mitwirkung der kleinen preußischen Flotte sich als unmöglich erwiesen hatte, wurde nunmehr der 2. April zum Uebergang nach Alsen bestimmt. Schon am 1. marschierten sämtliche Schiffer, gegen 700 Mann, aus allen Regimentern zusammengetreten, in nördlicher Richtung ab, während uns am Abend der Befehl zuging, uns für den nächsten Morgen zum Ausrücken bereit zu halten. Da jedoch schon nachmittags sehr schlechtes Wetter eintrat, wurde es für zweckmäßiger gehalten, das Unternehmen um einen Tag aufzuschieben. Am 2. nachmittags 2 Uhr begann dagegen vor Düppel aus sämtlichen Geschützen auf der Front und in den Gammelmark-Batterien ein heftiges Bombardement gegen die Schanzen und Sonderburg, das bald an mehreren Stellen brannte, und das nach 5 Uhr noch verstärkte Feuer wurde ohne Unterbrechung bis zur Dunkelheit fortgesetzt und selbst in der Nacht noch langsam unterhalten, wohl in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Feindes von dem entscheidenden Punkte abzulenken. Da die Dänen aus allen Schanzen das Bombardement sehr kräftig erwiderten, steigerte sich der Donner von ungefähr 150 Geschützen bisweilen zu einem ununterbrochenen Rollen, aus welchem man einzelne Schüsse gar nicht mehr unterscheiden konnte, und dieser Höllenlärm bildete mit der großartigen Szenerie, dem blutrot erleuchteten nächtlichen Himmel und den zuckenden Blitzen am Horizonte den Vorhang zu einer anderen, dem feindlichen Auge verborgen bleibenden Nachtarbeit an der Alsener Föhrde, dem Batteriebau und der Herbeiführung der Geschütze, Pontons und Boote. Mit übermenschlicher Anstrengung wurde gearbeitet und alles bis Tagesanbruch rechtzeitig fertiggestellt, und da auch keine einzige dieser Vorbereitungen vom Feinde entdeckt wurde, war die spätere Behauptung wohl zutreffend, daß niemals die Chance des Gelingens eines kühnen, großartigen Planes größer gewesen sei. Leider aber trat ein von höherer Hand bereitetes Hindernis der Ausführung entgegen. Der am Tag schon sehr heftige Westwind steigerte sich in der Nacht zum orkanartigen Sturm, welcher eine Brandung und einen Wellengang erzeugte, wie er in der Gegend sehr selten vorkommen soll, so daß es als völlig ausgeschlossen erschien, auch nur ein Fahrzeug zu Wasser zu bringen, geschweige denn eine größere Truppenmacht über die breite Meeresbucht zu setzen.

Man mußte daher den schweren Entschluß fassen, ein Unternehmen aufzugeben, welches bei allen Schwierigkeiten und Gefahren,

die es in der Vorbereitung und Ausführung bez[illegible] Gelingens einen riesengroßen Erfolg gehabt hätten [illegible] wir am 3. April, morgens 6 Uhr, noch immer in [illegible] daß wir bei dem großen Unternehmen mitwirken [illegible] rückten, traf nach wenigen hundert Schritten [illegible] uns ein, der unsere Rückkehr in das eben verlassene [illegible] anordnete.

Acht Tage vergingen uns in unserer [illegible] mit allerlei dienstlichen Arbeiten, bis in der Nacht [illegible] 8. April eine zweite, die sogenannte Halbparallele [illegible]. Die Arbeit war dieselbe wie beim ersten Male, [illegible] des dabei stattfindenden Geschützkampfes leichter und [illegible] geführt. Andere Truppen haben 3 Tage später [illegible] Parallele aus.

Die nächsten Tage brachten uns wieder [illegible] und Arbeit. Vom 9. zum 10. April waren wir auf [illegible] Gammelmark. Am Morgen war nichts von den [illegible] da dichter Nebel auf dem ganzen [illegible] lagerte [illegible] 10 Uhr vormittags verzog, begann [illegible] das [illegible] welches bestimmt war, daß jedes Geschütz 110 [illegible] sollte. Das Schauspiel war auf [illegible] erschienen ausgestorben. [illegible] Mann [illegible] der uns zunächst liegenden Batterie [illegible] beobachten konnten, aber [illegible] Geschütz noch [illegible] [illegible]

[illegible]

und Revierkranken in den Quartieren zurückgelassen waren, daß die Dänen in der Nähe unseres Dorfes mit mehreren Booten eine Landung versuchten, woran sie durch das mutige Vorgehen unserer Kranken verhindert wurden; deshalb wurde von jetzt an nachts regelmäßig patrouilliert. Die Kanonade wurde seitdem immer anhaltender und intensiver, und die Schanzen glichen fast nur noch einem Trümmerhaufen.

VI. Nachtgefecht 13./14. April. Dritte Parallele.

Um die dritte und letzte Parallele auszuheben, war es vor allen Dingen jetzt nötig, die Vorposten noch einmal vorzuschieben und die Dänen zurückzudrängen. Am 13. mittags traf der Befehl ein, daß die Kompagnie auf Tranchéewache ziehen sollte. Seitdem die Annäherungsarbeiten, zwei Parallelen, eine Halbparallele und die in Zickzacklinien jene miteinander verbindenden Laufgräben, in ihrer Gesamtheit Tranchéen genannt, einen so gewaltigen Umfang erlangt hatten, daß sie dem Uneingeweihten, namentlich abends und nachts, wie ein wahrhaftes Labyrinth erschienen, und die Gefahr nahe lag, daß der Gegner unsere mühsamen Werke und Batterien zerstören könnte, wurde es für erforderlich gehalten, die Tranchéen durch eine größere Truppenmacht zu schützen Deshalb wurde täglich in den drei Parallelen je ein Bataillon zu ihrer Bewachung aufgestellt und weiter rückwärts in Baracken noch ein viertes zur Reserve bereit gehalten. Als wir um 6½ Uhr bei der Büffelkoppel eintrafen, wo sich noch andere fünf Kompagnien des Regiments versammelt hatten, eröffnete uns der Regimentskommandeur, Oberst v. Hartmann, sogleich, daß wir den Auftrag hatten, die feindlichen Vorposten 300 Schritt weiter zurückzudrängen. Seine eigentümliche und bei der Ausführung sich glänzend bewährende Disposition lautete dahin, daß sich vier Kompagnien in der vordersten Parallele an den dort befindlichen Ausfalltoren (Stufen) in Kompagniekolonnen formiert aufstellen, die Tetenzüge auf sein durch einen Pfiff vom linken Flügel gegebenes Signal mit „Marsch, Marsch“, ohne zu schießen und ohne Hurra zu rufen, 300 Schritt vorgehen, sich dort niederwerfen und die Ankunft von Pionieren abwarten sollten, welche für sie Schützengräben herstellen würden; der 2. Zug jeder Kompagnie hätte auf 50 Schritt Entfernung geschlossen dem ersten zu folgen, um die feindlichen Vorposten gefangen zu nehmen, der dritte auf weitere 100 Schritt, um

nach Umständen mit dem Bajonett einzugreifen. Der Rest der versammelten Kompagnien sollte endlich als Reserve an die Ausfallsstufen heranrücken.

Mit angezogenen Mänteln rückten wir in die Tranchéen ein und näherten uns der letzten Parallele. Um 9½ Uhr abends stürmten die vordersten Züge los, und kurz darauf hörten wir Gewehrfeuer und die Kugeln über unsere Wälle pfeifen, auch unsere Batterien begannen zu feuern. Programmmäßig wurde der Angriff in größter Ordnung ausgeführt, und reicher Erfolg war sein Lohn: gänzlich überrascht, wurden die feindlichen Vorposten überlaufen und leisteten kaum Widerstand; erst die zufällig vorrückende Ablösung derselben, welche die zurückeilenden Mannschaften aufnahm, eröffnete ein lebhaftes Gewehrfeuer, und die dänische Artillerie begann mit Kartätschen zu feuern, so daß wir 2 Offiziere und 20 Mann verloren, darunter den Kommandeur des 1. Bataillons, Major v. Jena, dagegen wurden 102 Dänen gefangen genommen, die wir, in der vordersten Parallele stehend, in Empfang nahmen. Mit den Worten: „Pardon, Pardon, Kamerad!" ergriffen sie, meistens Schleswiger, unsere Hände und wurden nach rückwärts gewiesen. Aber auch viele Verwundete kamen an, und die Krankenträger hatten vollauf zu tun. Gegen Mitternacht war das Feuergefecht beendet und kehrten die Pioniere zurück; wir erhielten Stroh, allerdings nur recht wenig, und legten uns, das Gewehr im Arm, in dem nassen Graben nieder, um zu schlafen, was uns jedoch nicht gelang, da es sehr kalt wurde und die Dänen anfingen, Bomben zu werfen, die mit furchtbarem Knall über uns platzten. Gegen Morgen erhielt die Kompagnie den Befehl, die Vorposten abzulösen. Ungehindert gingen wir auf dem freien Felde nach dem uns angewiesenen Schützengraben vor, der nun den ganzen Tag über von uns besetzt gehalten, erweitert und verbessert wurde. Als es hell geworden, wurde unsere Lage recht unangenehm, indem die Dänen auf jeden, der sich über dem zunächst noch sehr niedrigen Erdaufwurf erblicken ließ, sofort losfeuerten und mehrere Leute verwundeten und tödlich trafen, ohne Stroh, ohne Speise und Trank, nur auf das Wenige angewiesen, das einige an Brot und Speck bei sich hatten, am Tage der heißen Sonne, abends der Kälte ausgesetzt, blieben wir immer in Spannung und Beobachtung aller Vorgänge vor und hinter uns, sowie in fortwährender Arbeit, schon um uns Bewegung zu verschaffen und die lange Zeit zu verkürzen. Um 9 Uhr abends dachten wir, daß unsere Ablösung käme, doch waren es Pioniere, welche hinter uns in langer Reihe auf-

marschierten, jeder einen Schanzkorb tragend, und nachdem sie ein weißes Band gezogen, sich anschickten, die dritte Parallele auszuheben, welche nunmehr, 200 bis 300 m von den Schanzen entfernt, ohne Störung durch den Feind trotz der mondhellen Nacht fertiggestellt wurde. Endlich um 11 Uhr wurden wir aus unserer peinlichen Lage erlöst und langten erst nach 1 Uhr in unserem Quartier wieder an.

Am nächsten Abend mußten wir schon um 9 Uhr im Alarmhaus am Wenningbund sein und auf Strandwache ziehen, wo wir die Jäger ablösten. Statt nach Schelde zurückzukehren, welches längere Zeit unser Kantonnement gewesen war, rückten wir am 16. April in Broacker ein, wo wir sehr eng zu liegen kamen. Endlich brachte uns am Abend des andern Tages der schon lange erwartete Befehl über unser Schicksal Gewißheit: es war, wie wir aus der neulichen Uebung schon vermutet hatten, bestimmt, daß die Kompagnie mit drei anderen des Regiments in erster Linie zum Sturme vorgehen sollte.

VII. Erstürmung der Düppeler Schanzen, 18. April.

Nach den Bestimmungen des Prinzen Friedrich Karl sollte der Sturm am 18. April, durch ein sechsstündiges Geschützfeuer vorbereitet, um 10 Uhr vormittags gegen die sechs Schanzen des linken Flügels der feindlichen Stellung durch ebenso viele einzelne Sturmkolonnen (vier zu je sechs Kompagnien, eine, die unsere, gegen Schanze Nummer zwei, zu 10 und eine zu 12 Kompagnien), im ganzen also durch 46 Kompagnien Infanterie ausgeführt werden, denen 5 Pionierkompagnien und 150 Artilleristen beigegeben waren; diese Truppen hatten vor Tagesanbruch in der dritten Parallele zu stehen, während rückwärts 79 Kompagnien Infanterie und Jäger als Reserve aufgestellt waren. Endlich lagen noch 11 Kompagnien als Vorposten dicht vor den Schanzen, im ganzen standen somit ungefähr 37 000 Mann zur Verfügung. Die vordersten Kompagnien der Sturmkolonnen sollten, in Schützenlinien aufgelöst, gegen die ihnen bezeichneten Schanzen vorgehen und das Feuer der Besatzung bekämpfen, während die nachfolgenden Arbeiter, nämlich eine Infanteriekompagnie und ihr zugeteilte Pioniere, die Hindernisse zu beseitigen hatten, nach deren Forträumung die eigentlichen Sturmkompagnien die Brustwehr ersteigen sollten; bei den beiden stärker bemessenen Kolonnen hatten sich zwei Kompagnien gegen die neben

den Schanzen befindlichen Verbindungsgraben zu wenden [illegible] die feindliche Infanteriebesatzung während der Beschießung [illegible] sächlich Unterkunft zu suchen pflegte. 102 Geschütze [illegible] Frontal- und in den Flügelbatterien bei Gammelmark [illegible] nach und nach zu einem bisher unerreichten Grade [illegible] Feuer 6 Stunden lang zu unterhalten, 67 Feldgeschütze [illegible] außerdem zur Verfügung gehalten, um den stürmenden [illegible] notgenfalls zu folgen und ihren Angriff zu unterstützen. [illegible] Kommandeur der 6. Brandenburgischen Division, [illegible] v. Manstein war vom Prinzen Friedrich Karl der [illegible] zum Sturm bestimmten Truppen übertragen worden.

Genau um Mitternacht aus dem Quartier abmarschiert [illegible] an der Büffelkoppel Helm und Tornister nieder, der [illegible] der eisernen Portion wurde an der Sabelkoppel [illegible] nachdem jeder ein kleines Bund Stroh erhalten, wurde [illegible] zur dritten Parallele angetreten, während dessen [illegible] Bomben, welche in unserer unmittelbaren Nähe [illegible] Gefahr geraten; zwischen 2 und 3 Uhr an den [illegible] vordersten Parallele angelangt, breiteten wir das Stroh [illegible] und legten uns nieder, um, so gut es ging, noch [illegible] zu ruhen. Pünktlich 4 Uhr begann das Bombardement [illegible] Batterien gaben Schnellfeuer; das sauste, [illegible] und [illegible] unsere Köpfe hinweg, und wenn dann [illegible] unsere Bomben und Granaten mit gewaltigem Krachen [illegible] erbebte die arme Erde. Doch wie man sich [illegible] an [illegible] [illegible], so ging es uns auch mit diesem [illegible] uns [illegible] noch während desselben [illegible] [illegible]

[illegible]

Langsam rückt der Zeiger der Uhr der zehnten Stunde immer näher, und aller Augen sind auf den Kompagniechef, Hauptmann Krähe, gerichtet, der, den Degen in der Hand, auf der obersten Stufe steht und in unerschütterlicher Ruhe und Festigkeit seine letzten Befehle erteilt mit dem sicheren Gefühl, daß er sich auch diesmal auf seine Kompagnie verlassen darf. Da — plötzlich bricht das Artilleriefeuer ab; des Hauptmanns Stimme erschallt: 6. Kompagnie, Marsch, Marsch! Und ebenso auf den Wink und Ruf der Sturmkolonnenführer brechen auf der ganzen Angriffsfront die sämtlichen Sturmkompagnien neben- und nacheinander in langen Linien über die deckenden Erdwälle aus der Parallele hervor, zunächst noch schweigend, dann aber, als sie von dem wachsamen Gegner bemerkt und mit heftigem Gewehrfeuer empfangen werden, stürmen sie unter lautem Hurra und unter den Klängen des Yorker Marsches, den die in der zweiten Parallele stehenden Musikkorps von 4 Regimentern spielen, gegen die Schanzen. Sehr schnell sind aber auch die feindlichen Kanoniere auf dem Platze bei ihren Geschützen, und kaum haben wir nach hundert Schritten die kleine Bodensenkung durcheilt, als uns drei Kartätschlagen entgegenrasseln und eine beträchtliche Anzahl unserer Leute zu Boden strecken; ein Unteroffizier stürzt neben mir, von mehreren Kugeln im Unterleib tödlich getroffen, der Feldwebel wird durch einen Streifschuß in der rechten Seite schwer verwundet, doch niemand kann sich um die Liegenbleibenden kümmern, denn schon sind wir dicht vor den Schanzen und deren Verbindungslinien, aus welchen wir heftig beschossen werden; wo der Drahtzaun nicht schon von Pionieren durchhauen ist, kriechen wir unter ihm fort und klettern nun schnell den Erdwall hinauf, um die noch Widerstand leistenden Dänen aus dem Graben zu werfen. Nach kurzem Feuergefecht und Handgemenge in der vordersten Reihe wenden sie sich zur Flucht oder werfen die Waffen fort und ergeben sich.

Bei dem ungestümen Angriff und unwillkürlichen Vorwärtsdrängen aller Kompagnien hatten sich natürlich die Verbände während des rasenden Sturmlaufs sehr gelockert, und da die Hindernisse vor den Schanzen meist schneller, als erwartet werden konnte, beseitigt wurden, drangen die Mannschaften der Schützen, Arbeiter- und Sturmkompagnien von allen Seiten fast zugleich ein, und bereits 10 Minuten nach 10 Uhr wehte auf unserer Schanze die schwarzweiße Fahne. Während die Hälfte der Kompagnie unter Führung des Hauptmanns dem fliehenden Feinde sofort nachstürmte, blieb die andere auf seinen Befehl in dem durch zwei Geschütze

vertheidigten Verbindungsgräben zurück, um ihn [illegible] besetzt zu halten und gegen etwaige Vorstöße der Dänen [illegible]

Wie vorauszusehen war, blieben jedoch dann auch [illegible] bis hinter ihre zweite Vertheidigungslinie zurückgeworfenen [illegible] Gegner durch ihre Reserven, die aus ihren Stellungen [illegible] hinter Sonderburg herbeigeeilt waren, so bedeutende [illegible] erhalten, daß sie den nachdringenden preußischen Truppen [illegible] bald überlegen waren, und da zu gleicher Zeit der [illegible] unserer rechten Flanke angedampft kam und uns mit [illegible] Kartätschen bewarf, drohte hier eine bedenkliche Wendung [illegible] Doch unsern tapfer ausharrenden und die [illegible] Dänen mit Schnellfeuer empfangenden Compagnien [illegible] rechten Zeit die inzwischen uns nachgefolgten [illegible] [illegible] Unterstützung [illegible] der Dänen wurde abgeschlagen und verwandelte sich in [illegible] artigen Rückzug. Auch unsere zwischen den Schanzen [illegible] Feldgeschütze griffen hierbei wirksam ein, [illegible] eroberten Schanzen [illegible] vorgefundenen Geschütze [illegible] gewendet und zur Abwehr des feindlichen Vorstoßes [illegible]

Sämmtliche anderen Sturmcolonnen hatten [illegible] ihre Aufgaben glänzend gelöst, so daß 20 Minuten [illegible] auf allen sechs Schanzen die preußischen Fahnen [illegible] nachdem auch auf dem linken Flügel unsere [illegible] genommen waren, ertheilte der General v. Manstein [illegible] [illegible]

In den eroberten Schanzen war inzwischen von den sogleich ernannten Kommandanten versucht worden aufzuräumen. Beim Eintritt in unsere Schanze Nr. 2 hatten wir einen unbeschreiblichen Anblick jammervollsten Elends und entsetzlichster Verwüstung: Tote, durch ihre Verletzungen schrecklich entstellt, und schwer Verwundete lagen in großer Zahl bei ihren Geschützen und in allen Gängen umher, das Blockhaus in der Mitte bildete einen großen, rauchenden Trümmerhaufen, aus welchem brennende Balken und von ihrer Erddecke entblößte Mauern der Pulverkammer hervorragten! Die Palisaden waren zum großen Teil zersplittert; wo nicht schon durch unsere Granaten große Lücken gerissen waren, hatten die entzündeten Pulversäcke der Pioniere einen Durchgang geschaffen. Die Wälle zeigten tiefe Löcher, in welchen wohl je sechs Mann hätten Platz finden können, und ließen keine einzige scharfe Kante mehr erkennen, die großen Geschütze waren meist stark beschädigt, ihre Lafetten größtenteils zertrümmert. Nach und nach waren die Verwundeten nach der dritten Parallele zu den Verbandplätzen getragen worden, die feindlichen Waffen gesammelt und entladen, neue Zuwegungen angelegt, kurz in jeder Beziehung war in dem wüsten Chaos Ordnung geschaffen.

Nachdem Truppenteile der Reservebrigaden am Brückenkopf die Vorposten übernommen, wurden bei allen im Kampfe gewesenen Regimentern die Kompagnien gesammelt und um 5 Uhr traten die Bataillone zum Rückmarsch zusammen. Leider erfuhr ich erst hierbei zu meiner großen Betrübnis, daß mein Schulkamerad de Convenent gleich beim ersten Anlauf seiner Kompagnie den Heldentod durch eine feindliche Gewehrkugel erlitten. Kurz vor dem Austritt aus der Parallele hatte ich ihn noch gesprochen und ihm die Hand drücken können; eine trübe Vorahnung schien ihn ergriffen zu haben, denn tiefer Ernst war auf seinen Zügen gelagert, welchen meine hoffnungsvollen, aufmunternden Worte nicht zu bannen vermocht hatten, und schon nach wenigen Minuten, vielleicht nur wenige Schritte von mir entfernt, war er, mitten ins Herz getroffen, leblos niedergesunken. In den allgemeinen Jubel über unsern herrlichen Sieg konnte ich deshalb zunächst nicht einstimmen. Das Regiment war vom Glück außerordentlich begünstigt worden und hatte verhältnismäßig geringe Verluste erlitten (1 Offizier, 17 Mann waren tot, 2 Offiziere verwundet, im ganzen 104 Tote und Verwundete).

Abends nach Broacker zurückgekehrt, stärkten wir uns durch Speise und Trank und suchten unser hartes Nachtlager auf. (Wie

hier nachträglich bemerkt werden mag, betrug der Verlust der Dänen über 100 Offiziere und 4700 Mann, darunter 56 Offiziere und 3550 Mann unverwundete Gefangene. Wir hatten dagegen 71 Offiziere und 1130 Mann verloren, von denen 17 Offiziere und 246 Mann gefallen waren.)

3 Tage später war es mir noch einmal vergönnt, in das Antlitz meines toten Freundes zu blicken, der kurz vor seiner Bestattung auf den Broacker Kirchhof niedergelegt worden war. Unentstellt waren seine Züge. Auf der linken Brust einige Blutstropfen. Die am 1. Februar erworbene Tapferkeitsmedaille war an ihrem unteren Rand umgebogen, wo das tötliche Blei das Herz durchbohrt hatte. Schmerzbewegt nahm ich Abschied, da mein Dienst mich abrief.

VIII. Parade vor dem Könige bei Atzbüll. Ruhequartiere in Flensburg und an der schleswigschen Westküste. Waffenstillstand.

Die Kompagnie mußte mit den übrigen Sturmkompagnien nach Atzbüll bei Gravenstein zur Parade abrücken vor dem König Wilhelm, der herbeigeeilt war, um den siegreichen Truppen seinen Dank auszusprechen. Se. Majestät kam mit glänzender Suite um 2 Uhr angesprengt, von nicht endenwollendem Hurra empfangen. Er ritt an den einzelnen Sturmkolonnen entlang, sprach seine Anerkennung und Freude aus und unterhielt sich mit einzelnen Dekorierten. Wohl zum ersten Male wurde dann vor dem König im Laufschritt mit Gewehr über defiliert. Hierauf rückten wir ab nach Rinkenis in uns wohlbekannte Quartiere, von wo wir am nächsten Tage, das Bataillon allein, nach Flensburg marschierten, das uns auf längere Zeit als Kantonnement angewiesen war. Als der König am 23. nach Berlin zurückfuhr, waren wir auf dem Bahnhof aufgestellt, wo er uns nochmals besichtigte und unser dreimaliges Hurra ihm nachschallte.

Drei Wochen in Flensburg vergingen uns sehr schnell mit vielem Dienst. Eines Tages hatten wir auf dem hochgelegenen Friedhof Gelegenheit, einem seltsamen Vorgange beizuwohnen; der hier vor längeren Jahren zur Verhöhnung der Deutschen und zum Andenken an das Gefecht bei Idstädt aufgestellte bronzene Löwe wurde zur Ueberführung nach Berlin zum Flensburger Bahnhof abgeschleppt.

Ganz unerwartet traf am 12. Mai der Befehl ein, daß wir am nächsten Tage Flensburg verlassen sollten, um nach der West-

küste Schleswigs zu marschieren. Nachdem Ende April die Dänen auch Fridericia ohne Schwertstreich aufgegeben und geräumt hatten, gestattete der Waffenstillstand eine Dislozierung der Truppen und begünstigte dadurch die Verpflegung und Erhaltung der Gesundheit des Heeres. In zwei Tagemärschen, die uns durch die öde Heide führten, gelangten wir nach Husum, wo uns ein festlicher Empfang zuteil wurde und wir auf Kosten der Stadt gespeist wurden. Am nächsten Morgen marschierte die Kompagnie mit dem Bataillonsstab weiter nach Tönning an der Eidermündung. Unterwegs fiel uns der Unterschied der durchschrittenen Marschgegend mit der bisher passierten sandigen, sogenannten Geest auf. Die tiefgelegene Marsch wird in weiter Ferne von der geraden Linie des Nordseedeiches begrenzt, der sie vor dem täglich zweimaligen Steigen der Meeresflut schützt. In Tönning fanden wir eine überaus herzliche Aufnahme und ausgezeichnete Quartiere. Wir wurden sogleich auf städtische Kosten gespeist. Unser Aufenthalt dauerte bis zum 7. Juni, und nachdem man uns am vorhergehenden Abend einen gelungenen Ball gegeben hatte, verließen wir die Stadt und rückten nach der Umgegend von Bredstedt. Der Waffenstillstand war inzwischen verlängert worden. Als nach einem 12tägigen dortigen Aufenthalt die Londoner Konferenz zu keinem Resultat gelangt war, zog sich ein Teil der Armee wieder im Sundewitt zusammen.

Am 23. Juni kamen wir nach Rinkenis, tags darauf nach Schottsbüll, endlich, am 27., teilte uns der Kompagniechef, was wir längst erwartet hatten, mit, daß wir am nächsten Tag nach der Insel Alsen übersetzen würden, und wir zweifelten nicht, daß uns die schwierige Aufgabe, eine Insel anzugreifen und zu erobern, gelingen würde.

IX. Uebergang nach Alsen am 29. Juni.

Während des Waffenstillstands war das Oberkommando der Verbündeten von dem General-Feldmarschall Wrangel auf den Prinzen Friedrich Karl übergegangen und dieser im Kommando des I. Korps durch den General Herwarth von Bittenfeld ersetzt worden, welcher daher auch den Angriff auf Alsen zu leiten und die Anordnung getroffen hatte, daß zunächst eine kombinierte Division, 12. (Brandenburgische) und 26. (Westfälische) Brigade, unter Generalleutnant von Manstein, den Uebergang forcieren und die andere Division, 25. Westfälische) und 11. (Brandenburgische) Brigade unter General-

leutnant von Wintzingerode folgen sollte, so daß wir diesmal die allerletzten waren. Tags zuvor erhielten wir jeder 20 Patronen mehr als gewöhnlich, mithin 80 Patronen, und einen dreitägigen Lebensmittelvorrat, im Feldkessel zu tragen, welcher hinten an der Säbelkoppel befestigt wurde. Um 8¼ Uhr abends rückten wir am 28. Juni ab nach Schmöllehn, wo das ganze Regiment zusammen traf und Tornister und Helme niedergelegt wurden. Nach kurzem Aufenthalt marschierten wir bis Sandberg, wo wir in Mänteln uns auf den Erdboden legten und bis 2 Uhr schliefen. Zu dieser Stunde wurden wir durch heftigen Kanonendonner geweckt, der immer stärker wurde und uns vermuten ließ, daß jetzt die ersten übersetzten. Bald ging es vorwärts, dem Ufer zu. Unterwegs begegneten uns schon mehrere Wagen mit Verwundeten, Pionieren und Mannschaften der 12. Brigade, auch sahen wir einen Transport gefangener Dänen, darunter mehrere Knaben in Uniform. Wir durchschritten einen prächtigen Buchenwald und erblickten vor uns die breite Fläche des Alsensunds. Auf dem ruhigen Wasser bewegten sich unzählige dicht besetzte Boote hin und her, hinüber mit Preußen, herüber mit gefangenen Dänen.

Der Uebergang hatte inzwischen folgendermaßen stattgefunden: Schon am Tage vorher hatte man in der Nähe von Sonderburg den Dänen, welche täglich den Angriff erwarteten, am Ufer Boote gezeigt, um sie über den Uebergangspunkt irre zu führen, und in der Tat hatten sie fast ihre ganze Truppenmacht um diese Stadt konzentriert und im Norden des Sundes nur Wachtkommandos und die Besatzung der dort errichteten kleineren Befestigungen und Batterien belassen. Von allen unsern Regimentern waren die Schiffer tags zuvor versammelt, auch mehrere Batterien errichtet worden. An vier sorgfältig ausgewählten Punkten der Küste waren insgesamt 160 flache Kähne niedergelegt und 32 Pontons bereit gehalten, welche, je zwei zusammengekoppelt und mit Bohlen belegt, zur Aufnahme und Ueberfahrt der Kavallerie und Artillerie dienen sollten. Einige Landebrücken waren für die berittenen Truppen zur Ueberfahrt hergestellt worden. Die Infanterie konnte im seichten Wasser ohne Schwierigkeit in die Boote gelangen.

In aller Stille stiegen um 2 Uhr 2500 Mann in die zu Wasser gebrachten Boote ein. Das Wetter war günstig, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Feinde hätten überrascht werden können. Erst als die vordersten Boote ungefähr die Mitte des breiten Sundes erreicht hatten, wurden sie von den dänischen

Wachtposten bemerkt. Plötzlich fielen mehrere Gewehrschüsse und sofort erhob sich auf beiden Ufern ein rasendes Schnellfeuer, in welches alsbald die dänischen Geschütze und unsere Batterien einfielen. Ein Hagel von Gewehrkugeln, Kartätschen und Granaten sauste den Booten entgegen, von denen aber nur wenige getroffen wurden; eins wurde zwar so beschädigt, daß es sank, ein anderes schlug infolge von Uebefüllung um, und beide verloren einen Teil der Bemannung in den Wellen. Ein donnerndes Hurra erschallte, und nach wenigen Minuten erklommen 1000 kühne, siegesbewußte Brandenburger die steilen Ufer, erstürmten ungeachtet des feindlichen Kartätschen- und Gewehrfeuers die Schützen- und Laufgräben der Befestigungen und warfen die Dänen hinaus Sobald die Kompagnien sich einigermaßen gesammelt und zusammengeschlossen hatten, ging es weiter im schnellen Siegeslauf, den auf ihre Soutiens zurückfliehenden Dänen nach, und auch diese wurden zurückgeworfen. Inzwischen flammten an vielen Punkten der Insel Fanale auf und riefen die bei Sonderburg liegenden Bataillone auf den Kampfplatz: doch nachdem die Boote zurückgerudert waren, folgten auch unsere Verstärkungen, im zweiten Echelon sogar Artillerie. Während dieser Ueberfahrt erschien der „Rolf Krake", welcher sich, aus der Augustenburger Föhrde kommend, vor den Sund legte und sowohl die übersetzenden Boote als auch unsere Batterien und am Ufer stehenden Infanterieabteilungen beschoß. Da unsere Geschütze aber das Schiff bald allein als Ziel nahmen, zog es vor, den Rückzug anzutreten. Zur rechten Zeit griffen die frischen Truppen in den Kampf ein, der sich immer mehr nach Süden hinzog, und trotz der schnellen Hilfe, welche die heranrückenden dänischen Reserven ihren Vortruppen brachten, wurden diese über Kjär und Ulkebüll in heftigem Gefecht nach Sonderburg und Hörup zurückgedrängt. Als wir um 5 Uhr als letzte Staffel daran kamen, die Boote zu besteigen, konnten wir dies in aller Ruhe unternehmen. Vor uns und mit uns zugleich wurden Husaren und Artillerie übergesetzt, wie bereits erwähnt, auf plattformartig miteinander verbundenen Pontons; einige Husaren bestiegen die Boote und ließen ihre Pferde, die sie am Zügel hielten, hinterherschwimmen. Noch einmal versuchte „Rolf Krake" gerade als wir abstießen, einen Angriff: aber unsere trefflichen Batterien faßten ihn sofort noch besser als das erste Mal, so daß er nach wenigen Schüssen das Weite suchte. Als das ganze Bataillon übergesetzt und versammelt war, war es bereits 7 Uhr geworden und der Kampf fast zu Ende! Sonderburg

war schon eine Stunde früher genommen, und nur bei Hörupbaff wurde noch gestritten.

Das Regiment erhielt den Befehl, zunächst auf das frühere dänische Hauptquartier Ulkebüll und jenseits desselben die nach der Halbinsel Kekenis abziehenden Dänen zu verfolgen. Bei diesem Dorfe, wo ausgedehnte Barackenlager und mächtige Vorräte an Heu und Stroh in Flammen standen, holte uns die zugleich mit uns übergesetzte Artillerie ein und fuhr im Galopp bei uns vorüber. Vor einem der nächsten Dörfer hatten die Dänen nochmals versucht, sich festzusetzen, um den Rückzug der letzten Abteilungen nach Kekenis zu decken, wo diese auf ihre Schiffe verladen werden sollten, und zu dem Zweck einige Geschütze aufgefahren, welche uns bei unserem Vorgehen mit Granaten bewarfen. Nachdem ungefähr zwanzig Schüsse zwischen den feindlichen Geschützen gewechselt waren, fanden unsere ausgeschwärmten Schützenzüge das Dorf geräumt und konnten nur noch einige Gewehrschüsse den abziehenden Infanterieabteilungen nachsenden, worauf Halt gemacht wurde. Der letzte Widerstand der Dänen war gebrochen, über die befestigte Landenge Drei hatten sie die gesicherte Halbinsel Kekenis erreicht und wurden hier von ihren Transportschiffen in Empfang genommen. Nachdem unsere gelockerten Truppenverbände wieder hergestellt waren, biwakierten die meisten Regimenter auf dem Gefechtsfelde oder wurden in Sonderburg und in einigen weniger zerstörten Dörfern untergebracht. Wir kamen abends nach der Stadt ins Quartier, dessen südlicher Teil fast gänzlich in Trümmern lag. Viele Häuser waren mit Verwundeten angefüllt, die noch keine ärztliche Hilfe erhalten hatten. Die entflohenen Einwohner kehrten noch spät abends in ihre Behausungen zurück und schmückten sie mit blau-weiß-roten Fahnen.

So war denn die reiche Insel Alsen in unsern Besitz gelangt durch einen kühnen Angriff über einen Meeresarm hinweg, eine Waffentat, die ebenso hervorragend wie vereinzelt in der Kriegsgeschichte dasteht. Mit dem Verluste der Insel ging aber auch die bisher immer noch hartnäckig gehegte Hoffnung der maßgebenden politischen Stimmführer in Dänemark auf Besserung ihrer Kriegslage endlich verloren, und diese wurden dadurch zum Frieden geneigter. Die Verluste der Dänen beliefen sich auf 674 Tote und 2474 Gefangene, während wir 33 Offiziere und 339 Mann verloren hatten.

X. Kantonnementsquartiere in Nordschleswig und auf Alsen. Rückkehr.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr verließen wir Sonderburg, überschritten die inzwischen fertig gestellte Brücke über den Sund und trafen um 12 Uhr in Schottsbüll wieder ein, nachdem wir unterwegs unsere Helme und Tornister aufgenommen hatten. Am 1. Juli marschierten wir nach Norden ab und erreichten in zwei Tagen Hadersleben, wo wir zunächst als Besatzung zum Küstenschutz bleiben sollten. Auch hier wurden wir sehr freundlich empfangen, da die Bewohner, Deutsche und Dänen, wie von einem Alb befreit waren.

Nach Eintritt der zweiten Waffenruhe (20. Juli) wurde unser Wachtdienst am Strande der Föhrde wesentlich eingeschränkt und wir konnten eine wohlverdiente Ruhe genießen. An einem der letzten Tage unseres dortigen Aufenthaltes hielt Prinz Friedrich Karl in der Nähe eine Parade über uns ab, bei welcher er die für den Düppelsturm verliehenen Orden und Ehrenzeichen verteilte. Nachdem wir Hadersleben verlassen hatten und am Strande in einigen Dörfern einquartiert waren, verließen wir am 8. August diese Gegend, um über Apenrade und Sonderburg nach der Insel Alsen zurückzukehren, in deren nördlichstem Teile wir sehr gute Quartiere erhielten. Hier wurde mir Gelegenheit gegeben, das Landwehroffizierexamen in den letzten Tagen des September abzulegen. Mein Gesuch um Entlassung zum 1. Oktober war durch das Kriegsministerium genehmigt worden, und am 28. September nahm ich von meiner Kompagnie, mit der ich so viele schwere Tage durchlebt und so manchen harten Strauß bestanden hatte, Abschied. In vollständiger Marschausrüstung überschritt ich allein die Schiffsbrücke, betrat das Festland an dem ehemaligen Brückenkopf und erstieg die Düppler Höhe. Ueber Ekensund gelangte ich nach Rinkenis, wo ich von einem Feldprediger auf seinem Wagen nach Flensburg mitgenommen wurde.

Am nächsten Morgen fuhr ich über Hamburg nach Berlin und Tags darauf nach Wriezen zum Ersatzbataillon, bei dem ich meine Ausrüstungsgegenstände abgab. Noch am Abend erreichte ich das Elternhaus in Königsberg i. d. Nm., wo ich mit herzlichster Freude von meinen Angehörigen empfangen wurde.

Der Boykott.

Von

Dr. Hugo Böttger.

Zu alten, noch in voller Kraft stehenden politischen Kampfmitteln ist in unserer Zeit ein neues hinzugetreten: der Boykott. Seine innere Begründung ist merkwürdig und zwiespaltig. Der Boykott beruht nämlich an sich auf dem Rechte der Einzelpersönlichkeit, ihren Bedarf an Sachgütern oder Leistungen zu decken, wo sie will. Er wird aber in der Regel nicht individualistisch angewandt, sondern im tatsächlichen oder angeblichen Interesse einer Vielzahl von Personen, einer sozialen oder nationalen Gruppe, welche das Individuum durch gemeinsame Willenskundgebung zu binden bestrebt ist. Denn der Boykott ist die von einer größeren Anzahl von Menschen ins Werk gesetzte planmäßige Unterbrechung von wirtschaftlichen Beziehungen. Es soll eine Konsumverschiebung erreicht werden, um durch Ausübung eines Zwanges den Willen eines Interessengegners dem eigenen Willen zu unterwerfen. Das aber ist nur zu erreichen, wenn der Druck durch Massen ausgeübt wird, wenn Organisationen zur Verfügung stehen, denen sich der Einzelne einfügt. Bald sind es also größere Gruppen von Arbeitern, die sich bemühen, dem Warenkonsum eine solche Richtung zu geben, daß dadurch eine politisch unbequeme oder feindliche Gruppe geschädigt werde (Bierboykott, Schnapsboykott). Bald versucht man eine Preissteigerung, die man für unbegründet hält, durch Einschränkung des Konsums abzuwehren. Bald sind es Vertreter der bürgerlichen Schichten, die im Wahlkampfe bei öffentlicher Wahl auf Kaufleute und Gewerbetreibende einen Druck ausüben, bald agrarisch gesinnte Landwirte, die ganze Städte unter Boykott stellen, damit die von der Landbevölkerung abhängigen Handwerker und Detaillisten den Agrariern beim politischen Kampfe

zu Hilfe kommen. Aber der Boykott springt auch über die Landesgrenzen fort, und je mehr sich die Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft entwickelt hat, je leidenschaftlicher die nationalen Verschiedenheiten und Interessengegensätze bei den Völkern gepflegt werden, desto häufiger sind Boykotts von Nation zu Nation, desto mehr werden die politischen und gewerblichen Kampfmittel der Konsumverschiebung international angewandt.

Gerade weil bei diesen Kampfmethoden auch regelmäßig viele Personen in Mitleidenschaft gezogen werden können, die an den Streitigkeiten der Parteien in geringerem Masse oder garnicht interessiert sind, weil ferner das Moment der Nötigung, das im Boykott liegt, dem in unserer Zeit hochgepriesenen Recht der Persönlichkeit widerstreitet und weil beim Uebergreifen auf den Weltmarkt die internationalen Beziehungen durch Volksgruppen gestört werden, auf die die verantwortlichen Regierungen keinen Einfluß haben oder denen gegenüber sie ohne Einfluß zu sein vorgeben können — aus allen diesen Gründen erfordert die weitere Entwicklung der Boykotts die volle Aufmerksamkeit der Politik. Wer bei der Bekehrung seiner Mitmenschen statt der geistigen mehr oder minder körperliche Mittel anwendet, die an straffällige Gewalttaten grenzen, fällt unter die Kategorie von Personen, um die sich der Staat stets mehr bekümmern muß, als um die große Masse der friedlichen und harmlosen Bürger. Der Boykott ist eine Form des Terrorismus, durch die eine politische Persönlichkeit ihre Gegner zu verblüffen, einzuschüchtern oder auch zu schädigen sich bemüht; andere Formen, wie die Greuel der Fenier und Anarchisten, sind offenkundig verbrecherisch und müssen vom Staate unterdrückt werden; in den Grundursachen und Grundtendenzen: Vermehrung der eigenen Macht und Einschüchterung des Gegners sind alle Formen des Terrorismus politisch gleich bedeutsam und daher je nach dem Maße ihrer Gewalttätigkeit der staatlichen Aufsicht und Korrektur verfallen.

Wir können vier Arten von Boykotts unterscheiden:

1. Der Boykott als gewerbliches Kampfmittel;
2. Der Boykott als Regulator des Konsums und der Preise;
3. Der Boykott als politisches Kampfmittel innerhalb eines einheitlichen politischen Gemeinwesens:
4. Der Boykott als politisches Kampfmittel von Nation zu Nation, oder von Staat zu Staat.

Beim Boykott der ersten beiden Arten überwiegt der [illegible] des persönlichen Vorteils, bei den anderen das [illegible] der größeren Gruppe, so daß altruistische Motive im [illegible] stehen. Indessen ist zuzugeben, daß diese Unterscheidung [illegible] erforderlichen Schärfe und Klarheit entbehren. Denn [illegible] sind auch die gewerblichen Streitigkeiten politische K[illegible] von Organisationen geführt werden, die auf den Staat [illegible] und die den Gesellschaftsaufbau korrigieren wollen. [illegible] ihnen muß die Einzelperson Opfer bringen ohne [illegible] sönlichen Vorteil. Ebensowenig verändert sich die innere [illegible] einer Demonstration, die den Gegner einschüchtern soll, [illegible] den Grenzen eines Landes bleibt oder wenn sie darüber [illegible]

I.

Der Boykott als gewerbliches Kampfmittel [illegible] die Kette der Maßnahmen der organisierten Arbeiterschaft [illegible] wie die Streiks, durch Ablehnung von Streikarbeit und [illegible] Arbeitswilligen das Unternehmertum schädigen und [illegible] kampfunfähig machen, jedenfalls auf die Arbeit[illegible] oder auf dem Wege des vermittelnden Einflusses der [illegible] Meinung, einen Druck ausüben sollen, der sie den [illegible] Arbeiter gefügig macht. Die Wirksamkeit des [illegible] schaftlicher Hinsicht wird von sozialdemokratischer [illegible] schätzt, jedoch scheint es in politischer Hinsicht für [illegible] Massen zum Opfermut, zum Klassenbewußtsein und zur [illegible] der Organisation unentbehrlich zu sein. Denn [illegible] Boykott ausgeübt, mögen auch die Beispiele [illegible] artiger Kämpfe wenig ermunternd sein. [illegible] Gewerkschaftsführer von Elm hält ein [illegible] er schreibt: „Nur in vereinzelten Fällen [illegible] [illegible] Durchbruchs der [illegible] Kampf zur Anwendung gekommen. Die [illegible] [illegible] im Jahre 1894, [illegible]

[illegible]

boykott seine erheblichen Schwierigkeiten hat; es sei leichter, bei geheimer Wahl einen sozialdemokratischen Stimmzettel abzugeben, als einen Boykottbeschluß der organisierten Arbeiter tatsächlich durchzuführen. Dazu gehöre ein stärkerer Wille, sowie die Erkenntnis der Berechtigung und Notwendigkeit des wirtschaftlichen Kampfes der Arbeiter im Interesse der Gesamtheit. Gerade der letztere Beweis ist jedoch nicht immer leicht zu führen, und aus purer Sympathie ändert das Publikum nicht sein Stammlokal und sein Lieblingsgetränk. Außerdem wird die Aktion durchkreuzt durch Gegenmaßregeln der Unternehmer mit dem Hinweise, daß es für jeden Bürgerlichen Ehrenpflicht sei, nur boykottiertes Bier zu trinken. Es kommt bis zu einem Grade alsdann auf den größeren Durst und auf die größeren Geldmittel an. Alles in allem wird angenommen, daß man durch einen Boykott einen von vornherein verlorenen Streik nicht gewinnen kann. Nur als Hilfswaffe, zur Rückenstärkung der Streikenden, kann der Boykott in Betracht kommen. Das Hauptgewicht liegt auch bei den Arbeitskämpfen in den Lebens- und Genußmittelbranchen, wo der Boykott am meisten angewendet zu werden pflegt, im Ausbau der Organisationen.

Die Unternehmer haben die Macht der Organisation ebenfalls längst erkannt und ihre Gegenmittel bereit gestellt. Es sind Kundenschutzverträge*) von den Arbeitgeberverbänden ins Leben gerufen, die es verhindern, daß sich Gewerbetreibende die Notlage zu Nutzen machen, in die eine Gruppe von Berufsgenossen durch Lohnkämpfe und Boykott geraten kann. Durch hohe Konventionalstrafen binden sich alle Unternehmer eines Verbandes, während eines partiellen Lohnkampfes keine neuen Kunden zu suchen. Solche Kundenschutzverträge sind z. B. im Bäckergewerbe 1899 in Hamburg und 1907 in Berlin angewendet worden. Im Boykottschutzverbond deutscher Brauereien dürfen die Mitglieder während eines Boykotts und innerhalb dreier Monate nach Aufhebung des Boykotts neue Geschäftsverbindungen mit den Kunden boykottierter Mitglieder nicht anknüpfen. Ebenso ist es ihnen verboten, die Lieferungen an bisherige Abnehmer, die zugleich Kunden boykottierter Mitglieder des Schutzverbandes sind, zu erhöhen. Diese Art der Selbsthilfe ist nicht unwirksam gewesen und hat den Organisationen der Arbeitgeber, die vordem zersplittert waren, eine erhöhte Kraft verliehen.

Die Hilfe des Gerichtes versagt durchweg. Aus Anlaß des

*) Keßler, Die deutschen Arbeitgeber-Verbände. Leipzig 1907. S. 238.

Kieler Bäckerboykotts hat das Reichsgericht am 12. Juli 1906 den Boykott für eine berechtigte Waffe im wirtschaftlichen Kampfe erklärt, vorausgesetzt, daß die dabei angewandten Mittel nicht gegen das Strafgesetzbuch und gegen die guten Sitten verstoßen, und dieses Urteil ist nochmals vom höchsten deutschen Gericht am 8. November 1909 bekräftigt worden. Der Boykott verstößt an sich nicht gegen die guten Sitten, das war die maßgebende Ansicht des Reichsgerichts. Das letzte Urteil wurde auf Grund eines Falles abgegeben, bei dem es sich um den Kampf im September 1906 in Mannheim zwischen der Metzgerinnung und den in dem Zentralverbande der Fleischer organisierten Metzgergesellen gehandelt hatte. Die Bestrebungen der Gesellen gingen auf Verkürzung der Arbeitszeit, Abschaffung des Zwanges, bei dem Meister zu wohnen, anderweite Regelung der Lohnverhältnisse und Anerkennung ihrer Organisation. Sie wurden von dem Gewerkschaftskartell, einer Vereinigung von etwa 50 Gewerkschaften in Mannheim, unterstützt. Als Kampfesmittel bedienten sie sich dabei des Boykotts, indem sie in einer Volksversammlung und durch Flugblätter, die das Gewerkschaftskartell herausgab, das Publikum, insbesondere die organisierte Arbeiterschaft aufforderten, bei den boykottierten Firmen nicht mehr zu kaufen. Ende November 1906 erhoben nun der Inhaber der größten Fleischerfirma in Mannheim und vier andere Metzgereifirmen gegen den Beamten des Gewerkschaftskartells, das Gewerkschaftskartell Mannheim selbst und gegen den Gauleiter des Zentralverbandes der Fleischer Klage auf Ersatz allen durch den Boykott entstandenen und noch entstehenden Schadens und auf Unterlassung der öffentlichen, auf Fortsetzung des Boykotts abzielenden Aufforderungen jeder Art. Das Landgericht untersagte den Beklagten nur solche Aufforderungen, die einen beleidigenden oder sonst gegen die guten Sitten verstoßenden Inhalt hatten und wies im übrigen die Klage ab. Auf die Berufung der Kläger stellte das Oberlandesgericht Karlsruhe die Schadensersatzpflicht der Beklagten fest. Beide Parteien legten Revision gegen das Urteil ein und gaben dadurch dem Reichsgericht Gelegenheit, zu den Boykottfragen im allgemeinen und für den besonderen Fall Stellung zu nehmen. Der Boykott ist im wirtschaftlichen Kampf zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern als Mittel zur Erreichung erlaubter Ziele nicht widerrechtlich. Berechtigt sind die Arbeitnehmer, auf eine bessere oder ihnen genehmere Gestaltung ihrer Arbeitsverhältnisse hinzuwirken. Nach § 152 Gew.-Ordn. ist ihnen ferner die Vereinigung zur Er-

langung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen gestattet. Es ist ihnen daher auch nicht verwehrt, die Anerkennung der „Organisation“, die sie sich nach ihrem Ermessen im Rahmen des Gesetzes gegeben haben, bei den Meistern durchzusetzen. Der fragliche Boykott war hiernach an sich zulässig sowohl, um eine vorteilhaftere Ordnung der Arbeitsverhältnisse als auch um die Anerkennung der Organisation von den Meistern zu erringen. Widerrechtlich wird der Boykott nicht deshalb, weil die Boykottleitung bezweckt, den Gegnern durch Unterbindung ihres Geschäftsbetriebes einen tunlichst hohen Schaden zuzufügen, um einen Zwang auf ihre Entschließungen auszuüben. Läßt man den Boykott als Waffe im wirtschaftlichen Kampfe zu, so kann er, nach der Auffassung des Reichsgerichts, nicht schon deswegen unerlaubt sein, weil damit der Gegner geschädigt werden soll. Unerlaubt wird der Boykott nur dann, wie der erkennende Senat mehrfach ausgesprochen hat, wenn bezweckt wird, die wirtschaftliche Existenz des Getroffenen völlig zu untergraben und ihn zugrunde zu richten, oder wenn die mit dem Boykott beabsichtigte Schädigung in keinem Verhältnis zum Anlaß zum Streit steht. Davon sei in Mannheim indes keine Rede gewesen. Auch war die Inanspruchnahme der Oeffentlichkeit zulässig, da es sich um Streitfragen allgemeinerer Natur oder wenigstens um Verhältnisse gehandelt habe, die in den in Betracht kommenden Kreisen bekannt gewesen sind.

Das Reichsgericht verurteilt den Mannheimer Boykott aus anderen Gründen. Der ganze Boykott sei vermöge der das Strafgesetzbuch und die guten Sitten verletzenden Art seiner Durchführung widerrechtlich. Die Beklagten bedienten sich in ihren Kundgebungen allerhand persönlicher Anfeindungen und Verdächtigungen, die zumeist schon der Form nach beleidigend, nach der Beweiswürdigung der Vorinstanzen unwahr und geeignet waren, die Ehre und das Ansehen in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, also Vergehen nach §§ 185, 186 des Strafgesetzbuches bildeten. Es war den Meistern vorgeworfen worden, sie betrügen die Arbeiter um ihr Koalitionsrecht, hielten die Gesellen wie Sklaven, zwängen ihnen unerträgliche Arbeitslast auf, es war von egoistischer und anmaßender Protzenhaftigkeit geredet ꝛc. Auch führten die Beklagten allabendlich zur Zeit des Einkaufs durch die Arbeiterbevölkerung systematisch die größten Menschenansammlungen vor den boykottierten Läden herbei und übten dadurch mittelbar oder unmittelbar auf die Kaufwilligen einen Zwang zum Nichtbetreten der Läden aus. Alle diese Kundgebungen und Ver-

anstaltungen, die auf Anreizung und Aufwiegelung der Massen berechnet waren und zu denen die Beklagten geschritten sind, weil sie sich von einer einfachen Boykotterklärung keinen genügenden Erfolg versprachen, können vor der Rechtsordnung als zulässige Mittel im wirtschaftlichen Kampf nicht bestehen. Sie widerstreiten dem Anstandsgefühl eines jeden gerecht und billig denkenden Menschen und stempeln den fortgesetzt sich einer solchen Kampfesweise bedienenden Boykott zu einer die guten Sitten verletzenden Handlungsweise, die seine Urheber nach § 826 B.G.B., dessen Merkmale im übrigen gegeben sind, schadensersatzpflichtig macht. Das Reichsgericht führte dann weiter aus, daß auch das Gewerkschaftskartell als solches für den Schaden verantwortlich sei, und zwar für allen Schaden, da dieser tatsächlich durch den mit verwerflichen Mitteln geführten, daher wider die guten Sitten verstoßenden Boykott verursacht worden sei und es nicht darauf ankomme, daß auch bei einem erlaubten Boykott, der aber in Wirklichkeit gar nicht ins Leben getreten sei, Schaden entstanden sein würde. Das Reichsgericht verwarf daher die Revision der Beklagten, aber auch die der Kläger hatte keinen Erfolg, da diese nicht zu verlangen berechtigt seien, daß jede Aufforderung zum Boykott schlechthin untersagt werde. Nur bezüglich der Kosten des Rechtsstreits nahm das Reichsgericht unter eingehender Begründung eine andere Verteilung vor, indem es dem Beklagten $^3/_4$, den Klägern $^1/_4$ auferlegte.

Somit hat das Reichsgericht den Boykott als gewerbliches Kampfmittel sanktioniert und nur solche Ausschreitungen unter Strafe gestellt, die an sich als Exzesse des Interessenkampfes zwischen Unternehmern und Arbeitern (Aufwiegelung der Massen) oder als gewöhnliche Beleidigungen unzulässig sind.

In den Vereinigten Staaten ist die Rechtsprechung den Arbeitern weniger günstig gewesen. Als nach einem verlorenen Streik im März 1907 eine große Ofenfabrik auf die Boykottliste des Arbeiterbundes gesetzt und Anfang 1908 sogar beschlossen wurde, jedes Mitglied, das Erzeugnisse der boykottierten Ofenfabrik kaufe, mit einer Strafe von 5 Dollars zu belegen, oder bei Nichtzahlung auszuschließen, hatten die nordamerikanischen Industriellen einen besonderen Fonds mit angeblich 6 Millionen Mark gebildet, um die Boykottliste des Arbeiterbundes zu bekämpfen und sie womöglich zu beseitigen. Das versuchte man zunächst mit einem eigentümlichen Mittel der nordamerikanischen Rechtssprechung, mit dem sogenannten Einhaltebefehl. Nach der nordamerikanischen Praxis

können richterliche Einhaltebefehle verlangt werden, wenn der Antragsteller sich in seiner Person oder in seinem Eigentum durch eine Verschwörung bedroht fühlt. Wer gegen solchen Einhaltsbefehl verstößt, wird wegen Mißachtung des Gerichts bestraft. Damals erlangte, nach einem Bericht der „Schlesischen Zeitung" (1. März 1910), die boykottierte Ofenfabrik auf ihren Antrag solchen Einhaltebefehl, und als die drei Leiter des Arbeiterbundes diesen Einhaltebefehl nicht beachteten und von neuem zum Boykott aufforderten, wurden sie wegen Mißachtung des Gerichts zu zwölf, neun und sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Auf eingelegte Berufung bestätigte das Appellationsgericht von Columbia dieses Urteil. Mit Hilfe von Einhaltebefehlen kann sonach jeder Boykott gegen Arbeitgeber unterdrückt werden. Inzwischen hat man in der Union noch einen andern Weg gefunden, um dem Boykott der organisierten Arbeiter beizukommen. Nach dem sogenannten Antitrustgesetz von 1899 hat jede Person individuell und das Publikum ein Recht, zu verlangen, daß der Gang der Geschäfte frei von unvernünftiger Obstruktion gehalten werden soll. Nach einer Entscheidung des höchsten Gerichtshofes erklärt das Antitrustgesetz als ungesetzlich „jeden Vertrag, jede Kombination oder jede Verschwörung, in welcher Form sie immer auftreten und welche Partei dabei beteiligt sein mag, soweit sie unmittelbar oder mit Notwendigkeit Verkehr und Handel zwischen den verschiedenen Unionstaaten hemmen". Wer dem Antitrustgesetz und dieser Auslegung zuwider handelt, hat den dreifachen Betrag des gerichtlich festgestellten Schadens zu zahlen. Auf Grund dieser Bestimmung wurde z. B. der Petroleumtrust zu einer Strafe von 29000000 Dollars verurteilt, die man ihm später freilich erließ. Als der Verband der Hutmacher die Hutfabrik von Loewe & Co. in Danbury mit ihren Erzeugnissen boykottierte, klagte der Vertreter der genannten Firma auf Schadenersatz unter Heranziehung des Antitrustgesetzes und seiner Auslegung. Obwohl das Antitrustgesetz ursprünglich nur erlassen worden war, um die geheimen Vergünstigungen und Abmachungen der Trusts zu beseitigen, so haben doch die Gerichtshöfe keinen Anstand genommen, das Antitrustgesetz auch gegen die Gewerkschaften anzuwenden und haben zunächst den Landesverband der Hutmacher zur Zahlung eines Schadenersatzes von 222 000 Dollars (932 400 Mk.) an die Firma Loewe & Co. verurteilt. Eine Berufung gegen dieses Erkenntnis wird von den organisierten Arbeitern selbst für aussichtslos erachtet, nachdem das Oberbundesgericht ausdrücklich auch Arbeiterorganisationen,

die den Boykott erklären und somit verhindern, daß [illegible] Waren nach anderen Staaten versandt werden, als [illegible] zur Beschränkung des zwischenstaatlichen Handels im [illegible] Antitrustgesetzes stigmatisiert hat.

Der Boykott als Instrument der Arbeiterbewegung [illegible] Kampfmittel ist von Führern der Arbeiterschaft als [illegible] zuverlässige Waffe erkannt worden. Aber auch von den [illegible] hauptet man, daß sie durchweg für die Arbeiter [illegible] Trotzdem wird in der nächsten Zeit noch die Arbeiterschaft [illegible] Boykotts und ähnliche Dinge nicht verzichten. Die [illegible] sprechung hat den Boykott sanktioniert und nur die [illegible] bundenen Ausschreitungen der üblen Nachrede, der [illegible] bestraft. Ob wir damit auskommen werden, falls [illegible] Verhältnisse annehmen, der Terror des Boykotts weiter [illegible] und die Hauptwaffe in den Arbeitskämpfen wird, [illegible] falls hat der amerikanische Richter in dem [illegible] zur Verfügung, um sowohl den Organisationen [illegible] als auch denen der Gewerkschaften ein [illegible] und [illegible] spielen, bei dem verhältnismäßig große Werte im [illegible] werden, zu verbieten.

II

Sind schon bei dieser Art von Boykotts [illegible] persönlichen Interessen der Parteien und die [illegible] Richter eine kurze Uebersicht über die Motive und [illegible]

[illegible]

gesonderte Malzaufschlaggesetzgebung an das Reich abzuführen hat, erhöhten sich um 14 Mill. M. Der unlängst gesetzlich normierte Tarif sollte der bayerischen Staatskasse jedoch eine Mehreinnahme von 16,3 Mill. M. liefern, was gleichzeitig eine Höherbelastung des Hektoliters Bier um 1,13 M. bis 1,62 M. bedeutete. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ hatte nun ausgerechnet, daß Bayern mit einem Bierkonsum von rund $15^1/_2$ Millionen Hektoliter Bier bei der in Aussicht genommenen Bierpreiserhöhung von nur 2 Pf. in Zukunft 31 Mill. M. mehr zu zahlen hätte, wovon jedoch nur knapp die Hälfte in die Staatskasse, der größere Teil aber in die Taschen der Brauer und vielleicht auch der Wirte fließen würde. Dieses Zahlenverhältnis konnte sich aber noch weiter zu ungunsten der Staatskasse verschieben, denn aus einzelnen Orten Bayerns, besonders aus Niederbayern und der Oberpfalz, kamen Nachrichten von einer Erhöhung um 4 Pf. pro Liter. Darum also erließ die sozialdemokratische Parteileitung in Verbindung mit den Gewerkschaften auf Grund einstimmiger Beschlüsse einen Aufruf, wonach bei einer Erhöhung des Bierpreises bis zu 2 Pf. für den Liter alle Arbeiterorganisationen verpflichtet sein sollten, die äußerste Einschränkung des Bierkonsums durchzuführen. Eine Erhöhung darüber hinaus aber sollten sie mit den schärfsten Mitteln, in der Regel mit dem Boykott, bekämpfen. Zur Durchführung und Ueberwachung dieser Beschlüsse, wofür in öffentlichen Versammlungen agitiert worden war, war ein engerer Ausschuß von 5 Mitgliedern eingesetzt worden, mit dem sich die Ortsorganisationen vor Abschluß von Verhandlungen mit Brauereien in jedem Falle in Verbindung zu setzen hatten.

Die Bewegung griff aber weiter, einmal weil die übrigen politischen Gruppen der Sozialdemokratie die Agitation nicht allein überlassen wollten und zum andern weil die Konsumenten selbst ihre Interessen wahrzunehmen entschlossen waren. Die „Frankfurter Zeitung“ berichtete über diese Entwicklung unterm 5. April 1910, daß namentlich auf dem Lande die „Bierrevolution“ in der Form des Boykotts und der freiwilligen Enthaltsamkeit Beispiele heldenhaftester Selbstverleugnung gezeitigt habe. Es wurden Antibiervereine gegründet, Strafgelder für Uebertretung des Boykotts festgesetzt, die an einem Orte der Kirchenbaukasse zugute kommen sollten. In Steinach wollen die Bürger die Brauerei kaufen und sie in eine Kommunebrauerei umwandeln. In Straßkirchen trat als Redner u. a. der Herr Kooperator auf. Manche Gastwirte brauchten abends gar kein Licht machen, weil sie buchstäblich keinen einzigen Gast hatten.

Ursache in größerem Konsum, letztjähriger schlechter Futterernte, Mangel an jeglichen Vorräten und endlich in den gestiegenen Viehpreisen, durch die sich nicht nur Butter, sondern auch sämtliche anderen Fettsorten — und manche in wesentlich größerem Maße — verteuert hätten.

Der Butterboykott hat nur eine partielle Bedeutung und Wirkung gehabt. Die Urheber rechneten für Berlin aus, daß, falls die Enthaltung streng durchgeführt würde, von 10000 Mitgliedern der Hirsch-Dunckerschen Organisationen etwa 15 000 Pfd. Butter pro Woche weniger konsumiert werden würden. Selbst diese Höchstleistung, die natürlich nicht erreicht worden ist, hat die Preisbildung nicht wesentlich beeinflußt. Die sozialistischen freien Gewerkschaften hatten sich nicht angeschlossen, aus den begleitenden Betrachtungen des „Vorwärts" klang etwas Eifersucht heraus gegen „Bewegungen", die von anderer Seite kommen. Immerhin ist beachtenswert, daß der Gedanke der Konsumentenorganisation, der „Käuferliga", auch in nichtsozialistischen Kreisen auftaucht. Denn damals empfahl die „Post", ein freikonservatives Organ, ebenfalls den Zusammenschluß der Käufer zur Abstellung der Mißstände im Zwischenhandel, so daß dieser Ruf über alle Fraktionen hinweg von links bis rechts gehört werden konnte. Indessen ohne eine partei- oder wirtschaftspolitische Antriebs- und Erhaltungskraft ist zurzeit noch die reine Konsumentenaktion ohne durchgreifende und nachhaltige Wirkung, wenn man nicht den moralischen Wert der öffentlichen Entrüstung sehr hoch in Rechnung stellt.

Nur in einem Lande und gegenüber einem Konsumartikel pflegt die Konsumentenempörung sich bis zu einem Grade siegreich durchzusetzen. Das geschieht in Bayern, sobald eine Bierpreiserhöhung zu befürchten steht, die der Konsument für ungerechtfertigt und übertrieben ansieht. Ueber lokale Erhebungen hinaus ging die Bewegung, als 1910 die neuen Steuern des von den beiden Kammern des bayerischen Landtages genehmigten Malzaufschlaggesetze in Kraft getreten waren. Da setzte eine politische Bewegung ein, die bald zu einer allgemeinen Volks- und Konsumentenbewegung sich erweiterte. Es hatten sich die Vertretungen der organisierten Arbeiterschaft Bayerns damit beschäftigt, die Macht der Konsumenten gegenüber der Besteuerung von Genußmitteln wirksam werden zu lassen. Zunächst also die Tendenz der Abwehr einer der neuen Lasten, die das Werk der Reichsfinanzreform den Schultern der großen Masse aufgebürdet hatte! Die Ausgleichsbeiträge, die Bayern für seine

gesonderte Malzaufschlaggesetzgebung an das Reich abzuführen hat, erhöhten sich um 14 Mill. M. Der unlängst gesetzlich normierte Tarif sollte der bayerischen Staatskasse jedoch eine Mehreinnahme von 16,3 Mill. M. liefern, was gleichzeitig eine Höherbelastung des Hektoliters Bier um 1,13 M. bis 1,62 M. bedeutete. Die sozialdemokratische „Münchener Post" hatte nun ausgerechnet, daß Bayern mit einem Bierkonsum von rund 15½ Millionen Hektoliter Bier bei der in Aussicht genommenen Bierpreiserhöhung von nur 2 Pf. in Zukunft 31 Mill. M. mehr zu zahlen hätte, wovon jedoch nur knapp die Hälfte in die Staatskasse, der größere Teil aber in die Taschen der Brauer und vielleicht auch der Wirte fließen würde. Dieses Zahlenverhältnis konnte sich aber noch weiter zu ungunsten der Staatskasse verschieben, denn aus einzelnen Orten Bayerns, besonders aus Niederbayern und der Oberpfalz, kamen Nachrichten von einer Erhöhung um 4 Pf. pro Liter. Darum also erließ die sozialdemokratische Parteileitung in Verbindung mit den Gewerkschaften auf Grund einstimmiger Beschlüsse einen Aufruf, wonach bei einer Erhöhung des Bierpreises bis zu 2 Pf. für den Liter alle Arbeiterorganisationen verpflichtet sein sollten, die äußerste Einschränkung des Bierkonsums durchzuführen. Eine Erhöhung darüber hinaus aber sollten sie mit den schärfsten Mitteln, in der Regel mit dem Boykott, bekämpfen. Zur Durchführung und Ueberwachung dieser Beschlüsse, wofür in öffentlichen Versammlungen agitiert worden war, war ein engerer Ausschuß von 5 Mitgliedern eingesetzt worden, mit dem sich die Ortsorganisationen vor Abschluß von Verhandlungen mit Brauereien in jedem Falle in Verbindung zu setzen hatten.

Die Bewegung griff aber weiter, einmal weil die übrigen politischen Gruppen der Sozialdemokratie die Agitation nicht allein überlassen wollten und zum andern weil die Konsumenten selbst ihre Interessen wahrzunehmen entschlossen waren. Die „Frankfurter Zeitung" berichtete über diese Entwicklung unterm 5. April 1910, daß namentlich auf dem Lande die „Bierrevolution" in der Form des Boykotts und der freiwilligen Enthaltsamkeit Beispiele heldenhaftester Selbstverleugnung gezeitigt habe. Es wurden Antibiervereine gegründet, Strafgelder für Uebertretung des Boykotts festgesetzt, die an einem Orte der Kirchenbaukasse zugute kommen sollten. In Steinach wollen die Bürger die Brauerei kaufen und sie in eine Kommunebrauerei umwandeln. In Straßkirchen trat als Redner u. a. der Herr Kooperator auf. Manche Gastwirte brauchten abends gar kein Licht machen, weil sie buchstäblich keinen einzigen Gast hatten.

Einige findige Wirte, die ebenfalls Gegner der Bierpreiserhöhung sind, greifen zu einem Mittel, das namentlich von den Frauen lebhaft begrüßt wird, zum Kaffeeausschank. Sie geben den Kaffee in Halbliterkrügen an die Gäste ab, die ihn mit Galgenhumor trinken. Die Leute stehen einig zusammen und meiden die Gasthäuser, in welchen teueres Bier verzapft wird, während die Wirtschaften mit 20 Pf.-Bier ein Bombengeschäft machen und vollgepfropft sind. Die Arbeitervereine von Landshut, Regensburg und Straubing beabsichtigen einen gemeinsamen Ausflug zu dem Bierbrauer von Geiselhöring zu veranstalten, dem einzigen Bierbrauer in Niederbayern, der den früheren Bierpreis (20 Pf. für den Liter) nicht erhöht hat rc.

III.

Bei dem bayerischen Bierboykott spielt bereits die politische Agitation eine Rolle mindestens als Antriebskraft. Noch klarer zeichnet sich der **Boykott als politisches Kampfmittel** ab bei anderen Unternehmungen großer geschlossener sozialer und wirtschaftlicher Gruppen, die durch diese Unternehmungen ihre Aktionskraft und Geschlossenheit zu erhöhen trachten und das Interesse des Konsumenten als Mittel zum Zweck benutzen oder überhaupt zurücktreten lassen.

Das Geschäft des Agitierens setzt eine gewisse Leidenschaftlichkeit voraus und zugleich eine geschlossene Organisation. Ueber beides verfügen bei uns namentlich zwei wirtschaftliche Verbände: der Bund der Landwirte und die Sozialdemokratie und beider Manipulationen auf dem Gebiete des Boykotts sind auch am meisten bekannt geworden, obwohl anzunehmen ist, daß auch andere politische Gruppen ihren Anhängern Anweisungen über den Bezug der Waren rc. geben. Was von den agrarischen Boykottunternehmungen in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, gehört zu jenen Versuchen, deren Wirksamkeit schwer festzustellen ist. Wenn z. B. im Wahlkreise Northeim die Organisation des Bundes der Landwirte, weil die Nationalliberalen in Northeim eine nationalliberale Zeitung gründen, die Gewerbetreibenden dieser Stadt mit der Entziehung der ländlichen Kundschaft bedrohen, so ist eigentlich anzunehmen, daß diese Drohung für den Augenblick eine politische Wirkung erzielen kann und die Northeimer Gewerbetreibenden einschüchtern wird. Der Nachweis gewerblicher Schädigung ließe sich aber nur durch eine von den städtischen Behörden veranstaltete Erhebung erbringen. Der Fall, daß einer politischen Zeitung von einer Partei Schaden angesagt wird, falls

sivere Erkenntnis der realen Zustände und auf Ausdehnung des Gesichtskreises auf das gesamte Gebiet menschlicher Kulturarbeit, teils wiederum auf Bewahrung des persönlichen Eigenlebens vor Vergewaltigung durch Umwelt und äußere Kultur gerichtet. Sie alle spiegeln sich in den Gegenständen der heutigen Geschichtsforschung und demnach auch in dem heutigen Arbeitsgebiet der „Historischen Zeitschrift". Sie läßt nicht bloß die sogenannten eigentlichen „Historiker" zu Worte kommen, sondern die historisch gerichteten Vertreter aller Geisteswissenschaften überhaupt. Sie setzt ihren Stolz darein, sich unabhängig zu erhalten von dem Einfluß bestimmter Schulen, Parteien und Konfessionen. Sie hat den Ehrgeiz, ein universales geschichtliches Organ zu sein.

Der Inhalt der Historischen Zeitschrift zerfällt in:

1. **Aufsätze,**
2. **Miszellen** (kleine Exkurse über erhebliche Einzelfragen und interessante Aktenstücke),
3. **Literaturbericht** (Rezensionen von größerem und kleinerem Umfange),
4. **Notizen und Nachrichten.**

Diese vierte, 1893 eingerichtete Abteilung ist besonders dankbar und warm begrüßt worden. Sie enthält eine in der Hauptsache chronologisch geordnete und in 9 Abteilungen gegliederte kritische beziehungsweise referierende Übersicht über die wichtigeren Aufsätze und Quellenveröffentlichungen der **in- und ausländischen Zeitschriftenliteratur.**

Ihre Hauptaufgabe erblickt die „Historische Zeitschrift" in der Pflege des geschichtlichen Essays, der selbständige Arbeit von großen Gesichtspunkten aus in künstlerischer Form bietet. Um die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit dieses Teiles zu illustrieren, haben wir nachstehend die Titel der in den letzten 8 Bänden erschienenen Aufsätze und Miszellen abgedruckt. Des weiteren sei darauf hingewiesen, daß im Literaturbericht sowie in den Notizen und Nachrichten dieser 8 Bände im ganzen

1472 selbständige Publikationen

der in- und ausländischen Literatur besprochen sind.

sie dieser Partei nicht dienstbar ist, kommt häufiger vor und ist eine verhältnismäßig berechtigte Form des Boykotts, weil es einer politischen Gruppe freistehen muß, die politische Propaganda in Schrift und Wort einer anderen Gruppe abzuwehren und einzuschränken. Bedenklich ist die Sache, wenn Beamte die Aechtung einer Zeitung unternehmen, aber da ist es wieder nicht die Aechtung an sich, die den Hauptangriffspunkt bietet, sondern die Ausdehnung der amtlichen Machtbefugnisse auf privates Gebiet. Ein Stimmungsbild, wie in den von der Leidenschaft unterwühlten Kampfgebieten der politische Terror zur Beeinflussung der Gewerbetreibenden benutzt wird, bringt der „Hann. Cour." vom 4. März 1910. Das Blatt behauptet, daß im XIX. hannoverschen Wahlkreis die Mitglieder des Bundes der Landwirte durch ihre Boykottpolitik die Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibenden zwängen, den Versammlungen der nationalliberalen Partei fernzubleiben. Besucht einer aus den Kreisen dieser Bevölkerung wirklich einmal eine politische Versammlung, in welcher der Redner die Politik des Bundes der Landwirte schildert und erlaubt sich dieser auch nur durch das Wörtchen „Bravo" oder „richtig" die Ausführungen des Redners zu bekräftigen, so recken sich schon die Hälse der Agrarier, welche zusammensitzend den Missetäter zu erspähen suchen. Der Boykott tritt alsdann für den Vorlauten in sein Recht. Würde bei einer nationalliberalen Versammlung ein Gewerbetreibender, Handwerker oder Bauer seinen Dank dem Redner durch Erheben von dem Sitze bekunden, so würde man sogleich seine politische Anschauung kennen und er würde boykottiert, ruiniert werden. Einer erzählt es dem anderen, sein Untergang ist ihm sicher. Die Richtigkeit dieser Schilderung kann ich als Beteiligter an 3 Wahlkämpfen in diesem Kreise bestätigen.

Der moralische Druck ist enorm, das politische Leben nahezu unmöglich gemacht. Die Gegenwehr kann nur durch ebenfalls starke Organisationen erfolgen, solange die gesetzlichen Handhaben zur Einschränkung des wirtschaftlichen Terrorismus fehlen. Es scheint uns nun Zweck des neugegründeten Hansabundes zu sein, die städtischen Gewerbetreibenden gegen die Schädigungen, die ihnen von politischen Organisationen drohen, sicherzustellen. Zunächst wird freilich schon der Beitritt der Gewerbetreibenden zum Hansabund zum Anlaß genommen, den agrarischen Boykott zu verhängen. So berichtet die „Köln. Zeitung" (31. März 1910), daß in den Versammlungen des Zweigvereins Wiesbaden des Hansabundes in St. Goarshausen und Usingen die Redner des Bundes der Landwirte versteckte Boykottandrohungen

gegen die Kaufleute und Gewerbetreibenden, die dem Hansabunde als Mitglieder beitreten würden, gemacht hätten. Den Gewerbetreibenden wurde der Zusammenschluß im Hansabunde als wirksamste Abwehr nahegelegt. In St. Goarshausen habe ein dem Hansabund beigetretener Schlossermeister wieder ausscheiden müssen, weil ihm sonst die Arbeiten in der Niederwallmenacher Molkerei entzogen worden wären, die dem Handwerksmeister jährlich etwa 1000 M. einbringen. Der Hansabund hat auf solche Maßregeln geantwortet, daß er dafür sorgen würde, daß keines seiner Mitglieder zu Schaden komme und daß er auch Gegenmaßregeln zu organisieren wisse.

Politischer Boykott liegt übrigens auch vor, wenn die Militärbehörde den Besuch gewisser Gastwirtschaften und Tanzlokale den Soldaten ihres Bezirks verbietet, weil dort sozialdemokratische Ausschreitungen vorgekommen oder zu befürchten sind. Die vorbeugende Maßnahme wird natürlich von der Gegenpartei besonders scharf kritisiert, weil sie am ehesten dem Vorwurf der Willkür und Parteilichkeit ausgesetzt ist. Die Sozialdemokratie, die die militärische Disziplin nach Kräften zu erschüttern sucht und die Soldaten oft genug vor den inneren Konflikt stellt, hat aber kaum ein Recht, sich wegen militärischer Gegenmaßregeln zu beschweren, zumal da sie ihrerseits alles anwendet, um ihre Anhänger und Rekruten von der bürgerlichen Welt fernzuhalten. Die Sozialdemokratie macht aber auch selbst von dem Wirtshausverbot Gebrauch. Der „Vorwärts" berichtet unterm 3. April 1910, daß in Stiepel bei Bochum die dortigen Genossen den Boykott über eine Wirtschaft verhängt und Posten ausgestellt hätten. Sechs Genossen seien mit einem polizeilichen Strafmandat bedacht worden, weil sie den zur Erhaltung der Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit des Verkehrs auf öffentlichen Straßen getroffenen Anordnungen eines polizeilichen Aufsichtsbeamten nicht Folge geleistet hätten. Auf die hiergegen eingelegte richterliche Entscheidung hat das Bochumer Schöffengericht auf eine Geldstrafe von je 60 M. erkannt.

Politische Boykotts im großen Stil sind der deutsche Schnapsboykott und der nordamerikanische Fleischboykott, bei denen wir wegen ihrer eigenartigen Formen und wegen ihrer prinzipiellen Bedeutung etwas ausführlicher verweilen dürfen. Der Leipziger Parteitag der sozialdemokratischen Partei (September 1909) hatte einen Antrag angenommen, der den Schnapsboykott aussprach, einmal als Protest gegen die Steuerpolitik des Reichstags bei der Finanzreform, „die einen großen Teil der Reichseinnahmen den Schultern

der Aermsten auferlegt hatte", und zum anderen als Einspruch gegen die Kontingentierungspolitik, die dem Großgrundbesitz einen Extranutzen von über 50 Mill. M. zugesichert hätte. „Um dieser verbrecherischen Volksausbeutung zu begegnen", so hieß es in der Leipziger Resolution, „und zugleich dem durch den Branntweingenuß verursachten und geförderten körperlichen und moralischen Elend weiter Volksschichten entgegenzuwirken, richtet der Parteitag an alle Parteigenossen und Arbeiter die Aufforderung, den Branntweingenuß zu vermeiden. Die Parteiorganisationen und die Parteipresse werden aufgefordert, diesen Beschluß in energischer Weise zur Durchführung zu bringen."

Der Referent zu diesem Antrage betonte, daß er von politischen Ursachen ausgehe und politische Wirkungen erzielen wolle. Die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Nebenerscheinungen seien sehr willkommen, aber in der Hauptsache käme es doch auf eine Steuerverweigerung an. „Der Antrag will die Verwirrung steigern, welche die ohnehin mangelhafte Finanzvorlage in den deutschen Finanzen anrichtet". Außerdem soll durch das Verbot die Erinnerung wach gehalten bleiben durch eine Handlung, die jeder aktiv mitmachen muß. 3300 Ortsgruppen ständen bereit, daher „weg mit dem Fusel der Agrarier"! Diese Kriegsansage gegen den preußischen Staat und gegen das Agrariertum ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig, aber es stellte sich bald heraus, daß der Krieg deshalb so schwer zu führen war, weil ein großer Teil der Arbeiter unorganisiert ist und weil die Organisierten nicht so ohne weiteres die alten Gewohnheiten los werden, sodann auch, weil in den Reihen der Sozialdemokratie der schnapsverkaufende Gastwirt eine große Rolle spielt und weil auch die Gewerkschaftshäuser, deren finanzielle Grundlage nicht immer zum besten ist, Einnahmeausfälle zu befürchten haben. Hieraus erklärten sich die „Ausführungsbestimmungen" des Parteivorstandes, welche wenige Monate nach dem Leipziger Beschlusse bekannt gegeben wurden und worin in der Hauptsache der ostelbische Branntwein verfehmt und im übrigen vor Zwangsmaßregeln gewarnt wurde. Keine Schnüffelei und Denunziation, kein Einschreiten gegen die Konsumenten von Kognak, Jamaika-Rum 2c. Die Einwirkung der Parteigastwirte ist unverkennbar, denn sie hatten im „Freien Gastwirt" eine Erklärung veröffentlicht, daß sie gegen die „falschen Auslegungen und Uebertreibungen" des Leipziger Beschlusses beim Parteivorstand vorstellig geworden wären. Natürlich stellten sich auch bald statistische Berechnungen über die Wirksamkeit

des Branntweinkonsum-Verbotes ein. So bemerkte im November 1909 die Breslauer „Volkswacht", daß nach einer in den Breslauer Wirtshäusern veranstalteten Erhebung der Schnapskonsum um 33—75% zurückgegangen sei. Ginge in ganz Deutschland der Verbrauch nur um 10% zurück, so sei damit eine Million Mark für andere Zwecke disponibel.

Ein klarer Ueberblick über den Konsumrückgang ist zurzeit noch nicht zu gewinnen; es muß erst ein Jahresabschluß abgewartet werden. Vorläufig ist festgestellt, daß der Absatz von Trinkbranntwein in der Zeit vom 1. Oktober 1909 bis 28. Februar 1910 gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres von 1073284 Hektoliter auf 739286 Hektoliter oder um 332866 Hektoliter gleich 31% zurückgegangen ist. Während er voriges Jahr noch den gewerblichen Verbrauch um ein Drittel übertraf, bleibt er jetzt um ein erhebliches hinter ihm zurück. Trotz einer ziemlich bedeutenden Steigerung des gewerblichen Verbrauchs mußte die Alkoholerzeugung dem weichenden Trinkverbrauch folgen und ist gegen das Vorjahr um 16% zurückgegangen. Der Tätigkeitsbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industriellen für 1909 erklärt, daß der sozialdemokratische Boykott „enorme Schädigungen" zugefügt habe. Die Branntwein-Interessen wollen den Absatz-Rückgang nur als scheinbar gelten lassen; der rechnungsmäßig festgestellte Minderabsatz sei lediglich eine Folge starker Vorversorgung. Teilweise mag das richtig sein, aber ganz ohne Wirkung ist namentlich in der ersten Zeit der Schnapsboykott nicht gewesen; es fragt sich, ob er dauernd und wirklich fühlbar für die Gegenpartei gewesen sei, also den politischen Zweck erreicht habe, der von der Sozialdemokratie angestrebt worden war. Diese Frage ist offen geblieben.

Der nordamerikanische Fleischboykott, auch Entbehrungsstreik genannt, richtete sich gegen Preisausschreitungen des Beef-Trustes. Es wurde dem Fleischtrust zum Vorwurf gemacht, daß er die Vorräte in den Gefrierhäusern zurückhalte; der Wert der dort vorhandenen Vorräte wurde auf 12 Milliarden Mark geschätzt. Es befänden sich, so wurde anfangs Februar 1910 aus New York berichtet, in den Gefrierhäusern 14 Millionen Ochsen, 6 Millionen Kälber, 25 Millionen Schafe, 50 Millionen Schweine, dazu 2 Milliarden Eier, 130000 Stück Geflügel usw. Die Preissteigerung war jedenfalls sehr stark. Aber nicht bloß Fleisch war teurer geworden. Sämtliche 96 Lebensbedürfnisse, welche die Bradstreetsche Agentur ihren Berechnungen über die Durch-

schnittsziffer der Kosten des amerikanischen Haushaltes zugrunde legt, sind gestiegen, und zwar ist die Indexziffer in den letzten 14 Jahren von 57019 auf 92310 gekommen, womit der Rekord erreicht ist. Erst seit dem letzten Juni sind die Lebensbedürfnisse um 19½ % teurer geworden! Folgende Zahlen, die dem „Wall Str. Journal" entnommen sind, geben z. B. eine Uebersicht über das Steigen der Preise von Schmalz und Schweinefleisch in den letzten zehn Jahren:

	1. Januar		Zunahme in
	1910	1900	Prozenten
Schmalz Cts. per Pfund	12,85	6,15	108
Schweinefleisch Doll. per Barrel	24,75	10,15	133.

Leicht verständlich ist es, daß die Arbeiterschaft in der Union allenthalben an der Spitze der Fleischentsagungsbewegung steht, denn sie ist es, die unter der enormen Verteuerung des Lebensunterhaltes am schwersten zu leiden hat. Die Bewegung begann Anfang Januar 1910 in Kansas City (Missouri) und Cleveland und ging dann bis New York vor. Große Arbeitervereinigungen verpflichteten ihre Mitglieder, sich während 30 oder 40 Tage jeder Fleischspeise zu enthalten. Auf die Art kam ein Millionen-Enthaltsamkeitsstreik zustande, über dessen Wirkung zurzeit noch keine abschließenden Urteile vorliegen können. Bei den großartigen Kühlräumen der amerikanischen Fleisch-Großindustrie wird angenommen, daß das Kapital den Ansturm aushalten und daß das Hauptergebnis das sein wird, daß vielleicht einige Schlächter auf dem Kampfplatze zusammenbrechen werden. Bei der Bewegung sind persönliche Verstimmungen wegen der hohen Fleischpreise und der dadurch notwendigen Konsumeinschränkungen mit politischen Motiven, die sich gegen Großkapital und Trust richten, miteinander vermischt.

Die öffentliche Gewalt, die auch in der Union vermitteln möchte, sieht sich manchen Schwierigkeiten gegenübergestellt. Zwar hatte es den Anschein, als ob die Gerichte mit aller Strenge gegen das Gebaren des Fleischtrustes einschreiten wollten. 21 Direktoren der Packing-Co. waren nach einer New Yorker Meldung vom Ende Februar 1910 angeklagt; weiterhin mußten noch 2 Direktoren der Armour-Gesellschaft und 3 der Swift-Gesellschaft vor dem Gerichtshof erscheinen. Auch die Klageschrift war scharf gehalten. Es hieß darin: „Die Obengenannten sind angeklagt, wissentlich in verderblicher, betrügerischer und selbstsüchtiger Absicht sich durch unrechte Mittel, Gewaltmaßregeln und durch Mißbrauch ihrer Macht, ihres

Reichtums und ihrer Fähigkeiten vereinigt zu haben. [illegible] Fleisch und Geflügel in den Vereinigten Staaten zu [illegible] zu erhöhen." Als vor drei Jahren Präsident Roo[illegible] Macht den Kampf gegen den Standard Oil Trust [illegible] sein Vorgehen in der Union freudig begrüßt. [illegible] waren der Ueberzeugung, daß Rockefeller [illegible] Millionen Dollar wegen seines Vorgehens zahlen [illegible] Distriktsgericht verurteilte den Trust auch zur Zahlung [illegible] von 20 Millionen Dollar. Doch die Sache wurde an [illegible] Instanz gebracht. Das schlimmste, was der höchste [illegible] jetzt über den Standard Oil Trust verhängen kann [illegible] lösung. 24 Stunden nach Auflösung würde [illegible] wieder ein neuer begründet sein. Das jetzige [illegible] gierung gegen die Chicagoer Fleischfirmen unter[illegible] von dem früheren Vorgehen Roosevelts gegen den [illegible] daß es nicht unter dem Antitrustgesetz stattfindet [illegible] Strafkammer verhandelt werden wird. Vor der Str[illegible] werden die Angeklagten zuerst die Entscheidung [illegible] tragen. Denn das Gericht befindet sich in New [illegible] keine Bewohner dieses Staates. Daher können [illegible] nach nicht von diesem Gericht abgeurteilt werden. [illegible] Einwand aber vom Gericht verworfen und [illegible] dann können die Direktoren der Fleischfirmen [illegible] Gerichtshof appellieren und den Prozeß drei Jahre [illegible] schieben.

Der [illegible] ist, das [illegible] von uns[illegible] Kontinent und von Amerika [illegible] ein Mittel, die leicht [illegible] [illegible]

sprechung durch den Schein der Großzügigkeit, des Opfermutes bis zur eigenen Entbehrung, des Gemeinsinns für größere Ziele verklärt wird. Ehe nicht das Uebel noch größeren Umfang angenommen hat, ist auf eine Ernüchterung der Volksstimmung nicht zu rechnen.

IV.

Je mehr der im Boykott sich betätigende politische Terror den örtlichen Rahmen sprengt und ins Weite vordringt bis über die Landesgrenzen, desto mehr tritt das Eigeninteresse zurück und gewinnt das allgemein-politische Sentiment an Bedeutung. Die internationalen Boykotts stützen sich fast nur auf die vagen Empfindungen der zwischenstaatlichen Verstimmungen und Feindseligkeiten. Sie haben sich in neuerer Zeit merkwübig angehäuft, und aus allen Richtungen der Windrose ist von solchen Boykotts, die aus nationalen Gefühlen resultieren, in den letzten Jahren berichtet worden. Es ist wohl ein Stück Demokratisierung der Diplomatie, das sich hier darbietet. Die Völker greifen selbst, indem sie ihre Konsumentenfunktionen als Druckmittel benutzen, in die internationalen Streitigkeiten ein und warten den Ausgang etwaiger Unterhandlungen der Regierungen untereinander nicht mehr ab, falls sie nicht unter der Hand von den Regierungen in ihren Maßnahmen unterstützt werden, was dann wiederum eine neue Form des diplomatischen Verkehrs auf demokratischer Grundlage darstellen würde. War man früher wohl der Ansicht, daß der Warenboykott als Ausdrucksmittel des nationalen Willens in der Regel nur von Völkern verwendet würde, die sich auf einer staatlich, völkerrechtlich und kulturell niedrigen Stufe befinden, die sich einer kriegerischen oder diplomatischen Uebermacht gegenübergestellt sehen und daher aus einer gewissen Verzweiflung heraus zur irregulären Kriegsführung greifen, so hat man diese Durchschnittscharakteristik inzwischen verabschieden müssen. Auch in hochzivilisierten Ländern hat man neuerdings den wachsenden Umfang des internationalen Güteraustausches dazu benutzt, das nationale Empfinden der Völker noch reizbarer zu machen und sozusagen Merkur in den Dienst des nationalen Heroismus zu zwingen, das Internationale dem Nationalen dienstbar zu machen. Die nationalen Komitees und Verbände gehen auch in Ländern mit weit vorgeschrittener Kultur ans Werk, in die Handelsbeziehungen der Völker regulierend oder auch störend einzugreifen. Die politisch-nationalen Kämpfe werden auf diese Art auf einen wirtschaftlichen Nenner gebracht.

Ursache in größerem Konsum, letztjähriger schlechter [illegible] Mangel an jeglichen Vorräten und endlich in den [illegible] preisen, durch die sich nicht nur Butter, sondern auch [illegible] anderen Fettsorten — und manche in wesentlich größerem [illegible] verteuert hatten.

Der Butterboykott hat nur eine partielle [illegible] Wirkung gehabt. Die Urheber rechneten für Berlin [illegible] falls die Enthaltung streng durchgeführt würde, von [illegible] gliedern der Hirsch-Dunckerschen Organisationen etwa [illegible] Butter pro Woche weniger konsumiert werden würden. [illegible] Höchstleistung, die natürlich nicht erreicht worden ist, hat [illegible] bildung nicht wesentlich beeinflußt. Die sozialistischen [illegible] werkschaften hatten sich nicht angeschlossen, aus den [illegible] trachtungen des „Vorwärts“ klang etwas Geringschätzung [illegible] „Bewegungen“, die von anderer Seite kommen. [illegible] erinnert, daß der Gedanke der Konsumentenvereinigung [illegible] „Manifest“, auch in nichtsozialistischen Kreisen [illegible] damals empfahl die „Post“, ein freikonservatives Organ, [illegible] den Zusammenschluß der Käufer zur Abwehr der [illegible] Preistreiberei, so daß dieser Ruf über alle Parteien [illegible] links bis rechts gehört werden konnte. Und in [illegible] der wirtschaftspolitische Kampf- und Erhaltungs[illegible] noch der reine Konsumentenstreik ohne durchgreifende [illegible] Wirkung, wenn man nicht den moralischen Wert [illegible] Entrüstung überhaupt in Rechnung stellt.

[illegible]

gesonderte Malzaufschlaggesetzgebung an das Reich abzuführen hat, erhöhten sich um 14 Mill. M. Der unlängst gesetzlich normierte Tarif sollte der bayerischen Staatskasse jedoch eine Mehreinnahme von 16,3 Mill. M. liefern, was gleichzeitig eine Höherbelastung des Hektoliters Bier um 1,13 M. bis 1,62 M. bedeutete. Die sozialdemokratische „Münchener Post" hatte nun ausgerechnet, daß Bayern mit einem Bierkonsum von rund $15^1/_2$ Millionen Hektoliter Bier bei der in Aussicht genommenen Bierpreiserhöhung von nur 2 Pf. in Zukunft 31 Mill. M. mehr zu zahlen hätte, wovon jedoch nur knapp die Hälfte in die Staatskasse, der größere Teil aber in die Taschen der Brauer und vielleicht auch der Wirte fließen würde. Dieses Zahlenverhältnis konnte sich aber noch weiter zu ungunsten der Staatskasse verschieben, denn aus einzelnen Orten Bayerns, besonders aus Niederbayern und der Oberpfalz, kamen Nachrichten von einer Erhöhung um 4 Pf. pro Liter. Darum also erließ die sozialdemokratische Parteileitung in Verbindung mit den Gewerkschaften auf Grund einstimmiger Beschlüsse einen Aufruf, wonach bei einer Erhöhung des Bierpreises bis zu 2 Pf. für den Liter alle Arbeiterorganisationen verpflichtet sein sollten, die äußerste Einschränkung des Bierkonsums durchzuführen. Eine Erhöhung darüber hinaus aber sollten sie mit den schärfsten Mitteln, in der Regel mit dem Boykott, bekämpfen. Zur Durchführung und Ueberwachung dieser Beschlüsse, wofür in öffentlichen Versammlungen agitiert worden war, war ein engerer Ausschuß von 5 Mitgliedern eingesetzt worden, mit dem sich die Ortsorganisationen vor Abschluß von Verhandlungen mit Brauereien in jedem Falle in Verbindung zu setzen hatten.

Die Bewegung griff aber weiter, einmal weil die übrigen politischen Gruppen der Sozialdemokratie die Agitation nicht allein überlassen wollten und zum andern weil die Konsumenten selbst ihre Interessen wahrzunehmen entschlossen waren. Die „Frankfurter Zeitung" berichtete über diese Entwicklung unterm 5. April 1910, daß namentlich auf dem Lande die „Bierrevolution" in der Form des Boykotts und der freiwilligen Enthaltsamkeit Beispiele heldenhaftester Selbstverleugnung gezeitigt habe. Es wurden Antibiervereine gegründet, Strafgelder für Uebertretung des Boykotts festgesetzt, die an einem Orte der Kirchenbaukasse zugute kommen sollten. In Steinach wollen die Bürger die Brauerei kaufen und sie in eine Kommunebrauerei umwandeln. In Straßkirchen trat als Redner u. a. der Herr Kooperator auf. Manche Gastwirte brauchten [illegible] gar kein Licht machen, weil sie buchstäblich keinen einzig[illegible]

Einige findige Wirte, die ebenfalls Gegner der B[illegible]
sind, griffen zu einem Mittel, das namentlich von den [illegible]
halt begrüßt wird, zum Kuß einzuladen! Sie geben den [illegible]
Halbliterkrugen an die Gäste ab, die ihn mit Geld [illegible]
Die Leute sitzen einig zusammen und meiden die G[illegible]
welchen teueres Bier verzapft wird, während die Wirte [illegible]
20 Pf. Bier ein Bombengeschäft machen und volle [illegible] Die
Arbeitervereine von Landshut, Regensburg und Str[illegible]
abgeschlossen einen gemeinsamen Ausflug zu dem B[illegible]
Gesellschaftung zu veranstalten, dem einzigen Wirte [illegible]
der den früheren Bierpreis 20 Pf. für den Liter [illegible]

III.

Bei dem bayerischen Bierboykott spielt bereits [illegible]
Agitation eine Rolle mindestens als Unterbeiter [illegible]
zeichnet sich der Boykott als politisches Kampfmittel [illegible]
anderen Unternehmungen gleicher [illegible] und [illegible]
lichen Gruppen, die durch diese Unternehmungen [illegible]
und Geschäftsbetrieb zu erheben trachten und das Inter[illegible]
sumenten als Mittel zum Zweck benutzen [illegible]
lassen.

Das Gelingen des Boykotts setzt eine gewisse [illegible]
keit voraus und zugleich eine geschlossene Organisation [illegible]

[illegible]

HISTORISCHE ZEITSCHRIFT

begründet von **HEINRICH v. SYBEL**

herausgegeben von

FRIEDRICH MEINECKE

Jährlich 2 Bände zu je 3 Heften 8°. Preis pro Band (45 Bogen) M. 14.—

Die Historische Zeitschrift ist seit ihrer Gründung durch Heinrich von Sybel im Jahre 1859 das führende Organ der deutschen Geschichtschreibung und -Forschung gewesen und bis heute geblieben. Unter den großen und bedeutenden deutschen Historikern dieser fünf Jahrzehnte gibt es wohl keinen, der nicht zu den Mitarbeitern der Zeitschrift gezählt hätte. Ihre Grundaufgabe, zu der sich ihre Einzelaufgaben wie Mittel zum Zweck verhalten, ist es, die Geschichtsforschung so zu pflegen, daß sie der strengen Wissenschaft und den großen Bedürfnissen menschlich-universaler Bildung zugleich genügt. Sie trat von vornherein bei ihrer Gründung auf diese Linie. Mannigfach haben sich seitdem die im engeren Sinne wissenschaftlichen, wie die allgemeinen, geistigen und politischen Tendenzen gewandelt. Der Wunsch aber, Forschung und Leben zu verbinden, ist immer derselbe geblieben. Zu dem politischen Nationalleben, aus dem die Historische Zeitschrift zur Zeit ihrer Gründung manche starken Impulse empfing, gesellen sich heute noch andere geistige Richtungen mannigfachster Art, teils auf inten-

sie dieser Partei nicht dienstbar ist, kommt häufiger vor und ist eine verhältnismäßig berechtigte Form des Boykotts, weil es einer politischen Gruppe freistehen muß, die politische Propaganda in Schrift und Wort einer anderen Gruppe abzuwehren und einzuschränken. Bedenklich ist die Sache, wenn Beamte die Aechtung einer Zeitung unternehmen, aber da ist es wieder nicht die Aechtung an sich, die den Hauptangriffspunkt bietet, sondern die Ausdehnung der amtlichen Machtbefugnisse auf privates Gebiet. Ein Stimmungsbild, wie in den von der Leidenschaft unterwühlten Kampfgebieten der politische Terror zur Beeinflussung der Gewerbetreibenden benutzt wird, bringt der „Hann. Cour." vom 4. März 1910. Das Blatt behauptet, daß im XIX. hannoverschen Wahlkreis die Mitglieder des Bundes der Landwirte durch ihre Boykottpolitik die Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibenden zwängen, den Versammlungen der nationalliberalen Partei fernzubleiben. Besucht einer aus den Kreisen dieser Bevölkerung wirklich einmal eine politische Versammlung, in welcher der Redner die Politik des Bundes der Landwirte schildert und erlaubt sich dieser auch nur durch das Wörtchen „Bravo" oder „richtig" die Ausführungen des Redners zu bekräftigen, so recken sich schon die Hälse der Agrarier, welche zusammensitzend den Missetäter zu erspähen suchen. Der Boykott tritt alsdann für den Vorlauten in sein Recht. Würde bei einer nationalliberalen Versammlung ein Gewerbetreibender, Handwerker oder Bauer seinen Dank dem Redner durch Erheben von dem Sitze bekunden, so würde man sogleich seine politische Anschauung kennen und er würde boykottiert, ruiniert werden. Einer erzählt es dem anderen, sein Untergang ist ihm sicher. Die Richtigkeit dieser Schilderung kann ich als Beteiligter an 3 Wahlkämpfen in diesem Kreise bestätigen.

Der moralische Druck ist enorm, das politische Leben nahezu unmöglich gemacht. Die Gegenwehr kann nur durch ebenfalls starke Organisationen erfolgen, solange die gesetzlichen Handhaben zur Einschränkung des wirtschaftlichen Terrorismus fehlen. Es scheint uns nun Zweck des neugegründeten Hansabundes zu sein, die städtischen Gewerbetreibenden gegen die Schädigungen, die ihnen von politischen Organisationen drohen, sicherzustellen. Zunächst wird freilich schon der Beitritt der Gewerbetreibenden zum Hansabund zum Anlaß genommen, den agrarischen Boykott zu verhängen. So berichtet die „Köln. Zeitung" (31. März 1910), daß in den Versammlungen des Zweigvereins Wiesbaden des Hansabundes in St. Goarshausen und Usingen die Redner des Bundes der Landwirte versteckte Boykottandrohungen

gegen die Kaufleute und Gewerbetreibenden, die dem H[illegible] Mitglieder beitreten würden, gemacht hätten. Den G[illegible] wurde der Zusammenschluß im Hansabunde als [illegible] nahegelegt. In St. Goarshausen habe ein dem H[illegible] getretener Schlossermeister wieder ausscheiden müssen, [illegible] die Arbeiten in der [illegible] Molkerei ent[illegible] würden, die dem Handwerksmeister jährlich etwa 1000 M[illegible] Der Hansabund hat auf solche Maßregeln geantwortet, [illegible] sorgen würde, daß keines seiner Mitglieder zu Schaden [illegible] daß er auch Gegenmaßregeln zu organisieren wisse.

Politischer Boykott liegt übrigens auch vor, wenn [illegible] behörde den Besuch gewisser Gastwirtschaften und [illegible] Soldaten ihres Bezirks verbietet, weil dort [illegible] strebungen vorgekommen oder zu befürchten sind. [illegible] Maßnahme wird natürlich von der Gegenseite [illegible] kritisiert, weil sie am ehesten dem Vorwurf der [illegible] lichkeit ausgesetzt ist. Die Sozialdemokratie, die [illegible] Truppen nach Kräften zu erschüttern sucht und [illegible] gung vor den inneren Konflikt stellt, hat aber [illegible] wegen militärischer Gegenmaßregeln zu beschweren [illegible] überall alles anwendet, um ihre Anhänger und [illegible] bürgerlichen Welt fernzuhalten. Die Sozialdemokratie [illegible] auch selbst von dem Wirtshausboykott Gebrauch. [illegible] berichtet unterm 3. April 1910, daß im [illegible]

[illegible]

der Aermsten auferlegt hatte", und zum anderen als Einspruch gegen die Kontingentierungspolitik, die dem Großgrundbesitz einen Extranutzen von über 50 Mill. M. zugesichert hätte. „Um dieser verbrecherischen Volksausbeutung zu begegnen", so hieß es in der Leipziger Resolution, „und zugleich dem durch den Branntweingenuß verursachten und geförderten körperlichen und moralischen Elend weiter Volksschichten entgegenzuwirken, richtet der Parteitag an alle Parteigenossen und Arbeiter die Aufforderung, den Branntweingenuß zu vermeiden. Die Parteiorganisationen und die Parteipresse werden aufgefordert, diesen Beschluß in energischer Weise zur Durchführung zu bringen."

Der Referent zu diesem Antrage betonte, daß er von politischen Ursachen ausgehe und politische Wirkungen erzielen wolle. Die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Nebenerscheinungen seien sehr willkommen, aber in der Hauptsache käme es doch auf eine Steuerverweigerung an. „Der Antrag will die Verwirrung steigern, welche die ohnehin mangelhafte Finanzvorlage in den deutschen Finanzen anrichtet". Außerdem soll durch das Verbot die Erinnerung wach gehalten bleiben durch eine Handlung, die jeder aktiv mitmachen muß. 3300 Ortsgruppen ständen bereit, daher „weg mit dem Fusel der Agrarier"! Diese Kriegsansage gegen den preußischen Staat und gegen das Agrariertum ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig, aber es stellte sich bald heraus, daß der Krieg deshalb so schwer zu führen war, weil ein großer Teil der Arbeiter unorganisiert ist und weil die Organisierten nicht so ohne weiteres die alten Gewohnheiten los werden, sodann auch, weil in den Reihen der Sozialdemokratie der schnapsverkaufende Gastwirt eine große Rolle spielt und weil auch die Gewerkschaftshäuser, deren finanzielle Grundlage nicht immer zum besten ist, Einnahmeausfälle zu befürchten haben. Hieraus erklärten sich die „Ausführungsbestimmungen" des Parteivorstandes, welche wenige Monate nach dem Leipziger Beschlusse bekannt gegeben wurden und worin in der Hauptsache der ostelbische Branntwein verfehmt und im übrigen vor Zwangsmaßregeln gewarnt wurde. Keine Schnüffelei und Denunziation, kein Einschreiten gegen die Konsumenten von Kognak, Jamaika-Rum 2c. Die Einwirkung der Parteigastwirte ist unverkennbar, denn sie hatten im „Freien Gastwirt" eine Erklärung veröffentlicht, daß sie gegen die „falschen Auslegungen und Uebertreibungen" des Leipziger Beschlusses beim Parteivorstand vorstellig geworden wären. Natürlich stellten sich auch bald statistische Berechnungen über die Wirksamkeit

des Branntweinkonsum-Verbotes ein [illegible]
die Breslauer „Volkswacht", daß noch ein [illegible]
häusern veranstalteten Erhebung der [illegible]
zurückgegangen sei. Ginge in ganz Deutschland [illegible]
um 10 % zurück, so sei damit eine Milliarde Mark [illegible]
disponibel.

Ein klarer Ueberblick über den [illegible]
noch nicht zu gewinnen; es muß erst ein Jahr [illegible]
werden. Vorläufig ist festgestellt, daß der [illegible]
wein in der Zeit vom 1. Oktober 1909 bis [illegible]
gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres von [illegible]
auf 730286 Hektoliter oder um 332806 Hektoliter [illegible]
zurückgegangen ist. Während er voriges Jahr noch [illegible]
Verbrauch um ein Drittel übertraf, bleibt er jetzt [illegible]
hinter ihm zurück. Trotz einer ziemlich bedeutenden [illegible]
gewerblichen Verbrauchs mußte die Alkoholeinnahme [illegible]
Trinkverbrauch folgen und ist gegen das Vorjahr [illegible]
gangen. Der [illegible] des [illegible]
und Industriellen für 1909 erklärt, daß [illegible]
[illegible] „enorme [illegible]" [illegible]
[illegible] wollen den [illegible] nur [illegible]
[illegible] rechnungsmäßig festgestellte [illegible]
[illegible] Verminderung [illegible]
[illegible] ganz ohne [illegible]
[illegible] es fragt sich, ob [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

schnittsziffer der Kosten des amerikanischen Haushaltes zugrunde legt, sind gestiegen, und zwar ist die Indexziffer in den letzten 14 Jahren von 57019 auf 92310 gekommen, womit der Rekord erreicht ist. Erst seit dem letzten Juni sind die Lebensbedürfnisse um 19½% teurer geworden! Folgende Zahlen, die dem „Wall Str. Journal" entnommen sind, geben z. B. eine Uebersicht über das Steigen der Preise von Schmalz und Schweinefleisch in den letzten zehn Jahren:

	1. Januar 1910	1. Januar 1900	Zunahme in Prozenten
Schmalz Cts. per Pfund	12,85	6,15	108
Schweinefleisch Doll. per Barrel	24,75	10,15	133.

Leicht verständlich ist es, daß die Arbeiterschaft in der Union allenthalben an der Spitze der Fleischentsagungsbewegung steht, denn sie ist es, die unter der enormen Verteuerung des Lebensunterhaltes am schwersten zu leiden hat. Die Bewegung begann Anfang Januar 1910 in Kansas City (Missouri) und Cleveland und ging dann bis New York vor. Große Arbeitervereinigungen verpflichteten ihre Mitglieder, sich während 30 oder 40 Tage jeder Fleischspeise zu enthalten. Auf die Art kam ein Millionen-Enthaltsamkeitsstreik zustande, über dessen Wirkung zurzeit noch keine abschließenden Urteile vorliegen können. Bei den großartigen Kühlräumen der amerikanischen Fleisch-Großindustrie wird angenommen, daß das Kapital den Ansturm aushalten und daß das Hauptergebnis das sein wird, daß vielleicht einige Schlächter auf dem Kampfplatze zusammenbrechen werden. Bei der Bewegung sind persönliche Verstimmungen wegen der hohen Fleischpreise und der dadurch notwendigen Konsumeinschränkungen mit politischen Motiven, die sich gegen Großkapital und Trust richten, miteinander vermischt.

Die öffentliche Gewalt, die auch in der Union vermitteln möchte, sieht sich manchen Schwierigkeiten gegenübergestellt. Zwar hatte es den Anschein, als ob die Gerichte mit aller Strenge gegen das Gebaren des Fleischtrustes einschreiten wollten. 21 Direktoren der Packing-Co. waren nach einer New Yorker Meldung vom Ende Februar 1910 angeklagt; weiterhin mußten noch 2 Direktoren der Armour-Gesellschaft und 3 der Swift-Gesellschaft vor dem Gerichtshof erscheinen. Auch die Klageschrift war scharf gehalten. Es hieß darin: „Die Obengenannten sind angeklagt, wissentlich in verderblicher, betrügerischer und selbstsüchtiger Absicht sich durch unrechte Mittel, Gewaltmaßregeln und durch Mißbrauch ihrer Macht, ihres

des Branntweinkonsum-Verbotes ein. So bemerkte im [illegible] die Breslauer „Volkswacht“, daß nach einer in den [illegible] häusern veranstalteten Erhebung der Schnapskonsum um [illegible] zurückgegangen sei. Ginge in ganz Deutschland der [illegible] um 10 % zurück, so sei damit eine Million Mark für [illegible] disponibel.

Ein klarer Ueberblick über den Konsumrückgang [illegible] noch nicht zu gewinnen; es muß erst ein Jahr [illegible] werden. Vorläufig ist festgestellt, daß der Absatz von [illegible] wein in der Zeit vom 1. Oktober 1909 bis 28. [illegible] gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres von 1072 [illegible] auf 739286 Hektoliter oder um 332866 Hekto[illegible] zurückgegangen ist. Während er voriges Jahr [illegible] Verbrauch um ein Drittel übertraf, bleibt er jetzt [illegible] hinter ihm zurück. Trotz einer ziemlich bedeutenden [illegible] gewerblichen Verbrauchs mußte die Alkoholerzeugung [illegible] Trinkverbrauch folgen und ist gegen das Vorjahr um [illegible] gangen. Der Jahresbericht des Vereins [illegible] und Industriellen für 1909 erklärt, daß [illegible] Boykott „enorme Schädigungen“ zugefügt habe. [illegible] Interessen wollen den Abwehrkampf nur als [illegible] lassen, der rechnungsmäßig [illegible] eine Folge [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

schnittsziffer der Kosten des amerikanischen Haushaltes zugrunde legt, sind gestiegen, und zwar ist die Inderziffer in den letzten 14 Jahren von 57019 auf 92310 gekommen, womit der Rekord erreicht ist. Erst seit dem letzten Juni sind die Lebensbedürfnisse um 19½% teurer geworden! Folgende Zahlen, die dem „Wall Str. Journal" entnommen sind, geben z. B. eine Uebersicht über das Steigen der Preise von Schmalz und Schweinefleisch in den letzten zehn Jahren:

	1. Januar		Zunahme in
	1910	1900	Prozenten
Schmalz Cts. per Pfund	12,85	6,15	108
Schweinefleisch Doll. per Barrel	24,75	10,15	133.

Leicht verständlich ist es, daß die Arbeiterschaft in der Union allenthalben an der Spitze der Fleischentsagungsbewegung steht, denn sie ist es, die unter der enormen Verteuerung des Lebensunterhaltes am schwersten zu leiden hat. Die Bewegung begann Anfang Januar 1910 in Kansas City (Missouri) und Cleveland und ging dann bis New York vor. Große Arbeitervereinigungen verpflichteten ihre Mitglieder, sich während 30 oder 40 Tage jeder Fleischspeise zu enthalten. Auf die Art kam ein Millionen-Enthaltsamkeitsstreik zustande, über dessen Wirkung zurzeit noch keine abschließenden Urteile vorliegen können. Bei den großartigen Kühlräumen der amerikanischen Fleisch-Großindustrie wird angenommen, daß das Kapital den Ansturm aushalten und daß das Hauptergebnis das sein wird, daß vielleicht einige Schlächter auf dem Kampfplatze zusammenbrechen werden. Bei der Bewegung sind persönliche Verstimmungen wegen der hohen Fleischpreise und der dadurch notwendigen Konsumeinschränkungen mit politischen Motiven, die sich gegen Großkapital und Trust richten, miteinander vermischt.

Die öffentliche Gewalt, die auch in der Union vermitteln möchte, sieht sich manchen Schwierigkeiten gegenübergestellt. Zwar hatte es den Anschein, als ob die Gerichte mit aller Strenge gegen das Gebaren des Fleischtrustes einschreiten wollten. 21 Direktoren der Packing-Co. waren nach einer New Yorker Meldung vom Ende Februar 1910 angeklagt; weiterhin mußten noch 2 Direktoren der Armour-Gesellschaft und 3 der Swift-Gesellschaft vor dem Gerichtshof erscheinen. Auch die Klageschrift war scharf gehalten. Es hieß darin: „Die Obengenannten sind angeklagt, wissentlich in verderblicher, betrügerischer und selbstsüchtiger Absicht sich durch unrechte Mittel, Gewaltmaßregeln und durch Mißbrauch ihrer Macht, ihres

des Branntweinkonsum-Verbotes ein. So bemerkte im [illegible] die Breslauer „Volkswacht", daß nach einer in den [illegible] häusern veranstalteten Erhebung der Schnapskonsum um [illegible] zurückgegangen sei. Ginge in ganz Deutschland der [illegible] um 10 % zurück, so sei damit eine Million Mark für [illegible] disponibel.

Ein klarer Ueberblick über den Konsumrückgang [illegible] noch nicht zu gewinnen; es muß erst ein Jahresabschluß [illegible] werden. Vorläufig ist festgestellt, daß der Absatz von [illegible] wein in der Zeit vom 1. Oktober 1909 bis 28. [illegible] gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres von 1073284 [illegible] auf 730286 Hektoliter oder um 342806 Hektoliter [illegible] zurückgegangen ist. Während er voriges Jahr noch den [illegible] Verbrauch um ein Drittel übertraf, bleibt er jetzt um [illegible] hinter ihm zurück. Trotz einer ziemlich bedeutenden [illegible] gewerblichen Verbrauchs mußte die Alkoholerzeugung dem [illegible] Trinkverbrauch folgen und ist gegen das Vorjahr um [illegible] gegangen. Der Jahresbericht des Vereins der [illegible] und Industriellen für 1909 erklärt, daß der [illegible] „enorme Schädigungen" zugefügt habe. Die [illegible] Interessenten wollen den Absatzrückgang nur als [illegible] lassen. Der rechnungsmäßig festgestellte Minderabsatz [illegible] eine Folge starker Vorratsvergrößerung. [illegible] aber ganz ohne Wirkung ist namentlich [illegible] [illegible]

[illegible]

schnittsziffer der Kosten des amerikanischen Haushaltes zugrunde legt, sind gestiegen, und zwar ist die Indexziffer in den letzten 14 Jahren von 57019 auf 92310 gekommen, womit der Rekord erreicht ist. Erst seit dem letzten Juni sind die Lebensbedürfnisse um 19½ % teurer geworden! Folgende Zahlen, die dem „Wall Str. Journal" entnommen sind, geben z. B. eine Uebersicht über das Steigen der Preise von Schmalz und Schweinefleisch in den letzten zehn Jahren:

	1. Januar		Zunahme in
	1910	1900	Prozenten
Schmalz Cts. per Pfund	12,85	6,15	108
Schweinefleisch Doll. per Barrel	24,75	10,15	133.

Leicht verständlich ist es, daß die Arbeiterschaft in der Union allenthalben an der Spitze der Fleischentsagungsbewegung steht, denn sie ist es, die unter der enormen Verteuerung des Lebensunterhaltes am schwersten zu leiden hat. Die Bewegung begann Anfang Januar 1910 in Kansas City (Missouri) und Cleveland und ging dann bis New York vor. Große Arbeitervereinigungen verpflichteten ihre Mitglieder, sich während 30 oder 40 Tage jeder Fleischspeise zu enthalten. Auf die Art kam ein Millionen-Enthaltsamkeitsstreik zustande, über dessen Wirkung zurzeit noch keine abschließenden Urteile vorliegen können. Bei den großartigen Kühlräumen der amerikanischen Fleisch-Großindustrie wird angenommen, daß das Kapital den Ansturm aushalten und daß das Hauptergebnis das sein wird, daß vielleicht einige Schlächter auf dem Kampfplatze zusammenbrechen werden. Bei der Bewegung sind persönliche Verstimmungen wegen der hohen Fleischpreise und der dadurch notwendigen Konsumeinschränkungen mit politischen Motiven, die sich gegen Großkapital und Trust richten, miteinander vermischt.

Die öffentliche Gewalt, die auch in der Union vermitteln möchte, sieht sich manchen Schwierigkeiten gegenübergestellt. Zwar hatte es den Anschein, als ob die Gerichte mit aller Strenge gegen das Gebaren des Fleischtrustes einschreiten wollten. 21 Direktoren der Packing-Co. waren nach einer New Yorker Meldung vom Ende Februar 1910 angeklagt: weiterhin mußten noch 2 Direktoren der Armour-Gesellschaft und 3 der Swift-Gesellschaft vor dem Gerichtshof erscheinen. Auch die Klageschrift war scharf gehalten. Es hieß darin: „Die Obengenannten sind angeklagt, wissentlich in verderblicher, betrügerischer und selbstsüchtiger Absicht sich durch unrechte Mittel, Gewaltmaßregeln und durch Mißbrauch ihrer Macht, ihres

Reichtums und ihrer Fähigkeiten vereinigt zu haben. [illegible] Fleisch und Geflügel in den Vereinigten Staaten zu [illegible] zu erheben." Als vor drei Jahren Präsident Roo[illegible] Macht den Kampf gegen den Standard Oil Trust er[illegible] sein Vorgehen in der Union freudig begrüßt. [illegible] waren der Ueberzeugung, daß Rockefeller eine Stra[illegible] Millionen Dollar wegen seines Vorgehens zahlen [illegible] Distriktsgericht verurteilte den Trust auch zur Zahlung [illegible] von 20 Millionen Dollar. Doch die Sache wurde an [illegible] Instanz gebracht. Das schlimmste, was der [illegible] jetzt über den Standard Oil Trust verhängen kann, [illegible] lösung. 24 Stunden nach Auflösung würde [illegible] wieder ein neuer begründet sein. Das jetzige [illegible] gierung gegen die Chicagoer Fleischfirmen unter[illegible] von dem früheren Vorgehen Roosevelts gegen den Oiltrust [illegible] daß es nicht unter dem Antitrustgesetz stattfindet, [illegible] Strafkammer verhandelt werden wird. Vor der Stra[illegible] werden die Angeklagten zuerst die Einreichung [illegible] tragen. Denn das Gericht befindet sich in New [illegible] keine Bewohner dieses Staates. Daher können [illegible] nach nicht von diesem Gericht abgeurteilt werden. [illegible] Einwand aber vom Gericht verworfen und [illegible] dann können die Direktoren der Fleischfirmen an [illegible] Gerichtshof appellieren und den Prozeß drei Jahre [illegible] [illegible]

Der [illegible] [illegible] von unserem Kontinent und von [illegible] [illegible]

sprechung durch den Schein der Großzügigkeit, des Opfermutes bis zur eigenen Entbehrung, des Gemeinsinns für größere Ziele verklärt wird. Ehe nicht das Uebel noch größeren Umfang angenommen hat, ist auf eine Ernüchterung der Volksstimmung nicht zu rechnen.

IV.

Je mehr der im Boykott sich betätigende politische Terror den örtlichen Rahmen sprengt und ins Weite vordringt bis über die Landesgrenzen, desto mehr tritt das Eigeninteresse zurück und gewinnt das allgemein-politische Sentiment an Bedeutung. Die internationalen Boykotts stützen sich fast nur auf die vagen Empfindungen der zwischenstaatlichen Verstimmungen und Feindseligkeiten. Sie haben sich in neuerer Zeit merkwübig angehäuft, und aus allen Richtungen der Windrose ist von solchen Boykotts, die aus nationalen Gefühlen resultieren, in den letzten Jahren berichtet worden. Es ist wohl ein Stück Demokratisierung der Diplomatie, das sich hier darbietet. Die Völker greifen selbst, indem sie ihre Konsumentenfunktionen als Druckmittel benutzen, in die internationalen Streitigkeiten ein und warten den Ausgang etwaiger Unterhandlungen der Regierungen untereinander nicht mehr ab, falls sie nicht unter der Hand von den Regierungen in ihren Maßnahmen unterstützt werden, was dann wiederum eine neue Form des diplomatischen Verkehrs auf demokratischer Grundlage darstellen würde. War man früher wohl der Ansicht, daß der Warenboykott als Ausdrucksmittel des nationalen Willens in der Regel nur von Völkern verwendet würde, die sich auf einer staatlich, völkerrechtlich und kulturell niedrigen Stufe befinden, die sich einer kriegerischen oder diplomatischen Uebermacht gegenübergestellt sehen und daher aus einer gewissen Verzweiflung heraus zur irregulären Kriegsführung greifen, so hat man diese Durchschnittscharakteristik inzwischen verabschieden müssen. Auch in hochzivilisierten Ländern hat man neuerdings den wachsenden Umfang des internationalen Güteraustausches dazu benutzt, das nationale Empfinden der Völker noch reizbarer zu machen und sozusagen Merkur in den Dienst des nationalen Heroismus zu zwingen, das Internationale dem Nationalen dienstbar zu machen. Die nationalen Komitees und Verbände gehen auch in Ländern mit weit vorgeschrittener Kultur ans Werk, in die Handelsbeziehungen der Völker regulierend oder auch störend einzugreifen. Die politisch-nationalen Kämpfe werden auf diese Art auf einen wirtschaftlichen Nenner gebracht.

Hier und da mischen sich übrigens auch wirtschaftspolitische Erziehungsversuche ins Spiel, so z. B. beim vorjährigen Mehlkonflikt zwischen Deutschland und der Schweiz. 72 schweizer Müller zu Olten beschlossen einen Boykott gegen deutsches Getreide, um die Reichsregierung zur Aufhebung der Exportvergütungen im Veredelungsverkehr zu veranlassen. Die Schweiz hat einen starken Mehlimport aus Deutschland und wollte entgegen dem Handelsvertrage einen Zuschlagszoll auf Mehl einführen. Es sollte, um den Widerstand Deutschlands zu brechen, die Hilfe anderer Industrien angerufen und ein allgemeiner Boykott deutscher Waren in der Schweiz ins Werk gesetzt werden. Die Sache stellte sich als Versuch mit untauglichen Mitteln heraus, da das deutsche Mehl und Getreide das billigste auf dem schweizer Markte ist und da bei einem etwaigen Handelskriege zwischen Schweiz und Deutschland das letztere es vermutlich länger hätte aushalten können, als die Schweiz.

Im April 1909 tauchte in Australien (im Sidneyer „Star") eine Boykottandrohung gegen Deutschland auf, die ebenfalls pädagogisch wirken wollte. Es sollte nämlich ein planmäßiger Boykott über alle deutschen Waren verhängt werden als eine vorläufige freundschaftliche (?!) Mahnung an Deutschland, mit dem Schiffbau aufzuhören. Das leitet schon zu den nationalen Boykotterklärungen hinüber, deren charakteristischste mit, die des ausländischen Polentums gegen Preußen war. Sie erfolgte 1907 nach der Gesetzwerdung der sogenannten Enteignungsvorlage in Preußen; eine allpolnische Liga betrieb in Galizien und in Rußland die Propaganda für den Bezug französischer, belgischer und englischer Waren anstatt „preußischer". Dieser Boykottversuch brach bald zusammen, obwohl die englischen Generalkonsuln und die Behörden anderer Mächte Memoranden und Fingerzeige lieferten, um aus der Verwirrung für ihre Länder Nutzen zu ziehen. Namentlich waren es die Warschauer Nationalisten, die im ganzen Zartum die Gründung eines nationalen Verbandes betrieben, dessen Mitglieder sich verpflichten sollten, Waren aus Deutschland weder zu beziehen, noch eingeführte Waren zu kaufen. Es handelte sich also diesmal nicht um einen gelegentlichen Boykott des deutschen Warenverbrauchs im Zartum, wie wir ihn schon früher erlebt haben, sondern die Sache sollte planmäßig und im großen Stil angefaßt und in die Wege geleitet werden. Die Organisationen zerfielen in die „Liga der Käufer" und die „Liga der Verkäufer". Zur ersten gehörte natürlich das

kaufende Publikum, das sich unterschriftlich verpflichtete, keinen Groschen für Waren deutschen Ursprungs auszugeben. Die zweite Liga bildeten die örtlichen Händler und Importeure, die ebenso feierlich Verzicht auf die Einfuhr von Waren aus Deutschland und deren Vertrieb im Zartum Polen leisteten. Auf die patriotische Opferfreudigkeit und Ueberzeugungstreue der Händler schien man sich nicht ganz fest verlassen zu können, denn es hieß, die Handels- und Importfirmen, die ihren Beitritt zur Liga anmeldeten, würden sogleich in den Zeitungen veröffentlicht werden. Das sollte wohl die Anmeldungen beschleunigen und unsichere Kantonisten unter der Fahne halten. Auch wollte man zur weiteren Sicherheit die Kontore und Läden solcher Firmen mit einem besonderen Merkzeichen ausstatten. Die Kontrolle über das kaufende Publikum, das der Liga beitrat, war schon weit schwieriger und konnte nur privatim geübt werden. Das Ganze war ein Fehlschlag.

Die Beziehungen zu französischen und belgischen Fabrikanten von Galanteriewaren mußten wieder abgebrochen werden, da die Lieferanten viel teurer als die Deutschen waren und nur kurzen Kredit gewährten, während die deutschen Fabrikanten langes Ziel gaben und noch geben. Mit den „tschechischen Maschinenfirmen" kamen überhaupt keine Abschlüsse zustande, da sich die tschechischen „Fabrikanten" als Zwischenhändler deutscher Fabrikanten entpuppten, und mit den Engländern gelangte man über einige Komplimente nicht hinaus, da die Transportkosten von England nach Russisch-Polen zu hoch waren. Obendrein stellte es sich heraus, daß eine Reihe Warschauer Firmen, die vorgaben, nur französische und belgische Waren zu verkaufen, diese gar nicht führten, sondern ausschließlich deutsche Waren bezogen und damit ihre Abnehmer versahen. Es kam noch hinzu, daß der Groß- und Kleinhandel in den polnischen Provinzen vielfach in jüdischen Händen lag, die Juden aber sich nicht zu Opfern auf dem Altare des polnischen Chauvinismus entschließen wollten.

An der nationalen Boykottbewegung haben wir Deutsche insoweit auch aktiv teilgenommen, als wir im Januar 1909, als die Wogen der Kämpfe in Böhmen und besonders in Prag hochgingen, auf Anregung der Alldeutschen den von dem böhmischen Parlamentarier Klofac verbreiteten Aufruf zum Boykott eine Aufforderung zum Boykott der tschechischen Waren entgegengestellt haben. Mit dem Schlachtruf „Rache für Böhmen" forderten die „Alldeutschen Blätter" (2. Januar 1909) auf, fernerhin

von tschechischen Firmen in Prag, Pilsen, Brüx, Budweis rc. nicht mehr Kohlen, Gerste, Malz und Hopfen zu beziehen. Die Sache schlief trotz des scharf gehaltenen Aufrufs bald wieder ein, besonders auch, da bald erkannt wurde, daß mit dem Hopfenboykott am meisten die Deutschen in Saaz geschädigt sein würden. Das rein deutsche Saazer Gebiet hatte alsbald eine Deputation an den böhmischen Statthalter mit der Bitte gesandt, das Ministerium des Aeußeren um Intervention auf Grund des Handelsvertrages anzurufen. Die Saazer Gegend ist ein Hauptproduktionszentrum für Hopfen, die Stadt Saaz ist der Hauptort des Hopfenhandels, und man hörte hier schon manches bittere Wort über das Verhalten der Reichsdeutschen gegen die deutschen Stammesgenossen, die Träger des Bündnisses mit Deutschland. Also ein national-politischer Boykott, der teilweise das nationale Ziel verfehlte! In ähnlicher Weise wurden wir vorübergehend geschädigt bei dem türkischen Boykott gegen österreichische Waren, der Ende 1908 als Vergeltungsmaßnahme gegen die österreichische Annexion von Bosnien und Herzegowina inszeniert worden war. Es wurde damals aus Trapezunt berichtet, daß dort die über österreichische Waren verhängte Sperre nicht nur gegen die Dampfer des „Oesterreichischen Lloyd" ausgeübt wurde, sondern daß alle österreichischen Waren, gleichviel mit welchen Dampfern solche ankamen, nicht gelöscht wurden. Die Kontrolle wurde von den Leichterführern, unterstützt von einem aus Kaufleuten und Zollangestellten bestellten Spezialkomitee, ausgeführt. Die ersteren konnten sich aber über den Ursprung einer Ware kein Urteil bilden, und so kam es denn auch, daß zum Beispiel Kollis deutscher Waren mit der Aufschrift „Ausfuhrgut" kurzerhand als „Austria-Mal" (österreichische Ware) bezeichnet und nicht gelöscht wurde.

Wir sehen lokale Schädigungen und namentlich Beunruhigung des Handels und der Industrie an manchen Orten und erkennen darin Pressionsmittel, die, falls der Boykott auf bestimmte, klar umgrenzte Forderung abzielt, die diplomatischen Verhandlungen der Regierungen beeinflussen können. Aber durchweg bleibt der große Verkehr, die Handelsbilanz an sich dadurch unberührt, weil große und festgeschlossene Organisationen fehlen, den national erregten Willen in die Tat umzusetzen.

Eine Ausnahme scheint der ferne Osten und besonders China zu machen. Dort sind offenbar Verbände vorhanden, die die Massen zu leiten verstehen und den an sich beweglichen und schwer faßbaren

Warenkonsum richtunggebend beherrschen. Einmal hat die Regierung in China starke Machtmittel, sodann sind aber auch die Handelskorporationen ungemein organisiert und geschlossen, wenn es gegen den fremden Handel geht. Der „Vossischen Zeitung“ ging Ende September 1909 ein interessanter Bericht aus Shangai zu, der ein Bild von der Lenkbarkeit des chinesischen Handels- und Verkehrgewerbes, der ersten Vorbedingung eines wirksamen Boykotts, gibt. Es wurde da gesagt: „Die Verrufserklärung gegen englische Dampfer in Kiukiang am Yangtsekiang ist keineswegs, wie man anfangs gehofft hatte, in Sande verlaufen, sondern die englischen Schiffe bekommen dort immer noch wenig oder gar keine Ladung. Die chinesische Handelskammer in Kiukiang hat sogar Anstrengungen gemacht, auch die Exportgeschäfte in Shangai zum Anschluß an die Bewegung zu veranlassen und ihnen nahe gelegt, keine Waren mehr mit englischen Dampfern nach Kiukiang zu verschiffen. Darüber beschwerte sich der hiesige englische Generalkonsul bei dem Taotai (Regierungspräsidenten). Dieser konnte daraufhin nicht wohl anders, als irgend etwas tun. Er ließ, nachdem er mehr als eine Woche hatte verstreichen lassen, eine auf den Gegenstand bezügliche Bekanntmachung an den Straßenecken anschlagen. Vielleicht hat er die ganze Zeit hindurch darüber nachgedacht, wie sie wohl am besten recht mattherzig abzufassen wäre. Sie ist so lahm und lau ausgefallen, wie nur irgend möglich. Die Kaufleute von Shangai werden darin bloß ermahnt, die englischen Dampfer nicht in unbilliger Weise auszuschließen, damit die freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen keine Störung erleiden.

„Die hier erscheinende „China Gazette“ spricht sich recht bitter und beinahe melancholisch über die Sache aus. Sie weist hauptsächlich auf den allerdings stark in die Augen springenden Unterschied hin, mit dem der bereits im Gange befindliche Boykott der englischen Dampfer und der geplante Boykott gegen Japan, der ein Protest gegen das Vorgehen der Japaner in der Mandschurei hätte werden sollen, von der hiesigen höchsten chinesischen Behörde behandelt wurde. Noch bevor die Japaner Schritte in der Angelegenheit getan hatten, begab sich der Taotai aus freien Stücken zu dem hiesigen japanischen Generalkonsul und teilte ihm mit, es sei ihm zu Ohren gekommen, daß einige böswillige Menschen wegen der Ereignisse in der Mandschurei einen Boykott planten, weshalb es am besten wäre, wenn sich der Generalkonsul dieserhalb unmittelbar an das chinesische Auswärtige Amt in Peking wenden wollte.

Der Rat wurde sofort befolgt, und nun ging alles am Schnürchen. Das Auswärtige Amt in Peking, dem noch die frische Erinnerung an die „gepanzerte Faust“, die sich plötzlich zwischen Kiautschau und Mukden gezeigt hatte, stark in den Gliedern lag, wurde [illegible] ängstlich und befahl dem Taotai, durch eine Bekanntmachung [illegible] Umsichgreifen der Bewegung hintanzuhalten. Der Aufruf [illegible] auch sofort erschienen, und er ist in einem ganz anderen Tone [illegible] gefaßt, wie der zehn Tage später auf Verlangen der [illegible] erschienene. Den Anstiftern werden darin strenge Strafen [illegible] wenn man sie fassen würde, ebenso alle Menschen, die [illegible] würden, denselben Weg zu gehen. Die Folgen waren [illegible] sie jeder Kenner Chinas mit ziemlicher Sicherheit hätte [illegible] können: der beabsichtigte Boykott gegen die japanischen [illegible] wurde im Keime erstickt, der gegen die englischen [illegible] hat kaum nachgelassen.“

Es sind hier nur wenige Proben von [illegible] Weltverkehr mitgeteilt worden. Sie genügen, die [illegible] Art von Boykotts, ihre Praxis und ihren [illegible] wirkungen und die Entwicklungstendenzen in großen Zügen [illegible] zu lassen. Das Problem ist jedoch noch zu wenig durch[illegible] aufgehellt, als daß es möglich wäre, zu einer [illegible] abschließenden Synthese zu gelangen. Die [illegible] Frage ist gegenwärtig noch mit jener [illegible] sich aus den schwankenden Urteilen über den [illegible] und Wert der geschilderten Vorgänge ergeben. [illegible] ist aus dem gleichen Grunde noch nicht [illegible] einmal eine [illegible] der [illegible] lich kommen wird, gelingt es auch, das [illegible] [illegible]

[illegible]

•

•

•

[illegible]

große Zukunftskampfmittel, sowohl der gewerblichen Klassen als auch der Völker untereinander sehen, oder die Skeptiker oder Philosophen, die aus der verhältnismäßigen Zweck- und Nutzlosigkeit der Boykotts ihre wahrscheinliche Ueberwindung ableiten wollen, oder schließlich die Optimisten, die für die Gewerbestreitigkeiten und für die Streitigkeiten der Nationen und Rassen in der Zukunft Ausgleichsformeln in den Handelsverträgen und Schiedsgerichten mit ausreichendem Gerechtigkeitssinn und mit genügender Autorität in Bereitschaft halten, damit Frieden auf Erden werde und die Störungen des friedlichen Handelsverkehrs unterbleiben. Jedenfalls werden sich die soziale Gesetzgebung und auch die internationale Handelspolitik, entsprechend der steigenden Häufigkeit der Boykotts und entsprechend dem Umfange der daraus für das Gewerbeleben und für den Verkehr resultierenden Schäden, demnächst noch mit aller Sorgfalt der Regelung des Boykottproblems annehmen müssen.

Die Nationalitäten in der Schweiz.

Von

Eduard Blocher.

Eine Nationalitätenfrage im osteuropäischen Sinne gibt es in der Schweiz nicht. Schon das Wort ist hier unbekannt. Nation, Nationalität, national und alles, was davon abgeleitet ist, versteht der Schweizer meist politisch, vom Vaterland; innerhalb der Schweiz kennt er keine verschiedenen Nationalitäten, sondern nur Sprachgemeinschaften, genauer genommen nicht einmal so viel, sondern bloß Landessprachen. Wenn im folgenden von Nationalitäten gesprochen wird, so geschieht es der Bequemlichkeit wegen, weil man anderswo die Sprachgemeinschaften so nennt.

Das friedliche Verhältnis, in dem die Nationalitäten bei uns zusammen leben, erscheint vielen Ausländern geradezu als ein Rätsel. Die Schweizer selbst erklären die Sache gern aus ihren sittlichen Eigenschaften heraus, als das Ergebnis besonderen politischen Taktes, besonders vernünftiger Gesinnung und Duldsamkeit. Die Geschichte beweist aber nicht, daß diese Eigenschaften uns Schweizern in höherem Maße zukommen als anderen auf derselben Kulturhöhe stehenden Völkern. Die wirklichen Gründe des guten Einvernehmens unter den Nationalitäten müssen anderswo liegen.

Sie liegen zunächst in den Siedelungsverhältnissen. Im Gegensatz zum Osten haben wir im Westen Europas eine ziemlich reinliche Abgrenzung der Sprachgebiete, eine sich zuweilen etwas verschiebende, aber stets nur langsam verschiebende, deutliche Sprachgrenze und sozusagen gar keine Sprachinseln. Damit fallen ungezählte Schwierigkeiten des Zusammenlebens weg, es wird leicht, die Rechte der Sprachgruppen festzustellen und zu befriedigen.

Hierher gehört auch die Tatsache, daß die Nationalitäten in der Schweiz nicht einer sozialen Gliederung entsprechen, so

etwa, daß die eine die Grundbesitzer, die andere die Pächter und Landarbeiter stellte; die Sonderung ist nicht eine Schichtung, sondern eine Gebietsteilung. Zwar zeigen Deutsche und Nichtdeutsche Neigung und Begabung für bestimmte Berufsarten. So ist im Berner Jura der Deutsche als Ackerbauer eingedrungen, als sich der Welsche mehr und mehr der Uhrmacherei zuwandte, so wird im Tessin und in manchen Gebieten der französischen Schweiz der verantwortungsvolle und eine strenge Zucht erfordernde Eisenbahndienst vornehmlich von Deutschen besorgt. Aber es besteht keine Ausschließlichkeit in diesen Verhältnissen, und wir haben es dabei nicht mit einer herrschenden und einer dienenden Klasse zu tun.

So gibt es denn zwischen den schweizerischen Nationalitäten auch keine namhaften Unterschiede der Kulturhöhe. Die deutsche Mehrheit und die französische Minderheit stehen auf derselben Stufe der Gesittung, so daß keine Gruppe die andere als zurückgeblieben oder minderwertig ansieht. Die italienische Gruppe steht zwar tiefer als die beiden anderen im Ganzen genommen, aber nicht tiefer als einzelne ärmere Teile der deutschen und der französischen Bevölkerung. Damit fallen jene unerfreulichen Verhältnisse weg, wie sie im Osten Europas vorkommen, wo der Deutsche den Slawen, der Pole den Russen, der Madjare den Rumänen als minderwertiger Gesittung verachtet und für diese Mißachtung wieder Haß empfängt.

Daran anschließend kann man sagen, daß die Schweiz auch sonst gesellschaftlich nicht so stark zerklüftet ist, wie z. B. Norddeutschland oder Osteuropa. Es fehlt der Hof und der Grundadel, überhaupt der Großgrundbesitz, es fehlt auch jener gewaltige Geldreichtum, wie man ihn in Amerika und England findet. Es fehlt am unteren Ende der sozialen Stufenleiter das Massenelend, die völlige Unwissenheit und Verkommenheit. Es fehlen überall die äußersten Gegensätze; was bleibt, nähert sich von beiden Seiten der bürgerlichen Mitte. Deswegen verlaufen alle Kämpfe, die der kirchlichen Bekenntnisse und der theologischen Parteien, die der Politik und selbst die wirtschaftlichen, verhältnismäßig gutartig. Die Menschen stehen sich näher und verstehen sich besser, als in anderen Ländern.

Was anderwärts die Gegensätze der Nationalitäten besonders verschärft, das sind die religiösen Bekenntnisse. Diese fallen in der Schweiz nicht in Betracht, weil sich Kirchengebiete und Sprachgebiete keineswegs decken. Wohl ist da und dort auf kürzeren Strecken die Sprachgrenze zugleich Bekenntnisscheide, wohl bringt im Kanton Tessin und im Berner Jura die deutsche Einwanderung

zugleich den Protestantismus mit. Aber die großen Machtverhältnisse werden dadurch nicht berührt. Die führenden Kreise der französischen Schweiz sind wie die der deutschen protestantisch, und beiderseits besteht eine beträchtliche katholische Minderheit. Man wird sogar sagen können: durch die Annahme des Protestantismus ist die einflußreichere und größere Hälfte der französischen Schweiz für das wichtige Gebiet der Weltanschauung zum germanischen Kulturbereich übergetreten und fühlt deshalb nur noch halb romanisch. Die Reformation hat hier ein Stück Nationalitätenfrage im Voraus gelöst.

Eine Folge hiervon ist es, daß auch die parteipolitische Spaltung nicht mit der Sprachscheide zusammenfällt. Der deutsche Kern des Landes konnte weder den Einigungskampf, der 1848 seinen Abschluß fand, noch die weiteren demokratischen Neuerungen, die zur Bundesverfassung von 1874 führten, allein durchsetzen. In jenem Kampfe wurde das Wort geprägt: die Welschen müssen wir haben. Von der Zeit an gilt in der Parteipolitik, daß man die französische Schweiz auf seiner Seite haben müsse, um etwas auszurichten, und als Gegenleistung wird natürlich die sorgfältige Schonung aller Empfindlichkeiten dieser wichtigen Minderheit verlangt und zugestanden. Die große freisinnige Mehrheitspartei wäre im Besitz ihrer jahrzehntelang behaupteten Macht gefährdet, wenn sie ihre französischen Hilfstruppen verlöre. Die katholischen Gegner haben im Tessin, im Wallis und in Freiburg ebenfalls wichtige nichtdeutsche Bundesgenossen. Und erst recht gilt das von der kleinen, aber durch die Bildung und Tüchtigkeit ihrer Vertreter noch immer bemerkenswerten protestantischen, konservativen Partei; ihre einflußreichsten Zeitungen erscheinen in der französischen Schweiz. So reichen allerwärts die Parteien über die Sprachgrenzen hinüber und herüber, und sie haben alle ein Interesse daran, keinen Nationalitätenkampf aufkommen zu lassen.

Von größter Wichtigkeit aber ist hier das Wesen des Bundesstaates, die der Schweiz und dem Deutschen Reiche eigentümliche politische Gliederung des Landes. Ein derartig gegliederter Staat kann die Wünsche der Sprachgemeinschaften besser befriedigen, als der Einheitsstaat. Deshalb wird ja im habsburgischen Reiche immer wieder vorgeschlagen, die Nationalitätenfrage auf dem Wege der Einteilung des Staates in Sprachgebiete zu lösen. In der Schweiz ist von Alters her eine Einteilung vorhanden, die, wo nicht ganz, so doch teilweise die Sprachverhältnisse mit regelt. Denn von den

zweiundzwanzig (staatsrechtlich fünfundzwanzig) Kantonen sind nicht weniger als achtzehn einsprachiges Gebiet, vierzehn sind ganz deutsch, drei ganz französisch, einer ganz italienisch. Noch ist aber heute die Mehrzahl der Verwaltungszweige, insbesondere die kulturpolitischen, das Kirchenwesen und das Schulwesen, den Kantonen überlassen, also den örtlichen Verhältnissen angepaßt. Die Angehörigen der achtzehn einsprachigen Kantone sind deshalb ihrer Schule sicher, und nur in den vier von der Sprachgrenze gekreuzten Kantonen Bern, Freiburg, Graubünden, Wallis ist ein Sprachenstreit um die Schule überhaupt denkbar. Selbst wenn es zu einem Nationalitätenkampf käme, er könnte niemals, wie im habsburgischen Reiche, das ganze Staatsgebäude in Brand stecken, sondern bliebe von selbst auf bestimmte Gebiete beschränkt, d. h. auf die den Kantonen entzogenen, eidgenössischen Verwaltungsgebiete und auf die vier von der Sprachgrenze gekreuzten Kantone.

Eine weitere politische Bürgschaft des Sprachenfriedens ist das starke vaterländische Gefühl des Schweizers. Diejenigen Seelenmächte, Neigungen, Abneigungen, Leidenschaften, Befürchtungen, Vorurteile, Zwangsvorstellungen, die im Osten Europas im Dienste des Nationalitätsgedankens stehen, hängen sich in der Schweiz bisher ausschließlich an den staatlichen Gedanken, an den Wunsch der politischen Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Vaterlandes, der Freiheit, wie wir gewöhnlich sagen. Der einzige Nebenbuhler, den dieser starke Gedanke hat, ist ein ganz nahe verwandter Gedanke, der ihm gelegentlich störend in die Quere kommen kann, ihm aber auch wieder mächtig Vorschub leistet, nämlich die Anhänglichkeit an den heimatlichen Kanton, je nach der Erscheinungsform Partikularismus, Kantönligeist, Föderalismus, Heimatliebe genannt. Es zeigt sich, daß dieser Gedanke für das Verhältnis der Nationalitäten eine gewisse Bedeutung hat. Er wirkt als Bürgschaft des Friedens, indem er die bundesstaatlichen Einrichtungen stützt und den Einheitsstaat abwehrt. Er kann aber umgekehrt den Forderungen der Nationalitäten die staatsrechtliche Einkleidung und ein amtliches Ansehen geben; dann wirkt er nicht in beruhigendem, sondern in erregendem Sinne.

Es ist eingangs abgelehnt worden, daß der Nationalitätenfriede bloß auf sittlichen Eigenschaften der schweizerischen Bevölkerung beruhe. Wenn aber derartige Gesichtspunkte nicht gänzlich außer Betracht fallen müssen, so darf man vor allem sagen: es ist eine Friedensbürgschaft, daß die Mehrheit in unserem Lande die Deutschen

sind, d. h. diejenige Gruppe, die am meisten geneigt ist, den andern entgegenzukommen, sich anzupassen und anzubequemen, die Sprachen der andern zu lernen, und am wenigsten, irgendwie Zwang oder Rücksichtslosigkeit zu üben.

Diese Duldsamkeit des deutschen Schweizers gegen alle Nichtdeutschen, eine Eigenschaft, die er mit allen Deutschen gemein hat, wird noch gestützt durch seine Abneigung gegen die politischen und gesellschaftlichen Zustände des Deutschen Reiches und durch das natürliche Mißtrauen, das dem kleinen Volke ein zwanzig Mal mächtigerer Nachbarstaat einflößt. Der deutsche Schweizer ist geneigt, das Zusammenleben mit den sprachlichen Minderheiten, den nichtdeutschen Einschlag, als ein wertvolles Unterscheidungsmerkmal anzusehen, das die Schweiz vor gar zu großer Angleichung ans Deutsche Reich, vor geistiger Ueberflutung oder Aufsaugung, schütze.

Endlich muß zur Erklärung die Geschichte der Eidgenossenschaft herangezogen werden. Sie allein kann uns ja lehren, weshalb in der heutigen Eidgenossenschaft die Rechte der Nationalitäten verfassungsmäßig verbrieft sind. Und da führt eine nähere Betrachtung zu dem Ergebnis, daß die Schweiz heute vom Nationalitätenkampf verschont ist, weil sie die dahin gehörenden Fragen schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wenigstens zum Teil gelöst hat. Die Schweiz hat ihren Nationalitätenkampf schon hinter sich: er steckte, verhüllt durch andere Machtstreitigkeiten, in den Umwälzungen der Jahre 1797 bis 1803. Die französische Revolution war für die romanischen Minderheiten der Schweiz der Kampf um die Mündigkeit. Vorher waren diese Minderheiten entweder Untertanen der deutschen Eidgenossenschaft, so die Waadt und das Tessin, oder locker verbündete, sogenannte zugewandte Orte, so das Bistum Basel (der heutige Berner Jura), so Wallis, Neuenburg, Genf und das teilweise romanische Graubünden. Durch die Revolution wurden sie gleichberechtigte Bundesglieder. Es war schon ein Glück für sie, daß dies in einem Augenblick geschah, wo die französische Sprache in Europa eine bevorrechtete Stellung inne hatte, wo Frankreich den Gipfel äußerer Macht zu erklimmen begann und die Augen der ganzen Welt auf dieses Land gerichtet waren. Aber ihre Befreiung wurde ja außerdem durch die Hilfe französischer Waffengewalt vollzogen. Die Befreiung der welschen Waadt von der Herrschaft Berns hatte den Vorwand zum Einfall der Franzosen gegeben. Da war es selbstverständlich, daß die Muttersprache des Befreiten, die zugleich die

des sieghaften Befreiers war, ebenfalls zu Ehren kam und die Gleichberechtigung erlangte.

Die Franzosen waren ins Land gerufen worden durch welsche Untertanen Berns und Freiburgs. Die Waadtländer, an ihrer Spitze und in ihrem Namen Cäsar Laharpe, behaupteten von Bern unterdrückt zu sein. Nach unsern heutigen Begriffen waren sie es gewiß. Aber sie waren es durchaus nicht in härterer Weise oder in anderem Sinne, als irgend welche andere schweizerische Untertanen. Frei waren damals in den aristokratischen Republiken der Schweiz nur die Bürger der regierenden Hauptstädte, alle andern Staatsangehörigen waren Untertanen, gleichviel ob sie deutsch oder französisch sprachen. Es widerspricht den Tatsachen der Geschichte, wenn man aus dem Verhältnis der Waadt zu Bern einen besonderen Fall macht. Dagegen ist allerdings beachtenswert, daß die Nichtdeutschen ihr Untertanenverhältnis anders auffaßten als die Deutschen. Sie sahen in ihrer Abhängigkeit etwas wie eine nationale Schmach. Nur wurde dies in der Sprache jener Zeit nicht so bezeichnet, sondern in die Behauptung gekleidet, das Waadtland habe besondere Ursache zur Klage, sei in einem besondern Maße unterdrücktes Land und habe Anspruch auf die Hilfe Frankreichs. Bezeichnenderweise ist bis heute im Waadtland die Meinung nicht ganz geschwunden, Laharpe und seine Mitschuldigen seien im Recht gewesen, als sie das Direktorium der französischen Republik aufforderten, in der Schweiz mit Waffengewalt einzuschreiten. In dieser Meinung schlummert etwas wie der Gedanke einer nationalen Zusammengehörigkeit des Waadtlandes mit Frankreich.

Aehnliches gilt von dem Verhältnis der welschen Unterwalliser zu den deutschen Oberwallisern, wo indessen einige sprachpolitische Rücksichtslosigkeiten vorgekommen sein sollen, die man wohl so erklären muß, daß das deutsche Bewußtsein bei den bäuerischen Oberwallisern weniger als bei den bernischen und freiburgischen Patriziern durch die französische Modebildung der Zeit abgeschwächt war. Auch dort erschienen die Franzosen als Befreier einer romanischen Bevölkerung vom Joch deutscher Herren. Ebenso im Tessin.

Nach dem Wiener Frieden war die Schweiz wieder ein recht lockeres Gebilde, aber die errungene Gleichberechtigung der Kantone blieb bestehen. In dieser Zeit konnten sich die nichtdeutschen Kantone festigen und in ihre neue Rechtsstellung einleben, bis zu der Zeit, wo das bereits genannte Liebeswerben der politischen Parteien sie zu einer wichtigen, oft ausschlaggebenden Macht in der Eidgenossenschaft erhob.

Nun war vollendet, was anderwärts in Europa noch der Erledigung harrt. Die Nationalitätenfrage war beantwortet, [illegible] gibt es heute für uns keine mehr.

Und doch besteht die Frage zu recht: wird nicht die Zukunft der Schweiz einen neuen Nationalitätenkampf bringen, [illegible] verhüllt und den wahren Namen tragend?

Heute wird diese Frage von allen Seiten entschieden [illegible] ohne Zweifel, weil man von einem derartigen Kampf das [illegible] befürchtet und ihn so weit wie möglich von sich schieben [illegible]. Die Schweizer wollen keinen Nationalitätenkampf aufkommen [illegible]. Aber man würde das nicht so oft wiederholen und nicht [illegible] tonen, wenn nicht gewisse Voraussetzungen eines Nationalitäten[illegible] trotz allem vorhanden wären und Befürchtungen erregten.

Da muß vor allem gefragt werden: kann sich die Schweiz [illegible] den Einwirkungen der in den umliegenden Ländern [illegible] gehenden Nationalitätenkämpfe entziehen? Die Vergangenheit [illegible] antwortet uns diese Frage nicht, denn die Nationalitäten[illegible] sind ziemlich jung und scheinen noch im Anwachsen [illegible] sein. Es ist gewiß, daß wir uns solcher Einwirkungen [illegible] lichkeit zu erwehren suchen. Aber ein gewisses Maß [illegible] Ueberrest von Zusammengehörigkeitsgefühl mit den großen [illegible] gemeinschaften, denen wir angehören, ist vorhanden. [illegible] müssen nationale Bewegungen der Deutschen, Franzosen [illegible] einen, wenn auch noch so schwachen [illegible] Schweiz finden.

[illegible]

[illegible]

kleine Genfer Gebiet beschränkt ist. Dafür steht aber nicht wie in der deutschen Schweiz eine Mundart als Scheide gegen das ausländische Sprachgebiet da; man spricht in der französischen Schweiz wirklich dieselbe Sprache wie in Frankreich. Wenn der Augenschein nicht trügt, so nimmt bei den französischen Schweizern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Sprachgenossen im Westen eher zu als ab. Die Anstrengungen, die seit zehn Jahren Frankreich macht, demokratische Einrichtungen zu schaffen und den römischen Einfluß abzuschütteln, erklären das ja leicht. Der Kanton Genf aber ist tatsächlich bedrohtes Gebiet für die Eidgenossenschaft. Die Anzeichen unschweizerischer Gesinnung mehren sich hier und bereiten den vaterländlich gesinnten Kreisen fortwährende Sorge. Man hat es sogar bereits für nötig gehalten, in Genf öffentliche Vorträge über die Schweiz zu veranstalten zur Hebung des vaterländischen Gefühls und der eidgenössischen Gesinnung.

Am stärksten ist aber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den ausländischen Sprachgenossen bei den Tessinern. Infolge ihrer örtlichen Abgeschlossenheit jenseits des Gotthards, ihres niedrigen Kulturstandes, ihrer geringen Zahl, sind die italienischen Schweizer seit ihrem Eintritt als gleichberechtigte Landsleute noch nicht dazu gekommen, am öffentlichen Leben der Schweiz einen bedeutenden Anteil zu nehmen. Deshalb wirft die italienische Nationalbewegung starke Wellen über die Schweizergrenze. Die politische Presse des Kantons Tessin wird zum guten Teil von Nichtschweizern geleitet, ein Zustand, der in andern Gegenden der Schweiz undenkbar ist. Die Tessiner sind auch die einzigen Schweizer, die das Wort Nationalität nicht im Sinne von Schweizertum, sondern im Sinne der Sprachgemeinschaft (d. h. so wie es in diesem Aufsatz geschieht) gebrauchen. Der Gedanke einer Lostrennung von der Schweiz wird hier nicht als geistreiche Spielerei behandelt wie in Genf, sondern gelegentlich mit Leidenschaft besprochen. Es ist darum eine der Sorgen der vaterländisch gesinnten Schweizer, wie man die Tessiner gegen das Eindringen des italienischen Nationalismus besser als bisher schützen könne. Und das geht selbstverständlich nicht nur den Kanton Tessin an. Denn sobald an einem Punkte der Schweiz die Beteiligung an einer ausländischen Nationalbewegung stärker wird, muß auch bei den anderssprachigen Schweizern das Feuer auflodern.

Ist nun bei den Schweizern irgend eine Spur von Nationalitätenhaß oder dergleichen zu finden, so daß man von hier

aus die Entstehung eines Nationalitätenkampfes befürchten müßte? Beim deutschen Schweizer ganz gewiß nicht. Er fragt z. B. bei der Behandlung ausländischer — österreichischer, ungarischer, russischer — Ereignisse lediglich nach der Gerechtigkeit und ergreift immer Partei für den nach seiner Meinung unterdrückten Teil, wäre es auch der Slave, der Italiener, der gegen den Deutschen kämpft. Gegen den nichtdeutschen Landsmann hat er keinerlei Abneigung und ist allezeit zu jedem Entgegenkommen, zu jeder Rücksicht bereit.

Auch der nichtdeutsche Schweizer kennt, sofern er den ungebildeten Schichten angehört, keinen Haß gegen die andern Nationalitäten des Landes. Dagegen ist an den Gebildeten bei näherem Zusehen manches wahrzunehmen, was man gerne als Ausfluß einer bei Minderheiten ganz natürlichen Empfindlichkeit erklären möchte, aber so nicht hinreichend erklären kann. Hier liegt etwas wie Deutschenhaß vor. Wenn eine der angesehensten französischen Zeitungen des Landes in einem Leitartikel die im Kanton Tessin angesiedelten Deutschen, „die schweizerischen und die andern", eine Landplage nennt, so muß das doch wohl als Haß bezeichnet werden.

Gewöhnlich aber kommt der Deutschenhaß nicht so zum Ausdruck, daß über die Deutschen oder gar über die deutschen Schweizer als solche gescholten wird, sondern so, daß von einer pangermanistischen Bewegung in der Schweiz gesprochen wird. Seit einer Reihe von Jahren zieht die französische und die italienische Presse der Schweiz ohne Aufhören gegen angebliche pangermanistische Umtriebe zu Felde. Fragt man sich, was dieser pangermanisme oder pangermanesimo sein könnte, so liegt es zwar nahe, darin eine Uebersetzung des Wortes Alldeutschtum zu sehen. Allein es zeigt sich, daß dieser Ausdruck Pangermanismus die allerverschiedensten Dinge bezeichnet, Dinge, die in gar keinem sachlichen Zusammenhang unter einander stehen und die größtenteils mit dem sogenannten Alldeutschtum gar nichts zu tun haben. Die anthropologischen Aufstellungen von Gobineau, Lapouge, Wilser, die Geschichtsauffassung Chamberlains, das preußisch-polnische Enteignungsgesetz und die Ansiedlungskommission, das Verbot elsässischer Behörden, die Marseillaise öffentlich zu singen, die Unterstützung, die von der deutschen Reichsregierung einem marokkanischen Gegensultan oder einem südamerikanischen Gegenpräsidenten zuteil wird, die Einrichtung einer neuen reichsdeutschen Dampferlinie, die Aus-

merzung eines Fremdwortes aus einem deutschen Vordruck der schweizerischen Postverwaltung, die harmlose Frage, ob es nicht praktisch und gerecht wäre, in einem zur Hälfte deutsch besiedelten Ort an der Sprachgrenze neben der französischen eine deutsche Schulklasse zu errichten, aber mehr noch, jede einem französischen Blatt nicht einleuchtende Maßregel irgend eines deutschschweizerischen Beamten, besonders jede Ernennung eines deutschen Schweizers an eine Stelle, wo aus irgend einem Grunde eine andre Ernennung erwartet wurde, das alles wird gelegentlich als Pangermanismus bekämpft. Wo ist das Band, das all diese verschiedenen Dinge verknüpft?. In den Dingen selbst kann es nicht liegen, so muß es in der Gesinnung und Absicht derer zu suchen sein, die diese Dinge zusammenfassen unter den einen Begriff und Namen. Da hilft uns ein klar schauender Pariser Zeitungsschreiber aus der Verlegenheit, indem er uns sagt: „Pangermanismus ist alles, was uns auf unsrer Seite der Vogesen lächerlich oder hassenswert erscheint." Das ist in der Tat die richtige Deutung. Weil man die Deutschen und das deutsche Wesen nicht liebt, darum hat man den Ausdruck Pangermanismus geschaffen, der aber nicht ein harmloser Spottname ist, sondern eine hassenswerte Gefahr bedeutet.. Der Gebrauch dieses Wortes ermöglicht es, tiefliegende Abneigungen gegen das Wesen und die Sprache des deutschen Landsmannes zum Ausdruck zu bringen, ohne daß man diese Abneigungen einzugestehen braucht.

Mit Besorgnis sehen die klarblickenden Schweizer diesem Treiben seit einigen Jahren zu. Noch hat es nicht sehr großen Schaden angerichtet. Wenn es aber einige Jahrzehnte weiter dauert, so können die Folgen nicht ausbleiben: ein tiefes Mißtrauen muß allmählich unter den nichtdeutschen Schweizern entstehen, ein Mißtrauen, das die beste seelische Unterlage für den Ausbruch eines Nationalitätenkampfes abgäbe.

Der psychologische Grund des Deutschenhasses scheint der zu sein, daß es die romanischen Völker als die Vertreter einer wenn nicht höheren, doch älteren und zum Teil äußerlich feineren Kultur wie eine Demütigung empfinden, in irgend einer Form staatlich von Deutschen abhängig zu sein, wäre es auch nur als eine Minderheit in einer Demokratie bei völliger Gleichberechtigung. Jeder Romane, der einen Deutschen zum Vorgesetzten hat, ist geneigt, das als Ungerechtigkeit zu empfinden, sobald er seine Abhängigkeit irgendwie zu fühlen bekommt.

Noch ist auf einen politischen Umstand hinzuweisen, der unter den Voraussetzungen eines möglichen Nationalitätenkampfes in Betracht kommt, die Entwicklung zum Einheitsstaat. Je näher wir diesem kommen, je mehr die Selbständigkeit der Kantone zugunsten der Eidgenossenschaft beschränkt wird, desto mehr wird das Mißtrauen und die Empfindlichkeit der sprachlichen Minderheiten Gelegenheit bekommen, sich zu äußern. Am Ende [illegible] sogleich alle Sondergelüste, die heute im Gewande des [illegible] Kantönligeistes erscheinen, als Nationalitätenansprüche auf [illegible] die Schweiz zerfiele statt in Kantone fortan in Sprach[illegible] kämen dann in eine Lage, die zunächst der Belgiens [illegible].

Soll die Schweiz den bisherigen Sprachenfrieden [illegible] wird alles darauf ankommen, daß diese Keime nicht [illegible] werden. Gegen das Hereinfluten ausländischer [illegible] Stimmungen wird sich nicht sehr viel tun lassen. [illegible] in der Hand der einsichtigen Politiker, namentlich [illegible] Parteien, dafür Sorge zu tragen, daß die [illegible] Einrichtungen, die bisher als Schutz für die [illegible] Bedürfnisse gedient haben, erhalten bleiben. [illegible] wird sein, daß unter den französischen Schweizern [illegible] auftreten, die dem [illegible] Ziel der [illegible] gebliebenen [illegible] ein Ende machen [illegible] wohnt sowohl der Entwicklung zum Einheitsstaat [illegible] neigung [illegible] [illegible] Art einer Naturkraft inne. [illegible]

[illegible]

Heinrich von Kleists Verhältnis zu Fichte und Arndt.

Von

Berthold Schulze (Groß-Lichterfelde).

Die Lebens- und Jenseitsauffassung Heinrich von Kleists, dieser naive Dogmatismus mit mystizistischem Einschlag, den ich in meinem Aufsatz über Kleists Universitätslehrer Wünsch*) auf dessen Einfluß zurückgeführt habe, lehnte den Kantschen Kritizismus entsetzt ab. Man denke an die furchtbare, durch Kant hervorgerufene Krisis, die sich in den Märzbriefen des Jahres 1801 an die Braut und Ulrike abspiegelt! Ebensowenig nahm der Dichter eine Spur der Ich-Philosophie Fichtes in sich auf. Man muß den Gedanken durchaus von der Hand weisen, daß Kleists Todes- und Jenseitsvorstellungen mit den Vorstellungen eines weltsetzenden Ichs bei Fichte-Novalis in Beziehung gebracht werden dürfen, wie es Richard Weißenfels getan hat. Kleist in seiner ablehnenden Stellung zur Ich-Philosophie stimmt völlig mit Wünsch überein, der mehr als einmal gegen Fichte sich wendet, weil dieser Wünschs „göttlichen, alles umgebenden, auch im Ich waltenden, überall denkenden und allenthalben stets allmächtig wirkenden absoluten Raum" zugunsten des absoluten Ichs leugnet.**)

Auch Fichtes Eintreten für das Pestalozzische Erziehungsideal bekämpft Kleist bekanntlich in mehreren Epigrammen und in dem satirischen Vorschlag „Allerneuester Erziehungsplan" (IV 210 ff.). Die Voraussetzung der Gleichartigkeit aller Kinderseelen, der Grundfehler wie so vieler pädagogischen Theorien, so auch der Pestalozzischen, das kosmopolitische und demokratische Element der neuen

*) Im Pädagogischen Archiv XLVIII 705 ff. (1906).
**) S. Wünschs Esoterika, Zerbst 1817, S. 2 und 86.

Richtung, ist Kleist wie den gesinnungsverwandten Patrioten zuwider (s. Steig, Berliner Kämpfe, 324 ff.). In dem bei ihm so begreiflichen Verlangen nach freier, eigenartiger Entfaltung der Individualitäten, in dem 1808 besonders verständlichen patriotischen Sehnen nach einem Geschlechte der Tat, dem nur Tatmenschen Vorbild sein dürften, mochte er die gleichmacherische Theorie besonders scharf ablehnen und wirft sogar einen spöttischen Blick auf den Professor selbst in dem Phöbus-Epigramm auf Pestalozzi und Herrn Fichte:

> Setzet, ihr traft's mit euerer Kunst und erzögt uns die Jugend
> Nun zu Männern wie ihr: lieben Freunde, was wär's?

Und Kleist mag auch später in den Meinungsstreitigkeiten hinsichtlich der Gestaltung der werdenden Universität Berlin (1810) wie Schleiermacher, Reil u. a. neben Fichte Naturphilosophen nach Art Steffens' und Schuberts als Vertreter des Faches verlangt haben. Das alles schließt aber trotz der starken Abneigung keineswegs eine geistige Beeinflussung Kleists durch Fichte in anderer Hinsicht aus. Schon die nach dem Gesagten unabweisbare Beschäftigung mit Fichteschen Werken konnte in des Dichters Geiste positive Anregungen hinterlassen; und ich werde zeigen, daß dies der Fall war. Es wäre auch geradezu wunderbar, wenn Kleist, der Gesinnungsverwandte romantischer Patrioten, nicht Fichtes Ausführungen da mit Genuß gefolgt wäre, wo er dem Rationalismus scharf durch das fadenscheinige Gewand leuchtet: hier mußte er ihm als Bundesgenosse erscheinen. Denn Fichte hatte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", jenen Vorlesungen, die er 1804/5 hielt, mit scharfer Charakteristik das hohle Wesen der „Auf- und Ausklärung" gekennzeichnet; es war ihm die Epoche des sinnlichen Eigennutzes, der gegenüber er nun in den „Reden an die deutsche Nation" (1807/8) das Bild einer ersehnten idealen neuen Zeit und Menschheit zeichnete, die von der nächsten Generation des deutschen Volkes heraufgeführt werden solle.

In diesen „Reden an die deutsche Nation" erhob er sich zu der hinreißenden und gefühlsheißen Vaterlandsauffassung, die ihn einem Kleist als Helfer willkommen erscheinen lassen mußte.

So greift denn Kleist aus diesen Reden einen Kerngedanken auf, den er aus der abstrakteren Sprache des Philosophen in die sinnlich feurige, gedrungene Sprache des Dichters umsetzt. In dem für die Zeitschrift „Germania" bestimmten Aufsatz: „Was gilt es in diesem Kriege?" (IV 115 ff.) stellt Kleist bekanntlich den zahl-

reichen nichtigen oder nur relativ wichtigen Gründen, die Kriege herbeigeführt hätten, den absoluten Grund des Krieges von 1809 gegenüber: jetzt gelte es das Bestehen oder Vergehen des Idealbilds der Menschheit, das sich in der deutschen Nation verkörpere, an dessen Wesen alle anderen Nationen immer von neuem ein Vorbild und Anregung zur Entwicklung aufwärts fänden. „Eine Gemeinschaft gilt es, . . . die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgend eine; . . . deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wäre. . . . Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Uebermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; . . . in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgend einer anderen aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig geblieben ist; . . . Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll."

Dieser Gedanke wurzelt ersichtlich in Fichte, vor allem in dessen „Reden an die deutsche Nation", ja er ist deren wesentlicher Kern. In der sechsten und siebenten Rede legt er dar, daß aller geistige Fortschritt der Menschheit an die „Deutschheit" gebunden sei. Auch ihm sind Treue, Biederkeit, Ehre, Einfalt wurzelechte deutsche Tugenden; auch nach ihm hat deutscher Geist allen Nationen geistige Freiheit geschaffen, und selbst wo er vom Ausland geistige Werte empfing, sie erhöht und zu neuen Wertsteigerungen das Material geliefert. „Und so trete denn endlich", ruft er aus, „in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von diesem allen stattfinde." Am

deutlichsten aber fühlt man in [illegible] wenn man dessen vierzehnte Rede, den „Beschluß des Ganzen“ [illegible] „[illegible] beschwöret euch“, ruft er seinen Hörern zu, „[illegible] das Ausland, inwiefern dasselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht und noch ein Auge hat für seinen wahren Vorteil. Ja, es gibt noch unter allen Völkern Gemüter, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Traumbild seien. Diese und in ihnen die gesamte neuere Menschheit rechnet auf euch. Ein großer Teil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben; diese bei der Bildung, die sie von uns als Unterpfand eines höheren Glücks bekommen haben, uns selbst auch für sie und um ihretwillen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rats, unsers Beispiels, unserer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen. Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten.“

Jener Gedanke bei [illegible] ist [illegible] nirgends als bei Fichte ausgesprochen worden [illegible] daß die deutsche Menschheit [illegible] mit einer allen Nationen gemeinsamen [illegible] [illegible] Menschheit [illegible] Entwicklung [illegible] Nationen in der deutschen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] göttlichen Weltplan [illegible]

von ursprünglich instinktmäßiger Anerkennung über die Stufen des Zwanges und dann des Abfalls die Menschheit bis zu freier Anerkennung hindurcharbeite: s. Fichtes „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (Berlin 1806), besonders die erste dieser Vorlesungen (S. 7 ff.). Der ganze Begriff eines „Normalvolks“, als das hier schließlich das deutsche erscheint, ist fichtisch.

In ähnlicher rückwärts uud vorwärts gewandter Prophetie wie Fichte betrachtet Kleist die Geschichte. Die erhabene Bildkraft, mit der Fichte die „Deutschheit“ als das lebenspendende Element preist gegenüber dem ausländischen Wesen als dem Elemente des Todes, hält der Bildkraft Kleists stellenweise die Wage. Ist diesem die deutsche Gemeinschaft einer Eiche gleich, „deren Wipfel Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt“, so ist Fichte das Ausland „die Erde, aus welcher fruchtbare Dünste sich absondern und sich emporheben zu den Wolken und durch welche auch noch die in den Tartarus verwiesenen alten Götter“ — Kleists „Höllensohn“ Napoleon — „zusammenhängen mit dem Umkreise des Lebens. Das Mutterland ist der jene umgebende ewige Himmel, an welchem die leichten Dünste sich verdichten zu Wolken, die, durch des Donners aus andrer Welt stammenden Blitzstrahl geschwängert, herabfallen als befruchtender Regen, der Himmel und Erde vereinigt und die im ersten einheimischen Gaben auch dem Schoße der letztern entkeimen läßt.“ (Ende der 5. Rede.) Ja, ich möchte hier auch auf die Aehnlichkeit der visionären Vorstellungen hinweisen, wie sie beide bei Ausmalung der Vernichtung gestalten. Wie Kleist in seinem Fragment, das der Herausgeber „An die Zeitgenossen“ nennt (IV, 114), auf die Zerstörung Jerusalems und die Wegführung der Juden exemplifiziert, so greift Fichte am Ende seiner dritten Rede mit erhobener Feierlichkeit auf Hesekiels Gesichte von dem auf Gottes Gebot sich erneuenden Leben in den Gebeinen der Erschlagenen zurück: „Und die Gebeine“ — d. h. die der erschlagenen Juden — „fügten sich wieder aneinander, ein jegliches an seinen Ort, und es wuchsen darauf Adern und Fleisch, und er überzog sie mit Haut . . . da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr großes Heer.“ Aehnlich läßt Keist im „letzten Lied“ das nahende Kriegeswetter alles Leben der Menschheit hinstürzen und den Tod von der Erde Besitz ergreifen. „Menschheit“ faßt Kleist hier ganz in Fichtes Sinne als Deutschheit, wie der Hinweis auf das neue furchtbare Geschlecht beweist, „das ist geboren nicht und nicht erzogen vom alten, das im

Nun war vollendet, was anderwärts in Europa noch [illegible] Erledigung harrt. Die Nationalitätenfrage war beantwortet [illegible] gibt es heute für uns keine mehr.

Und doch besteht die Frage zu recht: wird nicht [illegible] der Schweiz einen neuen Nationalitätenkampf bringen, [illegible] verhüllt und den wahren Namen tragend?

Heute wird diese Frage von allen Seiten entschieden [illegible] ohne Zweifel, weil man von einem derartigen Kampf [illegible] befürchtet und ihn so weit wie möglich von sich [illegible] Die Schweizer wollen keinen Nationalitätenkampf auf[illegible] Aber man würde das nicht so oft wiederholen und nicht [illegible] tonen, wenn nicht gewisse Voraussetzungen eines [illegible] trotz allem vorhanden wären und Befürchtungen [illegible]

Da muß vor allem gefragt werden: kann sich die Schweiz [illegible] den Einwirkungen der in den umliegenden Ländern [illegible] gehenden Nationalitätenkämpfe entziehen? Die [illegible] antwortet uns diese Frage nicht, denn die [illegible] sind ziemlich jung und scheinen noch im [illegible] sein. Es ist gewiß, daß wir uns solcher Einwirkungen [illegible] lichkeit zu entziehen suchen. Aber ein gewisses [illegible] Uebermaß von Zusammengehörigkeitsgefühl mit den [illegible] gemeinschaften, denen wir angehören, ist vorhanden. [illegible] müssen nationale Bewegungen der Deutschen, Franzosen [illegible] immerhin einen, wenn auch noch so schwachen [illegible] Schweiz finden.

[illegible] sind [illegible] die nationalen [illegible] außen [illegible] die deutschen Schweizer. [illegible] eines [illegible] der deutsche Schweizer hat den [illegible]

[illegible]

kleine Genfer Gebiet beschränkt ist. Dafür steht aber nicht wie in der deutschen Schweiz eine Mundart als Scheide gegen das ausländische Sprachgebiet da: man spricht in der französischen Schweiz wirklich dieselbe Sprache wie in Frankreich. Wenn der Augenschein nicht trügt, so nimmt bei den französischen Schweizern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Sprachgenossen im Westen eher zu als ab. Die Anstrengungen, die seit zehn Jahren Frankreich macht, demokratische Einrichtungen zu schaffen und den römischen Einfluß abzuschütteln, erklären das ja leicht. Der Kanton Genf aber ist tatsächlich bedrohtes Gebiet für die Eidgenossenschaft. Die Anzeichen unschweizerischer Gesinnung mehren sich hier und bereiten den vaterländlich gesinnten Kreisen fortwährende Sorge. Man hat es sogar bereits für nötig gehalten, in Genf öffentliche Vorträge über die Schweiz zu veranstalten zur Hebung des vaterländischen Gefühls und der eidgenössischen Gesinnung.

Am stärksten ist aber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den ausländischen Sprachgenossen bei den Tessinern. Infolge ihrer örtlichen Abgeschlossenheit jenseits des Gotthards, ihres niedrigen Kulturstandes, ihrer geringen Zahl, sind die italienischen Schweizer seit ihrem Eintritt als gleichberechtigte Landsleute noch nicht dazu gekommen, am öffentlichen Leben der Schweiz einen bedeutenden Anteil zu nehmen. Deshalb wirft die italienische Nationalbewegung starke Wellen über die Schweizergrenze. Die politische Presse des Kantons Tessin wird zum guten Teil von Nichtschweizern geleitet, ein Zustand, der in andern Gegenden der Schweiz undenkbar ist. Die Tessiner sind auch die einzigen Schweizer, die das Wort Nationalität nicht im Sinne von Schweizertum, sondern im Sinne der Sprachgemeinschaft (d. h. so wie es in diesem Aufsatz geschieht) gebrauchen. Der Gedanke einer Lostrennung von der Schweiz wird hier nicht als geistreiche Spielerei behandelt wie in Genf, sondern gelegentlich mit Leidenschaft besprochen. Es ist darum eine der Sorgen der vaterländisch gesinnten Schweizer, wie man die Tessiner gegen das Eindringen des italienischen Nationalismus besser als bisher schützen könne. Und das geht selbstverständlich nicht nur den Kanton Tessin an. Denn sobald an einem Punkte der Schweiz die Beteiligung an einer ausländischen Nationalbewegung stärker wird, muß auch bei den anderssprachigen Schweizern das Feuer auflodern.

Ist nun bei den Schweizern irgend eine Spur von Nationalitätenhaß oder dergleichen zu finden, so hält man von hier

aus die Entstehung eines Nationalitätenhasses [illegible]
Beim deutschen Schweizer ganz gewiß nicht. Er [illegible]
der Behandlung ausländischer [illegible] österreichischer [illegible]
russischer — Ereignisse lediglich nach der Gerechtigkeit [illegible]
immer Partei für den nach seiner Meinung unterdrückten [illegible]
wäre es auch der Slave, der Italiener, der gegen den [illegible]
kämpft. Gegen den nichtdeutschen Landsmann hat er [illegible]
neigung und ist allezeit zu jedem Entgegenkommen, zu [illegible]
sicht bereit.

Auch der nichtdeutsche Schweizer kennt, soweit er [illegible]
bildeten Schichten angehört, keinen Haß gegen die anderen [illegible]
täten des Landes. Dagegen ist an den [illegible]
Zeitungen manches wahrzunehmen, was man gern als [illegible]
bei Minderheiten ganz natürlichen Empfindlichkeit [illegible]
aber so nicht hinreichend erklären kann. Hier [illegible]
Deutschenhaß vor. Wenn eine der angesehensten [illegible]
Zeitungen des Landes in einem Leitartikel [illegible]
angesehenen Deutschen, [illegible] und [illegible]
eine [illegible] nennt, so muß das doch wohl als Haß [illegible]
werden.

Gewöhnlich aber kommt der Deutschenhaß [illegible]
druck, daß nicht die Deutschen oder gar nicht [illegible]
als solche gescholten werden, sondern [illegible]
[illegible] Bewegung in der Schweiz [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] pangerman[illegible]
pangermanesimo [illegible]
[illegible]

merzung eines Fremdwortes aus einem deutschen Vordruck der schweizerischen Postverwaltung, die harmlose Frage, ob es nicht praktisch und gerecht wäre, in einem zur Hälfte deutsch besiedelten Ort an der Sprachgrenze neben der französischen eine deutsche Schulklasse zu errichten, aber mehr noch, jede einem französischen Blatt nicht einleuchtende Maßregel irgend eines deutschschweizerischen Beamten, besonders jede Ernennung eines deutschen Schweizers an eine Stelle, wo aus irgend einem Grunde eine andre Ernennung erwartet wurde, das alles wird gelegentlich als Pangermanismus bekämpft. Wo ist das Band, das all diese verschiedenen Dinge verknüpft?. In den Dingen selbst kann es nicht liegen, so muß es in der Gesinnung und Absicht derer zu suchen sein, die diese Dinge zusammenfassen unter den einen Begriff und Namen. Da hilft uns ein klar schauender Pariser Zeitungsschreiber aus der Verlegenheit, indem er uns sagt: „Pangermanismus ist alles, was uns auf unsrer Seite der Vogesen lächerlich oder hassenswert erscheint." Das ist in der Tat die richtige Deutung. Weil man die Deutschen und das deutsche Wesen nicht liebt, darum hat man den Ausdruck Pangermanismus geschaffen, der aber nicht ein harmloser Spottname ist, sondern eine hassenswerte Gefahr bedeutet.. Der Gebrauch dieses Wortes ermöglicht es, tiefliegende Abneigungen gegen das Wesen und die Sprache des deutschen Landsmannes zum Ausdruck zu bringen, ohne daß man diese Abneigungen einzugestehen braucht.

Mit Besorgnis sehen die klarblickenden Schweizer diesem Treiben seit einigen Jahren zu. Noch hat es nicht sehr großen Schaden angerichtet. Wenn es aber einige Jahrzehnte weiter dauert, so können die Folgen nicht ausbleiben: ein tiefes Mißtrauen muß allmählich unter den nichtdeutschen Schweizern entstehen, ein Mißtrauen, das die beste seelische Unterlage für den Ausbruch eines Nationalitätenkampfes abgäbe.

Der psychologische Grund des Deutschenhasses scheint der zu sein, daß es die romanischen Völker als die Vertreter einer wenn nicht höheren, doch älteren und zum Teil äußerlich feineren Kultur wie eine Demütigung empfinden, in irgend einer Form staatlich von Deutschen abhängig zu sein, wäre es auch nur als eine Minderheit in einer Demokratie bei völliger Gleichberechtigung. Jeder Romane, der einen Deutschen zum Vorgesetzten hat, ist geneigt, das als Ungerechtigkeit zu empfinden, sobald er seine Abhängigkeit irgendwie zu fühlen bekommt.

Noch ist auf einen politischen Umstand hinzuweisen, der [illegible] den Voraussetzungen eines möglichen Nationalitätenstreites [illegible] tracht kommt, die Entwicklung zum Einheitsstaat. [illegible] wir diesem kommen, je mehr die Selbständigkeit der Kant[illegible] gunsten der Eidgenossenschaft beschränkt wird, desto mehr [illegible] Mißtrauen und die Empfindlichkeit der sprachlichen [illegible] Gelegenheit bekommen, sich zu äußern. Im Einheitsstaat [illegible] sogleich alle Sondergelüste, die heute im Gewande des [illegible] Kantönligeistes erscheinen, als Nationalitätenansprüche [illegible] die Schweiz zerfiele statt in Kantone fortan in Sprach[illegible] kämen dann in eine Lage, die zunächst der Belgiens [illegible]

Soll die Schweiz den bisherigen Sprachenfrieden [illegible] wird alles darauf ankommen, daß diese Keime nicht [illegible] werden. Gegen das Hereinfluten ausländischer [illegible] Stimmungen wird sich nicht sehr viel tun lassen. [illegible] in der Hand der einsichtigen Politiker, namentlich [illegible] Parteien, dafür Sorge zu tragen, daß die [illegible] Einrichtungen, die bisher als Schutz für die örtlichen [illegible] Bedürfnisse gedient haben, erhalten bleiben. [illegible] wird sein, daß unter den französischen Schweizern [illegible] auftreten, die dem geschichtlichen Spiel der [illegible] gleich vorhandenen [illegible] ein Ende [illegible] nehmt [illegible] der Entwicklung zum Einheitsstaat [illegible] neigung des [illegible] gegen Deutsche [illegible] Art einer Naturkraft inne. Die Nationalitätenfrage [illegible] deutet also für die Schweiz: wird es gelingen, [illegible] [illegible]?

Heinrich von Kleists Verhältnis zu Fichte und Arndt.

Von

Berthold Schulze (Groß-Lichterfelde).

Die Lebens- und Jenseitsauffassung Heinrich von Kleists, dieser naive Dogmatismus mit mystizistischem Einschlag, den ich in meinem Aufsatz über Kleists Universitätslehrer Wünsch*) auf dessen Einfluß zurückgeführt habe, lehnte den Kantschen Kritizismus entsetzt ab. Man denke an die furchtbare, durch Kant hervorgerufene Krisis, die sich in den Märzbriefen des Jahres 1801 an die Braut und Ulrike abspiegelt! Ebensowenig nahm der Dichter eine Spur der Ich-Philosophie Fichtes in sich auf. Man muß den Gedanken durchaus von der Hand weisen, daß Kleists Todes- und Jenseitsvorstellungen mit den Vorstellungen eines weltsetzenden Ichs bei Fichte-Novalis in Beziehung gebracht werden dürfen, wie es Richard Weißenfels getan hat. Kleist in seiner ablehnenden Stellung zur Ich-Philosophie stimmt völlig mit Wünsch überein, der mehr als einmal gegen Fichte sich wendet, weil dieser Wünschs „göttlichen, alles umgebenden, auch im Ich waltenden, überall denkenden und allenthalben stets allmächtig wirkenden absoluten Raum“ zugunsten des absoluten Ichs leugnet.**)

Auch Fichtes Eintreten für das Pestalozzische Erziehungsideal bekämpft Kleist bekanntlich in mehreren Epigrammen und in dem satirischen Vorschlag „Allerneuester Erziehungsplan“ (IV 210 ff.). Die Voraussetzung der Gleichartigkeit aller Kinderseelen, der Grundfehler wie so vieler pädagogischen Theorien, so auch der Pestalozzischen, das kosmopolitische und demokratische Element der neuen

*) Im Pädagogischen Archiv XLVIII 705 ff. (1906).
**) S. Wünschs Esoterika, Herbst 1817, S. 2 und 86.

Achtung, ist Kleist wie den gesinnungsverwandten [illegible]
wider s. Steig, Berliner Kämpfe, 324 ff.). In [illegible]
begreiflichen Verlangen nach freier, eigenartiger [illegible]
Individualitäten, in dem 1808 besonders verständlichen [illegible]
Sehnen nach einem Geschlechte der Tat, dem nur [illegible]
Vorbild sein durften, mochte er die gleichmach[illegible]. [illegible]
scharf ablehnen und weist sogar einen spöttischen [illegible]
Professor selbst in dem Phöbus-Epigramm auf [illegible]
Fichte:

> Sagt, ihr treibt's mit eurer Kunst [illegible]
> Nun zu Wärmern wie ihr [illegible]

Und Kleist mag auch später in den [illegible]
sichtlich der Gestaltung der werdenden [illegible]
wie Schleiermacher, [illegible] neben Fichte [illegible]
Art Steffens und Schuberts als Vertreter [illegible]
haben. Das alles schließt aber trotz der [illegible]
wegs eine geistige Beeinflussung Kleists durch Fichte [illegible]
[illegible] aus. Schon die nach dem [illegible]
[illegible] mit Fichteschen Worten konnte [illegible]
[illegible] und [illegible]
der Fall war. Es wäre auch [illegible]
Gesinnungsverwandte [illegible]
[illegible]
[illegible]
als [illegible]
[illegible]
1804 [illegible]
und [illegible]
[illegible]
[illegible] 1807 [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

reichen nichtigen oder nur relativ wichtigen Gründen, die Kriege herbeigeführt hätten, den absoluten Grund des Krieges von 1809 gegenüber: jetzt gelte es das Bestehen oder Vergehen des Idealbilds der Menschheit, das sich in der deutschen Nation verkörpere, an dessen Wesen alle anderen Nationen immer von neuem ein Vorbild und Anregung zur Entwicklung aufwärts fänden. „Eine Gemeinschaft gilt es, . . . die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgend eine; . . . deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wäre. . . . Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Uebermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; . . . in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgend einer anderen aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig geblieben ist; . . . Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll."

Dieser Gedanke wurzelt ersichtlich in Fichte, vor allem in dessen „Reden an die deutsche Nation", ja er ist deren wesentlicher Kern. In der sechsten und siebenten Rede legt er dar, daß aller geistige Fortschritt der Menschheit an die „Deutschheit" gebunden sei. Auch ihm sind Treue, Biederkeit, Ehre, Einfalt wurzelechte deutsche Tugenden; auch nach ihm hat deutscher Geist allen Nationen geistige Freiheit geschaffen, und selbst wo er vom Ausland geistige Werte empfing, sie erhöht und zu neuen Wertsteigerungen das Material geliefert. „Und so trete denn endlich", ruft er aus, „in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von diesem allen stattfinde." Am

Deutschthum aber fühlt man in Kleists Aufruf [illegible] man dessen verschollene Rede, den „Weckruf [illegible] beschwöret euch“, ruft er seinen Hörern zu, [illegible] inwiefern dasselbe nur noch im [illegible] noch ein Auge hat für seinen wahren Wert [illegible] unter allen Völkern Gemüter, die noch immer nicht [illegible] daß die großen Verheißungen eines Reichs des [illegible] und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und [illegible] Trugbild seien [illegible] Diese und in ihnen die [illegible] rechnet auf euch. Ein größerer Teil derselben [illegible] die übrigen haben von uns Religion und jegliche Bildung [illegible] Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen [illegible] auch ihrer Wege, den sie uns frei hinterlassen haben [illegible] Bildung, die sie von uns als Unterpfand eines [illegible] kommen haben, uns selbst auch für sie und um ihretwillen [illegible] halten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem [illegible] des neu entsprossenen Geschlechts nicht [illegible] herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst uns [illegible] Beispiels, unserer Mitwirkung gegen das [illegible] bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen [illegible] alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde [illegible] ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren [illegible] Stimmen und umringen euch und heben [illegible] auf, selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und [illegible] Weltplan bei der Erschaffung eines Menschengeschlechts [illegible] ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen [illegible] keit eingeführt zu werden, beschwört euch [illegible] sein zu retten.“

[illegible]

von ursprünglich instinktmäßiger Anerkennung über die Stufen des Zwanges und dann des Abfalls die Menschheit bis zu freier Anerkennung hindurcharbeite: s. Fichtes „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (Berlin 1806), besonders die erste dieser Vorlesungen (S. 7 ff.). Der ganze Begriff eines „Normalvolks“, als das hier schließlich das deutsche erscheint, ist fichtisch.

In ähnlicher rückwärts und vorwärts gewandter Prophetie wie Fichte betrachtet Kleist die Geschichte. Die erhabene Bildkraft, mit der Fichte die „Deutschheit“ als das lebenspendende Element preist gegenüber dem ausländischen Wesen als dem Elemente des Todes, hält der Bildkraft Kleists stellenweise die Wage. Ist diesem die deutsche Gemeinschaft einer Eiche gleich, „deren Wipfel Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt“, so ist Fichte das Ausland „die Erde, aus welcher fruchtbare Dünste sich absondern und sich emporheben zu den Wolken und durch welche auch noch die in den Tartarus verwiesenen alten Götter“ — Kleists „Höllensohn“ Napoleon — „zusammenhängen mit dem Umkreise des Lebens. Das Mutterland ist der jene umgebende ewige Himmel, an welchem die leichten Dünste sich verdichten zu Wolken, die, durch des Donners aus andrer Welt stammenden Blitzstrahl geschwängert, herabfallen als befruchtender Regen, der Himmel und Erde vereinigt und die im ersten einheimischen Gaben auch dem Schoße der letztern entkeimen läßt.“ (Ende der 5. Rede.) Ja, ich möchte hier auch auf die Aehnlichkeit der visionären Vorstellungen hinweisen, wie sie beide bei Ausmalung der Vernichtung gestalten. Wie Kleist in seinem Fragment, das der Herausgeber „An die Zeitgenossen“ nennt (IV, 114), auf die Zerstörung Jerusalems und die Wegführung der Juden exemplifiziert, so greift Fichte am Ende seiner dritten Rede mit erhobener Feierlichkeit auf Hesekiels Gesichte von dem auf Gottes Gebot sich erneuenden Leben in den Gebeinen der Erschlagenen zurück: „Und die Gebeine“ — d. h. die der erschlagenen Juden — „fügten sich wieder aneinander, ein jegliches an seinen Ort, und es wuchsen darauf Adern und Fleisch, und er überzog sie mit Haut . . . da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr großes Heer.“ Aehnlich läßt Keist im „letzten Lied“ das nahende Kriegeswetter alles Leben der Menschheit hinstürzen und den Tod von der Erde Besitz ergreifen. „Menschheit“ faßt Kleist hier ganz in Fichtes Sinne als Deutschheit, wie der Hinweis auf das neue furchtbare Geschlecht beweist, „das ist geboren nicht und nicht erzogen vom alten, das im

deutschen Land regiert". Dieses neue Geschlecht von entsetzlicher Gestaltung „stiert wie ein Hirngespinst der Mythologen hervor aus der Erschlagenen Knochen". Das klingt an jene Vision Fichte-Hesekiels an, nur wird das Bild im hoffnungverneinenden Sinne gewendet. In diesem neuen Geschlecht in deutschen Landen ist die deutsche Sprache — Fichtes Sprache des Lebens (vgl. die 4. Rede) — und die deutsche Dichtung — Fichtes Dichtung schlechtweg (vgl. die 5. Rede) — tot*). Dafür tönt aus seinem Munde die Sprache des Entsetzens: „Das läßt in Tönen wie der Nord an Strömen, wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.**) Aehnlich malt sich Fichte am Ende der fünften Rede die im Falle der Niederlage einreißende Barbarei aus: „Sodann wäre der bisher noch stetig fortgegangene Fluß der Bildung unsers Geschlechts in der Tat beschlossen, und die Barbarei müßte wieder beginnen und ohne Rettung fortschreiten, so lange, bis wir insgesamt wieder in Höhlen lebten wie die wilden Tiere und gleich ihnen uns unter einander aufzehrten."

II. Kleist und Arndt.

So war der Ewigkeitsberuf der deutschen Nation in Hinsicht auf Erhaltung und Vervollkommnung des Menschheitsideals noch nie ausgesprochen worden wie von Fichte. Selbst nicht von Schiller in den begeisterten Bruchstücken seines Nachlasses. (Hist.-krit. Ausgabe XI; 410 ff.) Denn da fehlt die bei Fichte und Kleist nachdrucksvoll hinzugefügte Folgerung: also muß im Interesse aller diese Nation politisch erhalten werden, da sie sonst auch kulturell untergeht. Aehnlich nun wie Fichte erfaßt dessen Schüler Ernst Moritz Arndt die Bestimmung der deutschen Nation. Und ich bin überzeugt, daß auch dieser zu Kleists gedrängter Gedankenfülle beige-

*) Vgl. zu diesen Prophezeiungen Kleist an Ulrike (August 1808) 5, 378: „In Kassel ist gar das deutsche Theater ganz abgeschafft und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob jemand noch nach hundert Jahren in dieser Gegend deutsch spricht." Vgl. auch die Lesart zu der Ode: „Germania an ihre Kinder", V. 73 ff.: „Gott und seine Stellvertreter und dein Name, o Vaterland, Freiheit, Stolz der bessern Väter, Sprache, du, dein Zauberband, Wissenschaft, du himmelsferne, die dem deutschen Genius winkt, und der Pfad ins Reich der Sterne, welchen still sein Fittig schwingt."

**) Es ist mir unbegreiflich, wie A. Fries in seinen „Stilistischen und vergleichenden Forschungen zu Kleist" (Berlin 1906, S. 78) hierunter die französische Sprache — wegen ihrer Nasallaute! — verstehen und in der Hindeutung auf jene Mißgestalten eine Erinnerung Kleists finden kann an den ungünstigen Eindruck, den ihm die modetollen Franzosen 1801 in Paris gemacht hätten, denen „der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken sitze".

steuert hat, so viel beigesteuert, daß ein oberflächlicher Beurteiler glauben könnte, er habe allein die gesamte Grundlage des Aufsatzes: „Was gilt es in diesem Kriege?“ geliefert. Ich sondere, was Fichte und was Arndt geliefert hat.

Fichte lieferte die Kette des Gewebes, jene beiden oben (S. 3) gekennzeichneten, in ihrer Eigenart nur von ihm geprägten Grundgedanken, die bei dem mehr auf das Konkrete gerichteten Arndt nicht rechte Gestalt annahmen, Arndt den Einschlag: die Hervorhebung besonderer Tugenden und Vorzüge der Nation und die Exemplifikation auf bestimmte große Namen, worin Kleist geradezu auffällig mit ihm übereinstimmt, zudem das Bild vom „Obelisken der Zeiten“, auf den die deutsche Nation den Schlußblock zu setzen bestimmt sei.

Die mit Fichte auffallend übereinstimmenden Vaterlandsgedanken entwickelte Arndt in seinem „Geist der Zeit“, dessen erster Teil ohne Angabe des Verlagsorts erstmals 1806, dessen zweiter Teil ebenfalls ohne Ortsangabe 1809 als Erstdruck erschien.*) In der „Friedensrede eines Deutschen“, dem dritten Stück des zweiten Teils, vom Juli 1807, rühmt Arndt die Werte deutscher Vergangenheit vielfach so, daß wir Kleists Zurückgreifen auf ihn fühlen. So feiert er das auch von Kleist erwähnte Schritthalten mit den anderen Völkern in Kulturfortschritten S. 228: „Von jeher lag der Keim des Großen und Guten im germanischen Volke, wie in einigen Völkerschaften der Keim des Gemeinen und Schlechten liegt. Bringt Tschuwaschen und Kalmücken nach Frankreich, Italien und Teutschland und laßt sie ein Jahrtausend dort weiden; wir wollen sehen, ob Gregore, Luthers, Galileis, Leibnize, Raffaele, Klopfstocke, Voltaire und Richelieus aus ihnen werden. Wir sind mit unsern Brüdern durch die Jahrhunderte mächtig fortgeschritten und können in dem Besten, was bürgerliche, künstlerische und geistige Wirksamkeit heißt, uns mit den meisten unter ihnen messen.“ Auch Arndt hebt wie Kleist die Ueberlieferung geistiger Güter an andere Völker hervor, S. 232: „Wagt es die Vergessenheit, uns hohen Enthusiasmus, Freiheitsgeist und Kühnheit abzusprechen, so mögen ganze europäische Nationen, wenn sie nicht die hellste Wahrheit leugnen wollen, für uns bekennen, was sie uns verdanken“; nicht minder die Aufnahme und Weiterbearbeitung fremdüberkommener Güter, S. 236: „Hier blühen zuerst die alte und die neue Zeit, die Unschuld der Jugend und die Unschuld des Geistes, im friedlichen Bunde beisammen. Wir

---

*) Ich zitiere nach den Erstdrucken, die allein für Kleist in Frage kommen.

dürfen es von uns sagen, daß wir Liebe und Wahrheit, daß wir Majestät und Ideal in unserer Kunst haben, daß wir die Alten verstehen und die Neuen und uns selbst würdigen können. . . . Wer hat die Griechen verstanden wie wir in den letzten Dezennien? Wer hat edler und menschlicher philosophiert und für alles Gute und Schöne der ganzen Welt und Zeit unendlicher gebrannt als unsre Lichtführer?" Vor allem aber fällt in der Exemplifikation, was Auslese und Gruppierung der berühmten Namen anlangt, die weitgehende Uebereinstimmung mit Kleist ins Auge, S. 233 f.: „Soll ich euch hohe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, Luther*) und Guttenberg, Melanchthon und Zwingli, welche Erinnerungen! . . . Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und Menschenwürde, o betet in eurem Himmel für euer Volk, daß es nicht untergehe! . . . Wollt ihr andre Unsterbliche hören, Namen, groß und ewig in Wissenschaften? Keppler und Kopernikus, Leibniz und Kant, Lambert und Euler, Stahl und Scheele, Boerhave und Haller, Herrschel und Guerike, Herder und Johann Müller sind unser. Wenn wir die Tiefe des Himmels und des menschlichen Herzens, den Geist der Vorzeit und Zukunft erspäht haben, so denken wir nicht an die vielen kleinen Erfinder unsers Volkes, wodurch das europäische Leben auch Freude und Schimmer empfangen hat. — Und unsere Kunst, wer kennt sie in der Fremde und wer würdigt sie? Stolz dürfen wir uns neben den ersten erheben, in einigem bescheiden unter dem Italiener stehen, den Franzosen und Engländer kühn herausfordern, wenn der Unkundige über uns hohnlächeln will. Wir fingen mit dem ersten an, mit Wahrheit und Treue, und unsre besten Künstler haben sich an dieses Maß gehalten, auch die nach himmlischem Ideal strebten. . . Dürer und Kranach, Rembrandt und Rubens, Holbein und Vandyk, Hans Sachs und Martin Luther, wie viele eures eigenen Volkes verstehen euch? Händel, Gluck, Mozart, Klopstock, Goethe, Schiller, Jacobi — wem schlägt das Herz nicht höher bei diesen Namen? . . ." — Und endlich hat Arndt auch, freilich ähnlich Fichte, aber übereinstimmender mit Kleist in Gestalt eines Hilferufs an das Ausland, den Appell an die Völker, S. 258 f.: „Und endlich appelliere ich an euch, Europäer, für mein Volk, für das teutsche Volk. Seid ihr durch seine Arbeiten mit be-

*) Wie Kleist Hutten und Luther neben einander nennt, so Arndt II 1, 8: ebenda Leonidas und Hermann, wozu man Kleists Gedicht an Palafox vergleiche; und ebendort S. 48 f. nach und neben einander wie Kleist: Luther und Hutten, Friedrich und Joseph, obgleich er bekanntlich sein eigenes scharfes Urteil über Friedrich hat.

freit, hat es mit den lichtvollsten von euch gleichen Schritt gehalten und hält ihn noch, so laßt nicht geschehen, mit eurem Willen und eurem Beifall nicht geschehen, daß seine Freiheit da untergehe, wo ganz Europa den Untergang schrecklich fühlen müßte. . . . Ich appelliere an euch, Franzosen, wenn ihr mich hören könnt und hören wollt."

In Kleists „Obelisken der Zeiten" scheint Arndts Geschichtsbetrachtung nachzuwirken. Dieser gestaltet das Bild von der Säule der Zeiten im „letzten Wort an die Deutschen" vom Herbst 1808 („Geist der Zeit", II 4, 290 ff.) doppelt, vom Standpunkt der Betrachtung und unter dem Gesichtspunkt des Handelns. In jenem Sinne, in dem es Kleist nicht verwendet, hebt die Beschreibung so an: „Man kann sich die Geschichte denken als eine unendliche Säule, deren Spitze in die dunkle Weite der Vergangenheit zurückdämmert, deren Fuß aber mit erdrückender Last auf unsrer Zeit und unserm Leben steht." In dem anderen Sinne aber war das Bild für Kleist brauchbar, überhaupt anschaulicher, verwandt Schillers „Bau der Ewigkeiten": „Aber man kann sich diese historische Säule wieder anders denken, nicht bloß als hieroglyphische Erklärung für den fragenden und forschenden, sondern auch als eine fortgesetzte unendliche Tatenreihe für den empfindenden und handelnden Menschen. Da steht für den Weisen und Frommen alles sogleich in einer großen, unmittelbaren Verbindung. . . Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sind dann nur eine zusammenhängende Reihe oder, wenn man will, ein Zirkel, wo auch nicht ein Punkt fehlen darf. . . Welch ein Zusammenklang, welch eine Wechselwirkung aller Dinge, der ältesten und der jüngsten, mit einander!"

Eine sorgfältige Vergleichung der politischen Dichtung und Schriftstellerei Kleists mit Arndt führt uns aber noch weiter. Es scheint mir nicht genügend, wie E. Schmidt in der Vorrede zur „Hermannsschlacht" (II 316) tut, Arndt bloß als eine verwandte Stimme in der Zeit der tiefsten Schmach zu streifen. Mit Nachdruck verweise ich zunächst noch einmal darauf, daß sich im „Geist der Zeit" I (1806) S. 445 Kleists Hermann, diese eigenartige Herrschergestalt, dem im Kampfe für das heilige Gut der Freiheit auch schlimme Mittel recht sind, bereits vorgezeichnet findet: „Die gewöhnlichen Mittel der Mittelmäßigkeit und Menschenschonung helfen hier nichts. Ein großer Mann, gewaltig, gebietend und schnell, trete gegen ihn (Napoleon) in die Rennbahn, strenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch

die Hölle besiegt werden." Wer indes näher zusieht, wird finden, daß Kleists gesamte Stellung zu den politischen Dingen der Franzosenzeit in ihren charakteristischen Zügen im Arndtschen Geiste wurzelt. Die eigenen Volksgenossen scheinen beiden durch den Geist der Aufklärungszeit des Idealismus, der Kraft der Seelen beraubt. Beiden erscheint keine Auffassung verwerflicher als die, die in Napoleon den Weltbeglücker sieht: er ist vielmehr beiden ein weltverderbendes Ungeheuer, dem man nichts weniger als Bewunderung zollen soll: die Vorstellung von dem ersehnten Befreier ist beiden die gleiche: die eines großen, ganz und ausschließlich dem Ideal der Freiheit ergebenen, den Teufel nötigenfalls durch seine eigene Höllenlist bekämpfenden Mannes; das offene Bekenntnis zum fanatischen Haß gegen die Fremden und ihre Mitläufer im eigenen Lande, ein Haß, ohne den hier die Liebe zum Eigenen nicht sein kann, haben beide gemein.

Im „Katechismus der Deutschen", Kap. 8, sagt Kleist: „Der Verstand der Deutschen, hast du mir gesagt, habe durch einige scharfsinnigen Lehrer einen Ueberreiz bekommen; sie reflektierten, wo sie empfinden und handeln sollten, meinten, alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können, und gäben nichts mehr auf die alte geheimnisvolle Kraft der Herzen." Dies sind nun in dem Maße antirationalistische Grundgedanken Fichtes wie Arndts (in seinem „Geist der Zeit"), daß es kaum nötig ist, einzelne Vergleichsstellen anzugeben: das ganze Werk Arndts ist in seinen zwei ersten Teilen von diesem Gedanken erfüllt. Ich führe nur ein paar Kernstellen aus dem hierfür besonders ergiebigen Stück „Die Schreiber" (I 2) an. S. 61: „Die Welt ist zu klug, zu gebildet, zu geistig, sie kann nicht mehr sinnlich fromm sein"; S. 66: „Die neue Zeit kann kraft ihrer Bildung das Urteilen und Deuteln nicht lassen. Sie kann das Ganze nicht mehr in der Majestät der Einheit sehen, wodurch die bewegte Welt allein als eine lebendige erscheint. Kurz, wir sind zu klug und auch zu dumm für die Geschichte. Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen." Man lese auch ebenda S. 44 ff. den Abschnitt über die Philosophen nach mit seinem Ausklang in den Hymnus auf große Mystik.

Kleist wie Arndt kämpft gegen den Napoleonkult dieses überklugen irregeführten Volkes, gegen die Träume von einer durch den Korsen zu schaffenden Universalmonarchie. In Kleists Hermannsschlacht kämpft der Cheruskerfürst gegen diesen Wahn der „Barden" V. 307 ff.: „Wenn sich der Barden Lied erfüllt und unter einem

Königsszepter jemals die ganze Menschheit sich vereint, so läßt, daß es ein Deutscher führt, sich denken, ein Britt', ein Gallier oder wer ihr wollt; doch nimmer jener Latier, beim Himmel! der keine andre Volksnatur verstehen kann und ehren als nur seine." Mit Hand und Fuß kämpft auch E. M. Arndt wiederholt im „Geist der Zeit" gegen diesen Wahn. Z. B. II 263 ff.: „Nur einer ist, zu welchem ich sprechen sollte" (Napoleon). „. . . Doch dieser eine kennt nur List und Despotenkünste und haßt alles, was Verstand und Freiheit ähnlich sieht . . . Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede, ein Gott, ein König, eine Familie. Schöne Klänge, die aus tausend Kehlen, die von Kathedern und Schreibpulten, aus Manifesten und Proklamationen wiederklingen, wodurch tausend Gaukler und Narren sich betören und tausend und abertausend gutmütige und schwachköpfige Seelen sich betören lassen. . . ." Diese betörten und betörenden Lobredner des neuen Werdens nennt Arndt gerade wie Kleist „Barden", II 6 f.: „In denselben Tagen, wo das heilige Herz des alten Europa, Germanien, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eigenen Lebens schlagen soll, wo die schändlichste Sklaverei alles Ehrwürdigste besudelt und mit unverschämter Kehle als Rettungsmittel ausschreit, was alle edle und freie Völker von jeher verabscheuten — in denselben Tagen, wo alles Erhabene und Heilige des Geistes einer Nation und einer Menschheit als Aberwitz und philosophische Tollheit verrufen wird, hofften unsere Barden und Philosophen Erlösung und Freiheit der Enkel grade durch einen Geist der Geduld und Erschlaffung, der die Blüte und Tapferkeit der alten Welt verdarb." Und Kleists „Latier, der keine andre Volksnatur verstehen kann und ehren als nur seine", „ein Geschlecht von höh'rer Art, bestimmt, uns roh're Kauze zu beherrschen" (Hermannsschlacht 301,2), das sind die Franzosen Arndts, wie dieser sie (I 335 ff.) in der Uebersicht der neueren Völker charakterisiert, z. B. S. 336: „Die Franzosen haben uns andere Europäer von jeher zum besten gehabt, und wir sind genug Kinder gewesen, uns von ihnen äffen zu lassen. Schimmer und Glanz und alle jene äußeren Scheine der Dinge, wodurch man täuscht und verwirrt, warf dieses Volk immer von sich, und ehe es selbst noch gebildet war, machte es den Nachbarn weiß, bei ihm sei alles besser, anmutiger und geschmackvoller als drüben. Diese Klagen führen Italiäner und Teutsche des funfzehnten, sechszehnten Jahrhunderts zu einer Zeit, als beide viel weiter waren als jene." Und die wollten Europa beherrschen! S. 354: „Ihr also seid das würdige

Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und die Herren anderer sein . . .? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil haben, groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. . . . Ist die Grausamkeit des Barbaren nicht sanft gegen die eurige, die sich nicht schämt mit den Worten Humanität und Edelmut auszustehen, wenn sie etwas Schlimmes tun will? — Und seid ihr vielleicht in den edleren Künsten und Wissenschaften so groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer, von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich eines gebildeten und schöneren Lebens zu erfreuen?" Von diesen Vorstellungen schritt der temperamentvollere Kleist in der Hermannsschlacht weiter bis zu der Hyperbel von der deutschen Bestie, die vom römschen Jäger erlegt und „gepelzt" wird. (V. 1070 ff.) Kleist kennzeichnet sodann Napoleon als das weltverderbende Ungeheuer, das trotz des Vorhandenseins gewisser Größe keine Bewunderung verdiene; s. „Katechismus der Deutschen", Kap. 7: „Von der Bewunderung Napoleons." Dieser erscheint dort als ein „der Hölle entstiegener Vatermördergeist" usw., als „der Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten". Ganz so hatte Arndt sein Bild gezeichnet im „Geist der Zeit" II, S. 352 ff. Bei alledem gesteht er ihm dort Fähigkeiten zu: die List des Korsen (S. 355), Geschwindigkeit (362). Und in der Charakteristik Napoleons im ersten Teile, betitelt: „Der Emporgekommene" (S. 386—435) erkennt Arndt seine Größe, als Feldherr besonders, an; S. 419: „Bonaparte fing als ein kleiner Soldat an, der Feldherr hat den Kaiser gemacht. Er hat seinen Anfang und seine erste Kunst nicht vergessen, und dies ist auch die einzige, welche er recht versteht"; und S. 427: „Die ernste Haltung, des Süden tiefversteckttes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn . . . innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle. So standen die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von Zehntausenden ruhig hin." Man denkt hierbei notwendig an die das Angeführte ergänzende Stelle im „Katechismus der Deutschen" in jenem 7. Kapitel: „Gleichwohl, sagt man, soll er viel Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List, Gewandtheit und Kühnheit vollziehen und, besonders an dem Tage der Schlacht, ein großer Feldherr sein." Daß der Haß des in tiefster

Seele doch gemütvollen Hermann bei Kleist, daß Kleists Haß gegen die Franzosen, die Kehrseite seiner Liebe (vgl. Katechismus der Deutschen, Kap. 9), genau derselbe ist wie der Arndts, verdient hervorgehoben zu werden. Arndts Bekenntnis zum Haß enthält geradezu Wendungen, die in Kleists wildem Gedicht „Germania an ihre Kinder" und im „Kriegslied der Deutschen" widerhallen; denn so bekennt er II, 462: „Ja, ich hasse, es ist meine Lust und mein Leben, daß ich noch hassen kann: ich hasse innig und heiß, aber nichts hasse ich heißer und inniger als euch faule und nichtige Gesellen, die ihr euch nicht schämt, in teutscher Sprache teutsche Schande auszusprechen. Wie sollte der Mann nicht hassen, der in der Welt etwas tun und wirken will? Denn welcher Mensch kann lieben ohne Haß? Und ich liebe mein Vaterland und seine Ehre und Freiheit über alles . . . darum will ich Haß auf Leben und Tod, Haß, den einzigen, gewaltigen Retter und Helfer. . . Jetzt ist die Zeit da für alle Deutschen, jeden Franzosen, der ihren entweihten Boden betritt, als ein Scheusal zu vertilgen;*) denn das übermütige Volk will uns unterjochen. O wenn ein Gott alle unsern Fürsten, die Anführer zur Knechtschaft, nähme, sie zusammen in einen Sack steckte und versenkte im Meere, wo es am tiefsten ist, und wenn dann das Volk wie unsre Ahnen vormals nur zu Keulen und Spießen griffe — das Franzosenungeziefer, das bei uns ist, würde bald vertilgt**) sein und neues würde nicht wiederkommen. So ist mein Haß."

Zu dieser Uebereinstimmung in den Hauptzügen treten noch wichtige Einzelparallelen. Recht genau stimmt die Erörterung der Urheberschaft des Krieges 1806 f. in Kleists „Katechismus der Deutschen" zu Arndts Erörterung derselben Frage. Kleist sagt im 3. Kapitel: „Was ist deinem Vaterland widerfahren? — Napoleon . . . hat es . . . zertrümmert. . . — Warum hat er dies getan? — Das weiß ich nicht. — Das weißt du nicht? — Weil er ein böser Geist ist. — Napoleon behauptet, er sei von den Deutschen beleidigt worden. — . . Die Deutschen haben ihn niemals beleidigt. —

---

*) Vgl. „Germania an ihre Kinder": „Eine Lustjagd, wie wenn Schützen auf die Spur dem Wolfe sitzen! Schlagt ihn tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!" und „Hermannsschlacht" 2219 f. über den Tod des Septimius Nerva: „Nehmt eine Keule doppelten Gewichts und schlagt ihn tot!"

**) Vgl. „Kriegslied der Deutschen": „Nur der Franzmann zeigt sich noch in dem Deutschen Reiche; Brüder, nehmt die Keule doch, daß er gleichfalls weiche!" und „Germania an ihre Kinder": „Mit dem Spieße, mit dem Stab, strömt ins Tal der Schlacht hinab!"

Kennst du die ganze Streitfrage, die dem Kriege, der entbrannt ist, zum Grunde liegt? — Nein, keineswegs. — Warum nicht? — Weil sie zu weitläufig und umfassend ist." Und Arndt im „Blick vorwärts" (G. d. Z. II, 2, S. 85 ff.: „Wer hat den Krieg angefangen? Ich sagte oben und sage es noch, die Welt sei so wunderbar in einander verwirrt und verflochten, daß man den Anfänger nicht immer herausfinden könne, aber Bonaparte sei immer das große blutige Gespenst, das zu ungeheuren Taten und Verhängnissen aufschrecke"; und nun wird die Frage eingehend in diesem Sinne erörtert.

Es ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß Fichte die Napoleonische Tyrannei in Vergleich stellte zu der römischen, die Arminius zerbrochen habe. Kleist freilich hatte selber alsbald nach der Schlacht bei Jena an Ulrike geschrieben: „Wir sind die unterjochten Völker der Römer" (Brief vom 24. Oktober 1806). Es könnte aber sehr wohl sein, daß seine Gedanken in dieser Richtung sich verdichteten unter dem Eindruck der Lektüre von Arndts „Geist der Zeit" II. Darin preist Arndt wieder und wieder die unsterbliche deutsche Vorzeit und vor allem Hermanns weltgeschichtliche Tat im Teutoburger Walde.

Das 4. Stück („Letztes Wort an die Teutschen") hebt mit einem Fragment aus Arndts ungedrucktem Trauerspiel „Hermann" an, das freilich keine wesentliche Verwandtschaft mit Kleists Dichtung besitzt. Deutlicher aber wird die Anregung durch Arndt, wenn man bei ihm II, 221 die Mahnung liest, doch wohl an die Wortführer der Nation, die Schriftsteller, gerichtet, der Mitwelt Hermanns Tat vor die Seele zu rücken. Er gebraucht dort geradezu das Bild, mit dessen machtvoller Ausgestaltung Kleist sein Stück eröffnet:

> „Rom, dieser Riese, der, das Mittelmeer beschreitend,
> Gleich dem Koloß von Rhodus, trotzig,
> Den Fuß auf Ost und Westen setzet, . . .
> Er wirft auch jetzt uns Deutsche in den Staub."

Ja, Arndt gebraucht dieses Bild schon mit Nachdruck, mit einer Art von Ausgestaltung. „Welch ein Kampf eines kleinen Haufen, der Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den thüringischen und fränkischen Bergen gegen den römischen Koloß. Der Koloß drückte, von gewaltigen und herrlichen Männern, von Drusus und Germanikus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerschmettert über den Rhein zurückgeworfen." Und dann folgt als-

bald die Mahnung: „Teutsche, vergesset Hermann nicht; flehet die Vorsehung an um einen solchen Mann und Befreier, weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin; und er wird kommen, und ihr werdet ein Volk sein und ein freies, starkes Volk."

Auch Arndt verschmilzt schon die Vorzeit der Varusschlacht wirksam ungeschichtlich-kleistisch mit der Gegenwart. Er malt aus, wie er sich die nächsten Ziele denkt. Greifbar spielt er sich in die Rolle Hermanns hinein, der, während ihn der Imperator in seiner Gefolgschaft wähnt, um mit gegen ein Brudervolk zu ziehen, seine Waffen gegen den Imperator wandte. II, 446 f.: „Ich will einmal vor euch spielen, ich will ein Bild hinstellen, was Tat sein könnte, was schon Tat hätte sein sollen, wenn die, welche für das ganze Volk denken und empfinden sollen, groß dächten und fühlten. Ich bin denn einer der Fürsten und Feldherren, welche jetzt auf Befehl des französischen Despoten teutsche Legionen über den Rhein geführt haben" (zur Verwendung gegen Spanien); „ich ziehe denn mit ihnen durch das heilige germanische Land von Hessen und Westfalen; die großen Taten, die stolzen Erinnerungen, die frommen Streite der Väter steigen vor mir auf; die Feigheit, die Schmach, die Schlaffheit der Gegenwärtigen empören mich; ich wage ein Werk für das Vaterland, ich berufe die Führer und die Männer; mein Marsfeld ist das Land, wo die Cherusker, die Katten, die Sachsen, die Friesen fochten; also spreche ich zu ihnen: Brüder und Landsleute, wir ziehen heute über einen heiligen Boden; aber ziehen wir, fliehende Feinde zu verfolgen? Ziehen wir anrückenden Feinden zu begegnen? Ziehen wir, das Vaterland von einem meuterischen und zuchtlosen Gesindel zu befreien, das seinem Glück und seiner Freiheit drohet und in die Fremde zum Tode geführt werden muß? — O stehet hier und höret mich, höret mich, wenn ein teutsches Herz in euren Brüsten schlägt! Denn hohe Erinnerungen umgeben uns hier, heilige Pflichten sprechen uns an, wohin wir den staunenden Blick wenden. Kennet ihr dies Land? Kennet ihr die Erde, worauf ihr tretet? Kennet ihr die Berge und Wälder, die aus der Ferne vor eurem Blicke aufdämmern? Dies ist das Land wo die Cherusker und Katten schlugen, wo Drusus, Germanikus, Julianus mit zertrümmerten Legionen über den Rhein fliehen mußten; dies sind die Wälder und Täler, wo Hermann Varus' Heer vernichtete und aus den Gebeinen der Erschlagenen einen Altar der Rache auftürmte, ein herrliches Denkmal der Freiheit. . . . Ein fremder Fürst, der Fürst des übermütigsten, von uns gehaßtesten Volkes, heißt uns über

den Rhein ihm zuziehen. Er treibt seine Legionen gegen ein tapferes, freies Volk, gegen die Spanier, daß sie seine Knechte werden; uns zieht er sich nach, zuerst, daß er uns sicher habe, dann, daß er uns brauche, überschwemmen und zerstören zu helfen. . . Ja, es ist wahr, wir heißen Bundesgenossen, aber wir sind Knechte; die Römer wollten unsere Väter Bundesgenossen nennen, aber sie verschmähten den Namen, und sie blieben Freie." Dann mahnt er zusammenzuhalten mit allen Deutschen unter Oesterreichs Führung: „Auf denn, Freunde, frisch auf zum Rhein und Mainz und Wesel und Landau rasch berannt und genommen; dann gerufen: Freiheit und Oesterreich! Dann gerufen: Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte! — . . . Nur zusammen, zusammen! Ruft Oesterreich auf; unterwerft euch Oesterreich als König von Germanien!" — Wer denkt hier nicht an Hermanns Verhalten gegen Marbod bei Kleist? Wer nicht bei der ganzen Rede und Situation an Egberts und Hermanns Gespräch vor der Varusschlacht V, 10?

Wieder und wieder vermischt sich für Arndt die alte römische und die französische Weise der Tyrannei. II, 442: „Es wird werden, wie es unter Nero und Heliogabal war; was sage ich? Es wird bleiben, wie es in Italien und Teutschland schon ist. Französische Generale, Kommissäre, Zöllner, Günstlinge, Windbeutel und Abenteurer aller Art strömen von Paris aus, die groben Alemannen fein, liederlich und arm zu machen; sie suchen nur Gold in dem Lande der Grobheit und Barbarei und fliehen dann nach der Hauptstadt der Welt zurück, um als Menschen leben zu können. . . Damit das System der Weltsklaverei sich trage, muß wieder die römische Weise gelten; Spanier, Albanesen, vielleicht Syrer und Aegypter garnisonieren in euren Festungen und zügeln das sträubende Volk; eure Jugend steht an der Newa, am Hellespont, vielleicht am Orontes und Nil, andern Unterjochten Gleiches zu tun."

Fragen wir uns zuletzt, ob es denn wahrscheinlich ist, daß Kleist in der beschriebenen Weise sich anregen ließ, so muß dies durchaus bejaht werden. Es ist ja bereits festgestellt, daß der Dichter für die im Drange der Zeit entworfenen politischen Dichtungen und Aufsätze fremde Gedanken glücklich verwertete. Arno Eichhorn hat in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" 1905 (Nr. 295) nachgewiesen, daß der „Katechismus der Deutschen" tatsächlich „nach dem Spanischen abgefaßt" ist, und zwar nach jenem auszugsweise durch de Naylies „Mémoires sur la guerre d'Espagne pendant les années 1808—1811" erhaltenen Catéchisme Espagnol oder

doch nach einer Uebersetzung davon. Reinhold Steig hat ferner in „H. v. Kleists Berliner Kämpfen“ gezeigt, daß in dem von jenem „An die Zeitgenossen“ genannten Fragment (IV, 113) Kleist von einer visionären Verkündigung in Arndts „Geist der Zeit“ ausgeht (Berl. K. 463 f.)*); daß ferner Kleist in seinem „Gebet Zoroasters“ (IV, 127) mit seinem Preis der machtvollen Rede auf Arndts Hymnus auf die Kraft der Rede im „Geist der Zeit“ (I, 1) fußt. Ich glaube an meinem Teile nun gezeigt zu haben, daß Kleist auch sonst in seiner politischen Schriftstellerei sich durch Arndt und Fichte hat anregen lassen; daß er sogar hier und da ein Bild, eine Wendung geradezu festgehalten hat; dies jedoch so, daß alles, was er bietet, kleistisch ist und bleibt, ich brauche niemand zu sagen, wodurch.

*) Lange nach Abschluß meines Aufsatzes (im Febr. 1909) finde ich in S. Rahmers Buche „H. v. Kleist als Mensch und Dichter“, Berlin 1909, S. 439 eine Angabe, die beweist, daß schon 1862 jemand die Anlehnung Kleists an Arndt allgemein gemutmaßt und für 2 Stellen seiner politischen Aufsätze im besonderen erkannt hat (die eine ist eben der Eingang des Aufrufs „An die Zeitgenossen“, dessen Herkunft Steig noch einmal entdeckt hat, die andere das achte Kapitel das „Katechismus der Deutschen“). Diese Hinweise finden sich in einer Besprechung der polit. Schriften Kleists, herausgeg. von Rud. Köpke, in den Preuß. Jahrbüchern IX, v. 1. Jan. 1862.

dürfen es von uns sagen, daß wir Liebe und W[illegible] Majestät und Ideal in unserer Kunst haben, daß [illegible] ieben und die Neuen und uns selbst würdigen können [illegible] hat die Griechen verstanden wie wir in den letzten [illegible] heit edler und menschlicher Philosophie und für [illegible] Schöne der ganzen Welt und Zeit unendlicher [illegible] Lehrführer?" Vor allem aber fällt in der [illegible] und Gruppierung der berühmten Namen anlangt, [illegible] Uebereinstimmung mit Kleist ins Auge. [illegible] hehe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, [illegible] Huttenberg, Melanchthon und Zwingli, welche [illegible] Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und [illegible] wurde, o betet in eurem Himmel für euer Volk [illegible] gebe! [illegible] Wollt ihr andre Unsterbliche hören, [illegible] ewig in Wissenschaften? Keppler und Kopernikus [illegible] Kant, Lambert und Euler, Stahl und Sch[illegible], [illegible] Herschel und Guericke, Herder und Johann [illegible] Wenn wir die Tiefe des Himmels und [illegible] den Geist der Vorzeit und Zukunft [illegible] nicht an die [illegible] Erfinder unsres Volkes [illegible] unsterbliche Leben auch Freude und [illegible] Und unsere Kunst, wer kennt sie [illegible]

[illegible]

freit, hat es mit den lichtvollsten von euch gleichen Schritt gehalten und hält ihn noch, so laßt nicht geschehen, mit eurem Willen und eurem Beifall nicht geschehen, daß seine Freiheit da untergehe, wo ganz Europa den Untergang schrecklich fühlen müßte. . . . Ich appelliere an euch, Franzosen, wenn ihr mich hören könnt und hören wollt."

In Kleists „Obelisken der Zeiten" scheint Arndts Geschichtsbetrachtung nachzuwirken. Dieser gestaltet das Bild von der Säule der Zeiten im „letzten Wort an die Deutschen" vom Herbst 1808 („Geist der Zeit", II 4, 290 ff.) doppelt, vom Standpunkt der Betrachtung und unter dem Gesichtspunkt des Handelns. In jenem Sinne, in dem es Kleist nicht verwendet, hebt die Beschreibung so an: „Man kann sich die Geschichte denken als eine unendliche Säule, deren Spitze in die dunkle Weite der Vergangenheit zurückdämmert, deren Fuß aber mit erdrückender Last auf unsrer Zeit und unserm Leben steht." In dem anderen Sinne aber war das Bild für Kleist brauchbar, überhaupt anschaulicher, verwandt Schillers „Bau der Ewigkeiten": „Aber man kann sich diese historische Säule wieder anders denken, nicht bloß als hieroglyphische Erklärung für den fragenden und forschenden, sondern auch als eine fortgesetzte unendliche Tatenreihe für den empfindenden und handelnden Menschen. Da steht für den Weisen und Frommen alles sogleich in einer großen, unmittelbaren Verbindung... Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sind dann nur eine zusammenhängende Reihe oder, wenn man will, ein Zirkel, wo auch nicht ein Punkt fehlen darf. . . Welch ein Zusammenklang, welch eine Wechselwirkung aller Dinge, der ältesten und der jüngsten, mit einander!"

Eine sorgfältige Vergleichung der politischen Dichtung und Schriftstellerei Kleists mit Arndt führt uns aber noch weiter. Es scheint mir nicht genügend, wie E. Schmidt in der Vorrede zur „Hermannsschlacht" (II 316) tut, Arndt bloß als eine verwandte Stimme in der Zeit der tiefsten Schmach zu streifen. Mit Nachdruck verweise ich zunächst noch einmal darauf, daß sich im „Geist der Zeit" I (1806) S. 445 Kleists Hermann, diese eigenartige Herrschergestalt, dem im Kampfe für das heilige Gut der Freiheit auch schlimme Mittel recht sind, bereits vorgezeichnet findet: „Die gewöhnlichen Mittel der Mittelmäßigkeit und Menschenschonung helfen hier nichts. Ein großer Mann, gewaltig, gebietend und schnell, trete gegen ihn (Napoleon) in die Rennbahn, strenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch

die Hölle besiegt werden." Wer indes näher zusieht, [illegible] daß Nietzsches gesamte Stellung zu den politischen Dingen [illegible] zeit in ihren charakteristischen Zügen im Rembrandtdeutschen [illegible] Die eigenen Volksgenossen scheinen beiden durch den [illegible] Klärungsrausch des Idealismus, der Macht der Zeiten [illegible] den erscheint keine Auffassung verwerflicher als die, [illegible] dem Weltbeglücker liebt; er ist vielmehr beiden ein [illegible] Ungeheuer, dem man nichts weniger als Bewunderung [illegible] die Vorstellung von dem erlebten Wirken ist [illegible] die eines großen, ganz und ausschließlich dem [illegible] gebenen, den Teufel notgedrungen durch seine eigene [illegible] kämpfenden Mannes, das offene Bekenntnis zum [illegible] gegen die Fremden und ihre Mitläufer im eigenen [illegible] ohne den hier die Liebe zum Eigenen nicht [illegible] gemein.

Im „Rembrandtdeutschen", [illegible] Verstand der Deutschen, heißt du [illegible] habe durch [illegible] sinnigen Leben einen Überreiz bekommen [illegible] empfinden und denken sollen, meinten, alles durch [illegible] verständigen zu können, und gaben nichts mehr [illegible] himmlische Macht der Herzen." [illegible] sind nun [illegible] [illegible]

Königsszepter jemals die ganze Menschheit sich vereint, so läßt, daß es ein Deutscher führt, sich denken, ein Britt', ein Gallier oder wer ihr wollt; doch nimmer jener Latier, beim Himmel! der keine andre Volksnatur verstehen kann und ehren als nur seine." Mit Hand und Fuß kämpft auch E. M. Arndt wiederholt im „Geist der Zeit" gegen diesen Wahn. Z. B. II 263 ff.: „Nur einer ist, zu welchem ich sprechen sollte" (Napoleon). „. . . Doch dieser eine kennt nur List und Despotenkünste und haßt alles, was Verstand und Freiheit ähnlich sieht . . . Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede, ein Gott, ein König, eine Familie. Schöne Klänge, die aus tausend Kehlen, die von Kathedern und Schreibpulten, aus Manifesten und Proklamationen wiederklingen, wodurch tausend Gaukler und Narren sich betören und tausend und abertausend gutmütige und schwachköpfige Seelen sich betören lassen. . . ." Diese betörten und betörenden Lobredner des neuen Werdens nennt Arndt gerade wie Kleist „Barden", II 6 f.: „In denselben Tagen, wo das heilige Herz des alten Europa, Germanien, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eigenen Lebens schlagen soll, wo die schändlichste Sklaverei alles Ehrwürdigste besudelt und mit unverschämter Kehle als Rettungsmittel ausschreit, was alle edle und freie Völker von jeher verabscheuten — in denselben Tagen, wo alles Erhabene und Heilige des Geistes einer Nation und einer Menschheit als Aberwitz und philosophische Tollheit verrufen wird, hofften unsere Barden und Philosophen Erlösung und Freiheit der Enkel grade durch einen Geist der Geduld und Erschlaffung, der die Blüte und Tapferkeit der alten Welt verdarb." Und Kleists „Latier, der keine andre Volksnatur verstehen kann und ehren als nur seine", „ein Geschlecht von höh'rer Art, bestimmt, uns roh're Kauze zu beherrschen" (Hermannsschlacht 301/2), das sind die Franzosen Arndts, wie dieser sie (I 335 ff.) in der Uebersicht der neueren Völker charakterisiert, z. B. S. 336: „Die Franzosen haben uns andere Europäer von jeher zum besten gehabt, und wir sind genug Kinder gewesen, uns von ihnen äffen zu lassen. Schimmer und Glanz und alle jene äußeren Scheine der Dinge, wodurch man täuscht und verwirrt, warf dieses Volk immer von sich, und ehe es selbst noch gebildet war, machte es den Nachbarn weiß, bei ihm sei alles besser, anmutiger und geschmackvoller als drüben. Diese Klagen führen Italiäner und Deutsche des funfzehnten, sechszehnten Jahrhunderts zu einer Zeit, als beide viel weiter waren als jene." Und die wollten Europa beherrschen! S. 354: „Ihr also seid das würdige

Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen [illegible] habt, ihr wollt die Waglücker und die Herren andrer [illegible] Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder [illegible] Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend [illegible] für Geld feil haben, groß ist, so sind wenig [illegible] weisen ... Ist die Grausamkeit des Barbaren nicht [illegible] eurige, die sich nicht schämt mit den Worten Humanität [illegible] mut auszuschmücken, wenn sie etwas Schlimmes tun will? [illegible] ihr vielleicht in den edleren Künsten und Wissenschaften [illegible] es ein Glück wäre für die übrigen Europäer, von euch [illegible] werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich [illegible] gebildeten und schöneren Lebens zu erfreuen?" Von diesem [illegible] schritt der temperamentvollere Kleist in der Hermannsschlacht [illegible] bis zu der Hyperbel von der deutschen Weise, die [illegible] Jäger erlegt und ausgeweidet" wird (S. 1070 ff. [illegible] sodann Napoleon als das weltverderbende Ungeheuer, [illegible] Verbindenismus gewisser Greise keine Bewunderung [illegible] „Katechismus der Deutschen", Kap. 7: „Von der [illegible] Napoleons". [illegible] erscheint dort als ein „der [illegible] Widermord [illegible] war", als „der Anfang alles Bösen und [illegible] alles Guten". Ganz so hatte Arndt ihn [illegible] der Zeit" II, S. [illegible] ff. Bei alledem [illegible] er [illegible] [illegible] in die Zeit des Kaisers (S. [illegible]), [illegible] in der Charakteristik Napoleons im ersten Teile, [illegible] [illegible]

[illegible]

Seele doch gemütvollen Hermann bei Kleist, daß Kleists Haß gegen die Franzosen, die Kehrseite seiner Liebe (vgl. Katechismus der Deutschen, Kap. 9), genau derselbe ist wie der Arndts, verdient hervorgehoben zu werden. Arndts Bekenntnis zum Haß enthält geradezu Wendungen, die in Kleists wildem Gedicht „Germania an ihre Kinder" und im „Kriegslied der Deutschen" widerhallen; denn so bekennt er II, 462: „Ja, ich hasse, es ist meine Lust und mein Leben, daß ich noch hassen kann: ich hasse innig und heiß, aber nichts hasse ich heißer und inniger als euch faule und nichtige Gesellen, die ihr euch nicht schämt, in teutscher Sprache teutsche Schande auszusprechen. Wie sollte der Mann nicht hassen, der in der Welt etwas tun und wirken will? Denn welcher Mensch kann lieben ohne Haß? Und ich liebe mein Vaterland und seine Ehre und Freiheit über alles . . . darum will ich Haß auf Leben und Tod, Haß, den einzigen, gewaltigen Retter und Helfer. . . Jetzt ist die Zeit da für alle Deutschen, jeden Franzosen, der ihren entweihten Boden betritt, als ein Scheusal zu vertilgen:*) denn das übermütige Volk will uns unterjochen. O wenn ein Gott alle unsern Fürsten, die Anführer zur Knechtschaft, nähme, sie zusammen in einen Sack steckte und versenkte im Meere, wo es am tiefsten ist, und wenn dann das Volk wie unsre Ahnen vormals nur zu Keulen und Spießen griffe — das Franzosenungeziefer, das bei uns ist, würde bald vertilgt**) sein und neues würde nicht wiederkommen. So ist mein Haß."

Zu dieser Uebereinstimmung in den Hauptzügen treten noch wichtige Einzelparallelen. Recht genau stimmt die Erörterung der Urheberschaft des Krieges 1806f. in Kleists „Katechismus der Deutschen" zu Arndts Erörterung derselben Frage. Kleist sagt im 3. Kapitel: „Was ist deinem Vaterland widerfahren? — Napoleon . . . hat es . . . zertrümmert. . . — Warum hat er dies getan? — Das weiß ich nicht. — Das weißt du nicht? — Weil er ein böser Geist ist. — Napoleon behauptet, er sei von den Deutschen beleidigt worden. — . . Die Deutschen haben ihn niemals beleidigt. —

*) Vgl. „Germania an ihre Kinder": „Eine Luftjagd, wie wenn Schützen auf die Spur dem Wolfe sitzen! Schlagt ihn tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!" und „Hermannsschlacht" 2219 f. über den Tod des Septimius Nerva: „Nehmt eine Keule doppelten Gewichts und schlagt ihn tot!"

**) Vgl. „Kriegslied der Deutschen": „Nur der Franzmann zeigt sich noch in dem Deutschen Reiche; Brüder, nehmt die Keule doch, daß er gleichfalls weiche!" und „Germania an ihre Kinder": „Mit dem Spieße, mit dem Stab, strömt ins Tal der Schlacht hinab!"

Kennst du die ganze Streitfrage, die dem Kriege, der entbrannt ist, zum Grunde liegt? — Nein, keineswegs. — Warum nicht? — Weil sie zu weitläufig und umfassend ist." Und Arndt im „Blick vorwärts" G. d. Z. II, 2, S. 85 ff.: „Wer hat den Krieg angefangen? Ich sagte oben und sage es noch, die Welt sei so wunderbar in einander verwirrt und verflochten, daß man den Anfänger nicht immer herausfinden könne, aber Bonaparte sei immer das große blutige Gespenst, das zu ungeheuren Taten und Verhängnissen aufschrecke"; und nun wird die Frage eingehend in diesem Sinne erörtert.

Es ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß Fichte die Napoleonische Tyrannei in Vergleich stellte zu der römischen, die Arminius zerbrochen habe. Kleist freilich hatte selber alsbald nach der Schlacht bei Jena an Ulrike geschrieben: „Wir sind die unterjochten Völker der Römer" (Brief vom 24. Oktober 1806). Es könnte aber sehr wohl sein, daß seine Gedanken in dieser Richtung sich verdichteten unter dem Eindruck der Lektüre von Arndts „Geist der Zeit" II. Darin preist Arndt wieder und wieder die unsterbliche deutsche Vorzeit und vor allem Hermanns weltgeschichtliche Tat im Teutoburger Walde.

Das 1. Stück („Letztes Wort an die Teutschen") hebt mit einem Fragment aus Arndts ungedrucktem Trauerspiel „Hermann" an, das freilich keine wesentliche Verwandtschaft mit Kleists Dichtung besitzt. Deutlicher aber wird die Anregung durch Arndt, wenn man bei ihm II, 221 die Mahnung liest, doch wohl an die Wortführer der Nation, die Schriftsteller, gerichtet, der Mitwelt Hermanns Tat vor die Seele zu rücken. Er gebraucht dort geradezu das Bild, mit dessen machtvoller Ausgestaltung Kleist sein Stück eröffnet:

„Rom, dieser Riese, der, das Mittelmeer beschreitend,
Gleich dem Koloß von Rhodus, trotzig,
Den Fuß auf Ost und Westen setzet, . . .
Er wirft auch jetzt uns Deutsche in den Staub."

Ja, Arndt gebraucht dieses Bild schon mit Nachdruck, mit einer Art von Ausgestaltung. „Welch ein Kampf eines kleinen Haufen, . . Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den ...chen und fränkischen Bergen gegen den römischen Koloß. ...ß drückte, von gewaltigen und herrlichen Männern, von ...s Germanikus bewegt, aber mehr als einmal ward er ... über den Rhein zurückgeworfen." Und dann folgt als=

bald die Mahnung: „Teutsche, vergesset Hermann nicht; flehet die Vorsehung an um einen solchen Mann und Befreier, weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin; und er wird kommen, und ihr werdet ein Volk sein und ein freies, starkes Volk."

Auch Arndt verschmilzt schon die Vorzeit der Varusschlacht wirksam ungeschichtlich-kleistisch mit der Gegenwart. Er malt aus, wie er sich die nächsten Ziele denkt. Greifbar spielt er sich in die Rolle Hermanns hinein, der, während ihn der Imperator in seiner Gefolgschaft wähnt, um mit gegen ein Brudervolk zu ziehen, seine Waffen gegen den Imperator wandte. II, 446 f.: „Ich will einmal vor euch spielen, ich will ein Bild hinstellen, was Tat sein könnte, was schon Tat hätte sein sollen, wenn die, welche für das ganze Volk denken und empfinden sollen, groß dächten und fühlten. Ich bin denn einer der Fürsten und Feldherren, welche jetzt auf Befehl des französischen Despoten teutsche Legionen über den Rhein geführt haben" (zur Verwendung gegen Spanien); „ich ziehe denn mit ihnen durch das heilige germanische Land von Hessen und Westfalen; die großen Taten, die stolzen Erinnerungen, die frommen Streite der Väter steigen vor mir auf; die Feigheit, die Schmach, die Schlaffheit der Gegenwärtigen empören mich; ich wage ein Werk für das Vaterland, ich berufe die Führer und die Männer; mein Marsfeld ist das Land, wo die Cherusker, die Katten, die Sachsen, die Friesen fochten; also spreche ich zu ihnen: Brüder und Landsleute, wir ziehen heute über einen heiligen Boden; aber ziehen wir, fliehende Feinde zu verfolgen? Ziehen wir anrückenden Feinden zu begegnen? Ziehen wir, das Vaterland von einem meuterischen und zuchtlosen Gesindel zu befreien, das seinem Glück und seiner Freiheit drohet und in die Fremde zum Tode geführt werden muß? — O stehet hier und höret mich, höret mich, wenn ein teutsches Herz in euren Brüsten schlägt! Denn hohe Erinnerungen umgeben uns hier, heilige Pflichten sprechen uns an, wohin wir den staunenden Blick wenden. Kennet ihr dies Land? Kennet ihr die Erde, worauf ihr tretet? Kennet ihr die Berge und Wälder, die aus der Ferne vor eurem Blicke aufdämmern? Dies ist das Land wo die Cherusker und Katten schlugen, wo Drusus, Germanikus, Julianus mit zertrümmerten Legionen über den Rhein fliehen mußten; dies sind die Wälder und Täler, wo Hermann Varus' Heer vernichtete und aus den Gebeinen der Erschlagenen einen Altar der Rache auftürmte, ein herrliches Denkmal der Freiheit. . . . Ein fremder Fürst, der Fürst des übermütigsten, von uns gehaßtesten Volkes, heißt uns über

[illegible]

[illegible] alte römische und [illegible] II. 442: „Es wird werden, wie es unter [illegible] Es wird bleiben, [illegible] Französische Generale, [illegible] und Abenteurer aller [illegible] Die groben Alemannen fein, liederlich und [illegible] zu machen; [illegible] nur Gold in dem Lande der [illegible] und [illegible] dann nach der Hauptstadt der Welt zurück, um als Menschen leben zu können. . . Damit das System der Weltsklaverei sich trage, muß wieder die römische Weise gelten: Spanier, Albanesen, vielleicht Syrer und Aegypter garnisonieren in euren Festungen und zügeln das sträubende Volk; eure Jugend steht an der Newa, am Hellespont, vielleicht am Orontes und Nil, andern Unterjochten Gleiches zu tun."

Fragen wir uns zuletzt, ob es denn wahrscheinlich ist, daß K[illegible] in der beschriebenen Weise sich anregen ließ, so muß dies durchaus bejaht werden. Es ist ja bereits festgestellt, daß der Dichter für die im Drange der Zeit entworfenen politischen Dichtungen und Aufsätze fremde Gedanken glücklich verwertete. Arno Eichhorn hat in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" 1905 (Nr. [illegible]) nachgewiesen, daß der „Katechismus der Deutschen" tatsächlich „nach dem Spanischen abgefaßt" ist, und zwar nach jenem [illegible] durch de Naylies „Mémoires sur la guerre d'Espagne pendant [illegible]nées 1808—1811" erhaltenen Catéchisme Espagnol [illegible]

doch nach einer Uebersetzung davon. Reinhold Steig hat ferner in „H. v. Kleists Berliner Kämpfen“ gezeigt, daß in dem von jenem „An die Zeitgenossen“ genannten Fragment (IV, 113) Kleist von einer visionären Verkündigung in Arndts „Geist der Zeit“ ausgeht (Berl. K. 463 f.)*); daß ferner Kleist in seinem „Gebet Zoroasters“ (IV, 127) mit seinem Preis der machtvollen Rede auf Arndts Hymnus auf die Kraft der Rede im „Geist der Zeit“ (I, 1) fußt. Ich glaube an meinem Teile nun gezeigt zu haben, daß Kleist auch sonst in seiner politischen Schriftstellerei sich durch Arndt und Fichte hat anregen lassen; daß er sogar hier und da ein Bild, eine Wendung geradezu festgehalten hat; dies jedoch so, daß alles, was er bietet, kleistisch ist und bleibt, ich brauche niemand zu sagen, wodurch.

---

*) Lange nach Abschluß meines Aufsatzes (im Febr. 1909) finde ich in S. Rahmers Buche „H. v. Kleist als Mensch und Dichter“, Berlin 1909, S. 439 eine Angabe, die beweist, daß schon 1862 jemand die Anlehnung Kleists an Arndt allgemein gemutmaßt und für 2 Stellen seiner politischen Aufsätze im besonderen erkannt hat (die eine ist eben der Eingang des Aufrufs „An die Zeitgenossen“, dessen Herkunft Steig noch einmal entdeckt hat, die andere das achte Kapitel das „Katechismus der Deutschen“). Diese Hinweise finden sich in einer Besprechung der polit. Schriften Kleists, herausgeg. von Rud. Köpke, in den Preuß. Jahrbüchern IX, v. 1. Jan. 1862.

Gedanken eines Naturwissenschaftlers zur modernen Kunst.

Von

Adolf Mayer.

> „In den Wissenschaften kann man nur noch in einem begrenzten Gebiete Meister sein, nämlich als Spezialist, und irgendwo soll man dies sein. Soll man aber nicht die Fähigkeit der allgemeinen Uebersicht, ja die Würdigung derselben einbüßen, so sei man noch an möglichst vielen anderen Stellen Dilettant ... sonst bleibt man in allem, was über die Spezialität hinausliegt, ein Ignorant und unter Umständen im Ganzen ein roher Geselle." J. Burkhardt.

Daß wir in einer Zeit der großen Umwälzungen und Neuwertungen leben, ist hundertmal gesagt. Seltener werden die Gründe bloßgelegt, die im Einzelnen die Ursache dieser Erscheinung sind. Die Umwälzung, welche die bildende Künste, insbesondere die Malerei, in unsern Tagen erfahren haben, läßt sich ohne Zweifel auf mehrere Gesichtspunkte zurückführen, unter denen aber die in unserer Zeit so stark vermehrte Kenntnis jedenfalls in erster Linie steht. Diese vermehrte Kenntnis ist einerseits historisch und ethnographisch und dehnt sich insofern auf die Kunst anderer Zeiten und anderer Völker aus, die uns durch die erleichterten Verkehrs- und Vervielfältigungsmittel zugänglich gemacht worden sind. Wir haben in viel breiteren Schichten der Bevölkerung wie früher, durch Reisen in das gelobte Land der Kunst, nach Italien, oder nach dem Lande der gewissenhaftesten Malerei aller Zeiten, nach den Niederlanden, ferner durch jedermann zugängliche photographische Reproduktionen*), endlich durch

*) Und nicht bloß Reproduktionen. Sondern die Photographie dient heutzutage den Malern als technisches Hilfsmittel. So bei Lenbach (vergl. Beilage Allg. Zeitung 1906, 7. Januar), der die ganze Vorbereitung photo-

das unerwartet rasche Erschließen einer von unserer europäischen ganz verschiedenen aber doch hoch beachtenswerten Kunst, insbesondere der des alten asiatischen Kulturlandes, Japan, vielfache und ganz neue Auffassungsweisen kennen gelernt. Der Reisende Doflein*) behauptet von der japanischen Kunst, daß dieselbe durch eine vereinfachte Ausdrucksform auf einem bewußt gewählten Umwege dieselbe Empfindung wachzurufen vermöge, welche das natürliche Objekt hervorgerufen haben würde. Das muß natürlich lehrreich sein, weil man damit an die Wurzel des Stilbegriffs kommt. — Beeinflussungen der europäischen Stilentwicklung durch Asien haben ja auch schon in früheren Jahrhunderten stattgefunden. So wird der Rokokostil teilweise auf Eindrücke zurückgeführt, den französische Missionare seinerzeit in Tonkin empfangen hatten**).

Eine natürliche Folge solcher Beeinflußung ist, daß unsere eigene, bis dahin noch leidlich feststehende Auffassungsweise, ja unser Geschmack selber, eine starke Erschütterung erfahren hat und nun als etwas sehr Einseitiges, auf verlassene Anschauungen sich Beziehendes und Beschränktes empfunden wird. Das Ueberwundene wird dann nicht mehr als das Klassische, sondern — nicht ohne leisen Spott — als das Akademische bezeichnet, da eben die Kunstakademien die scholastischen Pflegerinnen dieses verknöcherten Besitzes und die Lehrenden an denselben (schon in der instinktiven Wahrung ihres persönlichen Interesses) die konservativen Stützen desselben geworden waren und noch lange geblieben sind.

Aber nicht bloß die Erweiterung unserer Kenntnisse, auch die naturwissenschaftliche Methode hat Anteil an dieser Umwälzung. Auch noch in einer zweiten Richtung hat sich unsere Kenntnis in dem letzten Menschenalter überraschend weit ausgedehnt, nämlich durch unsere unendlich verbesserte naturwissenschaftliche Einsicht in die Körperwelt, durch die eben mit der Pflege dieser Wissenschaften verbundene Uebung in der geduldigen Beobachtung, sowie durch die unendliche Bereicherung der in ihnen angewandten modernen experimentellen Hilfsmittel. Wie verkehrt haben selbst noch die größten Meister aus der großen Kunstperiode des fünfzehnten bis siebzehnten

graphisch besorgte und dadurch viel Zeit sparte. Ebenso tut auch der friesische Bildhauer Pier Pander in Rom. Bei Lenbach wurde sogar der nicht immer ganz natürliche Glasglanz der Augen dieser Art zu arbeiten zugeschrieben. Aber auch in solchem Falle ist diese ein Korrektiv für die ohne dieses Hilfsmittel unfehlbar mangelnde Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit.

*) Ostasienfahrt S. 36.

**) M. v. Brandt: Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. I. p. 238.

Jahrhunderts nebensächliche Dinge wiedergegeben, z. B.: Rubens die Löwen, oder Paul Veronese Katzen und Hunde. Zum Teil waren die Objekte den Meistern jener Zeit nicht zugänglich, zum Teil war die Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge gelenkt: die Komposition, die Harmonie der Farbe, den Ausdruck in den menschlichen Figuren und Gesichtern, so daß der Beschauer solche Nachlässigkeiten wohl gar nicht bemerkte oder es für pedantisch hielt, sich darüber aufzuhalten*).

Ich lasse zunächst nun die Frage beiseite liegen, ob in der Tatsache, daß man heutzutage gerade solche handgreiflichen Ungenauigkeiten den Künstlern nicht mehr hingehen läßt, ein Fortschritt in bezug auf den Kunstgenuß gelegen ist, obschon ich keineswegs mit meiner Ansicht hinter dem Berge halten will, daß dies wohl in den meisten Fällen nicht der Fall sein dürfte. Ich glaube, es steht hier in vielen Fällen genau so, wie mit dem mangelhaften dekorativen Aufwand der alten Shakespeareschen Bühne, deren Mängel eben in jener Zeit durch eine größere Illusionsfähigkeit des Publikums genügend ergänzt wurde. Man war offenbar damals so ganz in Spiel und Mimik der Darstellenden vertieft, daß man auf die Nebendinge gar nicht achtete. — Ja man kann meines Erachtens sogar noch einen Schritt weiter gehen und mit einigem Erfolg die Meinung verteidigen, daß eben dies moderne Achten auf die Dekors, auf historische Akkuratesse und dergl., infolgedessen das kritische Publikum schon die Nase rümpft, wenn sich einmal eine Landsknechtsmütze des sechzehnten Jahrhunderts in eine Aufführung des Wallensteins verirrt, wohl ein wachsendes Wissen, aber zugleich eine Schwächung des eigentlichen künstlerischen Sinnes bekunde. In Uebereinstimmung mit dieser Auffassung vernachlässigen wahrhaft große moderne Künstler, wie z. B. Lenbach, geflissentlich die genaue Behandlung der Nebendinge, z. B. im Porträt der Hände, um alle Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, auf das Gesicht, zu konzentrieren.

Eine Folge des Besserkennens der gesamten Kunst der Erde und aller Zeiten, wozu die Photographie so viel mitgeholfen hat, ist die Zunahme des kritischen Sinnes in jeder Hinsicht. Man beurteilt die Kunstwerke nicht mehr wie ein unwissender aber doch glücklich genießender Laie, sondern wie ein Kenner, wenigstens in bezug auf

---

*) Wenn, wie Doflein behauptet (Ostasienfahrt 376), die Japaner bessere Naturbeobachter sind, so wird sich ein Teil ihrer künstlerischen Auffassung auf diese Weise erklären lassen. Ob sie sich aber deshalb den Leistungen der Momentphotographie nähern, scheint mir aus weiter im Texte besprochenen Gründen zweifelhaft

die Dinge, die gerade an der Tagesordnung sind, und bei der Schärfe der Kritik ist eine große Kunstleistung, wie z. B. ein Historiengemälde eigentlich gar nicht mehr möglich, da bei einer derartigen Aufgabe so viele Punkte zusammentreffen müssen, daß es einem Maler, und wäre es der begabteste, nicht mehr gelingen will, in jeder Hinsicht zu befriedigen. Damit hängt dann unzweifelhaft zusammen, daß Bruchstücke von Kunstwerken oder bloße Vorstudien dazu, die in Bezug auf die kleine Aufgabe, auf die sie sich beschränken, allerdings vorzügliches leisten, heutzutage als Kunstwerke gelten*), während früher diese Studien in den Ateliers verblieben und die eigentlichen Bilder für Verkauf und Ausstellung aus denselben erst zusammengesetzt wurden. Nur von ganz großen Künstlern wurden auch wohl hinterher Studien verkauft.

Es ist damit genau wie in der Literatur, in welcher jetzt auch auf die psychologische Vertiefung aller und jeder Wert gelegt, darüber aber das Komponieren wirklicher Kunstwerke leicht vergessen wird. Man denke nur an Ibsen, Hauptmann, Sudermann, Andrejef, Gorki, Tschechoff und so viele andere, die alle nur in bezug auf die größere Wahrheit über die Leistungen der früheren Periode hervorragen, aber dafür an dem, was die Kunst eigentlich zur Kunst macht, dem Schönen, unendlich eingebüßt haben. Nur die mit großem natürlichen Kunstinstinkt begabten Romanen haben sich von dieser Verirrung ziemlich frei gehalten und protestieren auch heutzutage feierlich gegen den weiteren Import der nordischen Kunstprodukte.

Doch nun zu den Bemerkungen, um deren willen ich die Feder zur Hand genommen. Zu den Hilfsmitteln für die genauere Kenntnis der darstellenden Natur gehört auch die Momentphotographie, und dieselbe lehrt uns Posen kennen, z. B. in der Bewegung eines springenden Pferdes, die uns ganz fremd anmuten, welche nun aber durch manche moderne Künstler, ich nenne nur den Holländer Breitner, in der durch das Photogramm fixierten Weise auch zur Anwendung gelangen und von dem wissenden Teil des Publikums als korrekt bewundert werden. Die ältere sogenannte akademische Kunst stellte schnelllaufende Pferde mit gleichzeitig gestreckten Vorder- und Hinterbeinen dar. Man vergleiche Lessings Zeichnung des von Russen entführten Polenfürsten. Die Momentphotographie lehrt

---

*) Dieser Mißbrauch wird auch selbst von bedeutenden Malern der Neuzeit getadelt. Vergl. Herkomer, Beilage Allgem. Zeitung 1906, 7. Januar. S. 36.

nun allerdings, daß dieser Stand niemals vorkommt. Im Augenblicke, wo bei der Karriere die Vorderfüße lang ausgestreckt sind, sind die Hinterfüße, und zwar der eine etwas mehr wie der andere, schon wieder etwas eingezogen. Gut, sagen die Naturalisten: genau so muß es auch gemalt werden. Das wäre nun also ein typischer Konflikt, der meines Erachtens als Schlüssel zu manchen Auswüchsen der modernen Kunst gelten darf, und den wir deshalb etwas genauer besprechen müssen. —

Aber zuvor noch die Beantwortung der prinzipiellen Frage: Was ist Kunst? — Der schöne Schein. — Das ist wohl eine der einfachsten und richtigsten abgekürzten Inhaltsbeschreibungen. Ein Schein des Wirklichen muß gegeben werden, und zwar einer, der den Menschen erfreut. Also nicht die Wirklichkeit selber, sondern etwas, das der Wirklichkeit so nahe kommt, daß man es mit ihr verwechseln kann.

Die Wissenschaft dagegen bestrebt sich, der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen. Sie begnügt sich nie mit dem Schein, sondern sucht nach dem Wesen. Gerade vom Subjektiven, das durch unsere Organisation gegeben ist, will sie als von etwas, das das eigentliche Wesen der Dinge stört, abstrahieren; während dieses Subjektive zusammen mit dem Wesen der Dinge an und für sich erst den Schein ausmacht und dieser erst ein Gegenstand der Kunst ist. Gerade dieses zersetzenden Charakters wegen ist die Wissenschaft der Kunst so feindlich: diese beruht auf dem vollen sinnlichen Eindrucke ohne jede Analyse. Sie ist wesentlich naiv; die Wissenschaft aber zerstört den Schein und zwar geflissentlich.

Schon das analysierende Kind, dessen Wissenschaft vom menschlichen Antlitz noch nicht weiter geht, als daß es zwei Augen hat, aber dieser Wissenschaft in seinen Wandschmierereien dadurch Ausdruck gibt, daß es auch dem gezeichneten Profile diese beiden Augen wieder gibt, demonstriert uns in einfachster Weise den Konflikt, von dem hier die Rede ist. Es arbeitet aus dem Zustande seines Wissens heraus, nicht aus dem der Anschauung. Die Unmittelbarkeit ist ihm schon verloren gegangen.

Ebenso die noch unvollkommene und gleichfalls durch Abstraktion getrübte Kunst der alten Aegypter, die z. B. den Fischteich im Grundriß wiedergibt, den Fischer aber im Profil, so daß eines nicht zum andern paßt. Erst die Perspektive hat hierin Wandlung geschaffen. Die Aufgabe aber war in diesem Falle so schwierig, daß die Wissenschaft der Projektionslehre zu Hilfe gerufen werden mußte.

In diesem besonderen Falle unterstützt also die Wissenschaft die naive Anschauung, aber nicht die analysierende, sondern die konstruierende.*)

Das malerische Genie arbeitet, von diesem Wissen ganz unberührt, nach der unmittelbaren Anschauung, welche als solche im Gedächtnis bewahren zu können eben zum großen Teile das Wesen seiner Begabung ausmacht. — Der angehende Maler weiß gar nicht, oder vergißt es bei seinem Schaffen wieder, daß das Gesicht begrifflich getrennte Teile, wie Nase, Augen, Ohren hat. Er konterfeit den sinnlich gegebenen Gesamteindruck aus seinem Gedächtnisse: und in diesem Eindruck reiht sich eine Linie oder besser eine Fläche an die andere, (denn die Linie ist bis zu einen gewissen Grade schon Abstraktion); und in diesen gefärbten und helleren oder dunkleren Flecken fließen die einzelnen Teile, die wir Nichtkünstler begrifflich abzusondern pflegen, ineinander; ja einzelne fehlen auch wohl gelegentlich bei skizzenhafter oder bei der Aufzeichnung aus größerer Ferne, ohne daß der Schein dadurch im geringsten gestört wird. Man kann sich hiervon bei der analysierenden Betrachtung eines jeden echten Kunstwerks, das unter diesen Voraussetzungen entstanden ist, überzeugen. Man ergänzt auch ein Fehlendes viel leichter, als daß sich ein Positives aber Unrichtiges bei der Betrachtung wieder ausmerzen ließe. — Dem abstrahierenden Menschen aber würde eine solche Auslassung als die größte Unkorrektheit erscheinen.

Auf unsern Fall angewendet, folgt hieraus, daß die Pferdebeine gezeichnet werden müssen, wie sie uns erscheinen. Und zwar erscheinen sie uns zweifellos bei der Karriere weit auseinandergrätschend, trotzdem daß dieser Stand in Wirklichkeit niemals ganz gleichzeitig erreicht wird, wie dies die Momentphotographie gleichfalls ohne jeden Zweifel lehrt. — Wenn auch der Grund dieser Nicht-

*) Man denke auch an die Assyrische Tempellöwen mit 5 Füßen, der fünfte für die Vorderansicht berechnet. Auch hier kommt die Kunstsünde aus der Reflexion. Man will in jeder Richtung sich der Beurteilung erfreuen, daß kein Bein vergessen sei. Es gibt auch noch einen ähnlichen obschon raffinierteren Trick in der antiken Bildhauerei, der kürzlich von R. Liebreich (Die Asymmetrie des Gesichtes, 1908, S. 25.) aufgedeckt worden ist, und der darin besteht, dem Gesichte eine gewisse (nicht die realistische siehe da.) Asymmetrie sondern eine solche zu geben, die auf die Perspektive von einem gewissen Standpunkt des Beschauers berechnet ist. — Deutlicher sind Beispiele aus der Kunst niedrig stehender Völker. So hat man Zeichnungen von Brasilnegern aufgefunden, Weiße darstellend mit Schnurrbärten oben am Kopf. Der naive Zeichner weiß nur, daß da irgendwo so ein haariger Auswuchs vorhanden ist. Die Anschauung aber fehlt. Ueber die hier berührten Grundsätze vergl. auch Adolf Mayer: Goethe und Helmholtz (Preußische Jahrb. 1908, August).

übereinstimmung unbekannt wäre, müßten wir uns doch für den Schein im Gegensatz mit der objektiven Wirklichkeit entscheiden: aber es dient uns nicht wenig zur Beruhigung, mit dieser Entscheidung das einzige Richtige getroffen zu haben, daß uns nun der Grund dieses Widerspruchs zwischen Schein und Wirklichkeit bekannt ist. Dieser Grund ist, wie leicht einzusehen, der, daß unsere Anschauung einer Bewegung sich, wie der Kinematograph lehrt, aus einzelnen, in Bruchteilen von Sekunden aufeinander folgenden Eindrücken zusammengesetzt, von denen aber natürlich diejenigen die meiste Aussicht haben, sich in unserem Gedächtnisse zu fixieren, die tatsächlich am längsten bestehen bleiben.

Ich verweise, um dies näher zu erläutern, auf den Perpendikel einer Wanduhr. Kein Maler wird denselben je anders abbilden als im schiefen Stand, es sei denn, daß er das Uhrwerk als im Stillstand befindlich andeuten will; denn im senkrechten Stand macht er unfehlbar den Eindruck der Ruhe. Und dies ist der Fall, ungeachtet der Perpendikel in jeder Periode seiner Bewegung zweimal den tiefsten Stand erreicht und natürlich die Momentphotographie auch zuweilen diesen Stand treffen und wiedergeben würde. Man braucht aber nur ein wenig Mechanik zu kennen, um zu wissen, daß gerade in diesem senkrechten Stande die Geschwindigkeit am größten ist, und daß dieselbe, je größer die Abweichung, desto kleiner, und daß sie bei der größten Abweichung einen Augenblick sogar „gleich null" ist; daher die Wahrscheinlichkeit so sehr groß ist, bei einem flüchtigen Blick auf die Uhr gerade diesen Stand zu erwischen, wovon man sich in jedem Augenblicke durch Beobachtung überzeugen kann. Mit dieser Wahrscheinlichkeit aber rechnet die Kunst, die, so lange sie naiv, überall das Wahrscheinliche vor dem Zufälligen bevorzugt und gerade dadurch den Schein der Wirklichkeit gewinnt.

Gerade so ist es aber mit den Beinen der Pferde in der schnellsten Gangart. Die durch die Momentphotographie gelegentlich erwischten Zwischenstadien sind zum Teil von so kurzer Dauer, daß sie von unseren Augen gar nicht fixiert und jedenfalls nicht zum Bewußtsein gebracht werden, während sich die einigermaßen dauernden Posen einprägen und für die betreffende Gangart als charakteristisch empfunden werden, trotzdem die gleichzeitige Streckung tatsächlich niemals vorhanden ist.

So ist es auch bei der Darstellung laufender Menschen. Laufen kann als die Gangart definiert werden, bei welcher nie zwei Füße gleichzeitig den Boden berühren, sondern immer nur einer, und dies

abgewechselt durch Momente, wo der Körper völlig in der Luft schwebt, während beim Gehen immer ein Fuß den Boden berührt und zuweilen zwei. Dennoch wird kein Maler einen Laufenden darstellen mit den beiden Füßen in der Luft, obwohl dies durch die Momentphotographie zu erhaschen wäre. Der Moment ist eben zu kurz, um zum Eindruck zu kommen.

Ganz ähnlich sieht man auch bei japanischen Abbildungen von Sperlingen oft einzelne Vögel, bei denen der eine Flügel nach oben, der andere nach unten, aber beide in der äußersten Grenzlage abgebildet sind. Dies ist dem naturwissenschaftlich Richtigen durchaus entgegengesetzt und wirkt trotzdem sehr anschaulich, da man durch die gleichzeitige Darstellung der beiden möglichen Fälle an das optische Bild des fliegenden Vogels am sichersten erinnert wird.

Es ist unkünstlerisch und eine Uebertreibung des naturalistischen Prinzips ins Ungeheuerliche, wenn man das gar nicht im Bewußsein vorhandene zur Darstellung bringt. — Der moderne Naturalismus ist also nur insoweit berechtigt, als der naive Durchschnittsmensch in unserer Zeit schärfer sieht und sich an Dingen stößt, die seinem Großvater noch nicht auffällig waren. Dem muß bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen werden, obwohl man vielleicht auch den umgekehrten Weg gehen und dem allzuscharf Sehenden diese Unart abzugewöhnen versuchen könnte.

Jedenfalls ist es aber kein Naturalismus mehr sondern nichts anderes als optische Pedanterie, wenn man nicht mehr den Schein, sondern das Wirkliche darzustellen unternimmt. Warum nicht noch einen Schritt weitergegangen und das Ding an sich abkonterfeit? Die Wissenschaft würde dafür sehr dankbar sein. —

Bei dieser Gelegenheit mag mir gestattet sein, auch noch auf einen anderen Punkt aufmerksam zu machen, in welchem neue und alte Malerei sich eines merkwürdigen Schnitzers schuldig macht, der zwar auf der allergenauesten Beobachtung beruht, doch aber ein ganz falsches Resultat liefert und also in einem gewissen Sinne hierhergehört. Ich meine die Augenstellung der Selbstporträts en face, die nur mit Hilfe eines Spiegels gemalt werden können. Ich habe die größten Meister darauf angesehen und u. a. den Fehler auch bei Rembrandt, bei Hans Thoma (den man jetzt ja auch zu einem großen stempeln will) und bei Böcklin konstatiert.*)

*) Für Albrecht Dürers Selbstporträt wurde mir diese Tatsache bestritten,

Wenn wir ein Objekt betrachten, so sind unsere beiden Augen, sofern wir nicht schielen und dabei das eine Auge außer Funktion stellen, auf den Punkt gerichtet, der im Augenblicke unsere Aufmerksamkeit erregt. Ist der Gegenstand nicht weit entfernt, so konvergieren infolgedessen unsere Augen ziemlich stark, und diese Augenstellung ist also bei einem Menschen, der uns auf 1 bis 2 Meter Entfernung gegenübersteht, die gewöhnlich von uns beobachtete und genau gekannte. Wie wir denn unter allen Gegenständen nichts so genau kennen, wie das Menschenantlitz, worauf auch die Schwierigkeit, zugleich aber im Falle des Gelingens, die Dankbarkeit des Porträtierens beruht. — Nun sieht aber der Maler im Spiegel, wie jeder Mensch, der sich im Spiegel betrachtet, sein rechtes Auge nur, wenn seine beiden Augen und folglich auch das rechte auf dieses rechte Auge des Spiegelbildes gerichtet ist. Da dasselbe natürlich auch für das linke Auge gilt, so sieht er dieses linke nie anders als auf das linke gerichtet. Das Spiegelbild hat also, freilich nicht in Wirklichkeit, da in einem und demselben Momente nur ein Punkt, also z. B. nur das rechte oder nur das linke Auge fixiert werden kann, aber in seinem Schein, der auf dem abwechselnden Beschauen der verschiedenen Punkte beruht, eine parallele Augenstellung, die in Wirklichkeit nur angenommen wird, wenn man in eine weite Ferne blickt oder die Augen ruhen läßt. Man nennt bekanntlich diese Augenstellung und den dadurch erzeugten Gesichtsausdruck im gewöhnlichen Leben: das Starren. Diese Augenstellung zeigen alle Selbstporträts en face, die ja alle mit Hilfe eines Spiegels zustande gekommen sein müssen. Bei denen mit Hilfe von zwei Spiegeln gemachten, wobei man zuweilen nur das Profil erblickt, braucht das natürlich nicht der Fall zu sein, oder ist wenigstens der Fehler nicht immer bemerklich.

Gerade die größten Maler,*) die immer nur den Schein malen, und sich von der Reflexion ganz und gar nicht beeinflussen lassen, sind nun diesem Fehler am sichersten unterworfen, und allerdings haben sie ja das Spiegelbild seinem Scheine nach (d. h. so wie es ihnen erscheint) ganz richtig wiedergegeben; aber, da ihnen Reflexion ferne liegt, haben sie nicht bemerkt, daß das Spiegelbild eben in diesem Punkt etwas anderes ist als die Wirklichkeit resp. der Schein

*) Eine Ausnahme macht nur Lionardo da Vinci, der eben außer Maler auch ein bedeutender Physiker war und (in seinem Trattato della pittura) der Entdecker des stereoskopischen Sehens wurde. Doch scheint er sich mit dem hier in Rede stehenden Problem nicht beschäftigt zu haben.

für andere. Sie sind ja auch nicht in der Lage, ihr eigenes Spiegelbild mit ihrer eigenen Wirklichkeit zu vergleichen, sonst würde bei der sehr genauen Beobachtungsschärfe, die gerade für sie charakteristisch ist, der nicht unwesentliche Unterschied im Ausdruck ihnen unmöglich entgangen sein. Sie selber kennen eben nur ihr Spiegelbild und sind durch dasselbe unzweifelhaft zu der Annahme verleitet, daß der etwas starrende Blick („loensen" sagt man im Holländischen für ein wenig nach auswärts schielen, was ja hiermit ähnlich ist) ihrer Person eigentümlich sei. — Aber der andere Betrachtende, für den das Bild doch schließlich berechnet ist, hat an dem Selbstporträt nicht dasselbe, wie an einem gewöhnlichen Porträt: der Ausdruck ist ein wenig anders, etwas träumerischer. —

Man könnte hier einzuwenden versucht sein, daß ja auch beim Anblicken lebender Personen die Augen derselben bald auf das rechte, bald auf das linke des Beobachtenden gerichtet sein werden und deshalb derselbe Ausdruck zustande kommen würde. Aber der Beobachtende wird in einer bestimmten Entfernung nur das eine Auge (aus einem noch sogleich zu erwähnenden Grunde) benutzen und dann natürlich die Augenblicke, wo die Blicke des zu Porträtierenden nach dem andern Auge gerichtet sind, als eine Situation des Zurseiteblickens, ausschalten. Oder auch, wenn dies nicht der Fall ist, dann ist doch als Durchschnitt aller Eindrücke keineswegs der Fall festgelegt, der für das Porträtieren des Spiegelbildes der einzige mögliche ist.

Diese Auseinandersetzung führt mich also folgerichtig noch auf einen anderen Punkt, auf die „Einäugigkeit" der guten Maler.*) Jedes Bild ist bekanntlich eine Projektion der abgemalten Gegenstände von einem Punkte aus, also nur auf ein Auge berechnet. Wer, wie der Schreiber dieses über zwei gleich gute Augen verfügt, wird durch die Fläche des Bildes häufig gestört. Nichts wird ihm, wenn auch noch so gut durch Licht und Dunkel hervorgehoben, gut plastisch, da das zweite kontrollierende Auge überall das Flache konstatiert. Für solche „zu gute" Augen dienen die glaslosen Seheröhren in den Museen, wenigstens die, die mit einem Auge zu sehen gestatten, und auch wenn man in der Natur das spezifisch Malerische genießen will, schließt man, mit solch einem doppelten Organe bewaffnet, gerne das eine. Daraus folgt zunächst, daß der Maler einäugig sein darf, während für den Bildhauer das Fehlen des zweiten Auges ein

*) Ich höre, daß schon der Maler Wiertz den hier verteidigten Satz aufgestellt hat.

großer Uebelstand wäre, den er nur durch ein hastiges Hin- und Herbewegen des Kopfes zum Teil ausgleichen könnte. Wie Michelangelo als Bildhauer dem Uebelstande, daß er schielte, begegnete, ist wohl nie erörtert worden.

Man kann aber weiter geradezu die Frage aufwerfen, ob die Einäugigkeit oder die vorherrschende Kraft des einen Auges über das andere nicht geradezu ein Vorteil für den Maler wäre und für diesen Beruf disponiert, da ein solcher Zustand zwingt, alles direkt, nicht stereoskopisch plastisch, sondern in der malerischen Projektion zu sehen. Mir fiel in dieser Beziehung eine Geschichte auf, die sich bei der Berufung des großen Landschafters Schönleber nach Karlsruhe ereignet haben soll. Der Großherzog machte nämlich dem Referenten den Einwurf: „Ja, aber der Mann soll einäugig sein", worauf dieser weniger byzantinisch als unverfroren erwiderte: „Gewiß, aber Schönleber sieht mit seinem einen Auge mehr als Königl. Hoheit und meine Wenigkeit mit ihren vier Augen." — Ein Fall beweist natürlich nichts, aber eine kleine Statistik über diesen Gegenstand wäre nicht uninteressant.

Bei dieser Gelegenheit will ich dann eben kurz noch einer Erscheinung gedenken, die freilich nur Bezug hat auf Beschauen eines Porträts, im übrigen aber auch hierher zu gehören scheint. Allerdings ist die Erklärung so einfach, daß jeder sie finden muß, der nur mit den Elementen der Projektionslehre vertraut ist. Ich meine die Erscheinung, daß die Augen eines Porträts uns gleichsam durch das ganze Zimmer verfolgen, was von Kindern und kindischen Personen häufig mysteriös und schauerlich gefunden wird. —

Das Problem ist, wie gesagt, von äußerster Einfachheit. Jedes Bild eines Malers oder Zeichners ist bekanntlich eine Projektion der plastischen Wirklichkeit auf eine ebene Fläche. Ein Porträt kann nun so gemalt sein, daß es einen ansieht oder daß es einen nicht ansieht, im letzten Falle mit einer kleineren oder größeren Abweichung vom gerade gerichteten Blick bis zu völliger Profilansicht oder über dieselbe hinaus. Der Eindruck des Anschauens muß natürlich hervorgebracht werden, dadurch, daß der Maler, um nur das allergröbste zu erwähnen, die Iris des gemalten Auges an beiden Seiten mit der entsprechenden Menge von Weiß einfaßt und das Glanzlicht richtig placiert. Wir haben in dieser Hinsicht, ob das genau richtig ausgeführt wurde oder nicht, durch die große Erfahrung aus dem wirklichen Leben ein sehr scharfes Urteil, da es uns häufig sehr interessiert, ja zuweilen Leben und Tod davon ab-

hängig ist, ob uns jemand wirklich Auge in Auge sieht, und wir so die kleine Abweichung, dadurch hervorgebracht, daß jemand unseren Blick zu vermeiden sucht oder gleichgültig an uns vorbeiblickt, mit unfehlbarer Sicherheit bemerken. —

Das Bild wird nun zunächst so betrachtet, wie der Maler es gemalt hat, wenn auch nicht immer in Entfernung, dann doch in Richtung. Also steht auch der Beschauer gewöhnlich gerade davor. Tritt er zur Seite, so würde der Blick eines wirklichen Menschenobjektes, fixiert gedacht oder einer Wachsfigur, nun nach der entgegengesetzten Seite ausweichen. — Aber beim Bilde sieht man ja die Fläche. Diese wird allerdings seitlich verkürzt, so daß nun das Porträt einen längeren und schmäleren Eindruck macht. Im übrigen bleiben aber alle Bedingungen, welche die Illusion erzeugen, unverändert, also auch diejenigen, welche den Eindruck des Ansehens oder des Nichtansehens hervorbringen. Also muß das Porträt, auch seitlich betrachtet, uns bleibend ansehen; und der Unerfahrene ist frappiert, der Nichtnachdenkende verwundert, weil es in der Wirklichkeit anders ist. — Ebenso verkürzt ein Zuhochhängen des Bildes in der Richtung der Länge, so daß ein Gesicht breiter erscheint. Das Auge aber, auch des breiten Gesichts, bleibt uns anschauend, wenn es uns gerade horizontal gegenüber hängend angeschaut hat.

Genau aus dem gleichen Grunde kann man den Blick eines Bildes, dessen Sujet während des Porträtierens am Maler (ist es auch nur um einige Linien) vorbeischaute, niemals erhaschen, und wenn man bis in die äußerste Ecke des Saales läuft. Hartnäckig schaut das Bild noch immer etwas weiter seitlich. Scheinbar ebenso wunderlich und in Wirklichkeit ebenso einfach zu erklären.

Aus diesem Grunde ist auch die zentrale Stellung beim Betrachten der Bilder nicht so wichtig, als die richtige Entfernung, weil der falsche Abstand oft die Perspektive verdirbt oder gar die Technik der Malerei auf eine bestimmte Entfernung berechnet ist. —

Ich meine nun, um nach den letzten Abschweifungen zu unserem eigentlichen Thema zurückzukehren, daß diese soeben im Besonderen nachgewiesenen Fehler der Reflexion in der modernen impressionistischen und naturalistischen Kunst, die ja im übrigen auch große, bedeutende Fortschritte gegenüber dem Althergebrachten aufweist, mehrfach ihr Wesen treiben, auch in bezug auf die Farbengebung. Ein Fortschritt ist gewiß, daß man die farbigen Lichtreflexe, von denen man früher geradezu zu abstrahieren lehrte — und das Abstrahieren

ist eben der Kunst in jeder Hinsicht feindlich —, nun bei der Darstellung mehr berücksichtigte, womit freilich nicht gesagt ist, daß man seltene Erscheinungen auf diesem Gebiete, die in unserer Erinnerung gar keine bleibende Stätte haben, nun geflissentlich hervorsuchen sollte, wie doch so vielfach geschieht.*) Aber ganz verkehrt ist es jedenfalls, daß durch intensives Licht hervorgerufene Farbenblendungen, die auch in dem Auge des Empfindenden nur ganz kurzen Bestand haben, und vielfach individuell sind, nun mit einer Treue wiedergibt, welche nur für die wissenschaftliche Untersuchung der optischen Wahrnehmung einen Wert haben würde. Der Holländer, Vinzenz van Goch hat auf diesem Gebiete geradezu Unglaubliches erreicht; aber auch sonst (z. B. in München und in Dresden) sind rote Bäume, violette Wege und dergl. gemalt worden, zum Erstaunen eines jeden naiven Beschauers nnd nur zum angeblichen Entzücken einer in diesen Dingen künstlich erzogenen Kennerschaft. Gerade was man Impressionismus heißt, scheint mir mit den hier aufgezeichneten Verirrungen in besonders naher Beziehung zu stehen, obschon ja diese Richtung auch ihre unzweifelhaften Verdienste hat, da sie u. a. auch mehr das Subjektive im Kunstgenuß zu seinem Rechte kommen läßt, als früher der Fall war, wo sich jeder und jedes einem verknöcherten Schema des Schönen unterwerfen mußte. —

Als Ed. Manet im Jahre 1870 die Plein-air-Malerei erfand, oder soll ich lieber sagen, entdeckte, geschah dies in der natürlichen Reaktion gegen die starre Ueberlieferung der Schule, denen sich jeder junge Maler unterwerfen mußte, um Aussicht zu haben, ein Bild in den Salon aufgenommen zu sehen. Durch einen Zufall schlägt er bei seinem Freunde, der auf dem Lande wohnt, sein Atelier im Parke auf und merkt, daß da alles anders aussieht, als zwischen den vier Wänden. Damit war die herrschende Schule auf einem großen Irrtum ertappt, denn diese setzte unbedenklich die Figurenstudien, die in einseitig und unvollständig beleuchteten Ateliers gemalt waren, auf die Straße oder in die Landschaft, ohne sich dieses Mißgriffs bewußt zu werden. Von da aus datiert die Freiluftmalerei und mit ihr zweifellos ein großer Fortschritt, da man einen Schritt der Wahrheit näher und die Wahrheit ja eben das eine

*) So geschieht z. B. durch den bekannten französischen Impressionisten Renoir, von dem selbst ein dieser Richtung freundlicher Kritiker sagt, daß er den Moment zwischen Lachen und Weinen, ein vorübergehendes Aufblicken des Auges rc. zu malen suche.

Element der Kunst ist. Aber wie bei der Einseitigkeit des menschlichen Geistes die Geschichte überhaupt, und natürlich auch die der schönen Künste, mit Ruck und Stoß, mit Aktionen und Reaktionen fortzuschreiten pflegt, so konnte es natürlich auch hierbei nicht ohne Uebertreibungen abgehen, um so weniger, als zu diesem Vorstoß in der naturalistischen Richtung nicht bloß die Ermüdung des öffentlichen Geschmacks durch einen von den Akademien zähe verteidigten Klassizismus sondern naturwissenschaftliche Entdeckungen der verschiedensten Art Veranlassung gegeben hatten. Wir haben es also nicht bloß mit der bekannten Periodizität des Geschmacks zu tun, die auch in der älteren Kunstgeschichte*) schon bemerklich ist, sondern die Bewegung wurde verstärkt durch einen ungewöhnlich starken Impuls, der durch vermehrte Kenntnis und die Gewöhnung an genauere Beobachtung gegeben war. Schon lange hatten jugendliche Geister in den Ateliers Farbenstudien gemacht, die eigentlich von solch schärferer Beobachtung der Wirklichkeit zeugten. Aber die Meister, denen solche Neuerungen unheimlich waren, hatten dieselben unterdrückt und als die Auswüchse einer allzu reizbaren Subjektivität und dergl. bezeichnet, bis, wie es zu gehen pflegt, die Bombe explodierte mit dem Ruf: Das ist ja alles Unwahrheit, was ihr da malt, eine große konventionelle Lüge: Fiat lue. Es lebe das freie Licht, und alle die Wunder, die es uns zum Anschauen gibt! Lasset uns diese Wunder auf der Leinwand wiederholen. Das ist die einzige, die wahre Kunst.

Aber gerade, weil die Unterdrückung der neuen berechtigten Richtung eine so hartnäckige gewesen war, und infolge dieses Drucks die Bewegung in der Richtung der Natürlichkeit der Lichtgebung so kräftig wurde, schoß sie auch wieder über das Ziel hinaus. Daher denn auch das baldige Umkippen des Naturalismus in sein ungefähres Gegenteil, den sogenannten Neuidealismus. Nicht bloß, was der Klassizismus hinsichtlich der Beleuchtung gesündigt hatte, wurde demselben angerechnet. Nun wurde kein gutes Haar mehr gelassen an demselben und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Man schwelgte in Natur und nur in Natur, und in einer ganz subjektivistischen Auffassung derselben. Komposition, ja nur der Schein derselben wurde ängstlich gemieden. Auf das Was des Dargestellten kam es nicht mehr an, sondern nur auf das Wie. Ein hochbegabter Impressionist, der sich in seinem Namen nur durch

*) Man könnte z. B. Tizian als einen Naturalisten bezeichnen neben dem Klassizisten Raffael.

ein o an Stelle des a vom Stifter der Richtung unterschied, kam endlich soweit, in 15 (sage fünfzehn) Bildern immer denselben Getreideschober durch alle Beleuchtungseffekte des Kalenderjahres hindurch wiederzugeben, in der Tat interessante Studien, die beweisen, wie zauberhaft verschiedene Beleuchtung denselben Gegenstand malerisch variieren kann, aber eben doch nur Studien, nicht das, was man bis dahin unter einem vollendeten Kunstwerk verstanden hatte.

Andere Impressionisten verhöhnten die gute Sitte, indem sie ein Stück Weiberfleisch rein koloristisch in die Landschaft warfen und sich nicht im geringsten darum bekümmerten, welchen Eindruck nun diese gefährlichen Flecke im übrigen hervorrufen konnten. Und ganz und gar wurde von dieser Richtung verachtet, was das Bild über das Sinnliche hinaus noch zu erzählen hatte, die Historie oder das Genrehafte. Kurz, die Aktion artete bekanntlich in einen richtigen Hexensabbat aus. Man hatte ganz und gar vergessen, daß die Kunst eben nicht allein ist eine Nachahmung der Natur. Als solche muß sie ja stets unvollkommen bleiben, und ein paar gut beobachtende Augen im Kopfe sind dann mehr wert als eine ganze Bildergallerie.

Daher denn auch die kurze Dauer des eigentlichen Naturalismus von strenger Observanz, der jetzt schon wieder durch andere und geradezu entgegengesetzte Richtungen verdrängt ist. Die ganz Modernen malen bekanntlich wieder so, wie die Natur durchaus nicht ist, und huldigen symbolischen und mystischen Richtungen und weichen von der Richtschnur des Wahren viel mehr ab, wie der Klassizismus je getan. Dies geschieht nach dem bekannten Gesetze, daß jeder Modegeschmack sich verbraucht, und um so rascher sich verbraucht, je einseitiger die bevorzugte Richtung gewesen ist. —

Unsere naturwissenschaftliche Behandlungsweise gibt uns kein Recht und soll uns auch nicht dazu verführen, höhere Aesthetik zu treiben. Ich wollte nur auf einige Beispiele aufmerksam machen, in welchen der Naturalismus, auch wenn wir ihn als bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkennen, leicht über sein Ziel hinausschießt. Gewisse Dinge sind so, aber scheinen anders: und gerade der wahrhaftige Maler muß den Schein malen, da die Wirklichkeit der Dinge nur dem Verstande, aber nicht der Empfindung bewußt ist, und alle Kunst auf die letztere wirkt und nur die Wissenschaft auf den ersteren.

In das Bereich dieser Bemerkungen gehört aber sicher noch, daß gerade die Freiluftmalerei der beschränkten Fähigkeit, das volle Tageslicht in allen seinen Nuancen auf der Leinwand wiederzugeben — ein Umstand, auf den schon Helmholtz aufmerksam gemacht hat —, sich offenbar nicht genügend bewußt geworden ist. Sehr viele Farbentöne können mit der Malerfarbe überhaupt nicht in der wirklichen Intensität wiedergegeben werden, und der Freilichtmaler behilft sich nun häufig mit der Darstellung von — Blendungserscheinungen, die der Natur der Sache nach äußerst subjektiv sind, und die außerdem im Auge des Beschauenden nur von kurzer Dauer zu sein pflegen. Auch sehen nur wenige gerade so, wie der Künstler selbst, und damit geht gerade der eigentliche Zweck der Kunst, dem Publikum (ich sage nicht dem breiten) zu dienen, verloren. Es ist deshalb wohl kein Zufall, daß der moderne Ruf: **l'art pour l'art**, der ja auch in dieser Beziehung alles auf den Kopf stellt, gerade infolge der impressionistischen Richtung sich eingestellt hat

Zum Schluß ein Wort über Bilderrahmen. Was Einrahmungen anbelangt, so glaube ich die folgenden Gesichtspunkte gefunden zu haben. Vielleicht sind sie auch schon lange bekannt. — Bei Landschaften ist der Rahmen am besten viereckig. Das wird wohl herrühren von der Illusion, als sei sie eine Aussicht aus einem Fenster, da diese gewöhnlich viereckig sind. — Ovale Rahmen empfehlen sich unter den Porträts für Brustbilder, auch wohl für komponierte Fruchtstücke (nicht für Studien und naturalistische Wiedergaben). In beiden Fällen kann man sich die Vorstellung machen, als würde der Gegenstand auf einer Schüssel oder einem Teller serviert, wie das Haupt des Johannes in dem Becken der Salome, oder wie man Teller und Schilde aufhängt. — Der runde oder Oval-Rahmen hat in jedem Falle den Vorteil, daß die Aufmerksamkeit konzentriert wird auf den Brennpunkt oder die beiden Brennpunkte der Ellipse. Im Falle des Porträts kommt dann der eine Brennpunkt in das Gesicht, während der andere auf den Busen fällt, wo bei dem Manne eine ehrende Dekoration, bei der Frau die Brosche oder das Medaillon zu liegen kommt. — Uebrigens ist das Gesicht ja selber ein Oval, das also am besten durch eine oblange Aureole umgeben wird.

Werden mehrere Passepartouts oder dergleichen gebraucht, so herrscht die Regel, daß nur die innersten abgerundet sein dürfen, die äußeren oder der Rahmen selbst dürfen nur abgerundet sein,

übereinstimmung unbekannt wäre, müßten wir uns [illegible] Schein im Gegensatz mit der objektiven Wirklichkeit [illegible] es dient uns nicht wenig zur Beruhigung, mit dieser [illegible] das einzige Richtige getroffen zu haben, daß uns nun [illegible] dieses Widerspruchs zwischen Schein und Wirklichkeit [illegible] Dieser Grund ist, wie leicht einzusehen, der, daß unsere [illegible] einer Bewegung sich, wie der Kinematograph lehrt, aus [illegible] in Bruchteilen von Sekunden aufeinander folgenden [illegible] zusammengesetzt, von denen aber natürlich diejenigen [illegible] Aussicht haben, sich in unserem Gedächtnis zu [illegible] die tatsächlich am längsten bestehen bleiben.

Ich verweise, um dies näher zu erläutern, auf den [illegible] einer Wanduhr. Kein Maler wird denselben je anders [illegible] im schiefen Stand, es sei denn, daß er das Uhrwerk als [illegible] stand befindlich andeuten will, denn im senkrechten Stand [illegible] unfehlbar den Eindruck der Ruhe. Und dies ist der [illegible] achtet der Perpendikel in jeder Periode seiner Bewegung [illegible] den tiefsten Stand erreicht und natürlich die Momentbilder [illegible] auch zuweilen diesen Stand treffen und wiedergeben [illegible] braucht aber nur ein wenig Mechanik zu kennen, um zu [illegible] gerade in diesem senkrechten Stande die Geschwindigkeit [illegible] ist, und daß dieselbe, je größer die Abweichung, [illegible] daß sie bei der größten Abweichung einen Augenblick [illegible] null" ist. Daher die Wahrscheinlichkeit so sehr groß ist, [illegible] flüchtigen Blick auf die Uhr gerade diesen Stand zu [illegible] von man sich in jedem Augenblicke durch Beobachtung [illegible] kann. Mit dieser Wahrscheinlichkeit aber rechnet die [illegible] lange [illegible], überall das Wahrscheinliche vor den [illegible] verwandt und gerade dadurch den Schein der Wirklichkeit [illegible]

[illegible]

abgewechselt durch Momente, wo der Körper völlig in der Luft schwebt, während beim Gehen immer ein Fuß den Boden berührt und zuweilen zwei. Dennoch wird kein Maler einen Laufenden darstellen mit den beiden Füßen in der Luft, obwohl dies durch die Momentphotographie zu erhaschen wäre. Der Moment ist eben zu kurz, um zum Eindruck zu kommen.

Ganz ähnlich sieht man auch bei japanischen Abbildungen von Sperlingen oft einzelne Vögel, bei denen der eine Flügel nach oben, der andere nach unten, aber beide in der äußersten Grenzlage abgebildet sind. Dies ist dem naturwissenschaftlich Richtigen durchaus entgegengesetzt und wirkt trotzdem sehr anschaulich, da man durch die gleichzeitige Darstellung der beiden möglichen Fälle an das optische Bild des fliegenden Vogels am sichersten erinnert wird.

Es ist unkünstlerisch und eine Uebertreibung des naturalistischen Prinzips ins Ungeheuerliche, wenn man das gar nicht im Bewußsein vorhandene zur Darstellung bringt. — Der moderne Naturalismus ist also nur insoweit berechtigt, als der naive Durchschnittsmensch in unserer Zeit schärfer sieht und sich an Dingen stößt, die seinem Großvater noch nicht auffällig waren. Dem muß bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen werden, obwohl man vielleicht auch den umgekehrten Weg gehen und dem allzuscharf Sehenden diese Unart abzugewöhnen versuchen könnte.

Jedenfalls ist es aber kein Naturalismus mehr sondern nichts anderes als optische Pedanterie, wenn man nicht mehr den Schein, sondern das Wirkliche darzustellen unternimmt. Warum nicht noch einen Schritt weitergegangen und das Ding an sich abkonterfeit? Die Wissenschaft würde dafür sehr dankbar sein. —

Bei dieser Gelegenheit mag mir gestattet sein, auch noch auf einen anderen Punkt aufmerksam zu machen, in welchem neue und alte Malerei sich eines merkwürdigen Schnitzers schuldig macht, der zwar auf der allergenauesten Beobachtung beruht, doch aber ein ganz falsches Resultat liefert und also in einem gewissen Sinne hierhergehört. Ich meine die Augenstellung der Selbstporträts en face, die nur mit Hilfe eines Spiegels gemalt werden können. Ich habe die größten Meister darauf angesehen und u. a. den Fehler auch bei Rembrandt, bei Hans Thoma (den man jetzt ja auch zu einem großen stempeln will) und bei Böcklin konstatiert.*)

*) Für Albrecht Dürers Selbstporträt wurde mir diese Tatsache bestritten,

wenn es die innersten auch sind. Abgerundete Rahmen und [illegible] Passepartouts sind immer häßlich. Prinzip des Fensters.

Die Breite des Rahmens, resp. die Zahl der [illegible] Passepartouts hängt nicht nur ab von der Größe des [illegible], sondern wächst auch mit der Verkleinerung des Dargestellten, [illegible] diese relative Kleinheit am ehesten die Illusion verträgt, als [illegible] sie in weiter Ferne durch eine ganze Reihe von Öffnungen, [illegible] sich perspektivisch verkleinern, betrachtet. Daher vertragen [illegible] verhältnismäßig breite Rahmen.

Der weiße Rand um Aquarelle hat wohl die [illegible] unvollständige Intensität der Färbung durch ein [illegible]machen des Auges zu korrigieren. —

Auch mit der Regel des goldnen Schnitts könnte man sich [illegible] ähnlichen Gesichtspunkten aus beschäftigen, ich meine mit der Tatsache, daß das Format von Bildern und auch Büchern, [illegible] häufig Bilder einschließen, uns am besten gefällt, wenn das [illegible] besteht: Kurzseite zu Langseite gleich Langseite zu der Summe [illegible]. Der wohlgebildete Kopf des Menschen, den wir am häufigsten [illegible] allen Dingen sehen und der uns daher ein Maß [illegible] hat nämlich, wenn er wohlgebildet ist, ziemlich diese [illegible]. Warum also nicht der Rahmen, der das Porträt umschließt, [illegible] das Guckfenster, aus dem er herausschaut? Übrigens [illegible] Regel keineswegs genau. Das Verhältnis ist bei Büchern [illegible]lich 1 : 1,7, während jene Regel 1 : 6,1 verlangt. [illegible] bezieht sich ja der goldne Schnitt ursprünglich auf die Teilung [illegible] Gegenstandes in einer Richtung in zwei ungleiche, aber [illegible] einander in gefälligen Verhältnissen stehende Teile. Es [illegible] Naturwissenschaftler, solchen Dingen etwas kritischer [illegible] stehen als der spekulierende Ästhetiker. Es wäre ja auch [illegible] erörtern, ob sich nicht die Gewohnheit nach der Seite [illegible] gerichtet haben könnte, wodurch dann eine Täuschung [illegible] unwillkürlich eintritt.

Der Hochverräter.

Von

Till Eulenspiegel.

Kopfschüttelnd las ich das Telegramm nochmals: der als Schriftsteller bekannte Paul Quatschke ist durch einen Zufall entlarvt und ganz unerhörter Machenschaften überführt worden. Seine Ausstoßung aus sämtlichen Vereinen gilt als unmittelbar bevorstehend.

Wie war das denkbar? Mein alter Schulfreund Quatschke, der gutmütigste Mensch von der Welt. Zwar ein Sonderling war er immer gewesen, aber eine — Schlechtigkeit? Nein nimmermehr. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Gewißheit haben, und die konnte ich nur von ihm selbst erhalten. —

Bald stand ich vor seiner Tür. Er war zu Haus, verhaftet hatte man ihn also vorläufig noch nicht. —

Ich saß ihm gegenüber, wies auf das Telegramm, und sprach nur die vielsagenden, oder vielmehr vielfragenden Worte:

Mensch, erkläre mir! —

Er blies eine mächtige Rauchwolke in die Luft.

Kennst du Kurt von Adelfels?

Den berühmten konservativen Leitartikler? Natürlich, d. h. dem Namen nach. Gesehen habe ich ihn nie.

Doch. Du hast ihn gesehen!

Ich? Wo denn?

Hier!

Hier? Wann sollte das wohl gewesen sein?

Heute!

Heute?

Ja, jetzt, hier!

Mensch! Wie — wa — was — du — du selbst?

Ja.

Du bist Kurt von —?

Adelsfels! Ja.

Aber so erkläre mir —

Kennst du Ludwig Goldner?

Goldner? Den schneidigen liberalen Journalisten? Aber natürlich — der dem Adelfels, dem — der dir also deine Artikel mit so beißender Satire, mit so zermalmendem Hohn, mit so — d. h. o verzeihe — aber ein so glänzender Schriftsteller, wie er anerkanntermaßen und unstreitig ist — dieser Lump, dieser alte elende Schuft also hat dein Pseudonym zufällig entdeckt, und er war schamlos genug, — ja, ja, jetzt errate ich freilich alles, alles! Wie sieht denn der alte Drache aus, dieser Gauner hat gewiß ein richtiges Idiotengesicht.

Hier, bitte, ist seine Photographie!

Danke — ach, du hast dich vergriffen, das ist ja deine eigne.

Ja, und seine!

Mensch, bin ich verrückt, oder bist —.?

Ich vorläufig nicht, aber du scheinst es werden zu wollen, du hast mich fast ununterbrochen unterbrochen.

So bist du also nicht Adelfels, sondern Goldner?

Wenn du mir nicht glauben willst, spare deine Fragen.

Du bist — sowohl als auch?

Sowohl als auch!

Ihr habt euch doch gegenseitig politisch und moralisch vernichtet, vergiftet, erdolcht!

Ja, sogar mit ganz richtigen Papierdolchen.

Aber weiter, so erkläre doch nur!

Kennst du August Knote?

Knote? Knote? Der berühmte Wagnersänger, oder das berüchtigte Subjekt, dieser sozialdemokratisch-anarchistische Schmierfinke, dieser journalistische Kloakenkriecher, dieser —.

Jawohl, dieser.

Aha, also dieser Lockspitzel hat jetzt zufällig entdeckt, daß du dich eines doppelten Pseudonyms erfreust, und da hat der Kerl nichts eiligeres —.

Nein, nein, das hat er immer schon gewußt.

Hat er gewußt? Dann müßte er dich lieben, wie sich selbst?

Tut er auch!

Seinen größten Feind? Sogar Doppelfeind, Adelfels — Goldner.

Merkst du denn noch immer nichts — ich bin doch Knote!

Quatschke! Um Himmelswillen — ach — und wer ist — sowohl als auch?

Ich bin sowohl Knote als auch sowohl als auch.

Allmächtiger, also sowohl sowohl als auch, als auch —.

Aber kennst du vielleicht auch Bruno Schleich?

Schleich? Ah, diese ultramontane Natter, diese elende Brillenschlange, hat deine friedliche Triolenpersönlichkeit ausgeschnüffelt, und dann mit echt christlicher Liebe — das sieht ihm ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Ich auch.

Was? Siehst du ihm ähnlich, oder er dir?

Sowohl als auch, vergleiche nur bitte die Photographie, die du immer noch so krampfhaft festhältst, mit mir. — — — — Du schnappst nach Luft — so scheinst du also endlich, endlich begriffen zu haben.

Aber so erkläre mir doch nun endlich.

Erklären? Ach so, du fühlst dich schon als Staatsanwalt, und ich, als Angeklagter, soll sagen, ob ich noch etwas zu meiner Entschuldigung vorzubringen habe. So gestatte zunächst, daß auch ich zur Abwechslung mich mal ein wenig im Fragen übe. Hast du noch nie deine Ansicht geändert?

Na natürlich, das tut doch jeder, man kommt doch auf die Welt noch nicht als Gelehrter, sondern als dummer Junge.

Siehst du, so gefällst du mir schon besser. Und daß ich meine Ansicht geändert habe, kommt eben daher, daß meine Ansicht sich geändert hat.

Aber Quatschke, bitte keine faulen Witze. Man wechselt doch die Meinungen nicht wie die Hemden, sondern mit zunehmendem Alter und zunehmender Erfahrung.

Ich bilde mir ein, täglich 24 Stunden älter zu werden und täglich Erfahrungen zu sammeln.

Aber man kommt doch nicht auf frühere Ansichten wieder zurück! Siehst du wohl!

Mein Lieber, nichts neues unter dieser Sonne, und alles ist Kreislauf!

Aber Quatschke! Sei doch ehrlich gegen dich selbst.

Gut, das will ich — versuchen. Siehst du, ich bin S[illegible]
mensch. Mehrere Seelen wohnen in meiner Brust [illegible]
friedlich, doch mitunter auch sehr unfriedlich. Frühmorgens, [illegible]
ich die Sonne aufgehen sehe, feuerrot, dann fühle ich mich [illegible]
geboren. Titanische, chaotische Kräfte regen sich in mir. [illegible]
drang, Zerstörungswonne, alles Bisherige, alles Alte [illegible]
veraltet, überlebt, reif zum Untergange. Ich fühle mich [illegible]
es zu vernichten, um so den nötigen Platz, Luft und [illegible]
schaffen für die werdenden, gärenden, drängenden [illegible]
boren werden wollen aus dem Zeitenschoße. Ich [illegible]
Erdteile möchte ich aus den Fugen heben und zer[illegible]
das aber leider polizeilich bei Strafe wegen groben Unfugs [illegible]
ist, so — tobe ich mich eben aus auf der Str[illegible]
den Anarchist, rot wie Blut, und röter als die M[illegible]
jedem Morgen!

Dann aber besteige ich mein Fahrrad und [illegible]
Das beruhigt die Nerven, glaube mir. Ich kehre zurück [illegible]
geheilt, und bringe einen gewaltigen Appetit mit. [illegible]
zimmer liegt gerade über der Küche, und der Bratenduft [illegible]
gar lieblich in die Nase. Gesinnung ist eine Wirkung des S[illegible]
und zwar des Geruchsinnes. Bratenduft ist der [illegible]
ruhe, und in einem so durch und durch [illegible]
M[illegible] fülle ich die Pause bis zum Mittagessen aus an der [illegible]
maschine, im Vorgefühl des durch und durch [illegible]
schwelge ich in durch und durch vollsaftigen [illegible]
bis die Suppe aufgetragen wird.

Bei Tisch huldige ich dem altbewährten Grundsatz [illegible]
sofort aufhören soll zu essen, sobald man merkt, [illegible]
unmöglich ist, noch einen einzigen Bissen hinunterzubringen.

[illegible]

lichsten Wesen sind höchst wahrscheinlich die Wiederkäuer. So ein echt mecklenburgisches Rindvieh zu sein, einfach ein idealer Zustand! Sobald man voll ist bis zum Platzen, daß man sich nicht mehr rühren kann, so ist man stockkonservativ — quieta non movere! Sonst gäbe es Revolution im Magen, Erbrechen, o pfui. — Begreifst du nun? — Ja oder nein?

Vielleicht wäre es noch zu begreifen, wenn nicht als erschwerender Umstand diese ultramontanen Hetzartikel hinzukämen. Aber das geht mir denn doch über die Hutschnur! —

So!? Mein Lieber, wenn der Tag zu Ende geht, dann naht die Nacht. Die Nacht ist keines Menschen Freund — alles schwarz, Finsternis, Dunkelheit.

Da erscheint der Tag nur noch wie ein großer Irrtum. Man schwört daher alle Irrlehren ab. Schwarz ist Trumpf! Die Nacht verschlingt alle Farben des Regenbogens. Oder hast du je zu Mitternacht einen Regenbogen gesehen? In dieser düsteren Stimmung rette ich mich wieder an meine Schreibmaschine und entlade mich in ultramontanen Leitartikeln — das klappert wie ein Mühlwerk, klipp, klapp, immer wieder die gleichen, öden, trostlosen Phrasen, leeees Stroh immer wieder gedroschen — tipp, tipp, klipp, klipp! Bis endlich die Langeweile bis zum Gipfel steigt, die Augenlider sinken schwer herab, und ich habe eben noch Zeit zu flüstern: ich denke einen langen Schlaf zu tun! — — —

Quatschke, Quatschke! Aber du hast — Geld dafür bekommen und — genommen, viel Geld, du hast dich doch geradezu glänzend bezahlen lassen! War das ehrlich? —

Glänzend? Ja, aber nicht glänzender als meine Ware war. Und — ehrlich? Ich lieferte jede Ware so echt und ehrlich, daß sie keinen Vergleich zu scheuen braucht. Ihr lest die Blätter aller Parteien, und mit vollstem Recht — ich — schreibe sie, und mit ebenso sonnenklarem Recht! Ihr bildet und schärft euer Urteil durch Lesen. Mir genügt das nicht, ich schärfe das meine durch Schreiben. Etwas zu lesen, was gegen die eigene Ueberzeugung ist, ist nicht schädlich, sondern nützlich. Noch unschädlicher und noch nützlicher ist es, wenn du gegen deine Ueberzeugung zu schreiben versuchst. Aber freilich, es ist nicht — leicht! —

O Quatschke! Und wenn es kein Unrecht gewesen wäre, so war es — unklug! Sieh, jetzt bist du abgesägt, abgetan für immer, ein toter Mann. Neue Männer treten an deine Stelle — sieh hier, die Zeitung — die Redaktion erklärt ihr tiefstes Bedauern,

dir je ihre Spalten geöffnet zu haben, und schon hat sie Ersatz gefunden — lies nur diesen glänzenden Leitartikel von einem gewissen — Egon Heller — hör' diesen unerhört geistreichen Anfang: „Quatschke ade, Scheiden tut nicht weh!" —

Da hat der Mann entschieden Recht.

O weh, Quatschke! Aber dir tut es doch um so weher!

Mir? Er sagt doch selbst, daß es mir nicht weh tut!

Quatschke! Du bist übergeschnappt.

Nein, aber ich unterschätzte — dich. Ich war doch wohl etwas zu — geistreich — verzeih, nur für dich. Das Scheiden müßte doch mindestens einem von beiden Scheidenden weh tun, wenn ich nicht selbst — Heller wäre. —

Notizen und Besprechungen.

Erwiderung.

Schneidewin findet, daß die Theologen ihre wissenschaftliche Freiheit schwer (vgl. Bd. 139, Heft 3) festhalten können. Er hat ganz recht: gewiß ist es schwer, bei der Behandlung der höchsten Probleme die geistige Freiheit zu behaupten; nur gilt es für alle, die sich auf solche Probleme einlassen, und für ihn selber ebenso wie für jeden andern, ob er nun Theologe sei oder nicht. Und ein Beweis dafür, wie groß die herrschende Freiheit bei uns Theologen tatsächlich ist, ist es gerade, daß Drews sich für gewisse Teile seiner Gesamtposition auf die Forschungen eben dieser Theologen berufen konnte. Wenn aber Schneidewin von einigen unter ihnen, auch von mir, sagt, daß sie Drews am nächsten stehen, so muß ich für mich und andere diese zweifelhafte Ehre vollständig ablehnen. Denn zwischen uns bleibt der Abgrund, der zwischen Wissenschaft und Dilettantismus liegt, und über den sich zu schwingen vielleicht noch schwerer ist, als die Behauptung der wissenschaftlichen Freiheit bei religiösen Problemen. Professor Drews ist es jedenfalls, wie es ihm bereits der Herausgeber dieser Zeitschrift bezeugt hat, nicht gelungen, die historische Frage, über die er sprechen wollte, so zu behandeln, daß man ihn wissenschaftlich ernst nehmen kann.

Hermann Gunkel.

Religion und Kirche.

Karl Beth, Hat Jesus gelebt? Eine Kritik der Drews'schen Christusmythe. Berlin 1910. Verlag: Borussia. 53 S. Preis brosch. 1 M.

Arthur Drews ist nicht der erste gewesen, der die Geschichtlichkeit der Person Jesu geleugnet hat. Er hat einen Vorläufer an Bruno Bauer († 1882) gehabt. Vorgearbeitet haben ihm auch Kalthoff und, wie wenig beachtet zu sein scheint, der früh verstorbene Jenenser Orientalist K. Vollers (Die Weltreligionen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang, Jena 1907), welche beide die Entstehung des Christentums aus den durch Wurzelboden

und Zeitströmung bedingten Ideen und Mythen vollständig genug erklärt zu haben meinen, um die Person eines Stifters ganz ausschalten zu können, und von denen der letztere sich auch schon auf die Parallele zwischen dem Adoniskult und dem Glauben an den auferstandenen Christus viel zu gute tut. Daß aber durch Drews' herausforderndes Auftreten die latente Krisis zum Ausbruch gekommen ist, braucht nicht beklagt zu werden. So ist Hoffnung vorhanden, daß dieser Zweifel nun gründlich und ein für allemal behoben werden wird.

Zu der Frage „Hat Jesus gelebt?" haben sich denn auch schon die namhaftesten Theologen, darunter v. Soden und Weinel, zum Worte gemeldet. Alle diese kleineren Schriften, welche in den letzten Monaten, wie es bei der Beunruhigung weiter Kreise nötig wurde, rasch entstanden sind, machen auf erschöpfende Behandlung keinen Anspruch, aber sie ergänzen sich gegenseitig zu einem fast lückenlosen Gegenbeweis und haben alle ihre besonderen Vorzüge. Ueberall wird natürlich in Ausnutzung der drei augenfälligsten Schwächen des Gegners betont, daß von außerchristlichen Zeugnissen die Echtheit der bekannten Tacitusstelle (ann. XV, 44), welche bezeugt, daß Christus unter dem Kaiser Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus hingerichtet worden ist, von Drews auf keine Weise erschüttert ist; daß die Briefe des Paulus, in denen allerdings der irdische Christus auffällig hinter dem himmlischen Christus zurücktritt, dennoch sein Wissen um den geschichtlichen Jesus aufs unzweideutigste bekunden und daß alles, was Drews von einem vorchristlichen Jesuskult behauptet, reines Luftgebilde ist.

Die Stärke der vorliegenden Broschüre des bekannten Wiener Theologen Beth sehe ich darin, daß er, damit daraus nicht ferner unberechtigterweise Kapital geschlagen wird, genau ermittelt, was wir über den Adoniskult (S. 41 ff) und andererseits über das babylonische Sakäenfest (S. 22 ff) mit seinem Brauche der Hinrichtung eines Scheinkönigs, woraus die Leidensgeschichte Jesu herausgewachsen sein soll, wissen und was wir nicht wissen, vor allem aber in dem scharfen Angriff (S. 27 ff) auf Drews' gesamte religionsgeschichtliche Methode, der gegenüber er feststellt, daß religionsgeschichtlichen Parallelen, sofern sich nicht tatsächliche Zusammenhänge aufzeigen lassen, die Beweiskraft fehlt, da solche vielmehr „auf die wesentlich gleichartige psychologische Struktur der Menschen aufmerksam machen, der zufolge die Volksdichtung auf ähnlichem Kulturniveau ähnliche sagenhafte Produkte erzeugen." (S. 28.)

So mag denn diese kleine Schrift neben anderen dazu beitragen, im Gegensatz zu dem von dem Vorsitzenden des Bremer Monistenbundes geäußerten non liquet zu erweisen, daß, wie Joh. Weiß es kürzlich ausgesprochen, „die Geschichtlichkeit Jesu eine über jeden Zweifel erhabene Tatsache bedeutet, die anzuerkennen Gewissenspflicht jedes unvoreingenommenen Forschers ist.

Friedrich Curtius, Für das Recht der Frauen in der Kirche. Berlin 1910. Verlag: Karl Curtius. 32 S.

Besonders seitdem das Oberkonsistorium den Entwurf einer neuen Kirchenordnung für die evangelische Kirche Elsaß-Lothringens veröffentlicht hat, nach welchem den Frauen ein Anteil an der Gemeindevertretung gewährt werden soll, ist eine Erörterung über das Recht der Frauen in der Kirche nicht mehr hintanzuhalten. Allgemeiner Beachtung ist daher diese kleine Schrift von Curtius zu empfehlen, welche kurz und doch ziemlich vollständig die zugunsten der Frauen sprechenden Gründe erörtert, von denen der triftigste wohl der ist, daß, wenn mehr und mehr bei den Gottesdiensten die Frauenwelt überwiegt, es unbillig erscheint, daß ihr ohne ihre Mitwirkung von den Männern die Pfarrer aufgenötigt werden. Allein wenn Curtius der Ansicht zu sein scheint, daß andere Staaten gut daran täten, möglichst bald dem Beispiele Elsaß-Lothringens — vorausgesetzt, daß der Entwurf dort zum Gesetz wird — zu folgen, so müssen doch Bedenken geäußert werden. Gewiß hat sich in den letzten Jahrzehnten der Blick der Frauen geweitet, ist ihre Bildungsstufe und Urteilsfähigkeit gestiegen. Aber das gilt bisher nur von einer kleinen Minderheit, um deren willen sich allgemeine Einrichtungen nicht schaffen lassen. Die Frauenbewegung wird daher besser die Taktik befolgen, auf den Kampf um kirchliche und politische Rechte, die unter sich, wie die Geschichte lehrt, doch in engerer Verquickung stehen, als der Verfasser zugibt, vorläufig zu verzichten und mit aller Kraft an der intellektuellen und beruflichen Bildung der Frauenwelt zu arbeiten und sie zur Uebung sozialer Pflichten zu erziehen, also eine langsame Entwicklung anzubahnen, als deren reife Frucht ihr später auch ein Anteil an der Leitung in Kirche und Staat zufallen müßte.

Mögen also die Elsaß-Lothringer für sich selbst zusehen! Für uns andere ist es ratsamer zu warten und von ihren Erfahrungen, wenn es dort so weit kommt, zu lernen.

Martin Rade, Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. Der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" V. Reihe, 7. 8. Heft. Tübingen 1910. Verlag: J. C. B. Mohr. 91 S. Preis: 1 M., geb. 1,30 M.

Nachdem bei den einen breiten Raum einnehmenden Erörterungen über die sexuelle Frage häufig Katholizismus und Christentum identifiziert und die asketische Richtung des ersteren dem Protestantismus mit aufgebürdet worden ist, haben viele das ernste Bedürfnis gefühlt, sich darüber klar zu werden, welche Stellung in Wirklichkeit das Christentum zum Geschlechtsleben eingenommen hat und einnehmen muß. Die Frage in dieser Allgemeinheit beantwortet zu haben, nimmt Rade für sich nicht in Anspruch; bewußt beschränkt er sich vielmehr darauf, darzulegen, wie Jesus und Paulus und wie in der weiteren Entwicklung der christlichen Kirche

Augustinus, Luther und Schleiermacher über Ehe und Geschlechtsverkehr gedacht haben.

Damit sind allerdings für die Lösung der Aufgabe außerordentlich wichtige Stücke herausgegriffen. Nur entsteht bei der getrennten Behandlung leicht der Eindruck, als ob innerhalb des Christentums Jesus und Paulus, Augustinus und der Protestantismus von Luther bis Schleiermacher für die grundlegenden Fragen des Verhältnisses zum anderen Geschlecht unüberbrückbare Gegensätze bedeuten, ein Schein, der leicht hätte vermieden werden können durch starke Betonung des Umstandes, daß bei aller Verschiedenheit in der positiven Wertung des Geschlechtslebens auf der ganzen Linie des Christentums in der Negation wesentliche Uebereinstimmung herrscht, d. h. daß es wie den Ehebruch so jede Form des außerehelichen Geschlechtsverkehrs im Konkubinat oder in der Prostitution, und damit jede den Mann bevorzugende Doppelmoral, verwirft. Um auf das Einzelne zu kommen, so scheint mir Rade den sonst nicht hoch genug zu stellenden Schleiermacher in diesem Punkte zu überschätzen. Zwar ist es dessen Verdienst, die Berechtigung der sinnlichen Seite in der Liebe anerkannt zu haben, aber sein hochgespanntes Eheideal, das Rade (S. 77—78) mit den Worten umschreibt: „Ehe als Einehe, als unauflösliche, innigste Verschmelzung von Mann und Weib zu Einem Wesen, das ist für Schleiermacher die Liebe", ist mehr romantisch als christlich und ist nicht unbedenklich, weil seine Verwirklichung an außerhalb des sittlichen Willens liegende Voraussetzungen geknüpft ist, nämlich an die Fähigkeit zu starker seelischer Leidenschaft, an das ebenfalls gar nicht selbstverständliche Glück der Gegenliebe und an die Gunst der äußeren Lage, welche, um die eheliche Verbindung zu ermöglichen, zu der ungebrochenen Kraft einer ersten Liebe sich hinzugesellen muß.

Am wertvollsten und noch lange nicht bekannt genug ist vielleicht, was der Verfasser über Luther zu sagen hat, der, wenn man nur über wenige ihm von Augustin und dem Mittelalter noch anhaftende Reste hinwegsieht, mit seiner nüchternen Auffassung das am besten trifft, was noch immer dem deutschen Volke als eine rechte, christliche Ehe gilt.

Dem von Jesus handelnden Abschnitt endlich, in welchem dessen Bejahung der Ehe und des natürlichen Lebens recht bestimmt betont wird, möchte ich noch hinzufügen, daß beredter als einzelne Aussprüche, über deren Deutung sich streiten läßt, Jesu Bildersprache ist, in der er nicht verschmäht, die Seinen mit den Hochzeitsleuten, sich mit dem Bräutigam zu vergleichen und das höchste Gut, dessen die törichten Jungfrauen verlustig gehen, durch die Freude des Hochzeitsfestes zu veranschaulichen.

Wenn diese Bemerkungen es durchklingen lassen sollten, daß der Verfasser durch sein Buch etwas wie Hunger nach einem Mehr geweckt hat, so will ich ihm doch für das Gebotene herzlich danken und ihm recht zahlreiche dankbare Leser wünschen.

Friedr. Rittelmeyer, Was will Johannes Müller? Ein Wort zu seiner Würdigung. München 1910. Verlag: C. H. Beck. 41 S.

Johannes Müller, der Herausgeber der sogenannten „Grünen Blätter“ (Blätter zur Pflege persönlichen Lebens, Schloß Mainberg bei Schweinfurth) und der geistige Mittelpunkt des kleinen Mainberger Kreises, ist für viele der Zungenredner, der unverstanden bleibt, wenn er nicht einen Ausleger findet. Einen willkommenen Dienst leistet daher Rittelmeyer wenn er in klarer Rede und mit dem ihm eigenen Feinsinn es unternimmt, die Frage zu beantworten, mit der oft die Grünen Blätter wieder aus der Hand gelegt werden: Was will Johannes Müller?

Johannes Müller will ein neues, persönliches Leben, welches das Leben des „aus Anlagen und Eindrücken sich bildenden sinnlich-geistigen Ich“, von ihm nur eine „untermenschliche Existenz“ genannt, weit überbietet. Das ist das Leben des jenseits aller Reflexion und Willensbemühung tief verborgenen Selbst, in dem wir zusammengeschlossen sind mit dem Leben des Alls, mit dem des göttlichen Wesens. Wenn dieses Ich sich ungehemmt entfaltet und auswirkt, so wird dadurch die von Jesus zuerst vorgelebte höhere Daseinsform des Menschen erreicht.

Mit dieser Darlegung, bei der mir unwillkürlich Müllersche Wendungen eingeflossen sind, scheint mir Rittelmeyer den Sinn des in den „Grünen Blättern“ aufgestellten Lebenszieles richtig getroffen zu haben. Wenn Rittelmeyer aber meint, daß Müller damit wirklich den Weg zu einer höheren Stufe der Menschheitsentwicklung gewiesen, so kann ich ihm darin nicht beipflichten. Gern gebe ich ihm zu, daß unsere Zeit nicht achtlos an Johannes Müller vorübergehen sollte; denn jede starke religiöse Persönlichkeit — ich weiß freilich, daß ich Johannes Müller mit dieser Bezeichnung keinen Gefallen tue — verdient es, daß man sie auf sich wirken läßt. Aber es steckt doch ein ungeheurer Optimismus, der dem Christentum fremd ist, in seinen Voraussetzungen. Sollte der Menschheit wirklich damit gedient sein, wenn jede Persönlichkeit sich „ungedämpft und ungebändigt“ entfaltet? Vorrasch wird das unter der Bewußtseinshelle liegende Ich gleichgesetzt mit der Sphäre göttlichen Lebens. Ja, es quellen dort die Kräfte, von denen auch das oft wiederholte Wort weiß, nach welchen diejenigen Tugenden die besten sind, von denen wir selbst nichts wissen; aber man vergesse nicht, daß dort auch die anderen Mächte schlummern, welche den Verbrecher hinreißen, daß die vollbrachte Tat ihm den verzweifelten Schrei auspreßt: Wie Entsetzliches habe ich getan! Nein,! das habe ich ja gar nicht gewollt!

Möge es Johannes Müller gelingen — und dazu wird ihm Rittelmeyer ein trefflicher Mithelfer sein —, gar viel Künstliches und Wesensfremdes aus dem Kulturmenschen herauszubringen; aber irre machen sollen uns beide nicht an der von Luther gegenüber allen Schwarmgeistern auf-

recht gehaltenen Ueberzeugung, daß die Gemeinde und das [illegible] die regelmäßigen Mittel sind, welche, wenn sie sich zunächst auch an das bewußte Denken und Wollen einwirken, doch bis an das Zentrum der Persönlichkeit heranreichen.

Prof. Dr. Ad. [illegible]

Geschichte.

Selbstanzeige.

Dr. Emil Daniels, Das antike Kriegswesen. Sammlung Göschen. Leipzig 1910. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Ich veröffentliche in der Sammlung Göschen eine Geschichte des Kriegswesens in vier Bänden, beginnend von den Perserkriegen und bis zu Napoleon I. reichend. Wer die Fortschritte verfolgt hat, welche die [illegible] der Welt Kriegsgeschichte in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat, weiß, daß jede Darstellung jenes Wissenszweiges auf Delbrücks Geschichte der Kriegskunst beruhen muß. So habe auch ich mich diesem grundlegenden Werk aufs Engste angeschlossen, wenn ich auch in Einzelheiten mitunter einer abweichenden Ansicht gefolgt bin. Die Beweggründe, welche mich zu meiner Veröffentlichung veranlaßt haben, sind die folgenden: Die [illegible] verfassungen und Kriegstaten der Völker durften nicht [illegible] Isoliertes betrachtet werden, sondern es muß auch die [illegible] Frage gestellt werden, welche zwischen den kriegerischen [illegible] Leistungen einerseits und den rechtlichen, politischen, [illegible] schaftlichen, familiären, religiösen [illegible] andererseits obwaltet. Denn alles dies ist, im höheren Sinne, eine geistig-[illegible] Einheit. [illegible]

[illegible]

erschienenen Bände der Delbrückschen Kriegskunst im allgemeinen sehr freundlich aufgenommen. Von den beiden ersten Bänden konnte sogar eine zweite Auflage veröffentlicht werden. Trotzdem fürchte ich, daß auch Delbrück zu den Autoren gehört, welche von sich sagen können: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein." Vor mir liegt G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit, Leipzig 1905. (Aus Natur- und Geisteswelt bei B. G. Teubner.) Wieviel würde die anregend geschriebene Schrift des geistreichen Mannes in allen ihren Teilen an wissenschaftlicher Gediegenheit gewonnen haben, wenn ihm die Abschnitte der Delbrückschen Kriegskunst über die Kriegsverfassung der Germanen in succum et sanguinem übergegangen wären! Anscheinend hat er sie aber garnicht gelesen. Wer heute noch die Hundertschaft der Germanen als eine militärische „Formation", eine „äußere Gliederung" auffaßt, die nicht auf der natürlichen Volksgliederung beruht (S 102 u. 135), der versteht vom germanischen Heerwesen wenig, und man kann sich auch nicht wundern, wenn ihm die staatlichen Einrichtungen des alten Germanien überhaupt dunkel geblieben sind (vgl. S. 104 die Erörterung über Völkerschaft, Hundertschaft, Sippe und Gau). Denn das Wehrwesen und die öffentlichen und kulturellen Zustände bedingen einander in der Geschichte, und der Forscher, welcher sich bestrebt, die Urzeit aufzuhellen, kann aus den glaubwürdigen Ueberlieferungen bezüglich des einen Gebiets Schlüsse auf die anderen Gebiete machen. Umgekehrt läuft er Gefahr, in vielem fehl zu gehen, wenn er eine einzige Sphäre der nationalen geistigen Betätigung in ihren Grundzügen falsch beurteilt.

Noch deutlicher wird dies, wenn man ein anderes Buch ansieht, das bei den Resultaten der Delbrückschen Forschung achtlos vorübergegangen ist. Ich meine Alfred v. Domaszewskis „Geschichte der römischen Kaiser", 2 Bände, 1909, Leipzig bei Quelle und Meyer. Die Geschichte der römischen Kaiser ist ein Fach, zu dessen Behandlung unsere Zeit keinen Beruf zu haben scheint. Mommsen hat den fünften Band seiner „Römischen Geschichte" vor dem vierten erscheinen lassen und ist zum vierten nie gekommen. Er hatte, wenn nicht das Bewußtsein, so doch das Gefühl, daß es nicht imstande war, die Geschichte der römischen Kaiser in einer neuen, seiner würdigen Auffassung zu erzählen. Nach ihm hat Otto Seeck den Versuch gemacht, aber bei aller Gelehrsamkeit ist er in der Hauptsache doch gescheitert, weil einige materialistische Zeitgedanken, auf die er seine Darstellung begründete, sich unfruchtbar erwiesen. Jetzt ist nun Domaszewski an die ungeheure Aufgabe herangetreten. Man konnte sich wegen seiner gründlichen Kenntnis der Einzelheiten des römischen Heerwesens und der Cäsaren-Geschichte viel von ihm versprechen. Leider bereitet das Werk dem Leser eine vollständige Enttäuschung. Weder über die Abwandlungen der Heeresverfassung und der militärischen Zustände in der Kaiserzeit hören wir von dem Verfasser neues, noch über die Entwicklung des Staats, der Wirtschaft und des geistig-sittlichen Lebens, obwohl doch heute möglich und nötig ist, alle jene Dinge

in einer geläuterten und vertieften Auffassung vorzutragen. Das Domaszewskische Buch enthält so gut wie gar keinen neuen Gedanken. II, 223 heißt es von Marc Aurel: „Nichts kann für die Kraft des schwach gescholtenen Kaisers und seine Voraussicht ein glänzenderes Zeugnis ablegen, als daß er . . . den Entschluß faßte, an der mittleren Donau durch die Eroberung Böhmens ein zweites Dazien zu schaffen. Die Geschichte lehrt an dem Dasein eines Staates wie Oesterreich, wie tief die Gedanken des Kaisers gewesen sind. Denn nur durch den Besitz Böhmens und Siebenbürgens, dieser beiden natürlichen Bollwerke, ist ein großer Staat an der Donau entstanden."

Man wird dem Autor nicht zu nahe treten, wenn man jenen Satz für absolut inhalt- und gegenstandslos, für eine komplette Absurdität erklärt. Und doch ist die zitierte Stelle ein Lichtblick in dem Buche Domaszewskis. Sie steht nicht unter, sondern über dem Niveau des Ganzen. Es wird dort doch wenigstens der Versuch gemacht, einen neuen Gedanken auszusprechen, wenn das Unternehmen auch mißlingt. Sonst muß man sich mit den Klatsch- und Skandalgeschichten der Ueberlieferung begnügen, die nicht einmal in einer ansprechenden Form erzählt werden. Sachkritik wird an den Institutionen und Zuständen der Kaiserzeit fast gar nicht geübt; das Pragmatische existiert für Domaszewski kaum. Wie kann man freilich sachgemäße und sachverständige Kritik von einem Geschichtschreiber erwarten, der nach dem Erscheinen der Delbrückschen „Geschichte der Kriegskunst" noch immer zu schreiben vermag: „Die Quaden vollzogen den Rückzug über den Fluß unter dem Schutz einer täuschenden Wachlinie, in W a h r h e i t P f ä h l e, die sie mit W a f f e n b e k l e i d e t h a t t e n" (!!). Es ist zwar absurd, daß die Quaden durch solch ein kindliches Mittelchen einen Marc Aurel und seine erprobten Legaten hätten dumm machen können, aber „es steht geschrieben".

Diese Erfahrungen mit Gelehrten, die in ihrer Art zweifellos geistig etwas bedeuten, haben mich zur Ausarbeitung meiner vier Büchlein veranlaßt. Vielleicht kann man es nicht von jedem Historiker verlangen, daß er sich auf ein ihm durchaus fremdes Gebiet begiebt und die voluminöse Delbrücksche Publikation, die ja übrigens noch lange nicht abgeschlossen ist, vollständig durcharbeitet. Und doch betont Delbrück selber scharf, wenn man seine Darstellung des griechischen oder germanischen Heerwesens, oder irgend einen anderen Teil seiner Arbeit verstehen wolle, müsse man sein g a n z e s Buch studieren. Dieses wollte ich Männern jedes Fachs durch meine Veröffentlichung erleichtern. Sie hebt — mit ganz wenigen Aenderungen, die ich mich vermesse für Verbesserungen zu halten — den Kern der Delbrückschen Gedankenarbeit aus der mächtigen Fülle des von ihm verarbeiteten weltgeschichtlichen Stoffes heraus. Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist eine bescheidene, aber, wenn die Lösung gelingt, immerhin doch recht dankbare. Ich will an meinem Teile dazu beitragen, daß die Gesamtheit der historischen Studien von dem neu aufgeblühten Zweige der Welt-Kriegsgeschichte aus die starke Befruchtung empfängt, zu welcher gerade diese Disziplin die Lebenskraft in sich trägt. D a n i e l s.

Erich Marcks, Bismarcks Jugend 1815—1848. Mit 2 Bildnissen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. 476 S.

Hermann Oncken, Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren. Erster Band bis zum Jahre 1866 mit 757 S. 7 Bildbeilagen. Zweiter Band von 1867—1902 mit 6 Bildbeilagen. 660 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Karl Sammer, Zur Erinnerung an Franz von Roggenbach. Mit einem Bilde Roggenbachs in Heliogravüre nach dem von Karl Sohn 1862 gemalten Porträt und mit einem Faksimile. 193 S. Wiesbaden Verlag von J. F. Bergmann, 1909.

Zu einer eingehenden Besprechung der drei vorgenannten Werke, fehlt mir jetzt die Zeit, doch ich will unsere Leser wenigstens darauf hinweisen. Marcks Werk über Bismarck ist der erste Band eine künstlerisch aufs feinste durchgearbeitete Biographie. Onckens Bennigsen gibt in seinen zwei mächtigen Bänden eine wissenschaftlich fundierte, gut geschriebene Vereinigung von Biographie und Briefsammlung; Sammers Roggenbach ist eine anspruchslose, wohlgelungene Erzählung und Charakteristik.

Wir klagen, daß es im öffentlichen Leben unserer Zeit an Persönlichkeiten fehle. Fehlen sie wirklich oder treten sie nur nicht hervor? Liegt es an der Verfassung? Liegt es im Volkscharakter? Sind wir Epigonen? Sind keine Probleme da, an denen Persönlichkeiten sich zeigen könnten? Die Zusammenstellung jener drei biographischen Werke weist darauf hin, daß die vorige Generation in gewissem Sinne an dem entgegengesetzten Leiden krankte: sie war überreich an Persönlichkeiten, aber die eine war so ungeheuer, daß sie fast alle anderen nicht nur in den Schatten stellte, sondern sie nahezu außer Spiel setzte, ihnen die volle Entfaltung und praktische Auswirkung ihres Wesens abschnitt — es sei denn, daß sie sich entweder völlig unterordneten und einfügten oder in die Opposition gingen.

Die Windthorst und Richter haben sich unter und neben Bismarck gehalten und durchgesetzt, indem sie ihm widerstanden; Bötticher hat Glänzendes geleistet sowohl unter ihm wie nach ihm; Rudolph Delbrück aber, Stosch, Bennigsen, Forckenbeck, Stauffenberg, Roggenbach und nicht wenige andere sind entweder nur vorübergehend oder überhaupt nicht zu Stellungen gelangt, die ihrem Talente gemäß gewesen wären, weil ihre Ueberzeugung ihnen verbot, sowohl völlig mit Bismarck zu gehen, wie in die volle Opposition gegen ihn zu treten. Freilich Bennigsen ist auch nach Bismarcks Rücktritt nicht Minister geworden, er hat immerhin als Führer der Nationalliberalen eine große Stellung in der deutschen Geschichte gewonnen und ob sein Talent ihn zu noch etwas Größerem befähigt hätte, mag zweifelhaft erscheinen. Miquel hat durch kluges Lavieren zu Bismarcks Zeit sich so gehalten, daß er nach dessen Abgang noch den Raum zu einer höchst erfolgreichen Tätigkeit gewann. Roggenbach kann mit diesen beiden nicht wohl

verglichen werden, er blieb eigentlich immer nur an der Peripherie der großen Ereignisse und Entscheidungen, und zu einem Politiker großen Stils hatte er überhaupt nicht das Zeug, aber er war ein Charakter, der in einer großen Stellung auch wieder auf den Volkscharakter einen bedeutenden, segensreichen Einfluß geübt haben würde, und auch das ist etwas, was nicht unterschätzt werden darf. Er selber hat wohl den treffendsten Ausdruck für sein eigenes Schicksal gefunden, als er später über Bennigsen schrieb (Oncken, Bennigsen, Bd. II, S. 503): „Neben ihm (Bismarck) mußten alle, die nicht seine Gegner sein wollten, notwendig politische Nullen neben der einen Zahl werden. Als Bennigsen das später einsah, ging er mit Recht nach Hannover. Ich habe ihn öfters gewarnt, von dem Versuche abzustehen, eine Partei führen zu wollen, die Bismarck beeinflussen, aber ihm weder folgen noch ihn bekämpfen wollte. Es scheint mir das Tragische in Bennigsens Leben, daß er der Versuchung dieses Versuchs erlag.“ Mag es in gewissem Sinne tragisch sein, für das deutsche Volk war es jedenfalls zum Heil, daß Bennigsen der Aufgabe, die das Schicksal ihm nun einmal gestellt hatte, mochte sie auch für ihn persönlich undankbar sein, sich nicht entzogen hat.

Ich will auf die unendliche Fülle der Betrachtungen und Probleme zu der die Lektüre dieser drei Werke anregen kann, nicht weiter eingehen, sondern nur eine beiläufige, ganz subjektive Bemerkung hinzufügen. Samwer berichtet, daß Kaiser Friedrich als Kronprinz die Kontinuität des alten und des neuen Deutschen Reiches verfochten und den Wunsch gehabt habe, sich Friedrich IV. zu nennen. Zu denen, die dieser Auffassung widersprachen, gehörte auch Roggenbach. Ich erinnere mich, daß der Kronprinz auch mit mir darüber gesprochen und daß auch einmal an einem Abend im Salon davon die Rede war und daß auch die Kronprinzessin den Standpunkt vertrat, daß das heutige Reich eine durchaus neue Schöpfung sei und mit dem alten römischen Kaisertum deutscher Nation nichts zu tun habe. Als Sybel'scher Schüler dachte ich damals ebenso. Heute aber ist es mir zweifelhaft, wie man in Zukunft darüber urteilen wird. Ich kann mir sehr wohl denken, daß man am Ende unseres Jahrhunderts die Zeit von 1806 bis 1871 wieder als Interregnum bezeichnen und es sehr bedauern wird, daß man zu einem neuen System übergegangen ist. Das mittelalterliche Kaisertum war gewiß etwas ganz anderes, als das römische und sah sich doch als dessen Fortsetzung an. Das heutige Kaisertum und das mittelalterliche haben bei fundamentaler Verschiedenheit namentlich in formeller Beziehung, doch sachlich so viel Gemeinsames, daß eine Fortzählung der Regenten der natürlichen Empfindung durchaus entspricht. Weshalb hat man eigentlich davon abgesehen? Weshalb hat Kaiser Friedrich seinen innerlich so berechtigten und richtig empfundenen Wunsch nicht durchsetzen können? Es war schließlich eine Art Furchtsamkeit: man hätte geglaubt, durch volle Aufnahme des alten deutschen Kaisergedankens Ansprüche anzukündigen, die andere europäische Staaten und Völker mit Schrecken erfüllt haben würden. Die Ueberklugen wollten ja deshalb sogar

den Kaisertitel nicht, sondern bloß ein deutsches Königtum. Die Politik mag es ja nicht anders zugelassen haben, aber bedauern mag man es nachher doch, daß die Furcht vor der Romantik, der Wunsch, nichts als nüchterne Realpolitik zu treiben, einen so zu sagen künstlichen Knick in die deutsche Geschichte gebracht hat. Delbrück.

Pädagogik.

Georg Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. Eine Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin. 1910. Verlag B. G. Teubner. 296 S. Preis geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.20.

In der zweiten Auflage ist der erste Aufsatz der ersten Auflage „zwischen Schule und Waffendienst“ weggelassen und durch einen andern über „das Problem der Volkserziehung“ ersetzt, welcher den Zusammenhang der von dem Verfasser geplanten und in München seit 1896 zum guten Teil verwirklichten „Arbeitsschule“ mit der großen Aufgabe der Volkserziehung recht einleuchtend nachweist. Hinzugefügt ist ferner die von ihm zur Pestalozzifeier am 12. Januar 1908 in Zürich gehaltene Festrede über das Thema: „Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule.“ Diese Rede, welche für den mit den Münchener Schuleinrichtungen Vertrauten außer der Gegenüberstellung der zur Aktivität erziehenden Arbeitsschule und der auf passive Anschauung basierten Lernschule Pestalozzis wenig Neues bietet, ist vielleicht wegen einer literarischen Fehde aufgenommen, welche sich an dieselbe wegen der Urheberschaft der Arbeitsschule angesponnen hat. Nach dem Wortlaut der Rede bezeichnet sich Kerschensteiner allerdings nirgends als den Vater des Gedankens und tritt insofern dem Züricher Privatdozenten R. Seidel, der wegen seiner schon 1885 herausgegebenen Schrift „der Arbeitsunterricht eine pädagogische und soziale Notwendigkeit“ diesen Ruhm für sich in Anspruch nimmt, in keiner Weise zu nahe. Allein auffällig ist es immerhin, daß Kerschensteiner in einer in Zürich gehaltenen Rede eines Züricher Vorläufers, bezw. Mitkämpfers, nicht gedenkt und daß er das auch bei dem Abdruck der Rede nicht nachholt.

Im übrigen halte ich die in meiner Anzeige der ersten Auflage (Pr. Jahrb. 1908, Septemberheft) dem Verfasser gezollte bewundernde Anerkennung voll aufrecht.

H. Wolf, Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus. Gütersloh, 1909. Verlag C. Bertelsmann, 256 S.

Mit diesem Buch hat Wolf sich das Verdienst erworben, die Forschungen und Gedankengänge Pöhlmanns (Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, München 1893 und 1901) über die sozialen Zustände des Altertums einem größeren Leserkreis, zunächst dem der Gymnasiasten,

nutzbar gemacht zu haben. Diesem Zwecke kommt auch die häufige Wiedergabe außerordentlich lehrreicher Rollen z. B. aus Thukydides, Aristophanes, Plato, Aristoteles und Sallust zu Hilfe, auf Grund deren die wirtschaftliche Entwicklung Griechenlands und (weniger eingehend) Roms klar und treffend dargelegt wird.

Vielleicht hätte der Verfasser besser getan, sich darauf zu beschränken und den Lesern es selbst zu überlassen, daraus die Lehren für die Gegenwart zu ziehen. Der Primaner, der unter den Lesern in erster Linie in Betracht kommt, wittert zu leicht Schulmeisterei und Tendenz. Darum hätte auch der Titel „Sozialismus und Individualismus" fallen können, der in der Tat den Inhalt des Buches nicht erschöpft, ebensowenig wie durch diesen Gegensatz die wirtschaftliche Entwicklung allein bestimmt wird, als deren andersartige Bedingungen auch Wolf beispielsweise das Aufkommen des Geldes, die Einfuhr ausländischen Getreides, welches den italischen Ackerbau unrentabel machte, oder für die römische Kaiserzeit die Abnahme der Wehrkraft sehr wohl kennt.

Aber auch so, wie es ist, gewinnt das Buch nach Pöhlmanns Vorgang dem Altertum eine neue, sehr bedeutsame Seite ab. Es läßt die Grundbegriffe und Grundgesetze wirtschaftlicher Bewegung an den einfacheren Verhältnissen des Altertums erkennen und zeigt, um Nitzsch' vortreffliche, von Pöhlmann wiederholte Worte zu gebrauchen, die alte Welt von denselben Lebensfragen bis zum Grunde bewegt, welche noch heute zum Teil ungelöst jeden ehrlichen Mann beschäftigen.

Alles in allem kommt das Buch in dankenswerter Weise dem Zweck entgegen, den sich der „staatsbürgerliche Unterricht" des Gymnasiums gesetzt hat. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Ueber den Verkehr mit erwachsenen Kindern. Von Laura Frost Verfasserin von „Aus unseren vier Wänden". Berlin. Trowitzsch & Sohn. 1909.

Wie Laura Frosts erstem warmherzigen Buch fühlt man auch dem zweiten an, daß es nicht der Theorie entstammt, sondern der lebensvollen Praxis und das Ergebnis eigener, gesammelter Erfahrungen ist. Es enthält keine erzieherische Weisheit, zu der nicht jede liebende und verständige Mutter sich ohne Wegweiser durchringen könnte; aber gibt es viele verständige Mütter? Manche sonst ganz einsichtsvolle Frau mutet ihren erwachsenen Töchtern noch immer zu, den Weg zu gehen, den sie für den richtigsten hält, anstatt sich damit zu begnügen, ihnen auf dem neuen Wege, den sie einschlagen, beratend zur Seite zu bleiben. Auf Mütter, die nicht aus eigener Kraft den Schlüssel zu dem Herzen ihrer erwachsenen Kinder finden und ihr Verhältnis zu ihnen beglückend gestalten können, kann

mancher einsichtige Rat, den das Buch enthält, klärend und befruchtend wirken. Es schlägt warme Herzenstöne an bei dem Hinweis auf die Anforderung, welche die neue Zeit an die Eltern, besonders an die Mütter stellt, führt aber auch den Töchtern vor, daß das Glück nicht in der schrankenlosen Durchsetzung des eigenen Willens, im sogenannten „Sich-ausleben“ besteht und mahnt:

Das höchste Glück, du Menschenkind,
O glaube es mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind,
Es sind erfüllte Pflichten.

Im ganzen genommen kein hervorragendes, wohl aber ein gut gemeintes, lesenswertes Buch.

Arme und Reiche. Soziale Geschichten. Frei bearbeitete deutsche Ausgabe der Mémoires d'un petit homme des **Paul Renaudin** von **Walther Eggert Windegg**. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1910.

Ebenfalls ein pädagogisches Buch, dessen erzieherische Weisheit nicht der grauen Theorie, sondern der praktischen Erfahrung entstammt, und das durchaus lesenswert ist, ohne über das Mittelmaß des gesunden Menschenverstandes emporzuragen. Es ist sozialpädagogischen Inhalts und lenkt unser Nachdenken auf Fragen hin, deren Lösung für das Verhältnis zwischen Reichen und Armen wichtiger ist als die so mancher nationalökonomischen, über die man, wenn man sein Volk lieb hat und mit Bangen sieht, wie tief der Abgrund zwischen den Besitzenden und Besitzlosen ist, sich so oft den Kopf zerbricht. Es will „weder ein politisches noch ein soziales Ideal aufstellen, sondern nur beitragen zur Entwicklung sozialen Empfindens“, und es tut das in feiner und anmutiger Weise durch eine Reihe von Erzählungen aus dem Leben eines Knaben, der von einer einsichtsvollen und gütigen Mutter lernt, wie der Verkehr zwischen Armen und Reichen sein soll. Wer selbst sozial empfindet und Kinder zum Verständnis des vierten Standes und zum Umgang mit ihm erziehen möchte, wird seine ganz besondere Freude daran haben. Ob der deutsche Bearbeiter das Recht gehabt hat, den ursprünglich vorwiegend belletristischen Charakter des Renaudinschen Buches zurückzudrängen und es in ein sozialpädagogisches zu verwandeln, ihm sein nationales Gepräge zu nehmen und es nicht sowohl zu übersetzen als vollständig zu verdeutschen, ist eine Frage, die hier unerörtert bleiben soll.

M. Fuhrmann.

Sozialpolitik.

William Godwin und Mary Wollstonecraft. Eine biographisch-soziologische Studie von Helene Simon. Mit drei Porträts. Oktav 170 Seiten, Preis 5 Mk. Oskar Beck, München 1909.

William Godwin (1756—1836) ist mit seinem Hauptwerke „Politische Gerechtigkeit" (1793) als Begründer des reinen individualistischen Anarchismus zu betrachten, Mary Wollstonecraft hat in ihrer Schrift „Die Verteidigung der Frauenrechte" (1792) den ersten Schritt in der sogenannten Frauenbewegung getan.

Das Leben und Wirken beider äußerlich wie innerlich engverbundenen Menschen in einem gemeinsamen literarischen Denkmal der Gegenwart in Erinnerung zu bringen, ist ein glücklicher Gedanke; und um dies vorauszunehmen, Helene Simon ist in ihrer Darstellungsgabe und ihrem Urteil wohl befähigt, einen solchen Denkstein zu setzen.

Die Soziologie und ihre Systeme liegen, ähnlich wie die Philosophie, in dem Zwischenreich von exakter Wissenschaft und Poesie, sie fußen auf Geschichte und Statistik, werden vom Herzen des Urhebers lebendig gemacht und von seiner Phantasie auferbaut. Ihre Wirkungen sind unberechenbar. Wer kann wissen, was für geistige Energien von solchen mehr oder minder phantastischen Systemen auf einzelne Männer der Tat und auf breitere Massen ausgegangen sind, die denn doch auch wieder erst vorbereitet sein müssen, ehe der Eine sich ihrer bedienen kann?

Godwins Anarchismus ist ein sehr ideales Zukunftsbild. Sokrates und Jesus haben, ohne daß er diese Vorfahren nennt, ihm ihr Erbe hinterlassen. Die Vernunft und ihr Mittel, die Rede, werden allmählich soviele sittliche Bindungen herstellen, daß die rohen eisernen Klammern, mit denen der Staat zurzeit die Menschen aneinander schmiedet, als überflüssig abfallen werden. Inzwischen hütet Euch davor, irgendwie mit Gewalt jenes Zukunftsreich herbeiführen zu wollen. Ganz im Sinne von Marquis Posa (1787), der ihm aber doch wohl unbekannt geblieben war, warnt er „vor der lächerlichen Wut der Neuerung, die nur der Ketten Last, die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert". Auch seinem Ideal ist das Jahrhundert noch nicht reif.

Neben diesem germanischen Theoretiker steht die heißblütigere Irin Mary Wollstonecraft. Leben und System in eins zu verschmelzen, war ihrer Natur das Gegebene. Sie hat alle Bitternis einer Vorkämpferin neuer Ideen kosten müssen, und als ihr ein leiblich-seelisches Glück erblühen sollte, zerschnitt die Parze ihren Lebensfaden. Ihre Forderungen, gesetzliche Gleichberechtigung der Frau, Bewegungsfreiheit in sozialer und politischer Hinsicht, größerer Schutz für uneheliche Mütter und Kinder, sind im wesentlichen heute erfüllt.

Das Anziehendste und Belehrendste an der Existenz der beiden bedeutenden Menschen ist weniger ihre Lehre als ihr Leben. Helene Simon

hat das Biographische daher auch mit richtigem Gefühl zur Geltung gebracht. Drei vortrefflich wiedergegebene Porträts unterstützen die Lebensbilder. Dagegen vermisse ich eine Zeittafel: Zeitangaben sind natürlich in dem Buche vorhanden; ehe ich sie aber finde, vergeht mehr Zeit, als wenn ich ein Konversationslexikon zu Hilfe nehme. Wenn sich doch alle Schriftsteller das eine große Gebot immer vergegenwärtigen wollten: Schreibet so, daß man, um euer Werk benutzen zu können, nicht wieder eine Bibliothek zur Verfügung haben muß! Auch ist es verdrießlich, wenn in einer Monographie das eigentlich Charakteristische einer Person nun doch wieder nur angedeutet statt mitgeteilt wird. S. 16: Frau Inchbald . . schreibt ihm . . . Briefe mit einem „für eine Engländerin überraschenden Stich ins Derbe". Wieviel kulturhistorisch wertvoller würde die Briefstelle selbst als dieses Urteil sein? Um den literarischen Charakter von Mary Wollstonecraft kennen zu lernen, deren Werke keineswegs leicht zugänglich sind, wäre ebenfalls eine Mitteilung geeigneter Proben zweckmäßiger gewesen als das Urteil (S. 54) „Härten und Maßlosigkeiten".

Im übrigen aber ist es wirklich ein Bild, welches wir Helene Simon verdanken. Ich habe beim Lesen des Buches keinen an eine leere Phrase vergeudeten Zeitverlust zu beklagen. Und überall, in der Studie selbst wie in dem dankenswerten Anhang dazu, wo Helene Simon die Fäden verfolgt, die von Godwin und Mary Wollstonecraft zur „Neuen Ethik" führen, wird man das maßvolle und sichere Urteil anerkennen müssen, mit dem die Verfasserin auch aktuelle soziologische Probleme behandelt. Ich persönlich muß besonders im vollsten Maße ihren Ausführungen über den finstern § 218 (Abortus) unseres Gesetzbuches beistimmen, um dessentwillen allein ich ein Richteramt nie innehaben möchte.

Dagegen hat es mich verwundert, daß eine so urteilsfähige und philosophisch-literarisch gebildete Frau wie Helene Simon einer Stilmode sich gefügt hat, die allmählich zu unerträglicher Manier ausartet; ich meine, wenn ich ihn so nennen darf, den Nachgeburtenstil. Ein Gedanke hat sich in Satzgestalt dem gebärenden Gehirn entwunden. Punkt. Dem aber alsbald noch ein Nebensatz nachgeboren wird. Punkt. Und diesem noch einer. Punkt.

S. 68: Mary macht ihn zu einem Gott, der er nicht ist. Den zu scheinen er unbequem findet.

S. 69: Marys Briefe . . enthüllen den Kampf eines Weibes, das erst um Glück, dann um Ideale, schließlich nur noch um einen Vater für sein Kind kämpft. Bis sie begreift, daß alles umsonst ist. Ihr Glaube ein Irrlicht war, das sie in den Sumpf zog.

Dieses tiefsinnige Ausruhen eines gedankenschweren Hauptes durch Punkte dem Leser bemerklich zu machen, hat meines Wissens zuerst Hermann Grimm schön gefunden.

Lübeck. Richard Zimmermann.

Volkswirtschaft.

Hermann Krause (Dr. jur. et phil.), Die Familienfideikommisse von wirtschaftlichen, legislatorischen, geschichtlichen und politischen Gesichtspunkten. 255 Seiten mit 2 Karten. Berlin 1909. (Puttkammer & Mühlbrecht). Preis: brosch. 7,20 Mk., geb. 8,80 Mk.

Der preußische Fideikommißgesetz-Entwurf vom Jahre 1903 hat seinerzeit die Oeffentlichkeit stark beschäftigt und eine Anzahl wertvoller Erörterungen von juristischer wie nationalökonomischer Seite hervorgerufen. Noch vor Einbringung einer neuen Vorlage ist das obenstehende Werk erschienen, dessen Verfasser seinem Thema unter dem breiten Gesichtspunkte wirtschaftlicher, legislatorischer, geschichtlicher und politischer Betrachtung gerecht zu werden sucht.

Verfasser geht von dem Satze aus, daß die heutige Ausbreitung des Fideikommißinstitutes der agrarpolitischen Gesamttendenz des vergangenen Jahrhunderts widerspreche, und setzt sich zum Ziele, das von dem Begründer unserer rationellen Landwirtschaft, Albrecht Taer, aufgestellte Axiom: „Das Fideikommiß hindert die Bewegung des Bodens zum tüchtigsten Wirt“ auf Art und Umfang seiner Geltung hin zu prüfen.

Dazu untersucht er zunächst die Wirkung, welche der Bindung einer, im Verhältnis zum Forst- wie Fideikommißareal bedeutenden Waldfläche (12,5 bezw. 46 v. H.) vom Standpunkte der allgemeinen Landeskultur und des Produktivitätsinteresses beizulegen ist; in Uebereinstimmung mit anderen gelangt er zu einer durchaus günstigen Beurteilung und gibt im besonderen interessante Nachweise über den Zusammenhang zwischen Waldbestand und Reinertrag der Fideikommisse und ihren, gegenüber dem Allodwald höheren Bestand in den Baumklassen von 40 Jahren und darüber. In der Tat ist die an lange Zeiträume gebundene und nur geringen Ertrag abwerfende Waldwirtschaft dem heimischen Holzbedarfe zu entsprechen nur imstande, wenn sie vor der Gefahr einer nur den Augenblick bedenkenden Ausnutzung nach Möglichkeit geschützt wird; doch teilt sich in dies Verdienst das Fideikommiß mit den ihm an Ausdehnung vierfach überlegenen öffentlichen Forsten. Die Maßnahmen des Staates, welche den privaten Forstbesitz öffentlichen Interessen dienstbar machen sollen (Schutzwaldungen, Waldgenossenschaften), werden ohne fideikommissarische Bindung als unwirksam geschildert; die Weiternutzung fideikommissarisch vinkulierten Weidelandes als Allmende wäre wohl auch „im Zeitalter des selfinterest“ tunlich. Das Gesamturteil ist hier: das Fideikommiß bindet den Forstboden an den besten Wirt.

Den Vorzug vinkulierter Forstwirtschaft sieht Verfasser auch darin, daß sie Ackerland geringer Qualität häufig einer rationelleren Nutzung durch Aufforstung zuführt, die unwirtschaftliche Parzellierung geringwertigen Wald- und Ackerbodens dagegen verhütet. Damit kommt Verfasser zu der

Frage, wie die fideikommissarische Bindung landwirtschaftlich genutzten Bodens volkswirtschaftlich zu beurteilen sei, und gibt eine doppelte Antwort: günstig auf den Böden geringer Qualität, ungünstig in Gebieten intensiverer Kultur. Als Beispiele nennt er einmal Oberschlesien (nach Partsch, Schlesien, II), dann ein Fideikommiß bei Bonn mit Gartenkultur in Parzellenpacht; hier wäre aber zur erschöpfenden Beantwortung der Frage nach dem Umfange und den Wirkungen fideikommissarischer Bindung vor allem eine Reihe örtlich beschränkter Einzeluntersuchungen zu wünschen. Z. B. trifft die für Oberschlesien behauptete Bindung nur des geringeren Bodens für das Gebiet der stärksten Fideikommißbildung in Preußen, den Regierungsbezirk Stralsund, nicht zu*): rund 1/3 der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche ist hier dem Verkehr entzogen, und die höchst ungünstige Besitzverteilung dieses, von der preußischen Agrargesetzgebung erst nach 1815 erfaßten Gebietes wird durch den starken Fideikommiß- und Korporationsbesitz, zum Schaden seiner bäuerlichen und städtischen Bevölkerung, aufrecht erhalten. Allgemein wird in der neuesten preußischen Statistik (Z.-S. des Stat. Landesamts 1909, IV, S. 345) ausgesprochen, daß die Fideikommisse „ganz überwiegend" sogar sich auf den im Durchschnitt besseren Böden befinden!

Es soll nun nicht bestritten werden, daß besonders im Osten die zum Getreideanbau im großen geeigneten Flächen den Grundstock des Fideikommißlandes bilden, das sich ja so gut wie ausschließlich (zu 99,8 v. H.) aus den bereits im Großbetriebe bewirtschafteten Besitzungen ergänzt; doch ist für die Neugestaltung des Fideikommißrechtes, wie Verfasser hervorhebt, einer doppelten Einschränkung Rechnung zu tragen: Einmal ist die Bindung des Bodens dort nicht mehr zuzulassen, wo ihre Voraussetzung, ein lebensfähiger Großbetrieb, nicht gegeben ist, wo also dem Groß**besitz** kein Groß**betrieb** entsprechen würde (Hollmann, Die Landwirtschaft im Kreise Bonn, 1903); ohne eine solche Unterlage wirkt das Fideikommiß unbedingt kulturschädlich. Zweitens ist, bei der zeitlich unbegrenzten Dauer unserer Fideikommisse, gegen den Uebelstand Vorsorge zu treffen, daß die einmal geschehene Festlegung von Grund und Boden diesen auch dann, wenn er dank veränderter Konjunktur oder Wirtschaftsweise intensivere Kultur gestatten würde, in dem nunmehr irrationell gewordenen Großbetriebe festhält. Schematisch ergeben sich zwei Arten der gesetzlichen Beschränkung als möglich: 1. bei der gebundenen Fläche als Ganzem, 2. bei dem einzelnen Real-Fideikommiß (S. 151). Die Vorschläge, welche der Verfasser hier im Anschluß an Conrad, v. Gamp, Sering und Max Weber macht, schließen eine teilweise „Reallodifizierung" der gebundenen Fläche in fünfzigjährigem Turnus und die Schaffung genügenden Betriebskapitals durch obligatorische

---

*) Es betrug der Fideikommißanteil an der Gesamtfläche 20,8 v. H., am Grundsteuerreinertrag 21,3 v. H., dagegen im Regierungsbezirk Oppeln 21,9 bezw. 13,5 (Statist. Jahrbuch für den Preuß. Staat 1909, S. 46).

„konnexe Pekuliar-Fideikommisse“ in sich (vgl. Martin Wolff, Die Neugestaltung des Fideikommißrechts in Preußen, 1904).

Die Erhaltung eines wirtschaftlich sichergestellten Fideikommißbesitzes scheint dem Verfasser auch aus innerpolitischen Rücksichten wünschenswert: er hofft von einer gesetzlichen Neuregelung eine Einschränkung des Mißbehagens, welches die starke Zunahme der Fideikommisse in der öffentlichen Meinung der letzten Jahre wachgerufen hat. Und allerdings ist die Vinkulierung unseres Ackerbodens bereits zu einem Umfange gediehen, welcher im Hinblick auf das Ganze unserer Landeskultur zu berechtigten Bedenken Anlaß gibt. Ein Vergleich der preußischen Fideikommißstatistik, die auch vom Verfasser zugrunde gelegt wird, mit den Ergebnissen der Reichsbetriebsstatistik von 1907, den ich in meinen „Beiträgen zur Fideikommißstatistik“ (Conrads Jahrbücher, Märzheft 1910) angestellt habe, zeigt, daß 8 vom Hundert der gesamten landwirtschaftlichen Betriebsfläche und fast 28 v. H. der Fläche aller Großbetriebe (einschließlich also des Waldanteiles) in fideikommissarischem Besitze sind; 6 v. H. des landwirtschaftlich genutzten Areals, darunter das der Großbetriebe zu über 1/5, sind dem freien Verkehr für immer entzogen. Da man aber nur die im Großbetriebe bewirtschaftete Fläche für die künftige Entwicklung des Fideikommißinstitutes heranziehen kann, so würde eine Verdreifachung seines heutigen Bestandes zwar erst 20 v. H. der gesamten Staatsfläche, aber annähernd bereits die ihm heute zur Erweiterung offenstehende Fläche erschöpfen. Der Verfasser hat berechnet, daß in 150 Jahren, nach dem bisherigen Jahreszuwachs, 18,6 v. H. der Staatsfläche gebunden sein würden. Eine solche Berechnung läßt aber die gegensätzliche Bewegung außer acht, in der sich Zahl und Fläche der ländlichen Großbetriebe einerseits, der Fideikommisse andererseits befinden; jene nahmen 1895—1907 um 1/16 der Zahl und 1/9 ihrer Fläche ab, diese vermehrten ihre Zahl um 1/7 und die Fläche um 1/12, einem stetig sich verringernden Angebot steht also eine steigende Nachfrage nach fideikommißfähigem Boden gegenüber. Schon läßt sich die Zeit absehen, in der die größere Hälfte unserer Großbetriebe und nicht viel weniger als die Hälfte ihres landwirtschaftlich genutzten Areals fideikommissarisch gebunden sein wird.

Steht eine so ausgesprochene Entwicklung nun tatsächlich mit der Richtung unserer Agrarpolitik in derartigem Widerspruch wie der Verfasser zu Anfang seiner Arbeit meint? Ich glaube, man wird dies nicht mehr uneingeschränkt gelten lassen. Ein Blick auf das preußische Anerbenrecht der letzten dreißig Jahre und auf die neuerliche Verwendung des dinglichen Wiederkaufsrechtes im Arbeiteransiedelungs- und im „Besitzbefestigungs“verfahren zeigt, daß auch für den freien Grundbesitz die Tendenz der Bindung wenigstens in der Verfügungsmacht neuerdings wieder an Boden gewinnt; freilich wird der bäuerliche Besitz von ihr voraussichtlich nicht in dem Maße ergriffen werden, wie der allodiale Großbesitz von dem Wachstum der Fideikommisse. Ein offener Widerspruch besteht dagegen zwischen dem Be-

streben, einen möglichst großen Teil der Großbetriebe dauernd als solche zu erhalten, und den bereits genannten Ergebnissen der Betriebsstatistik, welche den landwirtschaftlichen Großbetrieb in starkem Rückgange zugunsten der mittleren und kleineren Betriebe zeigen. Hier einen Ausgleich zu schaffen, der einen Stamm gefestigter, die Forderungen rationeller Landwirtschaft erfüllender Großgüter erhält und daneben Raum läßt für die unentbehrliche Erweiterung unserer immer noch zu beschränkten bäuerlichen Basis, erscheint mir als das wünschenswürdigste Ergebnis eines neuen Fideikommißgesetzes. Eine solche Vereinigung und Abfindung mit den Richtlinien unserer agrarpolitischen Entwicklung würde m. E. für das Fideikommißrecht eine Vorsorge für die Lage der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte, ferner eine Bestimmung des Forstanteils etwa auf das Doppelte des im engeren Bezirke üblichen erfordern und, wie der Verfasser hervorhebt, ihre Wirkungen auch auf den sonstigen einschließlich des durch autonome Satzung gebundenen Grundbesitz zu erstrecken haben.

Ein weniger als das vorliegende auf die wirtschaftspolitische Seite der Fideikommißfrage gerichtetes Werk würde in seiner Gliederung nicht den Nutzen der Fideikommißwaldwirtschaft an erster Stelle, die geschichtlichen Grundlagen des Institutes an vorletzter behandelt haben, auch macht die Verteilung des Literaturnachweises über die einzelnen Kapitel allzu viele Verweisungen nötig, und einige störende Druckfehler (Taer S. 10, Konrad S. 118) wären besser vermieden worden; im ganzen aber können wir vom Verfasser mit Dank für seine anregenden und warmherzig gehaltenen Ausführungen Abschied nehmen.

Dr. Friedrich Lenz.

Literatur.

Die Komödie der Auferstehungen. Nach des Tirso de Molina „Muertos Vivos Los Vivos Muertos y Entrambos Burlados Transformaciones Graziosas“, übersetzt und beabreitet von S. V. W. München und Leipzig bei Georg Müller. 1909.

Der Verlag Georg Müller bringt hier eine höchst überraschende Gabe. Zunächst versichert der sehr weitschweifende Titel, daß es sich um eine Uebersetzung aus dem Spanier Molina handelt. Und ein Vorwort erzählt die Entstehung: daß der Dichter bei der Einstudierung seines „Burlador“ mannigfachen Aerger durch die Eifersüchteleien einiger seiner besten Schauspieler hatte; er versprach ihnen deshalb, wenn sie willfährig sein wollten, eine Komödie, in der sie, außer ihrer eigenen, jeder die Rolle des andern oder gar mehrerer anderer zu spielen haben würden; in der er jede Hauptfigur unter mehrere teilen, jeden Darsteller für mehrere Figuren verwenden wolle. Die Schauspieler nahmen belustigt diese vermeintlich unausführbare

Proposition an, und nach acht Tagen brachte ihnen der Dichter die „transformaciones graziosas“. — Gleich zu Anfang des Stückes, das man nun mit Spannung beginnt, findet man einige wunderschöne Worte der Lyrik für einen alten Spanier überraschend modern. Dann läßt die kecke, burleske Handlung wohl an den alten Spanier glauben: und die Sicherheit, mit der die modernen Komödientechnik gehandhabt wird. Nicht eine Lustspieltechnik in dem Sinne, wie der moderne Deutsche wohl sich das ersehnte vornehme Lustspiel denkt. Nein, Komödientechnik, die mit Intermezzos arbeitet, die mit Rüpeln rechnet, die die Schicksale durcheinander wirbelt, die auf drastische Situationen und derbe Anspielungen bedacht ist, die nie den Schein der Wirklichkeit zu erzeugen sucht, die ihre Lebenswahrheit in bedeutender Gegenüberstellung typischer Menschenarten sucht und nicht in der psychologisch feinen Ausführung des einzelnen Charakters, und die mit Ehrlichkeit ein Theaterstück meinend, alle Künste der Komödianten ins beste Licht zu setzen trachtet. Aber die drastisch derbe und dabei genial großzügige Kunst dieser Komödie ist mit einem Tiefsinn gemischt, der gar deutsch und gar modern anmutet. Und mit der Zeit hört man immer deutlicher aus den geschickten, stellenweise sehr schönen Versen, einen ganz persönlichen Klang heraus, der uns schon bekannt ist: in lyrischen Gedichten und in tragischen Dichtungen vernahmen wir diesen Klang. Wir blicken noch einmal auf das Titelblatt und verstehen, daß hinter dem mysteriösen S. v. W. die umgekehrten Initialen von Wilhelm von Scholz zu suchen sind, und ehe noch der Epilog, den der Vertreter der derben Komik des Stückes, der Bettler Kalab, nach dem Beifall des Schlusses sprechen soll, nach dem Dichter fragen läßt, mit Worten, völlig aus dem Stil dieser Komödie der Verwechslungen und Seelenvertauschungen heraus, haben wir schon begriffen, daß auch hier eine Vertauschung der Seelen stattgefunden hat und aus diesem toten Spanier in Wahrheit der lebendige deutsche Dichter spricht. Die Handlung ist die, daß in der Hauptstadt des asiatischen Königreiches Mousul ein Weiser erscheint, der die Kunst versteht, durch Sprechen, ja durch innerstes Empfinden eines gegenwärtigen Zauberspruches seine Seele aus dem eigenen Leibe in einen gerade gegenwärtigen Leichnam fahren zu lassen und ihn zu beleben; durch denselben Zauberspruch findet er, sobald er will, den Weg wieder zurück. Wenn nicht etwa mittlerweile der eigene Leib durch dasselbe Mittel (denn es läßt sich mitteilen und weitergeben) durch eine andere Seele in Anspruch genommen worden ist. In dieser Komödie aber sind es bald drei Menschen, die die Kunst verstehen, dieser Weise, ein Bettler und ein König. Der Weise verwandelt sich bald in einen Vogel und sieht dem Spiele des Lebens zu, das der Bettler und der König begehrend, handelnd, leidend erleben. Mit diesen Voraussetzungen ist eine Gelegenheit zu unerschöpflicher Situationskomik gegeben, die der Dichter mit Witz, Geist und Ueberlegenheit zu immer gesteigerten Wirkungen ausnutzt. Wie manchmal bei Wilhelm v. Scholz gibt es wohl eine Stelle, in der die Handlung ein

wenig dünn wird, die Motivierung nicht ganz zuzulangen scheint; im übrigen ist das Stück sprühend und blühend von Leben, Laune und Poesie und gibt von dem fortwährenden Aufwärtsstreben und Aufwärtssteigen der Kunst seines Dichters verheißungsvoll Zeugnis.

Panspiele. Von Carl Hauptmann. Judas. Von Carl Hauptmann. Verlag von Georg D. W. Callwey. München 1909.

Die beiden neuen Bücher von Carl Hauptmann geben von seiner eigenartigen und starken Kunst auf besonders eindrucksvolle und glückliche Weise Zeugnis. Panspiele ist eine Sammlung von vier kürzeren Dramen, in denen dieselbe Individualität wiederkehrt, in verschiedenen Verhältnissen und Lebensbedingungen verschieden entfaltet. Dadurch werden die vier Dichtungen an Stoff und Stimmung sehr verschieden, und sie sind mit künstlerischer Wirkung gegen einander abgetönt, so daß das Buch als Ganzes einen hohen Wert und Reiz gewinnt. Das Panische, das der Titel andeutet, liegt in der Menschen- und Lebensschau des Dichters, mit der er besonders diese immer wiederkehrende Heldin anschaut und sie als Naturgewalt empfindet: mit dem zwingenden Dunkelblick aus Lebensabgründen herauf mit ihrer Gewalt und Lockung, ihren Lüsten und Leiden, und mit den Schicksalsnotwendigkeiten, die für sie und andere daraus emporsteigen. Es ist eine Frau voll unendlicher Reize und Süßigkeit; mit der Anmut der Katze; und auch die Raubtierinstinkte sind erst halb überwunden in ihrem Blut. Etwas wild Ungebändigtes ist in ihrem Begehren, ihrer Herrschlust, ihrem Wagemut, ihrer Kühnheit, die mit Tod und Leben spielt. Dabei ist sie voll Schwermut und Trauer und Sehnsucht. Denn sie ist in ihrem Egoismus naiv, eigentlich verantwortungslos, eigentlich unwissend und unschuldig, — unerlöste Natur, tief bemitleidenswert.

Das erste Stück: im goldenen Tempelbuche verzeichnet, zeigt den Stil der hohen Schönheitsdichtung, spielt im Orient, und verbindet ein Weniges von fremdartiger, japanischer Linienführung und Farbengebung („Nach einer japanischen Skizze; hinter Schleiern zu spielen" steht unter dem Titel), mit sehr viel von dem Zauber deutscher Gemütsinnigkeit und deutscher Naturmystik, deutscher Liebessehnsucht und Liebestrauer. Die Heldin des ganzen Buches wird hier an Reiz fast verdunkelt durch eine Ergänzungsgestalt von unsagbarer Schönheit. Die Verse sind stellenweise so prächtig, als gehörte der Dichter zur Schule der Neuromantiker, denen er, den nur ästhetischen, der Seele nach, gerade in dieser Dichtung, sehr fern steht. — Das zweite Stück ist eine derbe Komödie und spielt in dem Hause eines alten jüdischen Trödlers, dessen junges Weib ein heimliches Liebesverhältnis zu dem jungen Kommis hat, was beileibe nicht tragisch werden kann, wegen der Feigheit der beiden Männer, obwohl die wilde Katze beide zu reizen und toll zu machen sucht. Die junge Heldin funkelt und schimmert wie ein Blütenbaum in heimlich brünstiger Verliebtheit und orientalisch wilder Poesie. Ihre bilderreiche Sprache ist vielleicht manchmal ein wenig zu

hochgreifend für ihren Stand. — Der Einakter Nadja Bilew bringt in scharfer, differenzierter, überaus interessanter psychologischer Zeichnung die Charakteristik der russischen Revolutionsheldin: mit ihrer Lebenssehnsucht und Sensationslust, ihrer persönlichen weiblichen Eitelkeit und ihrer Inbrunst zum Tode; zum Märtyrertode, solange der große Freiheitsrausch über ihr ist, zum sinnlichen freiwilligen Liebestode, wenn jener Rausch einem anderen Platz gemacht und das Leben die Sehnsucht nur allzu matt erfüllt. Der Einakter, sehr sicher in der Zeichnung, strahlt von tiefen, geistvollen Gedanken und reifer, überlegener Lebensweisheit. Das letzte längere Stück „Fasching“ erschillert ganz in den ergreifenden Mißtönen der Tragikomödie und ist die dramatische Auseinanderfaltung eines zerrissenen lyrischen Lautes, der in Verlaines Gedicht „au clair de lune“ ausklingt.

Votre âme est un paysage choisi
Que vout charmant masques et bergamasques
Jouant du luth et dansant et quasi tristes
Sous leurs dégnisements fantasques.
Tout en chantant sur le mode mineur
L'amour vainqueur et la vie opportune,
Ils n'ont pas l'air de croire à leur bonheur
Et leur chanson se mêle au clair de lune.

Das Drama führt uns in einen Künstlerfasching und zeigt uns die zerrissene Stimmung eines Meisters, der als Mensch nicht genug ist, um die Kunst, die doch sein Lebenselement ist, zu verstehen und in ihrer reinigenden Macht zu begreifen; der überhaupt nicht mehr die Kraft zur Reinheit hat, nachdem er sich durch sein Leben die Fähigkeit dazu verdorben; in dem nur noch krankhaft gesteigert die Sehnsucht nach Reinheit lebt, die sich ihm in seiner jungen Tochter, dem Ebenbilde seines schönen, reinen, früh verstorbenen Weibes, verkörpert. Die zu bewahren, in ihr das Kostbarste seines Lebens vor Befleckung zu retten, hat er eine heftige Eifersucht. Als der Fasching in seinem Atelier tollt, soll das junge Mädchen bei einer alten frommen Tante die Nacht verbringen, aber während der Vater in der Maske eines Bergamasken mit der Laute durch das Fest umherwandert und das wehmütige Lied singt, immerfort. immerfort, bis allen heimlich die Glieder zittern von dem ewigen Klang in Moll, ist seine Tochter schon unerkannt hereingesprungen, in lockende lose Gewänder gekleidet, die sie von seiner Geliebten bei ihm fand, und hat sich, heiß von Lust, dicken wilden Festesrausch zu atmen, unter die Gäste gemischt, der losesten und wildesten eine. Denn sie ist Blut von seinem Blute und wird auch verderben. Die krankschmerzliche, sehnsuchtzerrissene Stimmung ist sehr sicher und mit großer Kunst gezeichnet. Eine sehr charakteristische, unendlich ergreifende Musik zu dem Verlaineschen Gedichte von Anna Teichmüller ist dem Buche beigegeben, ebenso eine sehr schöne 3stimmige Musik zu dem Abendliede des ersten Stückes.

Das zweite Buch, eine Sammlung von drei novellenartigen Dichtungen, heißt „Judas“. Judas heißt auch eine der drei Dichtungen. Schwerlich aber ist der Dichter der oberflächlichen Gewohnheit mancher Autoren gefolgt und hat das Buch einfach nach einem einzelnen Bestandteil genannt. Er hätte dann die Judas-Dichtung wohl an den Anfang gestellt; sie steht aber in der Mitte. Sondern es ist allen drei Dichtungen ein etwas düsteres Element gemeinsam, eine schwere Natur- und Schicksalsgebundenheit, die der Dichter als etwas Dämonisches und Verräterisches in dem freien hellen Menschenleben empfinden mochte. Die erste der Erzählungen, Einfältige, ist die harmloseste der drei. Sie führt in eine der ärmlichen Hütten des Riesengebirges, deren Bewohner der Dichter auf so meisterhafte Weise zu zeichnen versteht. Und sie schildert die Reibungen, welche entstehen, wenn nun in das einfache Leben dieser Menschen, das von Väterzeiten her gleichmäßig seinen Gang geht, der Einfluß der Stadt verhängnisvoll einbricht. Judas ist ein kleines Meisterwerk von düsterer Schönheit. Es spielt in den Kreisen der russischen Revolutionäre in Zürich. Es ist durch ein Tagebuch vorgeführt, die innere Geschichte eines Menschen, der unter den schönen und glücklichen, den begeisterten Naturen auch sich sehnt nach Schönheit, Glück und Begeisterung und doch den düsteren Gewalten seines Inneren verfällt. Er verrät die Freunde und die Geliebte an die Polizei für Geld — dann tötet er sich selbst. Erschütternd ist die Wucht des Erlebnisses, in seiner Folgerichtigkeit, seiner unerbittlichen Naturnotwendigkeit. Die schmerzlich qualvollen Erregungen weiß der Dichter mit einer Unmittelbarkeit wiederzugeben, die höchst bewunderungswürdig ist. Noch mehr aber ist es die Gewalt der Schönheit, die mitten im Erleben des qualvollen Leidens uns doch darüber stellt und Erlösung feiern läßt. Es ist eins von jenen Kunstwerken, die so konzentriert sind, daß man erst allmählich, bei immer erneutem Lesen, ihre ganze Schönheit erfassen kann. — Die letzte Novelle, Graf Michael, ist eine größere Dichtung. Sie spielt in den Kreisen des österreichischen hohen Adels. Sie ist voll Sonne, Schönheit, Lieblichkeit und Tragik. Ihre Stimmung ist wie die eines Frühlingstages, wenn die Welt in hellen Blüten strahlt und dunkle Wolken am Himmel hängen. Und dann kommt, angstvoll vorausgefühlt, ein dumpfer Schlag. Der Inhalt ist die tiefe Tragik einer von Grund aus edlen Natur, die sich durch Ausschweifungen verdorben, die durch eine lichte Liebe gerettet zu werden scheint und dann doch durch die Macht der Gewohnheit noch einmal fällt und nun vor Scham den Weg zur lichten Liebe zurück nicht wieder zu suchen vermag. — In den drei Dichtungen wirkt eine überzeugende Kraft der psychologischen Führung. Eine Fülle von sehr verschiedenen und interessanten Menschen tritt uns nahe. Die seltsame eigenwillige und unerhört ausdrucksvolle Prosasprache Karl Hauptmanns, die voll ist von Lebenskeimen sprachschöpferischer Kraft, entfaltet sich in den drei Dichtungen nach drei verschiedenen Seiten hin. Sie ist immer naiv, psychologisch getreu und voll Schönheit. In den Einfältigen ist sie vor-

wiegend naiv, im Judas vorwiegend psychologisch getreu, und im Grafen Michael zugleich edel und erhöht.

Miriam Eck. Caterina von Siena. Schauspiel. Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Das Drama „Caterina von Siena“ von Miriam Eck (Kaethe Sebald) ist eine seltsam starke und edle Dichtung, und unergründlich in der Tiefe echten und lautersten religiösen Lebens, das aus dem Persönlichkeitswunder ihrer Heldin quillt. Welch eine lichtvolle Heiligengestalt hat uns die Dichterin geschaffen! Wie tief, klar und fromm, wie weise und wissend muß ihre Seele sein, um so sicher und lebendig zu fühlen, was echte Heilige sind! Und woher hat sie die Gestaltungskraft gewonnen, um ihre hohe Schau auch in Szenen von so überzeugendem Leben vor uns auszubreiten? In einer Technik, der herkömmlichen dramatischen Form in gewissem Sinne fern (6 Akte z. B. hat das Stück) und doch eminent dramatisch; doch den ewigen Gesetzen der dramatischen Wirkung völlig entsprechend, — wie denn auch das Stück, um erst ganz lebendig zu werden, durchaus nach Aufführung verlangt. Es wird auch seine Aufführung erleben. Es kann warten. Sein Leben ist echt, und es wird nicht altern. Es schöpft aus dem Ewigen und kann die Zeit dahinrauschen sehen. Auf das heutige Theater, diese Vergnügungsanstalt, dies Spekulationsunternehmen, dies Geschäftsinstitut gehört es nicht. Ich wüßte keine Bühne, die dem innersten, heiligsten Leben der Dichtung so viel Ernst und so viel Ehrfurcht entgegenbringen würde, wie dies Stück erfordert, wenn es richtig gespielt werden soll. Zwar selbst ganz äußerlich aufgefaßt, ganz auf Sensation gestellt, würde dies Drama von der visionären Heiligen Wirkung üben, ja es würde ein Zugstück werden. Sein Schutzgeist wird es davor bewahren. Die heutigen Theaterleiter haben nicht den Instinkt, um nach echten und dauernd wertvollen Dichtungen zu greifen, selbst wenn sie Zugstücke werden könnten. Sie suchen ihre Zugstücke lieber in den Reihen der seichten Machwerke, oder der perversen Ware, die heute Mode ist. Aber die Schicht materialistischer, unwahrer und äußerlicher, so ungermanischer Lebens- und Kunstauffassung, die heute all das quillende junge Leben starken echten deutschen Kunstschaffens, das unsere Zeit birgt, unter schwerer Decke hält und nicht ans Licht gelangen läßt, ist doch nur dünn. Es wird gar nicht lange dauern, dann bricht aus der deutschen Volksseele der zurückgedämmte Strom um so mächtiger hervor und verwandelt das Denken und die Verhältnisse, erzwingt sich den Weg in die Herzen und schafft sich die Kunstanstalten, die er braucht. Dann wird es Festspielhäuser geben, in denen diese Stücke, deren Anschauen eigentlich Gottesdienst sein müßte, aufgeführt werden von Menschen, denen ihre Kunstbetätigung Gottesdienst ist.

Eine sichere historische Bildung und ein hoher Kunstverstand schufen an dem Drama „Caterina von Siena“ mit. Eine Fülle von kräftigen, buntfarbigen Charakteren machen die interessante Zeit des Quattrocento

lebendig. Eine hohe Sprachbeherrschung befähigt die Dichterin, alle die Fülle der Poesie, die die reiche, blühende, bewegte, gärende, tief aufgewühlte Zeit und der günstige Stoff boten, zu wirkungsvollem Ausdruck zu bringen. Eine Jubelhymne auf das Leben, seine Wonnen und seinen Glanz, birgt die Dichtung; und weiß doch diesen Glanz weit zu überstrahlen durch das Leuchten des ewigen Lebens, das in dem Herzen dieser Heiligen aufgegangen ist und von ihr auf alle ausstrahlt, die ihr nahen. Ein Leuchten, das doch immer wieder seine schönsten Farben und rührendsten Düfte leiht von diesem süßen, wundersamen Erdenleben und seiner sinnlichen Freude. — Ein wundervolles Maß ist in der Dichtung und diktierte besonders den edlen Schluß, in dem der geschichtliche Märtyrertod der Heldin nicht erlebt wird, sondern nur vorausgefühlt, mit Sehnsucht, als Verheißung, als endlicher Lohn, als Heimkommen und Erlöstsein. — noch aber muß sie getreulich über die Erde wandern und wirken. Sie wirkt das Licht in den Seelen; sie wirkt aber auch in die großen Händel der Welt hinein; für den Frieden; für das Gute; für das Gottgewollte. Denn diese Heilige sieht die Dinge der Erde viel genauer und viel richtiger als die anderen Menschen. Mit ihrem gesamten Wesen tief eingezogen in das Innere, in den Quellpunkt des Lebens, gelangt sie von dorther, — aus der Ueberlegenheit des inneren Abstandes — zu einer so klaren und gesunden Schau der Wirklichkeit, wie die anderen nie, die mitten darin gieren und irren; daraus erwächst ihr der heilige Wille, nach der Absicht Gottes diese Wirklichkeit fügen zu helfen. So waren die Propheten des alten Bundes: weil sie nicht wie die andern aus der Oberfläche des Alltags und der Eigensucht das Leben erschauten, sondern aus der Tiefe und Kraft des selbstvergessenen, gotterfüllten Persönlichkeitsgrundes, vermochten sie die Wirklichkeit klarer zu erkennen, als die Könige und ihre Räte, vermochten sie vorauszuschauen und richteten ihren sittlichen Willen darauf, das Volk hinzureißen auf die Bahn des gottgewollten Zieles. So wird auch Caterina eine große Politikerin. Mit sehr feinen realistischen Zügen hat die Dichterin diesen ergreifenden Gegensatz, der im Innern doch tiefste Einheit ist, gezeichnet: die völlige Entrücktheit der Heiligen in innere Schau, und dann wieder ihre völlige Bewußtheit fürs Irdische. Viel bewußter wird sie dann als die andern Menschen. Das kommt daher, daß sie völlig gesammelte Persönlichkeit ist. Während die Alltagsmenschen immer nur mit halber Aufmerksamkeit und mit halbem Willen, von Lust und Unlust triebhaft geführt, ihr matteres Leben führen. Fast erdrückt wird Caterina von der Uebermacht des geistigen Willens und der geistigen Kraft: ihr Körper bricht fast darunter zusammen: und doch wieder leistet sie mit diesem Körper, was kein starker Gesunder vermag. Der Sieg ist ihr immer gewiß, wenn sie es übernimmt, auf Menschen einzuwirken. Die sie noch nicht kennen, verspotten sie: aber aller Spott wird zuschanden, alles Unreine wird zu schluchzender Buße gerührt, alles Halbe, Matte, Oberflächliche in den Menschen wird überwunden, hingerissen, in ihre Bahn

hineingerissen durch ihre bloße Gegenwart und die überwältigeude Kraft ihrer Reinheit, ihrer gottstrahlenden Lebendigkeit, ihres flammenden, sittlichen Willens. Und dies alles gestaltet die Dichterin. Diese Wirkung fühlen wir auf uns selbst ausgehen, wir selbst werden hingerissen und atmen auf in der leuchtenden, kraftvollen Atmosphäre dieser reichen Menschlichkeit. Starke Versuchungen liegen in Caterinas Natur. Sie weiß von Wollust und Herrschsucht, und sie kämpft mit aufs äußerste gespanntem Willen gegen sie an: Askese wird begreiflich aus den Notwendigkeiten dieser Natur und dieser Zeit. Am schwersten aber muß sie kämpfen gegen ihre Gedanken, die aus ihrer starken wahrhaftigen Natur aufsteigen und ihr sagen, daß sie ein Recht habe auf sinnliche Liebe und auf Herrschgewalt. Dem Gedanken nach löst sich ihr dieser Konflikt nicht. Aber dem Zustande nach: eine starke Sinnlichkeit bleibt der Heiligen, in jeglichem Umgang mit den Menschen spürbar, wie in ihrem Umgange mit Gott, und selbst in den höchsten religiösen Entzückungen; eine Sinnlichkeit aber von solcher Reinheit, so vergeistigt und von Schlacken befreit, daß sie nur Kraft, nicht Hemmung wird; und daß sie auch ihre Anbeter, diese heißen Männer der italienischen Renaissance, vor jeder Gefahr des Begehrens bewahrt, — was sie selbst als höchstes Wunder empfinden. Es bleibt ihr auch das ungeheure Herrschtalent. Sie herrscht von Natur, wo sie auftritt. Ein unendlich feiner und wissender Zug ist es, wenn die Dichterin den eigenen Beichtvater der Heiligen sich entsetzen läßt, daß sie den Menschen nicht wahrt, das Knie vor ihr zu beugen, ihr Verehrung zu erweisen als einer Heiligen. (Welch ein inneres Verhältnis die Dichterin ihrer Heiligen zu der Christenpflicht der Demut gibt. — welch ein wichtiger Zug!) Siehe, sie ist gar nicht demütig — aus allerlauterster Demut! Was weiß sie denn davon, daß diese Huldigungen *ihr* gelten? Sie *weiß* nichts von *sich*! Sie siebt, daß die reine Macht keimt und quillt, und wie sie alle von dem Lichte wachsen, das von ihr zu ihnen kommt, dem Lichte des Bräutigams. „Sollen sie nicht knien vor dem Bilde, das ich in mir trage Tag und Nacht?“ Mit der Kraft der geistigen Mutterschaft trägt und nährt sie alles um sich her, damit es in Gott geboren werde. Und auch die große tiefe Liebe, die ihr das Leben bringt, erstrahlt ihr, wundersam zwischen Tod und Leben sich erfüllend, in den verklärten Farben dieser himmlischen, erlösenden Kraft, dieser schönsten Erfüllung des Weibeswesens, der geistigen Mutterschaft. Manchmul spürt man, daß die Dichterin, die Verfasserin des viel gelesenen Buches „Die jungfräuliche Frau“, welches von dem unendlichen Werte spricht, den die unverbrauchte Kraft des jungfräulichen Weibes für die Menschheitsentwicklung hat, mit der Zeichnung dieser Gestalt eben diese Kraft verherrlichen will.

Um die Dichtung her aber webt sich noch ein Schleier großartiger Stimmungslyrik durch das Schweben und Raunen der Dämonen, die die Zeit beherrschen, die einander auf den Thronen, unter der Tiara, im Embryo des Propheten begegnen, die Werden, Sein und Verderben weben.

die auch nach dem Leben und Sein der Heiligen greifen und über die sie Gewalt gewann, die sie unter sich ließ, aus ihrer Ueberwindung Kraft ziehend: Wollust, Herrschsucht und Pest. In der tiefen Bejahung des Daseins aus reichsten Lebensgründen her steht die Dichtung so hoch, daß sie nur von wenigen Dichtungen unserer Zeit erreicht wird.

Gertrud Prellwitz.

F. M. Dostojewski. Onkelchens Traum und andere Humoresken. Uebertragen von E. K. Rahsin, München und Leipzig. R. Piper & Co. G. m. b. H. 1909.

Dostojewskis erste Novelle „Arme Leute", welche 1846 erschien und die russische Volksmasse in die Literatur einführte, und sein Roman „Die Erniedrigten und Gekränkten", der 1861 erschien und ein dichterisches Spiegelbild der kleinbürgerlichen russischen Welt enthielt, wirkten in Westeuropa wie eine Offenbarung; erfuhr man daraus doch zuerst Näheres über die russische Volksseele, deren wunderbare Mischung von Lethargie und Fanatismus, von Mitleidsfähigkeit und Abgestumpftheit gegen Blutgeruch, von Lebenssehnsucht und Gleichgültigkeit gegen den Tod uns so wesensfremd und so rätselhaft ist. Die deutsche Uebersetzung seines berühmtesten Werkes, das 1867 erschien und von Eugen Zabel sogar für die Bühne bearbeitet wurde, „Raskolnikow oder Schuld und Sühne" ist vielleicht mehr gelesen worden als das russische Original. Aber hat er uns — er starb im Jahre 1881 — jetzt noch etwas zu sagen? Sind seine zahlreiche Bände umfassenden Briefe und Werke nicht verdrängt worden durch die Leo Tolstois, der uns die Macht der in Rußland herrschenden Finsternis, die Dumpfheit und den hoffnungslosen Nebel, in dem dort Millionen dahinleben und in dem so viele edle Keime entweder zugrunde gehen oder in asketischen Sekten zu einer ungesunden Entwicklung gelangen, mit einer dichterischen Kraft ohnegleichen vor Augen geführt hat? Haben wir seitdem nicht in den schauerlich hoffnungslosen Abgrund von Gorkis Nachtasyl hineingeblickt, das uns zeigt, wie sehr im Osten die Zeit aus den Fugen ist? Und ist dann nicht das Moskauer künstlerische Theater gekommen, durch das wir Anton Tschechows Dramen kennen gelernt haben mit ihrer Tatlosigkeit und ihrer Stille, ihren schattenhaften Gebilden und ihrer Eintönigkeit, ihren Sonnen, die erlöschen, bevor sie zum Glühen gekommen sind, ihrem Lachen, das nicht gelacht wird, ihren Quellen im tiefen Moor, die zu schwellen anfangen, um gleich darauf zu versiegen? Es läßt sich kaum annehmen, daß eine Neuausgabe seiner Werke viele Leser finden wird. Der vorliegende siebzehnte Band umfaßt drei Novellen: „Onkelchens Traum", „Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett" und „Das Krokodil". Nach dem Vorwort sind es „komische Erzählungen", die einen

humoristischen Unterton haben; die Komik aber ist herzlich schwach und der humoristische Unterton so leise, daß ihn ein westeuropäisches Ohr nicht zu hören vermag. Besonders schwach ist die Erzählung „Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett"; sie bestand ursprünglich aus zwei getrennten Geschichten, die erst später von dem Verfasser zu einer einzigen zusammengezogen wurden, ein mißliches Unternehmen, das ihm denn auch nicht gelungen ist. Die Groteske „Das Krokodil" ist eine „politisch-gesellschaftlich-allgemeinrussische Satire" aus dem Jahre 1864, die wohl nur Vollblutrussen interessieren kann. Am unterhaltendsten ist jedenfalls „Onkelchens Traum", an dessen Kleinkunst mancher seine Freude haben wird.

Seltsame Alltagsmenschen. Aus der Erinnerung gezeichnet von Wilhelm Münch. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. München 1910.

Wenn man ein Buch von W. Münch zur Hand nimmt, weiß man im voraus, daß man darin einem wohltuenden, von Humor umspielten Idealismus und einer Fülle von klugen und feinen Gedanken begegnen wird. Er sieht Menschen und Dinge, wie sie wirklich sind, betrachtet sie aber von hoher Warte aus und läßt sich den liebenden Blick für ihre Eigenart nicht durch das mancherlei Unerfreuliche trüben, das ihnen anhaftet. Dazu kommt, daß er der Lebensweisheit und Belehrung, die er uns in seinen Geschichten in unaufdringlicher Form bietet, immer die angemessene Prägung gibt, so daß man auch sprachlich Freude daran haben kann. Wer sich im Getriebe der Gegenwart eine Vorliebe bewahrt hat für schlichte Gestalten und Ereignisse aus der noch gar nicht weit zurückliegenden Vergangenheit, in der es noch keine Automobile, Luftschiffe und Flugmaschinen gab, wird an den seltsamen Alltagsmenschen, die er durch ihn kennen lernt, großes Vergnügen haben; Lesern, die „möglichst viel spannende Geschehnisse und möglichst raschen Fortgang der Handlung erwarten, die bunte Vorgänge schauen, aber nichts zwischendurch zu denken haben wollen", rät der Verfasser in einem kurzen Vorwort selber ab von der Lektüre seines Buches.

Der Mann, der einen Mord beging. Roman von Claude Farrère. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. 1909.

Ein Sensationsroman, dessen Hauptreiz der Schauplatz ist, der uns mit einigen impressionistischen Pinselstrichen traumhaft und doch deutlich vor Augen geführt wird. Ohne die orientalische Verbrämung, d. h. ohne die Spaziergänge durch die Straßen und Vorstädte Konstantinopels mit seinen Moscheen und Klöstern, seinen Bazaren und Friedhöfen, ohne die Empfangstage im Yildiz, und in den Palästen der Diplomatie, in denen wir nicht nur die Gesandten der Weltmächte und die hohen türkischen

Würdenträger, sondern auch alle möglichen dunklen Ehrenmänner kennen lernen, die auf das Erbe des kranken Mannes spekulieren, der aber noch gar nicht ans Sterben denkt, dürfte uns die Heldentat des französischen Militärattachés Marquis de Sévigny, der einen Mord begeht, um die geliebte Frau von ihrem herzlosen Gatten zu befreien, und dann selbstlos und bescheiden aus ihrem Gesichtskreis verschwindet, kaum genügend interessieren, um den Roman zu Ende zu lesen. Daß die heikelsten Dinge darin in verhältnismäßig anständiger Sprache mehr angedeutet als weitschweifig erzählt werden, ist erfreulich, aber daß es darin nicht ohne einige Seitenhiebe auf Deutschland abgeht, ist es für deutsche Leser weniger. Daß der deutsche Soldat keine Initiative hat, sondern nur gehorchen kann, und zwar nur, wenn die Befehle durch einige Fußtritte unterstützt werden, wundert uns weiter nicht, aber, daß er nicht einmal tapfer ist, setzt uns nach 1870 und 1871 doch einigermaßen in Erstaunen. Auch abgesehen von diesen und ähnlichen chauvinistischen Entgleisungen wahrt Claude Farrère nicht immer die Feinheit des Tones, auf die doch in der hohen Diplomatie angeblich soviel Gewicht gelegt werden soll; aber die Kunst, anziehend zu schildern, besitzt er. Auch spricht er manch kluges und beherzigenswertes Wort über die Türken und das Türkenreich, dessen Politik, Gegenwart und Zukunft soviel umstritten wird.

Birger Moerner. Inshallah. Türkische Impressionen. Deutsch von Marie Franzos. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening. Frankfurt a. M.

Der Verfasser dieser Impressionen soll Dichter und Diplomat sein; das erstere ist er sicherlich nicht, wenn er nichts Besseres geschrieben hat, als dieses Buch, das letztere ist schon möglich. Reizloser und trivialer kann kein Globetrotter seine Reiseerlebnisse erzählen und Eindrücke wiedergeben. Hier einige Proben. Im dritten Kapitel lesen wir: „Heute habe ich meinen Freund Raschid Bey wiedergefunden. Vor langer Zeit las ich in einem Buche, daß, wenn man einen Freund aus den Augen verliert und ihm gleich über die ganze Erde nachjagt, es doch nur zwei Punkte gebe, wo man ihn wiederzufinden hoffen könne, nämlich in den Docks von London und auf der Galatabrücke. Das muß ein sehr schlechtes Buch gewesen sein, denn ich habe meinen Freund Raschid Bey nicht auf der Galatabrücke, sondern vielmehr in der Peragasse wiedergefunden." Im achten Kapitel erzählt der Verfasser, daß ein schwedischer Dichter, der ihn besuchte und im Garten der Botschaft mit ihm von der Heimat plauderte, keine Lorbeerbäume kannte, aber als er ein Blatt abgepflückt und zerkaut hatte, mit frohem Lächeln ausrief: „Ach, das sind ja die Blätter, die in den Anchovisbüchsen liegen!" Hieran knüpft er folgende Betrachtung: „O mein Land, mein Land. Dies ist also die einzige Kenntnis, die deine Dichter von Apollos heiligem Baum, dem Lorbeer, haben, dessen Zweige einst die Alten, die das Schöne liebten und den Gesang verehrten, um die Stirn ihrer

Dichter schlangen, und die nun daheim dahin gekommen sind, eine Prärogative der Anchovisbüchsen und der Komödianten zu sein." In der „Einführung", die auf dem Umschlag des Buches steht, heißt es schwungvoll, daß wir an der Hand des feinsinnigen Autors Konstantinopel durchwandern, dessen bewegtes, traumhaftes Leben wie in einem farbenschimmernden Kaleidoskop an uns vorüberhuscht, und daß wir beim Lesen tiefer und tiefer in Mohammeds Seligkeitswelt versinken. Auch die Fäden zu entwirren, die die Welt Omars mit dem Abendlande verbinden, sollen wir daraus lernen. Wenn jemals Worte der Einführung dem Leser, der ein Buch zur Hand nimmt, eine unzutreffende Vorstellung von dem gegeben haben, was ihn erwartet, so tun es diese. Warum müssen soviele Bücher, die unser Wissen nicht bereichern, unser Gemüt nicht erwärmen und unser ästhetisches Empfinden nicht befriedigen, ins Deutsche übersetzt werden? Haben sie in der Heimat des Verfassers „eine glänzende Aufnahme" gefunden, um so besser für ihn; aber was geht uns das an?

Auf Langfahrt. Abenteuer und Erlebnisse eines Weltenbummlers zu Wasser und zu Lande von Otto Larssen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Alf. Dietrich. Verlag von Tillgets Buchhandlung in Kopenhagen. Auslieferung nur bei K. F. Koehler. Leipzig 1909.

Dieses Buch soll die deutschen Leser mit einem neuen dänischen Schriftsteller, Otto Larssen, bekannt machen, der als Weltenbummler das Leben in seinen verschiedensten Formen unter allen Breiten- und Längengraden der Erde durchgekostet hat, bald als Matrose, bald als Fußbodenaufwischer im Maschinenraum eines Dampfers, bald als Gast in einem erstklassigen internationalen Hotel, bald als Armenhäusler oder gar als Insasse eines Gefängnisses; aber die deutschen Leser hätten durchaus nichts verloren, wenn ihnen die Bekanntschaft mit Otto Larssen erspart geblieben wäre. Ein Bildungsphilister ist gewiß ein widerlicher Typus; aber kann ein Mann der Unbildung, dessen höchster Genuß Whisky- und Kognakorgien sind, der sich rühmt immer Schulden gehabt und nie das Wort Pflicht gekannt zu haben, Reiseerlebnisse erzählten, die uns durch Natur- und Seelenschilderung erfreuen, uns Land und Leute kennen lehren? Angeborene Beobachtungs- und Erzählgabe tun es nicht allein; es muß noch manches andere hinzukommen, das man durch Bildung erwirbt. Wenn „Auf Langfahrt", wie der Verlag rühmt, in den skandinavischen Ländern wirklich einen durchschlagenden Erfolg gehabt hat, so beweist dies nur, daß der Erfolg eines Buches dort wie anderswo kein Gradmesser für seinen literarischen Wert ist. Erich Hartleben soll einmal gesagt haben: „Jetzt schreibe ich ein Buch, das ist so miserabel, daß ich davon Millionär werden muß."

M. Fuhrmann.

Politische Korrespondenz.

Die Bündler unter sich.

Unerwünschte Folgen der Finanzreform. Vor den Massen spielen sich die Führer noch immer auf als diejenigen, die das Vaterland gerettet und mit kluger Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse durch ihre Steuern den Mittelstand geschont, die Geldmänner herangezogen hätten. Neben andern Maßregeln sollte auch die Zinsbogensteuer diesem Zwecke dienen. Vergebens waren die Warnungen der Regierung und der Nationalliberalen: man verteure nur dem Schuldner damit das Geld. Aber die Regierung beschützt ja die Banken, die andern überhaupt das Großkapital: also bestand man erst recht auf seinem Willen. Und der Erfolg? Auch die Ereignisse folgen sich mitunter wie in einem Lustspiel. Ausgesucht die Agrarier Ostpreußens und mit ihnen Herr v. Oldenburg mußten die ersten sein, denen klar wurde, daß sie sich selber die Rute gebunden.

Am 15. Juli hatten sie mit Pauken und Trompetenschall ihren Gläubigern, den Pfandbriefinhabern, die Steuer auferlegt. Aber als nun in den nächsten Wochen die Generallandschaftsdirektoren die Sache ansahen — bei der ersten Ausgabe neuer Zinsscheine mußte die Steuer ja entrichtet werden —; stutzt der eine, stutzt der andere. Briefe mit Fragen fliegen hin und her, und am 21. Oktober traten, was selten genug geschieht, sämtliche Generallandschaftsdirektoren zu einer Konferenz zusammen. Und der einzige Gegenstand der Tagesordnung ist die Talonsteuerangelegenheit, wie wir aus Drucksache 6 des neuesten „Berichtes der Ostpr. General-Landschaftsdirektion und des Plenarkollegiums der Ostpr. Landschaft an den ordentlichen 49. Generallandtag“ erfahren.

„Der Meinungsaustausch, heißt es in dem amtlichen Schriftstück, ergab das Einverständnis der Versammlung darüber, daß von dem Versuch einer Einziehung der Zinsbogensteuer von den Inhabern Abstand zu nehmen sei.“ Man überlege, was das heißen will: bei der Zinsbogensteuer bewegten sich unsere Reformer auf einem Gebiet, das ihnen durchaus vertraut war oder doch hätte vertraut sein müssen: denn in den geschäftlichen Beziehungen, die durch die landschaft-

lichen Pfandbriefe zum Ausdruck kommen, stellen sie den einen und den bedeutungsvolleren Teil dar. Dem anderen Teil, dem Geldgeber, gleichgestellt als Geldempfänger, haben sie insofern das Uebergewicht, als die Verwaltung der vermittelnden Landschaft seit 150 Jahren in ihren Händen liegt; darnach war auch ein gewisses ererbtes Verständnis für die Sache vorauszusetzen, und jedenfalls nahmen sie es für sich in Anspruch. Sie werden gewarnt; aber sie werden sich auf ihrem eigensten Gebiet doch nicht drein reden lassen; sie wissen besser, wie die Sache ablaufen wird. So legen sie denn auf die Zinsbogen die Steuer mit der durch keine Anwandlung von Zweifeln getrübten Erwartung, daß der Pfandbriefinhaber, der Kapitalist, der Geldjude die Prozentchen zahlen muß.

Und hinterher — kann auch nicht einmal der Versuch gemacht werden, die Steuer von den Geldgebern einzuziehen.

In welcher Weise die Steuer aufgebracht werden sollte, das festzustellen unterließ die Konferenz. Darüber war natürlich kein Zweifel, daß das, was der Gläubiger nicht bezahlt, der Schuldner bezahlen muß. Aber hierfür boten sich verschiedene Wege: die Landschaft konnte es aus ihren Beständen entnehmen und so es die Mitglieder mittelbar unter Kürzung der angesammelten Tilgungsgelder bezahlen lassen, sie konnte es von den Schuldnern unmittelbar zum Teil oder ganz bar einziehen, und sie konnte das auf einmal oder allmählich tun. Das mußte jede Landschaft für sich entscheiden.

Von der Beratung der General-Landschafts-Direktoren muß vorerst auch den Nächstbeteiligten nichts bekannt geworden sein. Wenigstens möchten wir es zur Ehre des Herrn v. Oldenburg annehmen. Wie treu ihn im Sommer die Nationalliberalen beraten hatten, wird er nicht gewußt haben, als er im Dezember v. J. die Liberalen für eine koddrige Gesellschaft erklärte. Aber bald sollte er es erfahren; denn noch im Januar d. J. erhielt er die Vorlagen für den Generallandtag, „und da brach's auf, aus wessen Beutel er gewirtschaftet". Die Drucksache 18 „Aenderung des Quittungsgroschens" zeigte unwiderleglich, daß das Ansehen der Pfandbriefe und ihr Wert eine unheilvolle Erschütterung erfahren würde, wollte man dem Inhaber auch nur einen Teil der Steuer aufbürden. Die eigenen Fonds der Landschaft reichten auch nicht aus, sie zu bestreiten. So bleibe denn nichts anderes übrig, als daß die beliehenen Besitzer selber sie bezahlten, und da eine Stärkung der eigenen Fonds zu wünschen sei, empfehle es sich, statt 2 lieber 5 v. T. der Schuld alle zehn Jahre zu bezahlen.

Dieser letzte Vorschlag stieß auf Widerstand, der andere aber wurde in den „Kreisberatungen" fast einstimmig als richtig anerkannt.

Unter diesen Umständen fehlten auf dem General-Landtage auch Herrn v. Oldenburg die gewohnten großen Worte, er scheint sie aber in der Vorlage schmerzlich vermißt zu haben. Denn nach seiner Erklärung „glaubt er, daß die Fassung der Vorlage wohl dazu beigetragen hat, sie be-

sonders unsympathisch zu machen". „Besonders unsympathisch" — das wollen wir ihm gern glauben, und wir verstehen es auch, daß er das bei dieser Gelegenheit gebotene Eingehen auf die Finanzreform seinem Mitbündler Herrn Rebbel-Saluskèn, M. d. R., überließ. Den Hauptinhalt von dem Vortrage dieses Herrn gibt der amtliche Bericht in folgendem kurzen, aber vielsagenden Satze wieder:

„Er erkennt an, daß die Wirkungen (des Reichsstempelgesetzes) anders gedacht waren, als sie sich jetzt im Wirtschaftsleben gezeigt haben." *)

Anders gedacht — aber von wem? Doch nur von den Leuten im schwarzblauen Block. Die andern hatten es ja vorausgesagt, wie es kommen würde.

Beschlossen wurde nun, die Stärkung der eigenen landschaftlichen Fonds noch aufzuschieben, andererseits mit Rücksicht darauf, daß die Landschaft keinen Schaden erleiden dürfe, die Zinszahlungen aber doch nicht pünktlich eingehen, statt der 2 ‰, die das Gesetz verlangt, 2½ ‰, mit andern Worten einmal die 940 000 Mk., die man den Geldgebern auferlegen wollte, selber zu erlegen und außerdem noch 235 000 Mk. dazu zu zahlen. Also sieht die Hilfe aus, die der Bund mit diesem Gesetze der Landwirtschaft gebracht hat. Und das alles, um nur die Erbschaftssteuern nicht zu bekommen: und die bekommen sie obendrein doch noch.

Das Merkwürdigste an der Sache ist aber, daß von all diesen Reden und Beschlüssen bis heute — der Landtag fand in den ersten Tagen des Februar statt — nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, geschweige denn die Redner des Bundes in ihrem Bramarbasieren hinderte: so stark ist der Korpsgeist im Bund der Landwirte. Darum jedoch wird es gerade gut sein, den Schleier von diesen Dingen wegzuziehen und die Herren zu zeigen, wie sie wirklich sind. Es ist schließlich auch ein Liebesdienst, den man ihnen selber damit leistet, wenn man sie beizeiten zwingt, auf ihre Unwahrheiten zu verzichten.

Marienburg. Dr. Heidenhain.

Bismarck und der Hakatismus.

Mein Nachweis, daß Fürst Bismarck bei all seiner Polenfeindschaft doch keineswegs ein Anhänger unserer heutigen Ostmarken-Politik gewesen sei, ist der hakatistischen Presse offenbar sehr peinlich gewesen. Die „Hamburger Nachrichten", deren höchster Grundsatz ist, die Politik, die sie ver-

*) Wie mag übrigens Herr Rebbel bei dieser Erfahrung, daß die Wirklichkeit so wenig seinem Denken entspricht, sich gefreut haben, daß man nicht auch seinen zur Förderung der Spiritusverzeugung gestellten Antrag angenommen, den Ausschank von Schnäpsen mit weniger als 33 % Spiritus zu untersagen! Er hat jetzt wohl eingesehen, daß das deutsche Volk lieber auf allen Branntwein verzichtet, als solch Gift getrunken hätte.

treten, immer durch den Namen und das Andenken des Reichsgründers zu decken, haben überhaupt kein Wort der Erwiderung gefunden. Die „Deutsche Zeitung" (20. Mai) und die „Tägliche Rundschau" (21. Mai) haben sich zu dem Versuch einer Widerlegung aufgeschwungen. Sehen wir, was sie vorgebracht haben.

Die „Deutsche Zeitung" malt zunächst wieder die Phantasie eines preußischen Galiziens aus. Freilich, daß es zurzeit eine Lächerlichkeit sei, gibt sie zu. Aber die polnische Fruchtbarkeit, die Polonisierungskünste der Geistlichkeit, die Forderungen der polnischen Wortführer, die jämmerliche Haltung so mancher deutschen Ostmärker lassen sie ein solches Anwachsen der Polen fürchten, daß später doch vielleicht ein Galizien möglich werden könnte. Leider fügt die „Deutsche Zeitung" nicht hinzu, wie weit sich dieses Galizen erstrecken würde. Wenn man sich aber erinnert, wie oft uns mit angstvoller Miene die hakatistische Presse vorhält, daß im Kreise Gelsenkirchen in Westfalen bereis 15 % Polen lebten und daß der polnische Kriegsschatz in Rapperswyl in der Schweiz bereits 267 314 Frs. 23 Ctms. betrage, so werden wir vermuten dürfen, daß die polnische Propaganda mit ihren 4 Millionen Seelen nächstens nicht bloß die 8 Millionen Deutschen in den vier nächstbedrohten Provinzen, sondern noch viel größere Gebiete des deutschen Vaterlandes slavisiert haben und ein neues Galizien gründen wird.

Nun aber zu dem Fürsten Bismarck. Ich habe nachgewiesen, daß dieser nach dem Zeugnisse Kardorffs schon im Jahre 1886 beim Beginn unserer Ansiedlungspolitik und ebenso noch kurz vor seinem Tode im Jahre 1894 die Bauernansiedlung für verfehlt erklärt hat. Die „Deutsche Zeitung" macht daraus, daß der Fürst nur „ursprünglich" gegen die Bauernansiedlung gewesen sei und weist dann des Breiteren nach, daß er damit unrecht gehabt habe. Daß Fürst Bismarck von der Polenpolitik weniger verstand als die „Deutsche Zeitung", mag ja wohl sein, aber eben deshalb habe ich ja gebeten, daß sie sich nicht immer auf ihn berufe.

Wie die „Deutsche Zeitung" die Tatsache, daß Fürst Bismarck von der Bauernansiedlung nichts wissen wollte, mit dem Wörtchen „ursprünglich" aus der Welt zu schaffen sucht, so sucht sie die andere Tatsache, daß er verlangt hat, unsere Prinzen sollten polnisch lernen, damit zu eskamotieren, daß sie sie nur für ein „Gerücht" erklärt. Der „Deutschen Zeitung" ist es doch wohl nicht unbekannt, daß es sich hier um ein Faktum handelt, über das ich nicht bloß „gerüchtweise", sondern so authentisch, wie nur möglich informiert bin, und wenn sie weiter meint, der Zweck der polnischen Sprachkunde hätte die Prinzen „in den Stand setzen sollen, polnische Kundgebungen selbst zu prüfen", so mag es ja sein, daß Fürst Bismarck weiter nichts gewollt hat, aber jedenfalls ist es doch für die in doppelsprachigen Provinzen amtierenden Beamten noch wichtiger als für die Prinzen, „polnische Kundgebungen prüfen zu können", und ich nehme an, daß die „Deutsche Zeitung" künftig unter Berufung auf die Autorität des Fürsten

Bismarck von allen Beamten in den Ostmarken die Kenntnis der polnischen Sprache fordern wird.

Höher als der Artikel der „Deutschen Zeitung“ steht immerhin der in der „Täglichen Rundschau“. Aber die von mir festgestellten Tatsachen sind zu massiv, um sie durch noch so geschicktes Räsonnement verschwinden zu machen. Auch die „Tägliche Rundschau“ weiß über die Forderung, daß die Prinzen polnisch lernen sollten, nicht anders hinwegzukommen, als daß sie sie als „gelegentliche Tischgespräche“ abtut, und ebenso sucht sie die Verhandlungen mit dem Erzbischof Ledochowski als etwas kaum Hergehöriges bei Seite zu schieben.

Die Verwerfung der Bauernansiedlung aber soll deshalb nicht so viel besagen, da der Fürst doch immerhin für den 100 Millionen-Fonds gewesen sei. „Der Hauptwert lag für Bismarck in dem Polenauskauf und nicht in der deutschen Besiedlung.“ Ganz richtig — genau dasselbe habe ich gesagt: daß nämlich in dem Hauptstück unserer Ostmarken-Politik, der Bauernansiedlung, die Hakatisten sich zu Unrecht auf den Fürsten Bismarck berufen. Oder ist die Bauernansiedlung etwa nicht das Hauptstück? Wie harmlos und nebensächlich wäre dagegen das Unternehmen gewesen, wenn der preußische Staat eine Anzahl polnischer Rittergüter gekauft und in Domänen verwandelt hätte! Und ganz besonders dürfte der Unterschied einleuchten, wenn man sich klar macht, daß bei weitem der größte Teil des Ansiedlerbodens nicht aus polnischer, sondern aus deutscher Hand stammt! Was ich immer wieder behauptet habe, ist, daß der nationale Gewinn, den wir aus dieser Politik ziehen, ein illusorischer sei, weil, was an der einen Stelle auf diese Art geschafft wird, an anderer oft doppelt wieder verloren geht. Unsere Hakatisten wollen das nicht Wort haben: der kluge realistische Blick des Fürsten Bismarck hat das, was wir jetzt vor Augen haben, vorausgesehen.

„Die polnische Bewegung ist nicht zurückgegangen, hat Herr v. Kardorff geschrieben, sondern wesentlich erstarkt, der Angriff hat einen Gegendruck hervorgerufen und vorläufig nur zu einer Kräftigung der großpolnischen Agitation nicht allein in Posen, sondern auch in Westpreußen und selbst in dem niemals zum Königreich Polen gehörigen Oberschlesien geführt.“ Merkwürdig — über dieses Zeugnis eines Mannes, der parlamentarisch 20 Jahre lang für den Hakatismus eingetreten ist, gleiten sowohl die „Deutsche Zeitung“ wie die „Tägliche Rundschau“ stillschweigend hinweg. Delbrück.

Der Tod Eduards VII. von England. — Neue Wirren im Orient. Deutschland in Marokko und Persien.

In den Vorlesungen über Politik, die nach seinem Tode in Buchform herausgegeben worden sind, sagt (Band II, S. 135) Heinrich v. Treitschke: „Die ganze Erziehung englischer Prinzen wird darauf berechnet und hat

es mit wunderbarem Erfolge erreicht, daß die erbliche Nullität des Welfenhauses sich fortpflanzt. Keiner von denen, die auf den Thron hoffen können, ist Soldat im vollen Sinne des Wortes. Und es ist schon dafür gesorgt, daß wir, ohne Propheten zu sein, voraussagen können, auch in den zwei nächsten Generationen des Hauses Koburg wird die welfische Erbeigentümlichkeit fortdauern. Sie gehört zum Wesen des englischen Staats . . . . . .“

Heute, wo der gekrönte Vertreter der ersten Generation der englischen Koburger die Augen für immer geschlossen hat, erkennen wir, daß Treitschke in der Tat kein Prophet gewesen ist. Eduard VII. hinterläßt keineswegs den Ruf einer Nullität. Allerdings ist er kein Soldat gewesen, aber bei der Regelung der Machtverhältnisse unter den Völkern hat er so einschneidend mitgewirkt, wie das nicht allzuvielen Kriegern im Laufe der Weltgeschichte beschieden gewesen ist. Unter des Königs wesentlicher Anteilnahme schloß England, nachdem es den Burenkrieg siegreich und mit kolossalen Eroberungen beendigt hatte, das Bündnis mit Japan. Mit englischem Gelde griffen darauf die Japaner die Russen an und machten die moskowitischen Bedränger Indiens für Jahrzehnte unschädlich. Die Erschütterung der russischen Macht nötigte die Franzosen, sich nach einer zweiten Stütze umzusehen. Sie unterdrückten gewaltsam die Erinnerung an Faschoda und die vielen anderen Kränkungen, welche der britische Erbfeind ihnen im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte zugefügt hatte, und warfen sich den hochfahrenden Insulanern in die Arme. Und damit noch nicht genug: es geschah das schier Unglaubliche, daß der russische Bär, nachdem Englands gelbe Schuldknechte ihn eben erst weidlich durchgeprügelt hatten, Freundschaft und beinahe ein Bündnis mit seinem alten Nebenbuhler, dem Wallfisch, schloß. Unzählige Nationen zweiten und dritten Ranges, Portugiesen, Spanier, Italiener, Serben, Türken, Griechen, Araber, Perser u. a. m. huldigten gleichfalls dem Wallfisch, indem sie entweder überlieferte Freundschafts- und Bündnisverhältnisse enger knüpften oder sich als neue Glieder in die weltumspannende Kette des englischen diplomatischen Systems einfügen ließen.

Die Buren direkt, die Russen indirekt niedergeschlagen, die alten Rivalen Frankreich und Rußland sowie auch das klug behandelte Burentum zu Freunden gemacht und der neue Rivale, Deutschland, beinahe isoliert, das waren Erfolge, welche überall auf der Erde eine durchaus veränderte Beurteilung sowohl Englands als auch seines Königs hervorriefen. Das Vorurteil, Großbritannien sei im Verfall, wurde in allen Ländern aufgegeben. Auch zweifelte niemand daran, daß König Eduard ein großes persönliches Verdienst um jene Erfolge habe, wenn auch seine naturgemäß in Dunkel gehüllte Tätigkeit im einzelnen nicht verfolgt werden konnte. Hinzu kam, daß unter den Auspizien des Königs der Briefwechsel der Königin Victoria veröffentlicht wurde, aus dem hervorging, daß schon Eduards königliche Mutter einen ungeahnten bedeutenden Einfluß auf die aus-

wärtigen Angelegenheiten des Landes ausgeübt hatte. Die Aufgabe Eduards war viel leichter, als die seiner Mutter, weil er mit seinen Ministern des Auswärtigen, mochten sie aus der unionistischen oder liberalen Partei hervorgehen, einig war. Königin Victoria dagegen mußte die Politik Palmerstons bekämpfen, der infolge seines Temperaments gegenüber den anderen Mächten zu gewaltsamen Maßregeln neigte, während Victoria eine Friedensfürstin war.

Ein Fürst des Friedens ist auch König Eduard gewesen. In Deutschland hat man lange Zeit in ihm eine dämonische Natur gesehen, wie Bismarck, Napoleon, Friedrich. Man braucht nur diese Namen zu nennen, um dem Leser klar zu machen, wie absurd und widerspruchsvoll das Charakterbild gewesen ist, welches sich damals in der öffentlichen Meinung Deutschlands von dem gewaltig überschätzten englischen König festsetzte. Es war ein Zoll der Achtung, welcher widerwillig und unbewußt den Talenten und Errungenschaften des fremden Souveräns entrichtet wurde. Der wohlbeleibte, ewig dicke Zigarren rauchende Onkel Eduard, wie er in den Karikaturen der Witzblätter erschien, sollte den Teufel im Leibe haben. Zwar sah er aus wie die Gemütlichkeit und Bequemlichkeit selber, aber der äußere Schein trog, darauf schwor jeder gute deutsche Luftflotten-Patriot. Wenn der englische König saß und rauchte, kamen ihm die Gedanken — schlaue und niederträchtige Gedanken. In dichten Tabaksqualm gehüllt, sann Eduard, gleich als wolle er sich für das schlechte Zeugnis rächen, welches Treitschke ihm einst als Prinzen von Wales ausgestellt hatte, nur auf das Verderben Deutschlands. Russen und Franzosen sollten auf Berlin marschieren, er selber wollte den Kieler Hafen verbrennen und sogar auf dem Wege über Dänemark mit einer Landmacht in das zitternde Deutschland einfallen.

In Wahrheit ist die englische Dynastie seit Generationen immer friedlich gesinnt gewesen; nicht aus abstraktem Humanitariertum; auch nicht aus Nullität, sondern weil das britische Weltreich nach 1815 niemals mehr ein unabweisbares Bedürfnis gehabt hat, sich in große auswärtige Verwicklungen einzulassen. Dagegen weiß man, wie der Briefwechsel der Königin Victoria fast auf jeder Seite zeigt, am Hofe von St. James sehr wohl die inneren Gefahren zu würdigen, welche Weltkriege in unserem Zeitalter hervorrufen können. Die Monarchien wissen, wie sie in die internationalen Krisen hinein-, aber nicht, wie sie aus ihnen herauskommen. Das gilt ganz besonders von dem englischen Königtum, welches zwar mehr zu bedeuten hat, als man auf dem Kontinent gewöhnlich annimmt, aber doch um seine Existenz spielen würde, wenn es ohne die allerdringendste Veranlassung zum Ausbruch eines schweren Krieges beitrüge.

Dagegen ist und bleibt wahr, daß Eduard Deutschland hat nach Möglichkeit isolieren wollen. Daraus ist ihm aber nicht der geringste Vorwurf zu machen. In der stärksten Macht auf dem Kontinent pflegen die Engländer immer ihren Rivalen zu erblicken, dem sie ohne Blutvergießen zu begegnen suchen, indem sie die anderen Mächte diplomatisch um sich

gruppieren. So zog der Herzog von Wellington auf dem Wiener [illegible] Metternich und Talleyrand an sich, um ein Gegengewicht wider den [illegible] Alexander von Rußland herzustellen. Es handelte sich für den [illegible] von 1815 weniger um konkrete Streitpunkte, welche die [illegible] London und Petersburg entzweiten, als um das bedrohte europäische [illegible] gewicht. Rußland schien den Engländern übermächtig zu werden. [illegible] gebens veröffentlichte ein paar Jahrzehnte später Cobden eine [illegible] in welcher er seinem Volke zu beweisen suchte, das europäische [illegible] gewicht sei seit den Tagen Wilhelms III. nichts gewesen als eine [illegible] eine Chimäre, ein Denkfehler, jeder für das europäische [illegible] gossene Tropfen englischen Bluts, jedes dafür ausgegebene [illegible] seien eine Sünde und eine Torheit gewesen. Nichtsdestoweniger [illegible] die britische Staatskunst aufs entschiedenste dem Kaiser [illegible] Frankreich entgegen, als dieser zum mächtigsten Fürsten auf dem [illegible] nent geworden, ebenso angelegentlich um die englische Freundschaft [illegible] wie vor ihm Nikolaus I. von Rußland und nach ihm der [illegible] kanzler Fürst Bismarck und Wilhelm II. von Deutschland. [illegible] ländischen Staatsmänner erreichten es nur unter den [illegible] keiten und nie auf die Dauer, mit England gut zu stehen, [illegible] mächtig genug waren, um in den Augen des Kabinetts von St. [illegible] eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht zu bilden.

Unzweifelhaft befindet sich Cobden im Recht, indem er in seiner [illegible] schrift ausführt, wie gerade durch das Streben nach dem [illegible] Gleichgewicht, welches von den englischen Diplomaten be[illegible] Munde geführt wird, Gefahren für den Frieden des [illegible] Im Jahre 1815 drohte unmittelbar nach dem [illegible] der Revolutionskriege ein neuer Waffengang zwischen England [illegible] Österreich einerseits, Rußland und Preußen andererseits. [illegible] leon III. [illegible] die Briten unermüdlich [illegible] und Italien sowie im eigenen Lande des Imperators [illegible] den Ausbruch eines englisch-französischen Krieges [illegible]. Aber weder gegen [illegible] Alexander I. noch [illegible] Franzosen kam der Krieg wirklich zum Ausbruch. Die [illegible] durch diplomatische Mittel und militärische [illegible]

[illegible]

Aber trotz des Staubes, welchen diese Dinge aufwirbelten, und trotz der unübersehbaren Menge von Ränken und Quertreibereien, welche die deutsch-englischen Beziehungen erschwerten und zeitweilig fast bis zum Reißen spannten, ist der Weltfriede erhalten geblieben. Besonders zur Zeit der bosnischen Krisis hätte es in König Eduards Hand gelegen, den Krieg herbeizuführen, wenn er gewollt hätte. Die Serben bedurften nur eines leisen Winks von London her, um loszuschlagen. Als verzweifelte Spieler fürchteten sie sich nicht vor der Gewißheit, die Partie zunächst zu verlieren. Denn sie wußten, daß die russische Regierung zu schwach war, um nicht in einen österreichisch-serbischen Krieg hineingerissen zu werden. Der Eintritt des Zarenreiches in den Kampf würde jede Lokalisierung der Feuersbrunst unmöglich gemacht haben.

Die Anglophoben behaupten, das Kabinett von St. James habe die historische Tradition, vorsätzlich Kontinentalkriege einzufädeln, um während der Zeit, wo die anderen Mächte einander zur Ader ließen, die eigene Handelsherrschaft über die ganze Welt auszubreiten. Der dick gegessene Eduard, wollüstig an seiner feinen Zigarre saugend, erschien sämtlichen Alldeutschen und marineblauen Luftschiffern als die würdige Personifikation solch einer schmutzig-materialistischen Krämerpolitik. Aber in der bosnisch-serbischen Krisis offenbarte der König von England seine wahre Natur und zeigte sich als ein Gegner des Präventivkrieges gegen das deutsche Uebergewicht. Viele Engländer dachten anders als ihr Herrscher und wollten die Gelegenheit ergreifen, um die junge deutsche Seemacht in der Wiege zu ersticken. Wenn das britische Königtum sich auch sonst nicht durch Stärke auszeichnet, so ist doch im schicksalsschweren Frühjahr 1909 der Wille König Eduards sehr schwer, vielleicht entscheidend, ins Gewicht gefallen.

Wieviel ein oder zwei Männer tun können, um die auswärtige Politik des englischen Volks, das sich angeblich selber regiert, in eine eigentlich von ihm gar nicht gewünschte Richtung abzudrängen, lehrt die Geschichte der Entstehung des Krimkrieges. Der Kaiser Nikolaus I. von Rußland wollte die Türkei teilen. Ein großes Stück sollte russisch werden, entweder direkt oder indirekt in der Form abhängiger Kleinstaaten, andere Stücke von der Erbschaft des kranken Mannes waren den Oesterreichern, Franzosen, Engländern zugedacht. Speziell mit Großbritannien wünschte der Zar Hand in Hand zu gehen, nachdem er schon 1840 mit jener Macht in der orientalischen Frage zusammengewirkt hatte, als es galt, dem Ehrgeiz des Ministeriums Thiers Schranken zu ziehen. Rußland und England zusammen, sagte Zar Nikolaus, beherrschen die Welt; alle anderen Staaten müssen sich ihren Geboten fügen, wenn sie einig sind.

Der Prinz-Gemahl von England und die Minister der Königin Victoria sträubten sich zwar heftig gegen eine Teilung der Türkei, fingen aber endlich an, mürbe zu werden, denn der verrottete Osmanenstaat erschien als völlig unreformierbar, und die Hand des Zaren zurückstoßen,

ließ sich Napoleon III. in die Arme werfen. Das bedeutete nach der Meinung der britischen Regierung den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Nur zwei Männer waren anderer Meinung, beide in Stellungen, in welchen ihnen eigentlich ein entschiedenes Vorgehen nicht zukam. Es waren der Staatssekretär des Innern, Lord Palmerston, und der britische Gesandte in Stambul, Lord Stratford. Gesandte sind nach Bismarcks Ausspruch weiter nichts als „Briefträger". Lord Stratford aber, gestützt auf Palmerston, trieb eine selbständige Politik, welche die friedlichen Absichten seiner Regierung bewußt durchkreuzte. Er gab den Türken im Jahre 1853 den Wink, welchen König Eduard im Jahre 1909 den Serben zu geben unterließ. Die Russen hatten 1853 die Donaufürstentümer okkupiert, wie die Oesterreicher 1908 Bosnien und die Herzegowina annektierten. Auf jenen eigenmächtigen Akt hin erklärten die Türken den Russen den Krieg. Das Kabinett von St. James war durch die osmanische Kriegserklärung aufs Peinlichste berührt, aber es wagte nicht, Stratford abzuberufen, weil Palmerston drohte, durch die russophobe Presse Lärm schlagen zu lassen und die Regierung zu sprengen. Die Türken ihrerseits, die nichts zu verlieren hatten, wie in unseren Tagen die Serben, spielten quitte ou double. Sie schickten ihre kleine, schlechte Flotte der übermächtigen russischen entgegen, geradezu in der bewußten Absicht, sie vernichten zu lassen. In der Schlacht von Sinope taten ihnen die Russen den Gefallen. Nun brachen in England die furchtbaren jingoistischen Leidenschaften aus, auf deren Wiederkehr wir noch heute jeden Tag gefaßt sein müssen, wenn irgendwo in der Welt ein Zwischenfall die nationalen Empfindlichkeiten der Engländer reizt. Im Jahre 1853 fand sich in Palmerston der Mann, welcher den Willen und die Kraft besaß, jenen reizbaren Hochmut der Briten bis zum äußersten aufzustacheln. England wurde 1854 in den Krieg gegen Rußland hineingerissen, wie 1909 Rußland in den Krieg gegen Oesterreich hineingetrieben wäre, wenn die k. u. k. Truppen Gelegenheit gefunden hätten, den Serben ihr Sinope zu bereiten.

Parlamentarismus und Demokratie, Referenden und Plebiszite, Kontrolle der Regierungen durch die öffentliche Diskussion in Zeitungen und Volksversammlungen — alle diese schönen Garantien der Freiheit vermögen doch niemals, die Selbstregierung der Völker zu einer vollen Wahrheit zu machen. Die Masse der Engländer im Jahre 1853 wie im Jahre 1909 wünschte im Frieden dem Erwerb und der Familie zu leben: „χαίρουσιν, ἐάν τις ἐᾷ, πρὸς τοῖς ἰδίοις σχολάζειν", wie schon Aristoteles in der „Politik" von der großen Menge geurteilt hat. Aber nicht eigentlich das Volk bestimmt in der Demokratie den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, sondern es herrschen kleine, aber wohlorganisierte Minoritäten, die „Caucusse", wie die Amerikaner sagen. Dazu kommen einzelne Männer, welche durch diese oder jene Umstände zur Leitung der Staatsgeschäfte gelangt sind, wie z. B. Palmerston und Eduard, und die sich manchmal stark genug zeigen, um sowohl die Caucusse als auch die Volksmasse nach ihrem Willen zu lenken.

Nachdem König Eduard im Frühjahr des vorigen Jahres der Welt den Frieden erhalten hatte, trat in Deutschland ein Umschwung der Stimmung zu seinen Gunsten ein. Heute, wo der Herrscher dahingeschieden ist, hat die öffentliche Meinung in unserem Vaterlande sogar das Gefühl, als ob es eine Bürgschaft weniger für die Fortdauer friedlicher internationaler Verhältnisse gäbe. So rasch wechseln die Sympathien und Antipathien der Völker: Deutschland trauert an der Bahre Eduards VII. von England! Zugleich mit dem Tode dieses Fürsten beginnt der Horizont der europäischen Politik, auf den die bosnische Krisis wie ein reinigendes Gewitter gewirkt hatte, sich wieder zu umdüstern. Die Türkei wird in ihrer Regeneration empfindlich gestört durch einen Aufstand der Albanesen. Zwar ist das eigentliche Albanien fast ganz ruhig, aber die skypetarischen Stämme muhammedanischen Glaubens, welche an der südwestlichen Grenze des Königsreichs Serbien, in der Gegend des Amselfeldes, sitzen, haben sich empört. Es ist unwegsames Gebirgsland. Wenn man bedenkt, daß die Oesterreicher im Jahre 1882 nicht weniger als 200 000 Mann aufbieten mußten, um die Okkupation Bosniens durchzuführen, wird man die Geldverlegenheiten und mannigfaltigen sonstigen Gefahren zu würdigen wissen, mit welchen jene Insurrektion die Pforte bedroht.

Man hat von seiten der türkischen Regierung nach Altserbien — wie die rebellische Landschaft heißt — eine große Anzahl europäischer und asiatischer Bataillone dirigiert. Das Bataillon soll nur eine durchschnittliche Effektivstärke von 300 Mann besitzen, was wohl eine Folge der aufs äußerste beschleunigten Entsendung ist. Jedenfalls sind bedeutende osmanische Streitkräfte in Altserbien festgelegt. Infolgedessen rühren sich auch die Kreter wieder. Nachdem die türkischen Garnisonen längst die Insel verlassen haben und eine kretische Selbstregierung eingerichtet ist, unter einem Dreimännerkollegium, an dessen Auswahl der Sultan keinen irgendwie bemessenen Anteil hat, stoßen die Kreter jetzt auch die muhammedanischen Abgeordneten aus dem Inselparlament aus. Andere Demonstrationen kommen hinzu, durch welche die Kreter noch den letzten Rest der winzigen formalen Autorität auslöschen wollen, welcher der Türkei auf Kreta geblieben ist. Vereinigung mit dem Königreich Griechenland, Vereinigung binnen kürzester Frist ist das positive Ziel der Kreter.

Die Zustände im Königreich Griechenland behandelt im letzten Heft von „Quarterly Review“ ein anonymer Autor unter dem Titel „Greece and King George“. Ich hatte in einer dieser Korrespondenzen einmal die griechische Revolution sehr streng beurteilt, weil mir gerade das Gegenteil einer Revolution, die Stärkung der monarchischen Gewalt, die unerläßliche Vorbedingung für einen Aufschwung Griechenlands zu sein schien. Der Anonymus in „Quarterly Review“ ist anderer Meinung, und da er die politischen Verhältnisse in Griechenland aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt hat, verdient sein Artikel zweifellos Beachtung. Er behauptet, es sei ein großer Unterschied zwischen Karl von Rumänien und

Ferdinand von Bulgarien einerseits und den Männern des griechischen Königshauses andererseits. Jene seien persönlich befähigt, Staaten aufzubauen, Griechenland aber habe mit der Dynastie Glücksburg einen unglücklichen Griff getan. Der Militärbund habe mit seiner revolutionären Gesetzgebung doch immerhin einiges Gute geleistet, die königliche Familie jedoch habe nichts für das Land getan und werde ihm durch die persönlichen Eigenschaften ihrer Mitglieder niemals etwas nützen.

Der anonyme Autor bedauert, daß während des Verlaufs der griechischen Revolution mehrfach englische Kriegsschiffe an der Küste Attikas erschienen wären, um durch Demonstrationen den wankenden Thron der Glücksburger vor dem Umsturz zu bewahren. Man hätte den König Georg sollen fallen lassen. Leider läuft der in den Einzelheiten recht beachtenswerte Artikel am letzten Ende auf eine bloße Negation hinaus. Denn wie dem regierenden Geschlecht, so spricht der Verfasser auch den Bürgern des Königreichs Griechenland die Eigenschaften ab, welche Staaten bilden und erhalten. Sein Urteil über die Nation klingt etwas milder als das über die Dynastie, aber er malt auch bei der Charakteristik des hellenischen Menschen als eines Ζῶον πολιτικόν dermaßen grau in grau, daß der Leser von Griechenland den Eindruck eines lebensunfähigen, absterbenden Staatswesens empfängt.

Es wäre aber ein Trugschluß, wenn man Griechenland seiner Schwäche wegen für weltpolitisch bedeutungslos erklären würde. Wie bei Serbien gezeigt worden ist, können schwache Regierungen indirekt der Ruhe des Weltteils äußerst gefährlich werden. Schon werden in Griechenland Stimmen laut, man dürfe um der Annexion Kretas willen heute so wenig einen Krieg mit dem übermächtigen osmanischen Nachbarn scheuen, wie 1897. Die innere Lage des hellenischen Gemeinwesens sei so heillos, daß es auch nach einer Niederlage schlimmer nicht mehr werden könne, wohl aber besser, denn wenn die orientalische Frage erst einmal wieder in Fluß komme, würden dem Griechentum mancherlei Bundesgenossen zu Hilfe eilen.

Vorläufig tritt die Pforte gegen den kleinen griechischen Nachbarstaat sehr gemäßigt auf. Die türkischen Zeitungen und Klubs sowie auch manche Mitglieder der Kammern fordern lärmend, die Pforte solle den griechisch-kretischen Zettelungen ein Ende machen, indem sie Truppen an der Grenze konzentriere, ein Ultimatum nach der hellenischen Hauptstadt schicke und nötigenfalls ihren Generalen befehle, das feige und untüchtige Heer der Griechen über den Haufen zu rennen. Indessen zögert man in Konstantinopel, den jungtürkischen Aufwallungen die Zügel schießen zu lassen. Welche Vorteile sind der Türkei daraus erwachsen, daß sie im vorigen Sommer Griechenland durch Truppenkonzentrationen und Drohnoten tief gedemütigt hat? Die Kreter haben sich zwar, als das Kabinett von Athen verlegene Entschuldigungen stammelte, gleichfalls einen Augenblick geduckt, dann aber, unbekümmert um die Rechte des Sultans, das im Zuge befindliche Werk der gesetzgeberischen und administrativen Verschmelzung

mit dem Königreich Griechenland wiederaufgenommen und unentwegt fortgesetzt. Soeben haben die christlichen Mitglieder der kretischen Nationalversammlung ihren die Souveränität des Sultans geradezu verhöhnenden Treueid gegenüber dem König der Hellenen erneuert. In Griechenland jedoch ist durch die Unfähigkeit, den von den Türken hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, das nationale Schamgefühl dermaßen erregt worden, daß die Militärrevolution eingetreten ist. Wenn dem oben besprochenen anonymen Artikel in „Quarterly Review“ zu trauen ist, hat der Militärbund das griechische Heerwesen, so ungeheuer seine Mängel bleiben, wenigstens einigermaßen gekräftigt. Große Teile der osmanischen Streitkräfte aber sind in Altserbien engagiert. Dazu werden die Bulgaren unruhig. Die Reise König Ferdinands nach Konstantinopel hat die Türken bisher nicht vermocht, dem Bulgarentum in Mazedonien und Thrazien irgendwelche Konzessionen zu machen. Man spricht infolgedessen in Sofia von einer verstärkten antidynastischen Strömung, welche den Thron des für Bulgarien nichts mehr leistenden Koburgers zu unterspülen anfange, wie im Süden der Balkanhalbinsel der Glücksburger jeden Tag erwarten müsse, von der steigenden Flut des Panhellenismus verschlungen zu werden.

Inwärts wie auswärts von den alten neu sich regenden Feinden bedroht, scheinen die Minister Muhammeds V. weder von scharfen Worten noch von heroischen Taten Heil zu erwarten. Speziell um Kretas willen einen Krieg herbeizuführen, wollen sie offenbar, wenn irgend möglich, vermeiden. Da die Türkei auf das Besatzungsrecht mitsamt allen sonstigen wertvollen Regierungsbefugnissen verzichtet hat, besitzt die Insel eigentlich nur noch einen Affektionswert für die Osmanen. Immerhin bleibt die kretische Frage, solange sie ungelöst schwebt, eine beunruhigende Erscheinung am internationalen politischen Horizont, zumal jüngst Symptome der Uneinigkeit unter den vier Schutzmächten England, Rußland, Frankreich und Italien hervorgetreten sind.

Der Krieg, den im Jahre 1897 die Türkei und Griechenland um Kreta führten und in dem die Türken die Griechen vollständig zu Paaren trieben, hat dennoch für das osmanische Reich einen sehr ungünstigen Ausgang gehabt. Die vier kretischen Schutzmächte verboten den türkischen Siegern, den Besiegten Gebiet zu nehmen, von einer völlig bedeutungslosen Grenzberichtigung abgesehen. Daß die bankrotten Hellenen keine Kriegsentschädigung zu zahlen brauchten, verstand sich von selbst. Aber hiermit nicht genug. Kreta, das die Türken um den Preis ihres Blutes gegen die Griechen behauptet hatten, wurde ihnen von England, Rußland, Frankreich und Italien virtuell vollständig entzogen, indem die vier Schutzmächte dem Sultan Abdul Hamid die Räumung der Insel von den türkischen Garnisonen abtrotzten und sogar den griechischen Prinzen Georg zum Harmosten machten! Trotz ihrer angeblichen Freundschaft für die konstitutionelle Türkei ist es auch heute nicht wahrscheinlich, daß die Schutz-

machte den Osmanen gestatten wurden, sich nach einem [illegible] die Griechen an diesen und den Kretern schadlos zu halten.

Solange wie in Stambul der kuhle Verstand regiert, durfte [illegible] in Anbetracht aller jener entmutigenden Erfahrungen wohl [illegible] dem Hellenentum Frieden halten. Freilich beruht die gegenwärtige Ordnung der Dinge in der Turkei ebenso wie in Griechenland auf der [illegible] mischen Basis einer siegreichen Militarrevolution. Es ist [illegible] daß in Konstantinopel oder Athen bald der Augenblick kommt, [illegible] wartige Politik nicht mehr von ruhigen Diplomaten, sondern [illegible] lenten Militars gemacht wird, die, durch Gewalt ans Ruder [illegible] sich nur durch Gewalt behaupten zu konnen glauben. Dann [illegible] die entlegene Insel Kreta unter Umstanden der Ausgangspunkt [illegible] wichtigere politische Ereignisse zu werden als im Jahre 189[illegible] [illegible] land und Oesterreich gegenuber dem Konzert der vier [illegible] Flote auf den Tisch legten", der Deutsche Kaiser aber die Fahrt nach [illegible] stantinopel und Jerusalem unternahm, sowie nach Damaskus und [illegible] vier Tage nach der erzwungenen Raumung Kretas durch [illegible] Truppen – an den Scheich Abdullah Effendi die Ansprache [illegible] er sich den Freund und Bruder aller Muhammedaner nannte.

Ob das Deutsche Reich gegenwärtig noch in der mu[illegible] Welt soviel Ansehen und Vertrauen genießt wie vor [illegible] der Orientreise Wilhelms II., ist keineswegs sicher. [illegible] die konstitutionelle Turkei [illegible] [illegible]

danischen Reiches mit mehr oder weniger großer Bereitwilligkeit nach ihrer Pfeife tanzt.

Noch immer lesen alle Orientalen mit besonders lebhaftem Interesse die französischen Zeitungen und Zeitschriften; die periodische Literatur Frankreichs ist zum großen Teil entscheidend für die politischen Auffassungen der muhammedanischen Welt. Zu um so erheblicherem Nachteil wird es uns gereichen, daß die viel gelesene und in der Tat ganz vorzügliche „Revue politique et parlamentaire" in ihrer Nummer vom 10. Mai einen Artikel wie den des Herrn Raymond Recouly: „Nos progrès du Maroc" bringen kann. Ganz unverhüllt und mit freudiger Genugtuung setzt der Verfasser urbi et orbi auseinander, mit welchem schönen Erfolg man in Paris, von anderen Mächten ungestört, den Abgesandten Mulay Hafids, welche über die Anleihe unterhandeln sollten, Daumschrauben angelegt habe: „In einigen Tagen", so kräht triumphierend der gallische Hahn, „wird der Kontrakt der Banken für die nächste marokkanische Anleihe unterzeichnet werden ... Wir haben alle Arten Gründe, uns über dies Ereignis zu freuen. Es konsolidiert die marokkanischen Finanzen, dank der Unterstützung und der Kontrolle Frankreichs ... Die neue Anleihe wird durch eine zweite Hypothek auf die marokkanischen Zölle sichergestellt, unter Bedingungen, welche die Interessen Frankreichs ..... vollkommen schützen.

„Wir verlangen im Augenblick nicht mehr und erklären uns für gänzlich" befriedigt. Diejenigen, welche uns anklagten, Pläne der Eroberung und einer militärischen Expedition zu nähren, mögen jetzt erkennen, daß sie sich getäuscht haben. Um zu diesem glücklichen Resultat zu gelangen, wie hat unsere Regierung, wie haben unsere Agenten das angefangen? Beileibe keine Drohungen; lediglich Festigkeit; sie haben nur energisch zu sprechen und konsequent zu bleiben brauchen, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hatten .... Herr Pichon ... hat eine Geduldprobe abgelegt, wie das nötig ist, wenn man mit Muselmanen diskutiert, die von ihrem erhabenen Gebieter durch 14 Tage Seefahrt und Sahara-Kurierdienst getrennt sind. Die scherifischen Gesandten sind nicht im Allergeringsten gedrängt worden; wir haben das Vergnügen gehabt, sie monatelang bei uns zu behalten, ihnen die Zeit zu lassen, wahre Pariser zu werden. Aber als seinem Ermessen zufolge die Stunde gekommen war, hat Herr Pichon erklärt, man müsse zum Schluß kommen, und man ist zum Schluß gekommen." (Im französischen Urtext gesperrt.)

Die Morgenländer lesen nicht nur mit Eifer die französische Presse, sondern arbeiten auch aktiv daran mit. So hat beispielsweise der „Courier européen" ganz vorzügliche persische Mitarbeiter. Leider sind diese Herren entschiedene Gegner der wirtschaftlichen Betätigung Deutschlands in Persien. Und solche Gesinnungen finden sich nicht bloß bei Persern, welche in direkter Beziehung zur Pariser Publizistik stehen, sondern die meisten Perser, mögen sie in ihrer Heimat oder auswärts wohnen, scheinen ähnlich zu denken.

Eine in Konstantinopel gedruckte persische Zeitung warnt ihre Landsleute, sich mit Deutschland einzulassen. Man wird uns benutzen und dann den Russen und Engländern aufopfern, wie die Marokkaner der französischen Republik geopfert worden sind, sagt jenes persische Preßorgan. Hoffentlich wird die deutsche Staatskunst diesen Verdacht durch Tatsachen zu zerstreuen wissen und mit Erfolg dafür sorgen, daß die offene Tür, welche man uns in Marokko ziemlich unsanft vor der Nase zuschlägt in Persien dauernd wirklich offen bleibt. Daniels.

Das Scheitern der Wahlreform.

Am Donnerstag glaubte man noch in gut informierten Kreisen, daß die Annahme der Wahlreform gesichert sei: etwa 20 Nationalliberale würden zu den Konservativen und Freikonservativen übertreten und die Majorität schaffen. Am Freitag erklärten erst die Konservativen und darauf auch die Nationalliberalen, daß ihnen die Fassung des Herrenhauses unannehmbar sei. Von Zentrum wie Freisinnigen stand es ohnehin fest; es blieben nur die Freikonservativen, die die Vorlage annehmen wollten, und der Herr Ministerpräsident zog sie zurück.

Das entscheidende Votum war das der Konservativen. Hätten diese sich zur Annahme der Herrenhaus-Fassung entschlossen, so wäre auch ein Teil der Nationalliberalen mitgegangen und die Annahme war gesichert. Aber da die Konservativen ablehnten, so blieb den Nationalliberalen die schwere Entscheidung erspart. Weshalb haben die Konservativen die so unerwartete wie schroffe Stellung eingenommen? Die Modifikationen, die das Herrenhaus an dem im Abgeordnetenhause beschlossenen schwarz-blauen Kompromiß vorgenommen, waren doch gemacht worden auf das Betreiben einer Regierung, die den Konservativen nichts weniger als feindlich gesinnt ist und von einer Majorität, die gerade der Gesinnung der Konservativen im Abgeordnetenhause entspricht. Nur die extremen Feudalen, die es im Abgeordnetenhause kaum gibt, und die Freisinnigen haben im Herrenhause gegen die Vorlage gestimmt. Auch die konservative Presse, die „Kreuzzeitung", die „Deutsche Tageszeitung", der „Reichsbote", die Provinzialpresse hat sich, wennschon mit einigem Sträuben, Drehen und Wenden, doch zuletzt für die Annahme erklärt. Weshalb also schließlich doch die fast einmütige Ablehnung?

In erster Linie wird die Rücksicht auf das Zentrum bestanden haben. Es war für die Konservativen eine peinliche Situation, nachdem sie mit dem Zentrum ihr Abkommen getroffen, schließlich mit den Nationalliberalen und gegen das Zentrum die Vorlage zustandebringen zu sollen. Aber ganz so unüberwindlich schien das Hindernis nicht. Wenn das Zentrum auch unmöglich selber für die Herrenhaus-Fassung stimmen konnte, so konnte man doch annehmen, daß ihm die Ratifizierung des Gesetzes durch andere nicht

unerträglich sein würde, weil das geheime Wahlrecht doch unter allen Umständen eine wertvolle Errungenschaft gewesen wäre. So etwa muß auch Herr v. Bethmann-Hollweg gerechnet haben, als er sich solche Mühe gab, die neue Fassung im Herrenhause durchzusetzen. Aber die Rechnung hat getrogen; den Konservativen liegt an dem Bündnis mit dem Zentrum soviel, daß jede Rücksichtnahme sowohl auf die Regierung wie auf die Gesinnungsgenossen im Herrenhause hintenangesetzt wurde.

Die Konservativen in dieser Stellungnahme zu bestärken, hat sicherlich die Nachwahl Oletzko-Lyck sehr viel beigetragen. Diese Wahl hat erstens den Konservativen gezeigt, daß sie einem scharfen Kampf mit den Liberalen aller Schattierungen entgegengehen. Weshalb also den Nationalliberalen Gefälligkeiten erweisen? Die Wahl hat aber zweitens gezeigt, daß die Position der Konservativen im nächsten Reichstag auf ein Minimum reduziert werden wird. Vermutlich wird die Fraktion kaum stärker werden, als etwa die der Polen. Die Sozialdemokraten aber werden vielleicht auf 100 oder gar 120 Stimmen kommen. Die Einen werden sagen: um so nötiger ist es, in Preußen eine ernsthafte Wahlreform durchzuführen. Die Andern aber, nämlich die Konservativen, werden rechnen: wenn wir erst 120 Sozialdemokraten im Reichstag haben, dann ist von Reformen überhaupt nicht mehr die Rede; dann gibt es nur noch den Kampf. Sei es nun, daß die alten Staatsstreichvelleitäten wieder aufleben, sei es, daß man rechnet, daß der ungeheure Schreck alle bürgerlichen Elemente zu einer geschlossenen Masse zusammenballen wird; die Vorstellung, daß ein großer Erfolg der Sozialdemokratie zugunsten der Reaktion ausschlagen werde, ist nicht so schlechterdings von der Hand zu weisen. Ich zweifle nicht, daß derartige Erwägungen bei der Stellungnahme der Konservativen eine Rolle gespielt haben.

Es dürfte aber noch ein Drittes hinzugekommen sein, die Konservativen zu ihrer Schwenkung gegen die Regierung und das Herrenhaus zu bestimmen. Die unselige Taktik der Nationalliberalen, ihren Forderungen auch eine grobreaktionäre, die Gemeindedrittelung, einzufügen, gibt ja den Konservativen vor den kleinen Leuten unter den Wählern eine höchst günstige Beleuchtung. Sie sind in der Lage, mit Fug und Recht den Wählern sagen zu können, daß sie eine viel bessere Wahlreform gewollt und zugestanden haben, als sie die Regierung schließlich verlangte. Die Veränderungen, die das Herrenhaus an dem schwarz-blauen Kompromiß vorgenommen, waren ja in der Hauptsache nicht Verbesserungen, sondern grobe Verschlechterungen. Das hat in vorzüglicher Weise namentlich der konservative Redner Herr v. Richthofen klargelegt. Die Konservativen waren sich bewußt und durften sich bewußt sein, daß sie mit ihrem Modus der Drittelung das Interesse des Mittelstandes und der kleinen Leute gegenüber der Plutokratie wahrgenommen hatten. Um die Nationalliberalen zu gewinnen, hat der Ministerpräsident sich bereit finden lassen, ihre reaktionären Forderungen in der Drittelungsfrage zu unterstützen, und mit

vollendeter taktischer Findigkeit haben die Konservativen hier eingehakt. Plutokratismus ist nicht Konservatismus, erklärte Herr v. Richthofen. Der kurzsichtige Fraktionsegoismus der Nationalliberalen hat hier den Konservativen einen unschätzbaren Triumph bereitet. Sie haben hier eine Stellung gewonnen, in der sie geradezu unangreifbar sind. Nicht nur der Volkspartei, sondern sogar den Sozialdemokraten blieb nichts übrig, als in dieser Frage stets mit den Konservativen gegen die Nationalliberalen zu stimmen. Wenn die gar zu große Intimität mit dem Zentrum und die Spekulation auf Verfassungskonflikte auch viele Konservative sicherlich mit Unbehagen erfüllt und sie nicht gern auf der jetzigen Bahn der Politik wandeln läßt, die Drittelungsfrage ist geeignet, der konservativen Partei wieder ein gutes Gewissen zu schaffen. Hier hat sie das höhere moralische Recht unzweifelhaft auf ihrer Seite und braucht den Kampf mit ihren Gegnern in Volksversammlungen nicht zu scheuen.

Alle diese Motive zusammen, so wird man annehmen dürfen, die Intimität mit dem Zentrum, die Abneigung gegen die Nationalliberalen, die Hoffnung auf Verfassungskämpfe nach den nächsten Reichstagswahlen, das Bewußtsein in der Drittelungsfrage die populäre Seite zu vertreten, haben den Konservativen den Mut gegeben, à la baisse zu spekulieren und trotz Regierung und Herrenhaus die Wahl-Reform zu Fall zu bringen. Als die Erwägungen über die Wahlreform begannen, habe ich an dieser Stelle die Auffassung vertreten, daß eine gute Wahlreform nur gegen die Konservativen unter Zusammenwirken der Regierung mit dem Zentrum und der Linken zustande gebracht werden könne. Herr v. Bethmann hat diesen freilich nicht ungefährlichen Weg nicht gehen wollen, sondern suchte die Wahlreform so zu gestalten, daß auch die Konservativen sie annehmen könnten. Ein Zeitlang schien es wirklich, als ob auch so etwas zustande gebracht werden könne, und ich meinerseits würde auch die Herrenhaus-Vorlage als einen immerhin annehmbaren Fortschritt begrüßt haben. Die geheime Abstimmung schon bei den nächsten Wahlen wäre ein sehr großer Gewinn gewesen und wie, wenn nun gar bis zu den nächsten Reichstagswahlen überhaupt nichts zustande kommt und wir statt in eine Reformperiode in einer Konfliktsperiode eintreten? Dem Freunde eines ebenmäßigen friedlichen Fortschritts ist das eine recht betrübende Aussicht. Der letzte Grund für diese Gestaltung der Situation ist, daß der Herr Ministerpräsident durchaus alle drei Pferde, die Konservativen, das Zentrum, die Nationalliberalen an seinen Wagen spannen wollte. Das war unmöglich. Immer je zwei, mochte man so oder so wählen, hätten sich zusammenschirren lassen, aber niemals alle drei. So ist vorläufig gar nichts geworden, und die schöne Stellung, die der Herr Ministerpräsident einen Augenblick gewonnen zu haben schien, als er alle seine Vorschläge im Herrenhause durchsetzte, ist im Abgeordnetenhause wieder zusammengebrochen. Die überaus entschlossene und selbstbewußte Führung des Herrn v. Heydebrand hat abermals triumphiert.

Weshalb läßt sich nun der Herr Ministerpräsident das gefallen? Wes-

halb löst er das Abgeordnetenhaus nicht auf? Erstens macht ihm das doch die falsche Stellungnahme der Nationalliberalen in der Drittelungsfrage einigermaßen schwer, zweitens aber und besonders ist er selbst zu konservativ dazu. Im Reichstag ist der Ruin der Konservativen ohnehin bevorstehend und nicht mehr aufzuhalten. Zerstört die Regierung nun auch die Position der Konservativen im Abgeordnetenhause, so gibt das ein solches Umlegen nach Links, daß man nicht absieht, wann das Staatsschiff wieder ins Gleichgewicht kommen wird. Ein merkwürdiger Zustand: die Regierung läßt sich von den Konservativen eine Behandlung gefallen, die an Nichtachtung grenzt, obgleich eben diese konservative Partei völlig in die Hand der Regierung gegeben ist: ein Federstrich, nämlich die Auflösung, und eine scharfe Anweisung an die Regierungspräsidenten, und von der konservativen Partei gibt's nur noch Reste. Aber eben das will die Regierung nicht. Sie ärgert sich über das Verhalten der Konservativen, aber sie fürchtet den Zustand, in den wir geraten würden ohne die Konservativen. Den Mittelweg aber, die Konservativen zugleich zu erhalten und in Respekt und Gehorsam zu erhalten, findet sie nicht. Wir wollen hinzufügen: es wäre auch nicht leicht, das hat schon Bismarck erfahren.

Was wird nun werden? Man nimmt an, daß die Regierung in der nächsten Session eine neue Vorlage auf ganz neuer Grundlage bringen wird. Ganz wohl; aber wie soll diese neue Grundlage aussehen? Herr v. Bethmann Hollweg hat sich in so vielen Punkten in der bisherigen Debatte festgelegt, daß schwer abzusehen ist, wie er noch neue Grundlagen konstruieren kann. Das Richtigste wäre unzweifelhaft, jetzt das ganze Drei-Klassen-System fallen zu lassen und zum sächsischen Plural-System überzugehen, was sich dort ausgezeichnet bewährt hat. Aber von Herrn v. Bethmann Hollweg ist das nicht zu erwarten, denn immer von neuem hat er in diesem Frühjahr erklärt, daß die Grundlagen der Klassen-Wahl erhalten bleiben müssen. Man könnte etwa an ein Vier-Klassen-System denken mit direkter, geheimer Wahl (Kollektiv-Stimmen nach Art der römischen Zenturien). Aber würden sich die Konservativen darauf einlassen?

Die Liberalen jubeln, daß die so ganz ungenügende Reform zu Falle gekommen sei. Ich zweifle, ob sie zu dieser Stimmung Grund haben und ob die bessere Reform nun so bald kommen wird.

28. 5. 10. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Blätter für Gesundheitspflege. Gemeinverständliche Zeitschrift. Organ des deutschen Vereins für Volkshygiene. Berlin W. 30, Nollendorfstr. 29-30, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt.
Buchhorn, Josef. — Rehabilitiert! Ein deutscher Beamtenroman. Geh M. 3.—, geb. M. 4,—. Berlin W. 50, Richard Taendlers Verlag.
Dähnhardt, Oskar. — Natursagen. Band III Tiersagen. I. Teil. Geh. M. 15.—, geb. M. 18.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Doyle, Conan. — Abenteuer des Brigadiers Gerard. Deutsch von Dr. R. Lautenbach und Luise Schröter. I. Band 383 S. Brosch. M. 3.25, in Lwd. geb. M. 4.50. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.
Finlande et Russie. Delibération internationale de Londres. Paris, A. Pedone, Editeur, Rue Sufflot.
Gröber, Gustav. — Wahrnehmungen und Gedanken (1875—1910). M. 1.80, geb. M. 2,50. Strassburg. Verlag J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).
Henrici, Carl Ernst. — Autographen, Auktions-Katalog II. Berlin, Kurfürstenstr. 148, Karl Ernst Henrici, Antiquariat für Porträts und Autographen.
Henry, René. — La Question de Finlande. Au Point de vue juridique. Paris, Librairie Armand Colin, Rue de Mezières.
Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von Professor Dr. Anselm Salzer. 33. Lieferung. Heft M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Kelter, Edmund. — Das Stammbuch des Andreas Chemnitius (1597—1626). 6. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem.
Maier, Gustav. — Soziale Bewegungen und Theorien. Aus Natur und Geisteswelt Bändchen 2 geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Mehlis, Georg. — Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Band I. Heft I. Geh. M. 9.— jährlich. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Palme, Anton. — Die Russische Verfassung. Berlin 1910. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).
Rothe, Georg. — Die Wünschelrute. Ein Beitrag zur modernen Naturwissenschaft. Br. M. 2.—, kart. M. 2.80. Jena, Eugen Diederichs.
Sell, K. — Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation. Die Entstehung des Christentums und seine Entwicklung als Kirche. Aus Natur und Geisteswelt. 297. Bändchen. Geb. M 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
—.— Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. Das Christentum in seiner Entwicklung über die Kirche hinaus. Aus Natur und Geisteswelt. 298. Bändchen. Geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Stieber, Ferdinand. — Das Alderhaus. Die Geschichte eines stillen Menschen. Köln a. Rh., Berlin, Leipzig, Paris, Verlag von Albert Ahn.
Weiss Johannes. — Jesus im Glauben des Urchristentums. Geh. M. 1.—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Weltmacht und Nationalstaat. Eine politische Geschichte der neuen Zeit von 1500 bis 1815 Von Professor Dr. Edmund Ulbricht, vollendet und herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Rosenhagen. Geh. M. 9.—, geb. M. 11.—. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.
Witkowski, G. — Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. Aus Natur und Geisteswelt. 51. Bändchen. Geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Juni 1910. Band 140. Heft III

Preußische Jahrbücher

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1910.

Ausgegeben den 1. Juni 1910.

Notizen und Besprechungen.

Politische Korrespondenz.

Mit Beilagen vom Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin W. 10, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.

blemen der Gegenwart, die sozialen nicht ausgeschlossen, die richtige Lösung zu geben imstande ist."

Die Nation (Prof. K. Laßwitz): „Der Verfasser hat es mit feinem Gefühl verstanden, uns ein Buch zu bieten, wie wir es gerade brauchen, um uns in der Persönlichkeit Kants seine volle Bedeutung nahe zu bringen. Eine weise Beschränkung des fast unermeßlichen Stoffs hat es Kronenberg ermöglicht, den Hauptpunkt, der in Kant wirksam war und ihm die begeisterte Verehrung aller, die seine Ideenwelt kennen lernten, sicherte, die Kraft seiner sittlichen Würde, als das treibende Motiv seiner ganzen Lebensgestaltung, warm und schön hervortreten zu lassen."

Deutsche Worte: „Dies Buch gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen der philosophischen Literatur. Es gibt wohl keine Darstellung der Kant'schen Philosophie, die bei aller strengen Wissenschaftlichkeit so leicht faßlich geschrieben wäre."

Vossische Zeitung: „Die Gabe, schwierige Fragen in so treffender und einleuchtender Weise zu behandeln, ist nur zum Teil durch Ausbildung und Übung und durch die sichere Beherrschung des Stoffes bedingt; das Beste daran ist angeboren, ist eine Spende des Glücks, die nicht jedem zufällt. Hier hat sie dazu gedient, warmherziger, verständnisvoller, doch die Kritik nicht ausschließender Begeisterung für den großen Philosophen so sachgemäß und anziehend zum Ausdruck zu verhelfen, daß wir dem Studenten und dem gebildeten Laien kein besseres Buch zur Einführung in die Kantische Philosophie zu nennen wüßten."

Hamburgischer Korrespondent: „So ist dieses Kronenberg'sche Buch, wie man wohl sagen kann, ein Buch von ganz persönlichem Charakter geworden, d. h. ein Werk, das ebensowohl dem Verstande, wie dem Gefühl und Gemüt des Lesers, also seiner ganzen Persönlichkeit, Befriedigung gewähren will. Indem der Verfasser uns den „Menschen" Kant zeigt, wie er aus innerem Bedürfnis zur Klarheit gelangte, läßt er zugleich verwandte Töne in unserem Herzen erklingen, die uns nötigen, dem großen Philosophen immer höher, bis zu den höchsten Stufen der Erkenntnis, zu folgen, bis wir schließlich das Buch voll innerer Befriedigung aus der Hand legen."

Altpreußische Monatshefte (P. von Lind): „Die beste Propädeutik zu Kant, die je geschrieben wurde."

Frankfurter Zeitung (Dr. Arthur Pfungst): „Kronenberg hat es verstanden, eine Darstellung zu geben, die niemals ermüdet, weil

sie verschmäht, in tiefsinnig klingendem Gelehrtendeutsch Betrachtungen über Kantsche Gedanken anzustellen und ihre Aufgabe vielmehr darin sucht, das Gold der Kantschen Philosophie in allgemein verständlicher, aber darum nicht weniger gediegener Weise auszumünzen und den Leser über das aufzuklären, was charakteristisch für Kant ist, was seine unermeßliche Bedeutung ausmacht."

Christliche Welt: „Leichter, faßlicher kann man Kants System nicht beschreiben, als hier in schöner Sprache und klarer Ordnung geschieht."

Leipziger Zeitung (Dr. Grimm): „Der Leser „des schönen, wahrhaft bildenden Buches" wächst in die Anschauungen des großen Königsberger Philosophen hinein, ohne durch formelle Schwierigkeiten gestört zu werden. . . ."

Das Freie Wort (Prof. Dr. Mannheimer): „Das Buch hat neben dem großen Vorzug der Klarheit den großen Vorzug der Stimmung. Die Gefühlswärme, die aus jeder Seite uns entgegenströmt, erfüllt uns nicht allein mit Liebe zu Kant, sondern zur Philosophie überhaupt."

Preußische Jahrbücher (Dr. Ferd. Jakob Schmidt): „Das Buch hat sich viele Freunde erworben und mit Recht, denn es gehört zu den nicht allzu zahlreichen Publikationen, welche das halten, was sie versprechen. . . . Es ist in ausgezeichneter Weise geeignet, die erste Bekanntschaft mit den schwierigen Lehren Kants zu vermitteln."

Dokumente des Sozialismus: „Eine, was Form und Darstellung anbetrifft, gleich musterhafte Vorführung des Lebens und des Gedankenwerks des großen Begründers der kritizistischen Philosophie."

Die Frau: „Das Buch ist durchweg mit jener Klarheit und Einfachheit abgefaßt, die auf tiefem Eindringen und gründlichster Bearbeitung des Materials beruhen."

Preußische Schulzeitung: „Der wissenschaftlichen Strenge hat der Verfasser nichts vergeben, so daß auch der Fachmann das Buch mit Befriedigung benützen wird. Trotz des zum Teil spröden Stoffes ist es Kronenberg gelungen, eine lebendige, teilweise poetische, überall klare und verständliche Darstellung zu erreichen. Der gewaltige Stoff der Kantischen Philosophie erscheint hier in einer anmutenden Form. Deshalb kann das Buch jedem, der ein ernstliches förderndes Studium treiben will, angelegentlichst empfohlen werden."

Geschichte des Deutschen Idealismus

Von Dr. M. Kronenberg

Erster Band: Die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis Kant

1909, XII, 438 S., in Leinwand M 7.—, in Halbfranz M 8.50

Inhalt.

Erster Teil: Die geschichtlichen Vorstufen. 1. Wesen und Grundtypen des philosophischen Idealismus. (Wesen der Kultur; der Kampf zwischen Subjekt und Objekt. — Die Grundformen des (geistigen) Kulturlebens: Mythus, Naturphilosophie, Idealismus. — Der griechische und deutsche Idealismus. Allgemeine Charakterzüge des philosophischen Idealismus.) — 2. Der griechische Idealismus. (Parmenides und Anaxagoras. — Sokrates und die Sophistik. — Plato. — Aristoteles. — Auflösung des griechischen Idealismus. Stoizismus und Neuplatonismus.) — 3. Der christliche Idealismus. (Die Christusgestalt und der christliche Mythus. — Die Gnosis. — Die Patristik. Dogma, Sakrament, Kirche. — Der christliche Realismus. Die Scholastik.) — 4. Die Naturphilosophie der Neuzeit. (Auflösung der Scholastik. Trennung von Glauben und Wissen. — Anfänge der Naturphilosophie. Naturmystik. — Erneuerung der griechischen Naturphilosophie. Neu-demokritische und neu-pythagoreische Lehre. — Die mechanistische Naturphilosophie.)

Zweiter Teil: Übergang von der Naturphilosophie zum Idealismus. 5. Neuentdeckung des idealistischen Prinzips: Descartes. (Descartes' Persönlichkeit und geistiger Charakter. — Seine Entdeckung des idealistischen Prinzips. — Seine Verknüpfung von Idealismus und Naturphilosophie.) — 6. Der naturphilosophische Monismus Spinozas. (Grundcharakter des Spinozismus. — Die Intuition (intellektuelle Anschauung) und die Substanz. — Substanz, Natur, Gott. — Der Mensch. — Die menschlichen Affekte. — Geistesfreiheit und intellektuelle Gottesliebe.) — 7. Die Philosophie des

reinen individuellen Subjekts: Leibniz. (Grundprinzip der Monadologie. Reine Subjektivität, Mikrokosmos, Monade. — Weltharmonie und vorstellende Kraft. Form, Seele, Geist. — Die Stufen des Bewußtseins und die Aufklärung. — Ethik. — Kunst, Philosophie, Religion. — 8. Die deutsche Verstandesaufklärung. (Wesen der Verstandesaufklärung: Chr. Wolff. — Der Mensch. Glückseligkeit und Gottesbegriff. — Naturauffassung und Psychologie. Unsterblichkeitslehre. — Ethik (Moral). — Ästhetik. — Religion (Dogmatik) und Moral. Die natürliche Religion. — Die Philosophie: Enzyklopädie, Logizismus und Empirismus, Popularphilosophie.)

Dritter Teil: Die idealistische Gedankenrevolution. 9. Die deutsche Mystik. (Die Antithese zur Verstandesaufklärung: Aufklärungsperiode und Genieperiode. — Weltgeschichtlicher Ursprung der idealistischen Gedankenrevolution. Christliche Aufklärung und Mystik. — Die deutsche Mystik (Meister Eckhart) und der Protestantismus. — Auflösung der Mystik durch die Kunst (Lyrik und Musik). Paul Gerhard, J. S. Bach, Klopstock.) — 10. Renaissance des christlichen Idealismus: Hamann und Fr. Heinr. Jacobi. (Ausgangspunkt: Die deutsche Mystik; Gegensatz zur Naturphilosophie und Verstandesaufklärung. — Wesen der Erkenntnis. Intuition und Genie. — Das Göttliche und Menschliche, Religion und Prophetie. — Historie, Poesie, Philosophie. — Jacobis Antithesen: Verstand und Gefühl, Wissen und Glauben, Vernunftanschauung und Verstandesreflexion, Spinozismus und Platonismus.) — 11. Renaissance des griechischen Idealismus: Winckelmann und Lessing. (Das antikisierende Element bei Hamann und Jacobi. — Winckelmann und die deutsche Mystik. — Seine Grundauffassung der Antike. Die plastische Kunst. — Winckelmann als Platoniker. — Lessing. Verhältnis zu Hamann, Jacobi, Winckelmann. — Grundauffassung der Kunst. Verhältnis zur Antike. Lessing als Gesetzgeber des Dramas. — Das antike Ideal und das rein Menschliche.) — 12. Auflösung der Naturphilosophie: Kants vorkritische Philosophie. (Vorläufer Kants (Crusius). — Kants naturphilosophische Periode. — Kritische Anfänge. Logik und Mathematik und ihr Verhältnis zur Philosophie. — Empiristische Neigungen. Das Kausalitätsproblem. — Hinneigung zur Skepsis. Annäherung an Hamann. Rousseau. — Das Sokratische in Kants Denkart und Charakter. Sokratische Ironie und Resignation.) — 13. Der idealistische Universalismus: Herders Frühzeit. (Herders geistiger Charakter. Verhältnis zu Hamann und Winckelmann, Lessing und Kant. — Differenzierung der Kultur.

Auffassung der Antike. — Herder als Gesetzgeber der Lyrik. Erweiterung und Kritik des klassischen Ideals. Jugendalter und Mannesalter der Menschheit. Kunst und Mythus. — Unwert und Wert der Philosophie.) — 14. Sturm und Drang. (Durchbruch des Revolutionären bei Herder. Die Kantische Gedankenrevolution. — Geist der Sturm- und Drangzeit. Die reine Subjektivität und das Urbild des Menschen. — Negative Auffassung: Das Losungswort „Natur". — Positive Auffassung: Das Losungswort „Genie".

Aus den Urteilen:

Preußische Jahrbücher (Paul Lorentz): „Es ist immer eine besondere Freude, wenn Bücher zu rechter Zeit kommen. Das trifft auf Kronenbergs Geschichte des deutschen Idealismus in vollstem Maße zu.

„Wir haben heut wohl alle das Bewußtsein, daß kaum je in einer Zeit so viel geschehen ist als in der unsrigen, oder vielmehr, daß früher niemals auch dem Einzelnen soviel von dem Geschehenden zur Kenntnis gebracht worden ist als heute. Wir haben aber auch, als eine notwendige Folge der während des ganzen 19. Jahrhunderts besonders stark betriebenen historischen Forschung, und zwar auf allen Gebieten, das Bewußtsein, daß noch nie so viel Tatsachen festgestellt worden sind auf dem Felde des Geschehens im Menschenleben wie in der Natur. Die Überfülle solchen Tatsachenstoffes zu beherrschen wird daher immer schwieriger und treibt immer zwingender dazu, ihn nach einem Goetheschen Wort nicht als solchen überhaupt gelten zu lassen, sondern nur ‚sofern er etwas bedeutet', mit andern Worten, zu untersuchen, ob und welche Ideen ihm zugrunde liegen. Die verschiedenen Phasen verfolgen, welche diejenige Art des Eindringens des menschlichen Geistes (des Subjekts) in die Welt der Erscheinungen (des Objekts) angenommen hat, bei der er sich selber in ihr wiedererkennt, heißt die Geschichte des Idealismus schreiben. Der Verfasser vorliegenden Buches ... hat jenen Nachweis für das deutsche Geistesleben geführt und damit einem stets fühlbarer gewordenen Mangel abgeholfen. Ein Vergleich mit dem Werk von O. Willmann über den Idealismus kann gar nicht in Frage kommen, schon deshalb, weil dieses ... Buch für die Neuzeit, wo der deutsche Idealismus erst seine ganze Eigentümlichkeit entfaltet, infolge seiner scholastischen Tendenz völlig versagt.

„Kronenberg hat seinen Stoff außerordentlich klar gesichtet und scharf disponiert. Der Aufbau der drei Teile dieses ersten Bandes, der die Exposition zu der den Höhepunkt bildenden Epoche von Kant bis

Hegel bedeutet, ist von geradezu dramatischer Wirkung. Die geschichtlichen Vorstufen bilden der griechische Idealismus, der christliche Idealismus und die Naturphilosophie der Neuzeit. . . . Descartes bedeutet die Neuentdeckung des idealistischen Prinzips; er, eine Gestalt von wahrhaft Faustischem Erkenntnisdrange, erfährt eine besonders starke Betonung, woran aber auch er scheitern mußte, wird klar: an der Unvereinbarkeit der zwei Substanzen des Denkens und der Ausdehnung, zu der im Grunde noch Gott als eine dritte hinzukam. Die zweite Übergangsrichtung ist der durch Spinoza repräsentierte naturphilosophische Monismus. Die in der Intuition der einen Substanz gipfelnde Vergeistigung des Naturdenkens ist im Grunde eine, freilich höchst geniale, Inkonsequenz jenes einzigartigen Denkers, in dessen außerordentlich hoher Bewertung Kronenberg mit Schleiermacher zusammentrifft. Die unausbleibliche Reaktion trat in Leibnizens Monadenlehre ein, sie bedeutet die eigentliche Begründung des deutschen Idealismus: der Geist, das Ich wird der Bestimmungsgrund alles Wirklichen, das ist Monismus der reinen Subjektivität. Das Empfindungsleben wird als die Grundlage des menschlichen Lebens überhaupt erkannt, als die ‚eigentliche Pointe in der Individualität', aber diese Erkenntnis wird für das ganze System eben noch nicht verwertet, vielmehr müßte, strenge durchgeführt, die Monadologie in Verstandesphilosophie ausgelaufen sein. Die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Verstandesaufklärung wurde immer dringender. Diese, im engern Sinne sogenannte, an den Namen Wolffs geknüpfte Richtung des deutschen Geisteslebens, die herrschen konnte, ohne den echten Leibniz zu kennen, findet bei Kronenberg eine alle Gebiete des Geisteslebens umfassende charakteristische Darstellung. Wenn dabei die den Fortschritt hemmenden Momente der Aufklärung besonders stark betont werden, so kommt dafür der Kontrast zu der bald eintretenden allgemeinen Geistesrevolution auch besonders gut heraus. Diese, eben die idealistische Gedankenrevolution, der letzte Schritt der ganzen Exposition, wird sehr geschickt durch einen kurz zusammenfassenden Überblick der deutschen Mystik in ihren Nachwirkungen eingeleitet. Denn sie ist eigentlich das Element, das in der Renaissance des christlichen Idealismus, der durch Hamann, den Magus des Nordens, und Jacobi, den Glaubensphilosophen, vertreten wird, ebenso zutage tritt, wie in der Renaissance des griechischen Idealismus, den Winckelmann und Lessing repräsentieren... Die Auflösung der Naturphilosophie, die sich durch Kants vorkritische Philosophie vollzieht, eine schlagend

Schriften von Dr. M. Kronenberg

genaue Parallelerscheinung zu der durch die Sophistik und Sokrates herbeigeführten Auflösung der jonischen Naturphilosophie, ist eine ebenso notwendige Vorstufe wie der idealistische Universalismus des Kantschülers Herder. In dem Kant der vorkritischen Epoche erleben wir gerade in seiner individuellen Entwicklung „den ganzen welthistorischen Prozeß abgekürzt noch einmal, den Platon als die wahre Gigantomachie, den Kampf zwischen Subjekt und Objekt, bezeichnet hat". Und Herder wird sehr gut in seiner philosophischen Hauptbedeutung dadurch charakterisiert, daß er gefördert hat, „den engsten Kontakt zwischen den beiden Polen des geistigen Lebens, Gefühl und Vernunft, wieder herzustellen, so daß die letztere uns analytisch auseinanderlegt und (logisch) ordnet und gliedert, was erstere in unmittelbarer Einheit hervortreten läßt". Herder selbst wird dann der Vater des „Sturmes und Dranges", in dem die idealistische Gärung der reinen Subjektivität im vollen Gange ist. Dies letzte Kapitel gehört mit zu den glänzendsten in dem Buch und spannt die Teilnahme an der Fortführung dieser pragmatischen Ideengeschichte aufs höchste. Ist es doch der Vorzug schon des ganzen ersten Teils, daß wir nicht eine trockene Philosophiegeschichte oder biographische Philosophengeschichte erhalten, sondern eine durch die kulturgeschichtlichen Ausprägungen der jeweiligen Ideenerscheinungen farbig belebte Darstellung.

„Sind wir wieder, woran kaum gezweifelt werden kann, auf dem Wege zu einer ideenmäßigen Erfassung der realen Verhältnisse — die gesamte philosophische Wirksamkeit eines Eucken z. B. zielt dahin —, dann wird die Darstellung des bisherigen Verlaufs des deutschen Idealismus, in ihrer bewußten und gewollten Anlehnung an die Grundrichtung Hegels, gerade in der allgemeinverständlichen Form, in der Kronenberg die schwierigen Gedankengänge vor uns entfaltet, ganz vortreffliche Dienste tun. Seinem Buch ist daher recht weite Verbreitung unter allen denen zu wünschen, die die Entwicklung unseres deutschen Geisteslebens mit Aufmerksamkeit verfolgen und den fruchtbarsten Keimen desselben, die eine besonders wertvolle Entfaltung versprechen, zu energischem Wachstum verhelfen wollen. Denn das gehört ja zum bedeutendsten Gewinn des so fruchtbar entwickelten Entwicklungsgedankens, der nach und nach alle Gebiete ergriffen hat, daß wir einsehen haben, eine Bewegung könne nur dann mit Aussicht auf Erfolg gefordert werden, wenn wir [illegible]

Einblick in die Art ihrer Entstehung und die Bedingungen bezw. Hemmungen ihres bisherigen Verlaufs gewonnen haben.“

Karlsruher Zeitung (Geheimrat Dr. Max Dreßler): „Nach meiner Ueberzeugung gibt es wenige Bücher über die Geschichte des geistigen Lebens, die von einem gleich hohen überblickenden und umfassenden Standpunkt aus, mit gleicher Klarheit und Schönheit das aus unendlichen Komponenten bestehende, dem Auge des Nichtfachmannes daher leicht so verworren und einheitslos erscheinende Bild des in der Geschichte sich entfaltenden Geistes aufhellen und begreiflich machen, wie dieses; oder kurz: ich glaube, es gibt wenig Bücher über Geschichte der Philosophie, aus denen man soviel wahre Philosophie lernen kann, wie aus diesem; wahre Philosophie, d. h. nicht gelehrte Daten einer Spezialwissenschaft, sondern Sinn und Bedeutung aller geistigen Arbeit der geschichtlichen Menschheit; und lernen aus einem keineswegs umfangreichen und ermüdenden Buch, sondern aus einem Werke, in dem Kürze und Klarheit mit Tiefe und Schönheit wetteifern... Wie ein hochgestimmtes Gedicht liest sich der einführende Abschnitt, in welchem das erste Entstehen der philosophischen Besinnung, ihr Werdegang aus mythisch-religiösem zu naturphilosophischem Monismus, endlich zum Idealismus dargestellt sind und gezeigt wird, wie sich der Geist losringt, erst von den mythischen, dann den natürlichen Gewalten, in dem großen Freiheitskampf um den Besitz seiner selbst. Groß ist dieses Zusammensehen und Ineinsfassen des zeitlich weit getrennt zerstreut liegenden, geistig ewig Einheitlichen; es wird so aus dem aufgeschichteten Aggregat historischer Materien ein organisch gegliedertes, höchst gegenwärtiges Erleben... Der glänzenden Darstellungskraft des Verfassers ist es in der Tat gelungen, Ideengeschichte wie ein hochbewegtes Drama zu geben, und wenn sich die äußere Geschichte der auf dem Schauplatz dieser Erde auftretenden, sich bekämpfenden, siegenden und unterliegenden Völker unter der Hand eines gewaltigen Darstellers wohl zum Riesendrama mag gestalten lassen, so ist es eine noch viel größere Tat, die innere Geschichte der sich entwickelnden, bekämpfenden Ideen, die Gigantenschlacht des Geistes, der unter jener farbigen Hülle sich als wahrer Kern der ganzen Bewegung verbirgt, herauszulösen, lebhaft zu beleuchten und zum leidenschaftlich bewegten Drama zu gestalten, so wie es hier zu höchster geistiger Wirkung gelungen ist.“

Deutsche Zeitung, Berlin (Prof. Karl Berger): „Das Werk ist aus entschieden idealistischem Geiste geboren und will sich daher nicht mit

einer bloßen historischen Wiedergabe des Gewesenen begnügen, sondern, indem es die Welt- und Lebensprobleme in idealistischem Sinne möglichst lebhaft erfaßt und darstellt, möchte es dazu dienen, der neuen idealistischen Bewegung, die sich heute anzubahnen scheint, mit die Wege zu ebnen. Und so wirkt es in der Tat nicht wie ein totes Buch, sondern wie ein Bekenntnis und eine lebende Tat. Dazu kommt die wunderbare Fähigkeit des Verfassers, die er schon in seinem Buche über Kant bekundet hat, die schwierigsten Gedankenmassen übersichtlich zu gliedern, die dunkelsten Gedankengänge mit der Fackel der Anschaulichkeit zu beleuchten. Auch die Gabe des Aufbaues ist ihm in hervorragender Weise eigen, meisterhaft versteht er es, aus dem weit zerstreuten Material ein einheitliches Gebäude aufzurichten oder vielmehr in dem weitverzweigten, regellosen Bau, den die Geschichte aufgetürmt hat, die konstruktiven Bestandteile hervorzusuchen und zu bezeichnen. Die Darstellung erfolgt aber nicht in biographischer Form als Geschichte der verschiedenen Denker, sondern pragmatisch als eine Entwickelung der Gedanken und Probleme. Auch dadurch ist es in ganz besonderem Maße geeignet zur Einführung in die idealistische Gedankenwelt selber und in den Geist der Philosophie überhaupt."

Frankfurter Zeitung (Dr. Ernst Traumann): „Mit souveräner Meisterschaft beherrscht Kronenberg seinen schwierigen und verwickelten Stoff und stellt die Grundgedanken der Geistesbewegungen, die sich im Laufe so vieler Jahrhunderte emporringen, befehden, sich gegenseitig ablösen oder in geläuterter Kraft wieder erneuern, mit plastischer Klarheit heraus. Dabei handhabt er eine Sprache, die, von jedem Doktrinarismus weit entfernt und alle Abstraktion und technische Begriffsbildung vermeidend, an der Sonne unserer besten Muster, vor allem unserer Klassiker — die ja auch sachlich mit seinem hohen Thema so enge verbunden sind — gereift und von ihrem Ideenschatze befruchtet ist. So gewinnt seine Darstellung etwas Sieghaftes, und sein Buch vermag nicht bloß die Geister, sondern auch die Herzen für die von ihm so warm und edel verfochtene Sache des Idealismus zu erobern, für jenen Aufschwung des deutschen Geistes, der unser bestes Kulturerbteil ausmacht und zu dem unser Volk, will es nicht seine angeborene Eigenart ganz verleugnen, in einer Zeit des Wirklichkeitsfanatismus mehr denn je zurückfinden muß. Mit freudigen Hoffnungen sehen wir der Fortsetzung des großzügigen Werkes entgegen."

Tägliche Rundschau (Arthur Brausewetter): „Wenn die folgenden Bände dem ersten gleichkommen, so hätte Kronenbergs für weite Kreise berechnetes Werk nicht nur eine Fülle von Anregung für unser deutsches

geistiges Leben geschaffen, es hätte, indem es eine gewesene Zeit zu neuem, fruchtbringendem Leben erweckt, ein nicht allein literarisches und philosophisches, sondern ein kulturelles Verdienst zu beanspruchen."

Christliche Welt (Prof. Karl Bornhausen): „In schöner allgemein verständlicher Sprache weiß der Verfasser die Persönlichkeiten und die Probleme darzustellen... Überhaupt ist das Werk mit seinen reichlichen literaturgeschichtlichen Zitaten, seiner poetischen und philosophischen Begeisterung für den Gegenstand wohl geeignet, der Jugend ein Führer in die Philosophie zu werden."

Die Propyläen: „Nun werden wir also F. A. Langes Geschichte des Materialismus eine ebenbürtige Geschichte des deutschen Idealismus an die Seite stellen dürfen. Kronenbergs schönes Werk wendet sich an die weiteren Kreise der Gebildeten. Der erste Band ist in sich vollkommen abgeschlossen und darf als eine Gabe von außerordentlichem Werte für gebildete Männer und Frauen bezeichnet werden."

Deutsche Tageszeitung: „Kronenberg ist all denen ein starker Gehilfe, die in unseren Tagen des ödesten Skeptizismus und der nihilistischen Weltauffassung um die Erhaltung und Kräftigung des Glaubens an die deutschen Ideale ringen. Auch wo man nicht mit ihm übereinstimmt, hört man ihn achtungsvoll an und freut sich der Innerlichkeit seiner Auffassung, der schönen Helligkeit seines Stils."

Straßburger Post: „Trotzdem sich der materialistische Naturalismus jetzt erst in den Schichten der Masse auszubreiten beginnt, mehren sich die Anzeichen, daß die naturalistische Bewegung ihren Gipfelpunkt überschritten hat. Auf den Höhen, wo die Entscheidungsschlachten im Geisteskampf geschlagen werden, begann die Abkehr vom Naturalismus. Es wird zum Weitermarsch geblasen und das Zeichen des Augenblicks ist Sehnsucht nach Idealismus. Darum kommt heute dies Werk gerade zur rechten Zeit, das den verdienstvollen Kantbiographen M. Kronenberg zum Verfasser hat. ... Es ist ein verdienstliches Werk, eine wissenschaftliche und nationale Tat zugleich, die Kronenberg hier unternommen hat. Möge es ihm beschieden sein, die groß angelegte und verheißungsvoll begonnene Arbeit, der der Verlag ein schönes und würdiges Gewand mitgegeben hat, in Kürze zu vollenden."

Baseler Nationalzeitung (Prof. Geßler): „.. Der Verfasser behandelt die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis auf Kant, behandelt sie, das ist Kronenbergs Hauptvorzug, mit ebenso großer Tiefgründigkeit wie Klarheit und zwar gewissermaßen „ab ovo", von der Definition der Kultur an; aber recht bald kristallisiert sich dann der Begriff Idealismus heraus, wir werden über Descartes,

Schriften von Dr. M. Kronenberg

Spinoza, Leibniz, Klopstock, Hamann, Winckelmann, Lessing, Kant und Herder an die eigentliche Blütezeit herangeführt, woraus Sturm und Drang, dann die Welt des zweiten Bandes, die Welt Goethes, die ruhige, reine, große, sich ahnen läßt, die Welt des reifen Kant, Fichtes, Schellings, Hegels, die Welt der Klassik und der Romantik. Ich freue mich darauf; denn der erste Band mit seiner feinen Darlegung der Wege, die zur großen Periode des deutschen Idealismus führen, der Zusammenhänge aller wissenschaftlichen und künstlerischen Vorläufer, hat mich vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt, ich möchte daher recht viele mit derselben Freude aus diesem klaren Erkenntnisborn trinken sehen und gestärkt wissen."

Der zweite Band der „Geschichte des deutschen Idealismus", der Ende 1910 erscheinen soll, enthält „**Die Blütezeit des deutschen Idealismus von Kant bis Goethe und Hegel**". Dieser Band gliedert sich in vier Hauptteile: der erste bringt die Ideenwelt Kants und Fichtes zur Darstellung, der im zweiten Hauptteil die neuspinozistische Gedankenwelt Lessings, Herders und Goethes gegenübertritt. Im dritten Hauptteil soll sodann der Gedankengehalt des Klassizismus (Kant, Schiller, Goethe) und der Romantik (Schlegel, Novalis, Hölderlin, Schleiermacher, Schelling), im vierten Hauptteil endlich die Ideenwelt der großen philosophischen Systeme von Schelling und Hegel, mit welch letzterem die Blütezeit des deutschen Idealismus abschließt, zur Darstellung kommen.

Der abschließende **dritte Band**, der den Titel „**Der deutsche Idealismus und die Gegenwart**" führen soll, wird den in der nachhegelschen Zeit erneuerten Geisteskampf zwischen Idealismus und Naturalismus schildern und bis zur unmittelbaren Gegenwart fortführen, diesen Kampf, der sich nicht bloß darstellt in der reinen Philosophie (Schopenhauer und Hartmann, der Realismus und der Positivismus auf der einen, der Neu-Idealismus auf der andern Seite), sondern ebenso in der schönen Literatur, in der bildenden Kunst und Musik (Naturalismus und Neu-Romantik), in der politisch-sozialen Bewegung (Marx, Lassalle u. a.), in der religiösen Bewegung usw. Endlich sollen zum Schluß die Grundlinien eines Idealismus der Zukunft gezeichnet werden.

in glänzender Weise in seinen „Ethischen Präludien". Kronenberg hat etwas von der heiteren Objektivität Goethes und der [illegible] Emersons. Man liebt diese weite, glanzerfüllte Seele, die sich denkend und fühlend für so vieles interessiert und immer dem Positiven zugewandt ist und allen Lichtgedanken, durch welche das Persönliche wachsen kann."

Frankfurter Zeitung (Prof. J. Stern): „. . . Eine neue Probe von der bei aller Tiefe doch jedem Denkenden zugänglichen und Genuß bereitenden, farben- und klangreichen Darstellungskunst des Mannes, der uns — neben anderem — die gelesenste, weil in gutem Sinne volkstümlichste Kantbiographie geschenkt hat. Wer aber die neue Schrift liest, der wird entdecken, daß diese „Ethischen Präludien" deshalb so sehr zeitgemäß sind, weil diese Töne in der Gegenwart und dem Drange der Wirklichkeit angeschlagen, [illegible] nicht in dem wirren Stimmengebrause der Zeit untergehen, sondern eben von diesen unholden, chaotischen Klängen ablenken und durch ihre Stärke und Weichheit in der Seele des sinnenden Lauschers das Bild einer besseren Zukunft erstehen lassen. Und [illegible] ein schönes Buch wird er finden: er wird dahinter einen Mann entdecken, der mit der kraftvollen Milde und sonnigen Klarheit des philosophisch und historisch geschulten Denkers alle in der Gegenwart wirkenden geistigen und sozialen Mächte bis in ihre Entstehung hinein erleuchtet und die daraus quellenden ethischen Entwicklungsmöglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Zukunft mit der [illegible] und Bescheidenheit des wahren Weisen andeutet, einen Mann also, der zum ethischen Ratgeber und Wegweiser geschaffen ist."

Die Nation (Prof. W. Bolin): „. . . Das ganze Buch hat das Gepräge einer wohldurchdachten, wohlbegründeten Lebensanschauung."

Nationalzeitung (E. Fries): „. . . . Im übrigen bekundet die Schrift eine Höhe der Gesinnung, eine Geradheit und [illegible], deren sich nicht jede Ethik rühmen kann. . . . Von [illegible] und Opportunismus ist hier nichts zu finden."

Vossische Zeitung (Prof. Br. Wiener): „Die [illegible] und [illegible] Darstellungsweise des Verfassers, die den Erfolg seines Kant [illegible] in erster Linie bedingt hat, empfiehlt auch die vorliegenden Studien und macht sie für jeden denkenden Leser zu einer erfreulichen Lektüre."

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland (Dr. F. Walter): „Glänzend geschriebene Essays, die in feiner Form eine Fülle der anregendsten Gedanken enthalten. . . Wahre Perlen [illegible] seiner Gedanken durchziehen das Buch."

Schriften von Dr. M. Kronenberg

Moderne Philosophen

Porträts und Charakteristiken

Von Dr. M. Kronenberg

Inhalt: Hermann Lotze — Friedrich Albert Lange — Victor Cousin — Ludwig Feuerbach — Max Stirner

IX, 221 Seiten 8°. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Deutsche Literaturzeitung (Dr. Otto Stock): „Die fünf Essays, die hier in einem Buch vereinigt sind, haben ihre innere Einheit in dem Bestreben des Verfassers, aus dem Kampf zwischen Idealismus und Positivismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts, der mit dem Sieg des letzteren endigte, Nutzen zu ziehen und Belehrung zu gewinnen für die Gegenwart, in der der neuerstarkende Idealismus sich anschickt, die ihm gebührende Stellung zurückzuerobern. . . Die Absicht des Verfassers, sein warmherziges Eintreten für den Idealismus, machen sein Unternehmen von vornherein sympathisch. Es muß aber überdies anerkannt werden, daß er seine Aufgabe mit anerkennenswertem Geschick gelöst hat. Das Buch liest sich nicht nur gut, es orientiert auch wirklich über die in Betracht kommenden Philosophen und philosophischen Theorien ebenso zuverlässig wie angenehm."

Theologische Literaturzeitung (Prof. Th. Elsenhans): „In einer Darstellungsweise, welche den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, erreicht der Verfasser seine Absicht, mit diesen kurzen Monographien nicht nur zur Würdigung der einzelnen Philosophen, sondern des ganzen Zeitalters dem sie angehören, beizutragen. Zugleich aber treten Persönlichkeit, wissenschaftlicher Charakter, Gesamtanschauung der einzelnen Philosophen in lebensvollen Bildern dem Leser entgegen."

Schwäbischer Merkur: „. . . Wenn in unseren Tagen der philosophische Idealismus wieder in emporsteigender Strömung ist, so ist es interessant, hier diejenigen Männer kennen zu lernen, deren kraftvollem Denken dieser Umschwung zu danken ist. Unfraglich die bedeutendste von diesen Schilderungen ist die des Göttingers Lotze, des berühmten Verfassers des Mikrokosmus, dessen edle, idealistische Weltanschauung von kundiger und sympathischer Hand hier trefflich gezeichnet wird. Aber auch die vier anderen Studien sind liebe- und verständnisvoll gezeichnete Bilder, das Ganze ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. . ."

Schriften von Dr. M. Kronenberg

Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral

Von Dr. M. Kronenberg

35 Seiten 8° Geheftet 75 Pfennig

Stimmen der Presse:

Allgemeine Schweizer Zeitung: „Der Verfasser ergreift nicht von vorn herein für oder gegen Nietzsche Partei, sondern möchte vor allem der Wahrheit dienen, was durch Nietzsches aphoristische Ausdrucksweise und seinen Mangel an systematischer Darstellung ungemein erschwert wird... Mit diesen nur andeutenden Hinweisen möchten wir zur Lektüre des klar und in schöner Sprache hingeschriebenen Vortrags aufmuntern. Wer des Verfassers Schriften über Kant und moderne Philosophen gelesen hat, wird ihm auch hier als einem willkommenen Wegweiser gerne folgen."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Durch übersichtliche Anordnung des Stoffes und anschauliche Entwicklung der Gedanken ist diese Schrift nicht minder ausgezeichnet als durch fesselnden, künstlerisch schönen Vortrag. Es sind dieselben Vorzüge, die auch die früheren Bücher Kronenbergs bemerkenswert machten und die immer wieder aufs lebhafteste an die Darstellungsart Kuno Fischers erinnern. ... Die vorliegende Schrift nimmt in der immer mehr anwachsenden Nietzsche-Literatur einen hervorragenden Platz ein."

Ernstes Wollen (W. [illegible]): „Einen besonderen Reiz gibt den ungemein lebendig dahinfließenden Ausführungen des Verfassers: jede Stelle ist anders und wirft andere leuchtende Reflexe — die Art, wie er überall der ‚lastenden Schicksalsschwere' der Ideen Nietzsches den nicht minder tiefgründigen aber gesunderen Optimismus unserer klassischen Dichter und Denker gegenüberstellt. . ."

Die Christliche Welt (H. Weichelt): „... Das Studium dieses Schriftchens mit seiner verständlichen, klaren und aller Phrasen baren Sprache empfiehlt sich für jeden, der sich mit Nietzsches Weltanschauungen auseinandersetzen will."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Schriften von Dr. M. Kronenberg

Auffassung der Antike. — Herder als Gesetzgeber der Lyrik. Erweiterung und Kritik des klassischen Ideals. Jugendalter und Mannesalter der Menschheit. Kunst und Mythus. — Unwert und Wert der Philosophie.) — 14. Sturm und Drang. (Durchbruch des Revolutionären bei Herder. Die Kantische Gedankenrevolution. Geist der Sturm- und Drangzeit. Die reine Subjektivität und das Urbild des Menschen. — Negative Auffassung: Das Losungswort „Natur". — Positive Auffassung: Das Losungswort „Genie".

Aus den Urteilen:

Preußische Jahrbücher (Paul Lorentz): „Es ist immer eine besondere Freude, wenn Bücher zu rechter Zeit kommen. Das trifft auf Kronenbergs Geschichte des deutschen Idealismus in vollstem Maße zu.

„Wir haben heut wohl alle das Bewußtsein, daß kaum je in einer Zeit so viel geschehen ist als in der unsrigen, oder vielmehr, daß früher niemals auch dem Einzelnen soviel von dem Geschehenden zur Kenntnis gebracht worden ist als heute. Wir haben aber auch, als eine notwendige Folge der während des ganzen 19. Jahrhunderts besonders stark betriebenen historischen Forschung, und zwar auf allen Gebieten, das Bewußtsein, daß noch nie so viel Tatsachen festgestellt worden sind auf dem Felde des Geschehens im Menschenleben wie in der Natur. Die Überfülle solchen Tatsachenstoffes zu bewältigen wird daher immer schwieriger und treibt immer zwingender dazu, ihn nach einem Goetheschen Wort nicht als solchen überhaupt gelten zu lassen, sondern nur, sofern er etwas bedeutet, mit andern Worten, zu untersuchen, ob und welche Ideen ihm zugrunde liegen. Die verschiedenen Phasen verfolgen, welche die jenige Art des Eindringens des menschlichen Geistes (des Subjekts) in die Welt der Erscheinungen (des Objekts) angenommen hat, bei der er sich selber in ihr wiedererkennt, heißt die [illegible] des Idealismus schreiben. Der Verfasser vorliegenden Buches hat jenen Nachweis für das deutsche Geistesleben geführt und damit einem stets fühlbarer gewordenen Mangel abgeholfen. Ein Vergleich mit dem Werk von O. Willmann über den Idealismus kann gar nicht in Frage kommen, schon deshalb, weil dieses [illegible] für die Neuzeit, wo der deutsche Idealismus erst seine ganze Eigentümlichkeit entfaltet, infolge seiner scholastischen Tendenz [illegible]

„Kronenberg hat seinen Stoff außerordentlich klar [illegible] und scharf disponiert. Der Aufbau der drei Teile dieses ersten Bandes, der die Exposition zu der den Höhepunkt bildenden Epoche von Kant bis

Hegel bedeutet, ist von geradezu dramatischer Wirkung. Die geschichtlichen Vorstufen bilden der griechische Idealismus, der christliche Idealismus und die Naturphilosophie der Neuzeit. . . . Descartes bedeutet die Neuentdeckung des idealistischen Prinzips; er, eine Gestalt von wahrhaft Faustischem Erkenntnisdrange, erfährt eine besonders starke Betonung, woran aber auch er scheitern mußte, wird klar: an der Unvereinbarkeit der zwei Substanzen des Denkens und der Ausdehnung, zu der im Grunde noch Gott als eine dritte hinzukam. Die zweite Übergangsrichtung ist der durch Spinoza repräsentierte naturphilosophische Monismus. Die in der Intuition der einen Substanz gipfelnde Vergeistigung des Naturdenkens ist im Grunde eine, freilich höchst geniale, Inkonsequenz jenes einzigartigen Denkers, in dessen außerordentlich hoher Bewertung Kronenberg mit Schleiermacher zusammentrifft. Die unausbleibliche Reaktion trat in Leibnizens Monadenlehre ein, sie bedeutet die eigentliche Begründung des deutschen Idealismus: der Geist, das Ich wird der Bestimmungsgrund alles Wirklichen, das ist Monismus der reinen Subjektivität. Das Empfindungsleben wird als die Grundlage des menschlichen Lebens überhaupt erkannt, als die ‚eigentliche Pointe in der Individualität', aber diese Erkenntnis wird für das ganze System eben noch nicht verwertet, vielmehr müßte, strenge durchgeführt, die Monadologie in Verstandesphilosophie ausgelaufen sein. Die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Verstandesaufklärung wurde immer dringender. Diese, im engern Sinne sogenannte, an den Namen Wolffs geknüpfte Richtung des deutschen Geisteslebens, die herrschen konnte, ohne den echten Leibniz zu kennen, findet bei Kronenberg eine alle Gebiete des Geisteslebens umfassende charakteristische Darstellung. Wenn dabei die den Fortschritt hemmenden Momente der Aufklärung besonders stark betont werden, so kommt dafür der Kontrast zu der bald eintretenden allgemeinen Geistesrevolution auch besonders gut heraus. Diese, eben die idealistische Gedankenrevolution, der letzte Schritt der ganzen Exposition, wird sehr geschickt durch einen kurz zusammenfassenden Überblick der deutschen Mystik in ihren Nachwirkungen eingeleitet. Denn sie ist eigentlich das Element, das in der Renaissance des christlichen Idealismus, der durch Hamann, den Magus des Nordens, und Jacobi, den Glaubensphilosophen, vertreten wird, ebenso zutage tritt, wie in der Renaissance des griechischen Idealismus, den Winckelmann und Lessing repräsentieren... Die Auflösung der Naturphilosophie, die sich durch Kants vorkritische Philosophie vollzieht, eine schlagend

Schriften von Dr. M. Kronenberg

genaue Parallelerscheinung zu der durch die Sophistik und Sokrates herbeigeführten Auflösung der jonischen Naturphilosophie, ist eine ebenso notwendige Vorstufe wie der idealistische Universalismus des Kantschülers Herder. In dem Kant der vorkritischen Epoche erleben wir gerade in seiner individuellen Entwicklung „den ganzen welthistorischen Prozeß abgekürzt noch einmal, den Platon als die wahre Gigantomachie, den Kampf zwischen Subjekt und Objekt, bezeichnet hat“. Und Herder wird sehr gut in seiner philosophischen Hauptbedeutung dadurch charakterisiert, daß er gefordert hat, den engsten Kontakt zwischen den beiden Polen des geistigen Lebens, Gefühl und Vernunft, wieder herzustellen, so daß die letztere uns analytisch auseinanderlegt und (logisch) ordnet und gliedert, was erstere in unmittelbarer Einheit hervortreten läßt. Herder [illegible] wird dann der Vater des ‚Sturmes und Dranges‘, in dem die idealistische Gärung der reinen Subjektivität im vollen Gange ist. Dieses letzte Kapitel gehört mit zu den glänzendsten in dem Buch und spannt die Teilnahme an der Fortführung dieser pragmatischen Ideengeschichte aufs höchste. Ist es doch der Vorzug schon des ganzen ersten Teils, daß wir nicht eine trockene Philosophiegeschichte oder biographische Philosophengeschichte erhalten, sondern eine durch die [illegible] geschichtlichen Ausprägungen der jeweiligen Ideenerscheinungen farbig belebte Darstellung.

„Sind wir wieder, woran kaum gezweifelt werden kann, auf dem Wege zu einer ideenmäßigen Erfassung der realen [illegible] nilie [illegible] die gesamte philosophische Wirksamkeit eines [illegible] dahin [illegible], dann wird die Darstellung des bisherigen [illegible] des deutschen Idealismus, in ihrer bewußten und gewollten [illegible] an die Grundrichtung Hegels, gerade in der allgemeinverst[illegible] Form, in der Kronenberg die schwierigen Gedankengänge [illegible] entfaltet, ganz vortreffliche Dienste tun. Seinem Buch ist daher recht weite Verbreitung unter allen denen zu [illegible] die die Entwicklung unseres deutschen Geisteslebens [illegible] Aufmerksamkeit verfolgen und den fruchtbarsten Keim[illegible] desselben, die eine besonders wertvolle Entfaltung [illegible] sprechen, zu energischem Wachstum verhelfen wollen. [illegible] das gehört ja zum bedeutendsten Gewinn des [illegible] Entwicklungsgedankens, der nach und nach alle Gebiete [illegible] hat, daß wir eingesehen haben, eine Bewegung könne nur dann mit Aussicht auf Erfolg gefördert werden, wenn [illegible]

Schriften von Dr. M. Kronenberg

einer bloßen historischen Wiedergabe des Gewesenen begnügen, sondern, indem es die Welt- und Lebensprobleme in idealistischem Sinne möglichst lebhaft erfaßt und darstellt, möchte es dazu dienen, der neuen idealistischen Bewegung, die sich heute anzubahnen scheint, mit die Wege zu ebnen. Und so wirkt es in der Tat nicht wie ein totes Buch, sondern wie ein Bekenntnis und eine lebende Tat. Dazu kommt die wunderbare Fähigkeit des Verfassers, die er schon in seinem Buche über Kant bekundet hat, die schwierigsten Gedankenmassen übersichtlich zu gliedern, die dunkelsten Gedankengänge mit der Fackel der Anschaulichkeit zu beleuchten. Auch die Gabe des Aufbaues ist ihm in hervorragender Weise eigen, meisterhaft versteht er es, aus dem weit zerstreuten Material ein einheitliches Gebäude aufzurichten oder vielmehr in dem weitverzweigten, regellosen Bau, den die Geschichte aufgetürmt hat, die konstruktiven Bestandteile hervorzufinden und zu bezeichnen. Die Darstellung erfolgt aber nicht in biographischer Form als Geschichte der verschiedenen Denker, sondern pragmatisch als eine Entwickelung der Gedanken und Probleme. Auch dadurch ist es in ganz besonderem Maße geeignet zur Einführung in die idealistische Gedankenwelt selber und in den Geist der Philosophie überhaupt."

Frankfurter Zeitung (Dr. Ernst Traumann): „Mit souveräner Meisterschaft beherrscht Kronenberg seinen schwierigen und [illegible] Stoff und stellt die Grundgedanken der Geistesbewegungen, die im Laufe so vieler Jahrhunderte emporringen, befehden, sich gegenseitig ablösen oder in geläuterter Kraft wieder erneuern, mit [illegible] Klarheit heraus. Dabei handhabt er eine Sprache, die, von jedem Doktrinarismus weit entfernt und alle Abstraktion und technische Begriffsbildung vermeidend, an der Sonne unserer besten Dichter, vor allem unserer Klassiker — die ja auch sachlich mit seinem hohen Thema so enge verbunden sind — gereift und von ihrem Ideen[illegible] befruchtet ist. So gewinnt seine Darstellung etwas Ergreifendes, und sein Buch vermag nicht bloß die Geister, sondern auch die Herzen für die von ihm so warm und edel verfochtene Sache des Idealismus zu erobern, für jenen Aufschwung des deutschen Geistes, der unser [illegible] Kulturerbteil ausmacht und zu dem unser Volk, will es nicht seine angeborene Eigenart ganz verleugnen, in einer Zeit des [illegible] fanatismus mehr denn je zurückfinden muß. Mit freudigen [illegible] nungen sehen wir der Fortsetzung des großzügigen Werkes entgegen."

Tägliche Rundschau (Arthur [illegible]): „Wenn die [illegible] Bände dem ersten gleichkommen, so hätte Kronenberg [illegible] berechnetes Werk nicht nur eine Fülle von Anregung [illegible]

geistiges Leben geschaffen, es hätte, indem es eine gewesene Zeit zu neuem, fruchtbringendem Leben erweckt, ein nicht allein literarisches und philosophisches, sondern ein kulturelles Verdienst zu beanspruchen."

Christliche Welt (Prof. Karl Bornhausen): „In schöner allgemein verständlicher Sprache weiß der Verfasser die Persönlichkeiten und die Probleme darzustellen... Überhaupt ist das Werk mit seinen reichlichen literaturgeschichtlichen Zitaten, seiner poetischen und philosophischen Begeisterung für den Gegenstand wohl geeignet, der Jugend ein Führer in die Philosophie zu werden."

Die Propyläen: „Nun werden wir also F. A. Langes Geschichte des Materialismus eine ebenbürtige Geschichte des deutschen Idealismus an die Seite stellen dürfen. Kronenbergs schönes Werk wendet sich an die weiteren Kreise der Gebildeten. Der erste Band ist in sich vollkommen abgeschlossen und darf als eine Gabe von außerordentlichem Werte für gebildete Männer und Frauen bezeichnet werden."

Deutsche Tageszeitung: „Kronenberg ist all denen ein starker Gehilfe, die in unseren Tagen des ödesten Skeptizismus und der nihilistischen Weltauffassung um die Erhaltung und Kräftigung des Glaubens an die deutschen Ideale ringen. Auch wo man nicht mit ihm übereinstimmt, hört man ihn achtungsvoll an und freut sich der Innerlichkeit seiner Auffassung, der schönen Helligkeit seines Stils."

Straßburger Post: „Trotzdem sich der materialistische Naturalismus jetzt erst in den Schichten der Masse auszubreiten beginnt, mehren sich die Anzeichen, daß die naturalistische Bewegung ihren Gipfelpunkt überschritten hat. Auf den Höhen, wo die Entscheidungsschlachten im Geisteskampf geschlagen werden, begann die Abkehr vom Naturalismus. Es wird zum Weitermarsch geblasen und das Zeichen des Augenblicks ist Sehnsucht nach Idealismus. Darum kommt heute dies Werk gerade zur rechten Zeit, das den verdienstvollen Kantbiographen M. Kronenberg zum Verfasser hat. ... Es ist ein verdienstliches Werk, eine wissenschaftliche und nationale Tat zugleich, die Kronenberg hier unternommen hat. Möge es ihm beschieden sein, die groß angelegte und verheißungsvoll begonnene Arbeit, der der Verlag ein schönes und würdiges Gewand mitgegeben hat, in Kürze zu vollenden."

Baseler Nationalzeitung (Prof. Geßler): „.. Der Verfasser behandelt die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis auf Kant, behandelt sie, das ist Kronenbergs Hauptvorzug, mit ebenso großer Tiefgründigkeit wie Klarheit und zwar gewissermaßen „ab ovo", von der Definition der Kultur an; aber recht bald kristallisiert sich dann der Begriff Idealismus heraus, wir werden über Descartes,

Schriften von Dr. M. Kronenberg

Spinoza, Leibniz, Klopstock, Hamann, Winckelmann, Lessing, Kant und Herder an die eigentliche Blütezeit herangeführt, woraus Sturm und Drang, dann die Welt des zweiten Bandes, die Welt Goethes die ruhige, reine, große, sich ahnen läßt, die Welt des reifen Kant, Fichtes, Schellings, Hegels, die Welt der Klassik und der Romantik? Ich freue mich darauf; denn der erste Band mit seiner feinen Darlegung der Wege, die zur großen Periode des deutschen Idealismus führen, der Zusammenhänge aller wissenschaftlichen und künstlerischen Vorläufer, hat mich vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt; ich möchte daher recht viele mit derselben Freude aus diesem klaren Erkenntnisborn trinken sehen und gestärkt weilen."

Der **zweite Band** der „Geschichte des deutschen Idealismus", der Ende 1910 erscheinen soll, enthält „Die Blütezeit des deutschen Idealismus von Kant bis Goethe und Hegel". Dieser Band gliedert sich in vier Hauptteile, der erste bringt die Ideenwelt Kants und Fichtes zur Darstellung, der im zweiten Hauptteil die neu spinozistische Gedankenwelt Lessings, Herders und Goethes gegenübertritt. Im dritten Hauptteil soll sodann der Gedankengehalt des Klassizismus (Kant, Schiller, Goethe) und der Romantik (Schlegel, Novalis, Hölderlin, Schleiermacher, Schelling), im vierten Hauptteil endlich die Ideenwelt der großen philosophischen Systeme von Schelling und Hegel, mit welch letzterem die Blütezeit des deutschen Idealismus abschließt, zur Darstellung kommen.

Der abschließende **dritte Band**, der den Titel „Der deutsche Idealismus und die Gegenwart" führen soll, wird den in der nachhegelschen Zeit erneuerten Geisteskampf zwischen Idealismus und Naturalismus schildern und bis zur unmittelbaren Gegenwart fortführen, diesen Kampf, der sich nicht bloß darstellt in der reinen Philosophie (Schopenhauer und [illegible], der Realismus und der Positivismus auf der einen, der Neu-Idealismus auf der andern Seite), sondern ebenso in der schönen Literatur, in der bildenden Kunst und Musik (Naturalismus und Neu-Romantik), in der politisch-sozialen Bewegung (Marx, Lassalle u. a.), in der religiösen Bewegung usw.; endlich sollen zum Schluß die Grundlinien eines Idealismus der Zukunft gezeichnet werden.

Ethische Präludien

Von Dr. M. Kronenberg

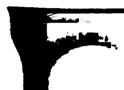
VII, 322 Seiten 8°. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Inhalt: Erster Teil. Historisches. Charakteristiken: Die Kantische Gedankenrevolution und die Ethik. — Die Ethik Goethes. — Nietzsche als Antimoralist. — Schleiermachers „Reden über die Religion". — Feuerbachs Religionsphilosophie. — Über den Geist der Renaissance. — Giordano Brunos Märtyrertod. — Rousseau und die Enzyklopädisten (belle âme und bel esprit). — Emerson und der deutsche Idealismus. — Zweiter Teil. Individualethik. Ethik und Religion: Naturbetrachtung und Naturgenuß. — Ethik und Religion. — Religiöse Aufklärung und Romantik. — Über Feste und ihre Symbolik. — Allerseelen. — Dankbarkeit, Pietät, Frömmigkeit. — Dritter Teil. Sozialethik: Egoismus und Altruismus. — Weltflucht und Gemeinschaftsbildung. — Der soziale Geist. — Soziale Utopien. — Ethik und Politik. — Das Nationalitätsprinzip. — Die Idee des ewigen Friedens.

Aus den Stimmen der Presse:

Leipziger Zeitung (E. Wolfram): „Allen jenen, die sich noch nicht zu einer eigenen, der Individualität entsprechenden, scharf umrissenen Lebensanschauung durchgerungen haben, wird das vorliegende Buch von großem Nutzen sein. Kronenberg erhofft eine Ethik ferner Zukunft, eine Allethik, thronend im Herzen der ganzen Menschheit, eine Ethik, die dem, was wir heute so nennen, ähnlich sein wird, wie der blühende, reife Mann dem törichten Kinde von ehedem. In klarer objektiver Darstellung läßt der Autor die Heldengestalten der Selbstdenker am Leser vorüberziehen, jene führenden Seelen der Neuzeit, die sich heiß um das Problem der Ethik bemühen, jener wahren Ethik als Synthesis des Emporstrebens von Herz und Intellekt. . ."

Das Freie Wort (W. Schlüter): „Einer der feinsinnigsten Essayisten unserer Tage ist Dr. M. Kronenberg. Er hat sich aus der Strenge kantischer Gedankenführung, aus der Exaktheit des Kritizismus zu einer seelenvollen und menschlich flüssigen Betrachtungsart hindurchgerungen. Kronenberg gehört zu den universellsten und doch auch besonnensten Vermittlern des philosophischen Denkens. Dies zeigt sich



in glänzender Weise in seinen „Ethischen Präludien". Kronenberg hat etwas von der heiteren Objektivität Goethes und der [illegible] Emersons. Man liebt diese weite, glanzerfüllte Seele, die sich denkend und fühlend für so vieles interessiert und immer dem Positiven zugewandt ist und allen Lichtgedanken, durch welche das Persönliche wachsen kann."

Frankfurter Zeitung (Prof. J. Stern): „. . . Eine neue [illegible] von der bei aller Tiefe doch jedem Denkenden zugänglichen und Genuß bereitenden, farben- und klangreichen Darstellungskunst des Mannes, der uns — neben anderem — die gelesenste, weil im gutem Sinne volkstümlichste Kantbiographie geschenkt hat. Wer aber die neue Schrift liest, der wird entdecken, daß diese „Ethischen Präludien" deshalb so sehr zeitgemäß sind, weil diese Töne in der Gegenwart und dem Drange der Wirklichkeit angeschlagen, doch nicht in dem wirren Stimmengebrause der Zeit untergehen, sondern eben von diesen unholden, chaotischen Klängen [illegible] und durch ihre Stärke und Weichheit in der Seele des [illegible] das Bild einer besseren Zukunft erstehen lassen. Und [illegible] ein schönes Buch wird er finden: er wird dahinter einen Mann entdecken, der mit der kraftvollen Milde und sonnigen [illegible] des philosophisch und historisch geschulten Denkers alle in der Gegenwart wirkenden geistigen und sozialen Mächte bis in ihre Entstehung [illegible] erleuchtet und die daraus quellenden ethischen Entwicklungs[illegible] [illegible]keiten und Wahrscheinlichkeiten der Zukunft mit der [illegible] und Bescheidenheit des wahren Weisen andeutet, einen Mann [illegible] der zum ethischen Ratgeber und Wegweiser geschaffen ist."

Die Nation (Prof. W. Bolin): „. . . Das ganze Buch hat das Gepräge einer wohldurchdachten, wohlbegründeten Lebens[illegible]."

Nationalzeitung (C. Fries): „. . . . Im übrigen bekundet die Schrift eine Höhe der Gesinnung, eine Geradheit und [illegible], deren sich nicht jede Ethik rühmen kann. . . . Von [illegible] und Opportunismus ist hier nichts zu finden."

Vossische Zeitung (Prof. Br. Meyer): „Die [illegible] und [illegible] Darstellungsweise des Verfassers, die den Erfolg jenes Kant[illegible] in erster Linie bedingt hat, empfiehlt auch die vorliegenden [illegible] und macht sie für jeden denkenden Leser zu einer erfreu[illegible]."

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland ([illegible] F. Walter): „Glänzend geschriebene [illegible], die in [illegible] eine Fülle der [illegible] Gedanken enthalten . . . Wahre [illegible] seiner Gedanken durchziehen das Buch!"

Moderne Philosophen

Porträts und Charakteristiken

Von Dr. M. Kronenberg

Inhalt: Hermann Lotze — Friedrich Albert Lange — Victor Cousin — Ludwig Feuerbach — Max Stirner

IX, 221 Seiten 8°. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Deutsche Literaturzeitung (Dr. Otto Stock): „Die fünf Essays, die hier in einem Buch vereinigt sind, haben ihre innere Einheit in dem Bestreben des Verfassers, aus dem Kampf zwischen Idealismus und Positivismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts, der mit dem Sieg des letzteren endigte, Nutzen zu ziehen und Belehrung zu gewinnen für die Gegenwart, in der der neuerstarkende Idealismus sich anschickt, die ihm gebührende Stellung zurückzuerobern. . . Die Absicht des Verfassers, sein warmherziges Eintreten für den Idealismus, machen sein Unternehmen von vornherein sympathisch. Es muß aber überdies anerkannt werden, daß er seine Aufgabe mit anerkennenswertem Geschick gelöst hat. Das Buch liest sich nicht nur gut, es orientiert auch wirklich über die in Betracht kommenden Philosophen und philosophischen Theorien ebenso zuverlässig wie angenehm."

Theologische Literaturzeitung (Prof. Th. Elsenhans): „In einer Darstellungsweise, welche den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, erreicht der Verfasser seine Absicht, mit diesen kurzen Monographien nicht nur zur Würdigung der einzelnen Philosophen, sondern des ganzen Zeitalters dem sie angehören, beizutragen. Zugleich aber treten Persönlichkeit, wissenschaftlicher Charakter, Gesamtanschauung der einzelnen Philosophen in lebensvollen Bildern dem Leser entgegen."

Schwäbischer Merkur: „. . . Wenn in unseren Tagen der philosophische Idealismus wieder in emporsteigender Strömung ist, so ist es interessant, hier diejenigen Männer kennen zu lernen, deren kraftvollem Denken dieser Umschwung zu danken ist. Unfraglich die bedeutendste von diesen Schilderungen ist die des Göttingers Lotze, des berühmten Verfassers des Mikrokosmus, dessen edle, idealistische Weltanschauung von kundiger und sympathischer Hand hier trefflich gezeichnet wird. Aber auch die vier anderen Studien sind liebe- und verständnisvoll gezeichnete Bilder, das Ganze ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. . ."

Schriften von Dr. M. Kronenberg

Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral

Von Dr. M. Kronenberg

35 Seiten 8° — Geheftet 75 Pfennig

Stimmen der Presse:

Allgemeine Schweizer Zeitung: „Der Verfasser ergreift nicht von vorn herein für oder gegen Nietzsche Partei, sondern möchte vor allem der Wahrheit dienen, was durch Nietzsches aphoristische Ausdrucksweise und seinen Mangel an systematischer Darstellung allgemein erschwert wird. . . Mit diesem nur andeutenden Hinweis möchten wir zur Lektüre des klar und in schöner Sprache hinreißenden Vortrags aufmuntern. Wer des Verfassers Schriften über Kant und moderne Philosophen gelesen hat, wird ihm auch hier als einem willkommenen Wegweiser gerne folgen."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Durch übersichtliche Anordnung des Stoffes und anschauliche Entwicklung der Gedanken ist diese Schrift nicht minder ausgezeichnet als durch fesselnden, künstlerisch schönen Vortrag. Es sind dieselben Vorzüge, die auch die früheren Bücher Kronenbergs bemerkenswert machten und die immer wieder aufs lebhafteste an die Darstellungsart Kuno Fischers erinnern. . . . Die vorliegende Schrift nimmt in der immer mehr anwachsenden Nietzsche-Literatur einen hervorragenden Platz ein."

Ernstes Wollen (W. Schlüter): „Einen besonderen Reiz gibt den ungemein lebendig dahinfließenden Ausführungen des Verfassers jede Stelle ist anders und wirft andere fesselnde [illegible] — die Art, wie er überall der ‚lastenden Schicksalsschwere' der Ideen Nietzsches den nicht minder tiefgründigen aber gesunderen Optimismus unserer klassischen Dichter und Denker gegenüberstellt. . ."

Die Christliche Welt (H. Weichelt): „. . . Das Studium dieses Schriftchens mit seiner verständlichen, klaren und aller Phrasen [illegible] Sprache empfiehlt sich für jeden, der sich mit Nietzsches Weltanschauungen auseinandersetzen will."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S.14, Dresdenerstr. 43.

